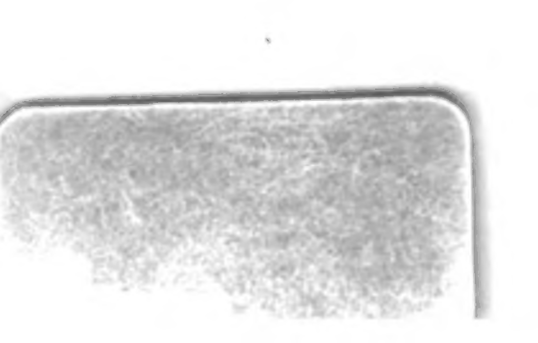
Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

JOHANN FRIEDRICH HERBART'S

SÄMMTLICHE WERKE

HERAUSGEGEBEN

VON

G. HARTENSTEIN.

FÜNFTER BAND

SCHRIFTEN ZUR PSYCHOLOGIE.

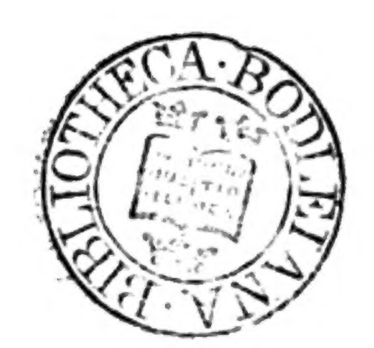
ERSTER THEIL.

LEIPZIG,

VERLAG VON LEOPOLD VOSS.

1850.

Digitized by Google



Digitized by Google

JOHANN FRIEDRICH HERBART'S

SCHRIFTEN ZUR PSYCHOLOGIE

HERAUSGEGEBEN

VON

G. HARTENSTEIN.

ERSTER THEIL

LEHRBUCH ZUR PSYCHOLOGIE. — PSYCHOLOGIE ALS WISSENSCHAFT NEU GEGRÜNDET AUF ERFAHRUNG, METAPHYSIK UND MATHEMATIK. ERSTER THEIL.

LEIPZIG,
VERLAG VON LEOPOLD VOSS.
1850.

265 i 288

Digitized by Google

Digitized by Google

VORWORT.

Unter den Schriften Herbart's, die sich auf die Psychologie beziehen, nehmen das Lehrbuch zur Psychologie und das grössere Werk über diese Wissenschaft, dessen erster Theil die zweite Hälfte des vorliegenden, und dessen zweiter Theil den folgenden sechsten Band bildet, die erste Stelle ein, indem in ihnen die übrigen psychologischen Untersuchungen des Verfassers ihre Beziehungspuncte finden.

Unter ihnen hat das *Lehrbuch zur Psychologie* nicht nur *eine* historische Bedeutsamkeit, als die erste Schrift, in welcher Herbart die Resultate seines Nachdenkens über die Probleme der Psychologie einigermassen im Zusammenhange dargelegt hat, sondern sie ist auch ein sehr brauchbarer Leitfaden für den, welcher sich auf dem Gebiete der Psychologie orientiren will. Dem Bedürfniss des Lernenden kommt dieses Lehrbuch durch die Kürze und Fasslichkeit des Vortrags, durch die sichere Hervorhebung des Wichtigen und Wesentlichen, durch die gleichmässig vertheilte Aufmerksamkeit auf die Hauptklassen der Erscheinungen des geistigen Lebens, durch die Anspruchslosigkeit, mit welcher der erklärende Hauptgedanke weniger als ein speculativer Lehrsatz, als in der Form einer Hypothese behandelt wird, die sich durch ihre Fruchtbarkeit rechtfertige, und durch die wenn auch keineswegs systematisch erschöpfenden, aber immer lehrreichen und zu weiterem Nachdenken auffordernden Andeutungen der Anwendbarkeit jener Hypothese, in einem vorzüglichen

Digitized by Google

Grade entgegen, und für den, der Herbart's grösseres Werk über Psychologie studiren will, wird die Bekanntschaft mit den in diesem Lehrbuche enthaltenen Umrissen überaus nützlich sein, zumal da es in Manchem, was es trotz seines geringen Umfangs enthält, das grössere Werk geradezu ergänzt.

Gleichwohl lässt sich nicht verkennen, dass der ersten Ausgabe vom Jahre **1816** die eigentlich didaktische Zweckmässigkeit in einem höheren Grade zukommt, als der zweiten vom Jahre **1834**, weil in jener die Anordnung der Hauptheile des Buches der Natur der Sache und dem Bedürfnisse des Lernenden besser entspricht, als in dieser. In jener bildet nämlich die Darlegung und Analyse der psychischen Thatsachen, angeordnet nach einer durch die gewöhnliche Unterscheidung der Seelenvermögen gegebenen Classification, als erster Theil den Anfang, und erst, nachdem diese Analyse theils einen Ueberblick über das psychologische Material verschafft, theils das Ungenügende in der Annahme der Seelenvermögen gezeigt hat, folgt als zweiter Theil die Erklärung der psychischen Erscheinungen aus der Hypothese von den Vorstellungen als Kräften, und zwar in unmittelbarer Verbindung einerseits mit den vorbereitenden Lehnsätzen aus der Metaphysik, andererseits mit den Anwendungen auf die einzelnen Hauptklassen der durch sie zu erklärenden Phänomene. Diesen natürlichen und der Sache selbst ganz angemessenen Bau des Buches hat nun Herbart in der zweiten Ausgabe, wie mir scheint, ohne Noth und ohne Vortheil, dadurch zerstört, dass er die Grundzüge der Lehre von den Vorstellungen als Kräften aus ihrer natürlichen Stelle herausgehoben und als „Grundlehre" an die Spitze gestellt hat. Ueberdies war es in Folge dieser Veränderung beinahe unvermeidlich, der zweiten Ausgabe trotz mancher nützlichen und zweckmässigen Zusätze und Erweiterungen, die sich in ihr finden, dadurch zum Theil einen andern Charakter zu geben, dass sie, während die erste gerade an sehr entscheidenden Stellen den Standpunct des Untersuchenden

Digitized by Google

festhält, in einem kategorischen Tone festgestellte Lehrsätze überliefert, für welche hier die Prämissen nur sehr unvollständig angedeutet werden konnten.* Bei diesem Verhältniss der beiden Ausgaben habe ich lange gezweifelt, ob es nicht am zweckmässigsten sein würde, dem neuen Abdrucke die ursprüngliche Form des Buchs zu Grunde zu legen und die Abänderungen der zweiten Ausgabe auf die der ersten zurückzuführen. Aber die Rücksicht darauf, dass die zweite Ausgabe diejenige Form enthält, welche der Verfasser selbst dem Buche in der letzten Bearbeitung gegeben hat, in Verbindung mit dem Umstande, dass die in Folge der erwähnten Umstellung vorgenommenen Aenderungen zu genau in das Ganze verflochten sind, als dass es sich ohne Uebelstände durchgängig auf die ursprüngliche Form hätte zurückführen lassen, hat mich bewogen, dem Abdruck die zweite Ausgabe zu Grunde zu legen, dabei aber in ähnlicher Weise, wie bei dem Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie, die Abweichungen der ersten Ausgabe in Anmerkungen, die durch Zahlen bezeichnet sind, vollständig anzugeben. Wer das Buch in seiner ursprünglichen Ordnung lesen will, was für den Lernenden jedenfalls das Zweckmässigste sein wird, für den kann die kurze Angabe der Reihenfolge, in welcher der Stoff des Buchs in der ersten Ausgabe steht, in Vergleichung mit dem Inhaltsverzeichniss der hier abgedruckten zweiten Ausgabe zum Leitfaden dienen. Sie ist folgende:

Einleitung (§. 1—9).

Erster Theil. Psychologische Erscheinungen angeordnet nach der Hypothese von den Geistesvermögen.

1 Abschnitt. Von den Geistesvermögen als dem ursprüng-

* Sehr bezeichnend ist in dieser Beziehung, dass die „vorbereitenden *Lehnsätze* aus der Metaphysik" in der zweiten Ausgabe in der Ueberschrift des 1 Abschnitts des 3 Theils als „*Lehrsätze* aus der Metaphysik" eingeführt werden.

Digitized by Google

lich und wesentlich Mannigfaltigen im menschlichen Gemüthe (§. 10—83).

(1—6 Capitel entsprechend dem 1—6 Capitel des ersten Abschnitts des zweiten Theils in der 2 Ausgabe).

2 Abschnitt. Von den geistigen Zuständen (§. 84—107).

(1—4 Capitel entsprechend dem 1—4 Capitel des ersten Abschnitts des zweiten Theils in der 2 Ausgabe).

Zweiter Theil. Erklärung der psychologischen Erscheinungen abgeleitet aus der Hypothese von den Vorstellungen als Kräften.

1 Abschnitt. Vorbereitende Lehnsätze aus der Metaphysik (§. 108—123).

(1—3 Capitel entsprechend dem 1—3 Capitel des ersten Abschnitts des dritten Theils in der 2 Ausgabe).

2 Abschnitt. Von den Vorstellungen als Kräften (§. 124—166).

(1—6 Capitel entsprechend dem 1—6 Capitel des ersten Theils in der 2 Ausgabe).

3 Abschnitt. Fernere Erklärungen der Phänomene (§. 167—250).

(1—6 Capitel entsprechend dem 1—6 Capitel des zweiten Abschnitts des dritten Theils in der 2 Ausgabe).

Ganz andere und grössere Ansprüche an den Leser macht die *Psychologie als Wissenschaft,* nicht blos weil hier die Verbindung der Psychologie mit der Metaphysik in den Vordergrund gestellt, sondern auch, weil für den Versuch einer genaueren Entwickelung des psychologischen Grundgedankens der mathematische Calcul in bei weitem grösserer Ausdehnung, als in dem kurzen Lehrbuch, zu Hülfe gezogen worden ist. Rücksichtlich des ersten Punctes war es ein ungünstiges Verhältniss, dass Herbart dieses Werk vor seiner ausführlicheren Darstellung der Metaphysik veröffentlichte; die blose Verweisung auf die *Hauptpuncte der Metaphysik* und die Abhandlung *de attractione elementorum* konnte nicht genügen; dennoch bot die Psychologie selbst keine rechte Stelle, um den Zusammen-

Digitized by Google

hang der psychologischen Grundsätze mit der Metaphysik mit der Ausführlichkeit einer methodischen Entwickelung vor Augen zu legen; und dadurch bekommt die Einleitung in dieses Werk für den, der die Metaphysik Herbart's nicht sehr genau durchdacht hat, etwas Fremdartiges und schwer Zugängliches. Indessen Herbart hat es absichtlich verschmäht, den von ihm entdeckten psychologischen Grundgedanken lediglich durch die Anwendungen zu rechtfertigen; er wollte, wie er ausdrücklich sagt (vgl. S. 195 dieses Bandes), den geschichtlichen Gang seiner Untersuchungen nicht verdecken, und die Form der Darstellung, welche er hier gewählt hat, würde, wenn andere Zeugnisse darüber fehlten, wenigstens ein Beweis dafür sein, dass er die Lehre von den Vorstellungen als den wahren psychischen Kräften nicht als eine Hypothese, sondern als eine Consequenz aus speculativen Ueberlegungen gefunden hat.

Der Beziehung der Psychologie auf die Metaphysik ist aber hier auch noch in anderer Hinsicht ein sehr bedeutender und für die eigene Aufgabe der ersteren nicht gerade günstiger Einfluss eingeräumt. Während nämlich der zweite, analytische Theil sich zunächst mit der Zurückführung der thatsächlich gegebenen psychischen Phänomene auf die im ersten Theile dargelegten allgemeinen Formen und Gesetze des geistigen Lebens beschäftigt, wird die Bewegung der Untersuchung nach diesem Ziele hin vielfach durchkreuzt von solchen Erörterungen, die sich auf die Theorie der Erkenntniss und namentlich auf die Kritik der kantischen Lehre beziehen. Herbart selbst hebt diesen Gesichtspunct mehrmals ausdrücklich hervor. Diese Verknüpfung zweier nicht ganz gleichartigen Reihen der Untersuchung wird vollkommen begreiflich, wenn man weiss, wie sehr ihm, unbeschadet der Vertiefung in jeden einzelnen bestimmten Fragepunct, das Ganze der philosophischen Forschung am Herzen lag; er mochte wohl hoffen, durch die Darlegung der Einwirkung, welche eine ungenügende Psychologie auf die Metaphysik haben muss, und durch die

Digitized by Google

Nachweisung der Quellen späterer Verirrungen einen wirksamen Einfluss auf allgemeine Verständigung auszuüben. Für die eigentliche Aufgabe einer der Psychologie als solcher zugewendeten Untersuchung entsteht aber dadurch gleichwohl der Nachtheil, dass die Aufmerksamkeit des Lesers vielfach zwischen verschiedenen Richtungen getheilt wird, und es gehört allerdings nicht nur ein geduldiges und ausharrendes Studium der verschiedenen Werke Herbart's, sondern auch eine selbstständige Verarbeitung der von ihm entwickelten Gedankenreihen dazu, um des Zusammenhanges vollkommen mächtig zu werden.

Was aber den Versuch, Mathematik auf Psychologie anzuwenden anlangt, so wird er in der Geschichte der Wissenschaft entweder als eine von den merkwürdigeren Verirrungen, oder als eine kühne und folgenreiche Erweiterung der Forschung seinen Platz behaupten. Indessen selbst dann, wenn man ihn blos als eine historische Thatsache betrachtet, wird die Verwunderung darüber, — oder welche andere Gefühle der oberflächliche Anblick mathematischer Formeln in einer Psychologie erregen mag, — nicht eher verschwinden, als bis man wenigstens so viel davon begriffen hat, dass es sich hier nicht um eine Berechnung individueller psychischer Zustände und Ereignisse, sondern um die Darlegung allgemeiner Gesetze handelt, deren genaue Vergleichung mit jenen bei der höchst verwickelten Natur psychischer Ereignisse vielleicht immer unmöglich bleiben und selbst für die einfacheren erst dann möglich sein wird, wenn die mathematische Psychologie unvergleichbar weiter entwickelt sein wird, als jetzt; ohne dass gleichwohl dadurch die Möglichkeit abgeschnitten ist, durch einen vergleichenden Blick auf den Gang und die Resultate der Rechnung ein naturgemässes und annähernd richtiges Bild von den Formen und dem Zusammenhange des geistigen Lebens zu gewinnen. Vielleicht ist die Bemerkung nicht ganz überflüssig, dass die Bezeichnung, welche Herbart selbst die-

Digitized by Google

sem Werke gegeben hat: Psychologie, *gegründet* auf Metaphysik, Erfahrung und Mathematik, geeignet ist Missverständnisse zu erregen. *Gegründet* ist die Psychologie lediglich auf Erfahrung und Metaphysik, aber nicht auf Mathematik; erst im Fortschritte der Untersuchung zeigt sich die sorgfältige Berücksichtigung der Grössenverhältnisse als ein unabweisliches Bedürfniss für die genauere Bestimmung der psychischen Gesetze; und die Anwendung der Rechnung zu diesem Zwecke ist keine Grundlage, sondern ein Hülfsmittel, dessen Anwendung ganz und gar durch die eigenthümliche Natur der, völlig unabhängig von aller Mathematik, der Psychologie zugehörigen Begriffe bedingt ist. Indem Herbart die allerersten Schritte auf diesem Gebiet wagte, weil er sich durch die Natur der Sache dazu hingetrieben fand, kannte er die unermessliche Grösse der Aufgabe vollkommen und ist weit entfernt gewesen, das Verhältniss dessen, was er geleistet hat, zu dem, was eigentlich geleistet werden müsste, irgendwie zu überschätzen; vielmehr enthält gerade dieses Werk zahlreiche und immer wiederkehrende Aeusserungen einer Bescheidenheit, wie sie allen gründlichen und ernsten Forschern eigen zu sein pflegt. Die Sache selbst anlangend, betrachte ich es als ein glückliches Zusammentreffen, dass gleichzeitig mit der Ausgabe des vorliegenden Bandes *Drobisch's „erste Grundlehren der mathematischen Psychologie“* (Lpz. 1850) erschienen sind, deren Vergleichung mit den Arbeiten Herbarts künftigen Forschern unerlasslich sein wird.

Was endlich den vorliegenden Abdruck der ersten und einzigen Ausgabe der *Psychologie als Wissenschaft* anlangt, so ist darüber kaum etwas zu bemerken. Der Druck des Originals ist bis auf einige wenige Stellen, wo eine kleine Verbesserung nothwendig war, sehr correct; diese Veränderungen sind zu unbedeutend, um sie im Einzelnen aufzuzählen; auf einige Druckfehler der ältern Ausgabe in den mathematischen Formeln hat mich Herr Prof. Drobisch auf-

Digitized by Google

merksam zu machen die Güte gehabt; und dass die am Schlusse des zweiten Theils von Herbart selbst angegebenen Verbesserungen in den Text aufgenommen worden sind, versteht sich von selbst. Zur leichtern Vergleichung des vorliegenden Abdrucks mit der ältern Ausgabe sind ausser den Zahlen der Paragraphen die Seitenzahlen des Originals an den äussern Ecken der Seiten dergestalt angegeben worden, dass auf jeder Seite der vorliegenden Ausgabe die Zahl der Seite der ältern Ausgabe steht, deren Anfang auf die betreffende Seite des Abdrucks fällt.

Leipzig, im Monat Juni 1850.

G. Hartenstein.

Digitized by Google

INHALT.

LEHRBUCH ZUR PSYCHOLOGIE.

		Seite
Vorrede zur ersten Ausgabe		3
Einleitung (§. 1—9)		6
	Erster Theil. Grundlehre.	
1 Cap.	Von dem Zustande der Vorstellungen, wenn sie als Kräfte wirken (§. 10—12)	15
2 Cap.	Vom Gleichgewichte und den Bewegungen der Vorstellungen (§. 13—21)	17
3 Cap.	Von den Complexionen und Verschmelzungen (§. 22—32)	21
4 Cap.	Von den Vorstellungen als dem Sitze der Gemüthszustände (§. 33—38)	29
5 Cap.	Vom Zusammenwirken mehrerer Vorstellungsmassen (§. 39—43)	32
6 Cap.	Vorblicke auf die Verbindung zwischen Seele und Leib (§. 44—52)	34
	Zweiter Theil. Empirische Psychologie.	
	Erster Abschnitt. Von den Geistesvermögen, als dem anscheinend ursprünglich und wesentlich Mannigfaltigen im menschlichen Gemüthe.	
1 Cap.	Ueberblick über die angenommenen Geistesvermögen (§. 53—59)	37
2 Cap.	Ueber die Grenzlinie zwischen den untern und obern Vermögen (§. 60—66)	45
3 Cap.	Vorstellungsvermögen (§. 67—94)	53
4 Cap.	Gefühlvermögen (§. 95—106)	70
5 Cap.	Begehrungsvermögen (§. 107—119)	78
6 Cap.	Von der Zusammenwirkung und Ausbildung der Geistesvermögen (§. 120—125)	86
	Zweiter Abschnitt. Von den geistigen Zuständen.	
1 Cap.	Ueber die allgemeine Veränderlichkeit der Zustände (§. 126—130)	90
2 Cap.	Von den natürlichen Anlagen (§. 131—135)	92
3 Cap.	Von äussern Einwirkungen (§. 136—141)	96
4 Cap.	Von den anomalen Zuständen (§. 142—149)	99
	Dritter Theil. Rationale Psychologie.	
	Erster Abschnitt. Lehrsätze aus der Metaphysik.	
1 Cap.	Von der Seele und der Materie (§. 150—156)	108
2 Cap.	Von den Lebenskräften (§. 157—161)	111
3 Cap.	Von der Verbindung zwischen Seele und Leib (§. 162—166)	114
	Zweiter Abschnitt. Erklärungen der Phänomene.	
1 Cap.	Von den Vorstellungen des Räumlichen und Zeitlichen (§. 167—178)	117
2 Cap.	Von der Ausbildung der Begriffe (§. 179—193)	125
3 Cap.	Ueber unsere Auffassung der Dinge und Unserer Selbst (194—204)	134
4 Cap.	Vom unbeherrschten Spiele des psychischen Mechanismus (§. 205—227)	144

Digitized by Google

Seite
5 Cap. Von der Selbstbeherrschung, insbesondere von der Pflicht, als einem psychischen Phänomene (§. 228—239) 156
6 Cap. Psychologische Betrachtungen über die Bestimmung des Menschen (§. 240—252) 166
Anhang 175

PSYCHOLOGIE ALS WISSENSCHAFT, NEU GEGRÜNDET AUF ERFAHRUNG, METAPHYSIK UND MATHEMATIK.

Erster, synthetischer Theil.

Vorrede 191
Einleitung 198
I. Von den verschiedenen Weisen, wie die gemeine Kenntniss der Thatsachen des Bewusstseins gewonnen wird. (§. 1—6) . 205
II. Von einer allgemeinen Eigenschaft alles dessen, was innerlich wahrgenommen wird. (§. 7—9) 212
III. Weshalb sind wir so geneigt, uns in der Psychologie mit Abstractionen zu behelfen? (§. 10) 213
IV. Allgemeine Angabe des Verfahrens, um Thatsachen des Bewusstseins zu Principien der Psychologie zu benutzen. (§. 11—13) 218
V. Vom Verhältnisse der Psychologie zur allgemeinen Metaphysik. (§. 14—16) 225
VI. Blicke auf die Geschichte der Psychologie seit *Des-Cartes*. (§. 17—22) 234
VII. Plan und Eintheilung der bevorstehenden Untersuchungen. (§. 23) 261
Erster Abschnitt. Untersuchung über das Ich, in seinen nächsten Beziehungen.
1 Cap. Ueber die philosophische Bestimmung des Begriffs vom Ich (§. 24—26) 267
2 Cap. Darstellung des im Begriffe des Ich enthaltenen Problems, nebst den ersten Schritten zu dessen Auflösung (§. 27—30) 274
3 Cap. Vergleichung des Selbstbewusstseins mit andern Problemen der allgemeinen Metaphysik (§. 31—35) 289
4 Cap. Vorbereitung der mathematisch-psychologischen Untersuchungen (§. 36—40) 316
Zweiter Abschnitt. Grundlinien der Statik des Geistes.
1 Cap. Summe und Verhältniss der Hemmung bei vollem Gegensatze (§. 41—43) 327
2 Cap. Berechnung der Hemmung bei vollem Gegensatze, und erste Nachweisung der Schwellen des Bewusstseins (§. 44—51) 336
3 Cap. Abänderungen des Vorigen bei minderem Gegensatze (§. 52—56) 347
4 Cap. Von den vollkommenen Complicationen der Vorstellungen (§. 57—62) 358
5 Cap. Von den unvollkommenen Complicationen (§. 63—66) . . 371
6 Cap. Von den Verschmelzungen (§. 67—73) 378
Dritter Abschnitt. Grundlinien der Mechanik des Geistes.
1 Cap. Vom Sinken der Hemmungssumme (§. 74—76) 396
2 Cap. Von den mechanischen Schwellen (§. 77—80) 402
3 Cap. Von wiedererweckten Vorstellungen nach der einfachsten Ansicht (§. 81—85) 416
4 Cap. Von der mittelbaren Wiedererweckung (§. 86—93) . . . 433
5 Cap. Vom zeitlichen Entstehen der Vorstellungen (§. 94—97) . 454
6 Cap. Ueber Abnahme und Erneuerung der Empfänglichkeit (§. 98—99) 470
7 Cap. Von den Vorstellungsreihen niederer und höherer Ordnungen; ihrer Verwebung und Wechselwirkung (§. 100—102) 480

Digitized by Google

LEHRBUCH ZUR PSYCHOLOGIE.

Digitized by Google

Ce n'est pas sur les idées d'autrui que j'écris; c'est sur les miennes. — Que si je prends quelquefois le ton affirmatif, ce n'est point pour en imposer au lecteur; c'est pour lui parler comme je pense. Pourquoi proposerais-je par forme de doute ce dont, quant à moi, je ne doute point? Je dis exactement ce qui se passe dans mon esprit.

Rousseau.

Digitized by Google

VORREDE

ZUR ERSTEN AUSGABE.

Die Psychologie ist zwar in der gesammten Philosophie weder das Tiefste, noch das Höchste, sondern sie ist der erste unter den drei Theilen der angewandten Metaphysik. Dennoch behauptet sie eine besondere Wichtigkeit für das Ganze der Wissenschaft. Theils schon darum, weil man der psychologischen Frage nach der Möglichkeit der Erkenntniss sich nirgends erwehren kann, wo etwas mit Entschiedenheit als Wahrheit und als frei vom Verdachte des verborgenen Irrthums soll anerkannt und vestgestellt werden. Theils deshalb, weil seit Jahrhunderten gerade die Psychologie der Sitz derjenigen Vorurtheile war, welche anzufechten man sich selten und wenig ernstlich einfallen liess, welche vorauszusetzen dagegen und als Waffen gegen andere Lehren zu gebrauchen, beinahe gemeine Sitte unter den Philosophen war und ist. Verbesserung der psychologischen Vorstellungsarten ist daher eine Grundbedingung der Berichtigung des Irrthums in allen Theilen der Philosophie, und mittelbar in allen Wissenschaften, sofern die ebengenannte auf sie einfliesst.

Wie gewiss aber auch die Erfahrungs-Seelenlehre (und von einer rationalen Psychologie, dergleichen Wolff versuchte, hat man sich entwöhnt zu reden) nur auf der trüglichen Oberfläche der Erscheinungen stehen bleibt, glücklich genug, wenn sie durch die Erschleichungen, denen sie niemals entgeht, nur nicht die Thatsachen selbst entstellt: eben so gewiss ist es gleichwohl nothwendig, die Erscheinungen vorher mit Aufmerksamkeit zu betrachten und zu mustern, ehe man versuchen kann, die wahre Natur dessen, was ihnen zum Grunde liegt, zu erforschen. — Ehemals konnte man in akademischen Vor-

Digitized by Google

lesungen mit einiger Sicherheit voraussetzen, die Zuhörer seien schon auf den Schulen mit empirischer Psychologie und Logik vorläufig bekannt gemacht; und bei den Fortschritten des philosophischen Denkens in neuerer Zeit, da die mündlichen Vorträge nicht leichter, sondern schwerer ausfallen müssen, sollte die Universität nicht eine schlechtere, sondern eine bessere Unterstützung durch die Gymnasien erhalten. Mathematik und Sprachen können Vieles, aber nicht Alles leisten; am wenigsten jetzt, da verschiedene wichtige Verbesserungen des Unterrichtsganges noch immer durch die Bedenklichkeiten der Schulmänner zurückgehalten werden. Jedes Studium läuft Gefahr, in Verfall zu gerathen, dem die nöthige Vorbereitung zur rechten Zeit im öffentlichen Unterrichte entzogen wird. Die Philosophie hat in diesen Zeiten mit vielen inneren Verwirrungen zu kämpfen. Wird man ihr aufhelfen, indem man ihr entzieht, was sie hatte? Glaubt man, es werde den Wissenschaften frommen, wenn die Philosophie in Verfall gerathe?

Diejenigen nun, welche unter der Versäumniss gelitten haben, die leider neuerlich anfängt gewöhnlich zu werden, können nur nachzuholen versuchen. Dazu ist es gleich im Anfange der Universitätsjahre die höchste Zeit. Anzurathen ist demnach, dass Jeder, noch während er die Vorträge über Logik und zur Einleitung in die Philosophie besucht, sich durch Privatstudium in den Vorhöfen der Psychologie einheimisch mache. *Kant's* Anthropologie darf nicht durch die Ehrfurcht, welche dem grossen Namen ihres Urhebers gebührt, zurückschrecken; sie gewährt eine leichte und heitere Lectüre. *Hoffbauers* Grundriss der Erfahrungs-Seelenlehre giebt mit vieler Präcision eine kurze Uebersicht über das Ganze. *Maass* über die Leidenschaften, und desselben Verfassers Werk über die Gefühle, wird in den Geist der bisherigen Psychologie hinein versetzen; zugleich eine treffliche logische Uebung in mancherlei Hinsicht veranlassen können, und überdies anleiten, poetische Kunstwerke von der psychologischen Seite zu betrachten. — Die Vorträge, welche nach dem gegenwärtigen Lehrbuche sollen gehalten werden, sind bestimmt, so viel Kenntniss der Thatsachen in gedrängter Darstellung mitzutheilen, als der höhere Zweck, das philosophische Studium im Ganzen zu fördern, bei der Kürze der Zeit gestatten wird.

Die Aufnahme, welche dies Buch im grössern Publicum zu

Digitized by Google

erwarten hat, lässt sich aus psychologischen Gründen einigermaassen vorhersehn. Zwar die Seelenvermögen werden aus der wissenschaftlichen Psychologie irgend einmal verbannt werden, eben sowohl als das Phlogiston aus der Chemie hat weichen müssen, denn die Natur der Sache legt die Untauglichkeit beider Hypothesen klar vor Augen. Allein eine neue Vorstellungsart, wie sehr sie auch der Wahrheit sich nähern möchte, erhält nicht eher Zustimmung und Dank, als nachdem die Gelehrten in deren Anwendung sich geübt und die Entbehrlichkeit der alten Meinung stark genug empfunden haben.

Digitized by Google

EINLEITUNG.

1. Innere Wahrnehmung, Umgang mit Menschen auf verschiedenen Bildungsstufen, die Beobachtungen des Erziehers und Staatsmannes, die Darstellungen der Reisenden, Geschichtschreiber, Dichter und Moralisten, endlich Erfahrungen an Irren, Kranken und Thieren, geben den Stoff der Psychologie. Sie soll diesen Stoff nicht bloss *sammeln*, sondern das Ganze der innern Erfahrung *begreiflich machen*; während dasselbe in Ansehung der äussern, mit Raumbestimmungen behafteten Erfahrung zu leisten, der Naturphilosophie obliegt. Wie die beiden Erfahrungskreise verschieden und doch verbunden sind, so auch die beiden Wissenschaften. Sie hängen in Ansehung der Grundbegriffe gemeinschaftlich von der allgemeinen Metaphysik ab; jedoch hat zur letztern die Psychologie das eigenthümliche Verhältniss, dass in ihr manche Fragen, die bei Gelegenheit der Metaphysik sich erheben, und dort zurückgelegt werden müssen, zur Beantwortung gelangen. Den Vortrag der Psychologie lässt man schon deshalb gern dem Vortrage der Metaphysik vorangehn; und sucht dabei Anfangs den metaphysischen Begriff der *Seele* (der Substanz des Geistes) zu vermeiden. Hiebei gewinnt der Anfänger gar sehr an Erleichterung; denn theils kann er länger im Erfahrungskreise verweilen, theils erhöhen die mannigfaltigen Beziehungen der Psychologie auf Moral, Pädagogik, Politik, Philosophie der Geschichte, Kunstlehre, das Interesse des Studiums.

2. Dass Vorstellungen durch die *Sinnlichkeit* gegeben, durch das *Gedächtniss* aufbewahrt, von der *Einbildungskraft* vergegenwärtigt und neu verbunden werden; dass der *Verstand* sich zeige im Verstehen einer Sprache oder Kunst, die *Vernunft* im Vernehmen von Gründen und Gegengründen: diese allgemein verbreitete Meinung ist von den Psychologen weiter ausgebil-

Digitized by Google

det worden, indem die Unterscheidung des Schönen und Hässlichen der *ästhetischen Urtheilskraft*, die Leidenschaften dem *Begehrungsvermögen*, die Affecten dem *Gefühlvermögen* zugewiesen wurden u. s. f. Die Meinung ist, dass diese Vermögen sich in *jedem* Menschen *stets* beisammen finden. Allein über die Erklärung und Abtheilung der Vermögen sind die grössten Streitigkeiten entstanden; welche längst aufmerksam machen mussten, dass die Psychologie einer andern Grundlehre bedarf, worin gleich Anfangs auf die *wechselnden* Zustände das Augenmerk gerichtet wird. *Diese* (nicht aber jene Vermögen) *erfahren wir in uns unmittelbar.*

3. Nützlich ist eine vorläufige Vergleichung der Psychologie mit den drei Hauptzweigen der Naturwissenschaft.[1] Die Naturgeschichte zuvörderst kann von den Gegenständen, die sie geordnet aufstellt, einzelne Exemplare vorzeigen; sie kann die wahrgenommenen Merkmale bestimmt aufzählen. Nun ist eine regelmässige Abstraction möglich, welche von der Kenntniss

---

[1] Statt des vorstehenden Anfangs der Einleitung findet sich in der 1 Ausgabe Folgendes:

„1. Der Mensch, ein Gegenstand der äusseren und inneren Erfahrung, bietet in Ansehung dessen, was er, nach Beiseitsetzung des Leibes, als sein wahres Selbst betrachtet, und was er, noch ohne es näher zu kennen, seinen *Geist* nennt, der empirischen Auffassung einen reichen Stoff dar zu Bemerkungen und Meinungen, welche Anfangs vorzüglich von Dichtern, Sittenlehrern und Geschichtschreibern mannigfaltig sind gewendet und genutzt, später von Philosophen in eine logische Ordnung zusammen gestellt, und unter dem Namen der *empirischen Psychologie* vorgetragen worden.

2. Diese Wissenschaft, angenommen dass sie einer innern Vollendung fähig sei, kann dennoch unsre Erkenntnisse nicht beträchtlich erweitern. Das Meiste, was sie lehrt, muss ein Jeder aus der Beobachtung seiner selbst schon wissen, um sie nur verstehen zu können; und der Nutzen, den sie beabsichtigt, indem sie den Menschen auf sich selbst aufmerksam macht und ihm seine wandelbaren Zustände in einem bleibenden Bilde vorhält, wird nicht in besonderem Grade durch die logische, hingegen weit vollkommener durch poetische und historische Darstellung, am unmittelbarsten aber durch moralische und religiöse Ermahnungen erreicht, wofern sich dieselben dem Menschen anpassen, den sie treffen sollen.

3. Reine Empirie darf man überdies in der Psychologie nicht erwarten; vielmehr, wo dieselbe verheissen wird, da muss man auf Erschleichungen aller Art gefasst sein.

Um dies einzusehn, vergleiche man den Stoff und das Verfahren anderer empirischen Wissenschaften mit dem in der Psychologie. Die Naturgeschichte z. B. kann“ u. s. w.

Digitized by Google

der Individuen ausgeht, und von da mit vesten Schritten zu Arten und Gattungen aufsteigt, so dass unzweideutig vor Augen liegt, welche Merkmale in der Abstraction bei Seite gesetzt, in der Determination hinzugefügt worden. Indem diese logischen Operationen von den niedrigsten bis zu den höchsten Begriffen, und rückwärts, gehörig vollzogen werden, verleiten sie Niemanden, die höchsten Begriffe für real zu halten; vielmehr weiss Jedermann, dass dieselben nur Hülfsmittel des Denkens sind, welches sie selbst erzeugte, um eine sehr grosse Mannigfaltigkeit von Naturkörpern bequem überschauen zu können.

Hingegen der Psychologie liegt kein Stoff zum Grunde, der sich klar vor Augen legen, bestimmt nachweisen, einer regelmässig und ohne Sprung von unten aufsteigenden Abstraction unterwerfen liesse. Die Selbstbeobachtung verstümmelt die Thatsachen des Bewusstseins schon in der Auffassung, reisst sie aus ihren nothwendigen Verbindungen und überliefert sie einer tumultuarischen Abstraction, welche nicht eher einen Ruhepunkt findet, als bis sie bei den höchsten Gattungsbegriffen, dem *Vorstellen, Fühlen,* und *Begehren,* angelangt ist; denen nun durch Determination (also auf dem, für eine empirische Wissenschaft verkehrten Wege) das beobachtete Mannigfaltige so gut es gehen will, untergeordnet wird. Wenn nun zu den unwissenschaftlich entstandenen Begriffen von dem, *was in uns geschieht*, die Voraussetzung von *Vermögen, die wir haben,* hinzugefügt wird, so verwandelt sich die Psychologie in eine *Mythologie;*[1] von der zwar Niemand bekennen will, dass er im Ernste daran glaube, von der man aber gleichwohl die wichtigsten Untersuchungen dergestalt abhängig macht, dass nichts Klares davon übrig bleibt, wenn jene Grundlage weggenommen wird.[2]

---

[1] 1 Ausgabe: „untergeordnet wird. Der grösste Schaden aber geschieht, indem endlich zu den ... geschieht, die (aus metaphysischen Gründen ganz und gar verwerfliche) Voraussetzung ... wird. Hierdurch verwandelt sich die Psychologie völlig in eine Mythologie“ u. s. w.

[2] In der 1 Ausgabe steht hier noch als *Anmerkung* 1.: „Alle neuere philosophische Schriften sind voll von dem, was die Sinnlichkeit empfange, das Gedächtniss aufbewahre, die Einbildungskraft hervorrufe und in neue Verbindungen bringe, — von dem, was der Verstand denke und was die Vernunft erkenne und gebiete. Zum Beweise, welche Wichtigkeit man noch

Digitized by Google

Anmerkung. Es ist auffallend, dass in der Psychologie die höchsten Begriffe noch die klärsten sind, die niedrigern aber immer schwankender werden. So ist man, zwar seit nicht langer Zeit, darüber so ziemlich (wiewohl auch nicht ganz)[1] einig geworden, die drei Begriffe *Vorstellen, Fühlen, Begehren,* als die höchsten Gattungen anzusehen, aber die Absonderung der Affecten von den Leidenschaften ist späteren Ursprungs, und noch jetzt nicht ganz in den Sprachgebrauch eingedrungen; fragt man vollends nach den Arten des Gedächtnisses, als Ortsgedächtniss, Namengedächtniss, Sachgedächtniss u. s. w., so übernimmt Niemand diese Eintheilung vollständig anzugeben; und noch weniger sind die poetische, die mathematische, die militärische Einbildungskraft gehörig von einander gesondert, so offenbare Verschiedenheiten auch in dieser Hinsicht unter den Menschen gefunden werden. Dieser Unbestimmtheit der niederen Begriffe nun sieht man es gleich an, dass die ursprünglich unbestimmte Auffassung der psychologischen Thatsachen keine ächte *Naturgeschichte des Geistes* gestattet. Gleichwohl werden wir, schon des eingeführten Sprachgebrauchs wegen, uns in der logischen Uebersicht der empirischen Psychologie der gewohnten Namen manchmal bedienen.[2]

4. Die empirische Physik, unbekannt mit den eigentlichen Naturkräften, hat gewisse Regeln gewonnen, nach welchen die Erscheinungen sich richten. Durch *Zurückführung* auf dieselben bringt sie Zusammenhang in das Mannigfaltige der Erscheinungen. Experimente mit künstlichen Werkzeugen, und Rechnung: dies sind die grossen Hülfsmittel ihrer Entdeckungen.

Die Psychologie darf mit den Menschen nicht experimentiren; und künstliche Werkzeuge giebt es für sie nicht. Desto sorgfältiger wird die Hülfe der Rechnung zu benutzen sein. Ist erst hiedurch für die Grundbegriffe die wissenschaftliche Bestimmtheit gewonnen: dann beginnt das Geschäft des Zurückführens. Gesetzt z. B. man habe den Begriff von der Spannung entgegengesetzter Vorstellungen, dann führt man auf

---

heutiges Tages auf diese personificirten Seelenvermögen lege, ist erst kürzlich mit grossem Ernste über die Gedankendinge: *Verstand* und *Vernunft*, hin und her gestritten worden; auch ist die letztere der Mittelpunct der Schwärmerei bei allen heutigen Partheien."

[1] „so ziemlich (wiewohl auch nicht ganz)" Zusatz der 2 Ausgabe.

[2] „Gleichwohl werden ... bedienen" Zusatz der 2 Ausgabe.

Digitized by Google

die verschiedenen hiebei möglichen Umstände, unter andern die Verschiedenheit der Gemüthszustände zurück. Eben so, kennt man erst die Regeln der Reproduction, nach welchen in den Vorstellungsreihen jede Vorstellung *zwischen* andern hervortritt: dann führt man darauf die räumliche und zeitliche Gestaltung der Sinnendinge, und die logische Stellung der Begriffe zurück.

5. Die Physiologie bedient sich in der Betrachtung des thierischen Lebens dreier Hauptbegriffe; nämlich: Vegetation, Irritabilität, und Sensibilität. Man kann versuchen, das Gefühlvermögen mit der Sensibilität, das Begehrungsvermögen mit der Irritabilität, das Vorstellungsvermögen mit der Vegetation zu vergleichen; so zeigt sich, dass diese Analogie wenigstens in so fern einiges Licht giebt, als die Vegetation fortdauert, während im Schlafe die Sensibilität unmerklich wird, und die Irritabilität der Muskeln durch Erholung neue Kräfte gewinnt. Das Fortdauern nämlich ist auch den Vorstellungen eigen. Sie bleiben, wenn sie einmal zu bestimmten Kenntnissen ausgebildet wurden, sich gleich bis ins hohe Alter, während Gefühle und Begierden wechseln und ermatten. Ferner ist die Vegetation die Grundlage des leiblichen Lebens; dasselbe gilt von den Vorstellungen im Geistigen. Doch darf die Analogie nicht zu weit ausgedehnt werden. In den Pflanzen giebt es nur Vegetation; keine merkliche Sensibilität und Irritabilität, ausser in höchst seltenen und unvollkommenen Ausnahmen. Dagegen findet sich Vorstellen, Fühlen, Wollen stets verbunden. Ueberdies ist das ganze geistige Dasein des Menschen ungleich veränderlicher als irgend ein Gegenstand der Physiologie.[1]

---

[1] §. 4 u. 5 sind in der 2 Ausgabe hinzugekommen. Statt derselben stand in der 1 Ausgabe Folgendes:

„4. Rationelle Empirie, welche aus Beobachtungen Gesetze ableitet, und daraus fernere Beobachtungen vorhersieht und zusammenstellt, kann in der Psychologie nur sehr fragmentarisch statt finden und kein Ganzes bilden. Zwar im gemeinen Leben erräth Einer des Andern Gedanken und Gesinnungen mit mehr oder weniger Sicherheit; und in so fern sind alle Menschen rationelle Psychologen. (Die Politiker und die sogenannten Menschenkenner am meisten.) Allein um in der Höhe der wissenschaftlichen Abstraction Gesetze zu erkennen, die als Prämissen im folgerechten Schliessen gebraucht, nicht sogleich trüglich werden sollen: dazu gehört eine ohne Vergleich grössere Bestimmtheit der Begriffe, als durch die innere Erfahrung zu erlangen steht.

Digitized by Google

6. Wirft man einen, durch metaphysische Elementarbegriffe geschärften, speculativen Blick auf den Menschen, so stellt sich derselbe dar als ein Aggregat von Widersprüchen.[1] Die *innere* Erfahrung hat *nicht das allergeringste Vorrecht,* wodurch sie mehr gelten könnte, als die *äussere;* was auch die Schwärmerei für innere Anschauungen von besonderer Wahrheit und Würde ersonnen hat, und noch ersinnen mag, die man denen, welche einmal daran glauben *wollen*, nicht entreissen kann. Dagegen aber eröffnet sich eine Aussicht auf Untersuchungen, wodurch der empirische Stoff zu wahren Erkenntnissen könne verarbeitet werden; welches freilich bei der psychologischen Empirie, ihrer Unbestimmtheit und Unstetigkeit wegen, schwerer ist, als bei manchen andern Theilen der menschlichen Erfahrung.

Nämlich es zeigt sich alles geistige Leben, wie wir es an uns und an Andern beobachten, als ein *zeitliches* Geschehen; als eine beständige *Veränderung;* als ein *Mannigfaltiges ungleichartiger Bestimmungen in Einem;* endlich als Bewusstsein des *Ich* und *Nicht-Ich;* welches alles[2] zu den undenkbaren Formen der Erfahrung gehört. Auch selbst die Schwierigkeiten des *materiellen* Daseins sind hier nicht fern; denn wir kennen den Geist

---

Anmerkung. Dass die Schwere umgekehrt wie das Quadrat der Entfernung anzieht, dies ist ein Gesetz rationeller Empirie, und darauf gründet sich die heutige Mechanik des Himmels. Aber dies Gesetz hat auch die höchste Bestimmtheit und beruht auf den bestimmtesten Beobachtungen. Die Grundlage der kantischen Philosophie müsste, wenn sie haltbar sein sollte, ebenfalls rationelle Empirie sein. Die Täuschung derer, die sie dafür halten, gehört selbst zu den merkwürdigen psychologischen Phänomenen. Dass Raum und Zeit *gewöhnlich nicht* als unendliche gegebene Grössen von den Menschen vorgestellt werden, dass die Begriffe von Substanz und Ursache ganz und gar nicht veststehende Kategorien, sondern sehr veränderliche, nach Meinungen, Culturzuständen und Systemen verschiedene, Vorstellungsarten sind; dass von einem kategorischen Sollen, mit Hintansetzung aller Willkür, die wenigsten Menschen eine Ahnung haben: dies sind Thatsachen, welche die ganze Culturgeschichte bezeugt, und wodurch die vermeinte *empirische* Grundlage der kantischen Lehre geradezu umgestossen wird. Die Ausreden, welche man dagegen gebraucht, sind nichts weniger als empirisch, sondern beruhen auf dunkel gefühlten speculativen Gründen."

[1] In der 1 Ausg. steht hier noch: „und die Meinung, als ob empirische Menschenkunde eine ächte Erkenntniss gewähren könnte, verschwindet sogleich."

[2] In der 1 Ausg. steht hier noch: „wie die (hier als bekannt vorauszusetzende) Einleitung nachgewiesen hat."

Digitized by Google

des Menschen nur in Verbindung mit dem Leibe; und ob die Unterscheidung des einen vom andern reale Gültigkeit habe, kann die blosse Erfahrung nicht entscheiden.

7. Die nächste Entwickelung dieser Probleme geschieht zwar durch die allgemeine Metaphysik; allein die weitere Bearbeitung in psychologischer Hinsicht erfordert überdies höhere Mathematik, indem die Vorstellungen als Kräfte müssen betrachtet werden, deren Wirksamkeit von ihrer Stärke, ihren Gegensätzen und Verbindungen abhängt, welches alles gradweise verschieden ist.[1]

8. Doch in einer so leichten, fast populären Darstellung, wie hier beabsichtigt wird*, kann die alte Hypothese von den Seelenvermögen auch nicht ganz entbehrt werden. Denn sie ist ein Werk langer Zeiten; und bezeichnet als solches den unvermeidlich nächsten Erfolg des natürlichen Bestrebens, das geistige Leben des Menschen in Einem Bilde zusammenzufassen. Sie ist eine Tradition, welche den Totaleindruck aller psychologischen Beobachtungen wiedergiebt. Von ihr geleitet, werden wir die empirische Psychologie im Umrisse zeigen, und deren auffallendste Fehler anmerken, um das Bedürfniss einer Erklärung der Thatsachen fühlbar zu machen.

---

[1] Hier hat die 2 Ausg. noch Folgendes: „Die Mannigfaltigkeit und Schwierigkeit der nöthigen Vorkenntnisse gestattet demnach in der Regel nicht, in akademischen Vorträgen Psychologie als speculative Wissenschaft zu lehren. Allein die Resultate derselben gehören zu dem Wichtigsten, was gelehrt und gelernt werden kann; denn die Ansicht, die Jemand vom menschlichen Geiste fasst, ist für sein ganzes Leben entscheidend für sein Denken und sein Handeln. Daher wird hier der Versuch gemacht, das als annehmliche Hypothese darzustellen, was durch mühsame metaphysische und mathematische Nachforschungen ist gefunden worden. Dieser Vortrag setzt nichts voraus, als nur die Einleitung in die Philosophie; er kann füglich neben dem der praktischen Philosophie gehört werden und den Vorlesungen über allgemeine Metaphysik als nähere Vorbereitung vorangehn.

7. Hiebei kann die alte Hypothese von den Seelenvermögen auch nicht ganz entbehrt werden. Denn sie ist ein Werk langer Zeiten" u. s. w.

* Sollten Schwierigkeiten aufstossen, so wird auf solchen Fall zunächst auf des Verfassers Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie verwiesen. Für geübtere Leser ist das grössere Werk, welches den Titel hat: *Psychologie als Wissenschaft, neu gegründet auf Erfahrung, Metaphysik und Mathematik.* [Zus. d. 2 Ausg.]

Digitized by Google

Die ganze Abhandlung wird in folgende Haupttheile zerfallen:

Erster Theil: Grundlehre.

Zweiter Theil: Empirische Psychologie.

Dritter Theil: Rationale Psychologie.[1]

9. Ueber Geschichte der Psychologie ist ein ausführliches Werk von *Carus* vorhanden, welches den dritten Band von dessen nachgelassenen Schriften ausmacht.

Anmerkung. Hier kann nur kurz gesagt, nicht im einzelnen nachgewiesen werden, dass in den neueren Zeiten die Psychologie vielmehr rückwärts, als vorwärts gegangen ist. Locke und Leibnitz waren, in Rücksicht auf *diese* Wissenschaft, *beide* auf besserm Wege, als auf dem wir durch Wolff und Kant sind weiter geführt worden. Die letztgenannten nämlich sind die eigentlichen Absonderer der Seelenvermögen, und müssen als solche zusammengestellt werden, so weit sie auch übrigens von einander abweichen. Das logische Geschäft, die geistigen Erscheinungen zu classificiren, ohne sich um ihre innere Möglichkeit näher zu bekümmern, war ganz in Wolff's Geiste; dabei ist er unübertrefflich in der Unbehutsamkeit, die grössten

---

[1] Diese Angabe der Anordnung lautet (s. Vorwort) in der 1 Ausg. so: „Demnach zerfällt die ganze Abhandlung in folgende zwei Haupttheile:

Erster Theil. Psychologische Erscheinungen, angeordnet nach der Hypothese von den Seelenvermögen.

Zweiter Theil. Erklärung der psychologischen Erscheinungen, abgeleitet aus der Hypothese von den Vorstellungen als Kräften.

Anmerkung. Der Form nach wird dieser Vortrag eine entfernte Aehnlichkeit haben mit Wolff's Vortrage der empirischen und rationalen Psychologie.“

Hierauf steht in der 1 Ausg. als §. 8 noch Folgendes: „Es ist eben so sehr der Natur der Wissenschaft, als unserem Zwecke angemessen, häufige Blicke zu thun in das Innere der andern philosophischen Wissenschaften. Darum wird die Hypothese von den Vorstellungen als Kräften nicht in ihrer grössten möglichen Einfachheit, sondern umgeben von andern, zum Theil naturphilosophischen Lehren, mitgetheilt werden, welche im gegenwärtigen Zusammenhange gleichfalls nur hypothetisch erscheinen können. Man wolle dabei nicht die bekannte Probe einer guten Hypothese, dass sie nämlich für sich allein, ohne Nebenvoraussetzungen, hinreichen soll alles zu erklären, in Anwendung bringen, sondern wohl bemerken, dass die verschiedenen Lehrsätze, welche hier neben einander vorkommen werden, im Grunde nichts anderes sind, als Zweige eines einzigen Gewächses, nämlich der allgemeinen Metaphysik, zu deren tiefen Wurzeln wir aber für jetzt nicht hinabsteigen können.“

Digitized by Google

Schwierigkeiten mit Namenerklärungen zuzudecken. Kant bediente sich der Seelenvermögen, um seine Untersuchungen der Form nach dadurch deutlich darzustellen, dass er die menschliche Erkenntniss in ihrem Fortgange von den Sinnen zur verständigen und vernünftigen Ausbildung gleichsam begleitete; und es ist nicht leicht, seine Kritiken von dieser Form zu entkleiden.[1]

Von späteren Verwirrungen, da man entweder in rein empirischer Psychologie das, was jeder ohnehin weiss, noch einmal erzählen will, oder mit vorgeblicher Beobachtungsgabe im eignen Innern Entdeckungen gemacht haben will, die Andre in sich nicht wiederfinden, oder auch der Psychologie bald eine metaphysische, bald eine ethische, bald eine religiöse, bald eine physiologische Farbe anstreicht, wobei weder die gegenseitigen Grenzen noch die Verbindungen der Wissenschaften beachtet werden, das Grundwesen des psychischen Mechanismus aber gänzlich verborgen bleibt, — davon ist hier nicht zu reden. Nur das Eine sei gesagt, dass die Psychologie nicht ins Schöne malen darf. Sie soll nicht bewundern, sondern erklären; nicht Seltenheiten aufzeigen, sondern den Menschen, wie er ist, allgemein begreiflich machen; ihn weder in den Himmel erheben, noch den Geist unauflöslich an den Staub heften; und die Wege der Untersuchung nicht verschütten sondern, eröffnen.

---

[1] Statt der Worte: „Kant bediente ... zu entkleiden" hat die 1 Ausg. Folgendes: „Kant liess sich von ihm täuschen, während er ihn über Sätze angriff, die sich vollkommen rechtfertigen lassen, wie über die Substantialität der Seele, und ihm in andern Puncten nachhalf, wodurch das Netz von Seelenvermögen, das er gänzlich hätte zerreissen sollen, nur noch vester und verwickelter wurde. So geschah es, dass in der kantischen Lehre gerade dasjenige das schwächste wurde, was das stärkste sein sollte. Die kritischen Waffen sind mit vieler Kunst geschärft, aber aus einem spröden Metall verfertigt, das beim Gebrauche bald zerspringt und gänzlich umgegossen werden muss." Das oben im Text von den Worten: „Von späteren Verwirrungen" an Stehende ist Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

ERSTER THEIL.

GRUNDLEHRE.[1]

ERSTES CAPITEL.

Von dem Zustande der Vorstellungen, wenn sie als Kräfte wirken.

10. Vorstellungen werden Kräfte, indem sie einander widerstehen. Dieses geschieht, wenn ihrer mehrere entgegengesetzte zusammentreffen.

Man fasse diesen Satz Anfangs so einfach als möglich. Demnach werde dabei nicht an zusammengesetzte Vorstellungen irgend einer Art gedacht, nicht an solche die irgend ein Ding mit mehrern Merkmalen, oder etwas Zeitliches und Räumliches bezeichnen, sondern an ganz einfache, *roth*, *blau*, *sauer*, *süss*, und zwar nicht an die allgemeinen Begriffe hievon, sondern an solche Vorstellungen, wie sie in einer momentanen Auffassung durch die Sinne würden entstehen können.

Wiederum aber gehört auch die Frage nach dem Ursprunge der genannten Vorstellungen gar nicht hieher, viel weniger darf schon jetzt auf irgend etwas Anderes, das noch sonst in der Seele sein oder vorgehn möchte, Rücksicht genommen werden.

Der Satz sagt nun, dass die entgegengesetzten einander widerstehen werden. Sie könnten auch nicht-entgegengesetzt sein, wie ein Ton und eine Farbe. Es wird angenommen, dass sie alsdann einander *nicht* widerstehen. (Mittelbarer Weise kann es allerdings geschehen, wovon unten.)

Widerstand ist Kraftäusserung;[2] dem Widerstehenden aber ist sein Wirken ganz zufällig, es richtet sich nach der Anfech-

---

[1] Die Ueberschrift des diesem Theil entsprechenden Abschnittes lautete in der 1 Ausg.: „*Von den Vorstellungen als Kräften.*"

[2] Die 1 Ausg. setzt noch hinzu „(und zwar die einzig metaphysisch mögliche)."

Digitized by Google

tung, die unter Vorstellungen gegenseitig ist und durch den Grad ihres Gegensatzes bestimmt wird. Dieser ihr Gegensatz also kann angesehen werden als das, wovon sie sämmtlich leiden. An sich selbst aber sind die Vorstellungen *nicht* Kräfte.

11. Was geschieht nun durch den angegebenen Widerstand? Vernichten sich die Vorstellungen ganz oder theilweise? Oder bleiben sie unverändert, trotz dem Widerstande? [1]

Vernichtete Vorstellungen sind so gut als gar keine. Blieben aber die Vorstellungen, trotz der gegenseitigen Anfechtung, ganz unveränderlich, so könnte nicht, wie wir jeden Augenblick in uns wahrnehmen, eine von der andern verdrängt werden. — Würde endlich das *Vorgestellte* einer jeden Vorstellung durch ihren Widerstreit abgeändert, so führte dieses nicht weiter, als ob von Anfang an ein andres Vorgestelltes vorhanden gewesen wäre.

Das *Vorstellen* also muss nachgeben, ohne vernichtet zu werden. Das heisst, *das wirkliche Vorstellen verwandelt sich in ein Streben vorzustellen.*

Hier sagt schon der Ausdruck, dass, sobald das Hinderniss weicht, die Vorstellung durch ihr eigenes Streben wieder hervortreten wird. — Darin liegt die Möglichkeit (obgleich noch nicht für alle Fälle der einzige Grund) der *Reproduction.*

12. Wenn eine Vorstellung nicht ganz, sondern nur zum Theil in ein Streben verwandelt wird, so hüte man sich, diesen Theil für ein abgeschnittenes Stück der ganzen Vorstellung zu halten. Er hat zwar allemal *eine bestimmte Grösse* (auf deren Kenntniss sehr viel ankommt), allein diese Grösse bezeichnet nur einen *Grad der Verdunkelung* der *ganzen* Vorstellung. (Wenn in der Folge von mehrern solchen Theilen einer und derselben Vorstellung die Rede sein wird, so halte man diese Theile nicht für verschiedene abgeschnittene Stücke, sondern man betrachte die kleinern unter denselben als enthalten in den grösseren.) Dasselbe gilt von den *Resten nach der Hemmung*, d. h. von denjenigen Theilen einer Vorstellung, die unverdunkelt bleiben,

[1] Die 1 Ausg. schiebt hier noch Folgendes ein: „Da wir *hier* in diesem Buche auf speculative Gründe nicht eingehn können, so bestimme man den Sinn der Hypothese nach der Erfahrung. Diese zeigt sogleich, dass keins von beiden statt finden darf, in wiefern die Hypothese etwas erklären soll. Vernichtete Vorstellungen" u. s. w.

Digitized by Google

denn auch diese Theile sind *Grade*, nämlich des wirklichen Vorstellens.

ZWEITES CAPITEL.

Vom Gleichgewichte und den Bewegungen der Vorstellungen.

13. Vorstellungen sind im Gleichgewichte, wenn der nothwendigen Hemmungen unter ihnen gerade Genüge geschehen ist. Nur allmälig kommen sie dahin; die fortgehende Veränderung ihres Grades von Verdunkelung nenne man ihre Bewegung.

Mit der Berechnung des Gleichgewichts und der Bewegung der Vorstellungen beschäftigt sich die *Statik* und *Mechanik des Geistes*.

14. Alle Untersuchungen der Statik des Geistes beginnen mit zwei verschiedenen Grössenbestimmungen; es kommt nämlich dabei an auf die *Summe der Hemmung* und auf das *Hemmungsverhältniss*. Jene ist gleichsam die zu vertheilende Last, welche aus den Gegensätzen der Vorstellungen entspringt. Weiss man sie anzugeben und kennt man das Verhältniss, in welchem die verschiedenen Vorstellungen ihr nachgeben, so findet man durch eine leichte Proportionsrechnung den *statischen Punkt* einer jeden Vorstellung, d. h. den Grad ihrer Verdunkelung im Gleichgewichte.

15. Die Summe sowohl als das Verhältniss der Hemmung hängt ab von der *Stärke jeder einzelnen Vorstellung*, — sie leidet die Hemmung im umgekehrten Verhältniss ihrer Stärke, und von dem *Grade des Gegensatzes* unter je zweien Vorstellungen, denn mit ihm steht ihre Wirkung auf einander im geraden Verhältniss.

Der Hauptgrundsatz zur Bestimmung der Hemmungssumme ist, dass man sie als möglichst klein betrachten müsse, weil alle Vorstellungen der Hemmung entgegenstreben, und gewiss nicht mehr als nöthig davon übernehmen.[1]

16. Durch die wirkliche Rechnung erhält man das merkwürdige Resultat: dass zwar unter zweien Vorstellungen eine die

---

[1] Die 1 Ausg. setzt hier noch hinzu: „(Die einfachsten statischen Rechnungen sind schon in den Hauptpuncten der Metaphysik angegeben. Hier würde eine ausführlichere Entwickelung am unrechten Orte sein.)"

Digitized by Google

andre niemals ganz verdunkelt, wohl aber unter dreien oder mehrern sehr leicht eine ganz verdrängt, und ungeachtet ihres fortdauernden Strebens so unwirksam gemacht werden kann, als ob sie gar nicht vorhanden wäre. Ja dies kann einer wie immer grossen Anzahl von Vorstellungen begegnen, und zwar durch zwei, oder überhaupt durch wenig stärkere.[1]

Hier muss der Ausdruck: *Schwelle des Bewusstseins*, erklärt werden, dessen wir manchmal bedürfen werden. Eine Vorstellung ist *im Bewusstsein,* in wiefern sie nicht gehemmt, sondern ein wirkliches Vorstellen ist. Sie tritt *ins Bewusstsein,* wenn sie aus einem Zustande *völliger* Hemmung so eben sich erhebt. Hier also ist sie an der *Schwelle* des Bewusstseins. Es ist sehr wichtig, durch Rechnung zu bestimmen, wie stark eine Vorstellung sein müsse, um neben zweien oder mehrern stärkeren noch gerade auf der Schwelle des Bewusstseins *stehn* zu können, so dass sie beim geringsten Nachgeben des Hindernisses sogleich anfangen würde, in ein wirkliches Vorstellen überzugehn.

Anmerkung. Der Ausdruck: *eine Vorstellung ist im Bewusstsein,* muss unterschieden werden von dem: *ich bin mir meiner Vorstellung bewusst.* Zu dem letztern gehört innere Wahrnehmung, zum erstern nicht. Man bedarf in der Psychologie durchaus eines Worts, *das die Gesammtheit alles gleichzeitigen wirklichen Vorstellens* bezeichne. Dafür findet sich kein anderes, als das Wort *Bewusstsein.* Man wird sich hier einen erweiterten Sprachgebrauch müssen gefallen lassen, um so mehr, da die innere Wahrnehmung, welche man sonst zum Bewusstsein erfordert, keine veste Grenze hat, wo sie anfängt und aufhört; und da überdies der Actus des Wahrnehmens selbst nicht wahrgenommen wird, so dass man diesen, weil *man sich seiner* nicht bewusst ist, auch von *dem Bewusstsein* ausschliessen müsste, obgleich er ein actives Wissen, und keineswegs eine gehemmte Vorstellung ist.

17. Unter den höchst mannigfaltigen und grösstentheils sehr verwickelten Bewegungsgesetzen der Vorstellungen ist folgendes das einfachste:

---

[1] Die 1 Ausg. setzt hier noch hinzu: „Darin liegt schon grösstentheils die Erklärung jener engen Pupille des geistigen Auges (85 [d. 1 Ausg., vgl. unten 127]).“

Digitized by Google

Während die Hemmungssumme sinkt, ist dem noch ungehemmten Quantum derselben in jedem Augenblicke das Sinkende proportional. Hieraus erkennt man den ganzen Verlauf des Sinkens bis zum statischen Puncte.

Anmerkung. In mathematischen Ausdrücken ergiebt sich daraus das Gesetz: $\sigma = S\,(1 - e^{-t})$, wo S die Hemmungssumme, t die abgelaufene Zeit, σ das in dieser Zeit von sämmtlichen Vorstellungen Gehemmte bedeutet. Indem man das letztere auf die einzelnen Vorstellungen vertheilt, findet sich, dass diejenigen, welche unter die statische Schwelle (16) fallen, sehr schnell dahin getrieben werden, während die übrigen ihren statischen Punct in keiner endlichen Zeit ganz genau erreichen. Wegen des letztern Umstandes sind beim wachenden Menschen, selbst im besten Gleichmuthe, doch immer die Vorstellungen in einem gelinden Schweben begriffen. Dies ist auch der erste Grund, warum die innere Wahrnehmung niemals einen Gegenstand antrifft, der ihr ganz still hielte.

18. Wenn zu mehrern Vorstellungen, die schon ihrem Gleichgewichte nahe waren, eine neue kommt, so entsteht eine Bewegung, bei welcher jene auf kurze Zeit unter ihren statischen Punct sinken, nach deren Verlauf sie sich schnell, und ganz von selbst, wieder erheben. (Ungefähr wie eine Flüssigkeit erst sinkt, dann steigt, wenn etwas hineingeworfen wird.) Hiebei kommen mehrere merkwürdige Umstände vor.

19. Erstlich: eine der älteren Vorstellungen kann bei dieser Gelegenheit durch eine neue, die viel schwächer ist als sie, auf eine Zeitlang völlig aus dem Bewusstsein verdrängt werden. Alsdann aber ist ihr Streben nicht als unwirksam zu betrachten (wie in dem Falle oben, 16), sondern es arbeitet mit ganzer Macht wider die im Bewusstsein befindlichen Vorstellungen. Sie bewirkt also einen Zustand des Bewusstseins, während ihr Object keineswegs wirklich vorgestellt wird.[1] Man benenne die Art und Weise, wie jene Vorstellungen aus dem Bewusst-

[1] Die 1 Ausg. schiebt hier noch Folgendes ein: „Sind viele Vorstellungen zugleich in der nämlichen Lage, so entstehn daraus die objectlosen Gefühle der Beklemmung (59 d. 1 Ausg., [vgl. unten 101]), die meistens zugleich Affecten sind, weil bei so weiter Abweichung vom statischen Puncte die Gemüthslage sehr veränderlich sein muss. Physiologische Umstände können sich damit verbinden, auch etwas Aehnliches allein hervorbringen. — Man benenne" u. s. w.

Digitized by Google

sein verdrängt und doch darin wirksam sind, mit dem Ausdrucke: *sie sind auf der mechanischen Schwelle;* die obige Schwelle (16) heisse dagegen zum Unterschiede *die statische Schwelle.*

Anmerkung. Wirkten die Vorstellungen auf der statischen Schwelle eben so, wie die auf der mechanischen, so würden wir uns unaufhörlich in dem Zustande der unerträglichsten Beklemmung befinden, oder vielmehr, der menschliche Leib würde in eine Spannung gerathen, die in wenigen Augenblicken tödten müsste, wie schon jetzt der *Schreck* zuweilen tödtlich wird. Denn alle die Vorstellungen, welche, wie wir zu sagen pflegen, das Gedächtniss aufbewahrt, und von denen wir wohl wissen, dass sie sich bei der leichtesten Veranlassung reproduciren können, — sind im unaufhörlichen Aufstreben begriffen; jedoch leidet der Zustand des Bewusstseins von ihnen gar nichts.

20. Zweitens: die Zeit, während welcher eine oder einige Vorstellungen auf der mechanischen Schwelle verweilen, kann verlängert werden, wenn eine Reihe von neuen, aber schwächern Vorstellungen, successiv hinzukommt.

In diesen Fall versetzt uns jede, nicht ganz und gar gewohnte, anhaltende Beschäftigung. Sie drängt die frühern Vorstellungen zurück; diese aber, weil sie die stärkern sind, bleiben gespannt, afficiren mehr und mehr den Organismus, und machen es endlich nothwendig, dass die Beschäftigung aufhöre; alsdann erheben sie sich schnell, mit einem Gefühl der Erleichterung, das man *Erholung* nennt und das zum Theil vom Organismus abhängt, obgleich die *erste* Ursache rein psychologisch ist.

21. Drittens: wenn mehrere Vorstellungen nach einander auf die mechanische Schwelle getrieben werden, so entstehen schnell hinter einander mehrere *plötzliche Abänderungen* in den Gesetzen der geistigen Bewegungen.

Auf solche Weise erklärt es sich, dass der Lauf unserer Gedanken so oft stossweise und springend, ja scheinbar ganz unregelmässig gefunden wird. Dieser Schein betrügt, so wie das Umherirren der Planeten. Die Gesetzmässigkeit im menschlichen Geiste gleicht vollkommen der am Sternenhimmel.

Anmerkung.[1] Als ein Gegenstück zu den zugleich sinken-

---

[1] Diese Anmerkung ist Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

den Vorstellungen sind die *zugleich steigenden* zu betrachten, besonders wenn sie *frei* steigen, d. h. wenn eine beengende Umgebung, oder ein allgemeiner Druck, auf einmal verschwindet. Mit ihrem Steigen wächst alsdann ihre Hemmungssumme; daher von dreien eine gleichsam zurückgebogen wird und unter Umständen ganz wieder auf die Schwelle sinkt. Der Punct, bis zu welchem sie steigen, steht beträchtlich höher, als der, auf welchem sie zugleich sinkend sich gegenseitig würden herabgedrückt haben; weil im Sinken die Hemmungssumme von ihrer *ganzen* Stärke abhängt, welches im allmäligen Steigen nicht der Fall ist. *

DRITTES CAPITEL.

Von den Complexionen und Verschmelzungen.

22. Der sehr leicht begreifliche metaphysische Grund, weswegen entgegengesetzte Vorstellungen einander widerstehen, ist *die Einheit der Seele*, deren Selbsterhaltungen sie sind. ** Eben dieser Grund erklärt ohne Mühe die Verbindung unserer Vorstellungen; die übrigens als Thatsache bekannt ist. [1] Alle Vorstellungen würden nur Einen Act der Einen Seele ausmachen, wenn sie sich nicht ihrer Gegensätze wegen hemmten, und *sie machen wirklich nur Einen Act aus, in wiefern sie nicht durch irgend welche Hemmungen in ein Vieles gespalten sind.* Vorstellungen auf der Schwelle des Bewusstseins können mit andern nicht in Verbindung treten, denn sie sind ganz und gar in ein Streben wider bestimmte andere verwandelt und dadurch gleichsam isolirt. Aber im Bewusstsein verknüpfen sich die Vorstellungen auf zweierlei Weise: erstlich *compliciren* sich die nicht entgegengesetzten (wie Ton und Farbe), so weit sie ungehemmt zusammentreffen; zweitens *verschmelzen* die entgegengesetzten, so weit sie im Zusammentreffen weder von zufälliger

* Psychologie I, §. 93. Die dortige Untersuchung ist noch sehr unvollkommen, und lässt sich viel weiter führen.

** Metaphysik II, §. 234; und Psychologie I, §. 57. Unter dem Worte *Psychologie* wird hier und in folgenden Citaten das grössere Werk des Verfassers verstanden. [Zus. d. 2 Ausg.]

[1] „die ... bekannt ist" Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

fremder, noch von der unvermeidlichen gegenseitigen Hemmung leiden. Die Complicationen *können vollkommen* sein, die Verschmelzungen sind ihrer Natur nach allemal *unvollkommen.*

Anmerkung. Von solchen Complexionen, die wenigstens theilweise und beinahe vollkommen sind, haben wir merkwürdige Beispiele an den Vorstellungen der *Dinge mit mehrern Merkmalen,* und der *Worte, als Zeichen der Gedanken.* Die letztern, Gedanken und Worte, sind in der Muttersprache so eng verbunden, dass es den Schein gewinnt, als ob man vermittelst der Worte dächte. Ueber beide Beispiele tiefer unten ein Mehreres. Unter den Verschmelzungen sind besonders merkwürdig theils die, welche ein *ästhetisches Verhältniss* in sich fassen (welches, psychologisch genommen, zugleich mit der Verschmelzung erzeugt wird,) theils die, welche *Reihenfolgen* bilden, worin die Reihen*formen* ihren Ursprung haben. [1]

23. Was von mehrern Vorstellungen complicirt oder verschmolzen ist, das ergiebt eine Totalkraft, und wirkt deshalb nach ganz andern statischen und mechanischen Gesetzen, als wornach die einzelnen Vorstellungen sich würden gerichtet haben. Auch die Schwellen des Bewusstseins ändern sich darnach, so dass, wegen einer Verbindung, auch eine äusserst schwache Vorstellung im Bewusstsein bleiben und darin wirken kann.

Anmerkung 1. Die Rechnung für Complexionen und Verschmelzungen beruht zwar auf den nämlichen Gründen, wie die für einfache Vorstellungen; allein sie ist weit verwickelter, besonders weil bei unvollkommenen Verbindungen sowohl die Gesammtkräfte als ihre Hemmungen zum Theil in einander verschränkt liegen.

Anmerkung 2. Die Verbindungen der Vorstellungen sind zwar nicht bloss zwei- oder dreigliedrig, sondern sie enthalten oftmals sehr viele Glieder in sehr ungleichen Graden der Complication oder Verschmelzung; und dieser Mannigfaltigkeit kann keine Rechnung nachkommen. Nichts desto weniger lassen sich zum Behuf der letztern die einfachsten Fälle herausheben und die verwickelten darnach schätzen; und die einfachsten Gesetze sind für jede Wissenschaft die wichtigsten.

24. *Aufgabe.* Von zweien Vorstellungen P und Π sind nach

---

[1] Die 1 Ausg. setzt hinzu: „Von diesen wird gleich weiter die Rede sein."

Digitized by Google

der Hemmung die Reste r und ϱ verschmolzen (oder unvollkommen complicirt): man soll angeben, welche *Hülfe* eine der beiden Vorstellungen, falls sie noch mehr gehemmt wird, von der andern erhält.

Auflösung. P sei die helfende, so hilft sie mit einer Kraft $= r$, allein diese Kraft kann sich Π nur aneignen in dem Verhältniss $\varrho : \Pi$. Daher erhält Π durch P die Hülfe $\frac{r\varrho}{\Pi}$, und eben so P von Π die Hülfe $\frac{r\varrho}{P}$.

Der Beweis liegt unmittelbar in der Auseinandersetzung der Begriffe. Es ist klar, dass beide Reste, r und ϱ, zusammengenommen den Grad der Verbindung unter beiden Vorstellungen bestimmen. Einer davon ist die helfende Kraft, der andre, verglichen mit der Vorstellung, welcher er angehört, ist als Bruch eines Ganzen zu betrachten, und ergiebt von der ganzen Hülfe, die durch jenen ersten Rest konnte geleistet werden, denjenigen Bruch, der hier zur Wirksamkeit gelangt.

25. Man merke sich noch folgende Hauptsätze:

a) Ueber den *Verbindungspunct* hinaus wirkt keine Hülfe. Hat die Vorstellung Π mehr Klarheit im Bewusstsein, als der Rest ϱ anzeigt, so ist dem Streben der Vorstellung P, welches jener zu Hülfe kommen konnte, schon mehr als Genüge geschehn, daher es für jetzt keine Wirkung mehr äussert.

b) Je tiefer unter dem Verbindungspuncte die eine der Vorstellungen sich befindet, desto wirksamer hilft die andre.

Anmerkung. Dieses giebt die nachstehende Differentialgleichung:

$$\frac{r\varrho.}{\Pi} \cdot \frac{\varrho - \omega.}{\varrho}\, dt = d\omega$$

woraus durch Integration

$$\omega = \varrho\ (1 - e^{-\frac{rt}{\Pi}})$$

Diese Gleichung enthält den Keim sehr mannigfaltiger und tief in das Ganze der Psychologie hineingreifender Untersuchungen. Sie ist freilich so einfach, wie niemals in der Wirklichkeit sich etwas in der menschlichen Seele ereignen kann; aber alle Untersuchungen der angewandten Mathematik beginnen mit so einfachen Voraussetzungen, dergleichen nur in der Abstraction existiren. (Man denke an den mathematischen Hebel, an die Gesetze des Fallens im luftleeren Raume u. s. w.) Es ist hier bloss die Wirkung der Hülfe in Betracht gezogen,

Digitized by Google

welche während der Zeit *t* ein Quantum ω von *Π* ins Bewusstsein bringen würde, wenn alles von ihr allein abhinge. Will man daneben nur noch auf den einzigen Umstand, dass *Π* einer unvermeidlichen Hemmung durch andre Vorstellungen entgegengeht, Rücksicht nehmen, so verwickelt sich die Rechnung so sehr, dass sie durch Integration einer Gleichung von folgender Form:

$$d^3\omega = ad^2\omega\, dt + bd\omega\, dt^2 + c\omega\, dt^3$$

nur noch annäherungsweise aufgelöset wird. Dass sie um eben so viel näher die Thatsachen ausdrückt, welche in der Erfahrung beobachtet werden, versteht sich von selbst.

26. Das Vorstehende enthält die Grundlage der Lehre von der *mittelbaren* Reproduction, die man von der *Association* der Vorstellungen, nach gewöhnlicher Benennung, herleitet. Bevor wir dieselbe weiter verfolgen, müssen wir der *unmittelbaren Reproduction* erwähnen, das heisst, derjenigen, welche durch eigne Kraft erfolgt, sobald die Hindernisse weichen. Der gewöhnliche Fall ist, dass eine neue Wahrnehmung die ältere Vorstellung des nämlichen, oder eines ganz ähnlichen, Gegenstandes wieder hervortreten lässt. Dieses geschieht, indem die neue Wahrnehmung alles, der ältern gleichartigen Vorstellung entgegenstehende, was eben im Bewusstsein vorhanden ist, zurückdrängt. Alsdann erhebt sich die ältere ohne Weiteres von selbst. Dabei sind folgende Umstände zu merken, welche durch Rechnung (von der sich jedoch hier kein Begriff geben lässt) gefunden werden:

a) Das Hervortreten richtet sich *in seinem ersten Beginne* nach dem *Quadrate der Zeit*, wenn die neue Wahrnehmung plötzlich hinzukommt; aber nach dem *Kubus der Zeit*, wenn die letztre (wie gewöhnlich) in einem allmäligen und verweilenden Auffassen gebildet wird. *

b) Der Fortgang des Hervortretens richtet sich hauptsächlich nach der Stärke der neuen Wahrnehmung, im Verhältniss zu dem Entgegengesetzten, was sie zurückzudrängen hat; aber nur unter besondern Umständen hat darauf die eigne Stärke der hervortretenden Vorstellung Einfluss. Sie kann gleichsam diese Stärke nur in dem freien Raume gebrauchen, der ihr gegeben wird.

---

* Psychologie I, §. 82 und 97. [Zus. d. 2 Ausg.]

Digitized by Google

c) Die hervortretende verschmilzt *als solche* mit der ihr gleichartigen neuen Wahrnehmung. Da sie aber nicht ganz hervortritt, so wird die Verschmelzung nicht vollkommen.

d) Vorzüglich wichtig ist der Umstand, dass die unmittelbare Reproduction sich nicht lediglich auf die ältere *ganz* gleichartige Vorstellung beschränkt, sondern auf die *mehr* oder *weniger* gleichartigen in so weit übergeht, als auch ihnen Befreiung durch die neue Wahrnehmung zu Theil wird. Die ganze Reproduction werde nun mit dem Namen der *Wölbung* bezeichnet: so folgt im Falle einer längern Dauer, oder auf einer öftern Wiederholung der neuen Wahrnehmung, noch ein zweiter wichtiger Process, den wir *Zuspitzung* nennen. Er besteht nämlich darin, dass die weniger gleichartigen Vorstellungen, da sie ihr Entgegengesetztes mit sich ins Bewusstsein bringen, durch die neue Wahrnehmung wieder gehemmt werden, so dass sich die *ganz* gleichartige Vorstellung zuletzt allein begünstigt findet, und gleichsam eine Spitze bildet, wo vorher der oberste Punct des Gewölbes war. [1]

27. Mit dieser unmittelbaren Reproduction verbindet sich nun, wo die Umstände es gestatten, jene mittelbare (25). Das obige *P* reproducire sich unmittelbar, so kann *der ihm gegebene freie Raum* als jenes *r* betrachtet werden, oder als eine Kraft, welche nun auch das mit verschmolzene *Π* bis auf seinen Verschmelzungspunct ϱ zu heben bemüht ist.

Anmerkung. Da der freie Raum allmälig wachsend (und wieder abnehmend) gegeben wird, so muss man sich in der Formel $\omega = \varrho\ (1 - e^{-\frac{rt}{\Pi}})$ für die gegenwärtige Betrachtung *r* als eine veränderliche Grösse, und zwar als eine Function derjenigen Grössen denken, wovon die Bestimmungen in (26) abhängen.

28. Die wichtigsten Anwendungen der bisherigen Lehren finden sich, wenn *mit verschiedenen Resten r, r', r''* u. s. w. *einer und derselben Vorstellung P, mehrere Π, Π', Π''* u. s. w. verbunden sind; wobei man der Kürze wegen die Reste der letzteren, nämlich ϱ, ϱ', ϱ'' u. s. w. für gleich annehmen mag; auch können *Π*, *Π'* u. s. w. gleich sein.

Eine Vorstellung wirkt auf mehrere mit ihr verbundene in der-

[1] Der Absatz unter *d* ist Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

selben Reihenfolge der Zeit nach, worin ihre Reste, durch welche sie mit jenen andern verbunden ist, der Grösse nach stehen.

Anmerkung. Dieses höchst wichtige Gesetz ist hier in Worten nur sehr unvollkommen ausgedrückt, um grosse Weitläuftigkeit zu vermeiden. Besser und klärer erkennt man es in der schon angegebenen Formel $\omega = \varrho\ (1 - e^{-\frac{rt}{\Pi}})$ wenn man statt des einen r darin verschiedene kleinere und grössere r, r', r'' u. s. w. substituirt. Aber die genauere Rechnung, deren in (25) erwähnt ist, zeigt, dass die mit verschmolzenen Π, Π', Π'' u. s. w. nicht bloss steigen, sondern auch wieder sinken, gleichsam um einander Platz zu machen, und zwar in der Ordnung der r, r', r'' u. s. w.

29. Hier entdeckt sich der Grund *der treuen* Reproduction, oder des *Gedächtnisses*, so fern es uns *Reihen* von Vorstellungen in der nämlichen Ordnung und Folge wiederbringt, wie dieselben waren aufgefasst worden. Um dieses einzusehen, muss man zuerst überlegen, welche Verbindung unter mehrern Vorstellungen entstehe, die successiv gegeben werden.

Eine Reihe *a, b, c, d*, ... sei in der Wahrnehmung gegeben worden, so ist durch andere, im Bewusstsein vorhandene, Vorstellungen schon *a*, von dem ersten Augenblicke der Wahrnehmung an, und während deren Dauer, einer Hemmung ausgesetzt gewesen. Indessen nun *a*, schon zum Theil im Bewusstsein gesunken, mehr und mehr gehemmt wurde, kam *b* dazu. Dieses, Anfangs ungehemmt, verschmolz mit dem sinkenden *a*. Es folgte *c*, und verband sich, selbst ungehemmt, mit dem sich verdunkelnden *b* und dem mehr verdunkelten *a*. Desgleichen folgte *d*, um sich in verschiedenen Abstufungen mit *a, b, c* zu verknüpfen. — Hieraus entspringt *für jede* von diesen Vorstellungen ein Gesetz, wie sie, nachdem die ganze Reihe eine Zeitlang aus dem Bewusstsein verdrängt war, auf eigne Weise beim erneuerten Hervortreten *jede andre* Vorstellung der nämlichen Reihe aufzurufen bemüht ist. Angenommen, *a* erhebe sich zuerst, so ist es mehr mit *b*, minder mit *c*, noch minder mit *d* u. s. w. verknüpft; rückwärts aber sind *b, c, d*, sämmtlich im ungehemmten Zustande den Resten von *a* verschmolzen; folglich sucht *a* sie alle völlig wiederum bis zum ungehemmten Vorstellen zu bringen; aber es wirkt am schnellsten und stärksten auf *b*, langsamer auf *c*, noch langsamer auf

Digitized by Google

d, u. s. w. (wobei die feinere Untersuchung ergiebt, dass *b* wieder sinkt, indem *c* noch steigt; eben so *c* sich senkt, während *d* steigt, u. s. w.); kurz, die Reihe läuft ab, wie sie gegeben war. — Nehmen wir dagegen an, *c* werde ursprünglich reproducirt, so wirkt es zwar auf *d* und die nachfolgenden gerade, wie eben von *a* gezeigt, das heisst, die Reihe *c*, *d*, ... läuft ihrer Ordnung gemäss allmälig ab. *Hingegen b und a erfahren einen ganz andern Einfluss;* mit ihren verschiedenen *Resten* war das *ungehemmte c* verschmolzen; es wirkt also auch auf sie *mit seiner ganzen Stärke* und ohne Zögerung, aber nur, um den mit ihm verbundenen Rest von *a* und von *b* zurückzurufen, also, um *einen Theil* von *b* und *einen kleineren Theil* von *a* ins Bewusstsein zu bringen. So geschieht es, wenn wir an irgend etwas aus der Mitte einer uns bekannten Reihe erinnert werden; das Vorhergehende stellt sich *auf einmal, in abgestufter Klarheit dar;* das Nachfolgende hingegen *läuft in unsern Gedanken ab*, wie die Reihenfolge es mit sich bringt. Aber niemals läuft die Reihe rückwärts, niemals entsteht, ohne geflissentliches Bemühen, ein Anagramm aus einem wohlaufgefassten Worte. *

30. Mehrere Reihen können sich kreuzen, z. B. *a*, *b*, *c*, *d*, *e*, und *α*, *β*, *c*, *δ*, *ε*; wo *c* in beiden Reihen vorkommt. Wird nun *c* allein reproducirt, so strebt es sowohl *d* und *e*, als *δ* und *ε* hervorzurufen. Kommt aber *b* hinzu, so tritt entschieden die erste Reihe hervor, wegen der zusammenwirkenden Hülfen von *b* und *c*. Doch haben die Gegensätze unter den Gliedern der beiden Reihen hiebei Einfluss.

Man bemerke, dass nach dem hier gegebenen einfachen Typus sehr verwickelte und mannigfaltige psychologische Ereignisse sich richten können. Das nämliche *c* kann in vielen hundert Reihen als gemeinschaftlicher Durchschnittspunct enthalten sein; wegen der mannigfaltigen Gegensätze in diesen Reihen wird es keine derselben merklich heben können, aber sobald *b* und *a als nähere Bestimmungen des c* hinzukommen, wird die Unentschiedenheit verschwinden und die erste obige Reihe wirklich ablaufen.

---

* Psychologie §. 88—91. Die dortige Untersuchung ist in Ansehung des *Zurücksinkens der frühern Glieder* noch mangelhaft. Doch lassen sich die neuern Verbesserungen hier nicht anzeigen. [Zus. d. 2 Ausg.]

Digitized by Google

31. Das Bisherige beruht auf der vorausgesetzten Verschiedenheit der Reste r, r', r'' u. s. w. (28). Allein damit dieselbe etwas wirken könne, muss die Vorstellung, der diese Reste angehören, weit genug ins Bewusstsein hervortreten. Gesetzt, sie sei noch so weit gehemmt, dass ihr actives Vorstellen nicht mehr betrage, als der kleinste unter den Resten r, r', r'' u. s. w., so wirkt sie auf die ganze Reihe der mit ihr verschmolzenen Vorstellungen gleichmässig, so dass *ein dunkler Gesammteindruck* aus allen ins Bewusstsein kommt. Der Grund hievon liegt in (27) verbunden mit (12). Die Reste sind nicht verschiedene abgeschnittene Stücke einer und derselben Vorstellung; ist also von der letztern ein Weniges im Bewusstsein, so darf man nicht erst fragen, ob dieses Wenige wohl einer, und vielleicht gerade der kleinste unter jenen Resten sein möge, sondern man muss voraussetzen, er sei es wirklich, zugleich aber sei es auch ein Theil jedes andern grössern Restes. Erhebt sich nun aber die wirkende Vorstellung allmälig höher ins Bewusstsein, alsdann gewinnen die Reste, von den kleineren zu den grösseren hin, einer nach dem andern ein eigenthümliches Gesetz der Wirkung. Dadurch tritt nun der obige dunkle Gesammteindruck, in welchem eine ganze Reihe von Vorstellungen *eingewickelt* lag, allmälig aus einander.

Anmerkung. Hiemit müssen unter andern die Phänomene verglichen werden, die bei der *Uebung* und *Fertigkeit* vorkommen. Dass übrigens nicht *jeder* Gedankenlauf einmal gebildete Reihen treulich wiederholt, davon liegt zum Theil der Grund in den Grössen Π und ϱ (25), auf deren mögliche Verschiedenheit wir uns hier nicht weiter einlassen können. Andre hinzukommende Umstände wird man aus dem Folgenden entnehmen können.

32.[1] Sind frei steigende Vorstellungen (deren in der Schlussanmerkung zum vorigen Capitel erwähnt worden) abgestuft verschmolzen: so giebt es für sie andre Reproductionsgesetze, die sich aus der Verschmelzung, und *verschieden* nach deren Verschiedenheiten, *erzeugen* und bestimmen. Hieraus entspringt unter Umständen ebenfalls Reihenbildung und Gestaltung; welche abweicht von der Gestaltung analoger Vorstellungen, falls dieselben gegeben werden und dann sinken. Dar-

[1] §. 32 ist Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

aus erklärt sich der Conflict zwischen den Dingen wie wir sie wahrnehmen und wie wir sie denken; und hiemit die Neigung, sie anders zu formen oder doch zu besehen, als so, wie sie sich zuerst darstellen; mithin das Eingreifen der Selbstthätigkeit in das, was der Wahrnehmung vorliegt; wie es insbesondre bei Kindern, auch ohne weitern Zweck, häufig vorkommt.

VIERTES CAPITEL.

Von den Vorstellungen als dem Sitze der Gemüthszustände.

33. Einer von den Einwürfen[1] gegen die mathematische Psychologie lautet so: die Mathematik bestimme nur Quanta, die Psychologie aber habe vorzüglich auf Qualitäten zu sehen. Es ist jetzt Zeit, diesem Einwurfe zu begegnen und den Vorrath von Erklärungsgründen der Gemüthszustände zu sammeln, welchen uns das Vorstehende darbietet.

Hiebei müssen wir zuvörderst bemerken, dass das eigentliche *Streben vorzustellen* (11) niemals unmittelbar im Bewusstsein erscheint, denn gerade so weit, als die Vorstellungen sich in ein Streben verwandeln, sind sie aus dem Bewusstsein verdrängt. Auch das allmälige Sinken derselben kann nicht wahrgenommen werden. Dass Niemand sein eignes Einschlafen zu beobachten vermag, ist hievon ein besonderer Fall.

Die Seele wird *Geist* genannt, so fern sie vorstellt, *Gemüth*, so fern sie fühlt und begehrt. Das *Gemüth aber hat seinen Sitz im Geiste*, oder, Fühlen und Begehren sind zunächst Zustände der Vorstellungen, und zwar grösserntheils *wandelbare* Zustände der letzteren. Dies zeigen schon die *Affecten.*[2] Aber auch die Erfahrung im Grossen bestätigt es. Der Mann empfindet wenig von den Freuden und Leiden seiner Jugend; hingegen was der Knabe recht lernte, das weiss noch der Greis. In wiefern es dennoch eine bleibende *Gemüthsart*, und vor allen Dingen einen *Charakter* geben könne, das werden nach und

---

[1] 1 Ausg.: „Einer von den voreiligen Einwürfen."

[2] Die 1 Ausg. hat hier noch eine Verweisung auf §. 63 u. 133. [115 u. 19 der 2 Ausg.]

Digitized by Google

nach die Erläuterungen des aufgestellten Hauptsatzes zugleich mit aufklären.

34. Zuvörderst giebt es eine Verschmelzung der Vorstellungen nicht bloss *nach* der Hemmung (22), sondern eine davon ganz verschiedene *vor* der Hemmung, wofern die Hemmungsgrade (15) dazu klein genug sind. Hierin liegt ein Princip *ästhetischer Urtheile*. Die *angenehmen Gefühle im engsten Sinne* nebst ihren Gegentheilen, müssen denselben analog betrachtet werden. (Nämlich als entspringend aus Verhältnissen sehr vieler Vorstellungen, die sich aber nicht einzeln angeben lassen, ja die vielleicht aus physiologischen Gründen gar nicht gesondert können wahrgenommen werden.)

Anmerkung. Bei der Ausführung dieser Untersuchung bietet sich als ein Erfahrungsgegenstand die Reihe von *Tonverhältnissen* dar, auf denen die Musik beruht. Bei einfachen Tönen entscheidet der Hemmungsgrad (das Intervall der Töne) ganz allein und unmittelbar über den ästhetischen Charakter ihres Verhältnisses. Es ist also gewiss, dass man bloss in der Verschiedenheit der Hemmungsgrade die psychologische Erklärung (weit verschieden von der akustischen) aller Harmonie zu suchen hat, und dass man sie darin muss finden können. Die dazu nöthigen Rechnungen sind grösstentheils geliefert im zweiten Hefte des Königsberger Archivs für Philosophie[1] u.s.w. Hier kann aus der etwas weitläuftigen Untersuchung nur der Hauptsatz angegeben werden, den die Erfahrung entschieden bestätigt:

Wenn die Kräfte, worin die Vorstellungen durch ihre Gleichheit und ihre Gegensätze einander zerlegen, gleich stark sind, so entsteht Disharmonie. Ist aber eine dieser Kräfte gegen die übrigen in solchem Verhältnisse, dass sie von denselben gerade auf die statische Schwelle (16) getrieben wird, alsdann ist ein harmonisches Verhältniss vorhanden.

35. Zweitens: ein Princip des *Contrastes* findet sich in den Complexionen (22), die wir hier als vollkommen betrachten.

Die Complexionen $a+\alpha$, und $b+\beta$, sind *ähnlich*, wofern $a:\alpha = b:\beta$; wo nicht, so sind sie *unähnlich*. Der Hemmungsgrad zwischen a und b sei $= p$; der zwischen α und $\beta = \pi$.

[1] In der Abhandl. „*psychologische Bemerkungen zur Tonlehre.*" Vgl. Bd. VII dies. Ausg.

Digitized by Google

Wenn nun $p = \pi$ bei ähnlichen Complexionen, alsdann, und *nur* dann, werden die einzelnen Vorstellungen gerade so gehemmt, wie wenn sie in keiner Verbindung gestanden hätten; auch entsteht alsdann *kein* Gefühl des Contrastes, indem die Hemmung so von Statten geht, wie es die Gegensätze mit sich bringen. Allein bei jeder Abweichung von dem eben aufgestellten Falle leiden die minder entgegengesetzten Vorstellungen durch ihre Verbindung mit dem andern Paare; aber dadurch wird diesem ein Theil der Hemmung erspart; *es bleibt demnach, dem Gegensatze zum Trotz, etwas im Bewusstsein, das sich widerstrebt;* und hierin eben liegt das Gefühl des Contrasts. Ist $\pi < p$, so wird der Contrast zwischen a und b gefühlt, *nicht* der zwischen α und β. Umgekehrt, wenn $\pi > p$. Für $\pi = 0$ ist der Contrast zwischen a und b am grössten.

36. Drittens: Eine Complexion $a + \alpha$ werde reproducirt vermittelst einer neuen Wahrnehmung, die dem a gleichartig ist (nach 26). Indem nun auch α wegen seiner Verbindung mit a hervortritt, treffe es im Bewusstsein eine ihm entgegengesetzte Vorstellung β. *So wird α zugleich hervorgetrieben und zurückgehalten; in dieser Klemme ist es der Sitz eines unangenehmen Gefühls,* welches in *Begierde* übergehn kann (nämlich nach dem durch α vorgestellten Objecte), wofern die Hemmung durch β schwächer ist als die Kraft, mit welcher α hervortritt.

Dies ist der gewöhnliche Fall, wie Begierden durch eine Erinnerung an ihre Gegenstände aufgeregt werden. Die Stösse der Begierde erneuern sich, wenn die Erinnerung durch mehrere Nebenvorstellungen eine Verstärkung erhält; sie wechseln ab mit schmerzlichen Gefühlen der Entbehrung, so oft die hemmenden Vorstellungen (von den Hindernissen, die dem Verlangen im Wege stehn,) das Uebergewicht erlangen.

37. Viertens: Eine Vorstellung trete hervor durch eigne Kraft (etwa reproducirt nach 26), zugleich werde sie durch mehrere Hülfen (24) hervorgerufen. Da jede der Hülfen ihr eignes Zeitmaass hat, in welchem sie wirkt (nach der Formel in 25), so können die Hülfen einander wohl *verstärken* (gegen ein mögliches Hinderniss), *aber nicht beschleunigen.* Die Bewegung im Hervortreten geschieht also nur mit derjenigen Geschwindigkeit, welche unter den mehrern zusammentreffenden die grösste ist; *aber sie geschieht zugleich begünstigt durch alle*

Digitized by Google

übrigen. Diese Begünstigung ist eine Bestimmung dessen, was im Bewusstsein vorgeht, aber keineswegs eine Bestimmung irgend eines Vorgestellten; sie kann also nur *Gefühl* heissen; ohne Zweifel ein *Lust*gefühl.

Hier ist der Sitz der heitern Gemüthsstimmuug, insbesondere der Freude an gelingender Thätigkeit. Eben dahin gehören mehrfache, von aussen angeregte, Bewegungen, die einander nicht beschleunigen, aber begünstigen, z. B. Tanz und Musik. Desgleichen das Handeln nach mehrern zusammentreffenden Motiven; ja schon die Einsicht durch mehrere einander bestätigende Gründe.

38. Im allgemeinen ist zu merken: *dass Gefühle und Begierden nicht im Vorstellen überhaupt, sondern allemal in gewissen bestimmten Vorstellungen ihren Sitz haben.* Daher kann es mehrere ganz verschiedene Gefühle und Begierden zugleich geben, die sich mischen, oder gar mit einander entzweien.[1]

FÜNFTES CAPITEL.

Vom Zusammenwirken mehrerer, ungleich starker, Vorstellungsmassen.

39. Es lässt sich schon aus dem Vorhergehenden einigermaassen erkennen, dass, nachdem eine beträchtliche Menge von Vorstellungen in allerlei Verbindungen vorhanden ist, jede neue Wahrnehmung als ein *Reiz* wirken muss, durch den einiges gehemmt, anderes hervorgerufen und verstärkt, ablaufende Reihen gestört oder in Bewegung gesetzt, und diese oder jene Gemüthszustände veranlasst werden. Mehr zusammengesetzt müssen diese Erscheinungen ausfallen, wenn (wie gewöhnlich) die neue Wahrnehmung selbst ein Mannigfaltiges in sich schliesst, das in mehrere Verbindungen und Reihen zugleich eingreift und ihnen einen Anstoss giebt, der sie unter einander in neue Verhältnisse der Hemmung oder Verschmelzung versetzt. Dabei wird die neue Wahrnehmung den älteren Vorstellungen angeeignet, und zwar auf eine Weise, wobei sie, nachdem der erste Reiz gewirkt hat was er konnte, sich ziem-

---

[1] Die 1 Ausg. verweist hier auf §. 61. 67. [§. 103. 109 d. 2 Ausg.]

Digitized by Google

lich leidend verhalten muss, weil die älteren Vorstellungen schon wegen ihrer Verbindungen unter einander bei weitem stärker sind, als die einzelne, die eben hinzukommt.

40. Wenn aber schon sehr starke, sehr vielgliedrige Complexionen und Verschmelzungen sich gebildet haben, so kann dasselbe Verhältniss, welches so eben zwischen älteren Vorstellungen und neuen Wahrnehmungen angenommen wurde, sich im Innern wiederholen. Schwächere Vorstellungen, die nach irgend welchem Gesetze im Bewusstsein hervortreten, wirken als Reize auf jene Massen, und werden von ihnen eben so aufgenommen und angeeignet (appercipirt), wie es bei neuen Sinneseindrücken geschieht; daher *die innere Wahrnehmung*, analog der äussern. Vom Selbstbewusstsein ist hier noch nicht die Rede, obgleich es sich sehr häufig damit verbindet.

41. In dem Gesagten liegt schon, was die Erfahrung bestätigt, dass die innere Wahrnehmung niemals ein leidentliches Auffassen, sondern allemal (wenn auch wider Willen) ein thätiges Eingreifen ist. Anstatt dass die appercipirten Vorstellungen sich nach ihren eignen Gesetzen zu heben und zu senken im Begriff sind, werden sie in ihren Bewegungen durch die mächtigern Massen unterbrochen, welche das ihnen Entgegengesetzte zurücktreiben, obschon es steigen mochte, und das ihnen Gleichartige, wenn gleich es sinken sollte, anhalten und mit sich verschmelzen.

42. Es ist der Mühe werth, zu zeigen, wie weit dieser Unterschied unter den Vorstellungen — die man in todte und lebendige einzutheilen geneigt sein möchte — gehen kann.

Man erinnere sich der Vorstellungen auf der statischen Schwelle (16). Diese sind zwar nichts weniger als todt, aber in dem Hemmungsverhältnisse, worin sie sich befinden, vermögen sie nicht, durch ihr eignes Streben zum Steigen irgend etwas auszurichten. Durch die Verbindungen, in denen sie stehn, können sie in diesem Zustande gleichwohl reproducirt werden; und von jenen mächtigern Massen werden sie oft in ganzen Haufen und Reihen hervorgezogen und zurückgetrieben, gleichwie wenn jemand in einem Buche blätterte.[1]

43. Sind aber die appercipirten Vorstellungen nicht, we-

[1] Die 1 Ausg. setzt noch hinzu: „Von der Thatsache ist schon oben (52) [§. 94 d. 2 Ausg.] die Rede gewesen."

Digitized by Google

nigstens nicht alle, auf der statischen Schwelle, so leiden von ihnen die appercipirenden Massen einige Gewalt; auch können die letztern von andern Seiten her einer Hemmung unterworfen werden. Alsdann wird die innere Wahrnehmung gestört, und daraus schon wird das Unsichere und Schwankende derselben erklärlich.

Die appercipirende Masse kann wieder durch eine andre appercipirt werden. Allein sollte dies so fortgehn, so müssten mehrere Vorstellungsmassen von beträchtlich abgestufter Stärke vorhanden sein. Daher ist es schon etwas Seltenes, dass die innere Wahrnehmung auf die zweite Potenz steige; und nur durch philosophische Begriffe wird diese Reihe als eine solche gedacht, die ins Unendliche könnte verlängert werden.

SECHSTES CAPITEL.

Vorblicke[1] auf die Verbindung zwischen Seele und Leib.

44. Bisher sind Vorstellungen in der Seele als vorhanden betrachtet worden, ohne Frage nach ihrem Ursprunge und nach fremdartigen Einflüssen. Dies diente zur Erleichterung.[2] Jetzt muss noch theils von der sinnlichen Wahrnehmung, theils von physiologischen Einwirkungen bei schon vorhandenen Vorstellungen geredet werden.

45. Schon der Erfahrung gemäss kann man annehmen, dass jede Wahrnehmung *(perceptio)* von irgend merklicher Stärke eine kleine Weile zu ihrer Erzeugung erfordere; aber Erfahrung und Metaphysik zugleich lehren, dass keineswegs bei längerer Verweilung die Stärke der Wahrnehmung der Zeit proportional anwachse, sondern: *je stärker die Wahrnehmung schon ist, um desto weniger nimmt sie zu;* und hieraus folgt, vermöge einer leichten Rechnung, dass es eine *endliche Grenze für ihre Stärke* giebt, der sich die gewonnene Vorstellung sehr bald annähert, und die selbst durch unendlich lange Dauer der nämlichen Wahrnehmung nicht würde überstiegen werden

---

[1] 1 Ausg.: „Rückblicke."

[2] 1 Ausg.: „zur Erleichterung und zur einfachsten Aufstellung unserer Hypothese."

Digitized by Google

können. Dies ist das *Gesetz der abnehmenden Empfänglichkeit;* und dabei ist die Stärke des sinnlichen Eindrucks in Hinsicht jener Grenze ganz gleichgültig. Die schwächste sinnliche Empfindung kann der Vorstellung eben so viel Stärke geben, wie die heftigste: nur braucht sie dazu etwas längere Zeit.

46. Eigentlich besteht nun jede menschliche Vorstellung aus unendlich vielen, unendlich kleinen, und dabei unter einander ungleichen, elementarischen Auffassungen, die in verschiedenen Zeittheilchen während der Dauer der Wahrnehmung nach und nach erzeugt wurden. Diese alle müssten jedoch in eine einzige und völlig ungetheilte Totalkraft verschmelzen, wenn nicht während der Dauer der Wahrnehmung schon eine Hemmung durch ältere, entgegengesetzte Vorstellungen stattfände. Um dieser Ursache willen aber wird die Totalkraft um ein Beträchtliches kleiner, als die Summe aller elementarischen Auffassungen.*

47. In der ersten Kindheit wird ein ungleich grösserer Vorrath von einfachen sinnlichen Vorstellungen erzeugt, als in dem ganzen nachfolgenden Leben, dessen Geschäft dagegen in dem mannigfaltigsten Verknüpfen jenes Vorraths besteht. Obgleich nun auch späterhin die Empfänglichkeit niemals ganz und gar erlischt, so würden doch dem Mannesalter die Sinneseindrücke noch weit gleichgültiger und unfruchtbarer werden, als sie wirklich sind, wenn nicht eine Art von *Erneuerung der Empfänglichkeit* stattfände.

Weil nämlich Vorstellungen auf der statischen Schwelle ganz ohne Wirkung sind für das, was im Bewusstsein vorgeht (16), so können sie auch die Empfänglichkeit für die ihnen gleichartigen neuen Wahrnehmungen nicht schwächen. Hiemit wäre die Empfänglichkeit *vollständig* wieder hergestellt, wenn nicht gerade durch die neuen Wahrnehmungen das frühere Hemmungsverhältniss geändert, und den älteren Vorstellungen eine gewisse Freiheit gegeben würde, sich unmittelbar zu reproduciren (26). Indem dies geschieht, vermindert sich die Empfänglichkeit. Je mehrere nun der gleichartigen älteren Vor-

---

* Psychologie I, §. 95, und *de attentionis mensura.*[1]

[1] Statt dieser Verweisung steht in der 2 Ausg.: „(Ueber diesen schwierigen Gegenstand befindet sich eine Berechnung im 3 Hefte des Königsberger Archivs für Philos. u. s. w.)" Nämlich die Abhandlung: *Ueber die Stärke einer Vorstellung als Function ihrer Dauer.*

Digitized by Google

stellungen vorhanden sind, — das heisst gewöhnlich, je länger der Mensch gelebt hat, desto mehrere treten auf gegebenen Anlass zugleich hervor. Und so vermindert sich mit den Jahren auch diese Erneuerung der Empfänglichkeit.

48. Das bisher Gesagte bezieht sich nicht bloss auf völlig gleichartige Vorstellungen, sondern auf alle, deren Hemmungsgrad ein Bruch ist. Dies lässt sich hier nicht entwickeln, da von der Verschiedenheit der Hemmungsgrade im Vorhergehenden nichts Genaueres hat gesagt werden können.

49.[1] Dreierlei vorzüglich ist zu bemerken, was in die psychischen[2] Ereignisse von Seiten des Leibes sich einmischt: sein *Druck*, seine *Resonanz* und seine *Mitwirkung im Handeln*. Darüber vorläufig folgende Andeutungen:[3]

50. Physiologischer Druck entsteht, wenn die begleitenden Zustände, welche im Leibe den Veränderungen in der Seele entsprechen sollten, nicht ungehindert erfolgen können; daher denn das Hinderniss als solches auch in der Seele gefühlt wird, eben weil die Bestimmungen beider zusammengehören. Dieser Druck ist gewiss oftmals nur eine verzögernde Kraft, der zu gefallen die geistigen Bewegungen langsamer gehn müssen (bei langsamen Köpfen, welche die Zeit verlieren und durch jeden schnellen Wechsel betäubt werden). Oft aber gleicht auch der Druck geradezu einer hemmenden Kraft, und kann als solche, wie wenn er die Zahl der entgegengesetzten Vorstellungen um eine oder einige vermehrte, in Rechnung gebracht werden. Dadurch *können alle* wirklichen Vorstellungen auf die statische Schwelle getrieben werden, und man hat hier die Erklärung des *Schlafs*. Derselbe wird in diesem Falle ein tiefer und vollkommener Schlaf sein.[4]

51. Physiologische Resonanz entsteht, indem die begleitenden leiblichen Zustände schneller verlaufen, oder sich stär-

---

[1] Die 1 Ausg. hat hier noch Folgendes: „Von den zusammengehörigen Selbsterhaltungen in mehreren Wesen ist oben (112—122) [vgl. unten 155 flgg.] die Rede gewesen. Daraus lässt sich erklären, was früherhin (90, 91 und anderwärts) [vgl. unten 132, 133,] als Thatsache bemerkt worden. Seele und Leib sind stets gegenseitig von einander abhängig, obgleich kein eigentlicher Uebergang der Kraft von einem ins andre statt findet."

[2] 1 Ausg.: „psychologischen Ereignisse."

[3] „Darüber ... Andeutungen." Zusatz d. 2 Ausg.

[4] Die 1 Ausg. setzt noch hinzu: „Von den Träumen weiter unten."

Digitized by Google

ker ausbilden, als nöthig wäre, um bloss den geistigen Bewegungen kein Hinderniss zu verursachen. Alsdann wird die Seele, wiederum den Körper begleitend, schleuniger und stärker wirken. Sie wird aber auch die darauf folgenden Abspannungen des Leibes zu theilen haben, wie nach dem Rausch und Affect.

52. Die Zusammenwirkung der Seele und des Leibes im äussern Handeln kann nicht ursprünglich von der Seele ausgehn; denn der Wille weiss nicht das Geringste von dem, was er in Nerven und Muskeln eigentlich hervorbringt. Allein in dem Kinde ist ein organisches Bedürfniss nach Bewegung; dies und die daraus entstandenen wirklichen Bewegungen begleitet Anfangs die Seele mit ihren Gefühlen; die Gefühle aber compliciren sich mit den Wahrnehmungen der bewegten Glieder. Wenn nun in der Folge die Vorstellung, die aus einer solchen Wahrnehmung entstand, als Begierde aufstrebt (16), so regt sich auch das damit complicirte Gefühl, und diesem gehören als begleitende leibliche Zustände alle diejenigen Ereignisse in den Nerven und Muskeln zu, durch welche die organische Bewegung wirklich bestimmt wird. Auf solche Weise geschieht es, dass die Vorstellungen sogar als ein Ursprung mechanischer Kräfte in der äussern Welt erscheinen.

Digitized by Google

ZWEITER THEIL.

EMPIRISCHE PSYCHOLOGIE.[1]

ERSTER ABSCHNITT.

VON DEN GEISTESVERMÖGEN, ALS DEM ANSCHEINEND URSPRÜNGLICH UND WESENTLICH MANNIGFALTIGEN[2] IM MENSCHLICHEN GEMÜTHE.

ERSTES CAPITEL.

Ueberblick über die angenommenen Geistesvermögen.

53. Aus der vorstehenden Grundlehre erklären sich manche bekannte Thatsachen von selbst; viele andre bleiben noch im Dunkeln. Es ist nicht nöthig, diesen Unterschied gleich jetzt näher zu bestimmen. Die Frage, wie weit die gefundenen Erklärungen reichen, mag den nachfolgenden Vortrag stillschweigend begleiten, bis die Thatsachen werden durchmustert sein, denn alsdann wird der Faden der Untersuchung bequemer können wieder aufgenommen werden. Allein die gemeinhin angenommenen Seelenvermögen bedürfen nun einer kritischen Beleuchtung, welche mit der Betrachtung der Thatsachen selbst allmälig vorrücken muss.[3]

Mit dem Bestreben, ein Mannigfaltiges zusammenzufassen, verbindet sich natürlich ein Aussondern dessen, was sich offen-

[1] Die Ueberschrift dieses Theils, der in der 1 Ausg. der erste ist, lautet dort: „Psychologische Erscheinungen, angeordnet nach der Hypothese von den Geistesvermögen."

[2] 1 Ausg.: „als dem ursprünglich u. wesentlich Mannigfaltigen."

[3] Die Worte: „Aus der vorstehenden Grundlehre ... vorrücken muss" sind Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

bar nicht zusammenfassnn lässt, weil es entweder sich ausschliesst, oder nur in seltenen Umständen zum Vorschein kommt. Indem also die Seelenlehrer den menschlichen Geist im Bilde zeigen wollten, haben sie fürs erste diejenigen Züge weggelassen, welche das Unterscheidende, theils der Individuen, theils der abwechselnden Gemüthszustände ausmachen. Diese legen wir zurück für den zweiten Abschnitt, und behalten für den ersten nur das, welches für ein ursprünglich und wesentlich Mannigfaltiges im menschlichen Geiste gehalten wird.

54. Jedoch gleich hier wird eine genaue Grenzscheidung durch die eigenthümliche Unbestimmtheit der psychologischen Thatsachen unmöglich gemacht. Der Mensch des Seelenlehrers ist der gesellschaftliche, der gebildete Mensch, der auf der Höhe der ganzen, bisher abgelaufenen, *Geschichte seines Geschlechts* steht. In *diesem* findet sich das Mannigfaltige sichtbar beisammen, welches unter dem Namen der Geistesvermögen als ein allgemeines Erbtheil der Menschheit angesehen wird. Ob es in der That *ursprünglich* beisammen, ob es ursprünglich ein *Mannigfaltiges* sei, davon schweigen die Thatsachen. Der wilde Mensch und das neugeborne Kind geben uns weit weniger Gelegenheit, den Umfang ihres Geistes zu bewundern, als die edleren unter den Thieren. Die Psychologen helfen sich hier durch die Erschleichung, alle höhere Thätigkeit des Geistes sei — nicht bei den Thieren, aber bei den Kindern und Wilden, — der Möglichkeit nach vorhanden, als unentwickelte Anlage, oder *als Seelenvermögen.* Und die geringfügigsten Aehnlichkeiten in dem Benehmen des Wilden und des Kindes mit dem des gebildeten Mannes, gelten ihnen nun für kenntliche Spuren eines *erwachenden* Verstandes, einer erwachenden Vernunft, eines erwachenden *sittlichen* Gefühls. — Uns aber darf die Bemerkung nicht entgehn, dass in dem Nächstfolgenden eigentlich nur ein besonderer, und nichts weniger als genau begrenzter, *Zustand* des Menschen geschildert wird, nach dem Gesammteindruck, welchen diejenigen Menschen, die wir, sehr unbestimmt, Gebildete nennen, auf uns gemacht haben. Das höchst Schwankende dieses Gesammteindrucks lässt sich nicht vermeiden. Es giebt keine *allgemeinen* Thatsachen; die ächten psychologischen Facta liegen in den augenblicklichen Zuständen der Individuen; diese sind unermesslich weit

Digitized by Google

entfernt von der Höhe des allgemeinen Begriffs: *Mensch überhaupt.*

55. Die eben erwähnte Vergleichung zwischen Mensch und Thier veranlasst nun die erste Scheidung in dem für ursprünglich gehaltenen Mannigfaltigen. In wiefern der Mensch sich über das Thier auffallend erhebt, schreibt man ihm *obere Vermögen* zu; in wiefern er den Thieren gleicht, legt man ihm *niedere Vermögen* bei.

Diese Eintheilung durchkreuzt die schon oben erwähnte, nach dem *Vorstellen, Fühlen* und *Begehren,* in eben so viele Vermögen.

Als Hülfsmittel zur Uebersicht der empirischen Psychologie sind beide Eintheilungen gleich brauchbar, und wir werden uns beider bedienen.

56. Da in der Psychologie alles in einander fliesst, so wollen wir, um das obere und untere Vermögen weiter einzutheilen, nicht bei der, sehr zweideutigen, Grenzlinie zwischen beiden anfangen, sondern fürs erste die entferntesten Enden einander gegenüber stellen. Es wird nämlich die *Sinnlichkeit* für das unterste, die *Vernunft* für das oberste im menschlichen Geiste angenommen. Beide sehn einander darin ähnlich, dass sie in mehrern Gliedern der zweiten Eintheilung vorkommen. Man spricht von einem *sinnlichen Vorstellen,* einem *sinnlichen Fühlen,* und einem *sinnlichen Begehren;* man spricht auch von einer *theoretischen* (vorstellenden) und einer *praktischen* (wollenden, gebietenden) *Vernunft:* — nur von einer fühlenden Vernunft pflegt nicht die Rede zu sein, indem die Vernunft immer als thätig, niemals als leidend gedacht wird, da sie das Höchste im Menschen sein soll.

Die Bedeutung der hier gebrauchten Ausdrücke ist aus dem gemeinen Sprachgebrauch einem Jeden einigermaassen verständlich; zu feineren Bestimmungen ist hier noch nicht der rechte Ort. Denn eben sie sind das Streitige.[1]

57. Gehen wir nun von den beiden äussersten Enden gegen die Mitte hin, so finden wir zuvörderst im Vorstellungsvermögen neben der Sinnlichkeit die *Einbildungskraft* und das

---

[1] In der 1 Ausg. folgen hier noch die Worte: „und es findet sich am Ende, dass alle Bemühung darum vergeblich und unnütz ist, ausser in so fern sie dient, die Natur der psychologischen Probleme ins Licht zu setzen."

Digitized by Google

Gedächtniss, neben der Vernunft den *Verstand* und die *Urtheilskraft*. Dann im Gefühlvermögen neben den sinnlichen *Gefühlen der Lust und Unlust*, die *ästhetischen* und *moralischen* Gefühle; und die *Affecten*. Endlich im Begehrungsvermögen, neben den *sinnlichen Begierden* und *Trieben*, einerseits das *verständige und vernünftige Wollen*, andrerseits die *Leidenschaften*.

58. Noch ehe wir diesen rohen Abriss des psychologischen Feldes genauer auszeichnen, müssen wir Folgendes bemerken:

a) Die Eintheilungen sind nur empirische Zusammenstellungen, ohne Nachweisung der Vollständigkeit, ohne vest bestimmte und gerechtfertigte Theilungsgründe. Daher kein Wunder, wenn bei schärferer Auffassung der Thatsachen sich Gegenstände finden, die entweder in mehrere der gemachten Fächer hineingehören, oder in gar keins derselben passen. Hier ein paar Beispiele:

In Wolff's Darstellung ist noch das Gefühlsvermögen nicht gesondert vom Begehrungsvermögen; daher auch die Affecten nicht von den Leidenschaften. Wir werden tiefer unten zeigen, dass die Affecten nicht in die Klasse der Gefühle (und noch weniger in die andern, folglich in gar keine der gemachten Klassen) gehören, obgleich Gefühle bei den Affecten vorkommen, so wie Affecten bei den Leidenschaften. — Das Moralische und Aesthetische wird der Erfahrung gemäss gefühlt, erkannt und begehrt; dessen ungeachtet ist man nicht geneigt, es so wie etwan die Sinnlichkeit, durch alle drei Hauptvermögen sich erstrecken zu lassen, als ob es moralische Gefühle, Erkenntnisse und Entschliessungen *neben einander* mit gleicher Selbstständigkeit gäbe, — sondern man streitet darüber, ob das Sittliche seinen Ursprung in einem Gebote, *oder* einer Erkenntniss, *oder* einem Gefühle habe. Fragt man die Erfahrung, so antwortet sie unläugbar, das Sittliche werde am häufigsten gefühlt, seltener richtig erkannt, und am seltensten gewollt. Damit ist aber nichts entschieden, als nur die Unsicherheit und Schwankung der empirischen Psychologie und jeder Untersuchung, die kein besseres Fundament hat.

b) Die gemachten Eintheilungen können zwar zur ersten Uebersicht, aber keineswegs zu einer genauen Schilderung dessen, was im Menschen vorgeht, gebraucht werden; denn sie

Digitized by Google

zerreissen das, was in der Wirklichkeit stets verbunden ist. Ob es ein Vorstellen *ohne* Fühlen und Begehren gebe, lässt sich in der Erfahrung nicht nachweisen; diese Regungen des Gemüths laufen vielmehr unaufhörlich in einander. Dass zu jedem Fühlen ein *Gefühltes*, zu jedem Begehren ein *Begehrtes* gehöre, leuchtet ein; ob aber beides in jedem Falle ein *Vorgestelltes* sein müsse, lässt sich aus der Erfahrung weder verneinen noch bejahen, weil ein Vorgestelltes bis zur Unkenntlichkeit dunkel sein kann: die bejahende Antwort hat indessen das Vorurtheil für sich, weil sie offenbar in den *meisten* Fällen die richtige ist. — Die Affecten gehören nicht in eine Klasse mit den Leidenschaften; dennoch kann man sich eine ganz affectlose Leidenschaft gar nicht denken. Wer die Geschichte auch nur einer einzigen leidenschaftlichen Aufwallung beschreiben will, der muss sie, mit allen dabei aufgeregten Affecten, als eine einzige Begebenheit betrachten. Der continuirliche Fluss dieser Begebenheit lässt sich gar nicht durch ein Mosaikgemälde darstellen, dessen einzelne Stückchen man etwa aus den Fächern der empirischen Psychologie zusammensuchen möchte.

c) Dass die abgetheilten Seelenvermögen nicht bloss neben einander, sondern in Beziehung auf einander vorhanden sind, erkennt die empirische Psychologie dadurch an, dass sie dieselbe durchgängig mit der *Bearbeitung* eines und des nämlichen *Stoffes* beschäftigt. Diesen Stoff soll die Sinnlichkeit *empfangen,* — wobei die Frage nach dem Causalverhältniss zwischen der Aussenwelt und dem Menschen eintritt. Wird dasselbe geläugnet, so muss die Sinnlichkeit vielmehr ein *erzeugendes* Vermögen genannt werden. Den nämlichen Stoff soll das Gedächtniss aufbewahren; aber unbeschadet dieser Aufbewahrung soll ihn auch die Phantasie in neue Gestalten bringen; und wiederum diesen neuen Gestalten unbeschadet soll der Verstand Begriffe daraus machen, auch das Begehrungsvermögen ihn in Begehrtes und Verabscheutes verwandeln, — und wiederum sollen die Phantasien, Begriffe, Begehrungen u. s. w., vom Gedächtnisse aufbewahrt, und gelegentlich mit frischem Stoffe versetzt, von neuem den arbeitenden Vermögen unterworfen werden. Oder, falls dieses unbegreiflich scheint, ist es vielleicht nur *ein Theil* des Stoffes, den das Gedächtniss in seinen Vorrathskammern vesthält, und wird *ein anderer Theil* der Phantasie übergeben, noch ein anderer dem Verstande, wieder

Digitized by Google

ein anderer dem Begehrungsvermögen u. s. w.? Darüber fragt man die Erfahrung vergebens. Desto nothwendiger ist es, dass man die, hiebei unvermeidliche, metaphysische Voraussetzung *irgend eines* mannigfaltigen und verwickelten *Causalverhältnisses, sowohl der verschiedenen Vermögen unter einander, als ihrer aller zu dem vorgeblichen Stoffe*, den sie gemeinschaftlich bearbeiten sollen, einsehe und eingestehe.[1]

59. Durch die Anerkennung des eben erwähnten Causalverhältnisses hat sich die Psychologie bisher die Reihenfolge ihrer Lehren bestimmen lassen. Nach dem Satze: *nihil est in intellectu, quod non prius fuerit in sensu*, sind die Sinnesvorstellungen zuerst abgehandelt, und von dem Uebrigen ist in solcher Ordnung geredet worden, wie es allmälig aus jenen hervorzugehn scheint. Die allmälige Entwickelung des einzelnen Menschen und der Völker, desgleichen der Unterschied zwischen Thier und Mensch, giebt hier den Leitfaden.

Nun ist zwar der Erfahrung gemäss, dass wir weit allgemeiner die niedere Sinnlichkeit, als jedes andre geistige Leben, dieses aber niemals ohne jene in der Wirklichkeit antreffen, ja dass wir grosse Mühe haben, mit dem Ausdruck: *reine Vernunft*, einen nur leidlich bestimmten Sinn zu verbinden. Nichts desto weniger giebt es zwei sehr wichtige psychologische Thatsachen, die wir nicht anders auffassen können, denn als dem Causalverhältniss zwischen Sinnlichkeit und Vernunft fremd oder widerstreitend: *das reine Selbstbewusstsein* und die *sittliche Entschliessung*. Was immer wir im Laufe der Zeit an uns beobachten, das muss, als zufällig wechselnd, von unserm wahren Ich unterschieden werden; dieses letztere also kennen wir, so scheint es, unabhängig selbst vom *innern* Sinne, durch eine sogenannte *reine Apperception*. (Im allgemeinen heisst Apperception soviel als das Wissen von dem, was in uns vorgeht.) Und ein Entschluss zeigt sich dann am klärsten als ächt sittlich, wann er die Rücksicht auf Vortheile oder Nachtheile, wie sie uns in der Erfahrung vor Augen liegen, verschmäht; wann der Geist sich über die sinnlichen Gefühle erhebt, und ihnen gerade zuwider sich bestimmt. Wodurch wird diese Erhebung

---

[1] In der 1 Ausg. folgen hier noch die Worte: „*nicht aber sich einbilde, man könne irgend einen psychologischen Gedanken fassen, der nicht sogleich auch ein metaphysischer, und als solcher entweder wahr oder falsch wäre.*“

Digitized by Google

möglich? Die Antwort: *durch den freien Willen*, ist der, in solchen Fällen stattfindenden, innern Wahrnehmung ganz angemessen; daher wird eine, von allem Causalverhältnisse unabhängige, sogenannte *transscendentale Freiheit* angenommen, ein Seitenstück zu der reinen Apperception. — Legt man nun beides der Vernunft bei, als demjenigen, was im Menschen von der Sinnlichkeit am weitesten entfernt steht, so ist die Vernunft in dieser Bedeutung nicht sowohl ein Höheres, sondern vielmehr ein ganz Anderes als die Sinnlichkeit; und diese letztere kann nun nicht länger als Grund, nicht einmal als Bedingung von allem Uebrigen angesehen werden.

Unter dieser Voraussetzung sollte also die Psychologie in der Anordnung ihrer Lehren nicht einen Fortschritt von der Sinnlichkeit zur Vernunft, sondern zwei, bei ihrem Ursprunge parallele, Reihen von Betrachtungen darstellen, wovon Vernunft und Sinnlichkeit die Anfangspunkte ausmachten, das Zusammentreffen beider aber, in seinen mannigfaltigen Modificationen, die oberste Gegend und gleichsam das Ziel sein würde. Die empirische Psychologie kann dieser Forderung nichts entgegensetzen. In der Einleitung in die Philosophie ist aber schon gezeigt (daselbst §. 103 und 107),[1] dass die Begriffe des Ich und der transscendentalen Freiheit widersprechend sind. Daher ist auch der eben aufgestellte Begriff der Vernunft der Wahrheit nicht gemäss. Um nichts besser aber ist der gewöhnliche Begriff von der Sinnlichkeit,[2] besonders wenn sie für die Quelle des Bösen gehalten wird. Das Böseste ist eben so wenig sinnlich, als die Sinnlichkeit durchgehends böse.

Anmerkung. Wenn man im gemeinen Leben sagen hört, der Eine habe mehr Verstand, der Andre mehr Gedächtniss, ein Dritter mehr Phantasie, ein Vierter besitze eine gesundere Urtheilskraft, — und daneben doch im Ganzen kein bestimmter Grad von grösserer oder geringerer geistiger Gesundheit dem

---

[1] §. 124 u. 128 der 4 Ausg.

[2] Die folgenden Worte bis zu Ende des §., so wie die ganze Schlussanmerkung sind Zusatz der 2 Ausg. Nach „Sinnlichkeit" stehen in der 1 Ausg. noch folgende Worte: „Für jetzt kommt es uns bloss darauf an, diejenigen, ihrer Natur nach schwankenden und zweifelnden Betrachtungen anzuregen, welche an die Stelle der vermeinten Wissenschaft, empirische Psychologie genannt, treten müssen, nicht als ob sie selbst Einsichten wären, sondern weil sie dazu dienen, künftige Einsicht vorzubereiten."

Digitized by Google

Einen oder dem Andern kann beigelegt werden: so muss die Vermuthung entstehn, alle jene Unterscheidung der sogenannten Seelenvermögen treffe mehr die Producte der geistigen Thätigkeit als die innere, entweder gesunde oder kranke Natur der letzteren. Von den Geisteskrankheiten werden tiefer unten die erfahrungsmässig bekannten vier Hauptbegriffe: Blödsinn, Narrheit, Tobsucht und Wahnsinn, näher bestimmt werden; es kann aber schon hier nützlich sein, aus ihren Gegentheilen: *Reizbarkeit, Sammlung, Ruhe,* und *gegenseitige Bestimmbarkeit aller Vorstellungen durcheinander,* den Begriff der geistigen Gesundheit zusammenzusetzen; da ein Mangel an irgend einem dieser vier Erfodernisse in der That viel unmittelbarer eine Annäherung an Geisteskrankheit darthut, als ein Mangel an Phantasie, oder Gedächtniss, oder Verstand u. s. w. Es beziehen sich aber die genannten Erfodernisse deutlich genug auf die obige Grundlehre von den Vorstellungen als Kräften, deren Beweglichkeit durch die geringste Veränderung in der Stärke oder Verbindung derselben eben so sichtbar ist als ihre Tendenz zum Ruhen im Gleichgewicht; und bei welchen die Sammlung des Gleichartigen und des schon in Verbindung Getretenen eben so sehr als jede Art von möglicher gegenseitiger Bestimmung, durch die Reproductionsgesetze vollkommen gesichert ist, so lange nicht eine dem Geistigen fremde Gewalt von Seiten des Leibes sich einmischt. Jedoch das Verhältniss des Leibes zum Geiste kann nicht ohne Erwähnung einiger naturphilosophischer Sätze näher erwogen werden, welche hier noch zu früh kommen würden. Zuvörderst muss nun die erste der obigen Eintheilungen (55), wenn nicht von ihrer Unbestimmtheit befreiet, so doch in ihrer Vieldeutigkeit erkannt werden.

ZWEITES CAPITEL.

Ueber die Grenzlinie zwischen den untern und obern Vermögen.

60.[1] Die Grenzlinie zwischen den untern und obern Ver-

[1] In der 1 Ausg. beginnt dieser § so: „Anstatt uns jetzt auf die weitere Zerstückelung der Seelenvermögen einzulassen, verweilen wir noch eine Zeitlang in der Mitte zwischen ihnen, um einen Standpunct zu suchen, von wo aus sich das Ganze einigermaassen *als* ein Ganzes überschauen lasse."
„Die Grenzlinie" u. s. w.

Digitized by Google

mögen läuft im Vorstellungsvermögen zwischen der Einbildungskraft und dem Verstande, im Gefühlvermögen zwischen der Sinnenlust und dem ästhetischen Gefühl, im Begehrungsvermögen zwischen den Leidenschaften und der überlegten Wahl. Hiemit ist sie bei der Schwankung der Begriffe von allem diesen noch keinesweges genau gezogen; auch sind die Psychologen zu dem Bekenntniss bereit, dass sie sich nicht scharf ziehen lasse. (Wenigstens *Wolff* in der empirischen Psychologie §. 233.) Dies um so mehr, da selbst den Thieren ein *analogon rationis* zugeschrieben wird,[1] während ihnen Niemand eine Phantasie, ähnlich der menschlichen, einräumt. So hätten also die Thiere Antheil am obern Vorstellungsvermögen; und dagegen fehlte ihnen etwas an dem, was zum unteren sollte gerechnet werden. Etwas treffender scheint zwar die Bestimmung in Ansehung des Gefühlvermögens; da ästhetische Urtheile wohl Niemand von Thieren erwartet; allein auch bei roheren Menschen pflegen diese zu fehlen, und vielmehr einer höheren Bildungsstufe als der menschlichen Natur eigen zu sein. Was endlich die Leidenschaften anlangt, so werden wir unter diesen auch solche, und zwar sehr bösartige finden, die geradezu aus dem Edelsten, den höchsten Regionen des menschlichen Gedankenkreises ihren Ursprung nehmen; so dass es unmöglich ist, sie zum untern, auch den Thieren beizulegenden Vermögen zu rechnen. Man muss also den Gegenstand anders fassen.

61. Den Thieren im Vergleich gegen die Menschen überhaupt ein unteres Vermögen beilegen, heisst entweder, ihr geistiges Können als *mangelhaft*, oder als *vermindert*, oder als *unterworfen* ansehn.

Gesetzt, es sei an sich mangelhaft, im Vergleich mit dem vollständigern, weiter reichenden Können des Menschen, so liegen hievon sehr deutliche Gründe in dem Mangel der Hände und der Sprache. Denn solchergestalt bleibt ihre Gelegenheit, sich Vorstellungen von den Dingen zu verschaffen, sehr viel enger beschränkt; und während das Verstehen, der Verstand

[1] Die 1 Ausg. setzt hinzu: „(dessen auch *Carus* erwähnt, obgleich er übrigens scharf abzuschneiden versucht; vergl. dessen Psychologie 1 Bd. S. 241.)“ Statt dessen, was oben im Text von den Worten an: „während ihnen“ bis zu Ende des §. 61 steht, hat die 1 Ausg. eine längere, in der 2 Ausg. weggebliebene Stelle, die unten im Anhang unter I steht

Digitized by Google

des Menschen sich zunächst auf die Sprache bezieht, können die Thiere höchstens zum Verständniss einiger Zeichen gelangen. Das menschliche Kind aber befindet sich nun auf seiner untersten Bildungsstufe im nämlichen Falle, da es Anfangs sich der Hände noch eben so wenig zu bedienen weiss, als es Sprache gelernt hat.

Gesetzt zweitens, jenes geistige Können solle ein vermindertes sein, da es ursprünglich wohl grösser sein möchte: so trifft auch dies bei den Thieren zu; und zwar zwiefach. Denn erstlich tritt bei ihnen etwas Störendes in ihren Vorstellungskreis, welches den Menschen nicht so sehr drückt. Dies sind bei Thieren mit Kunsttrieben ganz deutlich die organischen Reize, denen sie Folge leisten; bei andern kommt die frühzeitige Pubertät in Betracht. Ueberdies aber kann bei der verhältnissmässigen Kleinheit ihres Gehirns wahrscheinlich der Organismus nicht so wie beim Menschen den geistigen Reizen nachgeben.

Gesetzt drittens, jenes geistige Können oder Vermögen werde als ein unterworfenes angesehn, — möge dies nun ein dienstbares oder ein besiegtes sein sollen, so passt zwar dieser Begriff nicht allgemein auf die Thiere; wohl aber auf das untere Vermögen des Menschen in so fern, als er sich selbst beherrscht. Nur ist wiederum die Herrschaft so sehr abhängig von der schon erlangten Bildungsstufe, — sie schwankt der Art nach so sehr zwischen Schlauheit und Sittlichkeit, dem Grade nach ist ihrer der rohe und der kranke Mensch so wenig fähig, — endlich finden sich, wenn Ausnahmen gelten sollen, doch bei dressirten Thieren so viele Spuren von eingeübter Enthaltsamkeit, dass ein in dem geistigen Vermögen selbst liegender Unterschied, der wesentlich und allgemein veststünde, nicht nachgewiesen werden kann, vielmehr Alles auf Unterschiede der Begünstigung oder Verhinderung oder erworbener Bildung sich zurückführen lässt. *Wir sind demnach weder genöthigt noch berechtigt, den menschlichen Geist als eine Summe von zwei specifisch verschiedenen, gleichsam an einander gefügten, Vermögen zu betrachten.* Nur das tritt hervor, dass die geistige Regsamkeit in unendlich mannigfaltigen Formen und Grenzen sich ausprägt, nach Verschiedenheit der Vorstellungen, ihrer Verbindungen und Hemmungen. Alle diese Betrachtungen sind von der Metaphysik unabhängig; die Frage aber, ob, wenn einmal die Metaphysik herbeigerufen wird, sie dieselben widerlege oder

Digitized by Google

vielmehr bestätige, soll an diesem Orte nicht abgehandelt werden.

Dem Menschen, welcher zu höhern Bildungsstufen emporsteigt, werden wir dagegen erfahrungsmässig eine nicht bloss einfache, sondern vielfach verschiedene Fähigkeit beilegen müssen, sich in der Selbstbeherrschung gleichsam in mehrere Theile zu spalten, und bald seine Gedanken absichtlich zu lenken, bald seine Gefühle umzustimmen, bald Unterlassungen bald regelmässige Anstrengungen sich selbst vorzuschreiben. Dass hievon bei den Thieren wenige oder gar keine Spuren vorkommen, ist bekannt; in Ansehung des menschlichen Vermögens wurde hierauf schon in der Grundlehre (40—43) Rücksicht genommen. In diesem Sinne also werden wir ein oberes und ein unteres Vermögen anerkennen.

62. Wolff stellt zwischen das untere und obere Vorstellungsvermögen die *Aufmerksamkeit*[1] (jedoch nur die willkürliche, während die unwillkürliche fast noch wichtiger ist). Das obere Vermögen beginnt ihm nun mit der *Deutlichkeit der Begriffe*, deren Merkmale die Aufmerksamkeit zersetzt. Diese Bestimmung ist zwar bei weitem enger, als der Sprachgebrauch den Worten *Verstand* und *verständig* ihre Sphäre zeichnet; indessen trifft sie mit einem Theile derselben auf eine merkwürdige Weise zusammen. Indem nämlich die Aufmerksamkeit einen Begriff verdeutlicht, hebt sie die ihm einwohnenden Theilvorstellungen, eine nach der andern, *gleichmässig* hervor; sie *ebnet* gleichsam den Begriff, dessen Merkmale bisher eins vor dem andern auf eine zufällige Art hervorragten. So ist es der Beschaffenheit des *Gedachten* gemäss, dem alle seine Bestimmungen unabhängig von den Unterschieden zugehören, welche das individuelle *Denken* dadurch hineinbringt, dass es gespannter ist auf dies als auf jenes Merkmal.[2] Es ist also auch der anderwärts gegebenen Erklärung des Verstandes gemäss, welche den Sinn aussagt, den der Sprachgebrauch mit dem Worte verknüpft; nämlich: Verstand sei das Vermögen, unsre Gedanken nach der Beschaffenheit des Gedachten zu verknüpfen. Von dem ungleichmässigen, individuellen Denken finden sich

[1] 1 Ausg.: „Aufmerksamkeit. Mitten hinein jedoch nur“ u. s. w.

[2] Statt des Folgenden steht in der 1 Ausg. nur: „Die Sache lässt sich hier nicht ganz entwickeln; ein Beispiel im Grossen aber giebt das fragmentarische Wissen des Routiniers“ u. s. w.

Digitized by Google

Beispiele genug im gemeinen Leben; solche giebt das fragmentarische Wissen des Routiniers, verglichen mit der in allen Theilen gleichmässig ausgearbeiteten Kenntniss des wahren Gelehrten. Die letztere ist ohne Zweifel ein Werk fortschreitender Aufmerksamkeit.

63. Kant ist in Ansehung der Grenze zwischen den untern und obern Vermögen von dem Grundgedanken geleitet worden: „die Verbindung eines Mannigfaltigen überhaupt könne niemals durch die Sinne in uns kommen; alle Verbindung sei ein Actus der Spontaneität der Vorstellungskraft, die man zum Unterschiede von der Sinnlichkeit Verstand nennen müsse.“ * Diese, sehr scheinbare, Behauptung ist ihrer Natur nach speculativ (sie veranlasst die im Lehrbuche zur Einleitung in die Philosophie aufgestellte *höhere Skepsis;* man sehe daselbst §. 22—29, aber auch ebendaselbst §. 98—103.)[1] Es ist ein grosses Verdienst Kant's um die Speculation, diesen Gedanken mit Nachdruck hervorgehoben zu haben, aber die höchst wichtigen, von hier ausgehenden Untersuchungen hat er nur angefangen, keineswegs vollendet; und so nothwendig dieselben in der Grundlage zur allgemeinen Metaphysik immerdar ihren Platz behalten müssen, eben so nothwendig muss alles, der kantischen Behauptung Aehnliche, aus den Lehrsätzen der Psychologie völlig wieder verschwinden. Denn das Ende der Untersuchung ist gerade das Gegentheil dessen, wohin ihr Anfang zu weisen scheint. Die Verbindung des Mannigfaltigen geschieht gar nicht durch irgend etwas, das man einen Actus nennen könnte, am wenigsten durch einen Act der Spontaneität; — sie ist der unmittelbare Erfolg der Einheit der Seele.[2] Die Verbindung des Mannigfaltigen richtet sich ferner allemal nach der Art und Weise, wie die sinnlichen Eindrücke zusammentreffen, — sie ist *gegeben*, wie schon in der Einleitung in die Philosophie nachgewiesen worden. Endlich, — was eigentlich allein hieher gehört, — auf empirischem Wege kann die Behauptung Kant's auch nicht einmal scheinbar gemacht werden. Wie fühlen uns zwar thätig im angestrengten Den-

* Kritik der reinen Vernunft, §. 15.

[1] §. 119 flgg. d. 4 Ausg.

[2] Die 1 Ausg. setzt hier hinzu: „Dies wird im zweiten Theile“ [d. h. dem 1 u. 3 der 2 Ausg.] „zwar nicht vollständig bewiesen, aber doch bis zur Verständlichkeit erläutert werden.“

ken, und sind uns alsdann zuweilen bewusst, Begriffe aus ihren Merkmalen absichtlich zusammenzusetzen. Allein da, wo wir ursprünglich das Mannigfaltige einer gegebenen Anschauung in den Begriff eines Objects vereinigen,* finden wir uns genöthigt, das Object zu nehmen, wie es sich darstellt; wir sind darin nur gebunden, und wissen nichts von Acten der Spontaneität.

Während nun *Thätigkeit* weder das Eigne des Verstandes, noch der Ursprung der Verbindungen ist, hat dagegen der *Verstand* allerdings seinen Sitz in gewissen Arten der *Verbindung;* ja das ganze obere Vermögen greift eben dadurch ein in Sinnlichkeit, Gedächtniss und Einbildungskraft (die gewöhnlich geradehin zu den untern Vermögen gerechnet werden), dass es bei dem gebildeten Menschen sich in so *ausgebreiteten Verbindungen* zeigt, die bei dem Wilden und bei dem Thiere gar nicht zu erwarten sind. Hieher gehört vor allem zuerst die Ausdehnung der Vorstellungen des Räumlichen und Zeitlichen, weit über die Sphäre der sinnlichen Empfindung, ja ins Unendliche hinaus. Daran besonders erkennt man Thierheit und Wildheit, dass ihr der veste Blick in die Vergangenheit, und das Voraussehen einer nur etwas entlegenen Zukunft fehlt.

Ferner ist ein grosser Unterschied zwischen dem blossen *Zusammentreffen* der Merkmale eines *Dinges,* und der Unterscheidung dieser Merkmale von der *Substanz,* der sie *beigelegt* werden; desgleichen zwischen dem blossen Auffassen einer kurzen Reihenfolge von Begebenheiten, und dem Ableiten derselben aus Ursachen und *Kräften.* Das zweite, aber nicht das erste, gehört zum obern Vermögen.

Diese Bemerkung, obgleich durch Kant's Lehre veranlasst, gehört eigentlich zum Nächstfolgenden.

64. Wie wenig auch die logische Politur der Begriffe zum Maassstabe des Verstandes dienen kann (man denke nur an den Verstand der Frauen, der Künstler, Staatsmänner, Kaufleute),[1] so macht sie dennoch einen Theil des Unterschiedes aus, den wir suchen. Totaleindrücke von ähnlichen Gegenständen, zusammengeflossene Vorstellungen von Bäumen, Häu-

---

* Kritik der reinen Vernunft §. 17.

[1] „(man denke ... Kaufleute)" Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

sern, Menschen u. dgl. hat ohne Zweifel auch der Wilde und das Thier; aber hier fehlt die *Entgegensetzung* des Abstracten gegen das Concrete. Der allgemeine Begriff hat sich nicht abgelöst von seinen Beispielen. Diese Ablösung gehört dem obern Vermögen. Eben so die Entgegensetzung zwischen dem Räumlichen und dem Raume, dem Zeitlichen und der Zeit. Desgleichen die Entgegensetzung zwischen unserm *Ich* und unsern wechselnden Zuständen: während gewiss schon das Thier *sich* unterscheidet von dem andern, mit dem es um die Nahrung kämpft.

65. Die ästhetischen und moralischen Auffassungen sind bei dem Wilden selten und beschränkt, bei dem Thiere scheinen sie fast ganz zu fehlen. Die Wahl ist weit minder überlegt, und scheint im Ganzen nicht so vest zu sein, wie beim ausgebildeten Menschen. Das Thier hat hier neben dem Mangel des Höhern eine positive Eigenthümlichkeit, nämlich eine sichtbar grössere Abhängigkeit vom *Instinct*, der zum Theil periodisch ist und mit dem Organismus in der genauesten Verbindung steht.

66. Alles Angeführte zusammengenommen [1] ergiebt keine geschlossene Reihe von vesten Unterschieden, weder zwischen Menschheit und Thierheit, noch zwischen dem obern und untern Vermögen. Wir haben also auch nicht Ursache, veststehende Unterschiede zu fodern, wo wir der *beweglichen* genug antreffen, welche sattsam erklären, wie man sich veranlasst finden konnte, nach dem Unterschiede zu fragen, den man für einen einzigen und überall gleichen hielt. [2] Sollte aber Jemand meinen, das Thier sei hier dem Menschen zu nahe gerückt, so gelten dagegen folgende Bemerkungen.

Wir kennen die Thiere sehr wenig. Wir unterscheiden viel zu wenig die verschiedenen Thierklassen. Beim Dressiren der Thiere, wodurch wir eine beträchtliche Biegsamkeit ihrer Anlage kennen lernen, wird meistens ein eben so falscher Begriff zum Grunde gelegt, als bei schlechter Erziehung des menschlichen Kindes. Das Thier nimmt keine Dressur an, ausser nach den innern Gesetzen seines Wesens, und der grösste

---

[1] Die 1 Ausg. setzt hier noch hinzu: „— von dem wir noch nicht übersehen können, wie viel davon etwan auf einem einzigen Grunde beruhen möge —"

[2] „Wir haben ... gleichen hielt." Zus. d. 2 Ausg.

4*

Theil des dabei angewandten Zwanges ist ohne Zweifel grobe Misshandlung, selbst wenn derselbe nützlich sein sollte zur Erreichung des Zwecks, da man das Thier nur als Thier gebrauchen will. Wer junge Thiere beobachtet hat, dem kann die Bemerkung nicht entgangen sein, wie oft sie sich bemühen, ihre Vorderpfoten als *Hände* zu gebrauchen; ein vergebliches Streben, die Schranken ihrer Organisation zu überschreiten. Dem Menschen aber ist zuweilen statt des Uebermuths mehr Dankbarkeit für die Hülfsmittel der Bildung zu empfehlen, deren er sich vorzugsweise erfreut.[1] Uebrigens, während die mannigfaltigen Unterschiede in der geistigen Regsamkeit verschiedener Thiere uns ein Geheimniss bleiben, liegt uns die Verschiedenheit der Menschen doch etwas deutlicher vor Augen. Auf die Frage, ob sich die Vorstellungen als Kräfte im Menschen *vollständig* äussern können, oder ob hier vielleicht auch noch etwas von der bei den Thieren bemerkten Beschränktheit zurückbleibe? lässt sich im allgemeinen Folgendes antworten: die Hände des Menschen haben sich bewaffnen müssen mit unzähligen Werkzeugen, die Sprache hat noch der Presse bedurft; die Genies verrathen, wie viel dem gewöhnlichen Menschen an freier geistiger Regsamkeit fehle; und die Blödsinnigen, wie leicht auch in der menschlichen Gestalt die Bande, welche das organische Leben dem geistigen anlegt, eng geschnürt werden können; endlich die Selbstbeherrschung, ein Werk höherer Bildung, leidet noch an allen Mängeln der Bildung und Erziehung. Es ist also klar genug, dass die bisher bekannte menschliche Thätigkeit nicht als eine vollständig abgeschlossene Darstellung dessen anzusehen ist, was Vorstellungen als Kräfte leisten können; und die Vermuthung liegt nahe, dass auf andern Weltkörpern, unter andern Bedingungen der Gravitation, der Atmosphäre, der Beleuchtung u. s. w. sich weit vortheilhaftere Organisationen für die Entwickelungen der geistigen Regsamkeit befinden mögen.

---

[1] Das Folgende bis zum Schluss des Capitels ist Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

DRITTES CAPITEL.

Vorstellungsvermögen.

67. Was zum Vorstellungsvermögen gerechnet wird, lässt sich unter folgende Uebersicht bringen:

a) Production

α) der Erfahrung;

aa) der Materie nach,

bb) der Form nach,

β) der Begriffe, welche die Erfahrung überschreiten.

b) Reproduction.

Nach diesem Abrisse werden wir das Vorstellungsvermögen durchlaufen, und dabei die gewöhnliche Abtheilung der angenommenen Geistesvermögen berücksichtigen. [1]

A. Aeusserer Sinn.

68. Die Production der Materie der Erfahrung ist hauptsächlich das Werk der äussern Sinne, des Gefühls, Geschmacks, Geruchs, Gehörs, Gesichts.

(Was Materie und Form der Erfahrung heisse, ist aus der Einleitung in die Philosophie bekannt; vergl. daselbst §. 25, 29.)

Die angegebenen fünf Sinne werden gezählt nach den Sinnesorganen; der verschiedenen Classen von Sinnesempfindungen ist eine grössere Zahl. Ueberdies enthalten die Organe selbst empfindliche Flächen, also unendlich viele empfindliche Stellen, mit der merkwürdigen Verschiedenheit, dass bei einigen Sinnen zwar nur eine *Gesammtempfindung* entsteht, bei andern aber *jede einzelne Stelle* der Empfindungsfläche eine *gesonderte* Vorstellung liefert.

69. Das Gefühl des Drucks und das der Wärme und Kälte hat sein Organ über der ganzen Fläche des Leibes verbreitet. Der Druck wird sehr mannigfaltig verschieden empfunden, je nachdem er gleichförmig ist oder ungleichförmig in den verschiedenen Theilen der Empfindungsfläche, und in den, einan-

[1] Die 1 Ausg. hat hier unter dem Texte noch die Anmerkung: „Es würde ein grosser Fehler sein, mit Kant und Wolff die Psychologie vom *Selbstbewusstsein* anzufangen. Dies wird erst im zweiten Theile“ [dem 1 u. 3 der 2 Ausg.] „klar werden; vorläufig vergleiche man im Lehrbuche zur Einleitung in die Philos. den §. 103.“ [§. 124 d. 4 Ausg.]

Digitized by Google

der folgenden, Zeitmomenten während der Dauer der Empfindung. So unterscheidet man Spitziges, Glattes, Rauhes, Elastisches u. s. w. (Wärme und Kälte werden vielleicht mehr in den innern Theilen der Nerven empfunden, der Druck mehr in den äussern.)

Der Tastsinn ist ursprünglich Gefühl, aber in einer besondern Anwendung, wodurch dasselbe die Form der Erfahrung bestimmen hilft. Vorläufig merke man, dass zum Tasten mehrere Finger, mehrere Theile der Zunge, überhaupt mehrere Stellen der Empfindungsfläche behülflich sind.

70. Der Geschmack liefert sehr viele unterscheidbare Empfindungen, die aber, gleichzeitig, einander verwirren. Die Zunge ist zugleich ein vorzüglicher Sitz des Gefühls jeder Art. (Auch bekommt sie verschiedene Arten von Nerven.)

71. Gerüche dringen sich auf, gleich den Tönen, aber sie gestatten nicht gleich diesen, dass man in ihnen ein Mannigfaltiges unterscheide. Das Geruchswerkzeug ist weniger, als die übrigen Organe des Sinnes, in unserer Gewalt; es selbst leidet sehr bei seinen Functionen. Gerüche können tödten und ansteckende Krankheiten fortpflanzen; sie sind meistens angenehm oder unangenehm, selten gleichgültig; aber keiner wird lange empfunden, jeder stumpft schnell das Werkzeug ab.

Der cultivirte Mensch scheint in Hinsicht dieses Sinnes durchaus abgestumpft im Vergleich mit dem Wilden und mit vielen Thieren.

72. Das Gehör ist unter allen Sinnen am reichsten in der Mannigfaltigkeit der Empfindungen. Die musikalischen Töne lassen, selbst gleichzeitig, sich unterscheiden; von ihnen unabhängig ist die Auffassung der Vokale, und neben beiden findet sich die Wahrnehmung der Consonanten, die, wie es scheint, in die Classe des mannigfaltigen Geräusches gehören. Merkwürdig ist das tonlose, und dennoch verständliche Sprechen des Menschen. Diesem nahe kommend ist vielleicht die Auffassung derjenigen, die von Geburt ganz unmusikalisch sind und dennoch sehr gut hören. (Wahrscheinlich hat jeder musikalische Ton seinen eignen Antheil am Organ. Ausserdem ist nicht wohl einzusehn, wie gleichzeitige Töne gesondert bleiben, und warum sie nicht einen dritten gemischten Ton ergeben, welches die ästhetische Auffassung der Intervalle vernichten würde.)

Digitized by Google

73. Das Gesicht unterscheidet Farben und, von diesen unabhängig, die Grade der Beleuchtung. Jede Stelle der Netzhaut des Auges sieht einzeln und liefert eine gesonderte Empfindung. Manchem Auge fehlt der Farbensinn zum Theil, einigen ganz, bei übrigens scharfem Sehen. Die höchste Beweglichkeit, die Fähigkeit sich nahen und fernen Gegenständen, starkem und schwachem Lichte anzupassen, endlich sich mit den Augenlidern willkürlich zu bedecken, sind Vorzüge des Organs. (Es wird sich tiefer unten zeigen, dass eben die Beweglichkeit ganz besonders die Auffassung der räumlichen Formen vermittelt. Diese ist keinesweges so ursprünglich, wie sie scheint; sie wird gelernt und durchläuft sehr verschiedene Stufen der Ausbildung.)

Anmerkung. Jeder Sinn hat seinen Grad von Schärfe und Feinheit, seine Weite und Weile. — Alles Bisherige bezieht sich nur auf *Empfindungen, nicht auf Anschauungen,* welche letztere die Vorstellung eines Objects, *gegenüber andern Objecten und dem Subjecte, voraussetzen,* und deshalb nicht viel weniger als *alle* sogenannten Seelenvermögen (keineswegs bloss die Sinnlichkeit) zugleich beschäftigen. Wer sich, wie man es nennt, im Anschauen vergisst und vertieft, der ist nahe daran, nur noch zu empfinden.

B. Innerer Sinn.

74. Kein bemerkbares Organ des Leibes deutet auf einen innern Sinn; allein nach der Analogie mit den äussern Sinnen hat man jenen angenommen, um ihm die Auffassungen unserer eignen Zustände, in ihrem zeitlichen Wechsel, beizulegen. Der innere Sinn, so fern man ihn für ein besonderes Bestandstück unserer geistigen Fähigkeit hält (denn übrigens liegt seine Erklärung schon in der Grundlehre, 40—43),[1] ist demnach ganz und gar eine Erfindung der Psychologen, und zwar eine ziemlich mangelhafte Erfindung; denn sie wissen weder die Klassen von Vorstellungen, die er überliefere, bestimmt aufzuzählen, noch irgend einen Schein eines *Gesetzes* anzuzeigen, nach welchem die äusserste Unregelmässigkeit seines Wirkens zu erklären wäre. Die äussern Sinne leisten ihre Dienste, wenn sie können, und falls sie dieselben versagen, so weiss man, warum;

[1] „so fern man ihn ... 40—43)" Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

aber der innere Sinn, zu Zeiten scharfsichtig lauernd auf alles, was in den innersten Falten des Herzens vorgehe (wohl auch manches hineindichtend), ist zu andern Zeiten so stumpf und träge, dass man sich zwar bewusst ist, einen Gedanken gehabt zu haben, aber ihn wiederzufinden sich unfähig fühlt. Absichtliche Anstrengung hält der innere Sinn nicht lange aus; was wir in uns recht genau sehen wollen, das verdunkelt sich während der Betrachtung.[1] Uebrigens, wie schlüpfrig auch diejenige Materie der Erfahrung ist, welche der innere Sinn uns liefert, so bewundernswerth zeigt sich zuweilen die ihm zugeschriebene geistige Thätigkeit. Nicht selten greift die Selbstauffassung in die heftigsten Affecten ein und bändigt sie. Manchmal, bei der angestrengtesten Arbeit in der Aussenwelt, regiert der Mensch mitten im Gedränge sich selbst, um das Werk richtig zu vollenden. Der Schauspieler, der einen schlauen Betrüger darstellt, ist sich erstens seiner eigenen Person bewusst, zweitens des Charakters, der in seiner Rolle liegt, drittens der Verstellungskünste und des angenommenen Scheins, welche diesem Charakter als die Mittel des Betruges beigelegt sind. — Ja der innere Sinn steigt auf höhere Potenzen ins unbestimmte; wir können unsre Selbstbeobachtung wieder beobachten, und so fort.

Anmerkung. Schon in den Streitigkeiten zwischen den Cartesianern, Locke und Leibnitz kommt die Streitfrage vor, ob es Vorstellungen gebe ohne Bewusstsein? Die leichteste und kürzeste Antwort ist, dass, wenn alles Vorstellen wiederum ein Vorgestelltes würde, dann der innere Sinn unaufhörlich in unendlich hoher Potenz thätig sein müsste. In Leibnitz's Lehre hing aber die Behauptung der bewusstlosen Vorstellungen mit seinem metaphysischen Begriffe von der Substanz zusammen. In *Poley's* Uebersetzung des locke'schen Werks über den menschlichen Verstand findet sich S. 89 das Nöthigste hierüber beieinander.

C. Reihenformen.

75. *Raum* und *Zeit* sind die Gegenstände einer sehr falschen Lehre geworden, indem man sie für die eigenthümlichen, ein-

[1] Die 1 Ausg. setzt hier noch hinzu: „(Wir würden sonst eine empirische Psychologie, als zusammenhängende Kenntniss, wirklich besitzen.)"

Digitized by Google

zigen, unabhängig von einander vorhandenen *Formen der Sinnlichkeit* angesehen hat. Der Raum ist vielmehr die einzige völlig ausgearbeitete Reihenform; er wird vorzüglich bei Gelegenheit der Gesichts- und Gefühlsempfindungen producirt; ist aber hierauf gar nicht eingeschränkt, sondern eine ganz ähnliche Art von Production geschieht bei manchen andern Veranlassungen, entweder vollständig, oder *innerhalb gewisser Grenzen*; entweder deutlich gedacht, oder undeutlich; manchmal mit charakteristischen Nebenbestimmungen, welche verursachen, dass man die damit behaftete Reihenform von dem Raume unterscheidet Eine solche ist die *Zeit*. Eine andre ist die *Zahl*. Eine dritte ist der *Grad* oder die intensive Grösse.

Minder deutlich, aber dennoch unvermeidlich, wird die Reihenform producirt bei der *Zusammenstellung der gleichartigen Empfindungen nach der Möglichkeit des Uebergangs aus einer in die andere*. Daher die *Tonlinie*. (Wohl zu unterscheiden von der *Tonleiter*, die auf ästhetischen Bestimmungen beruht.) Ihr ähnlich würde die *Farbenfläche* zwischen den drei Hauptfarben Gelb, Roth und Blau sein, wenn man sicher wüsste, ob sich alle Farben auf jene drei, verbunden mit dem Gradunterschiede zwischen hell und dunkel (vielleicht weiss und schwarz), zurückführen lassen, oder ob nicht vielmehr das Farbengebiet noch einer dritten Dimension bedürfe.

Anmerkung.[1] In dem Unterschiede des Hellen und Dunkeln, desgleichen bei der Tonlinie in dem Gegensatze der hohen und tiefen Töne zeigt sich eine Vorstellung von Succession in der Steigerung, welche verräth, dass der Process der Wölbung und Zuspitzung (26) bei dem Tieferen und Dunkleren langsamer geht; dagegen schneller beim Höheren und Helleren. In der Musik bewegt sich deshalb die Bassstimme meistens langsamer als der Discant.

Noch minder deutlich, aber eben so unentbehrlich, ist die Reihenform in jeder logischen Anordnung, wo die Begriffe der Arten einander entgegengesetzt, und zugleich unter dem Begriff der Gattung zusammengefasst werden. Nicht bloss die Ausdrücke sind hier räumliche Symbole. Es liegt etwas in der Sache, wodurch Benennungen wie: *Umfang* oder *Sphäre* eines Begriffs, herbeigerufen werden; obwohl diese Worte, in wie-

---

[1] Diese Anmerkung ist Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

fern sie von dem Raume, der *ausgearbeiteten* Reihenform, entlehnt werden, nur Gleichnisse enthalten.

Eben so nothwendig ist in der Metaphysik die Lehre vom intelligibeln Raume, der mit völliger Deutlichkeit, nach allen drei Dimensionen construirt wird, bloss zum Behuf des metaphysischen Denkens, ohne etwas Sinnliches einzumischen.[1]

76. Die Vorstellung einer *Reihe* zeigt sich am fasslichsten in den Begriffen der *ganzen positiven Zahlen.* Allein diese, *allmälig* erzeugt und erweitert (die Wilden und die Kinder haben damit nicht wenig Mühe), genügen noch nicht, um alle Auffassungen eines Fortschritts in dem Mehr oder Minder in sich aufzunehmen; vielmehr geht die Production der Reihenformen schon bei den Zahlen immer mehr ins Künstliche und Verwickelte. Zuvörderst werden zwischen den ganzen Zahlen überall continuirliche Uebergänge vermittelst der *Brüche* eingeschoben; und zugleich kommt durch rückwärts gehende Verlängerung die Reihe der *negativen Zahlen* hinzu. Dann entwickeln sich die Begriffe der irrationalen Wurzeln, der Logarithmen und Exponentialgrössen; endlich der zahllosen, durch Integration zu erhaltenden Functionen, denen ein Differential, das heisst, der Begriff einer gewissen Regel des Wachsens oder Abnehmens, zum Grunde liegt.

Kurz, *die Arithmetik ist für den Psychologen das merkwürdige Schauspiel einer stets sich verfeinernden Vorstellungsart von einer Reihe, die man hin und her durchlaufen kann.*

77. Schon nach Analogie dieser unläugbaren Thatsache nun sollte man es *wenigstens wahrscheinlich* finden, dass auch die *geometrische* Vorstellung des Raums, in dessen unendlicher Grösse und Theilbarkeit, nur eine allmälig zu Stande gekommene Production, keinesweges aber etwas ursprünglich im Menschen Liegendes sei. Dies um so mehr, da die unendliche Bildsamkeit der Raumbegriffe sich fortdauernd in demjenigen zeigt, was die stets höher aufsteigende Geometrie daraus macht. Zur Erklärung der Production des Raums wird man die Principien im dritten[2] Theile finden.

Hier bemerke man vorzüglich den Begriff des *Zwischen,* mit

---

[1] Die 1 Ausg. hat hier noch eine Verweisung auf die Hauptpuncte d. Metaphysik §. 7.

[2] 2 Ausg.: „im zweiten Theile." Vgl. unten 167 flgg.

Digitized by Google

zwei entgegengesetzten Seiten. Dieser ist charakteristisch für alle Reihenformen. Eine Zahl liegt zwischen Zahlen, eine Stelle im Raume zwischen andern Stellen, ein Zeitpunct zwischen zweien Zeitpuncten, ein Grad zwischen einem höhern und niedern Grade, ein Ton zwischen Tönen, u. s. w.

Ferner bemerke man die psychologische Thatsache, dass wir eine bestimmte Distanz, sie sei erfüllt oder leer, im Raume, in der Zeit, auf der Tonlinie, einigermaassen auch bei der intensiven Grösse, als *Maassstab fortzutragen* im Stande sind, wie beim Augenmaasse und beim Tacte vorzüglich auffallend ist.

D. Logische Formen.

78. Es ist eine böse Gewohnheit der Philosophen, sich in schwierigen Fällen an die Logik zu lehnen; nicht eben um deren *Vorschriften* mit besonderer Sorgfalt zu befolgen, (welches sehr löblich wäre,) sondern um dem *Verfahren*, welches *sie selbst* in ihrem wissenschaftlichen Gange beobachtet, etwas nachzuahmen, oder nachzubilden. (Kant's Kategorien, zusammen gestellt nach einer sehr fehlerhaften Tafel der logischen Urtheilsformen, und sein kategorischer Imperativ, der nichts anders enthielt als eine Reminiscenz an das logische Verhältniss des Allgemeinen zum Besondern, sind warnende Beispiele.) So nun hat man auch in der Psychologie über Begriffe, Urtheile und Schlüsse kaum mehr zu sagen nöthig gefunden, als dass zu allen logischen Operationen ohne Zweifel die *Vermögen* in der Seele vorhanden seien; und weil die Logik, um vom Einfachern zum Zusammengesetztern fortzugehen, zuerst von Begriffen, dann von Urtheilen, und endlich von Schlüssen handelt, hat man auch unbedenklich die sogenannten Vermögen zu diesen Dingen, nämlich Verstand, Urtheilskraft und Vernunft, in derselben Ordnung in den Psychologieen abgehandelt.

Aber mehrere factische Umstände machen schon die Thatsache zweifelhaft, ob Begriffe im strengen logischen Sinne wirklich im menschlichen Denken vorkommen? und es fragt sich, ob dieselben nicht vielmehr logische *Ideale* seien, *denen sich unser wirkliches Denken mehr und mehr annähern soll?* Diese Frage wird im dritten[1] Theile bejahet werden; es wird sich

[1] Vgl. Anm. zu 77.

Digitized by Google

überdies zeigen, dass die Urtheile es sind, wodurch die Begriffe dem Ideal mehr und mehr angenähert werden, daher sie den letztern in gewissem Sinne vorangehen; es wird endlich klar werden, dass aus dieser Wirksamkeit der Urtheile sehr wichtige Folgen für die *metaphysischen* Begriffe insbesondere sich ergeben.

79. Wie diejenigen Vorstellungen der Menschen, die man Begriffe nennt, beschaffen seien, darüber frage man die Wörterbücher und die Sprachlehren. Jene zeigen uns für jedes Wort einen Gedanken, der zwischen einer Menge verschiedener, zuweilen kaum vereinbarer Merkmale umherschwankt. Diese verrathen, dass statt der allgemeinen Begriffe (wie *Mensch, Baum*) die Vorstellung von Einem unter Vielen, die durch den unbestimmten Artikel (*ein* Mensch, *ein* Baum) angedeutet wird, überall gebräuchlich ist, wo nicht ausdrücklich logische Foderungen geltend gemacht werden. Daher ist denn kein Wunder, dass die allermeisten Menschen nicht einmal gute Nominaldefinitionen in Bereitschaft haben, wenn sie gefragt werden, was sie bei diesem oder jenem Worte denken. Anstatt also, wie es der Logik gemäss geschehen sollte, jeden allgemeinen Begriff zunächst bloss seinem Inhalte nach vorzustellen, und die Anwendung auf den Umfang als etwas dem Begriffe selbst Zufälliges zu betrachten: haben die Menschen gewisse Gesammteindrücke von vielen ähnlichen Gegenständen mit Worten bezeichnet; und der Bedeutung dieser Worte, die keinesweges vest bestimmt ist, muss im Gebrauch jedesmal der Zusammenhang soweit nachhelfen, dass man vorzugsweise an gewisse Merkmale eines übrigens unbestimmten Gedankens erinnert werde.

Man sieht hieraus, mit welchem verkehrt gestellten Probleme man die Psychologie belasten würde, wenn man ihr anmuthen wollte, den Ursprung ächt allgemeiner Begriffe in der menschlichen Seele zu erklären.

Dergleichen Begriffe lassen sich factisch gar nicht nachweisen; ausser in den Wissenschaften, wo es klar vor Augen liegt, wie sie gebildet werden; nämlich durch positive und negative Urtheile, welche dem Worte, dessen Definition man sucht, allerlei Merkmale zusprechen und absprechen.

80. Dagegen nun ist es eine nicht zu bezweifelnde Thatsache, dass die menschlichen Gedanken sich sehr gewöhnlich

Digitized by Google

(obwohl nicht immer) in die Form von *Urtheilen* fügen. Beinahe allen Redeformen in den nur einigermaassen gebildeten Sprachen liegt die Verbindung eines Subjects und eines Prädicats zum Grunde. Hiebei ist jedoch nicht zu vergessen, dass der logischen Foderung: Subject und Prädicat sollen vest bestimmte Begriffe sein, in der Wirklichkeit nicht Genüge geleistet wird.

81. Die eben erwähnte Thatsache muss als eine psychologische Merkwürdigkeit auffallen. Denn aus der Voraussetzung, ein vorstellendes Wesen solle eine wirkliche oder auch nur scheinbare Welt erkennen, oder selbst nur eine solche als möglich denken, folgt gar nicht, dass dieses Denken und Erkennen gerade die Form von Urtheilen annehmen müsse, sondern man kann in Versuchung gerathen, einen so besondern Umstand für eine eigenthümliche Einrichtung der menschlichen Natur zu halten.

Das Vorstellen, als ein Abbilden der vorzustellenden Gegenstände gedacht, sollte den Gegenständen selbst gleichen und sich ihnen aufs genaueste anschliessen. Aber das Gefüge der Subjecte und der (grossentheils negativen) Prädicate wird Niemand für eine Zusammensetzung in den Gegenständen halten. Und der Maler, der uns die Person, nach der wir fragen, hinzeichnet, giebt uns eine weit genauere Kenntniss, als wer mit Worten alle die Prädicate würde aufzählen wollen, welche in der Zeichnung mit Einem Blicke überschaut werden. Auch ist das ganze Gerüst von Arten und Gattungen, welches wir nach Anleitung der Logik in Begriffen erbauen können, der Wirklichkeit fremd, und nur in unserer, an die Urtheilsformen gebundenen, Erkenntniss zu gebrauchen.

Anmerkung.[1] Schon manchem Philosophen hat das Ideal einer *anschauenden* Erkenntniss vorgeschwebt (z. B. dem Spinoza), zu welcher freilich, wenn sie Wahrheit gewähren sollte, eine sinnenfreie, unmittelbar auf das Wahre gerichtete, sogenannte *intellectuale Anschauung* würde erfodert werden.[2] Was

---

[1] Das Wort „Anmerkung" ist Zus. d. 2 Ausg.

[2] Das Folgende bis zu Ende der Anmerkung ist Zus. d. 2 Ausg. Statt dessen stand in der 1 Ausg. Folgendes: „Die vorgebliche Thatsache, dass es eine solche gebe, ist mehr als verdächtig, (das vermeintlich Angeschaute ist offenbar Product verirrter Speculation;) daher kann darauf in der Psychologie nicht Rücksicht genommen werden. Die sinnliche Anschauung

Digitized by Google

daraus wird, wenn widersprechende Begriffe für angeschaute Gegenstände genommen, und als solche angepriesen werden, das hat das Zeitalter zum Theil erfahren; die Psychologie kann aber noch mit eben so traurigen als merkwürdigen Thatsachen bereichert werden, wenn man nicht ablässt, das *cum ratione insanire* kunstmässig zu betreiben. Verstünde man dagegen, falsche Systeme in die Ferne zu stellen und sie aus dem rechten Standpuncte zu betrachten: so würde man daraus lernen.

82. Die Hauptfrage, welche wir in Ansehung der Urtheile an die speculative Psychologie zu richten haben, ist so zu fassen: *woher kommt die leidentliche Stellung des Subjects, als desjenigen Gedankens, dem eine Bestimmung erst noch durch das Prädicat gegeben werden müsse? Warum setzen sich nicht Subject und Prädicat sogleich, indem sie im Denken zusammenkommen, in das Verhältniss des Substantivs und Adjectivs?* Warum scheint es, als ob wirklich ein Seelenvermögen, Urtheilskraft genannt, sie erst copuliren müsste?

Vorläufig sind hiebei in factischer Hinsicht folgende Bemerkungen zu machen:

a) Es ist eine Erschleichung, wenn man behauptet, alles menschliche Denken sei ein geheimes Urtheilen. Als sichere Thatsache zeigt sich das Urtheilen nur im Sprechen; gar Vieles aber denkt der Mensch, das er nicht aussprechen kann.

b) Auf die Entwickelung der menschlichen Gedanken in ausgesprochenen Urtheilen hat grossen Einfluss seine Neigung, sich Andern mitzutheilen. Vielleicht gilt dieses auch rückwärts: der verschlossene Mensch mag derjenige sein, dessen Vorstellungen sich nicht leicht in die Form der Urtheile fügen. — Man sieht bei Kindern schon sehr auffallende Unterschiede der Redseligkeit und Zurückhaltung, auch wenn die letztere nicht aus Scheu oder Trägheit entspringt.

c) Das Aussprechen ist oft Bedürfniss, und gewährt Erleichterung. Das Urtheilen hängt hier mit Trieben und Gefühlen zusammen.

---

des Menschen darf man mit der eben erwähnten idealischen nicht verwechseln; sie ist, wie schon oben gesagt, eine sehr zusammengesetzte Production unsers Geistes, von welcher das Nähere erst tiefer unten vorkommen kann."

Digitized by Google

d) Eine Hauptart der Urtheile, worin sich Subject und Prädicat vorzüglich scharf getrennt zeigen, sind die *Beurtheilungen*, die ein Vorziehen und Verwerfen ausdrücken. Der Hang zu diesen ist so gross, dass der Mensch gern an Vorbedeutungen glaubt, d. h. dass er jedes Ereigniss als drohend oder glückverkündend zu betrachten geneigt ist. Und aus den wiederholten Versuchen der Philosophen, Gutes und Schlimmes auf Bejahung und Verneinung zurückzuführen, lässt sich errathen: dass zwischen dem Urtheilen auf der einen, dem Begehren und Verabscheuen auf der andern Seite, zwar kein in der Natur ausser uns gegründeter, aber doch ein psychologischer Zusammenhang stattfinden müsse.

e) Eine andre Hauptart von Urtheilen, in welchen ebenfalls der Unterschied und die Zusammenfügung der beiden Bestandtheile sehr merklich wird, bietet sich dar in den Anknüpfungen des Neuen an das Bekannte. Entweder das *Bekannte* ist hier das Subject, und das Neue macht das Prädicat aus, bei Veränderungen, die man an den Dingen bemerkt, z. B. der Baum blühet, oder das *Neue* ist das Subject, und wird unter ein bekanntes Prädicat subsumirt, z. B. bei allen Antworten auf die Frage: *was ist das?*

Die letztern Bemerkungen sind freilich nur particulär; allein psychologisch genommen ist oft das Allgemeine aus dem Besondern zu erklären, weil sehr oft besondere Vorstellungsarten durch Uebertragung erweitert werden. Wie die Begriffe der Irrationalgrössen entstehen, indem die Vorstellung einer Zerlegung in gleiche Factoren auch auf diejenigen Zahlen übertragen wird, die nicht aus mehrern gleichen Factoren bestehen: so kann auch die allgemeine Gewohnheit, alle Rede in die Form der Urtheile zu bringen, einen sehr speciellen Anfang genommen haben: und es ist keinesweges erlaubt vorauszusetzen, dass alle Gedanken, die jetzt in der Form einer Verknüpfung von Subject und Prädicat erscheinen, den Grund dazu in sich selbst enthalten.

Anmerkung.[1] Urtheile wie $A = A$, oder: *der Stein ist nicht süss*, sind Schulformeln und Schulbeispiele. Wird ursprünglich geurtheilt, so verräth sich darin der Standpunct des Urtheilenden. Kinder urtheilen und fragen, wo der Erwachsene

[1] Diese Anmerkung bis zum Schluss des §. 82 ist Zusatz der 2 Ausgabe.

Digitized by Google

seine schon zusammengefügten Substantive und Adjective nicht mehr trennt; und wo er theils durch Gewohnheit beschränkt ist, theils die Grenzen des menschlichen Wissens kennt, theils die Dinge nur von der Geschäftsseite sehen will.

Der Process der Wölbung und Zuspitzung (26) ist da leicht zu erkennen, wo auf die Frage: *was ist das?* geantwortet wird. „*Es ist nichts als Schnee,*“ sagte ein Kind, dem man einen Schneekuchen geschenkt hatte. Hier war der Kuchen das Subject, dessen Auffassung die Wölbung: was für ein Kuchen? veranlasste, bis die Zuspitzung nur den Schnee übrig liess. Die Schlusssätze: dieser Kuchen ist nicht *essbar,* er wird *schmelzen,* sind von ähnlicher Art; die Prädicate kommen auch hier von innen. Umgekehrt verhält es sich, wenn derjenige, der bisher gewohnt war, die Hunde frei laufen zu sehn, zum ersten Male sieht und urtheilt, der Hund fahre eine Waare zu Markte. An dem von Pferden gezogenen Wagen würde er vorübergegangen sein, ohne zu urtheilen.

Die Wölbung spannt, die Zuspitzung befriedigt; daher eine Lust am Beurtheilen, und daher voreilige Urtheile und Geschwätz. Dies schadet der Beobachtung sowohl als dem Denken. Der Beobachter würde mehr bemerkt haben; er wäre nicht durch einerlei Zuspitzung befriedigt davon gegangen. Beim Denker wäre die Wölbung vollständiger, und mehr aus der Tiefe gekommen. Auch der Gestaltung schadet die Lust am Urtheilen. Kritische Köpfe sind selten producirende.

Der Beobachter geht von einer Wölbung zur andern successiv; er bildet *Reihen von Urtheilen.* Das blosse Anschauen trennt die Prädicate nicht; es ist minder *scharf;* weil die Wölbung mangelhaft war, ist es auch die Zuspitzung. Häufig folgt darauf untreues Wiedererzählen. Hiebei wirkt die Sprache mit, durch Vieldeutigkeit der Worte; wofern derselben nicht eine beständige Berichtigung entgegenstrebt.

83. Die *Schlüsse* betrachtet die Logik als Fortschreitungen des Denkens. Allein hiebei dringen sich sogleich zwei Bemerkungen auf:

a) Sehr selten wird in gewöhnlicher Sprache eine Fortschreitung in der Form des Syllogismus ausführlich dargestellt; vielmehr hat der letztere fast allemal etwas Langweiliges, wenn er nicht verkürzt, als Enthymem erscheint. Dies ist keineswegs ein Tadel für den Syllogismus (wofür es oft gehalten wird),

Digitized by Google

sondern nur eine Erinnerung, dass Logik und Psychologie verschiedene Dinge sind. Die Vorstellungs*reihen* laufen meistens durch die Untersätze; indem sie die Obersätze nur streifend berühren.[1]

b) Sehr selten haben die Erzeugnisse des Denkens ursprünglich (beim Erfinden) die Sicherheit des Syllogismus. Meistens sind es Versuche, ein paar Vorstellungen, die sich um einerlei Mittelbegriff drehen, unter einander zu verknüpfen, noch ehe die nöthige Quantität der Sätze, und die genaue Identität des Mittelbegriffs geprüft ist. Richtiges Schliessen und richtiges Messen sind nahe verwandt. Der Mittelbegriff, wie der Maassstab, wollen genau vestgehalten sein.[2]

84. Wenn daher der *Vernunft* das Vermögen zu Schliessen beigelegt wird, so wird hier wiederum eine unstatthafte Abgrenzung der Seelenvermögen sichtbar. Schlüsse *erzeugen*, und Schlüsse *prüfen und bestätigen*, dies sind zwei ganz verschiedene, in der Wirklichkeit meistens weit getrennte Geschäfte. Das erste mag der Einbildungskraft, das zweite der Vernunft zugeschrieben werden.

85. Am Ende muss hier noch des *logischen Beifalls* Erwähnung geschehn, der von dem ästhetischen weit verschieden ist. Jener besteht nicht wie dieser in einem *Vorziehen*, dessen Gegentheil das *Verwerfen* ist, sondern im *Anerkennen*, wobei man sich übrigens den Gegenstand gefallen lässt wie er ist. Allein mit dem Anerkennen ist ein Gefühl eigner Art verbunden, worin der Zwang der Evidenz und die Befriedigung eines Anspruches sich vermischen, und von dem nur die Umstände bestimmen können, ob es mehr angenehm oder unangenehm sein werde. Die Hauptsache ist hier, zu bemerken, wie die vorgeblichen Vermögen des Erkennens und des Fühlens in einander fallen oder, wie die Psychologen lieber sagen, auf einander einfliessen, wobei sie sich um das Causalverhältniss in diesem Einflusse nicht weiter zu kümmern pflegen.

E. Transscendente Begriffe.

86. Was zur Erfahrung gehöre, und was dieselbe überschreite, ist nicht ganz leicht zu unterscheiden. Kant rechnet

---

[1] „Die Vorstellungsreihen . . berühren." Zus. d. 2 Ausg.

[2] „Richtiges Schliessen ... vestgehalten sein." Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

noch die Begriffe von *Substanz* und *Kraft* mit zu demjenigen, was in die Erfahrung, als Bestimmung derselben, eingehe, und es giebt bei ihm eine *substantia phaenomenon*. Wir müssen hierin von ihm abweichen, aus Gründen, die zum Theil schon die Einleitung in die Philosophie vor Augen gelegt hat und die in der allgemeinen Metaphysik weiter entwickelt werden.

(Es ist nämlich der Begriff der Substanz nicht gleich dem Begriff des Dinges, sondern aus diesem entstanden. *Ding* ist eine Complexion von Merkmalen, noch ohne Frage nach ihrer realen Einheit, die dabei blindlings vorausgesetzt wird. *Substanz* ist der von allen Merkmalen verschiedene Träger derselben; ein Begriff, der erst in so fern entsteht, als man eingesehen hat, dass man die Merkmale von ihrer Einheit unterscheiden müsse. Dieser Begriff ist widersprechend,[1] er muss umgebildet werden in den Begriff eines *Wesens*, das vermöge der Störungen und Selbsterhaltungen uns die Erscheinung einer Complexion von Merkmalen darbietet, die ihm der Wahrheit nach gar nicht zukommen.[2] Der Begriff der *Kraft* lehnt sich an den der Substanz, und entwickelt sich mit ihm auf beinahe gleiche Weise, aus dem des *veränderlichen Dinges*; auch ist er einer ähnlichen metaphysischen Correctur zu unterwerfen. Beide Begriffe entspringen also an der äussersten Grenze der Erfahrung, als Widersprüche, die in die Metaphysik hinein treiben, das heisst, die uns nöthigen, die Erfahrung zu überschreiten und Ueberzeugungen bei uns vestzusetzen, deren Gegenstände in keiner Erfahrung können gegeben werden.)

87. Ausgerüstet mit den Begriffen von Substanz und Kraft (wie dunkel und wie unrichtig sie auch übrigens noch mögen gedacht werden) geht nun der menschliche Geist theils in alle Weiten des Raumes und der Zeit hinaus, theils in das Unbestimmbar-Kleine der nämlichen Reihenformen hinab, theils gänzlich über sie hinweg, um das Höchste und Erhabenste zu finden. So entstehn die Fragen nach der Unendlichkeit

---

[1] Die 1 Ausg. setzt hinzu „nach Einleitung in d. Philos. §. 101" [§. 122 d. 4 Ausg.]

[2] 1 Ausg.: „zukommen. Hierüber sehe man die Hauptpuncte der Metaphysik, die man zum Behuf dieser Einsicht ganz kennen muss. Der Begriff" u. s. w.

Digitized by Google

der Welt, nach den Bestandtheilen der Materie (entweder Klümpchen oder Atomen), nach der Geisterwelt und der Gottheit.

Anmerkung.[1] Es ist höchst unzeitig, jetzt schon über Gegenstände dieser Art psychologische Fragen erheben zu wollen, wie man neuerlich mit einer gewissen Vorliebe gethan hat und mit der Einbildung, sich auf diesem Wege wissenschaftliche Verdienste erwerben zu können. Unfehlbar bilden sich die Begriffe von dem Seelenvermögen, durch welche diese Gegenstände sollen erkannt werden, nach den Meinungen über die Gegenstände selbst; und erst muss man so viel Metaphysik haben, um diese Meinungen berichtigen zu können, ehe man nur fragen darf, welche Fähigkeit für übersinnliche Erkenntniss dem Menschen beiwohnen möge. Konnte man falschen Speculationen zu Gefallen eine falsche Logik ersinnen, so wagt man es auch mit der Psychologie. Nur die Erfahrung wird sich nicht beugen lassen.[2]

88. Noch gehören hieher die *gereinigten* geometrischen Begriffe von Körpern, als gleichförmigen Continuen, von vollkommenen Flächen, Linien, Puncten. Auch sie überschreiten die Erfahrung, oder vielmehr, *die Erfahrung überschreitet sie*; weil jeder sinnliche Gegenstand diesen Begriffen etwas zumischt, wodurch er sie entstellt.

Die Frage nach den Seelenvermögen, welche die Grundbegriffe der Geometrie hergeben, ist so viel unnöthiger, weil man auf den ersten Blick sehen kann, dass dieselben, bei vorausgesetzter Production der Reihenformen, sich werden aus der Erfahrung erhalten lassen, wofern es möglich ist, zu scheiden, was die Sinne vermischt darbieten; eine Operation, welche der Erzeugung wissenschaftlicher Allgemeinbegriffe nicht unähnlich sein wird.

F. Reproduction.

89. Bei der Reproduction, welche sich ganz auf das zeitliche Leben des Menschen, nämlich auf die Fortdauer einmal

---

[1] Das Wort „Anmerkung" ist Zus. d. 2 Ausg.

[2] „Konnte man ... beugen lassen" Zus. d. 2 Ausg. Dafür hatte die 1 Ausg. Folgendes: „Der Weg der Vernunftkritiken und alles dessen, was ihnen ähnlich ist, führt (abgerechnet von zufälligen Nebenvortheilen) zu nichts anderm als zu psychologischen Erschleichungen."

Digitized by Google

erzeugter Vorstellungen bezieht, treffen wir wiederum auf eine Sorglosigkeit der Psychologen in Ansehung dessen, wornach zu fragen ist. Unsre Vorstellungen nämlich weichen aus dem Bewusstsein zurück, und kehren wieder; wovon nun soll erst der Grund gesucht werden, von dem Zurückweichen, oder vom Wiederkehren? Auf jenes muss zuerst die Frage gerichtet werden, während gewöhnlich nur vom letztern geredet wird.

90. Zweierlei kann vorzüglich sein an der Reproduction: ihre *Lebhaftigkeit* und ihre *Treue*. Jene schreibt man der *Einbildungskraft*, diese dem *Gedächtnisse* zu. So sind zwei Seelenvermögen erdichtet für einerlei Sache, die von verschiedenen Seiten betrachtet wird. Dafür giebt es jedoch eine Entschuldigung, die in dem gleich Folgenden leicht zu erkennen ist.

91. Die Treue und die Lebhaftigkeit der Reproduction finden sich sehr selten in einem hohen Grade gleichmässig beisammen. Es beruht nämlich die Treue darauf, dass eine Vorstellung sich in demselben Zusammenhange mit andern erneuere, worin sie zuerst vorkam. (Mit denselben Merkmalen Eines Dinges, denselben Umständen Einer Begebenheit, derselben Zeitbestimmung und örtlichen Verknüpfung u. s. w.) Diese Foderung wird selten da sehr vollständig erfüllt werden, wo die Lebhaftigkeit der Reproduction viele, unter einander nicht zusammenhängende Vorstellungen, beinahe zugleich ins Bewusstsein wiederkehren lässt, die sich in ihren Nebenbestimmungen mannigfaltig durchkreuzen. So nun findet man auch, dass Menschen von viel Phantasie wenig Treue des Gedächtnisses zu besitzen pflegen, wiewohl es in dieser Hinsicht Ausnahmen giebt.

Anmerkung. Mehrere Psychologen erfodern zum Gedächtniss, Reproduction mit Erinnerung. Die letztere soll das Urtheil sein, man habe die nämliche Vorstellung schon ehemals gehabt. (Hieraus wird zuweilen sehr überflüssig noch ein eigenes Vermögen gemacht, das Erinnerungsvermögen.) Allein das erwähnte Urtheil kann als ein solches, wobei sich Subject und Prädicat wirklich scheiden, nur selten nachgewiesen werden, und die ganze Bestimmung ist dem Sprachgebrauche keinesweges angemessen. Man sagt von demjenigen, er habe ein gutes Gedächtniss, der eine Rede leicht auswendig lernt, und

Digitized by Google

sie, *ohne ihren Zusammenhang zu zerreissen*, mit Sicherheit hersagen kann, wenn er schon sich während des Hersagens nicht erinnert, es sei das *dieselbe* Rede, die auf dem oder jenem Papier gedruckt oder geschrieben stehe und die er zu der oder jener Stunde memorirt habe.

92. Ueber die Association der Vorstellungen, oder über die Art und Weise, wie dieselben einander nicht bloss nach einmal wahrgenommenen Verbindungen der Zeit und des Raumes, sondern auch nach Aehnlichkeiten, ja sogar (scheinbar) nach Contrasten hervorrufen, sind die psychologischen Schriften voll von Bemerkungen, welche hieher zu setzen nicht nöthig ist. Eher mag hier an den mannigfaltig verschlungenen Gang zu erinnern sein, den oft genug die Reproduction zu nehmen pflegt. Wer z. B. Kohlen und Asche in einem Walde findet, der denkt zunächst unmittelbar an brennendes Holz, welches (weiter rückwärts) dürr im Walde möge gelegen haben, dann (vorwärts) von Menschen die sich dort lagerten, ergriffen und (weiter vorwärts) angezündet sein. Wie aber kamen die Menschen dahin? (Diese Frage geht rückwärts.) Wo sind sie geblieben? (vorwärts). Welcher Brand konnte entstehn, wenn sich ein Sturm erhob? (Seitwärts ins Gebiet der Möglichkeit, zugleich rückschauend auf den Sturm und vorschauend auf den Schaden.) Oder man findet alte Münzen in der Erde. Wie kommen sie dahin? Aus welcher Zeit sind sie? Weshalb vergraben? Wem gehört der Schatz? — Jedes Samenkorn erinnert rückwärts an das Gewächs, von dem es stammt, und vorwärts an das, welches daraus entstehen kann, zugleich aber an den Gebrauch, den man vielleicht, ohne es zu pflanzen, davon machen wird. — Zu den nützlichen Uebungen gehört es, in vielen solchen Beispielen die wechselnden Richtungen und Verzweigungen des Gedankenlaufes zu beachten.[1] Uebrigens ist sehr bekannt, dass bei der Verknüpfung nach Aehnlichkeiten vielfältig eins an die Stelle des andern gesetzt wird, woraus neue Zusammensetzungen, *Erdichtungen*, entstehen, für die man ein *Dichtungsvermögen* erfunden hat.

Anmerkung. Das Dichten, im weitesten Sinne, ist das Wesentliche bei allem Erfinden. Zum Selbstdenken in den Wissenschaften gehört eben so viel Phantasie, als zu poetischen

---

[1] Die Sätze: „Eher mag hier ... zu beachten." sind Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

Erzeugnissen; und es ist sehr zweifelhaft, ob Newton oder Shakespeare mehr Phantasie besessen habe.

93. Gedächtniss und Einbildungskraft kommen darin überein, dass bei jedem Menschen ihre vorzügliche Stärke auf gewisse Klassen von Gegenständen sich zu beschränken pflegt. Wer sich geometrische Phantasie wünscht, der würde ganz vergeblich sich in der, gewöhnlich sogenannten, Dichtkunst üben, und wer die Kunstworte einer Wissenschaft, die ihn interessirt, ohne alle Mühe behält, der hat oft ein schlechtes Gedächtniss für Stadtneuigkeiten. — Hier verräth es sich, dass die Reproduction, sowohl in Hinsicht ihrer Lebhaftigkeit als ihrer Treue, mit der übrigen geistigen Thätigkeit aufs engste zusammenhängt, und dass die Annahme von eigenen, die Reproduction besorgenden, Vermögen der Seele höchst ungeschickt ist, um die Erscheinungen auch nur befriedigend *zusammenzustellen.*

94. Gedächtniss und Einbildungskraft weichen darin von einander ab, dass jenes nur *Vorgestellte* und gleichsam todte Bilder herbeizuführen, diese im activen *Vorstellen* beschäftigt zu sein scheint. Das Uebergehn der *Vorstellungen* aus dem einen in den andern Zustand ist sehr merklich beim Wiederlesen dessen, was man selbst geschrieben, beim Prüfen dessen, was man selbst gedacht hat. [1]

VIERTES CAPITEL.

Gefühlvermögen.

95. Wenn einmal Seelenvermögen angenommen werden, so ergiebt sich die Nothwendigkeit, ausser dem Vermögen vorzustellen noch eins oder mehrere anzunehmen, sogleich daraus, dass wir durch Angabe dessen, *was* wir vorstellen, oder *wie* das Vorstellen in uns entstehe, bei weitem nicht alles dasjenige bezeichnen können, was in uns vorgehe. Insbesondere dringt es sich auf, dass ein höchst mannigfaltiges *Vorziehen* und *Verwerfen* in uns vorkommt; um dessenwillen auch schon längst

[1] Die 1 Ausg. setzt hier noch hinzu: „Dieser Unterschied hat einen tiefen Grund in den Gesetzen des psychologischen Mechanismus, welcher im zweiten Theile offenbar werden wird."

Digitized by Google

neben dem Vorstellungsvermögen noch das des Begehrens und Verabscheuens ist aufgestellt worden.

96. In dem weiten und dunkeln Raume neben dem Vorstellen hat man nun neuerlich die Grenze gezogen zwischen Fühlen und Begehren. Allein fragt man die Psychologen nach dem Ursprunge dieser Grenze, so geben sie zwar an, das Begehren beziehe sich auf Gegenstände, das Gefühl auf Zustände; dennoch drehen sich ihre Erklärungen im Cirkel, oder kommen wenigstens nicht über die Frage hinweg, ob vielleicht Fühlen und Begehren einerlei Ereigniss sei, das wir nur in unserer Vorstellung von verschiedenen Seiten betrachten, und deshalb mit zweierlei Namen benennen?

Anmerkung. Maass in dem Werke über die Gefühle (S. 39 des 1. Th.) erklärt Fühlen durch Begehren („ein Gefühl ist *angenehm*, so fern es um seiner selbst willen *begehrt* wird"), aber eben derselbe, in dem Werke über die Leidenschaften (S. 2 vergl. S. 7) sagt: es sei ein bekanntes Naturgesetz, zu begehren was als gut, zu verabscheuen was als böse vorgestellt werde. Wobei die Frage entsteht, *was denn gut*, und *was denn böse sei?* Darauf nun erhalten wir die Antwort: die Sinnlichkeit stelle als gut vor das, wovon sie *angenehm* afficirt werde u. s. w. Und hiemit sind wir im Cirkel herumgeführt. — *Hoffbauer*, in seinem Grundrisse der Erfahrungsseelenlehre, fängt die Capitel vom Gefühlvermögen und Begehrungsvermögen so an: „Wir sind uns mancher Zustände bewusst, welche wir uns *bestreben* hervorzubringen, diese nennen wir *angenehm*; gewisse Vorstellungen erzeugen in uns das *Bestreben*, ihren Gegenstand wirklich zu machen, dies nennen wir *Begehren*" u. s. w. Hier ist einerlei Grund, das Bestreben, den Gefühlen und Begierden untergelegt; und wenn der Unterschied in den *Gegenständen* und *Zuständen* liegen soll, so fragt sich, ob nicht das eigentlich Begehrte vielleicht *die Gefühle*, also die Zustände seien, *die man von den Gegenständen erwarte?* — Bei andern Autoren sieht es in diesem wichtigen Puncte eben nicht besser aus. Eine vortreffliche Bemerkung *Lockes*, in dem Werke über den menschlichen Verstand (*II*, 21, §. 35), hätte man benutzen sollen; sie erschöpft zwar den Gegenstand nicht, führt aber auf den rechten Weg, und zeigt, dass viele Begierden (wenn schon nicht alle) unabhängig sind von Gefühlen, wiewohl sie deren in ihrem Gefolge haben können. Was Locke Unzu-

Digitized

friedenheit nennt, ist kein Gefühl, sondern die erste Regung der Begierde selbst.

97. Wie nun die Thatsachen, die wir Gefühle nennen, sich nur äusserst schwer von denjenigen absondern lassen, die man als Begehrungen und Verabscheuungen kennt, so auch ist es ein sehr unsicheres Unternehmen, die Arten der Gefühle aufzuzählen. Dreierlei ragt hervor: sinnliches Wohlsein und Schmerz; Gefühl fürs Schöne und Hässliche (wobei noch des Erhabenen und des Kleinlichen zu gedenken ist); und die Affecten, die man wenigstens jetzt gewohnt ist bei den Gefühlen abzuhandeln. Aber damit ist der Gegenstand nicht erschöpft. Zuvörderst muss bemerkt werden, dass die Gefühle sich verdoppeln in der Theilnahme an dem, was Andre fühlen. Dann, dass jede Art von äusserer und innerer Thätigkeit, je nachdem sie gelingt oder misslingt (das heisst, je nachdem das in der Thätigkeit liegende Begehren befriedigt wird oder nicht,) ein Wohlsein oder Missbehagen mit sich führt. Ferner, dass die Gefühle sich mannigfaltig vermischen (ein streitiger Punct, so wie der folgende). Endlich, dass es Gefühlszustände giebt, die, wenn nicht *gleichgültig*, doch so beschaffen sind, dass das an ihnen Behagliche oder Unbehagliche *nicht charakteristisch* ist und ihre Stärke nicht darnach gemessen werden kann.

98. Wir werden, um wenigstens Einen vesten Scheidepunct zu haben, die Gefühle zuvörderst eintheilen in solche, die an der Beschaffenheit des Gefühlten haften, und in andere, die von zufälligen Gemüthslagen abhängen; — wobei es noch einen dritten mittlern Fall geben kann, dass nämlich eine gewisse Gemüthslage vorhanden sein müsse, damit aus der Beschaffenheit des Gefühlten wirklich das derselben angemessene Gefühl sich erzeuge. Dann wird von den Mittelzuständen zwischen dem Angenehmen und Unangenehmen zu sprechen sein, und zuletzt werden die Affecten an die Reihe kommen.

A. Von Gefühlen, die an der Beschaffenheit des Gefühlten haften.

99. Dass es solche Gefühle gebe, ist klare Thatsache. Jeder körperliche Schmerz, als solcher, ist unangenehm, ohne alle Rücksicht auf die Frage, wieviel man sich darum kümmere, wie geduldig man ihn ertrage. Auch sind die unangenehmen Gefühle dieser Art specifisch verschieden; Brennen,

Digitized by Google

Schneiden, elektrische Schläge, böse Zähne, jedes dieser Dinge erregt seinen eigenen Schmerz, der sich von dem andern unterscheiden lässt; obgleich ein *bloss Vorgestelltes*, das nicht angenehm noch unangenehm wäre, sich nicht heraussondern lässt, vielmehr die Vorstellung und ihr Widriges nur Eins sind. Süsse Speisen, sanfte Töne, eine gelinde Wärme geben Beispiele von angenehmen Empfindungen dieser Art, deren Angenehmes eingestanden wird, ohne Rücksicht auf die Frage, wie viel man Werth darauf lege, und ob man nur geneigt sei, dabei zu verweilen und sich diesen Empfindungen hinzugeben.

100. Diese Gefühle sind analog allem Aesthetischen, von dem sie nur dadurch abweichen, dass beim letztern das Vorgestellte sich sondern lässt von dem Prädicate, welches Beifall oder Tadel ausdrückt; daher das ästhetische Gefühl sich in die Form des Urtheils bringen und wissenschaftlich behandeln lässt; ein unendlicher Vorzug in praktischer Hinsicht.*

Anmerkung. Wenn in dem Schönen die Grösse vorwiegt, so entsteht das *Erhabene*. Dies ist eine ächte *Species des Schönen*, weil die Grössenverhältnisse selbst zu den Elementen des Schönen gehören. Aber vergebens sucht man die Definition für das *Lächerliche*. Dies hat seinen Ursprung in der Möglichkeit des Lachens, dergleichen sich ohne einen menschlichen Leib und dessen organische Lebensgefühle nicht denken lässt. Das reinste Komische würde sich für einen reinen Geist in einen blossen Contrast auflösen. Das Lachen gehört zu den Affecten; wie diese, erschüttert es den Leib, und durch diesen rückwärts wiederum den Geist; wie sie, ist es eine kurz dauernde Gemüthslage, zu der man nach Launen sich bereit findet oder nicht. Ausserdem ist das Lächerliche ein Beispiel dessen, was stark gefühlt wird, ohne dass die Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit ein Charakter desselben wäre. Bekanntlich giebt es ein fröhliches und ein bitteres Lachen, und zwischen beiden eine gewisse Gleichgültigkeit gegen das Lächerliche, wie bei dem Komiker, dem es eine ernste Angelegenheit ist, *Anderer* Lachen zu erregen.

---

* Zu vergleichen ist des Vfs. allgemeine praktische Philosophie, insbesondere die ganze Einleitung.

Digitized by Google

B. Von solchen Gefühlen, welche von der Gemüthslage abhängen.

101. Bei der vorstehenden ersten Klasse kann man mit Recht sagen: das Gefühl ist der Ursprung und (wenigstens zum Theil) der Erklärungsgrund der entsprechenden Begierde und Verabscheuung. Hingegen bei der jezt folgenden zweiten Klasse muss das Begehren als etwas Ursprüngliches und das Gefühl zwar nicht als Wirkung, aber doch als das Begleitende und Nachfolgende von jenem angesehen werden.

Man erinnere sich hier zuerst der sehr zahlreichen Begierden, welche von der Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit ihres Gegenstandes entweder unabhängig oder doch mit derselben nicht im Verhältnisse sind. Alle die Dinge, welche heute gewünscht und morgen verschmäht werden, alles, dessen Werth nach individueller Laune und Liebhaberei ab- und zunimmt, liefert uns hier auffallende Beispiele. Das Begehren dieser Dinge ist nun bekanntlich von vieler Unlust, und im Falle der Befriedigung von einer kurzen Lust begleitet. Solche Lust und Unlust kann man weder sinnlich noch vernünftig nennen; sie hängt zusammen mit der Aufregung unserer Thätigkeit, wie auch der Gegenstand unseres Thuns übrigens beschaffen sein möge. Ob ein Kind einen Knoten in einem Bande, oder ein Mathematiker ein Problem in Zahlen und Figuren auflösen wolle, das Gefühl der Anstrengung und der vergeblichen Mühe bleibt immer gleichartig.

Die unruhige Thätigkeit des Menschen (entgegengesetzt dem naturgemässen Streben der Thiere) ist durchgehends von dieser Art.

Hierher gehören auch die Gefühle, deren Gefühltes ganz zu fehlen scheint, wie bei der Beklommenheit oder in der behaglichen Ruhe.[1]

C. Von mittleren und gemischten Gefühlen.

102. Alle Gefühle des *Contrastes*, und das mit ihnen einigermaassen verwandte *Staunen*, müssen als mittlere Gefühle betrachtet werden, d. h. als solche, die sich durch das Ange-

[1] Die 2 Ausg. setzt noch hinzu: „Es wird sich davon erst im zweiten Theile mehr sagen lassen (*Carus* in seiner Psychologie beruft sich darauf mit Unrecht, um eine reale Differenz des Fühlens und Vorstellens zu erweisen.)“

Digitized by Google

nehme und Unangenehme, was sie etwa mit sich führen, weder beschreiben noch messen lassen. Das Erstaunen kann eben so wohl angenehm als unangenehm sein. Die Contraste sind in allen schönen Künsten unentbehrlich; und doch fallen sie nur selten mit den eigentlichen ästhetischen Verhältnissen zusammen; vielmehr dienen sie zunächst, das Mannigfaltige auseinanderzuhalten, und dadurch die Fasslichkeit jener Verhältnisse zu unterstützen.

103. Dass es gemischte Gefühle geben *könne,* folgt allenfalls schon aus der Ungleichartigkeit der beiden vorerwähnten Klassen; die Neugierde, die etwas an sich Widriges sehen (oder überhaupt wahrnehmen) will, und die nun durch eine ihr wirklich zu Theil gewordene *unangenehme* Empfindung *befriedigt* wird, liefert dazu das Beispiel. Ohnehin kann *auf empirischem Wege* Niemand auf den Gedanken kommen, *gemischte Gefühle läugnen zu wollen,* da die Fälle täglich vorkommen, wo ein und dasselbe Ereigniss in verschiedener Hinsicht unsre Gefühle aufregt, und sehr oft auf entgegengesetzte Weise.

Anmerkung. Falsche Speculationen haben es dennoch dahin gebracht, diese einfache Thatsache zu verdunkeln. Man meint dabei eine zwiefache Täuschung[1] zu entdecken, erstlich eine Verwechselung zwischen dem Gefühle selbst und seinen mannigfaltigen Ursachen, zweitens ein Verkennen des Uebergangs aus einem Gefühle ins andre. Diese Bemerkungen können die Thatsache nicht zweifelhaft machen, am wenigsten aber die entgegengesetzte Behauptung veststellen. Es ist schon gezeigt worden (**34**—**38**),[2] dass des Menschen Fühlen und Wollen in seinen Vorstellungsmassen, und keinesweges *unmittelbar* in der Seele, begründet ist, daher denn die Vielfachheit und der Widerstreit des Fühlens sowohl als des Wollens eben so begreiflich als gewiss in der Erfahrung gegeben ist.

Anmerkung.[3] Nur zu oft gefallen sich die Dichter in dem

[1] 1 Ausg.: „verdunkeln. *Carus*, welchem das Hinhängen zum Schellingianismus die Lehre von den Gefühlen völlig verdorben hat, (er findet darin sogar den Coincidenzpunct des Endlichen und Unendlichen,) meint dabei eine zwiefache Täuschung" u. s. w.

[2] 1 Ausg.: „Diese Bemerkungen würden die Thatsache höchstens zweifelhaft machen, keineswegs aber die entgegengesetzte Behauptung feststellen. Wir werden im zweiten Theile zeigen, dass" u. s. w.

[3] Diese Anmerkung ist Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

Kunststück, Gefühle zu mischen. So können sie das Piquante erreichen, aber nicht das Schöne. Grosse Muster mögen oft genug missverstanden werden. Shakespeare mischt Komisches in die Tragödie, aber wenn er hiedurch eine Spannung augenblicklich mildert, um sie desto sicherer wiederum zu steigern, so hütet er sich, seinen Hauptpersonen das Lächerliche ankleben zu lassen. Schon Homer ist romantisch in der Reiseerzählung des Odysseus; aber das ist Erzählung überstandener Leiden, und charakterisirt den Odysseus, von dem Niemand einen rein ernsten und treuen Bericht erwarten soll.

D. Von den Affecten.

104. Nachdem man die Affecten (vorübergehende Abweichungen von dem Zustande des Gleichmuths) von den Leidenschaften (eingewurzelten Begierden) geschieden hat, ist die Meinung herrschend geworden, Affecten seien stärkere Gefühle. Aber es giebt sehr starke, dauernde Gefühle, welche aufs tiefste in die Grundlage eines menschlichen Charakters hineingewachsen sind (z. B. Anhänglichkeit an die Seinigen und an das Vaterland), mit denen der vollkommenste Gleichmuth so lange besteht, als nichts Widriges hinzutritt, das eine Reizung mit sich führt. Der Augenblick der Gefahr für die Unsern und für das Vaterland kann uns in Affect setzen, aber dieser Affect ist von dem Gefühle selbst weit verschieden. Eben so kann der Mensch ein starkes und dauerndes Ehrgefühl besitzen, ohne darum beständig im Zustande des Affects zu sein. Weit entfernt, dass Affecten selbst Gefühle wären, machen sie vielmehr *das Gefühl platt.* Der Sittenlehrer und der Künstler haben gar sehr Ursache, sich vor der Plattheit zu hüten, welche entsteht, wenn der Mensch vor lauter Affect am Ende nicht mehr weiss, *worüber* er eigentlich weint oder lacht. [1]

105. Kant's Eintheilung der Affecten in *schmelzende* und *rüstige* verbreitet Licht über den Gegenstand. Die Abweichung vom Gleichmuthe nämlich kann nach zwei Seiten geschehen, entweder es ist zu wenig oder zu vieles im Bewusstsein gegenwärtig. [2] Zur ersten Klasse gehören Schreck, Traurigkeit, Furcht, zur zweiten Freude und Zorn.

---

[1] „Weit entfernt ... oder lacht.“ Zus. d. 2 Ausg.

[2] Die 1 Ausg. setzt hinzu: „(Dies lässt sich erst im zweiten Theile vollends entwickeln).“

Digitized by Google

106. Die Affecten sind nicht bloss ein psychologischer, sondern auch ein physiologischer Gegenstand. Denn sie wirken auf den Leib mit merklicher, oft gefährlicher Gewalt, und machen eben dadurch rückwärts wiederum den Geist vom Leibe abhängig, theils von der Dauer des leiblichen Zustandes (der nicht so schnell aufhört, wie das Gemüth für sich allein zur Ruhe kommen würde), theils von der Disposition des Leibes zur Nachgiebigkeit gegen den Affect. So sind Muth und Furchtsamkeit offenbar sehr abhängig von Gesundheit und Kränklichkeit.

Merkwürdig ist noch der Umstand, dass den verschiedenen Affecten verschiedene leibliche Zustände zugehören. So treibt die Scham das Blut in die Wangen, die Furcht macht erblassen, der Zorn und die Verzweiflung vermehren die Muskelstärke u. s. w.

Hieraus sieht man nun, dass es unstatthaft sein würde, die sämmtlichen möglichen Affecten nach einem bloss psychologischen Princip aufzählen und unterscheiden zu wollen.

Anmerkung.[1] Ohne hier schon die Lehre von der Verbindung zwischen Leib und Seele naturphilosophisch vorzutragen, können wir sogleich die beiden vorstehenden Bemerkungen weiter benutzen.

1) Jede *allmälige* Aufregung eines Systems durch ein anderes wirkt dergestalt zurück, dass von Seiten des aufgeregten die Unruhe in dem aufregenden verlängert wird. Nicht bloss der Leib überhaupt versetzt, nachdem er im Affect aufgeregt wurde, hintennach den Geist in eine längere Unruhe: sondern dies muss in den verschiedenen Systemen des Organismus sich eben so verhalten. Geht die Aufregung von der Seele zum Gehirn, vom Gehirn zum Rückenmark, vom Rückenmark zum Gangliensystem, von diesem zum Gefässsystem, von da zu den einzelnen Organen und bis in die Vegetation: so geht die Rückwirkung den umgekehrten Weg; und zwar nicht plötzlich, sondern successiv, wie die Aufregung; welche hier wie eine *beschleunigende* Kraft (nach dem in der Mechanik üblichen Ausdrucke) zu betrachten ist.

2) Die partielle Wirkung auf bestimmte Organe, wovon die Affecten die Probe zeigen, muss auch da vorkommen, wo wir

---

[1] Diese Anmerkung bis zum Schluss des Capitels ist Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

sie nicht bemerken. (Bei der Reproduction der Gesichtsvorstellungen entsteht eine Reizung der Sehenerven, bei Gehörsvorstellungen eine Reizung der Gehörnerven u. s. w., aber bei der Vorstellung einer Bewegung werden die Bewegungsnerven gereizt, so dass ein besonderer Act des Zurückhaltens nöthig ist, wenn die Bewegung nicht erfolgen soll.)

Verbindet man 1) mit 2) so werden die mannigfaltigsten Dispositionen erklärbar; ohne dass man veranlasst wird, in die gemeine Verwechselung von *Leben* und *Seele*, und hiemit in den Irrthum des sogenannten *Materialismus* zu verfallen, der übrigens in Ansehung der Materie noch verkehrter ist als in Ansehung der Seele.

FÜNFTES CAPITEL.

Begehrungsvermögen.

107. Gleich Anfangs müssen wir in Hinsicht des Wortes: *Begehren*, einen falschen Sprachgebrauch berichtigen, der in den Psychologieen durchgehends vorkommt. Das Vermögen zu Begehren soll, mit denen des Vorstellens und Fühlens zusammengenommen, eine vollständige Eintheilung ergeben; es muss also auch die *Wünsche*, die *Triebe*, und jede *Sehnsucht* mit umfassen, indem man dies alles nicht zu den Gefühlen, noch zu den Vorstellungen rechnen kann. Nun findet sich aber in den Psychologieen die Behauptung: was man begehre, das werde als erreichbar vorgestellt; die Meinung des Nicht-Könnens tödte das Begehren. Dieser Satz ist richtig vom *Wollen*, welches eben *ein Begehren, verbunden mit der Voraussetzung der Erfüllung* ist. Darum ist ein grosser Unterschied zwischen starkem Wollen und starkem Begehren. Napoleon *wollte* als Kaiser, und *begehrte* auf St. Helena.[1] Der Ausdruck *Begehren* wird wider die Absicht beschränkt, wenn man die Wünsche ausschliesst, welche bleiben, ungeachtet dessen, dass sie *leere*, oder vielleicht sogenannte *fromme Wünsche* sein mögen, und welche *eben darum, weil* sie bleiben, den Menschen stets von neuem zu Versuchen antreiben, durch welche der Gedanke einer Möglichkeit *immer neu erzeugt* wird, trotz allen Gründen,

---

[1] „Darum ist ... St. Helena." Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

welche die Unmöglichkeit darzuthun scheinen. Es gehört sehr viel dazu, der Vorstellung von der Unerreichbarkeit des Gewünschten *Stärke genug* zu geben, damit eine ruhige Verzichtleistung an die Stelle des Verlangens trete. Der Mensch erträumt sich eine wünschenswerthe Zukunft, wenn er schon weiss, sie werde nie eintreten.

108. Gemäss der zuvor gemachten Eintheilung der Gefühle, müssen wir nun auch bei den Begierden (das Wort im weitesten Sinne genommen) diejenigen, welche ein Angenehmes als solches, (die Verabscheuungen ein Unangenehmes als solches,) zum Gegenstande haben, unterscheiden von andern, denen kein Gefühl, sondern bloss die eben vorhandene Gemüthslage ihre Richtung bestimmt.

Anmerkung. Gewöhnlich wird die letztere Art der Begierden verkannt. Man meint, das Begehrte müsse nothwendig als ein Gut vorgestellt werden. Dies ist entweder eine Tautologie, — nämlich wenn *Gut* soviel heissen soll als *Begehrtes,* — oder es ist ein Irrthum, der in empirischer Hinsicht zu den unzählbaren Erschleichungen der Psychologen gehört. — In Alex. Baumgartens Metaphysik steht §. 665 der Satz: *Quae placentia praevidens exstitura nisu meo praesagio, nitor producere. Quae displicentia praevidens impedienda nisu meo praesagio, eorum opposita appeto.* Dies wird für die *lex facultatis appetitivae* ausgegeben. Aber als allgemeines Gesetz betrachtet, ist diese Lehre des sonst schätzbaren Werks in jedem Puncte fehlerhaft. Das *placere,* so fern es ein Vorgefühl vom Angenehmen oder Schönen bezeichnen soll, ist nicht nöthig. Das *praevidere* ist ebenfalls erschlichen. Zwar wer sich ein Begehren *vorstellt,* der entwickelt sich *diese seine Vorstellung* auf zeitliche *Weise.* Aber auch die untersten Thiere begehren, und gleichwohl kann man nicht annehmen, dass sie sich Gegenwart und Zukunft auseinandersetzen. Das: *exstitura nisu meo* setzt eine Vorstellung vom Ich, oder wenigstens ein Selbstgefühl voraus, das viel späteren Ursprungs ist, als die einfachen Begierden der Thiere und der neugebornen Kinder.

109. Die wichtigste Scheidung jedoch ist die zwischen dem untern und obern Begehrungsvermögen. Denn beide entzweien sich bis zum Widerstreite; während Gefühle neben einander bestehen, oder sich mischen; und in Hinsicht der Vorstellungen die Allermeisten, selbst der Gebildeten und Gelehrten, auf

Digitized

dem sinnlichen Standpuncte bleiben, ohne sich um den metaphysischen Streit wider die Sinne ernstlich zu kümmern.

A. Vom untern Begehrungsvermögen.

110. Hier kommen uns zuerst die Triebe und Instincte entgegen. Von diesen hat der Mensch nur ein Bruchstück; vollständiger und verschiedener erblicken wir dieselben bei den Thieren, wo sich klar zeigt, dass dabei der organische Bau das Wesentliche und Bestimmende ausmacht. Man erinnere sich insbesondere der thierischen Kunsttriebe.

Allein der wichtigste und allgemeinste der Triebe ist der nach Bewegung und Veränderung, die unruhige Lebendigkeit, die sich vorzüglich bei Kindern und jungen Thieren verräth. Da ist viel Leben bei wenig Geist; man kann daran sich üben, um Leben und Seele unterscheiden zu lernen.[1] Da sich diese Lebendigkeit nach dem Alter richtet, und ausserdem bei den Individuen von Geburt an verschieden ist, so darf man glauben, sie sei Folge des Organismus, also vielmehr ein physiologischer als psychologischer Gegenstand.

111. Wie nun die Psychologen nach der Analogie des äussern Sinnes den innern erfunden haben, so auch stellen sie neben die organischen Triebe noch mehrere andere; als die Selbstliebe, den Nachahmungs- und Erweiterungstrieb, die geselligen Triebe u. s. w., ja gar einen allgemeinen Glückseligkeitstrieb, obgleich Niemand dieses letztern Triebes Gegenstand bestimmt angeben kann, vielmehr derselbe bei verschiedenen Individuen verschieden ist.

Hier liegt es nun am Tage, dass nichts, als nur die psychologische Abstraction, dem ganz unbestimmten Begriffe der Glückseligkeit eine Unterlage unter dem Namen eines Triebes gegeben hat. Nicht besser aber steht es um die Selbstliebe und die geselligen Triebe. Das Begehren geht hier voran vor allem hinzugedachten Ich, Du und Er. Die Erfahrung zeigt deutlich genug, dass sowohl die egoistische Klugheit, als die Entschliessungen, für andre etwas zu opfern, sich nur allmälig bilden, so wie es sich mehr einprägt, welche Collisionen zwischen eigenen und fremden Interessen statt finden.

Das Erschleichen realer Kräfte, oder wenigstens besonderer

---

[1] „Da ist viel ... zu lernen." Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

Anlagen und natürlicher Keime, ist in der Lehre vom Begehrungsvermögen vorzüglich häufig, weil der Mensch sich *thätig* zeigt in seinem Begehren, und man überall geneigt ist, soviel Kräfte als Klassen von wirklichen oder scheinbaren Thätigkeiten anzunehmen.

112. Die *Neigungen*, oder diejenigen dauernden Gemüthslagen, welche der Entstehung gewisser Arten von Begierden günstig sind, — zeigen sich mehr als die sogenannten Triebe verschieden bei den Individuen. Sie sind grossentheils Folgen der *Gewohnheit*, die aus dem Vorstellungsvermögen hieher ins Begehrungsvermögen herüberzureichen scheint. Denn es sind zuerst die Gedanken, welche der gewohnten Richtung folgen, und welche, wenn kein Hinderniss eintritt, *vor allem merklichen Fühlen und Begehren sogleich in Handlung übergehn;* stellt sich aber etwas in den Weg, alsdann schwillt die Begierde an, begleitet von einem Gefühl der *Mühe* und der *angestrengten Thätigkeit.*

113. Das auffallendste, und nächst dem Wahnsinn das traurigste Schauspiel in der Psychologie geben die *Leidenschaften.* (Kant hat sie in der Anthropologie vortrefflich gezeichnet.) Sie sind nicht Neigungen (Gemüthslagen), sondern selbst Begierden, und jede Begierde ohne Ausnahme, die edelste wie die schlechteste, kann Leidenschaft werden. Sie wird es, indem sie zu einer Herrschaft gelangt, wodurch die praktische Ueberlegung aus ihrer Richtung kommt. Das *Vernünfteln* ist das eigentliche Kennzeichen der Leidenschaften.

Daher kann man dieselben eigentlich nur im Gegensatze mit der praktischen Vernunft definiren und beschreiben. Eine vollständige Eintheilung der Leidenschaften ist ganz unmöglich, eben darum weil *jede* Begierde, durch Umstände und Gewöhnung verstärkt, der Ueberlegung einen verkehrten Lauf zu geben vermag. Jede Eintheilung der Leidenschaften ist zugleich eine Eintheilung der Begierden überhaupt. In der Geschichte spielen die Leidenschaften eine grosse Rolle. Man hüte sich, diese Rolle dem Weltgeiste aufzutragen; er würde dadurch dem Mephistopheles zu ähnlich werden, und endlich gleich diesem aus der Rolle fallen. [1]

---

[1] „In der Geschichte ... aus der Rolle fallen." Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

B. Vom obern Begehrungsvermögen.

114. Dem *Urtheilen* und dem *Handeln* geht *Ueberlegung* voran, wenn der Mensch, ehe er ein Prädicat an ein Subject knüpft, und ehe er die jetzige Lage der Dinge abändert, zuvor noch andre mögliche Denk- und Handlungsweisen vergleicht. In der Ueberlegung liegt Verweilung und Aufschub; ferner Sammlung und Erwägung. Sie soll dem Widerruf und der Reue vorbeugen. Sie leistet dies, in wiefern sie jeder unter den möglichen Vorstellungsarten, jedem Begehren, das mit einem andern in Collision kommen könnte, gestattet, ganz ins Bewusstsein hervorzutreten, und so stark als möglich den übrigen entgegen, oder mit ihnen zusammenzuwirken. Wird dabei etwas vergessen, wird etwas während der Ueberlegung gehindert, sich gelten zu machen, so weit es kann: so bleibt Gefahr, eine andre Gemüthslage werde nachfolgen und die Entscheidung der erstern verwerflich finden. — Die Ueberlegung ist demnach ein inneres Experiment; das Resultat desselben muss mit völliger Hingebung *vernommen* werden; davon hat die *Vernunft* im Denken und Handeln ihren Namen.

115. Die Vernunft ist deshalb ursprünglich nicht gebietend, nicht gesetzgebend; sie ist überall keine Quelle des Wollens. (Sie ist eben so wenig eine Quelle von Erkenntnissen.) Nichtsdestoweniger wird sie als solche betrachtet, ja sie wird für die höchste Richterin und Gebieterin gehalten; wie sehr natürlich erfolgen muss, indem (mit gewohnter Erschleichung) die Gefahr der Reue, wenn man dem Resultate der Ueberlegung nicht gemäss handeln würde, als eine Drohung angesehen, und nun zu der Drohung ein Gebot, zu dem Gebote ein Gebieter hinzu gedacht wird.

116. Die praktische Ueberlegung wird verwickelter durch die Verbindung zwischen *Mitteln* und *Zwecken*. Sie hat nämlich nicht bloss ein mannigfaltiges, unmittelbares Begehren gegen einander abzuwägen (unter mehrern Zwecken zu wählen), sondern auch die Reihen möglicher Erfolge zu durchlaufen, die mit den Zwecken zusammenhängen und deren Erreichbarkeit wahrscheinlich machen. In letzterer Hinsicht schreibt man die Ueberlegung dem *praktischen Verstande* zu, der das Vermögen ist, sich nach der Beschaffenheit des Gedachten, unabhängig von Einbildung und Leidenschaft zu richten. Bildet diese Art

Digitized by Google

von Ueberlegung sich vollständig aus: so erzeugt sie *Pläne.*[1] Das Wählen unter Zwecken aber wird ganz eigentlich der praktischen Vernunft vorbehalten.

117. *Besonnenheit* ist die Gemüthslage des Menschen in der Ueberlegung. Wird dieselbe zur Gewohnheit, so erweitert sich die Ueberlegung fortdauernd; sie sucht endlich alles mögliche Begehren in Eine Erwägung zusammenzufassen; immer mehrere Wünsche werden beschränkt und untergeordnet, es wird nach dem letzten Ziele alles menschlichen Thuns und Treibens, nach dem höchsten Gute gefragt. Dabei bedient sich die Ueberlegung der allgemeinen Begriffe, es entstehen *Maximen* (sehr verschieden von Plänen), und *Grundsätze*, und aus deren Zusammenstellung eine *Sittenlehre*.

In der praktischen Philosophie wird gezeigt, dass, nach Hintansetzung aller, von der Gemüthslage abhängenden, also wandelbaren Begierden bloss dasjenige willenlose Vorziehn und Verwerfen den höchsten Rang behaupten könne, welches in den ästhetischen Urtheilen über den Willen enthalten ist.

Es ist also das Werk der Ueberlegung (oder, wenn man will, der praktischen Vernunft,) diese Urtheile, und die aus ihnen entspringenden Ideen *der innern Freiheit, der Vollkommenheit, des Wohlwollens, des Rechts* und *der Billigkeit*, aus der Vermischung mit allem andern Denken und Wollen, worin sie Anfangs versteckt liegen, hervorzuziehn und sie an die Spitze aller Klugheit zu stellen, sämmtliche Begierden und Wünsche aber unter ihnen zu beugen.

C. Von der Freiheit des Willens.

118. Indem aus der geendigten Ueberlegung ein Entschluss hervorzutreten im Begriff steht, geschieht es oftmals, dass eine Begierde sich erhebt, und sich jenem Entschlusse widersetzt. Alsdann weiss der Mensch nicht, was er will; er betrachtet sich als in der Mitte stehend zwischen zwei Kräften, die ihn nach entgegengesetzten Seiten ziehn. In dieser Selbstbetrachtung stellt er sowohl die Vernunft als die Begierde sich gegenüber, als wären es fremde Rathgeber, *er selbst* aber *ein Dritter*, der beide anhörte, und alsdann entschiede. Er findet sich *frei*, zu entscheiden wie er will.

---

[1] „Bildet ... Pläne." Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

Er findet sich auch vernünftig genug, um zu fassen, was die Vernunft ihm sage; und reizbar genug, um die Lockungen der Begierde auf sich wirken zu lassen. Wäre dies nicht, so würde seine Freiheit keinen Werth haben; er könnte alsdann nur blindlings sich da oder dorthin neigen, aber nicht wählen.

Nun ist aber die Vernunft, welcher er Gehör giebt, und die Begierde, die ihn reizt und lockt, nicht wirklich *ausser ihm*, sondern *in ihm*, und Er selbst ist kein Dritter neben jenen beiden, sondern sein eignes geistiges Leben liegt und wirkt in beiden. Wenn er nun endlich wählt, so ist diese Wahl nichts anderes, als eine Zusammenwirkung eben jener Vernunft und Begierde, zwischen denen er sich frei in der Mitte stehend dachte.

Indem nun der Mensch findet, dass Vernunft und Begierde in ihrem Zusammenwirken über ihn entschieden haben; erscheint er sich *unfrei*, und fremden Kräften unterworfen.

Offenbar ist dies wieder eine Täuschung, und gerade aus der nämlichen Quelle, wie die erstere. Eben darum, weil Vernunft und Begierde nichts ausser ihm sind, und Er nichts ausser ihnen, so ist auch die Entscheidung, welche aus jenen entspringt, keine fremde, sondern seine eigene. Nur mit Selbstthätigkeit hat er gewählt, jedoch nicht mit einer Kraft, die von seiner Vernunft und seiner Begierde noch verschieden wäre, und die ein anderes Resultat, als jene beiden, ergeben könnte.

Anmerkung. Hiemit ist der Hauptgrund der psychologischen Täuschungen angegeben, welche in Hinsicht der Freiheit stattfinden; auf die tieferliegenden metaphysischen und moralischen Missverständnisse, die sich dabei einmischen, können wir hier nicht Rücksicht nehmen. Nur ganz kurz mag erwähnt werden, dass die Schwierigkeiten, die man in der *Zurechnung* findet, von allen am leichtesten zu heben sind. Zugerechnet wird eine *Handlung*, so fern man sie *als Zeichen eines Wollens* betrachten darf; mehr oder minder zugerechnet, je mehr oder weniger, je schwächeren oder vesteren Willen sie verräth. So weit ist alles klar und allgemein bekannt. Nun aber verdirbt man alles, indem man den *Willen* selbst wieder zurechnen möchte; welches nicht besser ist, als ob man das Maass, das

Digitized by Google

alles andere messen soll, selbst einer Messung unterwerfen wollte. So geschieht es, dass man fürchtet, wenn der Wille frühere Ursachen hätte, aus denen er unvermeidlich hervorging, so würden diese Ursachen die Schuld tragen, indem nunmehr ihnen sowohl der Wille, als die aus ihm entsprungenen Handlungen zuzurechnen wären. Darum will man lieber den Willen einer Selbstbestimmung zurechnen; woraus eine unendliche Reihe entsteht (vergl. Einleitung in die Philosophie §. 107) [§. 128 d. 4. Ausg.] Allein jene Furcht ist ganz grundlos. Die Zurechnung steht still, sobald sie die Handlung auf den Willen zurückgeführt hat; denn dieser wird hiemit sogleich einem praktischen Urtheile unterworfen, welches sich vollkommen gleich bleibt, was auch für Ursachen und Anlässe des Willens man möchte angeben können. Es kann aber begegnen, dass die Zurechnung noch einmal von neuem anfängt, wenn sich findet, dass jener Wille einen frühern Willen zur Ursache hatte. Dem Verführten, nachdem er schon vollständig bösartig geworden ist, werden seine Verbrechen *ganz* zugerechnet, dieselben aber fallen noch einmal dem Verführer zur Last, und so rückwärts fort, wie lange sich noch irgendwo ein Wille als Urheber jener Verbrechen nachweisen lässt.

Anmerkung.[1] Die transscendentale Freiheit, welche Kant als einen nothwendigen *Glaubensartikel*, um des kategorischen Imperativs willen, (weil er die richtige Begründung der praktischen Philosophie verfehlt hatte,) angenommen wissen wollte, ist in der Psychologie ein vollkommener Fremdling. Wer das nicht einsieht, der studire die beiden kantischen Kritiken der reinen und der praktischen Vernunft; und lerne daraus, diesen Gegenstand *vorsichtig* zu behandeln. Kant hat sich sehr viel Mühe gegeben, sich über diesen Punct eine klare Ueberzeugung zu verschaffen; er hat dennoch eine Verwirrung hervorgebracht, die *bei ihm* an dem kategorischen Imperative haftete, bei seinen Nachfolgern aber in ganz andre Formen überging.

119. Während nun das Bewusstsein der Freiheit, in wiefern sie *zwischen* Vernunft und Begierde in der Mitte stehen soll, auf keinen bessern Thatsachen beruhet, als den oben an-

[1] Diese Anmerkung ist Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

gegebenen, ergiebt sich dagegen ein anderes Resultat, wenn man die Vernunft selbst als den Sitz der Freiheit betrachtet. Nichts ist einleuchtender, als dass der leidenschaftliche Mensch ein Sklave ist. Sein Unvermögen, auf Gründe des Vortheils und der Pflicht zu achten, sein Ruin durch eigne Schuld, liegen klar am Tage. Im Gegensatze mit diesem wird mit Recht der vernünftige Mensch, der seine Begierden zurückstösst, sobald sie der guten Ueberlegung sich widersetzen, frei genannt; und mehr und mehr frei, je stärker er ist in diesem Zurückstossen. Ob aber eine solche Stärke ins Unendliche gehen könne, darüber vermögen keine Thatsachen zu entscheiden, die allemal nur eine begrenzte Kraft bezeugen.

SECHSTES CAPITEL.

Von der Zusammenwirkung und Ausbildung der Geistesvermögen.

120. Die Annahme der Vermögen hat sich schon in der bisherigen Uebersicht als so mangelhaft verrathen, dass der Versuch, den gegenseitigen Einfluss derselben nach allen Combinationen zu durchmustern, als zwecklos würde erscheinen müssen. Einige Bemerkungen werden jedoch nützlich sein, um die Zusammenfassung des Vorgetragenen zu erleichtern, bevor wir den menschlichen Geist in seinen wandelbaren Zuständen näher betrachten.

121. Nächst den äussern Sinnen, deren Unentbehrlichkeit beim ersten Blick einleuchtet, (was wäre ein Mensch, blind, taub, und ohne Hände geboren?) ist ohne Zweifel die Reproduction, in ihren beiden Formen als Gedächtniss und Einbildungskraft, der Hauptsitz des geistigen Lebens. Der einzelne Augenblick giebt durch die Sinne sehr wenig; und wir würden thierisch beschränkt sein, bliebe uns nicht die Vergangenheit, als ein Schatz, in den wir unaufhörlich zurückgreifen. — In den Stunden, wo der Zufluss ungesuchter Gedanken schwächer ist oder gar stockt, spürt man am besten die Armuth der Gefühle, die Rohheit der Begierden, die Unthätigkeit oder vergebliche Bemühung des Verstandes und der Vernunft ohne die Einbildungskraft.

Digitized by Google

Bis zu vesten Producten reift das Werk der Einbildungskraft in Mythen und Sagenkreisen, welche als Gegenstände des *Glaubens* von der Kunst der Darstellung ergriffen werden.[1]

122. Hier ist der Ort, der *Uebungen* und *Fertigkeiten* zu erwähnen. Dieser ist die Reproduction vorzugsweise fähig; und man kann sie nirgends sonst mit Sicherheit nachweisen, was auch von Uebung des Verstandes, der Vernunft, von sittlicher Fertigkeit u. s. w. mag gesagt werden. Denn die Thatsachen, welche man dafür anführen mag, bezeugen gerade, dass früher gebildete Begriffe, Urtheile, Gefühle, Entschlüsse, eben so wohl als sinnliche Vorstellungen, reproducirt und hiemit in neue Wirksamkeit gesetzt werden; sie bezeugen, dass dies desto schneller, sicherer und umfassender geschieht, je öfter und sorgfältiger zuvor die Beschäftigung mit jenen Begriffen u. s. w. stattgefunden hatte.

Auch selbst in Hinsicht des Gedächtnisses und der Einbildungskraft lässt sich, den Thatsachen gemäss, die Uebung weit weniger auf diese Vermögen beziehn, als vielmehr auf die Vorstellungen, welche reproducirt werden. Demjenigen, der viel auswendig lernt, wird zwar das Memoriren allmälig leichter, jedoch nicht anders, als nur in dem nämlichen Kreise von Vorstellungen, an die er gewöhnt ist. Man gebe dem, welcher viel Gedächtniss hat für Musik, eine Reihe von Namen oder Zahlen zu behalten, und man wird sehen, wie wenig die vorige Uebung des Gedächtnisses in diesem Felde vermag.

123. Die Ausbildung geht nach zwei Hauptrichtungen fort; diese bestimmt der innere Sinn, und das äussere Handeln.[2] Mit beiden hängt die *Reflexion* zusammen, von welcher daher zuerst zu bemerken ist, dass sie *(die Zurückbeugung des Gedankenlaufs auf einen bestimmten Punct)* bald absichtlich Vorstellungen hebt und formt (im Arbeiten), bald hervorgerufen wird in der Apperception des Gegebenen (in der Erfahrung); dass also im ersten Falle die Thätigkeit von ihr ausgeht und von ihr regiert wird; im zweiten hingegen der Reiz im Gegebenen liegt. Aber in keinem dieser Fälle ist der andre ganz ausgeschlossen. Auch das Arbeiten schafft in jedem Augenblick ein neues Gegebenes, indem das Werk vorrückt und be-

---

1 „Bis zu vesten Producten ... werden." Zus. d. 2 Ausg.
2 Das Folgende bis „still halten soll" ist Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

obachtet wird; hiedurch lenkt es selbst die Reflexion. Umgekehrt versetzt uns die Erfahrung im Vergleichen und Urtheilen, hiemit aber ins weitere Nachdenken, welches nun den vorhandenen Begriffen oder Meinungen oder Grillen als den Haltungspuncten der Reflexion nach der Eigenheit eines Jeden weiter folgt. Noch anders beschaffen ist die Reflexion über einen *bloss im Denken vestgehaltenen* Gegenstand. Hier liegt die Bewegung in der reflectirenden Vorstellungsmasse selbst; nicht geringe Anstrengung aber kostet das dauernde Fixiren des bloss gedachten Gegenstandes, welcher der Betrachtung *still halten* soll.

Der innere Sinn, den man der Aehnlichkeit wegen neben den äussern Sinn zu stellen pflegt, wird dadurch ganz aus seinem natürlichen Zusammenhange gehoben. Er ist vielmehr das grosse Princip, das aller regelmässigen Thätigkeit, insbesondre der künstlerischen Phantasie und der praktischen Vernunft, zum Grunde liegt. Ohne Selbstauffassung könnte der Mensch weder sich selbst im Ganzen, noch seine Thätigkeit im Einzelnen regieren.

Das äussere Handeln, welches dem Menschen seine Gedanken verkörpert, aber zugleich vielfach entstellt gegenüber treten lässt, spannt unaufhörlich Begierde, Beobachtung und Beurtheilung; es verwandelt, indem es gelingt oder misslingt, das Begehren in entschlossenes Wollen oder in blossen Wunsch, begleitet von Lust oder Unlust, wodurch zur habituellen Stimmung des Menschen der Grund gelegt wird. [1]Führen neue Lebenslagen neue Anlässe zum Handeln herbei: so erscheint der Mensch oft auf einmal verwandelt. Am auffallendsten wird dies, wo gemeinsame Noth ein neues gemeinsames Handeln und aus jedem *Ich* ein neues *Wir* hervorruft. Doch vielleicht noch auffallender ist's, zu sehen, wie nach einiger Zeit die scheinbar Verwandelten wieder die Alten werden.

Das bestimmteste Gepräge giebt dem Menschen sein äusseres Handeln alsdann, wenn es Arbeit, besonders wenn es Berufsarbeit oder doch tägliche Beschäftigung wird. Hier aber zeigt sich auch aufs deutlichste der Unterschied und die Zusammenwirkung zwischen der herrschenden Vorstellungsmasse, die während der Arbeit im Bewusstsein gleichmässig vesteht,

[1] Das Folgende bis zum Schluss des §. 123 ist Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

der ablaufenden Reihe, von welcher jede einzelne Thätigkeit im einzelnen Augenblicke abhängt, und der empirischen Auffassung dessen, was gethan worden, wodurch der Punct, bis zu welchem das Werk vorrückte, bestimmt ist.

Sehr wichtige nähere Bestimmungen liegen in der Eigenheit des Geschäfts. Die Reihen des Gärtners und Landmanns laufen langsam ab, mit Störungen durch Naturerfolge, die ihn oft zum *Warten* nöthigen. Die Reihen des Musikers, Schauspielers u. s. w. haben dagegen ihren bestimmten *Rhythmus*. Wieder anders laufen die Vorstellungsreihen des Fechters, des Taschenspielers u. s. w., wo ohne bestimmten Rhythmus doch aufs genaueste der *rechte Augenblick* muss wahrgenommen werden. Für den praktischen Erzieher und Lehrer ist es eine der wichtigsten Vorschriften, dass er so genau als möglich beobachte, wie bei seinen Zöglingen die Reihen ablaufen *sollen, können,* und wie sie *wirklich* ablaufen. Man findet hier die grössten Verschiedenheiten, und man muss sie berücksichtigen.

124. Aber was auch der Mensch, innerlich sinnend, oder äusserlich handelnd, versuche, mehr und mehr heben sich ihm aus allen wechselnden Gemüthslagen gewisse *bleibende Gefühle* hervor, die in seiner praktischen Ueberlegung, und folglich in seinem Verstande und in seiner Vernunft, als das eigentlich Entscheidende sich gelten machen; in wiefern nämlich überhaupt die Ueberlegung in ihm reif und gegen die wandelbaren Begierden kräftig wird.

Insbesondre ist es die, einem Jeden eigene, *ästhetische Auffassung der Welt,* — die auf die mannigfaltigste Art einseitig, und folglich praktisch verkehrt sein kann, — nach welcher sich Jeder sein Verhältniss zu der Welt anzuweisen pflegt. Dahin gehört der Eindruck, welchen Familie und Vaterland, Menschheit und Menschengeschichte auf das Individuum macht, und aus allem, was ihm daran unwillkürlich gefällt oder missfällt, setzt sich dieser Eindruck zusammen.

Deshalb wirkt alles dasjenige nachtheilig auf den innersten Kern des Charakters, was den Menschen hindert, klar zu sehen, und unbefangen zu urtheilen.

125. Am zerstörendsten wirken auf alle Ausbildung die Leidenschaften. Vom ästhetischen Urtheile sind sie das entgegengesetzte Aeusserste, aber auch die wandelbaren Bestrebungen werden von ihnen getödtet; Einbildungskraft und Verstand be-

Digitized

kommen durch sie eine einseitige Richtung; sie selbst endigen sich, falls sie Befriedigung finden, in Langeweile, in Leere des Geistes und Herzens, und falls sie unbefriedigt bleiben, in Gram und Krankheit. Diejenigen, welche allerlei zu rühmen wissen, was sie durch leidenschaftliche Aufregung wollen geworden sein, täuschen sich selbst; sie sollten sich freuen, in ihrem Schiffbruche nicht alles verloren zu haben; und manche sind zu rühmen, dass sie ihr gerettetes Gut nun besser benutzen, als früherhin ihren Reichthum.

ZWEITER ABSCHNITT.

VON DEN GEISTIGEN ZUSTÄNDEN.

ERSTES CAPITEL.

Ueber die allgemeine Veränderlichkeit der Zustände.

126. Genau genommen gleicht kein Zustand des menschlichen Lebens vollkommen dem andern; schwebend und schwankend ist alles, was unserer innern Wahrnehmung sich darstellt. Diese Bemerkung, welche die Unmöglichkeit einer vestbestimmten psychologischen Erfahrung an den Tag legt, hat den Anfang des gegenwärtigen Vortrags gemacht; jetzt muss sie weiter ausgeführt werden. An sie knüpft sich die Betrachtung der verschiedenen Lebenszustände, wie sie Jedermann zu durchlaufen pflegt; ferner die Angabe der auffallendsten Verschiedenheit menschlicher Anlagen und menschlicher Entwickelung unter dem Einflusse äussrer Umstände; endlich die kurze Bezeichnung der anomalischen Geisteszustände.

127. Die Reproduction durch Gedächtniss und Einbildungskraft (90 u. s. f.) verräth zwar, dass keine einmal erzeugte Vorstellung ganz verloren geht, und nicht leicht ein einmal entstandenes Zusammentreffen von Vorstellungen ganz ohne Folgen bleibt. Allein wenn wir mit der Menge alles dessen, was der Geist eines erwachsenen Menschen eingesammelt hat, dasjenige vergleichen, dessen er sich in jedem einzelnen beliebigen Augenblicke bewusst ist, — so müssen wir über das Missverhältniss erstaunen zwischen jenem Reichthum und dieser Armuth!

Digitized by Google

Man möchte gleichnissweise dem menschlichen Geiste ein Auge zuschreiben, das eine äusserst enge Pupille, dabei aber die höchste Beweglichkeit besässe. Die Erklärung hievon liegt unmittelbar in dem, was oben (16, 19) über die Schwellen des Bewusstseins ist gelehrt worden. Uebrigens ist die[1] äusserst kleine Zahl von Vorstellungen, die wir auf einmal zu umfassen vermögen, oft im schnellsten Kommen und Gehen begriffen, und dadurch wird es dem geistvollen Menschen möglich, seine Vorstellungen in die mannigfaltigste Berührung zu bringen und sie durch einander zu bestimmen.[2]

128. Gewisse Aufregungen des Wechsels der Vorstellungen durch äussere Eindrücke sind dem Menschen Bedürfniss. Der Einsame sucht gesellschaftliche Unterhaltung, und lange an Einem Platze zu bleiben ist peinlich wegen der Einförmigkeit der Umgebung, wenn nicht für Hülfsmittel gesorgt ist, um den Geist in Bewegung zu erhalten. Bleibt dies Bedürfniss lange unbefriedigt, so schwindet allmälig das menschliche Leben auf die gleich zu bemerkenden periodischen Abwechselungen zusammen. Umgekehrt steigert sich das Bedürfniss durch Befriedigung. Die, welche die Geschichte machen (wie Napoleon), finden deshalb immer Menschen genug, die zu ihrem Dienste bereit sind, weil sie nicht ruhen können. Auch hinter dem Ofen klagt man über leere Zeitungen.[3]

129. Vermöge der Einrichtung des menschlichen Leibes halten Hunger und Sättigung, Wachen und Schlaf, alle Tage ihren bekannten Umlauf; und die Jahreszeiten kommen hinzu, mit der Mannigfaltigkeit von Befriedigungen und von Vermehrungen der körperlichen Bedürfnisse. Wieviel Anspannung und Abspannung, wieviel Ueberlegen, Beschliessen, Handeln

---

[1] 1 Ausg.: „Beweglichkeit besässe. Denn die äusserst ... vermögen, ist oft“ u. s. w.

[2] Hier steht in der 1 Ausg. folgende Anmerkung: „Es ist ein entfernter Zusammenhang zwischen den Affecten und der eben bemerkten, allgemeinsten aller psychologischen Thatsachen. Ein ungeordnetes Gedränge schnell wechselnder Vorstellungen, wenn es auf den Organismus (insbesondre auf den Blutumlauf) wirkt, giebt die Grundlage zu jedem Affect, und durch die Veranlassung von jenem wird dieser sich näher bestimmen lassen. Jede Art von *Begeisterung* ist ein Mittelglied zwischen zweckmässiger Thätigkeit und Affect.“

[3] „Umgekehrt ... leere Zeitungen.“ Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

und Ruhen daraus weiter folgt, ist hier nicht nöthig zu entwickeln.

Anmerkung. Von der merkwürdigen Nebenbestimmung des Schlafs, durch die Träume, wird bequemer unten, bei den anomalischen Zuständen, etwas gesagt werden.

130. Das irdische Leben im Ganzen genommen hat seine Perioden des Wachsthums, der vollen Stärke und der Abnahme.

Das Kind, aus psychologischen Gründen rastlos bewegt, wenn es gesund ist, treibt sich umher in einfachen, kunstlosen Phantasien und Spielen; unaufgelegt, zusammenhängend zu denken, aber höchst empfänglich für alles Neue. Dabei vermag es nicht, sich aus augenblicklichen Gefühlen hevorzuarbeiten. Der Knabe, noch im hohen Grade weich, kann gleichwohl durch die Erziehung, ohne Vorschnelligkeit, zu einem bedeutenden Grade wahrer Einsicht und Selbstbeherrschung gehoben werden. Der Jüngling bekommt einen Zuwachs an Kräften, aber auch an Unruhe. Kann er nicht handeln, so dichtet er.[1] Der Mann, dem diese Kräfte nicht mehr neu, dem aber die Schwierigkeiten des menschlichen Wirkens bekannt sind, gebraucht zweckmässig, was er hat, wenn Kindheit und Jugend nicht verdorben wurden. Er handelt mehr, darum dichtet er weniger.[3] — Das spätere Alter behält soviel Männlichkeit, als der Körper gestattet, mit grossen individuellen Verschiedenheiten. Im besten Falle tritt hier das Denken an die Stelle des Dichtens und des Handelns, wenn schon zu spät.[3] Jedes Alter büsst die Schulden und leidet an dem Unglück aller vorhergegangenen.

ZWEITES CAPITEL.

Von den natürlichen Anlagen.

131. Der Verlauf des Lebens wird zuerst näher bestimmt durch die Verschiedenheit der Geschlechter. Diese ist oftmals von früher Jugend an kenntlich. Mädchen werden eher klug und sind eher geneigt, sich in den Grenzen des Schicklichen

---

[1] „Kann er ... dichtet er.“ Zus. d. 2 Ausg.
[2] „Er handelt ... er weniger.“ Zus. d. 2 Ausg.
[3] „Im besten Falle ... zu spät.“ Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

zu halten. Dagegen ist ihre Erziehungsperiode kürzer, als bei den Knaben. Sie sammeln daher weniger geistigen Vorrath, aber sie verarbeiten ihn schneller, und mit geringerer Mannigfaltigkeit und Zertheilung. Die Folge zeigt sich im ganzen Leben. Das weibliche Geschlecht hängt an seinem Gefühle; der Mann richtet sich mehr nach Kenntnissen, Grundsätzen und Verhältnissen. Dazu kommt die Vielförmigkeit der Berufsgeschäfte, worin die Männer sich theilen.

132. Eine andre ursprüngliche Eigenheit hat jeder Mensch in Ansehung des sogenannten Temperaments, einer physiologisch zu erklärenden Prädisposition in Ansehung der Gefühle und Affecten. Auf die Gefühle beziehen sich unter den bekannten vier Temperamenten das fröhliche und das trübsinnige (das sanguinische und melancholische); auf die Erregbarkeit der Affecten das reizbare und das schwer bewegliche (cholerische und phlegmatische). Die Möglichkeit der Temperamente ist im allgemeinen leicht einzusehen. Denn das Gemeingefühl, welches der Organismus mit sich bringt und welches den Menschen durch sein ganzes Leben begleitet, kann nicht leicht genau in der Mitte stehn zwischen dem Angenehmen und Unangenehmen; je nachdem es aber nach dieser oder jener Seite sich hinüberneigt, ist der Mensch sanguinisch oder melancholisch. Beides zugleich kann er nicht sein, sondern er hat auf der Linie, die nach beiden Richtungen läuft, irgendwo seine Stelle; jedoch ist ein *schwankendes* Temperament nicht bloss denkbar, sondern auch in der Erfahrung zuweilen anzutreffen, vermöge dessen der Mensch abwechselnd zur Fröhlichkeit und zum Trübsinn, ohne besondre Ursache, aufgelegt ist. — Ferner, da die Affecten den Organismus ins Spiel ziehn, und in ihm gleichsam den Resonanzboden finden, durch den sie selbst verstärkt und anhaltender gemacht werden, so muss es einen Grad der Nachgiebigkeit des Organismus geben, vermöge dessen der Mensch entweder mehr cholerisch, oder mehr phlegmatisch ist; wiederum so, dass er nicht beides zugleich sein, wohl aber zwischen beiden schwanken könne.

Hieraus ergeben sich nun auch die möglichen Mischungen der Temperamente, nach den Combinationen jener beiden Reihen. Das sanguinische Temperament ist entweder zugleich cholerisch oder phlegmatisch, und auch das melancholische kann cholerisch sein oder phlegmatisch. Denkbar ist, dass Je-

Digitized by Google

mand *weder* sanguinisch *noch* melancholisch sei, denn der Nullpunkt liegt zwischen beiden in der Mitte. Aber undenkbar ist, dass Jemand in Hinsicht des cholerischen und phlegmatischen indifferent sei; denn gar keine Erregbarkeit der Affecten wäre äusserstes Phlegma; der Nullpunkt liegt hier auf einem der Extreme. Die Mitte ist die *gewöhnliche* Erregbarkeit; ein arithmetisches Mittel, das man ungefähr aus den Erfahrungen herausfindet, so wie die mittlere Statur des menschlichen Leibes.

Anmerkung.[1] Man kann die Namen der Temperamente auch anders deuten; und wenn der Ausdruck: *cholerisches Temperament*, auf anhaltende Neigung zum Zorn soll bezogen werden, so passt das Vorstehende nicht. Da der Gegenstand nicht rein psychologisch ist, so mag hier eine physiologische Ansicht Platz finden. Von den drei Factoren des thierischen Lebens mag irgend einer durch einen verborgenen Fehler auf den Geist wirken. Ist die Irritabilität und Sensibilität unversehrt, und leidet die Vegetation nur in so fern, als sie ein stetes Unbehagen ins Gemeingefühl hineinbringt: dann mag eine cholerische Bitterkeit entstehn; dergleichen wirklich in seltenen traurigen Fällen schon an Kindern wahrzunehmen ist. Leidet die Irritabilität: so sieht man Gutmüthigkeit und vielleicht Talent, aber ohne hinreichend kräftiges äusseres Leben. Leidet die Sensibilität im allgemeinen: so scheint das von einigen sogenannte böotische oder Bauerntemperament hervorzugehn. Leidet nur die Sensibilität des Gehirns verhältnissmässig, oder deutlicher: überwiegt das Gangliensystem: so möchte dies den Sanguinicus ergeben. Sind Vegetation und Irritabilität zugleich schwach gegen die Sensibilität: so erblicken wir den Phlegmaticus. So angesehen sind alle merklich hervortretenden Temperamente fehlerhaft.

133. Wie der Organismus die Affecten durch einen Nachklang verstärkt, oder durch seine Unbeweglichkeit ihre Ausbrüche dämpft, eben so mischt er sich in allen Wechsel der Gefühle und der Gedanken, bald wie das Schwungrad, das die empfangene Bewegung verlängert, bald wie eine träge Last, die sie verzögert oder gar unmöglich macht. Wenigstens ist es eine bekannte Thatsache, dass der Menschen Wachen nicht immer, und nicht bloss, so viel ist, als ausgeschlafen haben.

---

[1] Diese Anmerkung ist Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

Jene enge Pupille, die wir oben im allgemeinen dem menschlichen Geiste beilegten (127), ist bei den Individuen enger oder weniger eng; und die Beweglichkeit der Vorstellungen, die im Bewusstsein kommen und gehen, ist bei ihnen kleiner oder grösser. Nehmen wir dazu noch die besondre Aufgelegtheit mancher Personen für diese oder jene Art des Denkens und Fühlens, so haben wir den Unterschied, dessen beide äusserste Enden man *Genie* und *Blödsinn* nennt. Der letztere wird zu den anomalischen Zuständen gerechnet, weil er sich oftmals mit ihnen vermischt und gleich ihnen den Menschen in der Gesellschaft unbrauchbar macht.

Anmerkung. Was mit Physiognomik und Kranioskopie zusammenhängt, das ist zu unsicher und zu unbestimmt, um bis jetzt in der Psychologie für etwas mehr als für eine Curiosität zu gelten. Manche seltsame Thatsache (gleichviel aus welchem Gebiete des Wissens) kann wahr sein; um aber wissenschaftlich wichtig zu werden, muss sie sich auf eine zuverlässige Weise mit dem, was sonst schon bekannt und geprüft ist, verknüpfen lassen; steht sie einsam, so bleibt sie unfruchtbar. Die Psychologie vollends durch Physiologie beherrschen wollen, heisst das Verhältniss beider Wissenschaften gerade umkehren; ein in neuern und ältern Zeiten häufig begangener Fehler. Im dritten Theile wird das wahre Verhältniss einigermaassen kenntlich gemacht werden.

134. Man kann die Frage aufwerfen, wie die Menschheit überhaupt angelegt sei? Es ist bekannt, dass längere Erfahrung und sorgfältiges Studium der menschlichen Gesinnungen sehr viel von der guten Meinung wegzunehmen pflegen, die etwan die Aussenseite einer gebildeten Gesellschaft bei dem Jünglinge erweckt, der noch nicht weiss, wieviel Schlechtes die Menschen in sich verstecken und heimlich ernähren. Allein diese Thatsache beweiset weniger gegen die Anlage der Menschheit von Natur, als gegen das grobe Verfahren, welches bisher noch durchgehends da angewendet wird, wo man Menschen bilden will. Indem dieses Verfahren (vorzüglich wegen der Unvollkommenheiten des Staats und der Kirche) vorschnell auf das äussere Benehmen der Menschen gewirkt hat (seit Jahrhunderten), ist ein Missverhältniss entstanden zwischen Scheinen und Sein, welches die alten und mittlern Zeiten schwerlich in dem Grade können gekannt haben, wie die unsrigen, da

Digitized by Google

es in jenen weit weniger von verpflanzter und nachgeahmter Cultur gab, als bei uns. — Uebrigens ist die Anlage der Menschheit etwas anderes, als die Anlage einzelner Menschen. Jene geht auf die gesellschaftliche Entwickelung im Ganzen; also ganz vorzüglich auf das Verhältniss zwischen den seltenen grossen Geistern, die in der Geschichte Epoche machen, und der Menge der gewöhnlichen Menschen, die nur Bildung empfangen und fortleiten können. Um hierüber aus Thatsachen mit einiger Sicherheit zu urtheilen, dazu ist unsre Menschengeschichte, die nur erst wenige Jahrtausende umfasst, noch viel zu kurz. Ungeachtet des alten Spruches: *nichts Neues unter der Sonne!* geschieht noch viel zu viel Neues, als dass man die irdische Bahn der Menschheit schon überschauen könnte.

135. Zwischen die Fragen nach der Anlage der Individuen und der Menschheit würde man die Betrachtung der *Menschenracen* in die Mitte stellen müssen, wenn die letztere in psychologischer Hinsicht etwas Sicheres ergäbe. Allein was hierüber etwa zu sagen wäre, verbindet sich besser mit dem nächstfolgenden Gegenstande.

DRITTES CAPITEL.

Von äusseren Einwirkungen.

136. Auf dem empirischen Standpuncte lässt sich nicht bestimmt entscheiden, was im Menschen angelegt, was von aussen gewirkt sei, und schon die Einleitung in die Metaphysik warnt uns, *beiden* Vorstellungsarten nicht viel zu trauen, indem sowohl der Begriff einer Mannigfaltigkeit von Anlagen in Einem, als der von Ursachen und Wirkungen jeder Art, zu denjenigen gehören, die nicht so, wie sie sich uns zuerst vermittelst der Erfahrung darbieten, können beibehalten werden.

Hier kann also nur das Auffallendste bemerkt werden, was wir am Menschen nach äussern Umständen verschieden finden.

137. Zuerst nun kommt in Anschlag der *Ort*, wo der Mensch lebt, mit allen den zahlreichen und weitgreifenden Einflüssen des Klima, der Beschaffenheit von Grund und Boden, der Lage und Nachbarschaft. Was hieher gehört, das pflegt in den historischen Vorträgen weitläuftig und in vielen Beispielen entwickelt zu werden.

Digitized by Google

138. Dann hat die *Nation*, zu welcher das Individuum gehört, nicht bloss ein vorherrschendes Temperament, sondern sie hat auch ihre Geschichte: und diese Geschichte findet der Einzelne bis auf einen gewissen Punct abgelaufen. Damit ist nun ein Grad der Cultur, ein nationales Gefühl und Gewissen verbunden, wovon der Einzelne in allen Puncten seiner Lebensbahn mächtig gelenkt, gehoben und niedergeschlagen wird.

139. Bei jeder Nation, die sich aus der Rohheit emporgewunden hat, giebt es Verschiedenheit der *Stände* (auf die Weiber nur verpflanzt, bei den Männern ursprünglich). Diese Verschiedenheit ist theils ein Werk der Gewalt und der Noth, theils eine Folge der natürlichen Anlagen, theils entspringt sie aus dem Bedürfniss, die Arbeit zu theilen. Nur in so fern kommt dem Einzelnen ein Stand zu, wiefern ihm eingeräumt wird, er habe die Zweckmässigkeit seines Thuns selbst zu beurtheilen. (Nicht in wiefern er für *eigne* Zwecke thätig ist, denn in dem Begriffe der Theilung der Arbeit liegt es schon, dass er für Alle, oder doch für Viele, wirkt.) Indem nun der Mensch sein ganzes Thun in Eine Zweckmässigkeit zu concentriren sucht, entsteht ein äusseres Gepräge und eine Ehre für jeden Stand, wobei nicht nur, wie zu geschehen pflegt, die Mittel selbst den Zweck um etwas verrücken und zum Theil vergessen machen, sondern auch die Gedanken und die Gesinnungen des Menschen richten sich nach seinem Thun; sie schwinden zusammen auf den Kreis ihrer Brauchbarkeit, und die Bestrebungen, welche übrig bleiben, scheiden sich in zwei Theile, in einen, der dem Stande ganz angehört, und einen andern, der trotz demselben Befriedigung sucht. Falls dieser Widerstreit bedeutend wird, so taugen der Mensch und sein Stand nicht für einander, und sie schaden sich gegenseitig. — Je weniger nun Jemand die Zweckmässigkeit seines Thuns selbst zu beurtheilen hat, das heisst, je mehr er der Angestellte eines Andern ist, desto weniger bekümmert er sich darum, und desto weniger Ehre giebt es für ihn; desto mehr Gewicht aber fällt nun auf jenen zweiten Theil der Bestrebungen, der sich trotz der beschränkten Stellung zu befriedigen sucht. Hiezu werden alle Gelegenheiten benutzt und die Künste der Falschheit aufgeboten, wenn nicht eine zugleich milde und strenge Behandlung von Seiten der Anstellenden dem Uebel vorbeugt. Den bessern Theil einer jeden Nation findet man in der Re-

Digitized by Google

gel unter denen, die einen Theil der allgemeinen Arbeit übernommen haben und ihn nach eigenem Urtheil besorgen.

140. Wie auf den erwachsenen Menschen sein Stand, so wirkt auf die Jugend die Familie, der Jemand angehört, und die Erziehung, die ihm zu Theil wird, nebst den Eindrücken der Beispiele und der ganzen Umgebung. Selten bildet sich einer im Widerstreite mit seiner Lage, niemals davon unabhängig.

141. Die Hauptfrage ist: wieviel, und welche *Freiheit* dem Menschen bleibe, in der Mitte aller äussern Einwirkungen?

Es ist leicht, das Vorstehende so auszuführen, dass, indem man sich dem Eindrucke der Thatsachen überlässt, die Ueberzeugung hervorgeht, der Mensch werde entweder alles, was er ist, durch das Aeussere, verbunden mit der natürlichen Anlage, die seinem Wollen vorhergeht, — oder es sei wenigstens der Kreis der Freiheit so klein, dass er für unbedeutend gelten müsse.

Kant räumte schon ein, das ganze zeitliche Dasein des Menschen stehe unter Gesetzen der Naturnothwendigkeit. Um die Freiheit zu retten, versetzte er sie in die intelligible Welt, als einen Glaubensartikel für den sittlichen Menschen.

Darf man sich erlauben, jemanden besser verstehen zu wollen, als er sich selbst verstand, so ist sehr leicht anzugeben, was Kant eigentlich wollte. Die Zurechnung sollte gesichert sein. Das ist sie ohne alle Freiheitslehre. Man sehe die Anmerkung zu **118**. Um also in praktischer Hinsicht das Wesentliche der kantischen Ansicht zu erreichen, braucht man keine Metaphysik, keine speculative Psychologie, und eben so wenig eine Vernunftkritik, sondern nur: auf der einen Seite, unbefangenen Blick für Thatsachen; auf der andern, eine richtige Vorstellungsart von der praktischen Philosophie.

Allein es ist sehr wichtig, hierüber hinauszugehn, um die Kraft näher kennen zu lernen, mit welcher der Mensch oftmals, und mit grossem Erfolge, an sich selbst, ja wider sich selbst arbeitet. Besonders wichtig ist dies in dem Alter, da man zwischen der eben geendigten Erziehung und dem bevorstehenden Eintritt in den künftigen Stand in der Mitte steht. Um diese Zeit kann die Selbstbestimmung grösser, wenigstens folgenreicher sein, als vorher und nachher. Im dritten Theile wird sich darüber einige Aufklärung finden.

Digitized by Google

VIERTES CAPITEL.

Von den anomalen Zuständen.

142. Am meisten niedergedrückt erblickt man den Menschen in seinen anomalen Zuständen; von denen der Traum auch dem Gesunden bekannt ist, der angeborne Blödsinn aber sich ohne bestimmte Grenze in Einfalt und Mittelmässigkeit der Anlage verliert. Auch in den andern Arten der Geisteszerrüttung findet sich manche, eben so auffallende als traurige Aehnlichkeit mit Irrthümern, Affecten und Leidenschaften, so dass es schwer wird, den gesunden Menschen dem geisteskranken scharf entgegenzusetzen.

143. In allen Fällen, wo ein empirisches Mannigfaltiges sich nicht leicht mit Genauigkeit sondern lässt, fängt man am sichersten mit den offenbarsten Verschiedenheiten, mit den Extremen an, und vergleicht hintennach mit ihnen das Zwischenliegende. Aus diesem Grunde beginnen wir hier mit den eigentlichen Geisteszerrüttungen, und erwähnen erst später der ihnen ähnlichen Krankheitszustände, nebst den Erscheinungen, die sich dem Schlafe zugesellen.

Der Geisteszerrüttungen, die im Wachen und bei (wenigstens scheinbarer) körperlicher Gesundheit sich zeigen, zählt man vier Klassen (nach *Reil* und *Pinel*, welcher letztere mit einiger[1] Verschiedenheit noch eine fünfte angenommen hatte): den *Wahnsinn*, die *Wuth*, die *Narrheit* und den *Blödsinn*.

144. Der Wahnsinn hängt an einer sogenannten *fixen* Idee, einer falschen Vorstellung, die einen Theil des Gedankenkreises nach sich bestimmt, während übrigens das Denken im gehörigen Gange bleibt, auch von jener Vorstellung an consequent fortläuft. Es versteht sich dabei von selbst, dass die falsche Vorstellung wirklich täuschen müsse, und nicht für einen Wahn erkannt werde; desgleichen, dass sie einen grundlosen Irrthum enthalte, aus welchem man den nicht Zerrütteten mit Rücksicht auf die Kenntnisse, die er besitzt, unfehlbar würde ziehen können.

Soll die Annahme der Seelenvermögen hiebei zugezogen werden, so ist der Sitz des Wahnsinns eine kranke Einbildungskraft, die in den meisten Fällen durch einen schädlichen

[1] 1 Ausg.: „unbedeutender".

Digitized by Google

Einfluss des Begehrungsvermögens, zuweilen von Seiten des Verstandes oder der Vernunft, manchmal wohl auch bloss durch körperliche Ursachen, eine Verletzung erlitten hat. Mit der Krankheit der Einbildungskraft verbindet sich dann noch eine Schwäche der Urtheilskraft und des Schlussvermögens, indem die offenbarsten Widerlegungen des Wahns von dem Kranken nicht verstanden werden. Die Krankheit wirkt weiter auf die Affecten, Begierden, Meinungen u. s. w.

Aber dieselbe kranke Einbildungskraft zeigt sich zuweilen sehr gesund, ja oftmals in einer genialisch erhöheten Thätigkeit, in allem, was mit der fixen Idee nicht zusammenhängt. Eben so beweisen die übrigen Seelenvermögen oft recht klar, dass sie nicht schwach, sondern zur regelmässigen Thätigkeit wohl aufgelegt sind.

Die Verwunderung hierüber verschwindet, wenn man die Hypothese von den Seelenvermögen bei Seite setzt.

Uebrigens werden folgende Arten des Wahnsinns bemerkt: eingebildete Verwandlungen des Leibes oder der Person; eingebildete Wirkungen des Teufels u. dgl.; eingebildete Inspiration, überhaupt religiöse Schwärmerei; Sucht, durch Aufopferungen sich bekannt zu machen; fixirte Vorwürfe, mit denen der Mensch sich quält; verliebter Wahnsinn; Lebensüberdruss; Todesfurcht; Furcht vor Armuth und Hunger; dumpfer, und endlich rastloser Wahnsinn.[1] Die Erklärung aller dieser Erscheinungen ist nicht weit zu suchen. Zuvörderst: die Geisteszerrüttung ist niemals *rein* geistig; denn in dem psychischen Mechanismus findet sich kein Grund zum *starren* Widerstande gegen klare Erfahrung. Ferner: in aller Geisteszerrüttung ist ein Affect unverkennbar. Dieser nun ist erstarrt im Nervensystem. Daher kann die Vorstellungsmasse, worin der Affect seinen Sitz hat, nicht zu solcher Veränderung übergehn, welche den Leib auf entgegengesetzte Weise afficiren müsste. Aus zahllosen Geschichten, welche als sehr merkwürdig verkündigt werden, lernt der Psychologe wenig oder gar nichts Neues, sobald er einmal den psychischen Mechanismus und dessen mögliche Hemmungen erkannt hat.

145. Die Wuth, oder Tobsucht, eigentliche Raserei, besteht in einem Drange zu körperlichen Handlungen, ohne

---

[1] Das Folgende bis zum Schluss des §. 144 ist Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

Zweck, auch wohl wider Willen. Sehr gewöhnlich ist es ein Drang zu *zerstörenden* Handlungen, mit äusserster und gefährlicher Heftigkeit. Dass hiebei körperliche Krankheit zum Grunde liegt, ist klar genug, denn im Geistigen findet sich kein Princip der Einheit für diese Zustände.

Gleichwohl kommt das Handeln *mit Willen und zugleich wider Willen* auch als rein psychologisches Phänomen bei Gesunden vor.* Daher darf man die Handlungen der Rasenden noch lange nicht für *bloss* automatisch halten, wenn sie schon denselben widerstreben. Die Schwierigkeit liegt auch hier bloss in der falschen Ansicht von dem Willen, als einem Seelenvermögen, welches sich selbst zu widerstreiten scheint, indem es *dasselbe will* und zugleich *nicht will*.

Anmerkung.[1] Die sonderbare Frage: ob es Tobsucht ohne Wahn geben könne? sollte wohl schon durch die Erscheinungen an der Wasserscheu beantwortet sein. Gewiss kann die vom Unterleibe ausgehende stürmische Erregung des Gefässsystems einen Drang zu wüthenden Handlungen hervorrufen, ohne das Gehirn gleichmässig zu verletzen; eben so gut als in der Cholera das Blut durch Nerveneinfluss stockt und fast erstarrt, während die Besinnung des Sterbenden wenig getrübt ist. Schon die Affecten veranlassten uns oben, der partiellen Wirkung gewisser Gemüthszustände auf bestimmte Organe zu gedenken; dasselbe gilt auch umgekehrt. Und die Frage ist hier nicht nach dem möglichen Widerstande des Willens, sondern nach dem Angriffe auf den Geist, der vom Körper ausgeht.

146. In der *Narrheit* hört der Zusammenhang der Vorstellungen auf, während dieselben ohne alle Regel bunt durch einander laufen. Auch hier fehlt im Geistigen jedes Princip der Einheit: der Grund der Abwechselung der Vorstellungen kann nicht mehr psychologisch, er muss physiologisch sein.

Nach der Hypothese von den Seelenvermögen wäre hier der Hauptsitz des Uebels im Verstande; und wirklich haben die Narren Aehnlichkeit mit unverständigen Kindern. Allein auch die *Gesetzlosigkeit* der übrigen Seelenvermögen in der Narrheit würde längst aufgefallen sein, wenn man jemals an

* Vergleiche die Abhandlung von *Chrstn. Jak. Kraus*: *de paradoxo, edi interdum ab homine actiones voluntarias, ipso non solum invito, verum adeo reluctante;* in dessen nachgelassenen philosophischen Schriften [S. 489].

[1] Diese Anmerkung ist Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

eine genaue *Gesetzmässigkeit* jener Vermögen zu denken gewagt hätte.[1] Das Wesentliche ist hier, dass jede längere Vorstellungsreihe am Ablaufen gehindert wird, weil das Nervensystem sich der Art von Spannung widersetzt, in welche es dadurch gerathen würde. Dass eine solche Krankheit allgemeiner und weit gewisser unheilbar ist, als die Erstarrung eines einzelnen Affects im Wahnsinn, liegt deutlich vor Augen. — Die psychische Cur des eigentlichen Wahnsinns ist wesentlich Schonung und Verhütung, dass der Affect nicht tobe und der Wahn nicht um sich greifend eine vermehrte Gewalt erlange. Die eigentliche Heilung ist leiblich, wenn auch oft blosse Naturheilung. Züchtigungen können pädagogisch Etwas wirken; auch die Zurechnung ist in vielen Fällen nicht ganz aufgehoben, besonders bei Handlungen, die nicht unmittelbar aus dem Wahn folgen; vermindert ist jedoch die Zurechnung schon bei unglücklichen Verstimmungen, die noch keinen eigentlich vesten Wahn in sich tragen. Unendlich wichtiger als alle Irrenhäuser und psychischen Curen wäre Verhütung derjenigen Schwärmereien, die zum Wahn führen können.

147. Der *Blödsinn*, der allein unter allen Geisteszerrüttungen *angeboren* vorkommt, und den wir schon oben dem Genie als das andre Extrem entgegengesetzt haben, ist allgemeine Schwäche des Geistes, ohne dass hiebei ein Seelenvermögen vor dem andern dürfte genannt werden. Er ist nicht sowohl nach verschiedenartigen Merkmalen, als nach Graden verschieden, und kann so weit gehn, dass der Mensch fast nur noch einer Pflanze gleicht, als solche aber wächst und gesund ist.

148. Die angegebenen Klassen der Geisteszerrüttungen dienen nun nicht sowohl zur unmittelbaren Eintheilung der wirklichen Fälle (welche meistens etwas Mittleres und Zusammengesetztes darstellen), als vielmehr zur Bestimmung der einfachen Merkmale, unter welche die vorkommenden Geisteskrankheiten zu subsumiren sind. Wahnsinn und Narrheit, Tobsucht und Blödsinn, sind Extreme, zwischen denen die Mittelzustände liegen. Wahnsinn kann sich verbinden mit Tobsucht, und mit den geringeren Graden des Blödsinns; Narrheit eben so. Es ist demnach hier einigermaassen eine ähnliche Zusammenstellung der Begriffe, wie bei den Temperamenten.

---

[1] Das Folgende bis zum Schluss des §. 146 ist Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

149. Analog den Geisteszerrüttungen sind nun die allermeisten andern anomalen Zustände. Der Traum gleicht dem Wahnsinn, besonders durch die Einbildung anhaltender Verlegenheit, in der man nicht von der Stelle komme; die Raserei im Fieber erscheint als Tobsucht; Schwindel, Ohnmacht und was dem nahe kommt, ist ähnlich dem Blödsinn; der Rausch macht den Menschen schweben zwischen Narrheit und Tobsucht. Es ist jedoch offenbar, dass man diese Vergleichung nicht zu weit ausdehnen darf. So ist der Wahn des Traums weit mannigfaltiger und veränderlicher, als bei der entsprechenden Geisteszerrüttung. Eine gewisse Art der Einheit besitzen gleichwohl die Träume, nämlich *Einheit des Gefühls.* Einem Traume von Dieben in der Nacht, wobei die Scene sich plötzlich in einen Saal verwandelt, der von der Sonne erleuchtet und von vielen Fremden angefüllt ist, welche zur Erlangung einer hohen Würde Glück wünschen: einem solchen Traume sieht man es an, dass er nicht wirklich geträumt, sondern als psychologisches Beispiel ersonnen ist (vergl. *Maass* über die Leidenschaften, im 1. Th., S. 171). Dergleichen Sprünge aus einem peinlichen in einen sehr erwünschten Zustand werden höchstens dann vorkommen, wann die körperliche Disposition während des Traums sich plötzlich ändert.

Zu den merkwürdigsten Eigenheiten des Traums und der verwandten Zustände gehören die Theilungen des Selbstbewusstseins. Der Träumende schreibt oftmals Andern seine eigenen Gedanken zu, manchmal sich schämend, dass er dies nicht selbst gewusst oder eingesehen habe. Bei abwechselnden Zuständen des Traums und Wachens, der Paroxysmen und der Intervalle, giebt es häufig eine doppelte Persönlichkeit, ohne diejenige Erinnerung aus *einem* Zustande in den andern, die wir wachend vom Traume zu haben pflegen. Es giebt Beispiele eines heftigen Schrecks, nach welchem Personen sich fragten, *wer bin ich?* und durch einen Zufall wieder an den eigenen Namen, Stand, Beruf u. s. w. mussten erinnert werden.

Der Vergleichung mit den Grundformen der Geisteszerrüttungen scheinen sich unter den anomalen Zuständen allein die, noch zu wenig aufgeklärten, Thatsachen des sogenannten animalischen Magnetismus zu entziehen. Dieselben deuten auf eine veränderte Verbindung zwischen Leib und Seele, deren

Digitized by Google

vorige Beschaffenheit jedoch sehr schnell wieder hergestellt werden kann (vergl. unten 163).

Schlussbemerkung.

Kehrt man von den Geisteszerrüttungen wieder zurück zu den gewöhnlichen psychologischen Erscheinungen, so erinnert der Wahnsinn an die Leidenschaften, die Tobsucht an die Affecten, die Narrheit an die Zerstreutheit, und der Blödsinn an die Trägheit und Faulheit (letzterer zwar auch an die Dummheit; allein diese ist selbst ein geringerer Grad des Blödsinns.) Leidenschaften, Affecten, Zerstreutheit und Trägheit sind auch kranke Zustände des Geistes, nur minder hartnäckig, als jene Zerrüttungen desselben.

Das Gegentheil von dem Allen wird die *Gesundheit* des Geistes sein. Demnach ist sie

als Gegentheil des Wahnsinns und der Leidenschaften: — gegenseitige Bestimmbarkeit aller Vorstellungen und Begehrungen durch einander (oder Freiheit von fixen Ideen und Begierden);

als Gegentheil der Tobsucht und Affecten: — Ruhe und Gleichmuth;

als Gegentheil der Narrheit und Zerstreutheit: — Verknüpfung und Sammlung der Gedanken;

als Gegentheil des Blödsinns und der Trägheit: — Reizbarkeit und Munterkeit.

Man pflegt aber die Gesundheit des Geistes nicht in allen Seelenvermögen gleichmässig zu suchen; sondern vorzugsweise sind dem gemeinen Sprachgebrauche bekannt: der gesunde Verstand, die gesunde Urtheilskraft, und die gesunde Vernunft. Was nun Vernunft, Verstand und Urtheilskraft eigentlich seien, das wird sich durch Vergleichung mit den eben angegebenen Merkmalen der geistigen Gesundheit etwas näher erkennen lassen. Das Weitere hievon im dritten Theile.

Die Vergleichung zwischen dem Wahnsinne und den Leidenschaften lässt sich noch etwas weiter führen. Am meisten ähnlich sind den fixen Ideen des ersteren die *objectiven* Leidenschaften, oder diejenigen, welche auf bestimmte Gegenstände des Begehrens sich richten. Wie man diese (mit *Maass*) eintheilen kann in solche, die auf die eigene Person, die auf andre

Digitized by Google

Menschen, die auf Sachen gehn: so auch findet man den Wahnsinn verschieden in Ansehung der Objecte. Dem *Stolze* entsprechen die eingebildeten Verwandlungen in Fürsten und Könige, oder gar in Personen der Gottheit; der *Selbstsucht* schliesst sich an die Furcht vor dem Tode, und vor eingebildeten Widersachern und Verfolgern; die *Freiheitssucht* erinnert an die Unbändigkeit der meisten Wahnsinnigen und an die Nothwendigkeit, sie mit Zwang und Auctorität zu regieren. *Liebe, Hass, Eifersucht* gehn häufig in Wahnsinn über. *Ehrsucht*, die den Verstand verliert, sucht sich durch Aufopferungen von seltsamer Art bekannt zu machen; und die *Herrschsucht* erbaut sich oft genug ihren Thron im Irrenhause; die *Genusssucht* wird zuweilen eines seligen Unsinns theilhaftig, der mit dem Himmel zu verkehren glaubt; der *Geiz* dagegen verliert sich in thörichte Angst vor Armuth und Hunger.

Was die *subjectiven* Leidenschaften anlangt, — *Lustsucht, Unlustscheu* und *Leerheitsscheu*, nach *Maass*, — so führen schon die neuen Namen auf die Bemerkung, dass der gewöhnliche Sprachgebrauch, der dafür keine Worte darbot, auch die Sachen nicht eigentlich durch den Ausdruck *Leidenschaft* zu bezeichnen pflegt. Wo kein bestimmtes Object, da ist auch keine bestimmte Richtung, sondern ein schwankender Gemüthszustand, der mit sich selbst nicht recht einig und eben darum *schwach* ist, so dass, wenn die Vernunft ihn nicht bezwingen kann, dies nicht sowohl von dem Widerstande herrührt, den sie findet, als von der Unfähigkeit, auf ihr Geheiss einen vesten Entschluss zu fassen. Dem gemäss scheint es, man dürfe die vorgenannten Zustände nicht unter die Leidenschaften rechnen. Allein die Begriffe der empirischen Psychologie sind zu schwankend, als dass man auf solchen Bemerkungen recht vest bestehn könnte. Keine Leidenschaft ist eine reine Kraft und Stärke; jede führt ihre Schwäche, ihr Elend, ihre jämmerlich hülflosen Zustände mit sich. Und auf der andern Seite ist nicht zu leugnen, dass auch die Lustsucht, selbst die allgemeine, die mit den Gegenständen häufig wechselt, — und eben so die Scheu vor Unlust und vor dem Gefühle der Leerheit, — oftmals durch ihre anhaltende Stärke nur gar zu gut die Stelle einer objectiven Leidenschaft vertreten kann. Mannigfaltige Regungen des Begehrens nach dieser und jener Lust, oder des Abscheus gegen dieses oder jenes Unbehagen, sind einer Verbindung, und

Digitized by Google

gleichsam einer Verdichtung fähig; wobei sie sich in eine zusammengesetzte Kraft verwandeln, die den Menschen in einer mittleren Richtung forttreibt.

Fragt man nun auch hier nach analogen Arten des Wahnsinns: so bemerkt man zuvörderst gleich, dass alle Lüste sich frei und frech zu äussern pflegen, nachdem mit dem Verstande die Scham entwichen ist. Merkwürdig ist ausserdem der dumpfe Wahnsinn, der, falls er nicht etwa Blödsinn wäre, sich wohl nur als eine Scheu vor unbehaglichen Gefühlen bei jeder Bewegung denken lässt; also als eine höchst allgemeine Unlustscheu. Deutlicher entspricht der Leerheitsscheu der rastlose Wahnsinn, desgleichen der Lebensüberdruss, der zum Selbstmorde führt.

Wie wir nun bisher zu den Leidenschaften die ähnlichen Arten des Wahnsinns suchten (indem wir der Eintheilung der Leidenschaften von *Maass* nachgingen), so muss es auch rückwärts gestattet sein, zu den Arten des Wahnsinns die zugehörigen Arten der Leidenschaften zu erforschen. Welche von beiden auch in einer vollständigen Tabelle erschöpfend dargestellt sein möchten, dieselben würden ohne Zweifel die vollzähliche Eintheilung der andern ergeben. Aber ein überzähliges Glied in dem einen Register wird allemal einen Mangel in dem andern andeuten.

Nun finden wir unter den Arten des Wahnsinns die eingebildeten Vorwürfe, welche der Mensch sich selbst macht, die vermeintlichen Eingebungen des Teufels, die Verzweiflung an der Gnade Gottes u. dgl. m. Was entspricht diesen Geistesverirrungen in der Reihe der Leidenschaften? Sehr offenbar ein moralischer und religiöser Enthusiasmus, der in Selbstquälerei übergeht. Und dies erinnert weiter an die politischen und gelehrten Leidenschaften, an alle Arten des Fanatismus. Die wahre Natur *dieser* Leidenschaften musste (nicht bloss Hrn. *Maass*, sondern) der bisherigen Psychologie entgehn, sobald man die Behauptung consequent durchführen wollte, dass die Leidenschaften *zur Sinnlichkeit* gehörten *und deshalb von der Vernunft völlig zu scheiden seien.** Man schreibt die Erzeu-

* Man vergleiche die Vorrede zum zweiten Theile des Werks von *Maass* über die Leidenschaften; wo eine Streitfrage vorkommt, die beide Partheien auf die Verkehrtheit der Lehre von den Seelenvermögen hinweisen konnte.

Digitized by Google

gung moralischer und religiöser Vorstellungen der Vernunft zu; eben diese Vorstellungen und die sämmtlichen ihnen verwandten wissenschaftlichen Gedanken und Lehren können Gegenstände eines leidenschaftlichen Strebens werden. Nichts ist so heilig, dass es nicht ein menschliches Gemüth auf eine heillose Weise sollte erhitzen können. Wie Hunger und Durst, diese niedrigsten Bedürfnisse, den Unglücklichen in einen Dieb, einen Räuber und Mörder verwandeln, so kann auch der Durst des Wissens, so können höhere Bestrebungen jeder Art zu Schandthaten verleiten. Ja, die Vernunft (wenn anders ein solches Seelenvermögen wirklich existirt) tritt mit der leidenschaftlichen Sinnlichkeit nicht selten in eine friedliche Gemeinschaft. Dies sieht man am klärsten bei dem Begriff des *Rechts*, den die Menschen sehr gewöhnlich nur in einer beschränkten Sphäre gelten lassen, indem sie jenseits derselben sich jede Befriedigung ihrer Begierden erlauben. Der Räuberhauptmann verwaltet das Recht in seiner Bande. Der Grundsatz: *haereticis non est servanda fides*, galt einst in der allein selig machenden Kirche. Aehnlicher Beispiele findet sich im gemeinen Leben eine Menge, wo Menschen nur gegen diejenigen gerecht zu handeln nöthig finden, die sie für *ihres Gleichen* halten, alle andern aber als Fremde, als *hostes* betrachten. Wird man nun im Ernste annehmen, die Vernunft habe hier, sich selbst verleugnend, einen für sie schimpflichen Vergleich mit der Sinnlichkeit abgeschlossen, der sie das ganze Fremdengebiet Preis gebe?

Alle diese und noch viele andere Schwierigkeiten verschwinden sogleich, sobald man einsieht, wie die Vorstellungen dazu kommen, sich bald als Leidenschaft, bald als Vernunft zu äussern; während sie an sich weder das eine, noch das andere sind, auch nichts dem Aehnliches (also auch keine Idee des Rechts, noch irgend eine andere Idee oder Kategorie,) als präformirten Keim enthalten.

Digitized by Google

DRITTER THEIL.

RATIONALE PSYCHOLOGIE.[1]

ERSTER ABSCHNITT.

LEHRSÄTZE AUS DER METAPHYSIK UND NATURPHILOSOPHIE.[2]

ERSTES CAPITEL.

Von der Seele und der Materie.

150.[3] Zuerst muss der, von einigen neuern Systemen mit Unrecht verdächtig gemachte Begriff der *Seele* zurückgerufen werden; jedoch unter früherhin unbekannten Bestimmungen.

Die Seele ist ein einfaches Wesen: nicht bloss ohne Theile, sondern auch ohne irgend eine Vielheit in ihrer Qualität.

Sie ist demnach *nicht irgendwo.* Dennoch muss sie in dem Denken, worin sie mit andern Wesen zusammengefasst wird, in den *Raum*, und zwar für jeden Zeitpunct an einen bestimm-

---

[1] Die entsprechende Ueberschrift lautete in d. 1 Ausg.: „Erklärung der psychologischen Erscheinungen, abgeleitet aus der Hypothese von den Vorstellungen als Kräften."

[2] Die entsprechende Ueberschrift lautete in der 1 Ausg.: „Vorbereitende Lehnsätze aus der Metaphysik."

[3] Dieses Capitel beginnt in d. 1 Ausg. mit folgenden Sätzen: „Es wäre allenfalls erlaubt, die Lehre von den Vorstellungen als Kräften, als eine ganz nackte Hypothese, unbegleitet von metaphysischen Sätzen, hinzustellen und zu versuchen, wie weit die Erklärungen aus derselben reichen möchten. Sie würde aber den Missverständnissen und dem Andrange vieler gewohnten Irrthümer zu sehr ausgesetzt sein. Daher dieser erste, vorbereitende Abschnitt, von welchem man, wenn daran gelegen ist, versuchen mag zu abstrahiren.

Zuerst muss der" u. s. w.

Digitized by Google

ten Ort gesetzt werden. Dieser Ort ist das Einfache im Raume, oder das Nichts im Raume, ein mathematischer Punct.

Anmerkung. Für gewisse naturphilosophische, also auch für physiologische, aber nicht psychologische, Lehren giebt es nothwendige Fictionen im Wege eines gesetzmässigen Denkens, wo das Einfache betrachtet wird, als liessen sich in ihm Theile unterscheiden.[1] Dergleichen Fictionen müssen auch auf die Seele, in Hinsicht ihrer Verbindung mit dem Leibe, bezogen werden, ohne dass darum der Seele selbst irgend eine wahrhafte räumliche Beschaffenheit zugeschrieben würde. (Einigermaassen ähnlich sind die Fictionen der Geometer, wenn sie das Krumme als aus geraden Theilchen bestehend betrachten.)

151. Die Seele ist ferner nicht *irgendwann.* Dennoch muss sie in dem Denken, worin sie mit andern Wesen zusammengefasst wird, in die *Zeit,* und zwar in die ganze Ewigkeit gesetzt werden, ohne doch dass diese Ewigkeit, und überhaupt die zeitliche Dauer, ein reales Prädicat der Seele abgäbe (Lehrbuch zur Einleit. in die Philosophie §. 115). [§. 137 der 4. Ausg.]

152. Die Seele hat *gar keine Anlagen und Vermögen,* weder etwas zu *empfangen,* noch zu *produciren.*

Sie ist demnach keine *tabula rasa* in *dem* Sinne, als ob darauf fremde Eindrücke gemacht werden könnten; auch keine, in ursprünglicher Selbstthätigkeit begriffene, Substanz in Leibnitz's Sinne. Sie hat ursprünglich weder Vorstellungen, noch Gefühle, noch Begierden; sie weiss nichts von sich selbst und nichts von andern Dingen; es liegen auch in ihr keine Formen des Anschauens und Denkens, keine Gesetze des Wollens und Handelns; auch keinerlei, wie immer entfernte, Vorbereitungen zu dem allen.

153. Das einfache *Was* der Seele ist völlig unbekannt, und bleibt es auf immer; es ist kein Gegenstand der speculativen so wenig, als der empirischen Psychologie.

154. Zwischen mehrern, unter sich ungleichartigen, einfachen Wesen giebt es ein Verhältniss, das man mit Hülfe eines Gleichnisses aus der Körperwelt als *Druck* und *Gegen-*

---

[1] Die 1 Ausg. verweist hier auf die Abhandl. *de attractione elementorum* §. 32 u. flgg.

Digitized by Google

druck bezeichnen kann. Wie nämlich der Druck eine aufgehaltene Bewegung ist, so besteht jenes Verhältniss darin, dass in der einfachen Qualität jedes Wesens etwas geändert werden *würde* durch das andre, *wenn* nicht ein jedes widerstände und gegen die Störung sich selbst in seiner Qualität erhielte. Dergleichen Selbsterhaltungen sind das Einzige, was in der Natur wahrhaft *geschieht;* und dies ist die Verbindung des Geschehens mit dem Sein.

155. Die Selbsterhaltungen der Seele sind (zum Theil wenigstens und so weit wir sie kennen) *Vorstellungen,* und zwar *einfache Vorstellungen,* weil der Act der Selbsterhaltung einfach ist, wie das Wesen, das *sich* erhält. Damit besteht aber eine unendliche Mannigfaltigkeit von mehrern solchen Acten; sie sind nämlich verschieden, je nachdem die Störungen es sind. Dem gemäss hat die Mannigfaltigkeit der Vorstellungen und eine unendlich vielfältige Zusammensetzung derselben gar keine Schwierigkeit.

Von Gefühlen aber und Begierden ist hier noch keine Rede. Diese scheinen zusammengesetzt aus etwas Objectivem und aus einem Vorziehn und Verwerfen, welches weiterhin wird erklärt werden.

Eben so wenig ist hier schon die Rede vom Selbstbewusstsein, oder von irgend etwas, das zum innern Sinne möchte gerechnet werden.

156. Der Gegensatz zwischen *Seele* und *Materie* ist nicht ein solcher in dem Was der Wesen, sondern es ist ein Gegensatz in der Art unsrer Auffassung. Die Materie, als ein räumliches Reales, mit räumlichen Kräften, vorgestellt, wie wir sie zu denken pflegen, gehört weder in das Reich des Sein, noch in das des wirklichen Geschehens, sondern sie ist eine blosse Erscheinung. Eben dieselbe Materie aber ist real, als eine Summe einfacher Wesen; *und in diesen Wesen geschieht wirklich etwas, welches die Erscheinung einer räumlichen Existenz zur Folge hat.*

Die Erklärung der Materie beruhet ganz und gar darauf, dass man zeige, wie den innern Zuständen der Wesen (den Selbsterhaltungen) gewisse Raumbestimmungen, als nothwendige Auffassungsweisen für den Zuschauer, zugehören; die, eben weil sie nichts Reales sind, sich nach jenen innern Zuständen richten müssen, so dass ein Schein von Attraction und

Digitized by Google

Repulsion entspringe. Das Gleichgewicht der beiden letzteren bestimmt der Materie ihren Grad von Dichtigkeit, desgleichen ihre Elasticität, ihre Krystallform bei freier Verdichtung, mit einem Worte ihre wesentlichen Eigenschaften, die solchergestalt ursprünglich in den Qualitäten der einfachen Wesen begründet sind.

Den Raum erfüllt die Materie niemals als ein geometrisches Continuum (dergleichen aus einfachen Theilen nicht kann zusammengesetzt werden), sondern mit *unvollkommner* gegenseitiger Durchdringung ihrer benachbarten *einfachen* Theile. (Wegen des Widerspruchs hierin vergleiche man die Anmerkung zu 150.)

Undurchdringlich ist jede Materie nur für diejenigen Wesen, welche das in ihr vorhandene Gleichgewicht der Attraction und Repulsion nicht abzuändern vermögen. Durchdringlich ist eine jede für ihre Auflösungsmittel.

Anmerkung. Wegen der vorstehenden und nachfolgenden Sätze muss auf des Verfassers Metaphysik verwiesen werden, mit welcher die Naturphilosophie verbunden ist.[1]

ZWEITES CAPITEL.

Von den Lebenskräften.

157. Lebenskräfte (man nennt sie am besten im *plurali*, weil sie einzeln weder entstehn noch wirken können) sind nichts Ursprüngliches, und es giebt nichts ihnen Aehnliches in dem Was der Wesen.

Nur ein System von Selbsterhaltungen in Einem und demselben Wesen vermag sie zu erzeugen; und sie sind anzusehn als die *innere* Bildung der einfachen Wesen. Gewöhnlich entstehn sie in den Elementen *organischer Körper*, deren Einrichtung zur Hervorrufung der Systeme von Selbsterhaltungen in den einzelnen Elementen geschickt ist. Dies zeigt sich in der Assimilation der Nahrungsmittel.

158. Einmal erworben, bleibt einem jeden Elemente seine

[1] Diese Anmerkung lautete in der 1 Ausg.: „Ueber diese Sätze sind ausser dem Lehrbuche zur Einleitung in die Philosophie, noch des Verfassers Hauptpuncte der Metaphysik, und insbesondere die Abhandlung *de attractione elementorum* (nicht stellenweise, sondern ganz) nachzulesen."

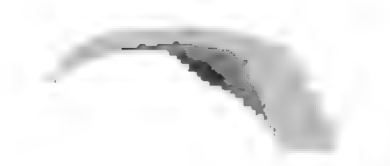
Lebenskraft; auch wenn es sich trennt von dem organischen Körper, dem es angehörte. Dies zeigt sich in der Ernährung der höhern Organismen durch die niedern, und der Vegetabilien durch verwesete Theile anderer organischer Körper.

Anmerkung. Eben dahin gehört alle *Zeugung*, ohne Ausnahme; auch die einiger *niedern* Organismen aus *anscheinend roher Materie,* d. h. aus solcher Materie, die keinen organischen *Bau* (ein räumliches Prädicat) besitzt, woraus der Mangel an Lebenskraft keineswegs kann geschlossen werden. — Hierin aber eine *ursprüngliche* Lebenskraft sehen zu wollen, ist eine höchst unüberlegte Erschleichung. In unserm Erfahrungskreise kommt gar keine Materie vor, von der wir mit Sicherheit behaupten könnten, sie sei roh. Die ganze Atmosphäre ist voll von Elementen, die in irgend einem organischen Körper schon Lebenskraft gewonnen haben; und die Menge solcher Elemente vermehrt sich in der Natur unaufhörlich. Ja, wir wissen nicht, ob dergleichen nicht unter den Weltkörpern gegenseitig ausgetauscht wird.

159. Alle menschliche Forschung muss in der Zurückführung der Lebenskräfte auf die *Vorsehung, nach deren Zweckbegriffen sie entstanden sind,* ihren Ruhepunct anerkennen. Weiter reicht keine Metaphysik und keine Erfahrung; aber jeder Meinung, als ob durch einen Naturprocess niedere Organismen aus roher Materie, und höhere aus niedern entstanden wären, kann man eine Widerlegung entgegensetzen.

160. Die Psychologie zeigt uns an dem Beispiel der Seele eine ganz vorzügliche innere Bildung eines einfachen Wesens. Nach diesem Typus muss man sich die *eines jeden* andern, auch unter den *nicht* vorstellenden Wesen, denken, und damit die obige Bemerkung verbinden, dass, wo mehrere Wesen zusammen ein materielles Ganzes ausmachen, sich überall der innere Zustand derselben einen ihm angemessenen äussern, eine räumliche Lage, bestimmt. Darum erscheinen die Lebenskräfte gewöhnlich als *bewegende Kräfte;* aber eben darum sind sie in ihren Bewegungen gar nicht durch chemische oder mechanische Gesetze zu verstehen. (Bei den letztern nämlich kommt keine innere Bildung in Betracht.)

Hiemit ist zugleich das Verhältniss der Psychologie und Physiologie angegeben. Jene ist die erste, die vorangehende,



Digitized by Google

diese, falls sie nicht blosse Erfahrungswissenschaft sein will,[1] die zweite; denn sie muss aus jener den Begriff der innern Bildung erst verstehen lernen. Es giebt keine Realdefinition des Lebens, ausser mit Hülfe der Psychologie.

Anmerkung. Ueber die Schwierigkeit, das Leben zu definiren, kann man unter andern *Treviranus* Biologie (I Bd. S. 16) vergleichen. Der fasslichste empirische Charakter ist wohl immer die Assimilation, deren deshalb oben zuerst gedacht wurde. Fände sich ein Organismus ohne diese Eigenheit, so dürfte man zweifeln, ob er für *lebend* zu halten sei; gesetzt auch, er wäre *beseelt* (ein Fall, der sich im allgemeinen Begriffe sehr wohl denken lässt.)

161. Nach dem Obigen versteht es sich von selbst, dass die Lebenskräfte sehr verschieden sein können, sowohl nach Beschaffenheiten als Graden. Denn ein System von Selbsterhaltungen wird in verschiedenen Wesen verschieden, es kann in gleichartigen nach Verschiedenheit der Störungen abgeändert ausfallen; es können endlich der dazu gehörigen Selbsterhaltungen mehrere oder wenigere sein.

Hieraus erklärt sich die Verschiedenheit dessen, was aus einerlei Nahrungsmitteln bereitet wird. Die Elemente, woraus das Herz und woraus die Nerven bestehen, sind, chemisch betrachtet, gewiss nicht so weit verschieden, als durch ihre innere Bildung.

Das Causalverhältniss zwischen den verschiedenartigen Theilen eines und desselben lebenden Körpers, desgleichen das zwischen diesem Körper und der Aussenwelt, macht im allgemeinen gar keine Schwierigkeit. Alle Causalität, und insbesondre alle Cohäsion der Materie beruht auf der Ungleichartigkeit der Elemente. Daher kann z. B. auch die Wirkung der Nerven auf die Muskeln keine besondre Verwunderung erregen; vielweniger darf sie Hypothesen von electrischen Strömungen, von Polaritäten u. dgl. veranlassen, welches leere Einfälle sind; die den neuesten Liebhabereien der Physiker das Dasein verdanken. Es könnte etwas Wahres daran sein, und doch blieben die wichtigsten Fragepuncte unbeantwortet; und am Ende wäre ein Räthsel an die Stelle des andern gesetzt.

[1] „Falls sie ... sein will." Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

DRITTES CAPITEL.

Von der Verbindung zwischen Seele und Leib.

162. Die Verknüpfung zwischen Geist und Materie in den Thieren, insbesondere aber im Menschen, hat viel Wunderbares, das auf die Weisheit der Vorsehung muss zurückgeführt werden; aber sie hat es nicht da, wo man es zunächst zu suchen pflegt, weil man die Materie für real hält, sofern sie räumlich existirt; und weil man den menschlichen Geist als ein ursprüngliches Denken, Fühlen, Wollen betrachtet: so dass zwischen beiden jedes Mittelglied fehlt. Man suche hinter der Materie, als räumlicher Erscheinung, die einfachen und innerlich bildsamen Wesen, aus denen diese Erscheinung entspringt; man sehe den Geist an als die vorstellende Seele; man erinnere sich, dass den Vorstellungen, als Selbsterhaltungen der Seele, andre Selbsterhaltungen in anderen Wesen (zunächst in den Elementen des Nervensystems) entsprechen müssen: so wird man einsehn, dass die Kette zusammengehöriger Selbsterhaltungen wohl noch weiter, dass sie durch ein ganzes System von Wesen, die sich zusammen als Ein Körper darstellen, fortlaufen könne; und man wird es nicht mehr räthselhaft finden, wenn von der Spitze des Fusses bis zum Gehirn und bis in die Seele eine Folge von innern Zuständen, ohne Zeitverlauf und ohne alle räumliche Bewegung, — dergleichen jedoch als begleitendes Phänomen vorkommen kann, — sich vorwärts und rückwärts erstreckt.

163. Zuerst aber tritt hiemit wieder die, mit Unrecht verworfene, Frage von dem Sitze der Seele hervor. Dass man aus physiologischen Gründen nicht einen *Ort*, sondern nur eine *Gegend* (im Uebergange zwischen Gehirn und Rückenmark) dafür mit Wahrscheinlichkeit nachweisen kann, ist bekannt. Auch bedarf es keines *vesten* Sitzes, sondern die Seele kann sich bewegen in einer gewissen Gegend, ohne dass hievon in ihren Vorstellungen nur die geringste Ahnung, oder bei anatomischen Nachsuchungen die geringste Spur vorkäme; wohl aber kann man Veränderung ihres Sitzes als eine sehr fruchtbare Hypothese zur Erklärung ihrer anomalischen Zustände betrachten.

Anmerkung 1.[1] Diese Stelle hat viel Verwunderung erregt.

[1] Anmerkung 1 ist Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

Möchten doch die Physiologen sich erinnern, dass ihr Beobachtungskreis im Gebiete des Räumlichen liegt; und möchten sie dem Metaphysiker überlassen, zu sorgen, dass nicht dem Raume mehr zugestanden werde, als ihm zukommt! Wollen sie aber seine Sorgen mit ihm theilen, so müssen sie ernstlich Metaphysik studiren. Dann wird man mit ihnen weiter reden können.

Anmerkung 2. Man würde ohne Grund annehmen, dass in allen Thieren und im Menschen der Sitz der Seele an derselben Stelle sei. Wahrscheinlich ist er bei Thieren, besonders bei den niedern, im Rückenmarke. Noch mehr! Man darf nicht voraussetzen, dass jedes Thier nur Eine Seele habe. Bei Gewürmen, deren abgeschnittene Theile fortleben, ist das Gegentheil wahrscheinlich. Im menschlichen Nervensysteme mögen sich gar viele Elemente befinden, deren innere Bildung die einer Thierseele von der niedrigern Art weit übertrifft. (Uebrigens darf man nie vergessen, dass *Lebenszeichen* noch nicht *Seelenzeichen* sind. In abgetrennten organischen Theilen erhält sich eine Zeitlang Leben ohne Seele.)

Wollte man aber dem Menschen mehrere Seelen in Einem Leibe beilegen, so müsste man erstlich sich hüten, unter ihnen die geistigen Thätigkeiten *vertheilt* zu denken, vielmehr würden dieselben in *jeder* Seele *ganz* sein müssen; zweitens wäre alsdann die genaueste Harmonie unter diesen Seelen vorauszusetzen, so dass sie für völlig gleiche Exemplare einer Art gelten könnten; dies aber ist im allerhöchsten Grade unwahrscheinlich, und deshalb der ganze Gedanke verwerflich. — Wenn es dem Menschen im Streite der Vernunft und Leidenschaft zuweilen scheint, als hätte er mehrere Seelen, so ist dies ein psychisches[1] Phänomen, dessen Erklärung tiefer unten vorkommen wird, und welches man mit dem eben erwähnten paradoxen Gedanken gar nicht in Verbindung setzen darf.

164. Einer einzigen Seele also dient im menschlichen Leibe das ganze Nervensystem, und vermittelst desselben ist sie in diesen Leib hineingepflanzt, mehr ihm zur Last als zur Hülfe, denn er lebt als Pflanze für sich, wofern ihm Nahrung und ein zuträglicher Platz gegeben wird, welches bei ganz Blödsinnigen zuweilen andre Menschen besorgen. (Einige Erzählungen von

[1] 1 Ausg.: „psychologisches."

Digitized by Google

gänzlich blödsinnig Gebornen erregen den Gedanken, dass sie vielleicht wirklich nur vegetirende Leiber, ohne Seele, sein mochten.)

165. Bei der engen Causalverknüpfung aller Theile in dem ganzen Systeme, welches wir *Mensch* nennen, kann nun die vielfältige Abhängigkeit des Geistes vom Leibe auf keine Weise befremden. Desto wundervoller ist es, dass im Ganzen das Nervensystem fast nur zur Dienstbarkeit geschaffen zu sein scheint, wie man mehr und mehr erkennen wird, wenn man sieht, wie wenig von physiologischen Voraussetzungen nöthig ist, um die Geisteszustände und Thätigkeiten zu erklären. Doch dient das Nervensystem nur im gesunden Menschen; in Krankheiten zeigt es sich ungehorsam und eigenwillig, und in manchen Geisteszerrüttungen, besonders in der Narrheit, kehrt sich das Verhältniss zwischen den Nerven und der Seele gerade um. Dies ist ein Fingerzeig, dass wir den gesunden Zustand nicht als ein blosses Naturphänomen, welches nicht anders sein könnte, zu betrachten, sondern in ihm eine wohlthätige Anstalt der Vorsehung zu verehren haben.

166. Der Gemeinschaft mit der Aussenwelt, welche der menschlichen Seele durch ihren Leib gewährt und zugleich begrenzt wird, wäre kaum nöthig zu erwähnen, wenn nicht in Hinsicht der jetzt sehr verbreiteten Meinung von einem allgemeinen organischen Zusammenhange des ganzen Universums bemerkt werden müsste, dass man dieselbe mit den hier aufgestellten Sätzen nicht in Berührung bringen dürfe, wofern man nicht ganz und gar heterogene Vorstellungsarten gegenseitig durch einander verunreinigen wolle.

Anmerkung. Nicht einmal für eine allgemeine Causalverbindung giebt es haltbare Gründe *a priori.* Und die Erfahrung endigt hier bei dem schwachen Schimmer des Lichts, welches entfernte Sonnen einander zusenden.[1]

---

[1] Hier folgt nun in d. 1 Ausg. als „*zweiter Abschnitt*“ die Lehre „*von den Vorstellungen als Kräften*“, welche in der 2 Ausg. als „*Grundlehre*“ vorangestellt worden ist. S. oben 10—52, S. 15 flgg.

Digitized by Google

ZWEITER ABSCHNITT.
ERKLÄRUNGEN[1] DER PHÄNOMENE.

ERSTES CAPITEL.

Von den Vorstellungen des Räumlichen und Zeitlichen.

167. Es ist zwar noch zu früh, Alles in der Psychologie erklären zu wollen.[2] Indessen hat sich schon in dem Vorstehenden manche Erklärung von selbst dargeboten, und die Vergleichung der Thatsachen mit den aufgestellten Grundsätzen wird allmälig weiter führen.

Wie die Welt und wir selbst uns erscheinen, das ist das Erste, worüber wir eines psychologischen Aufschlusses bedürfen, besonders um den Ursprung der metaphysischen Probleme begreifen zu lernen. Darnach wird noch von unserer Stellung in der Welt, in praktischer Hinsicht, die Rede sein müssen; vorzüglich damit das, was wir sein können, sich vergleichen lasse mit dem, was wir sein sollen.

168. Warum wir die Dinge in der Welt in Verhältnissen des Raums und der Zeit auffassen, dies muss beantwortet werden mit Hülfe der Untersuchung über die Reihen (29). Zur Vorbereitung dient Folgendes:

In 28 setze man anstatt der bestimmten Reste r, r', r'', einer einzigen Vorstellung P, die unendliche Menge aller ihrer möglichen Reste, und denke sich dieselben verschmolzen mit unendlich vielen Vorstellungen Π, Π', Π'' u. s. f. So wird für die Vorstellung P eine continuirliche Folge von Reproductionen entspringen, deren jede gleichwohl ihr eignes Gesetz hat, welches von ihrem r abhängt, nach der Formel in 25.

Ferner setze man in 29 anstatt der Reihe a, b, c, d, ... eine continuirliche Folge, deren jedes Glied, so wie eben P, mit allen seinen möglichen Resten den andern Gliedern, aber jedem auf eigenthümliche Weise, verschmolzen sei.

---

[1] 1 Ausg.: „Fernere Erklärungen.

[2] Die 1 Ausg. setzt noch hinzu: „ja, eine so schwierige Wissenschaft wird niemals ganz vollendet werden können.“

Digitized by Google

Ueberdies denke man sich diese Folge verschmolzener Vorstellungen nach beiden Seiten unbestimmt lang; und endlich erinnere man sich, dass vielleicht, wenn es nicht durch nähere Bestimmungen unmöglich gemacht wird, jedes Glied der Folge ein solches sein könne, worin, wie in *c* (30), sich mehrere dergleichen Folgen durchkreuzen mögen.

Wo nun auch, in diesem ganzen Systeme von Vorstellungen, irgend eine sich nur im geringsten regt, von da pflanzt sich die Regung fort durch die nächsten, und so weiter, mit dem unverbrüchlichen Gesetz, dass, wenn von dreien Resten r, r', r'', einer und derselben Vorstellung, r' *zwischen* r und r'' liegt, alsdann auch das mit r' verschmolzene Π' *zwischen* Π und Π'', als den mit r und r'' verschmolzenen, reproducirt wird. Dieses *zwischen* muss immer stattfinden, *wenn auch der Grad der Reproduction noch so gering wäre*. Es ist aber dasselbe der allgemeine Charakter aller Reihenformen.

169. Weiter kommt es zur nähern Bestimmung darauf an, ob die Art der Reproduction beschränkt sei, und auf welche Weise.

A) Kann sich in der sinnlichen Wahrnehmung die Reihe *a, b, c, d,* .... oder vielmehr das statt derselben zu denkende Continuum nach allen möglichen Versetzungen abändern (wie in *a c b d, a d b c,* u. s. w.), so entsteht jedesmal aus der wahrgenommenen Folge auch eine neue Reproductionsfolge; hiemit aber verwickeln sich die Gesetze für die Reproduction dergestalt, dass keine merkliche Ordnung mehr übrig bleibt (wie wenn eine Menge kleiner Bogen von verschiedenen Curven an einander gerückt wäre).

B) Man nehme aber an, die sinnliche Wahrnehmung verkehre zwar *b c* in *c b* und *a b c d* in *d c b a* u. s. w., niemals aber ändere sie das *Zwischen* für irgend eine Vorstellung und ihre benachbarten: übrigens möge die Reihe der Wahrnehmungen bald hier, bald dort beginnen, ohne bestimmten Anfangspunct. Das hieraus entspringende Reproductionsgesetz ergiebt ein *räumliches* Vorstellen, zum wenigsten mit einem Fortschritt von jedem Puncte nach zweien entgegengesetzten Seiten.

170. Man habe einen bestimmten Anfangspunct; übrigens sei alles wie vorhin; so entsteht die allgemeinste Form der Vorstellung nach Art der *Zahlen*.

171. Man entbehre des Anfangspunctes, und dagegen laufe

Digitized by Google

die Wahrnehmungsfolge, ohne Umkehrung, stets nach Einer Richtung, so kann auch die Reproduction nur diese Eine Richtung gewinnen. Wird nun, während die Wahrnehmung bei *d* ist, zugleich *a* reproducirt, so läuft von da die Reihe *a b c d* ab; *die nämliche Reihe aber wird von d nach einem andern Gesetz im Bewusstsein vestgehalten* (wie, in 29, *c* auf *b* und *a zurückwirkt*). Hieraus entspringt das Vorstellen des *Zeitlichen*.

172. Zur Erläuterung vor allem die Bemerkung, dass in der Seele die Vorstellung des Räumlichen nicht selbst ausgedehnt, sondern völlig intensiv sein muss; und dass über dem Vorstellen des Zeitlichen die Zeit eben in sofern *nicht verfliessen* muss, wiefern sie soll vorgestellt werden. Was die Zahl anlangt, so ist ihr Grundbegriff kein anderer, als der des Mehr und Minder; das Eins, Zwei, Drei u. s. w. sammt den eingeschobenen Brüchen wird darauf nur übertragen. Die Abscissenlinien der höhern Geometrie sind das wahre und vollkommene Symbol für den Zahlbegriff in seiner Allgemeinheit.

173. *Die ursprüngliche Auffassung des Auges kann nicht räumlich sein.* Denn die Wahrnehmungen aller farbigten Stellen fallen in die Einheit der Seele zusammen, und hiebei geht von dem Rechts und Links, Oben und Unten u. s. w., welches auf der Netzhaut des Auges stattfand, jede Spur verloren. Dasselbe gilt vom *Tasten* mit der Zunge und den Händen.

Aber beim Sehen ist das Auge in Bewegung; es verrückt den Mittelpunct seiner Gesichtsfläche; hiemit ist unaufhörlich ein Verschmelzen der gewonnenen Vorstellungen, eine Aufregung derer, welche durch Wahrnehmungen mehr aus der Mitte des Gesichtsfeldes verstärkt werden, und eine zahllose Menge von einander durchkreuzenden Reproductionen verbunden, für die wir gar keine Worte würden finden können, wenn sie uns im gebildeten Zustande noch neu wären. Auch der Blindgeborne, der später zum Sehen gelangt, kennt schon den Raum, denn sein Tasten bereitet ihm ähnliche Reproductionsfolgen, wie das Gesicht sie bequemer und schneller liefert. Man sieht hier, wie zwei so verschiedene Sinne einerlei Resultat ergeben können.

174. Die Vorstellung des Räumlichen erfodert eine Succession in dem Actus des Vorstellens, denn sie beruht auf eben jetzt geschehenden Reproductionen. Dabei ist zweierlei zu bemerken:

Digitized by Google

1) die Succession im Vorstellen ist nicht eine vorgestellte Succession; und

2) sie bedarf keiner endlichen Dauer, sondern nur einer unmerklich kleinen Zeit; besonders da beim Umherwandeln des Auges in seinem Gesichtsfelde zahllose Auffassungen des Farbigten in jedem Augenblicke zugleich entstehen, und zugleich verstärkend und aufregend auf die zuvor gewonnenen Vorstellungen wirken. Das räumliche Sehen schliesst eine unendliche Menge von unendlich schwachen, gleichzeitigen Reproductionen in sich, die sich mit den momentanen Auffassungen vereinigen, welche letztern für sich allein nicht räumlich sein würden. Da nun zu diesem Behufe keine einzelne Reproductionsfolge in einer merklichen Länge abzulaufen braucht, so ist auch keine endliche Zeit dazu nöthig; und *deshalb scheint es uns, als ob räumliche Anschauungen ganz simultan, und von allem Zeitverlaufe frei wären.*

175. Um die Wahrnehmungen des Räumlichen von denen des Zeitlichen noch sicherer in ihrem Ursprunge zu unterscheiden, setze man folgenden Fall:

Von *a* mögen zwei Reihen, *a, b, c, d* und *a, B, C, D,* anfangen, welche beide in der Wahrnehmung zugleich gegeben werden. Hier ist bis jetzt weder etwas Räumliches noch Zeitliches in dem Vorgestellten; auch dann nicht, wenn, *nachdem diese ganze Folge von Wahrnehmungen aus dem Bewusstsein verdrängt war,* irgend einmal *a* wieder erweckt wird, und alsdann beide Reihen zugleich reproducirt. Vielmehr ist eine solche Reproduction lediglich von der Art, wie man sie dem Gedächtnisse beizulegen pflegt, und es wird dabei zwar Zeit verbraucht, aber keine Zeit und kein Raum vorgestellt. Anders verhält sich die Sache, wenn, *während D und d noch wahrgenommen (oder gedacht) werden,* sich *a* (etwa wegen einer ihm gleichartigen, eben jetzo neu gegebenen Wahrnehmung) wieder erhebt, und seine Reihe ablaufen lässt. Denn alsdann geschieht dies Ablaufen während eines gleichzeitigen Gesammtvorstellens der ganzen Reihe, wie in 171 bemerkt ist. Dadurch wird das *Zusammenfassen des Zeitlichen, das Ueberschauen der Zeitstrecke* vermittelt; wohingegen derjenige niemals von der Zeit etwas wissen würde, der nicht, ihren Anfang mit ihrem Ende zusammenhaltend, einen Uebergang von jenem zu diesem bemerken könnte. — Noch ein anderes Resultat aber erhält man, wenn *a*

Digitized by Google

sich nicht unmittelbar wieder erhebt, dagegen aber *zwischen D* und *d* eine Reihe *ε*, *η*, *ϑ* hineintritt, welche in der Wahrnehmung von *D* nach *d*, und auch rückwärts geht; und wenn überdies die Wahrnehmung auch von *D* durch *C* und *B* nach *a*, und von *d* durch *c* und *b* nach *a* zurückkehrt. Hiedurch treten *D* und *d* aus einander, und es verwischen sich die Unterschiede dessen, was das Erste und was das Letzte war; die Reproductionsfolgen laufen nun bei jeder neuen Aufregung von allen Puncten einander entgegen, und die Auffassung ist eine *räumliche*.

Beide Sätze in 174 gelten übrigens auch vom Vorstellen des Zeitlichen. Um uns ein ganzes Jahr oder Jahrhundert vorzustellen, verbrauchen wir nur eine kleine Zeit, wofern anders die Partialvorstellungen in der hiezu nöthigen Reihe unter einander wohl verschmolzen sind; *die* Zeit aber, welche wir verbrauchen, ist in dem Vorgestellten nicht enthalten. Wenn man sich übt, das Zeitliche mit gleicher Geläufigkeit rückwärts wie vorwärts zu durchlaufen: so entsteht die Vorstellung eines *Zeitraums*.[1]

176. Lange Zeitstrecken aufzufassen, ist nur dem Gebildeten möglich; das Kind kann in den frühesten Jahren nur sehr kurze Zeiträume zusammenhalten. Der Grund liegt hauptsächlich in der hiezu nöthigen Rückwirkung der letzten Vorstellungen auf die früheren in der Reihe (171). Bei dem Kinde nun ist die Empfänglichkeit noch gross (47); deshalb und weil die Complexionen und Verschmelzungen noch wenig Stärke besitzen, wirft der Eindruck des Augenblicks das früher Aufgefasste zu schnell auf die Schwellen des Bewusstseins nieder, und so können sich keine langen Reihen bilden.

177. *Psychologisch betrachtet, ist alles Räumliche und Zeitliche unendlich theilbar.* Denn es beruht auf solchen Resten einer und derselben Vorstellung, wie r, r', r'' u. s. w. (28). Könnte es nur eine bestimmte Menge von dergleichen Resten geben, so wäre auch nur eine entsprechende Anzahl verschiedener Reproductionsgesetze für dieselbe Vorstellung möglich. Aber die ganze Vorstellung ist keinesweges ein Compositum aus solchen Theilen, wie jene Reste; vielmehr ist alle Verdunkelung, wodurch die Reste entstehen, der Vorstellung zufällig, ja ihr zuwider. Da nun *hier* das Ganze den Theilen vorangeht, so hat

[1] „Wenn man sich übt ... Zeitraums" Zus. d. 2 Ausg.

Digitized

die Theilung keine Grenzen; und die Möglichkeit verschiedener Reproductionsgesetze ist ebenfalls unbegrenzt.

So geschieht es, dass *für die Sinne* und *für die Phantasie* auch im Raume und in der Zeit das Ganze den Theilen voranzugehn scheint; und hieraus entspringt die Ungereimtheit im Begriffe der Materie. (Lehrb. zur Einl. in die Philos. § 98.) [§. 119 d. 4. Ausg.]

Anmerkung 1. Auch die Geometrie vereinigt sich hiemit; sie bedarf ihrer incommensurabeln Grössen wegen überall der unendlichen Theilbarkeit. Daraus aber ist der Metaphysik, die unvorsichtig genug war, diese Ansicht des Raumes für die primitive und allein richtige zu halten, viel Unheil erwachsen.[1]

Anmerkung 2. Vom Räumlichen und Zeitlichen sind wir ausgegangen; nicht aber vom Raume und der Zeit. Jenes von diesem abhängig zu machen, ist ein Irrthum, der hier nicht kann beleuchtet werden. Leere Räume werden gesehen, wie man leere Zeiten (Pausen) hört, nämlich erwartend was ausbleibt. Man trägt die schon vorhandenen Vorstellungen weiter fort; sie sinken aber fortwährend, bis etwas Neues gegeben wird, das nun mit dem noch übrigen Reste verschmilzt. — Wird das Uebertragen weiter fortgesetzt, und überschreitet es die letzte aufgefasste Grenze: so findet sich *keine* Grenze mehr, es eröffnet sich das Unendliche. Sehr reichen Stoff zur Untersuchung bieten nicht bloss die gegebenen Gestalten, wenn man die Verschiedenheit ihrer Auffassung von bestimmten Puncten aus, in Betracht zieht, sondern auch die Gestaltungen durch frei steigende Vorstellungen; wohin das Schaffen geometrischer Figuren, das Construiren, gehört.

Anmerkung 3. Zur Erklärung des Schönen im Raume muss man nicht bloss die Begünstigung im Reproduciren der sich vielfach verbindenden Reihen, sondern besonders auch noch das Streben zur Verschmelzung alles Angeschauten in Eins, in Erwägung nehmen; welches letztere einige Analogie hat mit der Verschmelzung vor der Hemmung (34). Diesem entsprechen alle Gestalten, die sich dem Runden nähern; hingegen

[1] Die 1 Ausg. setzt noch hinzu: „(Zu vergleichen ist: *de attractione elementorum*, besonders §. 27 über Leibnitz's und Kant's Lehren von der Materie)." Die folgenden Anmerkungen 2 u. 3 zu diesem § sind in der 2 Ausg. hinzugekommen.

Digitized by Google

das Eckige, Langgestreckte, entgegengesetzt Gekrümmte widersteht ihm. Bunte Schnörkel gefallen eine Zeit lang; aber man kehrt zum Einfacheren zurück. Kunstwerke werden meistens interessant durch ihr Sprechendes und Bedeutendes; die reinen Raumverhältnisse, mit ihrer eigenthümlichen Schönheit, werden häufig darüber vergessen.

178. Anhangsweise noch ein Wort über den Ursprung der Vorstellungen von *intensiven Grössen.* Die Frage ist hier: woher nehmen wir den Maassstab, mit welchem vergleichend wir schon unsre einfachen Empfindungen als stark oder schwach unmittelbar bezeichnen? Die Wiedererweckung der gleichartigen ältern Vorstellung reicht für sich allein zur Erklärung nicht hin; denn eines Theils richtet sich dieselbe nicht nach der Stärke der wiedererweckten, obgleich sie durch deren eigne Kraft geschieht; andern Theils ist der Erfolg nur Verschmelzung des Alten und Neuen, aber nicht Messung des einen am andern. Vielmehr haben wir hier eins von den zahlreichen Beispielen solcher psychologischen Probleme, die wegen ihrer Einfachheit kaum bemerkt werden, und dennoch in der Auflösung sehr schwierig sind. — Der Grund scheint in dem Gesetz der Hülfen (25) zu liegen. Diese haben ihr Maass; nicht bloss der Zeit, sondern auch der Stärke, bis wohin sie die ältere gleichartige Vorstellung zu heben bemüht sind. Ist nun die hinzukommende neue Wahrnehmung zu schwach, um durch Hemmung der Hindernisse jener ältern *freien Raum* genug zu schaffen (26), so bleibt das Streben der Hülfen unbefriedigt und erregt das unangenehme Gefühl des Schwachen, entgegengesetzt dem angenehmen in 37. Ist die neue Wahrnehmung stärker als hiezu nöthig wäre, so fühlt sich der Mensch aus seinem gewohnten Kreise gehoben; denn die Hülfen können es nun jener nicht gleich thun. In der Begünstigung der letzteren liegt gleichwohl das Angenehme dieses Gefühls. — Es bedarf kaum der Erinnerung, dass hiebei vorausgesetzt wird, die ältere gleichartige Vorstellung sei mit irgend welchen helfenden verbunden. Je mehrere deren sind, und je gleichmässiger sie zusammenwirken, desto feiner wird die Schätzung der intensiven Grösse ausfallen.

Hieher gehört auch die Untersuchung über das *Zeitmaass.*

Anmerkung. Von den drei Dimensionen des Raums, desgleichen von der Entwickelung des Zahlbegriffs, und seiner Be-

Digitized by Google

ziehung auf die logisch allgemeinen Begriffe, wird in den Vorträgen über allgemeine Metaphysik mit einer Ausführlichkeit gehandelt, die dort unerlasslich ist, und die hier nicht Platz hat.

Zusatz[1].

Von der Verschiedenheit der Reihen.

Schon aus dem Vorigen erhellet die Abhängigkeit der psychischen Processe von der Form der Reihen; da dieselbe in der Folge noch mehr hervortreten wird, so ist es zweckmässig, die möglichen Unterschiede der Reihen hier im allgemeinen anzumerken.

1) Die Reihen sind länger oder küzer; um diese Vergleichung auf einen bestimmten Gesichtspunct zurückzuführen, nehme man die Reihe *a, b, c ... p* dergestalt, dass von *a* noch ein Rest mit *p*, aber keiner mehr mit *q* verschmolzen sei: so wird *a* noch auf *p* reproducirend wirken; hingegen mag *b* oder *c* noch mit *q* und *r* verbunden sein: so kann zwar auf solche Weise die Reihe sich unbestimmt verlängern, aber es giebt dann keinen unmittelbaren Zusammenhang ihres Anfangs und Endes.

2) Der Grad der Verbindung unter den Gliedern ist stärker oder schwächer.

3) Die Reihen sind durchgehends gleichartig oder nicht; beides sowohl in Ansehung der Stärke ihrer Glieder als auch des Verbindungsgrades. Die stärksten Glieder oder Verbindungen sind entweder vorn oder mitten oder hinten.

4) Oftmals gelten viele Reihen für eine; z. B. nach häufiger Wiederholung. Dadurch können die Ungleichheiten vermindert werden; oft aber verstärken sich nur die Anfänge. Soll dies nicht geschehen, so müssen die Reihen nicht hinten, sondern vorn Zusätze bekommen; z. B.: *c d, b c d, a b c d.*

5) Manche Reihen laufen in sich zurück; indem entweder ihr Anfangsglied, oder eines der spätern sich wiederholt.

6) Bei ungleichartigen Reihen bilden oftmals die stärkern Glieder unter sich eine Reihe. Es ist dann in der Gewalt der Reflexion, die Reihen mehr übersichtlich oder ins Einzelne gehend zu reproduciren.

---

[1] Dieser Zusatz bis zu Ende dieses Capitels ist in der 2 Ausg. hinzugekommen.

Digitized by Google

7) Bei zusammengesetzten Reihen hat oft ein Glied, oder es haben mehrere Glieder eine *Seitenreihe*, d. h. eine solche, deren Verlauf den Fortschritt in die Hauptreihe nicht fördert. Es kann auch ein Glied viele Seitenreihen haben; so dass von ihm aus entweder die eine oder die andre durchlaufen wird.

8) Die Seitenreihen können auch zugleich ablaufen; alsdann aber müssen sie, wofern sie nicht zusammenfallen sollen, etwas Drittes zwischen sich schieben; wie etwa mehrere Radien eines Kreises die Fläche des Sectors (welche unzählige mögliche Linien enthält) zwischen sich haben.

9) Bei Complexionen von Merkmalen (dergleichen alle Begriffe von Sinnengegenständen sind) kann jedes Element der Complexion (jedes sinnliche Merkmal) Anfangspunct einer Reihe (z. B. von Veränderungen) sein.

10) Es können Reihen, die einfach anfingen, weiterhin gleichsam einmünden in eine Complexion.

Dies mag hier genügen, um anzudeuten, wie viele Möglichkeiten man sich stets gegenwärtig erhalten muss, wenn man den psychischen Mechanismus genauer studiren will.

Dabei ist nicht zu übersehen, dass die Reproduction zwischen zweierlei entgegengesetzten möglichen Einflüssen schwebt. Entweder nämlich kann die Reflexion hinzukommen. Diese geht von einer mächtigeren Vorstellungsmasse aus; gewöhnlich von *frei steigenden* Vorstellungen (32). Oder es ist eine Hemmung vorhanden; wodurch entweder die Reproduction der Hauptreihe, oder der Seitenreihen stockt. Im letztern Fall verbinden wir träumend (oder fabelnd) Reihen, die bei klarem Wachen gar Vieles zwischen sich schieben, wo nicht sich ganz aufheben würden; wie in Todtengesprächen, worin Alexander, Hannibal, Cäsar, Napoleon sich mit einander unterreden. Was die frei steigenden Vorstellungen anlangt, so sind diese nicht schlechtweg solche, sondern mit Rücksicht auf die jedesmalige Gemüthslage und Umgebung. — Betrachtungen dieser Art erfodern eine Uebung, die sich nicht lehren lässt.

ZWEITES CAPITEL.

Von der Ausbildung der Begriffe.

179. Alle unsre Vorstellungen ohne Ausnahme sind den Gesetzen der Hemmung, der Verschmelzung, u. s. w. unter-

Digitized by Google

worfen; sie können den Sitz der Gefühle ausmachen, als Begierden aufstreben u. dgl. Wo bleiben denn nun die Begriffe? Oder wo kommen sie her?

Schon im Anfange der Logik (Lehrb. z. Einleitung in d. Philos. §. 34) ist gesagt, dass unsere sämmtlichen Vorstellungen Begriffe sind *in Hinsicht dessen, was durch sie vorgestellt wird. Demnach existiren die Begriffe, als solche, nur in unserer Abstraction;* sie sind in der Wirklichkeit eben so wenig eine besondere Art von Vorstellungen, als der Verstand ein besonderes Vermögen ist, ausser und neben der Einbildungskraft, dem Gedächtnisse u. s. w. Wobei noch zu merken, dass eben darum, weil *alle* Vorstellungen ohne Ausnahme sich als Begierden und Gefühle äussern können, die Verbindung des sogenannten praktischen Verstandes mit dem theoretischen kein Räthsel ist, sondern sich ganz von selbst versteht; indem hier gar nicht zweierlei vorhanden ist, das man erst noch verbinden müsste, vielmehr der praktische sowohl als der theoretische Verstand ein paar Gedankendinge sind, die wir durch unsre Abstractionen erst erschaffen und dann für etwas Wirkliches gehalten haben.

180. Die Täuschung aber, als wären die Begriffe eine eigene Klasse von Vorstellungen, hat hauptsächlich in den *allgemeinen* Begriffen ihren Sitz. (Kant, in der Logik, setzt geradezu das Wesen der Begriffe in ihre Allgemeinheit.) Man könnte nun auf den Gedanken gerathen, dass vielleicht unter gewissen Umständen die Hemmungsgesetze der Vorstellungen eine solche Absonderung des Ungleichartigen vom Gemeinschaftlichen bewirken könnten, dergleichen die Logiker dem *Abstractionsvermögen* ganz unbedenklich beilegen. Allein die Untersuchung lehrt, dass ein solches Vermögen nicht bloss zu den Hirngespinnsten, sondern zu den Unmöglichkeiten gehört. *Aus einmal gebildeten Complexionen und Verschmelzungen kann sich nichts ablösen;* die Theilvorstellungen in demselben tragen jede Hemmung gemeinschaftlich, und bleiben daher stets beisammen. Und aus *einfachen* Empfindungen *kann man selbst in Gedanken nichts absondern,* damit etwas anderes übrig bleibe. Wie soll aus *roth, blau, gelb,* u. s. w. der Gattungsbegriff *Farbe* entstehn? Welches sind hier die specifischen Differenzen, von denen abstrahirt wird? Niemand wird sie angeben können.

Allgemeine Begriffe, die bloss durch ihren Inhalt gedacht

Digitized by Google

würden, ohne ein Hinabgleiten des Vorstellens in ihren Umfang, sind, wie schon oben (78) bemerkt, *logische Ideale;* so wie die ganze Logik eine *Moral für das Denken ist, nicht aber eine Naturgeschichte des Verstandes.*

Daher kann man nur fragen: wie es zugehe, dass wir uns solche Ideale denken, und uns denselben mehr und mehr annähern? Und die Antwort: *vermittelst der Urtheile,* ist schon oben gegeben; wir müssen sie jetzt entwickeln. Dabei werden gewisse *Gesammteindrücke von ähnlichen Gegenständen* vorausgesetzt, als rohes Material, woraus die allgemeinen Begriffe allmälig gebildet werden; diese Gesammteindrücke sind aber nichts anderes als Complexionen, worin das Aehnliche der Theilvorstellungen ein Uebergewicht hat über dem Verschiedenartigen.[1] Solches Uebergewicht wird allmälig stärker, und entscheidender; es bilden nämlich Anfangs die wiederholten Auffassungen ähnlicher Gegenstände eine Zeitreihe (man erinnert sich, wann und wo und in welcher Folge man solche Gegenstände gesehen habe); wird aber die Reihe zu lang, so kann sie sich nicht mehr evolviren; sondern das Alltägliche wird ein Beharrliches; dessen Vorstellung nun im Zustande der Involution bleibt (31). Die Hemmung unter den verschiedenartigen Bestimmungen ist dann in dauernde Verdunkelung derselben, wiewohl nicht in gänzliche Abtrennung vom Gleichartigen, übergegangen.

181. Was geschieht mit den Vorstellungen, indem sie sich zu Urtheilen verknüpfen; und warum begeben sie sich so häufig in diese Form?

Blosse Complicationen oder Verschmelzungen können die Urtheile nicht sein; dabei würden sich Subject und Prädicat nicht unterscheiden, vielmehr so zusammenfliessen, dass sie als ein ungetrenntes Eins, ohne Spur der Verknüpfung vorgestellt würden. Das Subject, als solches, muss zuvor zwischen mehrern Bestimmungen schweben, damit es als das *Bestimmbare* dem Prädicate gegenüber stehe. Kann dieser Foderung auf mehr als eine Weise Genüge geschehn, so giebt es einen mehrfachen Ursprung der Urtheile.

182. Erstlich: jene Gesammteindrücke aus ähnlichen Wahrnehmungen schweben zwischen mehrern Bestimmungen. Wer

[1] Das Folgende bis zum Schluss des § ist Zusatz der 2 Ausg.

Digitized by Google

einen Menschen häufig sah, bald stehend, bald sitzend, bald arbeitend, bald ruhend, der hat eine solche schwebende Gesammtvorstellung; wer ihn jetzt wieder sieht, bei dem entscheidet der Anblick, wie er ihn nun finde; und so bildet sich ein Urtheil. — Eine Menge von Verneinungen (wie er ihn *nicht* finde) sind hiebei kaum merklich. Aber sie werden es in Fällen, wo der Erwartung widersprochen wird. Wer einen Baum heute wiedersieht, dem in der letzten Nacht der Sturm einen Ast abschlug, der urtheilt zuerst negativ: *der Baum hat seinen Ast nicht;* er ist an der oder jener Stelle zerbrochen, zersplittert u. dgl.

183. Zweitens: wer eben jetzt einen ihm neuen Gegenstand erblickt, dem regen sich eine Menge von Vorstellungen, die, wegen partieller Aehnlichkeit mit jenem, um ein Weniges reproducirt werden. Zwischen ihnen, als den Bestimmungen, schwebt jenes Neue, als das Bestimmbare; und daraus entsteht die Frage: *was ist das?*

184. Drittens: diejenigen Gesammtvorstellungen, in welchen Reihen eingewickelt liegen (31), sind anzusehen als Subjecte, deren Prädicate bei der Entwickelung nach einander hervorspringen.

185. Viertens: das Schweben zwischen verschiedenen Gemüthszuständen giebt der Vorstellung, an welche es sich knüpft, die Stellung des Subjects.

186. Fünftens und hauptsächlich: jedes Wort in der Sprache ist geeignet, Subject eines Urtheils zu sein, wegen seiner Schwankung unter mehrern Bedeutungen. Ein Zeichen, das mehrmals an die bezeichneten Gegenstände, mit ihren wandelbaren Nebenbestimmungen, geheftet war, führt den Gesammteindruck der letztern mit sich; soll nun damit ein bestimmter Gegenstand benannt werden, so muss der Gesammteindruck berichtigt werden; dies geschieht durch die Prädicate, welche jedoch durch eine gebildete Sprache häufig in Adjective verwandelt, oder in andre anknüpfende Redeformen eingekleidet werden, damit bloss die wichtigste unter den Berichtigungen auch im Ausdrucke als Prädicat hervortrete. Kinder dagegen sprechen in kurzen Sätzen; sie kennen noch keine Perioden. Ihre Vorstellungen begeben sich in die Urtheilsform, kurz nachdem sie die Worte gelernt haben.

187. Wenn Jemand ein ausgesprochenes Urtheil vernimmt,

Digitized by Google

so giebt es *für ihn* zwei Fälle: entweder befindet sich das Prädicat unter den mehrern Bestimmungen, zwischen denen *seine Vorstellung* des Subjects schwebt, oder nicht. Im ersten Falle ist kein Zweifel, dass er das Urtheil auch *als ein solches* verstehen werde. Den zweiten Fall müssen wir weiter unterscheiden. Das Prädicat ist mit jenen Bestimmungen entweder verträglich, oder nicht. Wenn das erste statt findet, so entsteht bei dem Auffassenden eine Verbindung von Vorstellungen, die kein Urtheil ist, sondern schlechtweg eine neue Complexion oder Verschmelzung. So, wenn uns etwas erzählt wird; wir setzen uns unvermerkt die einzeln dargebotenen Züge in ein Bild zusammen, ohne daran zu denken, dass der Erzähler sich derjenigen Redeformen bedient hat, welche man braucht, um Subjecte mit Prädicaten zu verknüpfen. — Ist aber das Prädicat jenen Bestimmungen entgegengesetzt, so muss noch ein letzter Unterschied gemacht werden; es ist nämlich entweder damit *im Contrast*, oder *im blossen Gegensatze*. Das erstere erfodert eine gewisse Art der Complexionen, welche oben (35) bestimmt angegeben sind; und die Folge davon ist, dass das Urtheil als ein solches, aber als ein paradoxes oder falsches vernommen wird. Im Falle des blossen Gegensatzes aber erscheint dasselbe nicht sowohl *falsch*, als vielmehr *sinnlos.*[1]

[1] Die 1 Ausg. hat hier noch Folgendes: „Beispiel: „*Die Psychologie bedarf der Differential- und Integralrechnung.*" Dieses Urtheil wird denjenigen *als ein annehmliches Urtheil* vorkommen, welche schon zuvor überlegt hatten, dass alle Gegenstände der innern Erfahrung sich als veränderliche Grössen darstellen; und welche überdies wissen, wie wichtig es ist, die allgemeinen Gesetze zu kennen, wornach veränderliche Grössen von einander abhängen. Andre, die bei der Psychologie weder jemals an Rechnung, noch an irgend ein Gegentheil derselben dachten, werden jenen Satz *historisch* fassen, etwa wie eine literarische Neuigkeit. Diejenigen aber werden ihn *falsch* nennen, welche die Differential- und Integralrechnung stets mit der Aussicht auf eine solche Anwendung bearbeitet haben, zu welcher Grössen erfordert werden, die man *messen* und *scharf beobachten* kann; welches zwar in der äussern, aber nicht in der innern Erfahrung gelingen mag. Endlich Manche werden den obigen Satz ganz *sinnlos* finden, weil sie Mathematik und Psychologie auf keine Weise zu vergleichen wissen, wohl aber beides entgegensetzen wie Tod und Leben.

188. Das Sinnlose, indem es dem Verständlichen seine Grenze setzt, lehrt uns das Verstehen und den Verstand genauer kennen. *Blosser Gegensatz nämlich, ohne Contrast, macht die entgegenstehenden Vorstellungen bloss sinken;* und dies eben ist die Wirkung des Sinnlosen; es vertreibt, es tödtet

Digitized by Google

188. Dagegen nun muss die verständige Rede vor allen Dingen zusammenhängen; sie muss immer einen beträchtlichen Theil der eben vorhandenen Vorstellungen vesthalten. Und derjenige wird am besten verstehen, welcher den *ganzen* Zusammenhang vesthält, und *aller* gegenseitigen Bestimmungen des ihm Mitgetheilten inne wird. Darum gilt auch der Verstand für einen feinern *Sinn*; man sagt, eine Rede habe *Sinn und Verstand*, sie sei sinnreich u. s. w. [1]

Anmerkung. Sehr wichtig ist der factische Umstand, dass auch in der *Musik* der Unterschied des Sinnlosen von dem Verständlichen sich wiederfindet. An jenes streifen zuweilen diejenigen Tonsetzer, die nach Contrasten haschen. [2] Das Verständliche aber ist noch gar nicht darum auch das Schöne. Ueberdies gleicht die Musik so sehr der Rede (durch ihre Perioden, ihre Vordersätze und Nachsätze,) dass Unkundige oder Schwärmer sich sehr leicht einbilden, die Musik wolle etwas sagen, wozu ihr nur die Worte fehlen. So gilt sie in ihrer höchsten Beredsamkeit für eine Stumme! Aber was sie sagen will, das sagt sie vollkommen heraus; und es giebt dafür nur äusserst schlechte Uebersetzungen in eine andre Sprache. Die Musik hat ihren Verstand in sich selbst; und eben dadurch lehrt sie uns, dass wir nicht in irgend welchen Kategorien, sondern in dem Zusammenhange der Vorstellungen unter einander (von welcher Art dieselben auch sein mögen) den Verstand zu suchen haben.

189. Die Ausbildung der Begriffe ist nun der langsame, allmälige Erfolg des immer fortgehenden Urtheilens.

Man erinnere sich hier, dass arme Sprachen sehr viele Metaphern zu gebrauchen scheinen, welches andeutet, dass entferntere Aehnlichkeiten hinreichen, um ältere Vorstellungen zu reproduciren, und sie, sammt ihrem Namen, mit den neuen zu verschmelzen. Aus diesem Zustande geht das menschliche Denken zu einer immer grössern und feinern Zertheilung der

---

die Gedanken, während der Contrast wenigstens einige derselben hervorhebt."

[1] Die 1 Ausg. setzt noch hinzu: „Hiermit ist bestätigt und erklärt, was schon oben (§. 18)" [vgl. S. 46 Anm. 1 zu §. 60] „über den Verstand gesagt wurde."

[2] Die 1 Ausg. setzt noch hinzu: „wie einige der neuesten französischen Componisten."

Digitized by Google

Gedanken über. Die Complexion *A* diene einmal als Subject für das Prädicat *a*, ein andermal für das Prädicat *b*, so wird im Zusammenfassen beider Urtheile nicht bloss der Contrast zwischen *a* und *b* *gefühlt* (nach 35), sondern derselbe wird auch *ausgesprochen*, oder *deutlich gedacht*, in den Urtheilen: *dieses A ist a*, und *jenes A ist b*. Hier geschicht eine absichtliche Unterscheidung in dem *Vorgestellten;* wobei gleichwohl das *Vorstellen* keineswegs in zwei gesonderte Acte zerfällt, sondern der psychische Mechanismus noch immer die *aus einander gesetzten* beisammen hält.

190. Eine Menge solcher Urtheile, wie *A* ist *a*, *A* ist *b*, *A* ist *c*, *A* ist *d* u. s. w., wobei nicht ein und dasselbe *A*, sondern mehrere mit den conträr entgegengesetzten *a*, *b*, *c*, *d*,... anzunehmen sind, — *ordnen sich von selbst in eine Reihe; indem die a, b, c, d,... in verschiedenen Graden, nach ihren geringeren oder grösseren Gegensätzen, verschmelzen.* (Zum Beispiel, die drei Urtheile: diese Frucht ist grün, jene gelb, eine dritte gelblich-grün, — schmelzen so zusammen, wie es die Ordnung der Farben, grün, gelblich-grün und gelb mit sich bringt. Denn zwischen gelb und grün ist die Hemmung am stärksten, folglich die Verschmelzung am geringsten.) Hieraus entspringt das Verhältniss zwischen der *Gattung A*, und ihren *Arten* (*A* welches *a* ist, *A* welches *b* ist u. s. w.). Zugleich ergiebt sich zwischen diesen Arten, vermöge ihrer Differenzen *a*, *b*, *c*, *d*, eine Menge von *Reproductionsgesetzen*, und hieraus entstehn die dunkel gedachten Reihenformen, wie die *Tonlinie* und die *Farbenfläche*. Dasselbe, wie hier mit *a*, *b*, *c*, *d*,... wird auch mit α, β, γ, δ,... begegnen, falls die Arten von *A* nicht bloss nach einer, sondern nach mehrern Reihen von Merkmalen verschieden sind. (Man habe hiebei die Logik vor Augen; insbesondere die §§. 48—50 des Lehrb. z. Einl. in d. Philos.)

Anmerkung.[1] Die Reihenbildung ist also, pädagogisch betrachtet, von der grössten Wichtigkeit, da auf ihr eben sowohl das deutliche Denken, als die Gestaltung jeder Art beruhet.

191. Je mehr sich nun auf diesem Wege, durch Vergleichung des Aehnlichen und zum Theil Verschiedenen, die Reihen von Merkmalen bilden und aus einander setzen, desto eher wird es auch möglich, vermittelst ihrer den *Inhalt* der Com-

[1] Diese Anmerkung ist Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

plexionen zu bestimmen; oder sich den Definitionen der Begriffe anzunähern. Denn nun bekommt jeder Bestandtheil einer Complexion, — das heisst, jedes Merkmal eines Begriffs, — *seinen Ort in einer von den Reihen der Merkmale.* Das Bemühen, diesen Ort zu finden, zeigt sich unter andern in solchen Fragen: wie sieht das Ding aus? wie gross ist es? wie riecht es? wie schmeckt es? — Allein um für *alle* Merkmale den Ort in der entsprechenden Reihe zu finden, dazu gehört eine Menge von Reproductionen der verschiedenen Reihen, die der psychische Mechanismus nicht anders, als vermöge einer *herrschenden Vorstellungsmasse* ergeben wird. Welche Arbeit dies kostet, besonders bei Begriffen höherer Art, und wie viele, theils positive, theils negative Urtheile dazu nöthig sind, davon zeugen selbst noch die platonischen Dialogen. Und wie wenig diese Arbeit pflegt vollendet zu werden, das sieht man bei den allermeisten Menschen an der geringen Ausbildung ihrer Begriffe.

192. Auf alle Weise zeigt sich demnach, dass die Bestimmung und Sonderung der Begriffe, das klare und deutliche Denken, eine *Aufgabe* ist, welche der psychische Mechanismus nicht dadurch löset, dass er seine Complexionen wirklich zertrennt, sondern dadurch, dass er die Bestandtheile derselben einzeln mit schon gebildeten Reihen von Merkmalen zusammenzuhalten gestattet. Es werden auch die allgemeinen Begriffe niemals wirklich bloss durch ihren Inhalt gedacht, sondern mit Rücksicht auf ihren Umfang, aber mit absichtlicher Unterscheidung von demselben.

193. [1] Der Versuch aber, die Begriffe bloss, oder doch vorzugsweise, durch ihren Inhalt, also durch Zusammenfassung der *nicht mehr aus der Erfahrung unmittelbar*, sondern aus den

---

[1] Das Folgende bis zum Schluss des Capitels ist Zus. der 2 Ausg. Statt dessen findet sich in der 1 Ausg. Folgendes: „*Anmerkung.* Die Gattungsbegriffe der einfachen Empfindungen (180) sind nichts anderes, als die Subjecte in 184, wofern dergleichen Subjecte sich aus solchen Reihen, wie *a, b, c, d,* ... in 190 gebildet haben.

193. Die *Schlüsse* bilden ferner an den Begriffen, besonders die *Berichtigung falscher Schlüsse.* Meistens wird dabei ein Merkmal als zufällig erkannt, das einem Begriffe allgemein zuzukommen schien. Man achte hier auf diejenigen Sätze, welche in den verschiedenen Schlussfiguren allgemein sein müssen, wenn der Schluss richtig sein soll. Genug zur Andeutung einer weitgreifenden Untersuchung!“

Digitized by Google

schon gebildeten Reihen der Merkmale hervorgehobenen *Puncte dieser Reihen* zu denken, — bewirkt eine merkwürdige Veränderung. Er erzeugt das *Philosophiren.* Dieses macht Begriffe zu Objecten des Denkens. Die ersten Begriffe, welchen dies begegnete, waren die Zahlen und geometrischen Figuren. Später dehnte sich das nämliche Verfahren auf alle logischen Allgemeinbegriffe aus. In so fern steht Platon, welcher ausführte, was die Pythagoräer und Sokrates begonnen hatten, an der Spitze der Philosophen. Der nächste Schritt ist alsdann Sprachphilosophie; indem die Begriffe sich als ein Gegebenes an die in der Sprache vorgefundenen Worte gebunden zeigen. Aristoteles, ebenfalls eine pythagoräische Spur verfolgend, suchte die Kategorien, d. h. die allgemeinsten Hauptbegriffe, in der Sprache.

Die Wirkung hievon ist dreifach.

a) Die grosse Mehrzahl der Gebildeten, an welche die Philosophie wenigstens theilweise gelangt, zieht die abgesonderten Begriffe wieder zurück zu den Dingen. Die Erfahrung wird geordnet, wissenschaftlich behandelt; und in den Wissenschaften setzen sich Streitpuncte vest, worin gefragt wird, wie die Dinge durch Begriffe richtig zu denken und durch Worte zu bezeichnen seyen.

b) Die Philosophen gerathen durch die Anstrengung, theils in sich selbst, theils weit mehr noch in Andern, Begriffe als Objecte des Denkens vestzuhalten, auf die Uebertreibung, dass sie die Begriffe in die Zahl der realen Gegenstände versetzen; wobei ihnen die Eigenthümlichkeit der Sinnendinge, vermöge deren sie metaphysische Probleme enthalten, dergestalt zu Hülfe kommt, dass die Begriffe sogar in einem weit höheren Sinne, als die Erfahrungsgegenstände selbst, für real gehalten werden. Dies ist der, noch jetzt wirksame Charakter der platonischen Ideenlehre. Daher die Verlegenheit des Aristoteles, der die Sinnengegenstände, die mathematischen Figuren sammt den Zahlen, und die Ideen, neben einander vorfand; und über deren Verhältniss nie recht mit sich einig scheint geworden zu sein.

c) Eine andere Täuschung ist die eigenthümliche der kantischen Schule, in den Kategorien Stammbegriffe des Verstandes, als eines Seelenvermögens, zu erblicken; wovon die Spuren schon beim Platon, dann bei Descartes und bei Leibnitz vorkommen.

Digitized by Google

Dadurch verdunkelt sich die Verwandschaft der Kategorien mit den Reihenformen, welche sich gleichwohl schon analytisch erkennen lässt.* Die Kategorien der innern Apperception** werden dabei vergessen.

Man bemerke die Hauptkategorien: *Ding*, *Eigenschaft*, *Verhältniss*, *Verneintes*; denen die Urtheilsform und die Reihenform zum Grunde liegt. Der Begriff des Verneinten, des Nein überhaupt, ist die klärste Probe eines solchen Begriffs, der im Urtheilen aus der Erfahrung entspringt, obgleich er in der Erfahrung keinen gegebenen Gegenstand hat.

DRITTES CAPITEL.

Ueber unsere Auffassung der Dinge und Unserer selbst.

194. Ganz von selbst, und ohne das Allergeringste, was man eine Handlung der Synthesis nennen könnte (63), verbinden sich unsre Vorstellungen, so weit sie daran nicht durch eine Hemmung gehindert werden. Daher giebt es für ein Kind im zartesten Alter noch gar keine einzelnen Dinge, sondern ganze Umgebungen, die, selbst als *räumlich*, sich nur in einem successiven Vorstellen auseinandersetzen (174).

Das erste Chaos der Vorstellungen nun, während es immer neue Zusätze bekommt, ist zugleich einer beständig fortgehenden Scheidung unterworfen. Zwar nicht, als ob einmal geschlossene Verbindungen jemals zerrissen würden (180); vielmehr nimmt die Menge derselben und ihre Innigkeit immer zu. Aber eines Theils wächst mit ihnen auch die Menge der Unterscheidungen (nach 189); andern Theils giebt es mehr häufige *räumliche Trennungen* dessen, was Anfangs beisammen gesehen (oder überhaupt wahrgenommen) wurde. Denn die Dinge bewegen sich, und dadurch hauptsächlich zerreisst die Umgebung; auf diese Weise erst entsteht für das menschliche Vorstellen eine *Mehrheit* von Dingen. — Anfangs scheint der Tisch mit dem Fussboden Eins, sowohl wie die Tischplatte mit den Tischfüssen; der Tisch aber wird von der Stelle ge-

---

* Psychologie II, §. 124.
** A. a. O. §. 131.

Digitized by Google

rückt, während die Platte sich von den Füssen nicht trennt. Was sich nicht von einander entfernt, das behält im Vorstellen seine ursprüngliche Einheit.

195. Wie nun die Umgebungen allmälig in einzelne Dinge zerlegt werden, so die Dinge wiederum in ihre Merkmale (191). Fragt man hier: *welchem Subjecte denn eigentlich die Merkmale beigelegt werden?* so ist die Antwort: das Subject ist immer *die ganze Complexion eben dieser Merkmale, in wiefern der psychische Mechanismus dieselben in einem einzigen, ungetheilten Actus vorstellt.* Dabei ist gar keine Schwierigkeit, *so lange nicht alle die Urtheile beisammen sind, durch welche einem und demselben Dinge alle seine Merkmale zugeschrieben werden.*

Allein wenn einmal (was bei den meisten Menschen niemals geschieht) das Denken diesen Grad der Reife erlangt, alsdann ändert sich die Sache. Die Urtheile haben nun die Complexion ganz aufgelöst, und die Merkmale derselben *als ein Vieles auseinandergebreitet;* dabei wird nun noch immer *Eins* vorausgesetzt, als das Subject für die vielen Prädicate. Aber dieser Begriff hat seinen Inhalt verloren; und hier eröffnet sich ein metaphysischer Abgrund, die Frage nach der *Substanz* (vgl. §. 86) als nach einem unbekannten Etwas, dessen Voraussetzung um so nothwendiger ist, da es *nicht bloss dasjenige Subject* sein soll, *welches nie Prädicat wird* (während wirklich die Urtheile ihr Subject in lauter Prädicate verwandelt haben), sondern auch das *Beharrliche, welches in allem Wechsel sich selbst gleich bleibt* (während in der That die Complexion, die für das Ding (in der Sinnenwelt) gilt, nicht bloss simultane, sondern auch successive Merkmale hat, und folglich keinesweges sich selbst gleich ist).

196. Die Widersprüche im Begriffe des Dinges mit mehrern Merkmalen, und in der Veränderung, sind bekannt (Lehrb. zur Einleit. in d. Philos. §. 101 — 113) [§. 122 — 135 der 4. Ausg.] Hier haben wir nur zu erklären, wie es zugehe, dass der gemeine Verstand diese Widersprüche nicht merkt. Der einfache Aufschluss hierüber ist dieser: gerade die Einheit, welche der Metaphysiker beim Anfange seiner Untersuchung vermisst, und deren er wegen der Form der Erfahrung bedarf, während die Materie *eben der nämlichen Erfahrung* (das Viele der simultanen, und der Gegensatz der successiven Merkmale) sie ihm nicht gestattet, — diese Einheit besitzt der psychische

Digitized by Google

Mechanismus ursprünglich und ganz von selbst. Um ein sinnliches Ding vorzustellen, dazu brauchen wir keinesweges so viele Vorstellungen als sinnliche Merkmale, sondern die Einheit des Acts im Vorstellen, welche eben die Natur der Complexionen ausmacht, lässt bei dem gemeinen Verstande gar keine Frage aufkommen nach der Einheit im Vorgestellten. Diese Frage nur zu verstehen, ist und bleibt den Menschen noch immer schwer, selbst nachdem die Urtheile schon längst die Complexionen zersetzt haben. So betrügt der psychische Mechanismus fortdauernd selbst manche Philosophen.

Anmerkung. Es würde eine ganz leere Hoffnung sein, dass die Metaphysik etwa im Fortgange der Wissenschaften einen bequemern Zugang bekommen möchte, als den durch die Widersprüche in der Form der Erfahrung. Die Einheit der Seele selbst ist der tiefe Grund, aus welchem in unser Vorstellen diejenige Einheit kommt, die wir hintennach im Vorgestellten vermissen. Hierin, und in der genauen Bestimmtheit derjenigen Reproductionsgesetze, die sich nach 168 bilden, liegt nun auch die Antwort auf die Frage: *wie die Formen der Erfahrung können gegeben sein?* (Lehrb. zur Einl. in d. Philos. §. 22—29 und §. 98—102.) [§. 119—123 d. 4. Ausg.]

197. Um uns der schwierigen Lehre vom Selbstbewusstsein nähern zu können, müssen wir zuvor einiger der wichtigsten Verschiedenheiten in der menschlichen Auffassung der Dinge erwähnen.

Bewegte Gegenstände beschäftigen den Zuschauer ungleich mehr als ruhende. *Denn die Beobachtung eines Bewegten ist ein unaufhörlicher Wechsel aufgeregter und befriedigter Begierde.* Das Bewegte sei an irgend einer Stelle: die Vorstellung desselben verschmilzt mit denen der Umgebung. Es verlasse jetzt diese Stelle, so wird anstatt seiner etwas von dem Hintergrunde wahrgenommen, vor welchem es vorübergeht. Diese Wahrnehmung hemmt jene Vorstellung des Bewegten; zu gleicher Zeit aber wird die letztere hervorgetrieben durch die Vorstellungen der Umgebung, welche noch eben so erscheint wie Anfangs. Auch ist das Hervortreiben meistens viel stärker wie die Hemmung, denn es rührt her von einer weit grössern Summe von Vorstellungen, als die Hemmung, die nur von dem Anblick eines kleinen Theils des Hintergrundes entsteht. Folglich ist die Vorstellung des Bewegten in dem Zustande

Digitized by Google

der Begierde (36). Diese Begierde aber wird befriedigt, denn das Bewegte ist nicht aus dem Gesichtsfelde (oder dem Wahrnehmungskreise) entwichen, sondern nur etwa aus dem Mittelpuncte des Gesichtsfeldes; und die volle Befriedigung wird durch eine kaum merkliche Drehung des Auges erreicht. So geht nun die Auffassung des Bewegten (von der wir hier das Differential beschrieben haben) immer fort.

Dass nun das Bewegte nicht bloss mehr beschäftigt, sondern sich auch *tiefer einprägt*, als das Ruhende, liegt in der Menge von kleinen Hülfen, welche von *jeder* Umgebung, in der es sich gezeigt hat, übrig bleibt.

198. Da das Lebendige, vorzüglich das Empfindende, in ungleich mehreren und mannigfaltigeren Bewegungen gesehen wird als das Todte, so lässt sich schon hieraus begreifen, weshalb schon in der frühesten Periode des Daseins nicht bloss der Mensch, sondern auch das Thier sich um das Todte viel weniger bekümmert, als um jenes Erstere. Hiebei ist aber zu bemerken, dass ursprünglich die Dinge nicht für todt, sondern für empfindend gehalten werden. Denn auf den Anblick eines Körpers, der gestossen oder geschlagen wird, überträgt sich die Erinnerung an eignes Gefühl bei ähnlichem Leiden des eignen Leibes. Wo dies ausbleibt, da ist's ein Zeichen von Stumpfsinn; je lebendiger der Mensch, desto mehr Leben setzt er vor näherer Prüfung überall voraus.

Anmerkung.[1] Es war ein gewaltsam erzeugter, und eben so gewaltsam vestgehaltener Irrthum des Idealismus, das Ich setze *sich* ein *Nicht-Ich* entgegen, — als ob die Dinge ursprünglich mit der Negation des Ich behaftet wären. Auf die Weise würde nimmer ein Du und ein Er entstehn, — nimmer eine andre Persönlichkeit, ausser der eignen, anerkannt werden. Vielmehr, was innerlich empfunden war, das wird, wo irgend möglich, auf das Aeussere übertragen. Daher bildet sich mit dem Ich zugleich das Du; und fast gleichzeitig mit beiden das *Wir*, welches der Idealismus vergass, und vergessen musste, wenn er nicht aus seinen Träumen geweckt sein wollte. Denn die Vorstellung des *Wir* ist ganz offenbar abhängig von den Umständen; sie erzeugt sich bald in grössern, bald in kleinern Kreisen; und zwar immer so, dass sie zugleich das Ich in sich

[1] Diese Anmerkung ist Zus. d. 2 Ausg.

aufnimmt. Dieser Gegenstand liegt einer analytischen Betrachtung weit offener vor Augen, als das geheimnissvolle Ich. Wie Platon den Staat als eine Schrift mit grossen Buchstaben, lesbar für schwache Augen, zuerst betrachtete, um kleinere Schrift bequemer aufzufassen, so hätte man auch früher das Wir als das Ich untersuchen sollen, um für das schwerere Problem eine nützliche Vorbereitung zu gewinnen.

199. Woher aber die Vorstellung *von einer Vorstellung? und von vorstellenden Dingen?* Diese Frage muss man zuvörderst einfach genug fassen. *Wie es möglich sei*, dass mit dem räumlich Ausgedehnten und dessen übrigen Merkmalen auch ein Vorstellen verknüpft, ja mit ihm Ein Ding sei, das überlegt kaum einmal der gebildete Mensch, vielweniger der rohe. Aber *dass* es Dinge giebt, denen Vorstellungen inwohnen, weiss selbst das Thier. Es lernt es, indem es sieht, dass diese Dinge sich nach andern, auch ohne Berührung, richten.

Der gemeine Verstand ist geneigt zu glauben, die Nadel wisse vom Magnet. Auf dieselbe Weise ist jeder überzeugt, *A* enthalte in sich die Beschaffenheit von *B*, wenn sich jenes genau bestimmt zeigt durch dieses. Die Beschaffenheit von *B*, ohne dessen Realität, ist das *Bild* von *B*, oder, mit einem andern Worte, die Vorstellung desselben. Findet sich nun *A* bestimmt durch die Beschaffenheiten (Bewegungen u. s. w.) von *B, C, D* und so ferner, in der ganzen Umgebung, so hat *A* deshalb das Prädicat eines Vorstellenden; und hieraus wird unter nähern Bestimmungen das Prädicat, dass *A sehe, höre, rieche*, u. s. f.

Anmerkung.[1] Von den Kategorien der innern Apperception zu handeln, — vom *Objecte*, welches eintretend in die Umgebung den mit Auffassung derselben in Wechselwirkung begriffenen Gedankenlauf unterbricht, und ferner bei häufiger Wiederholung zurückweisend auf sein Vorausgehendes eingreift in die involvirte Zeitlinie der Gefühle, woraus die Vorstellung des *Subjects* entsteht: — dies ist fast zu schwer für den Zweck des vorliegenden Lehrbuchs. Genug wenn nur bemerkt wird, dass die Vermengungen des Idealismus gehoben werden müssen durch Unterscheidung des blossen Subjects, als Zeitwesens, vom *Ich*, wiewohl letzteres mit jenem nothwendig zusammen-

[1] Diese Anmerkung bis zum Schluss des § ist Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

hängt; indem es, abgesondert gedacht, auf Ungereimtheiten führt.

Das allmälige Eindringen der Empfindungen in alle Nerven (wie wenn das Kind eine würzig süsse Frucht geniesst, der Mann sein Gläschen leert,) desgleichen das Eindringen vernommener Worte oder angeschauter Begebenheiten in alle Vorstellungsmassen, — dieses Nachtönen im Innern, — hebt nicht die Ichheit, sondern das Subject ins Bewusstsein hervor. Anders ist es bei absichtlicher Hingebung an die Empfindung, wo der Genuss eintritt, nachdem und indem er *gesucht* wird.

200. In den allermeisten Fällen der eben erwähnten Art sind *A* und *B*, das Vorstellende und Vorgestellte, offenbar zwei Verschiedene, die räumlich einander gegenüber stehn. Es fällt aber ins Auge, dass falls beide auf irgend eine Weise als Eins und dasselbe erscheinen, dann die Vorstellung eines *Wissens von Sich selbst* entstehen muss.

Hiebei frage man nicht, wie es möglich sei, die beiden Entgegengesetzten, Vorstellendes und Vorgestelltes, als Eins und dasselbe aufzufassen? Dieses schwere *metaphysische* Problem ist, *im psychologischen Sinne* eben so leicht, als das obige, wie die Auffassungen *mehrerer* Merkmale *zusammen* die Vorstellung *Eines* Dinges ausmachen, oder das noch frühere, wie die endlichen Raumgrössen als unendlich theilbar erscheinen können? In der Seele fliesst überall Vieles Vorgestellte in Ein Vorstellen zusammen, sobald die Hemmungen es nicht hindern; ob aber das Vorgestellte also werde bleiben können, wann irgend einmal die zerlegenden Urtheile (191) dazu kommen und ein metaphysisches Denken hervorrufen: wie sollte davon die geringste Ahnung ursprünglich der Seele beiwohnen?

Jemand besehe oder betaste seine eignen Gliedmaassen, der gegenüberstehende Zuschauer sagt alsdann nach gemeinem Sprachgebrauche: er hat sich selbst gesehen, sich selbst betastet. Die Identität in diesem Selbst ist offenbar keine wahre, denn das Auge und die tastende Hand sind verschieden von dem Arme, der gesehen und betastet wurde. Dennoch ist im ursprünglichen psychologischen Sinne Identität vorhanden; denn der ganze Leib gilt für Eins, weil alle Theilvorstellungen von demselben innigst verschmolzen sind. Sich selbst sehen oder fühlen ist übrigens nur ein besonderer Fall des: von sich Wissen.

Digitized by Google

201. Dies alles ist jedoch nur noch Vorbereitung zur Erklärung des Selbstbewusstseins. In dem nächst Vorhergehenden liegt nur der Anfang der Vorstellung von *irgend einem Ich;* hievon ist die Vorstellung von *Mir,* d. h. von *meinem Ich,* noch verschieden. Jene ist indessen doch die Grundlage von dieser, wie die Erfahrung bestätigt, denn das Kind spricht zuerst von Sich in der dritten Person.

Hingegen die erste Person, als die Erste, ist *Anfangspunct einer Reihe,* und muss nach Art der Reihenformen erklärt werden (29 und 168—177).

Der Mensch, sobald seine räumlichen Auffassungen einigermaassen zur Reife kommen, findet sich als den beweglichen Mittelpunct der Dinge, von wo aus nicht bloss die Entfernungen, sondern auch die Schwierigkeiten wachsen, das Begehrte zu erreichen, und zu welchem hin sich allemal das Erreichte bewegt, indem es die Begierden befriedigt. So ist der Egoismus nicht der *Grund* der Begierden, sondern er ist eine *Vorstellungsart, die zu denselben hinzugedacht wird.* Gebrochen aber wird der Egoismus schon einigermaassen dadurch, wenn der Mensch einen andern Mittelpunct der Dinge fasst; zu diesem fühlt er *sich* alsdann unfehlbar hingezogen, wie im Sinnlichen zu der Hauptstadt des Landes, im Geistigen zu der Gottheit.

Anmerkung.[1] Von der grössten moralischen und überhaupt praktischen Wichtigkeit ist die Vorstellung des *Wir,* welche auf der Voraussetzung gemeinschaftlicher Empfindung und Auffassung beruhet. Dem eigentlichen Egoismus giebt sie ein natürliches Gegengewicht; auch *ist* sie natürlich, denn kein Mensch weiss eigentlich, wer er ganz allein sein würde. In dem Kreise des *Wir* erzeugt sich, während er in ein mehrfaches Ich aufgelöset wird, die Rechtlichkeit und der Ehrtrieb. Aber dem Wir stellt sich ein Ihr und Sie entgegen, mit allen Uebeln des Corporationsgeistes. Das Sonderbarste ist, dass *Wir selbst* bald diese bald jene Gesellschaft sind; die Menschen sind nämlich in *diesem* Puncte Freunde, in *jenem* Feinde. Hier beklagt sich der Untergebene beim Obern, dort klagen sie gemeinschaftlich über den Obern.

202. Die Complexion, welche das eigne Selbst eines Jeden

---

[1] Diese Anmerkung ist Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

ausmacht, bekommt im Laufe des Lebens unaufhörlich Zusätze, die mit ihr, sogleich indem sie eintreffen, aufs innigste verschmelzen. (Geschähe dieses nicht, so würde die Einheit der Person verloren gehn, welches sich in manchen Arten des Wahnsinns wirklich ereignet, indem sich aus einer gewissen Masse von Vorstellungen, die abgesondert wirkt, ein neues Ich erzeugt, woraus, wenn die Massen abwechselnd, und zufolge eines Wechsels im Organismus, ins Bewusstsein treten, auch eine wechselnde Persönlichkeit entsteht.)

Die Zusätze nun sind verhältnissmässig weit weniger neue Auffassungen des eignen Leibes, wofür die Empfänglichkeit (45) bald sehr gering wird, als vielmehr innere Wahrnehmungen (40) der Vorstellungen, Begierden und Gefühle. Daher neigt sich die Vorstellung des Ich immer mehr zu dem Begriff eines *Geistes;* der sich vollends abscheidet, indem das Ich gedacht wird als übrig und unverletzt bleibend bei Verstümmelungen des Leibes, während der Veränderung der Lebensperioden, und selbst nach dem Tode.

[1]Bei jedem Menschen erzeugt sich das Ich vielfach in verschiedenen Vorstellungsmassen; und wiewohl daraus bei dem geistig Gesunden *kein vielfaches Ich* entsteht, so ist doch diese Vielheit nicht unbedeutend für Charakterbildung überhaupt und für Moralität insbesondere. Der Knabe, der ein anderer ist zu Hause, ein anderer in der Schule, ein anderer unter seinen Spielgenossen: dieser schwebt in Gefahr. Der Mann, der einen verschiedenen Ton hat für Vornehme, Freunde, und Geringe, steht moralisch nicht so sicher als der einfache sich stets gleichbleibende. Unter verschiedenen Menschen ist übrigens die Ungleichheit unvermeidlich, dass der eine *sich* mehr im Genuss, der andre mehr im Leiden fühlt; ein dritter mehr im Thun, und zwar entweder im innern Thun, oder in äusserer Wirksamkeit. Jenes ist oft vorbildend für diese. Am weitesten treten hier die Mystiker und die Freiheitslehrer auseinander; jene meinen, das eigne Wollen ertödten, das eigene Ich aufgeben zu müssen; diese predigen absolute Selbstständigkeit des Ich. Am seltsamsten aber ist die Selbsttäuschung derer, welche mitten in der Mystik noch ihre persönliche Freiheit behaupten wollen, um ja Alles, was einen guten Klang hat, zu

---

[1] Das Folgende bis zu Ende des §. 202 ist Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

vereinigen. Es hilft nichts, solchen Leuten von der richtigen Mitte zu reden; sie haben den rechten Weg von Anfang an verfehlt, und müssten ganz rückwärts gehn, um ihn wiederzufinden.

203. Durch den Begriff der *Seele*, nicht aber unmittelbar durch den so eben erklärten des *Ich*, bekommen wir eine richtige Kenntniss von uns selbst. Der letztere nämlich muss in jenen erstern umgebildet werden. Denn das Ich des gemeinen Verstandes enthält lauter zufällige Merkmale, welches sich vermittelst der zerlegenden Urtheile (der Antworten auf die Frage: *wer bin ich?*) verräth, gerade so wie die Vorstellungen der sinnlichen Dinge sich durch die Urtheile (195) in lauter Prädicate zersetzen, deren Subject lange blindlings vorausgesetzt, endlich aber vermisst wird. Von dem Ich lassen nun die Urtheile, indem sie alles Individuelle absondern, nichts übrig, als den Begriff der *Identität des Objects und Subjects*; einen *widersprechenden* Begriff, dessen Umbildung in jenen der Seele ein Geschäft der allgemeinen Metaphysik ausmacht, eben sowohl wie dieselbe die Begriffe von Substanzen, Kräften (196), von räumlichen und zeitlichen Dingen (177) in die Lehre von einfachen Wesen und von deren Störungen und Selbsterhaltungen umarbeitet.

Anmerkung. Der widersprechende Begriff des reinen Ich ist das metaphysische Princip, aus welchem alle die systematischen Untersuchungen geflossen sind, die dem gegenwärtigen Vortrage zum Grunde liegen.[1] Von allen Unterschieden, die in dem wirklichen Ich angetroffen werden, je nachdem der Mensch sich gedrückt oder gehoben fühlt, und in seinen Anstrengungen entweder vorrückt oder ermattet, weiss und enthält das Ich, als metaphysisches Princip, nicht das Mindeste. Fragt man, wie denn diese Unterschiede hineinkommen, so ist die Antwort: die Untersuchung selbst, angetrieben von dem Princip, fodert solche Mannigfaltigkeit und solche Gegensätze; und leitet auf die Bahn, darnach zu suchen. Das ist die Eigenheit wahrer metaphysischer Principien, dass sie über sich selbst hinaus, und eben damit in den Zusammenhang der Erfahrung zurück-

[1] Das Folgende bis zu Ende des §. 203 ist Zus. d. 2 Ausg. Statt dessen steht in der 1 Ausg.: „Um den Zusammenhang einzusehen, vergleiche man die §§. 11—13 der Hauptpuncte der Metaphysik mit den Sätzen 124—126 [§. 10—12] in diesem Buche."

Digitized by Google

weisen. Kennte man durch blosse Erfahrung auch schon den Zusammenhang in der Erfahrung: so wäre keine Metaphysik nöthig; und eine solche Wissenschaft wäre überall nicht entstanden. Die *Bewegung des Denkens* aber, welche die Metaphysik herbeiführt, ist bei verschiedenen Problemen nur dem allerkleinsten Theile nach gleichartig; sie fodert daher eine sehr mannigfaltige Uebung. Mit den Verwöhnungen, Alles in den viereckigen Kasten der sogenannten Kategorien, oder in den dreieckigen der Thesis, Antithesis und Synthesis hineinzukünsteln, wird der Untersuchungsgeist nicht gefördert, sondern verdorben. Die eine dieser Manieren ist soviel werth wie die andre.

204. Jetzt erst ist es möglich zu erklären, was *Anschauen* heisse, ein Ausdruck, mit welchem ein heilloser Missbrauch vielfältig ist getrieben worden.

Anschauen heisst: ein Object, indem es gegeben wird, als ein solches und kein anderes auffassen.

Das Object muss dem Subjecte und andern Objecten gegenüberstehen; es so zu finden ist erst möglich, nachdem das Ich, als erste Person, sich auf räumliche Weise als Mittelpunct der Dinge hervorgehoben hat. Gewöhnlich wird das Object eine Complexion von Merkmalen, nach Art der sinnlichen Dinge, sein; diese aber muss sich erst aus der ganzen Umgebung ausgeschieden haben (194), damit die Auffassung das Object als ein solches und kein anderes begrenzen könne. Hiebei erscheint das Object gleichsam auf einem Hintergrunde früherer Vorstellungen, die es zugleich reproducirt und hemmt; es selbst erhält dadurch bestimmte Umrisse, sowohl in räumlicher, als in jeder andern Hinsicht. Eben deshalb hat jede Anschauung (sehr ungleich der blossen Empfindung) die Tendenz, in eine Menge von Urtheilen zugleich auszubrechen (wie in 182), die sich jedoch meistens gegenseitig ersticken, theils wegen der Hemmung unter ihren Prädicaten, andern Theils weil sie nicht alle zugleich Worte finden können; oftmals auch, weil die Auffassung von einem Gegenstande zum andern fortrückt.

Die Anschauung ist demnach ein sehr verwickelter Process, der durch viele frühere *Productionen* vorbereitet sein muss (nicht durch irgend welche, im Gemüthe vorhandene Formen,) und der alsdann mit psychologischer Nothwendigkeit so erfolgt, wie er kann, gleichviel ob dadurch ein realer Gegenstand, oder

Digitized by Google

eine täuschende Gestalt vorgebildet wird. Dies zu prüfen ist die Sache des Denkens, und der Entscheidung desselben kann *keine* Anschauung vorgreifen, man mag ihr Namen geben, welche man will.

Endlich die Passivität im Anschauen (welche durch das Wort *Auffassen,* nämlich eines *Gegebenen,* ausgedrückt wird), ist nicht unmittelbar ein leidender Zustand der *Seele,* von welcher vielmehr die Anschauung *producirt* wird, obgleich ohne irgend ein Bewusstsein der Thätigkeit. Sondern leidend verhalten sich diejenigen *Vorstellungen,* auf denen, als dem Hintergrunde, die Wahrnehmung ihre Umrisse zeichnet, oder ohne Bild, welche vermöge des Gleichartigen, das sie mit der Wahrnehmung gemein haben, von ihr reproducirt, vermöge des Ungleichartigen aber durch sie gehemmt werden.

Dies Verhältniss im Anschauen, vermöge dessen die *älteren* Vorstellungen *leiden* von der *neuen* Wahrnehmung, kann jedoch, wenn nicht eine längere Folge von Anschauungen den Geist in seiner passiven Lage vesthält, sich leicht und schnell in das entgegengesetzte verkehren; was alsdann geschieht, ist schon (in 39) angegeben. Das Anschauen ist dann zu Ende, statt seiner beginnt die Erinnerung, das Phantasiren und das Denken.

VIERTES CAPITEL.

Vom unbeherrschten Spiel des psychischen Mechanismus.

205. Der Kürze wegen, in welche dies Lehrbuch sich einschliessen muss, werden wir an den praktisch wichtigen Gegensatz der Selbstbeherrschung und des Mangels derselben Verschiedenes anknüpfen, das in einem ausführlichen Vortrage würde mehr gesondert zu betrachten sein.

Unabhängig von einer im Innern begründeten Herrschaft, kann die geistige Regsamkeit *entweder* in den Vorstellungen selbst, *oder* in dem Organismus, *oder* in äussern Eindrücken ihren Ursprung haben.

206. Sich selbst überlassen, würde eine kleine Anzahl von Vorstellungen sich sehr bald ihrem statischen Puncte nähern, und nur noch eine sehr geringe Bewegung zu demselben hin

Digitized by Google

übrig behalten, durch welche er niemals ganz vollkommen erreicht werden könnte (17).

Allein bei der äusserst grossen Menge und den höchst verwickelten Verbindungen und Vorstellungen, die der Mensch im Laufe der Zeit erlangt, ändert sich dies beträchtlich.

207. Eine Reihe von Vorstellungen sei eben jetzt im Ablaufen begriffen, so ändert sich in jedem Augenblicke die Hemmung, welche die gänzlich oder beinahe aus dem Bewusstsein verdrängten Vorstellungen erleiden. Einige können sich von selbst regen, weil sie nun minder zurückgehalten sind; andre werden reproducirt durch solche Glieder der ablaufenden Reihe, denen sie gleichartig sind. Aber die reproducirten mögen selbst ihre Reihen haben, die nun auch anfangen abzulaufen, so verwickeln sich diese Reihen in einander, und mit jener erstern; es entstehn bald Hemmungen, bald Verschmelzungen und Complicationen. Durch solche neue Verbindungen aber bilden sich neue Totalkräfte (23) und die statischen Puncte werden dadurch verrückt, folglich neue Bewegungsgesetze herbeigeführt. Ein mannigfaltiger Wechsel von Gemüthszuständen (33—38) kann hiebei kaum ausbleiben. Ein solcher zieht allemal den Organismus ins Spiel, durch dessen Einmischung (die wir hier nicht weiter erwägen wollen) die Sache noch verwickelter wird.

Mit diesem *Phantasiren* (denn das ist es, mehr oder minder lebhaft) verbinden sich sehr oft Handlungen in der Aussenwelt und hievon ist das laute Aussprechen der Gedanken nur eine Species. Bei Kindern, die noch nicht gelernt haben, sich zurückzuhalten, sind dergleichen Aeusserungen dessen, was innerlich vorgeht, in der Regel. Da kommt alsdann die Wahrnehmung des Products der Aeusserung hinzu und wirkt mit auf den Verlauf des psychologischen Ereignisses.

208. Der Lauf der menschlichen Wahrnehmungen lässt alsdann, wenn er einigermaassen rasch ist, den Vorstellungen, die er bringt, nicht Zeit, sich unter einander ins Gleichgewicht zu setzen; die vorangehenden werden durch die nachkommenden auf die mechanische Schwelle geworfen, ohne in diejenigen Verbindungen, deren sie fähig waren, getreten zu sein; und aus der mechanischen Schwelle wird gar bald die statische, wofern der Zufluss neuer Vorstellungen noch länger dauert. Vermöge dieser übereilten Hemmungen sammelt sich eine Menge

Digitized by Google

unverdauten Stoffes, der erst allmälig verarbeitet wird, wenn ihn nachmalige Reproductionen wieder ins Bewusstsein zurückführen. [1]

209. Die spätere Verarbeitung des früher gesammelten Stoffes ist um desto wichtiger, weil die älteren Vorstellungen gewöhnlich die stärkeren sind, wegen der abnehmenden Empfänglichkeit. Diese Verarbeitung wird jedoch, je später, desto schwieriger, weil durch den steten Zufluss neuer Wahrnehmungen sich die Gemüthslage, nebst der entsprechenden Disposition des Leibes, fortdauernd ändert, so dass die älteren Vorstellungen mit ihren früher eingegangenen Verbindungen immer weniger dazu passen, folglich die Reproduction derselben grössere Hindernisse antrifft. Hierin liegt der Grund, weshalb dasjenige, woran nicht manchmal durch Wiederholungen erinnert wird, mehr und mehr in Vergessenheit geräth. Genau genommen aber geht in der Seele nichts verloren.

210. Die Zweckmässigkeit der Verarbeitung wird bestimmt durch die Zweckmässigkeit der Reproduction. Denn welche Vorstellungen *zugleich* reproducirt werden, diese eben, und keine andern, gerathen dadurch in neue und innigere Verbindung.

Anmerkung. Hiemit hängen einige von den pädagogischen Hauptbegriffen zusammen. Zuvörderst die Unterscheidung des *analytischen* und *synthetischen Unterrichts*. Jener geschieht durch zweckmässige Reproduction; dieser sorgt dafür, neue Vorstellungen gleich Anfangs in zweckmässiger Verbindung herbeizuführen. Ferner gehört hieher die allgemeine Foderung, dass *Vertiefung* und *Besinnung*, gleich einer geistigen Respiration, stets mit einander abwechseln sollen. Die Vertiefung geschieht, indem einige Vorstellungen nach einander in gehöriger Stärke

[1] Die 1 Ausg. hat hier noch folgende Anmerkung: „Unter Vorstellungen, welche sich zugleich von der Schwelle wieder erheben, sind die Hemmungsgesetze nicht ganz dieselben, wie unter denen, die zugleich sinken. Bei den letzteren hängt die Hemmung von der ganzen Stärke der Vorstellungen ab; bei den ersteren ist die Hemmung veränderlich; denn sie entsteht erst allmälig, indem die entgegengesetzten im Bewusstsein zusammen kommen. Daher ist sie in diesem Falle überhaupt schwächer, als in dem andern, und *hieraus folgt, dass die zugleich reproducirten Vorstellungen, unter übrigens günstigen Umständen, eine innigere Verbindung eingehn, als welche möglich war, wenn sie zugleich sanken.* Daraus aber ergiebt sich nun abermals eine Veränderung in den Gesammtkräften, und so entstehen durch die Bewegungen selbst immer neue Bewegungsgesetze für die Vorstellungen."

Digitized by Google

und Reinheit (möglichst frei von Hemmungen) ins Bewusstsein gebracht werden. Die Besinnung ist Sammlung und Verbindung dieser Vorstellungen. Beides findet statt sowohl beim analytischen, als beim synthetischen Unterrichte. Je vollkommener und je sauberer diese Operationen vollzogen werden, desto besser gedeiht der Unterricht.

(Zu vergleichen ist des Verfassers allgemeine Pädagogik, im Anfange und gegen das Ende des zweiten Buchs).

211. Während nun aus den vorbemerkten Ursachen die Vorstellungen, indem sie stets der Tendenz zum Gleichgewichte folgen, eben dadurch aus einer Bewegung in die andere gerathen: verweben sie sich immer vester und vielfältiger, so dass mehr und mehr jede Aufregung einer einzigen unter ihnen sich durch die übrigen fortpflanzt, *und dadurch selbst ihrer Rückwirkung ausgesetzt ist.* Mit andern Worten: das Phantasiren geht mehr und mehr ins *Denken* über, und der Mensch wird immer *verständiger.* Denn in diesem allgemeinen Zusammenhange der Vorstellungen unter einander, nicht aber in den Begriffen und Urtheilen einzeln genommen, hat der Verstand seinen Sitz (188). Jedoch ist hiemit eine allmälige Ausbildung der Begriffe und Urtheile verbunden, indem dabei die Umstände eintreten, welche oben (179—192) sind erwogen worden.

212. Da kein Mensch einzeln lebt, vielmehr die Humanität in der Gesellschaft vorhanden ist, so gehört es hieher, zu bemerken, dass das *Gespräch* der gewöhnliche Reiz für das Phantasiren, die *Sitten* aber und die *gemeinen Meinungen* die gewöhnlichen Haltungspuncte sind, in welchen sich die Vorstellungen so durchkreuzen und verflechten, dass von da aus jede ihrer Bewegungen eine Bestimmung erhält: oder wie man auch sagen kann, der *gemeine Verstand* auf der gemeinen Meinung beruht, die übrigens grundlos und unwahr, also in einem höhern Sinne des Worts dem Verstande sehr zuwider sein kann.

213. Von dem Phantasiren und Denken eines Menschen hängt ab sein *Anschauen* und *Merken,* überhaupt sein *Interesse.* Jeder Mensch hat seine eigne Welt, auch bei gleicher Umgebung.

Die Aufmerksamkeit ist theils *unwillkürlich* und passiv, theils *willkürlich* und activ. Von der letztern ist hier noch nicht die Rede, denn sie hängt mit der Selbstbeherrschung zusammen. Die erstere hat ihren Grund zum Theil in der *augenblicklichen*

Digitized by Google

Lage des Geistes während des Merkens; andern Theils wird sie bestimmt durch die *älteren* Vorstellungen, welche das Gemerkte reproducirt.

a) Bei der Geisteslage während des Merkens kommen *vier* Umstände in Betracht: die Stärke des Eindrucks, die Frische der Empfänglichkeit, der Grad des Gegensatzes gegen schon im Bewusstsein vorhandene Vorstellungen, und der Grad des mehr oder minder zuvor beschäftigten Gemüths. *

b) Was die Mitwirkung älterer reproducirter Vorstellungen anlangt, so können dieselben sowohl durch ein Zuviel, als durch ein Zuwenig, dem unwillkürlichen Merken ungünstig sein, indem in beiden Fällen es dem Neuaufgefassten unmöglich wird, die Gemüthslage nach sich zu bestimmen. Findet nämlich das Neue nichts Altes, oder dessen Zuwenig vor, mit dem es sich verbinden könnte, so ist es für sich allein meistens zu schwach, um nicht von andern Vorstellungen erstickt zu werden, die sich schon mehr gesammelt und verbunden haben. Tritt aber des gleichartigen Alten Zuviel hervor, so schwächt es die Empfänglichkeit für das Neue. Dagegen wird das Merken hauptsächlich durch zwei Umstände begünstigt, erstlich, wenn es mit dem Alten contrastirt, wobei die Reproduction stark genug zur Anknüpfung ist, ohne durch ein Uebermaass der Empfänglichkeit bedeutend zu schaden; — zweitens, wenn durch das Neue eine Entwickelung älterer Vorstellungen befördert wird, wornach dieselben ohnehin schon strebten. In diesem Falle stiftet es neue Verbindungen, indem es zugleich eine Begierde befriedigt, oder doch ein angenehmes Gefühl hervorbringt. Das geschieht besonders bei zuvor erregter *Erwartung.*

Anmerkung. Merken und Erwarten, als die beiden Stufen des Interesse, gehören gleichfalls zu den Grundbegriffen der allgemeinen Pädagogik. (In dem vorerwähnten Buche des Verf. über diesen Gegenstand muss das 2 Capitel des 2 Theils mit den hier aufgestellten Sätzen verglichen und erläutert werden.)

214. Unter denjenigen Aufregungen des psychischen Mechanismus, welche im Organismus ihren Ursprung haben, mag

* Psychologie I, §. 95.[1]

[1] Die 1 Ausg. verweist hier auf die Abhandlungen „über die Stärke einer gegebenen Vorstellung als Function ihrer Dauer“ und „über die dunkle Seite der Pädagogik.“

es erlaubt sein, solche hier zu übergehen, die offenbar mehr physiologische als psychologische Phänomene darstellen; wohin die körperlichen Bedürfnisse zu rechnen sind.

Im allgemeinen aber ist sehr klar, dass jedes Körpergefühl im Stande ist, die mit ihm complicirten Vorstellungsreihen ins Bewusstsein mitzubringen; und dass diese sich um so gewisser entwickeln werden, weil mit allen *andern* Vorstellungen *andere* (wenn auch noch so schwache) Körpergefühle zusammenhängen, denen andere körperliche Zustände entsprechen, welche sich eben jetzt nicht hervorbringen lassen. Aus diesem Grunde sollte man eher eine noch grössere als eine geringere Abhängigkeit des Geistes vom Leibe erwarten, wie die, welche die Erfahrung zeigt.

215. Auch den *Veränderungen* der Gemüthslage, und dem Ablaufen und Ineinandergreifen der Vorstellungsreihen müssen Veränderungen im leiblichen Zustande entsprechen. Hiebei kann schon das *Zeitmaass* und die *Geschwindigkeit* der geistigen Veränderung eine ihr entweder günstige oder ungünstige Disposition des Körpers antreffen, welches hinreicht, um die abwechselnde Lust und Neigung zu dieser oder jener Beschäftigung zu erklären, wofern nicht noch ausserdem rein psychologische Gründe mit einwirken.

Anmerkung. Dasjenige Spiel des psychischen Mechanismus ist vorzüglich ein unbeherrschtes oder doch schwer zu beherrschendes, welches entsteht, wenn die Geschwindigkeit in der Veränderung körperlicher Zustände ungewöhnlich wächst, und dadurch den entsprechenden Lauf der Vorstellungen beschleunigt. Dergleichen geschieht beim Uebergehn aus Krankheit in Gesundheit, während der Ausbildung der Pubertät, in manchen Krankheitszuständen u. s. w. Die Phantasie entläuft alsdann dem Verstande, — mit andern Worten, die Schnelligkeit der sich entwickelnden Vorstellungen vermehrt die Gewalt, womit sie diejenigen aus dem Bewusstsein verdrängen, die ihnen Widerstand leisten könnten.

216.[1] Das Vorstehende erlangt eine weit grössere praktische Wichtigkeit, wenn man versucht, hinter der vielfachen und veränderlichen Färbung des Ich (wovon in 202 die Rede war)

---

[1] §. 216 u. 217 sind in der 2 Ausg. hinzugekommen. Was in der 1 Ausg. an der Stelle derselben stand, s. im Anhang unter II.

Digitized by Google

die *bleibende Individualität* des Menschen, die besonders dem praktischen Erzieher sich entgegenstellt, die aber von jener sehr schwer zu unterscheiden ist, richtig zu durchschauen. Hieher gehört Folgendes:

a) Die von einem System zum andern fortlaufende Affection des Leibes (106) *sollte* bei vollkommener Gesundheit, wenigstens des reifen männlichen Körpers, entweder gar nicht, oder doch höchst beschränkt vorkommen; so dass kein Einfluss geistiger Thätigkeit z. B. auf die Verdauung und Blutbewegung, also auch nicht umgekehrt, statt fände; wie denn in der That die Unerschrockenheit des Kriegers mitten in der Gefahr nicht ohne Grund *Kaltblütigkeit* genannt wird.

b) Dagegen liegt in jedem menschlichen Organismus ein System möglicher Affecten prädisponirt; dergestalt, dass eine sorgfältige Erziehung das Ausbrechen dieser Affecten mehr aufschiebt, als beseitigt und in seinen nachtheiligen Folgen vermeidet. Deshalb kann sie Niemanden die Erfahrungen, denen er entgegengeht, weil er sie sich selbst zuzieht, ganz ersparen.

c) Zu erklären, wie vielfach verschieden der physiologische Druck (50) aus den Organen und Systemen des Leibes entspringe, ist den Physiologen anheim zu stellen; aber *was* dieser Druck in den geistigen Thätigkeiten verändern könne, das muss aus der Kenntniss des psychischen Mechanismus und seiner mannigfaltig möglichen Hemmungen beurtheilt werden. Das Leichteste hievon ist Folgendes:

α) Statt der unmittelbaren Reproduction (26) entsteht unter dem Einflusse jenes Drucks zunächst *Verdüsterung*, indem die neuen Wahrnehmungen nicht sowohl den älteren gleichartigen freien Raum schaffen, als vielmehr die schon vorhandenen Vorstellungen, welche sich mit dem Drucke ins Gleichgewicht gesetzt hatten, in der Gegenwirkung schwächen; so dass nun die Wirkung des Druckes zunimmt, und die älteren Vorstellungen, welche das Neue aufnehmen und sich aneignen sollten, nur kümmerlich hervortreten. Daher sehr oft ein dumpfes Erstaunen, wo lebhaftes Interesse erwartet wurde.

β) Der nämliche Druck verkümmert noch weit leichter die Wölbung, folglich auch die Zuspitzung; daher die Vorstellungen nicht scharf, wohl aber nackt hervortreten; wie bei Menschen, die nichts errathen, nichts in seiner vollen Beziehung

Digitized by Google

auffassen, kein feines Gefühl haben; während sie vielleicht mechanisch fleissig lernen.

γ) Bei Manchen ist der Druck nicht stets wirksam; er kommt nur in Folge der von der geistigen Thätigkeit ausgehenden Spannung als Reaction vor. Solche Köpfe sind lebhaft und leichtfertig, aber ohne Tiefe und Zusammenhang. Denn ihre Gedanken werden jeden Augenblick zerschnitten; sie können nur kurze Reihen bilden. Sie mögen nicht allein sein, weil es ihnen nicht gelingt einen Gedanken zu verfolgen.

δ) Wirkt ein beharrlicher Druck auf frei steigende Vorstellungen (32): so bringt er deren Bewegung in Unordnung, indem er mit den stärksten derselben, da sie am höchsten steigen sollten, in einen Conflict tritt, wodurch die schwächern Freiheit gewinnen, abwechselnd mit jenen ins Bewusstsein zu kommen. Unter solchen Umständen zeigen sich selbst thätige und energische Köpfe rhapsodisch in ihrem Thun; sie glänzen vielleicht, aber ihre Bildung hat Risse und Sprünge, wofern nicht sehr sorgfältig dagegen gearbeitet wurde.

ε) Sehr verschieden findet man überhaupt den Rhythmus der geistigen Bewegungen, daher Manche besser das erreichen, was schnell, Andre, was langsam gethan sein will.

Diese Andeutungen sehr verwickelter Untersuchungen mögen hier genügen.

217. Von äussern Eindrücken der Umgebung hängen die verschiedenen Vorstellungsmassen ab. Jede neue Umgebung, vollends jede neue Lebenslage bringt ihre eigene, von den übrigen zwar nicht ganz, aber grossentheils gesonderte Masse. Bei weitem nicht immer entsteht unter diesen Massen das rechte, zur Selbstbeherrschung nöthige Verhältniss. Hier hat der Unterricht, und die ganze absichtliche Ausbildung, eine grosse Aufgabe. Allein zunächst werden wir nicht die *innere* Wechselwirkung der Vorstellungsmassen unter einander, sondern das äussere Verhältniss des Menschen zu seiner Umgebung in Betracht ziehn.

218. Die Aussenwelt, in wiefern sie zur Aufregung des geistigen Lebens beiträgt, betrachten wir hier als die Sphäre des *Handelns* und als den Sitz der Hindernisse desselben, nachdem oben schon der Reiz, den neue Wahrnehmungen hervorbringen, ist erwogen worden. Jetzt muss zuvörderst der Zusammenhang zwischen *Vorstellen, Handeln, Begehren, Wollen*

Digitized by Google

(die Worte stehn absichtlich in dieser Ordnung) genauer als zuvor (52) entwickelt werden.

Bewegungen der Gliedmassen des Leibes und die Gefühle davon sind zusammenhängende Zustände des Leibes und der Seele. Ist mit dem Gefühl noch irgend eine Vorstellung, etwa des bewegten Gliedes, oder auch nur eines äussern Gegenstandes complicirt, so bewirkt jede Regung dieser Vorstellung, falls nicht ein Hinderniss eintritt, unmittelbar eine Reproduction jenes Gefühls und der zugehörigen Bewegung. Zu der letztern wird also nicht einmal erfodert, dass die Vorstellung im Zustande des Begehrens sei, sondern sie wird ohne weiteres begleitet vom Handeln. (So bei Thieren und bei Kindern; erst der Erwachsene weiss sich zurückzuhalten durch die Einwirkung anderer Vorstellungsmassen.) Die fernere Untersuchung muss nun auf die Lehre von den Vorstellungsreihen zurückgehn.

219. Die eben erwähnte, von einem Handeln unmittelbar begleitete Vorstellung sei *d*, in einer Reihe *a, b, c, d* . . .; findet nun die Handlung in der Aussenwelt kein Hinderniss, so geschieht sie unbemerkt, und die Reihe läuft im Bewusstsein weiter fort zu *e, f* u. s. w., als ob kein Handeln geschehen wäre. So bei den Bewegungen des Augapfels, grossentheils auch der Sprachorgane, während die Bewegungen der Arme und Beine, wegen der Schwere und Trägheit dieser Gliedmassen, schon einigermaassen zum folgenden Falle gehören.

Es finde die Handlung ein Hinderniss in der Aussenwelt, so hemmt dasselbe das zu der Handlung gehörige Gefühl, und vermittelst dessen die Vorstellung *d*. Da nun *d* mit einem Reste von *c*, einem kleinern Reste von *b*, einem noch kleinern von *a* verschmolzen ist, da ferner nach der Grösse dieser Reste auch die, einem jeden derselben eigenthümliche, Geschwindigkeit ihres Wirkens verschieden ist, so gewinnen jetzt, während das Ablaufen der Reihe stockt, auch die kleineren Reste Zeit, um als Hülfen für *d* mitwirken, und sich unter einander verstärken zu können. Wäre kein Hinderniss gewesen, so würde *c* am schnellsten auf *d* gewirkt haben und die kleineren Reste hätten keinen Einfluss gehabt, weil das, was sie wirken können, ohne sie schon wäre gethan gewesen. Weicht das Hinderniss auf die Mitwirkung von *b*, so gelangt *a* nicht zum Helfen; weicht es noch nicht, so wird allmälig jedes Glied, wie viele deren zu der Reihe gehören mögen, zu der allgemeinen Thätigkeit

Digitized by Google

seinen Beitrag geben. Wie lange dies dauert, so lange befinden sich alle Glieder der Reihe bis auf *d* im Zustande der Begierde; in dem Augenblicke aber, wo die ganze Kraft aller vereinigten Hülfen angespannt ist, geht die Begierde, wofern das Hinderniss noch immer nicht überwunden ist, in ein unangenehmes Gefühl über (36).

Dies alles ist sehr leicht in der Erfahrung wieder zu erkennen. Eine uns geläufige Handlung des gemeinen Lebens, z. B. die Eröffnung einer Thüre, geschieht, wenn kein besonderes Hinderniss sich einmischt, fast unbemerkt und ohne unsern Gedankenlauf zu stören. Widersetzt sich aber irgend eine Reibung, so strengen wir allmälig mehr Kraft an, wir begehren immer stärker, dass die Thür sich öffne, bis dies wirklich geschieht; ist aber die Bemühung vergeblich, so lässt die Begierde einem Unbehagen Raum, das wenigstens so lange dauert, bis eine neue Gedankenreihe dazu kommt, die ausser dem Kreise dieser Untersuchung liegt.

220. Die Stelle eines Hindernisses vertritt oftmals ein blosser Mangel in einer gewohnten Umgebung. Einer Reihe von Vorstellungen *a, b, c, d, e,* entspreche die Reihe der Anschauungen *a, b, c, e,* worin *d* fehlt, so wird dasselbe *vermisst,* weil die übrigen Vorstellungen nicht damit zu Stande kommen können, den Grad von ungehemmter Klarheit, in welchem *d* mit ihnen verschmolzen war, wieder herzustellen; wozu gehören würde, dass sie nicht bloss in der Seele, sondern auch im Sinnesorgan die zusammengehörigen Zustände des wirklichen Anschauens hervorbrächten. Das Vermissen wird zum *Sehnen,* wenn die Reihe *a, b, c*... stark genug und der Geist in sie vertieft ist.

221. Man setze hier an die Stelle einer Reihe nun ein Gewebe vieler Reihen, die sich sogar durch den ganzen Gedankenkreis des Menschen erstrecken können, so wird eine allgemein durchdringende Sehnsucht nach dem vermissten Gegenstande das ganze Gemüth erfüllen. Dies ist der Grundzug der *Liebe,* der ihr Gegenstand unentbehrlich ist, und die jede mögliche Ahnung von räumlicher oder geistiger Trennung verabscheut. Es ist bekannt, dass sie durch ihre mancherlei Veranlassungen näher bestimmt wird, auch dass sie viele Beimischungen, zum Theil von sinnlichen Gefühlen in sich aufnimmt; ihre einfachste Gestalt aber zeigt sie da, wo sie aus blosser *Gewöh-*

Digitized by Google

nung entsteht. (Zu vergleichen ist des Verfassers allgemeine praktische Philosophie, 2 Buch, 7 Capit.)

222. *Was* und *wie* der Mensch liebt, — von den zerstreuenden Liebhabereien bis zu der Liebe als verzehrender Leidenschaft, — das ergiebt das erste Wesentliche seines *Charakters*. Doch hiebei kommen mancherlei formale Bestimmungen in Betracht, die an den Begriff des *Willens* müssen geknüpft werden. (Die ersten vier Capitel des dritten Buchs der allgemeinen Pädagogik stehen damit in Verbindung.)

223. *Wille ist Begierde, mit der Voraussetzung der Erlangung des Begehrten.* Diese Voraussetzung verknüpft sich mit der Begierde, sobald in ähnlichen Fällen die Anstrengung des Handelns (219) von Erfolg gewesen ist. Denn alsdann associirt sich gleich mit dem Anfange eines neuen, gleichartigen Handelns, die Vorstellung eines Zeitverlaufs, den die Befriedigung der Begierde beschliessen werde. Hiebei entsteht ein *Blick in die Zukunft*, der sich immer mehr erweitert, je mehr *Mittel* zum Zwecke der Mensch voranschicken lernt. Eine Reihe $\alpha, \beta, \gamma, \delta$, habe sich in früherer Auffassung des Verlaufs einer Begebenheit gebildet. Jetzo sei die Vorstellung δ im Zustande der Begierde. Obgleich sie als solche wider eine Hemmung aufstrebt, so können doch die Hülfen, welche sie den Vorstellungen γ, β, α, zusendet, ungehindert wirken, falls die eben bezeichneten keine Hemmung im Bewusstsein antreffen. Es werden also γ, β, α, in gehöriger Abstufung reproducirt (wie b und a in 29 gegen das Ende), und wofern eine dieser Vorstellungen mit einem Handeln complicirt ist (218), so geschieht eine solche Handlung, wodurch unter günstigen äussern Umständen der ehemalige Verlauf der Begebenheit sich wirklich erneuern kann, dergestalt, dass α, β, γ, sich wie Mittel zum Zwecke δ verhalten.

224. *Der Wille hat seine Phantasie und sein Gedächtniss, und er ist um desto entschiedener, je mehr er dessen besitzt.* Denn eine Reproduction, wie die eben erwähnte, kann durch sehr lange, sehr verflochtene Reihen, nach vielen Seiten hin fortlaufen und in irgend einem entfernten Gliede eine Handlung hervorrufen. Auch die Anstrengung in dieser Handlung erklärt sich leicht, wenn man annimmt, dass jenes δ (in 223) eine und dieselbe Vorstellung sei mit d (in 219), so dass in der Zusammenwirkung von a, b, c, d, die Stärke des Wollens liege, durch welche γ, β u. s. w. bis zu der Handlung, welche

Digitized by Google

Mittel zum Zwecke ist, aufgeregt werden. Die entschiedene Voraussetzung aber, man werde den Zweck erreichen, ist um so gewisser und vester, je mehr der Mittel zu Gebote stehn, das heisst, je weiter umher die eben bezeichneten Reproductionen sich erstrecken.

225. Der Wille stärkt sich auch durch Bekanntschaft mit Gefahren und durch Entsagungen.

Zwar die Gefahr ist dadurch, dass man sie kennt, an sich nicht weniger furchtbar, aber die Vorstellung derselben bewirkt keine so starke Hemmung, wenn sie mit den andern Vorstellungen verschmolzen ist. Auch wird alsdann nicht sowohl der Zweck, als vielmehr der *Versuch* gewollt, jenen zu erreichen. Die Entsagungen aber lösen vollends das Gemüth ab von Besorgnissen und Rücksichten, welche den Willen schwankend machen könnten.

226. Giebt es in mehreren Puncten des Gedankenkreises solche Stellen, in welchen Vorstellungen als Begierden aufstreben, so können sie sich bei den Reproductionen, durch welche die Ueberlegung der Mittel und Hindernisse geschieht, leicht begegnen und einander widerstreiten. Das Schwanken in diesem Widerstreite ist die *praktische Ueberlegung*, welche geendigt wird in der Wahl.

Diese letztre ist ursprünglich *nicht* ein Werk der *praktischen Grundsätze*, sie macht vielmehr dergleichen erst möglich, indem aus oft wiederhohltem Wählen in ähnlichen Fällen allmälig ein *allgemeines Wollen* entsteht, und gerade so durch hinzukommende Urtheile ausgebildet wird, wie die allgemeinen Begriffe (179—192).

Hier aber ist schon der Uebergang in die Betrachtungen des folgenden Capitels.

Anmerkung. Zu unterscheiden von dem allgemeinen Wollen, aber gleichfalls vorbereitend auf das folgende Capitel, ist der Umstand, dass, je mehrere Vorstellungsmassen sich in dem Menschen schon gebildet haben, desto mehrere einstimmig zusammen zu wirken pflegen, wenn eine Begierde als Wille in Handlung übergeht. Oft ist dagegen in *einer* Vorstellungsmasse alles fertig zum Wollen, aber die andern hindern es. So geht Unzufriedenheit der Empörung lange voran.

227. Umstände des äussern Lebens hindern oft den Menschen, seines ganzen Wollens inne zu werden, seinen Cha-

Digitized by Google

rakter zu entwickeln. Ein andermal ist ihre Gunst zu gross für die Kleinheit seines Gedankenkreises.

Der erste Fall ist bei weitem der häufigste. Daher, besonders unter drückender Staatsregierung, eine gefährliche Verschlossenheit unbekannter Kräfte. Daher die politische Nothwendigkeit, der menschlichen Thätigkeit eine geordnete Freiheit zu gewähren.

FÜNFTES CAPITEL.

Von der Selbstbeherrschung, insbesondere von der Pflicht, als einem psychischen Phänomene.

228. Man unterscheide die *wirkliche* Selbstbeherrschung von derjenigen, *welche der Mensch sich selbst anmuthet*, und diese wiederum von der, *welche er sich anmuthen soll.*

229. Fast unbemerkt, und ohne noch mit den Schwierigkeiten der Sache bekannt zu sein, beschliesst über sich selbst das Kind, indem es eine Handlung, die für ein Mittel zum Zwecke gilt, sich vorbehält und vorsetzt auf eine künftige Zeit. Hintennach, wann die Zukunft zur Gegenwart geworden ist, findet sich, dass auch jetzt noch gewollt wird, dass der frühere Augenblick nicht über den jetzigen entscheiden konnte, und dass es sich fragt, ob denn auch der jetzige Wille einerlei sei mit dem vorigen, — an welchen vielleicht kaum noch gedacht wird. Erst allmälig erfährt der Mensch, wie leicht er sich selbst ungetreu sein könne.

230. Erfahrungen dieser Art sind im Grossen auffallender und schädlicher als im Kleinen. Lange bevor der Mensch das psychologische Bedürfniss anerkennt, sich selbst eine Regel zu setzen und sich daran zu binden, giebt es *Gesetze* in der bürgerlichen Gesellschaft; und diese sind das Vorbild alles dessen, was weiterhin die Moral von Sittengesetzen zu sagen pflegt.*

Je roher der Mensch, desto rücksichtloser sind die Gesetze. Hingegen je weniger Gefahr, man werde die Ausnahme zur

* Das bürgerliche Gesetz bestimmt nicht nur Pflichten, sondern auch Rechte. Dem zufolge hat man auch gewisse natürliche, angeborne Rechte ersonnen. Diese, in wiefern sie eine Anlage in der menschlichen Seele bezeichnen sollen, gehören zu den psychologischen Erschleichungen. Vergl. Allg. prakt. Philos. 1 Buch, 6 Cap. gegen das Ende.

Digitized by Google

Regel machen, desto mehr neigt sich die Gesetzgebung selbst dahin, die Fälle feiner zu unterscheiden; und je mehr Zutrauen zu der Integrität und Einsicht der Richter, desto mehr wird ihrem Ermessen überlassen. Doch bleibt es Kennzeichen eines guten Gesetzes, *vor dem Ereigniss, auf das es angewendet wird, vestgestellt zu sein;* denn darin, dass der Gesetzgeber den einzelnen, noch ungeschehenen Fall nicht wissen *konnte*, liegt allein die Bürgschaft der gefoderten völligen Unpartheilichkeit.

231. Aus dem Selbstbewusstsein folgt das *Gewissen;* denn indem der Mensch sich selber ein Schauspiel ist, fällt er auch Urtheile über sich selbst. — Die innere Wahrnehmung aber kann auf die zweite Potenz steigen; dann beurtheilt der Mensch seine Art, sich selbst zu beurtheilen. —

Hier nun entsteht die Frage: ob auch der innere Richter partheiisch sei? Und es bedarf nur einer kurzen Reihe innerer Wahrnehmungen, um die Gefahr eines unlautern Selbsturtheils kennen zu lernen.

Als nothwendiges Sicherheitsmittel gegen solche Partheilichkeit wird demnach auch für das eigne Innere des Menschen, so wie für die bürgerliche Gesellschaft, ein bestehendes Gesetz gefodert, das den zu beurtheilenden Fällen vorangehe. Die Strenge der Vorschrift wird auch hier allmälig milder, und mehr der Verschiedenartigkeit der Fälle angepasst, bis eine übertriebene Milde wiederum zur Schärfung der Regel zurückführt.

232. Hiebei ist über den Inhalt der Selbstgesetzgebung noch nichts vestgesetzt. Dem Bedürfnisse derselben kommt das allgemeine Wollen (226) entgegen; dieses aber ist höchst verschieden bei den Individuen, daher auch Anfangs die praktischen Grundsätze individuel sind. Vestsetzungen dessen, was man lieber wolle, oder was man minder erträglich finde, verbunden mit empirischen Klugheitsregeln, dies ergiebt den grössten Theil der ersten Moral, welche durch einen Begriff von wahrer und dauernder Glückseligkeit die Launen zu regieren, die Leidenschaften zu dämpfen sucht.

233. In der praktischen Philosophie wird gezeigt, dass die *Pflicht* auf den *praktischen Ideen* beruht. Diese besitzen eine ewige Jugend; dadurch scheiden sie sich allmälig von den ermattenden Wünschen und Geniessungen als das einzig Unveränderliche, was dem Bedürfnisse eines Gesetzes für den

Digitized by Google

innern Menschen (231) entsprechen *kann;* sie tragen überdies den Stempel eines *unvermeidlichen Verhängnisses* an sich, weil der Mensch derjenigen Beurtheilung, wovon sie die allgemeine Form bezeichnen, schlechterdings nicht entgehen kann. Darum findet sich in ihnen der nothwendige Inhalt, welcher die Form der allgemeinen Selbstgesetzgebung ausfüllen *muss.*

Anmerkung. Hiemit ist nun erklärt, was für eine Art von Selbstbeherrschung der Mensch *sich anmuthen soll* (228), und zwar noch ohne Frage, wieviel er davon ausführen *könne;* welches letztere im allgemeinen unbestimmt, und überdies dem Individuum stets *unbekannt* ist, indem Niemand sich selbst psychologisch genau zu durchschauen vermag. Dass nun eine so einfache Vorstellung von der Pflicht für den gemeinen Gebrauch der Moralisten nicht nachdrucksvoll genug erscheint, dass sie bald reizende, bald imponirende Zusätze versuchen, um eindringlicher predigen zu können, ist gar kein Wunder, und in manchen Fällen, wenn es nicht übertrieben wird, sehr zu billigen. Verwundern aber muss man sich, wenn einige Philosophen ihre metaphysischen Meinungen mit zu Hülfe nehmen, um die Nothwendigkeit der Pflicht noch nothwendiger zu machen. Denn *Meinung* allein kann hier in Betracht kommen, da man vom metaphysischen *Wissen* die Gebundenheit aller Menschen an die Pflicht wohl nicht wird abhängig machen wollen. Auf diesem Wege dürfte am Ende wohl noch die Ewigkeit der Höllenstrafen in die philosophische Moral zurückkehren; eine gewiss wirksame, und mit gehöriger Erklärung und Einschränkung sogar aus psychologischen Gründen wahrscheinliche Meinung, wie man am Ende dieses Buches sehen wird. — Eine Sittenlehre aber (die freilich nicht *schlaff* sein darf), muss ihre Schärfe in sich selbst haben. Und diese Schärfe beruht nicht auf gewissen schneidenden Ausdrücken vom unbedingten Sollen u. dgl., sondern allein auf der Klarheit und Deutlichkeit der Begriffe von dem Verwerflichen, gegenüber dem Löblichen. Unwiderstehlich ist derjenige Tadel, der keine Ausrede gestattet; wenn aber Jemand entschlossen ist, solchen Tadel zu ertragen, so wirkt auf ihn keine Sittenlehre mehr, er ist ein Kranker, den *Leiden* zur Heilung, das heisst, zur Busse bringen müssen. Der Tadel thut das Seinige, wenn er die Leidenschaften beschämt. Deutliche Auseinandersetzung der praktischen Ideen, die den letzten eigent-

Digitized by Google

lichen Gehalt und Sinn aller moralischen Vorschriften ausmachen, ist die beste Schärfung des Gewissens.

234. Die *wirkliche* Selbstbeherrschung und die *Möglichkeit*, dass der Mensch das ausführe, was er sich anmuthet und anmuthen soll, beruhet im allgemeinen auf dem Zusammenwirken mehrerer Vorstellungsmassen. Hiebei äussert besonders das *allgemeine Wollen*, wenn ein solches sich schon gebildet hat (226), und alsdann hat es allemal seinen Sitz in irgend einer Vorstellungsmasse, — eine grosse Gewalt, die man in jeder zweckmässigen Thätigkeit erkennen kann. Man rufe sich in dieser Hinsicht den Begriff der *Arbeit* zurück (123).[1] Jede Art von Arbeit erfodert, dass das Wollen des Zwecks veststehe, während diejenigen Willensacte, welche einen Theil der Arbeit nach dem andern in gehöriger Ordnung vollziehen, in und mit einer Reihe von Vorstellungen im Bewusstsein ablaufen (zuweilen mit Verzögerungen und Anstrengungen, wie in 219). Nun aber setzt sich die planmässige Thätigkeit eines gebildeten Mannes aus vielen und verschiedenen Arbeiten zusammen, die selbst eine Reihe von höherer Art ausmachen. Je verwickelter nun eine solche Thätigkeit ist, desto offenbarer erhellet die Macht derjenigen *herrschenden Vorstellungsmasse*, in welcher das Wollen der Hauptabsicht seinen Sitz hat, über die sämmtlichen, in verschiedenen Abstufungen ihr untergeordneten. Auch fehlt es nicht an Thatsachen, welche viel stärker, als nöthig ist, beweisen, wie tyrannisch das herrschende Wollen oftmals alle kleineren Wünsche aufopfert, so dass ein einziges Vorurtheil oder eine einzige Leidenschaft das ganze Gemüth gleichsam zu veröden und zu verwüsten vermag.

Denn man muss sich wohl hüten, die Selbstbeherrschung, bloss als solche, schon für etwas Sittlich-Gutes zu halten. Soll ihr dieser Ruhm zukommen, so muss die Qualität, und nicht bloss die Stärke der herrschenden Vorstellungsmasse sie dazu eignen.[2]

Anmerkung. Wem es Ernst ist, sich selbst so viel möglich in seine Gewalt zu bekommen, der hüte sich vor allem vor der Verblendung durch falsche Theorien, welche ihm seine eigene

---

[1] 1 Ausg. „Man überdenke in dieser Hinsicht den Begriff der Arbeit."

[2] Die 1 Ausg. setzt noch hinzu: „Auf die Frage: welche Qualität? ist schon geantwortet in 233; doch wird der Gegenstand sogleich noch etwas weiter entwickelt werden." — Die folgende Anmerkung ist Zus. der 2 Ausg.

Digitized by Google

Freiheit grösser darstellen, als sie ist. Diese vermögen nicht, frei zu machen; sie stürzen vielmehr in alle Gefahren falscher Sicherheit. Dagegen gestehe sich Jeder seine schwachen Seiten; diese suche er zu bevestigen. Das geschieht nun nicht *bloss* durch unmittelbare Wachsamkeit; sondern hiebei kommt im wirklichen Leben die ganze Wechselwirkung des Menschen und seiner Umgebung in Betracht. Wie das Wollen ursprünglich aus dem Gedankenkreise hervorging, so leitet es hinwiederum die fernere Bildung desselben durch die Wahl der Beschäftigungen und Hülfsmittel. *Bibel* und *Gesangbuch* sind unendlich wichtige Stützen der Selbstbeherrschung. Manchem auch kommt Horaz oder Cicero zu Hülfe. Gegen Abspannungen des Geistes wirkt Diät, Bewegung, das Bad und der Gesundbrunnen. Den gebildeten Klassen könnten die Künste, insbesondre das Theater viel leisten; ginge nur nicht die Kunst nach Brod! Zwar wenn man sieht, dass grosse Dichter, bei aller Liebhaberei für das Theater, doch nicht ihre poetische Laune in die Bedingungen theatralischer Darstellung fügen mochten, so kann man nur den Mangel an deutscher Selbstständigkeit bedauern, die, von französischer Peinlichkeit zurückgestossen, sich nicht bloss der Bewunderung, sondern auch der Nachahmung Shakespeares hingab. Aber der eigentliche Fehler des Theaters liegt im Speculiren auf die Börsen der Reichen, und auf die Schaulust der Masse. In die Schlingen der Geldaristokratie sich zu verstricken, — das ist allgemein die Gefahr, welche das Zeitalter läuft bei seinen Bestrebungen nach Freiheit. Man blicke auf England und Amerika.

235. Allemal ist die Selbstbeherrschung ein streng gesetzmässiges psychologisches Ereigniss, und die Gewalt, die sie ausübt, hat eine *endliche Grösse*, jedoch so, dass man niemals behaupten kann, diejenige Stärke der Selbstbeherrschung, die ein bestimmtes Individuum in einem bestimmten Augenblicke besitzt, sei die grösste, zu der irgend Jemand, oder zu der auch jenes Individuum selbst hätte gelangen können. Darum setzt mit Recht die Sittenlehre im allgemeinen voraus: *jede Leidenschaft könne bezwungen werden*, und wenn irgend Jemand seine Leidenschaften nicht beherrschen kann, so trifft ihn eben dieser Schwäche wegen, nach der Idee der Vollkommenheit (man sehe allgem. prakt. Philosophie im 2 Cap. des 1 Buchs) ein gerechter Tadel ohne Ausrede.

Digitized by Google

Anmerkung 1. Diejenigen, welche eine *transscendentale* Freiheit des Willens annehmen, müssen, wenn sie nicht gegen die Consequenz gröblich fehlen wollen, derselben eine *unendliche Grösse* der Kraft gegen die Leidenschaften beilegen. Denn das Wort *transscendental* bezeichnet in diesem Zusammenhange einen Gegensatz gegen alle Causalität der Natur; daher denn die Naturgewalt der Leidenschaften gegen eine solche Freiheit *gar Nichts* vermögen würde. Es verhält sich aber Nichts zu Etwas, wie Etwas zum Unendlich-Grossen, so dass, wenn die Gewalt der Leidenschaften für Etwas soll gerechnet werden, die transscendentale Freiheit für unendlich stark muss genommen werden. Dass sie nun hiebei, vermöge ihres eigenen Wirkens, wieder in dasselbe Causalverhältniss hineingeräth, von welchem sie frei sein sollte, ist hier nicht nöthig weiter auszuführen.

Anmerkung 2.[1] Eine kurze Erwähnung der Fragen über den Gemüthszustand der Verbrecher, welche zuweilen von Richtern an Aerzte ergehen, kann das Vorhergehende und das Folgende deutlicher machen. Die Frage beabsichtigt nicht Belehrung über das Wesen freier Handlungen; sondern der Richter setzt voraus, dass, wenn der Verbrecher, im Alter der Pubertät, gesund war, er die schädlichen Folgen seiner Handlung kannte; dass er eine solche Handlung, falls sie gegen ihn selbst begangen würde, nicht wollen würde; dass er den allgemeinen Begriff dieses Nicht-Wollens in sich ausgebildet habe; und dass er wisse, die bürgerliche Gesellschaft leide dergleichen nicht. Hiedurch *musste* er von der Handlung abgehalten werden, wenn er ein ehrlicher Mann war; ist er es nicht, so wird er *um desto gewisser* gestraft, je vester sein böser Charakter ist, und je *gewisser* aus dieser Bosheit auch böse Handlungen bei jeder Gelegenheit hervorgehn. Die Frage ist also bloss: war der Mensch krank? und zwar dergestalt, dass man glauben könne, er habe wie ein Träumender gehandelt? Konnte z. B. der jugendliche Brandstifter durch eine krankhafte Feuerlust dergestalt hingerissen werden, dass die Reproduction bei ihm nicht bis zu der Vorstellung der Gefahr für die Bewohner durchdrang? Oder dass die allgemeine Maxime, Niemanden in Gefahr zu bringen, (die höhere Vorstellungsmasse) in ihrem

---

[1] Diese Anmerkung ist Zus. d. 2 Ausg.

Digitized by Google

Wirken gehemmt wurde? Und endlich, dass die Besinnung an die bürgerliche Ordnung, an Recht und Gesetz, verloren ging? Im letztern Falle war der Verbrecher ähnlich dem unbesonnenen Kinde, und die Straffälligkeit wird geringer.

236. Die Bedingungen der Selbstbeherrschung, folglich auch die Bestimmung ihrer endlichen Grösse, — liegen in dem *Verhältnisse* der herrschenden zu den untergeordneten Vorstellungsmassen. Dies ist zwar im allgemeinen klar, doch mögen noch folgende etwas mehr specielle Bemerkungen, theils über die Herrschaft der Begierden und Leidenschaften, theils über die moralische Selbstbeherrschung hinzukommen.

Wie eine Begierde allmälig um sich greife, lässt sich leicht aus 223 und 224 erkennen. Der Fluss der Vorstellungen stockt, und schwillt an bei dem Puncte, der begehrt und nicht sogleich erreicht wird. Die von ihm erweckten Reproductionen sammeln sich, Anfangs ungeordnet, als Phantasien; allein das Phantasiren geht allmälig ins Denken über (211), und es bilden sich mehr und mehr Begriffe und Urtheile in Beziehung auf die Begierde und im Dienste derselben. Dies drückt man unrichtig aus, wenn man sagt: *die Leidenschaft setze den Verstand in Bewegung.* Nicht ein ganzes Seelenvermögen wird hier in einseitige Thätigkeit gesetzt, sondern ein gewisses Denken, das man *verständig* nennen kann, in wiefern *Verstand* bloss ein Gattungsbegriff für gewisse Arten der Regsamkeit der Vorstellungen ist, — erzeugt sich in der Gedankenmasse, welche sich um die Begierde herum angehäuft hat. Rohe Menschen, und vollends Wilde, haben beinahe keinen andern Verstand, als den ihrer Leidenschaften. Aber bei Gebildeten giebt es andere, auch bis zum verständigen Denken ausgearbeitete Vorstellungsmassen, und hier kommt nun zu jenem partiellen Verstande der Leidenschaften noch ein anderes Phänomen, das man eben so unrichtig so ausdrückt: *die Leidenschaft unterdrücke den Verstand.* Nämlich, *entweder* treten die andern verständigen Vorstellungsmassen zu spät hervor, nachdem die Leidenschaft befriedigt und der durch sie gehemmte Fluss der Vorstellungen wieder hergestellt wurde, alsdann sagt man mit Recht: *der Mensch hat sich übereilt;* auch klagt er wohl selbst, er könne seine Uebereilung nicht begreifen; denn sein voriges Thun schwebt ihm jetzt wie ein todtes Bild vor (nach 42), und nur diejenigen Vorstellungsmassen sind lebendig, welche auf

Digitized by Google

jene andern tadelnd herabschauen. — *Oder aber*, zugleich mit dem Verstande der Leidenschaft ist auch der bessere Verstand im Bewusstsein erwacht, allein er ist nicht stark oder nicht aufgeregt genug; daraus entsteht dann die noch weit unglücklichere Folge, dass diejenige Verbindung von Vorstellungen, worin er seinen Sitz hat, verunreinigt und verdorben wird durch die Begriffe der Leidenschaft, welche letztere, je öfter dies geschieht, um so mehr Herrschaft erlangt und sich des Namens der Leidenschaft um so würdiger beweist.

Wir haben hier von *mehr als einem* Verstande gesprochen, und so muss es geschehn, falls man sich den Verstand als eine *Kraft*, oder als ein *Vermögen* denken will. Denn die Wirksamkeit, die geistige Energie, liegt nirgends anders als in gewissen Vorstellungsmassen; und dieser giebt es gar viele und höchst verschiedene, die alle als Verstand wirken können. Dasselbe gilt von der Einbildungskraft, vom Gedächtniss, von der Vernunft, — mit einem Worte, von allen sogenannten Seelenvermögen. Aber wenn man sich auch eine solche Neuerung im Sprachgebrauche wollte gefallen lassen, so würde sie zur gewöhnlichen Anwendung nicht einmal zu empfehlen sein. Denn wer von mehreren Verständen, von mehreren Einbildungskräften u. dergl. redete, der würde scheinen anzudeuten, dass die mehreren als entschieden getrennt zu betrachten seien. Es sind aber die verschiedenen Vorstellungsmassen, auf welche dies alles hinweiset, gar nicht so scharf zu sondern, vielmehr entstehn bei jedem Zusammenwirken derselben immer neue, wenn gleich oft nur schwache, Verschmelzungen der gleichartigen Vorstellungen, aus welchen, als ihren Bestandtheilen, sie zusammengesetzt sind. — Die eben gebrauchte Art zu reden ist also nur Ausnahme, und es bleibt dabei, dass der Mensch nur *einen* Verstand, *eine* Einbildungskraft u. s. w. besitzt; dieses aber sind nun nicht Kräfte, nicht Vermögen, überhaupt nichts Reales, sondern bloss logische Gattungsnamen zur vorläufigen Classification der psychischen Phänomene.[1]

237. Es folgt die Betrachtung der sittlichen Selbstbeherrschung. Als Vorbereitung dazu müssen wir das *moralische Gefühl* begreiflich machen. Dies ist in der kantischen Philoso-

---

[1] Die 1 Ausg. setzt hinzu: „wie wir sie im ersten Theile dieses Buchs [dem 2ten der 2 Ausg.] dazu gebraucht haben."

Digitized by Google

phie für untauglich zur Begründung der Sittenlehre erklärt worden, und zwar mit Recht; denn man darf es keinesweges verwechseln mit den moralischen (oder, mit dem allgemeinen Namen, ästhetischen) *Urtheilen*, auf welchen, wie in der praktischen Philosophie gezeigt wird, die praktischen Ideen beruhen. Eine solche Verwechselung würde den Grund mit der Folge vermischen. ***Das moralische Gefühl entsteht aus den sittlichen Urtheilen, es ist die nächste Wirkung derselben auf die sämmtlichen im Bewusstsein vorhandenen Vorstellungen.*** Die genannten Urtheile haben ihren Sitz nur in wenigen, und zwar in solchen Vorstellungen, die mit einander ein ästhetisches Verhältniss bilden. Sie entstehn allemal und unausbleiblich bei jedem Zusammentreffen der letzteren, *wofern* und *in wie weit* eine Verschmelzung derselben durch den übrigen Lauf der Vorstellungen nicht unmöglich gemacht wird. Indem sie entstehn, thun sie die nämliche Wirkung, als ob plötzlich etwas Angenehmes oder Unangenehmes ins Bewusstsein träte (nämlich je nachdem sie Beifall oder Tadel enthalten). Dadurch begünstigen sie entweder den vorhandenen Gedankenlauf oder sie halten ihn auf, wobei wohl manchmal auch Wirkungen auf den Organismus (z. B. Schamröthe) und Rückwirkungen desselben eintreten.

Bevor wir weiter gehn, kann schon hier bemerkt werden, dass in dem eben erwähnten Einfluss der sittlichen Urtheile auf das übrige Vorstellen, also in dem moralischen Gefühle, die specifische Verschiedenheit jener Urtheile sich wenig oder gar nicht offenbaren werde. Ob eine Unbilligkeit, oder eine Unrechtlichkeit, oder ein Uebelwollen, oder eine Feigheit, oder was sonst für eine sittliche Verkehrtheit gefühlt werde, diejenige Störung, welche dadurch der eben ablaufende Gedankenfaden erleiden mag, wird in allen diesen Fällen so ziemlich die gleiche sein. In dieser Hinsicht wird weit mehr darauf ankommen, wie sich übrigens die eben im Bewusstsein vorhandenen Vorstellungen zu einander verhalten, wie schnell ihre Reihen ablaufen u. s. w. — Nun aber ist es die wesentlichste Aufgabe der praktischen Philosophie, den specifischen Unterschied der verschiedenen sittlichen Grundurtheile völlig klar zu machen. Folglich kann das moralische Gefühl, welches diesen Unterschied nicht angiebt, auch nicht jener Wissenschaft ihre Principien darbieten.

Digitized by Google

Angenommen nun, eine Begierde entwerfe so eben ihre Pläne (nach 236), und indem ein Mittel zu ihrer Befriedigung ersonnen ist, werde die moralische Verkehrtheit dieses Mittels gefühlt; so wirkt das Gefühl wie ein Hinderniss, und es stockt der Lauf der Vorstellungen gerade wie wenn eine Handlung in der äussern Welt nicht gelingt (219). Während dieses Stillstandes nun geschieht zweierlei zugleich. Erstlich schwellen die Vorstellungen, welche von der Begierde ausgehn, stärker an; aber zweitens gewinnt auch das sittliche Urtheil Zeit, hervorzutreten. Es fragt sich jetzt, ob dieses Urtheil mit einer starken Gedankenmasse zusammenhängt, die, indem sie sich mehr und mehr im Bewusstsein ausbreitet, allmälig jene anschwellende Begierde niederdrückt, ohne ihrerseits von dem unangenehmen Gefühl, in das sich die gepresste Begierde verwandelt,[1] in ihrer Entwickelung zu leiden? Kann diese Frage bejahet werden, so ist Selbstbeherrschung vorhanden.

238. Eine durchgreifende, in allem Thun und Lassen gleichförmige, für die untergeordneten Interessen und Wünsche möglichst schonende, ächt sittliche Selbstbeherrschung ist ein Ideal, welches man mit dem Namen eines *psychischen Organismus* belegen kann. Denn es gehört dazu eine solche Verknüpfung und Subordination der Vorstellungen, welche nicht nur in den kleinsten wie in den grössten Verbindungen durchaus zweckmässig, sondern auch fähig sei, alle neu hinzukommenden äusseren Eindrücke sich zweckmässig anzueignen. Dies ist das Ziel der Erziehung und der Selbstbildung. Wie nahe der Mensch diesem Ziele kommen könne, lässt sich im allgemeinen nicht bestimmen, und eben deshalb ist das Streben dahin unbegrenzt.

239. Wie nun die Kraft der Selbstbeherrschung niemals das Werk eines Augenblicks, vielmehr ein Resultat des ganzen verflossenen Lebens ist, so kann auch nicht jede Zeit des Lebens in Ansehung derselben gleich entscheidend sein. Ein bedeutender Vorrath von Gedanken und Gefühlen, der keine verhältnissmässig grossen Zusätze mehr zu erwarten hat (man erinnere sich der abnehmenden Empfänglichkeit), muss erst vorhanden sein, ehe eine so durchgreifende Sammlung des Ge-

---

[1] Die 1 Ausg. setzt noch hinzu: „(der umgekehrte Vorgang von dem in 149)" vgl. oben 36, S. 32.

Digitized

müths statt haben kann, dass der Mensch mit Erfolg über sich selbst im allgemeinen zu beschliessen vermöchte. Dann aber, wenn diese Bedingung erfüllt ist (in der Regel am Ende der Erziehungsjahre), ist es Zeit zu der tiefsten Besinnung, zu der umfassendsten praktischen Ueberlegung. Denn von der Innigkeit der Verbindung, welche die Vorstellungen nun eingehen, von der genauen Kunde über seine innersten Wünsche, welche der Mensch nun erlangt, von der rechten Stellung in der Aussenwelt, die er jetzo sich selbst bereitet, hängt sowohl die Stärke als die Richtigkeit der Führung ab, die er fortan sich geben wird, und eben davon hängt auch die rechte Aufnahme alles Neuen ab, welches der Lauf des Lebens noch ferner herbeiführen wird.[1]

SECHSTES CAPITEL.

Psychologische Betrachtungen über die Bestimmung des Menschen.

240.[2] Die Psychologie bleibt immer einseitig, so lange sie den Menschen als allein stehend betrachtet. Denn theils lebt er in Gesellschaft, und nicht bloss für diese Erde; theils veranlasst beides mancherlei Versuche, Ideale zu zeichnen, deren Anziehendes sie zu einer wirklichen geistigen Macht erhebt.

In dem Ganzen jeder Gesellschaft verhalten sich die einzelnen Personen fast so, wie die Vorstellungen in der Seele des Einzelnen, wenn die geselligen Verknüpfungen eng genug sind, um den gegenseitigen Einfluss vollständig zu vermitteln. Die streitenden Interessen treten an die Stelle des Gegensatzes unter den Vorstellungen; die Neigungen und Bedürfnisse der Anschliessung ergeben das, was aus dem Vorigen unter dem Namen der Complexionen und Verschmelzungen bekannt ist. Dass Viele von einer Minderzahl bis zum Verlust geselliger Bedeutung herabgedrückt, dass in der Minderzahl selbst nur

[1] Die 1 Ausg. setzt noch hinzu: „Wir sind hier in einen Kreis teleologischer Betrachtungen gerathen, welche das folgende letzte Capitel fortsetzen wird."

[2] Die §§. 240—245 sind in der 2 Ausg. völlig umgearbeitet; den Text derselben, wie sie in der 1 Ausg. stehen, vergl. man im *Anhang* unter III.

Digitized by Google

Wenige eines hervorragenden Ansehens theilhaftig werden, dass jede Gesellschaft im Zustande des natürlichen Gleichgewichts eine nach oben zugespitzte Form annimmt, dies sind die unmittelbaren Folgen des psychischen Mechanismus, der sich hier im Grossen gelten macht; und dessen Bewegungsgesetze eben so wenig hier als im Einzelnen einen vollkommenen Stillstand dulden; aber auch Reproductionen dessen, was schon verschwunden schien, herbeiführen, die oft genug durch lange Reihen geselliger Verbindungen hindurchwirken. Vorgänge solcher Art liegen der Apperception durch die Gebildeten auf höhern Standpuncten sogar noch weit offener vor Augen, als im Innern das Verhältniss der untergeordneten zu den höhern Vorstellungsmassen; wofern nämlich nicht etwa die Einzelnen selbst schon gewarnt und wachsam genug sind, um sich vor lauten und sichtbaren Aeusserungen zu hüten. Denn vor roher Gewalt freilich, falls eine solche an der Spitze steht, pflegen sie sich zu verstecken; aber wenn irgendwo der Thron zum Ruhebette wird, so geht es in der Gesellschaft wie in solchen Einzelnen, die keine Aufsicht über sich selbst führen.

241. Man denke sich Betrachtungen dieser Art vollständig ausgeführt: so ergeben sie eine politische Grundlehre nach Art des ersten Theils dieses Vortrags. Alsdann wird eine empirische Zusammenstellung dessen folgen können, was in der Geschichte der Staaten als das Bleibende und Veränderliche mag unterschieden werden. Die Stelle der Seelenvermögen wird, mit gleichem Anlass zur Kritik, die Absonderung der drei vorgeblichen Gewalten, der gesetzgebenden, ausführenden, richterlichen — einnehmen; wenn man nicht etwa vorzieht, die verschiedenen Stände und Gesellschaftskreise im Staate neben einander zu betrachten. Von den Zuständen der Staaten aber wird die Geschichte selbst reden. Um endlich der rationalen Psychologie ein Gegenbild zu geben, wird zuerst nach Art der Statistik der Leib des Staats, — sein Grund und Boden sammt dem darauf stattfindenden Verkehr — und die Wechselwirkung desselben mit dem Geiste, d. h. den geselligen Gesinnungen und Einsichten, zu schildern sein; darauf aber wird endlich der Aufschluss über den wahren Zusammenhang der Begebenheiten von der *Philosophie der Geschichte* zu erwarten sein.

242. Das Vorstehende erinnert daran, dass die Philosophie

Digitized by Google

der Geschichte von der Psychologie abhängt; und dass sie sich nicht anmaasst, die Wege der Vorsehung zu erforschen, welche ungeachtet der oft vernommenen Reden vom *Weltgeiste*, dennoch stets dunkel sind und bleiben. Es finden nämlich hier ähnliche Täuschungen statt, wie in der Naturphilosophie, wenn in dieser das Zweckmässige der Natur mit der Möglichkeit der Lebenserscheinungen so vermengt wird, als ob einerlei Untersuchung beides zugleich umfassen, ja gar durch Zusammenstellung dessen, was auf der Erde unter unsern Augen geschieht, den Typus eines allgemein nothwendigen Naturlaufs entdecken könnte.

So gewiss es ist, dass keine Geschichte der bekannten Staaten und Nationen jemals eine *Weltgeschichte* im eigentlichen Sinne, oder auch nur etwas damit in irgend einem angeblichen Verhältnisse Stehendes liefern kann; so gewiss ferner keinerlei Theorie davon mit einigem Schein der Wahrheit einen Begriff zu geben vermag; so gewiss vielmehr jeder, auch noch so entfernte Versuch dieser Art ein thörichtes Vergessen der irdischen Beschränktheit zur Schau stellt: eben so gewiss soll die Philosophie der Geschichte sich hüten, in die verschiedenen Gestalten, worin die historisch bekannten Ereignisse und Gesellschaften sich zeigen, eine systematische Totalität hineinzukünsteln, als ob eine die nothwendige Ergänzung der andern, und alle verbunden eine Gesammtdarstellung des Menschengeistes auszumachen bestimmt wären. Alle *bisherige* Geschichte ist ein Anfang, dessen Fortgang Niemand prophezeihen kann; und der heutige Zustand der Dinge ist eben so wenig ein Stand allgemeiner Sündhaftigkeit als Vollendung.

Wie aber die Psychologie die sinkenden und schon gesunkenen Vorstellungen sammt deren Verbindungen im Auge behält, um nicht über das erneuerte Emporsteigen derselben sich wundern zu müssen: so auch soll die Philosophie der Geschichte den herabgedrückten Kräften, und den hierin verborgenen Keimen des Besseren und Schlechteren nachspüren; damit klar werde, unter welchen Bedingungen das Gute emporkommen, und das Schlechte überwunden werden konnte. Denn darüber verlangt jedes Zeitalter Belehrung, damit es wisse, was es zu thun und zu vermeiden habe. Was der Erzieher von der Psychologie, das fodert der Staatsmann zunächst von der Philosophie der Geschichte. Für beide sind

Digitized by Google

eiserne Nothwendigkeit, die nichts annehmen, und absolute Freiheit, die nichts vesthalten würde, ein gleich schädlicher Wahn. Bewegliche und lenksame Kräfte, die jedoch unter Umständen eine bestimmte Form, und allmälig einen dauerhaften Charakter gewinnen, sind die Voraussetzungen der Pädagogik und der Politik. Solche Kräfte sind im Vorhergehenden nachgewiesen worden.

243. Einen nützlichen Ueberblick über das, wornach die Philosophie der Geschichte für jeden Zeitpunkt bei jedem Staate zu fragen, und nach dessen Sicherstellung und Begründung sie zu forschen hat, gewähren die schon bekannten Bedingungen der geistigen Gesundheit, welche sich hier in Gesundheit des bürgerlichen Lebens verwandelt. Zwar wenn man das Toben der Neuerungssucht, den durch keine Erfahrung heilbaren Wahn der Partheien, die eigensinnige Lossagung einzelner Stände, Communen, Provinzen von dem Bande der allgemeinen Ordnung und unvermeidlichen Wechselwirkung, das schlaffe und blinde Dulden solcher einreissenden Verkehrtheiten, parallelisiren wollte mit Tobsucht, Wahnsinn, Narrheit und Blödsinn: so möchte eine solche Vergleichung, da sie nicht genau durchgeführt werden kann, zu hart und zu wenig belehrend erscheinen. Aber gewiss finden Gleichmuth, Erregbarkeit, Sammlung und gegenseitiges Bestimmen aller Vorstellungen durch einander, ihr Gegenbild in dem gesunden und wohlgeordneten Staate; wo Jeder mit Ruhe seinem Geschäfte obliegt, Jeder dennoch aufmerkt und rege wird beim Rufe des allgemeinen Bedürfnisses, Alle zusammen das Nöthige vollziehen, aber auch das Ganze den Antrieb aller Theile empfängt. Der letzte Punkt mag am schwierigsten erscheinen; gewiss aber ist das öffentliche Leben nicht gesund, wo es von den Angelegenheiten der kleinern Kreise sich losreisst, anstatt ihre Opfer nach Möglichkeit zu vergüten.

244. Aehnlich diesen Grundzügen bilden sich die Menschen das Ideal der Gesellschaft ohne Zweifel öfter, als so, wie es nach Anleitung der praktischen Philosophie eigentlich geschehen sollte. Denn was an der Zusammenwirkung der Kräfte in der Gesellschaft fehlt, was darin sich drängt, stösst, unnütz aufreibt; das wird leicht bemerkt, und als ungeschickt getadelt.

Wie aber auch zu dem Mangelhaften ein Besseres möge hinzugedacht werden: in der Gesellschaft, wie sie sein sollte, wei-

Digitized by Google

set der Mensch sich den Platz an, den er darin einnehmen würde. Diesen einzunehmen, denkt er sich als seine *Bestimmung*. Als Annäherung dazu gilt ihm sein *Beruf*, oder die Stellung und Wirksamkeit, welche in der wirklichen Gesellschaft der Bestimmung möglichst ähnlich ist.

Hier, wo alle Pläne sich nach Möglichkeit vereinigen, liegt der Einheitspunct seines Charakters; wiewohl mit grossen Verschiedenheiten. Denn nicht immer besitzen die Vorstellungsmassen, welche sich hier concentriren, eine sichere Herrschaft. Manche können nur in Augenblicken einer besondern Erhebung überhaupt an ihre Bestimmung denken.

Soll aber ein Charakter ganz zur Reife kommen: so muss eine Hauptrichtung des Wollens da sein, welcher alles einzelne Wollen sich fügt. Der Begriff des Menschen von seiner Bestimmung in der Gesellschaft wird in diesem Falle gleichsam die Seele jenes psychischen Organismus (238). Wie vielfach verschieden das Verhältniss der Vorstellungsmassen hievon abweicht, so verschieden sind die Formen des Charakters.

Allein es kommt dabei noch der grosse Unterschied zwischen *Plänen* und *Maximen* in Betracht. Menschen, die einmal ihre Sphäre gefunden, ihre Bestimmung nach eigner Ansicht erreicht haben, richten sich nun, ohne mehr zu verlangen, nach Regeln der Klugheit, der Ordnung, der Sitte, des Rechts, der Pflicht; und dies ohne Ausnahme pünctlich zu thun, ist der Grund ihrer innern Zufriedenheit.

Sowohl psychologisch als moralisch betrachtet sind diese Charaktere weit verschieden von jenen, die nach herrschenden Plänen leben, folglich entweder etwas zu suchen oder doch dergestalt zu hüten haben, dass es ihnen durchaus nicht verloren gehn dürfe. Es ist zwar keineswegs in der vorherrschenden Pünctlichkeit allemal eine ganz lautere Sittlichkeit zu finden; vielmehr ist der Inhalt der angenommenen Maximen gar mannigfaltig verschieden. Auch ist andererseits der Begriff der Bestimmung und des Berufs, von wo die Pläne ausgehn, keineswegs immer der Sittlichkeit fremd, vielmehr kann der richtigste und reinste Werth der Gesellschaft die Grundlage dieses Begriffs ausmachen. Aber Pläne mögen sein welche sie wollen: sie können fehlschlagen, und wer einzig daran hängt, der kann zu Grunde gehen. Folglich um *nicht* zu Grunde zu gehn, kann er in den Fall kommen, schlechte Mittel anzuwenden. Wenig-

Digitized by Google

stens kann er den Gedanken daran nicht vermeiden, und hiedurch wird er mindestens beunruhigt werden. Also müssen wir, alles Uebrige gleichgesetzt, bekennen: *Charaktere mit herrschenden Plänen sind energischer; Charaktere mit herrschenden Maximen sind reiner.*

245. Dennoch kann man es nicht tadeln, dass der Mensch den Zusammenhang seiner Pläne durch den Begriff seiner Bestimmung, und diesen gemäss seiner Idee der Gesellschaft vestsetze. Denn wie nothwendig auch die moralische Beherrschung seines Innern, sie ist ihm als Hauptgeschäft zu klein. Der einzelne Mensch ist in seinen eignen Augen, so wie er sich als irdisches gebrechliches Wesen kennt, losgetrennt von der Gesellschaft, zu wenig, zu gering. Er bedarf mindestens der Familie; aber auch sie füllt nicht seinen Gesichtskreis. Hingegen seine gesellige Bestimmung ist der höchste Zielpunct, den er noch deutlich sehen kann; diesen nicht zu sehen, wäre Beschränktheit.

Hiemit kommt jedoch selbst in die stärksten Charaktere ein Zug des *Leidens*. Mögen sie immerhin durch Maximen und Grundsätze noch über allen Plänen moralisch veststehn: leiden müssen sie, sobald der Gang der Gesellschaft sie von ihrer Bestimmung ablenkt; ja schon dadurch, dass dieselbe, anstatt sich der Idee zu nähern, vielmehr sich davon entfernt. Unter solchen Umständen schaut der Mensch noch höher hinauf; er schaut in die dunkelste Ferne, und versucht, ob dorthin noch, ohne Schwärmerei, sich ein Gedankenbild zeichnen lasse.

246. Die Bestimmung des einzelnen Menschen kann nicht auf das irdische Leben beschränkt sein, da die Seele ewig ist. Gänzlich unbekannt mit den Veranstaltungen der Vorsehung für die entlegnere Zukunft, können wir dennoch fragen, was ohne alle weitere Einwirkung, bloss nach psychologischen Gesetzen, geschehen müsse, wann die leibliche Hülle sich löst und ihre ungleichartigen Elemente sich zerstreuen.

Es verschwinden zuvörderst die besondern Einflüsse, welche der Leib eben in dem Alter, das der Mensch erreicht hatte, auszuüben geeignet war; es verschwindet also ein Hinderniss, wodurch die ältesten Vorstellungen, die an sich die stärksten sind, in der Lebhaftigkeit ihres Wirkens beschränkt waren. Der Tod ist demnach zuerst überhaupt *Verjüngung*, ohne doch die Kindheit zurückzuführen; denn keine von den allmälig geknüpften

Digitized by Google

Verbindungen der Vorstellungen kann wieder aufgelöst werden. Indessen setzt sich die letzte Gegenwart des Erdenlebens mit ihren Lasten und Sorgen ins Gleichgewicht mit der ganzen Vergangenheit.

247. Während nun im allgemeinen das Streben zum Gleichgewichte die Bewegungen aller Vorstellungen bestimmt, können doch sehr grosse Revolutionen unter denselben nöthig sein, damit sie dahin gelangen. Denn es ist gezeigt, wie aus den Bewegungen neue Bewegungsgesetze entspringen (207), und wie die tumultuarische Anhäufung der Vorstellungen während des Lebens (208) eine spätere Verarbeitung nothwendig macht. Dass diese ganz anders nach dem Tode, als während des Treibens in der sinnlichen Mitte der irdischen Dinge ausfallen müsse, leuchtet unmittelbar ein. Auch der Traum kann damit gar keine Aehnlichkeit haben. Denn die Sinne zwar werden durch den Schlaf verschlossen, aber eben derselbe drückt auf die Vorstellungen, so dass die Gesetze ihres Zusammenhangs nur theilweise wirken, woraus eben die Zerrbilder des Traums entstehen (216). Nach dem Tode aber, frei vom Leibe, muss die Seele vollkommener wachen, als jemals im Leben.

248. Das Product jedoch, welches die zum Gleichgewichte hinstrebenden Vorstellungen nach und nach ergeben, kann nicht bei zweien menschlichen Seelen vollkommen gleich ausfallen, vielmehr alle Verschiedenheiten des irdischen Daseins müssen darauf Einfluss haben. Während die Vorstellungen des früh gestorbenen Kindes sich sehr bald ihrem allgemeinen Gleichgewichte nähern, und während die Gedanken des in seinem Gewissen ruhigen, in seinem Handeln und Wünschen einfachen Mannes keiner grossen Umwälzungen fähig sind, kann dagegen kein unruhiges, weitgreifendes, von der Welt gefesseltes, und plötzlich derselben entrissenes Gemüth die Stille der Ewigkeit anders, als nach einem Durchgange durch heftige Umwandlungen erreichen, die wegen des gänzlich veränderten Zustandes leicht noch stürmischer und peinlicher sein mögen, als diejenigen, von denen der leidenschaftliche Mensch bei uns so häufig geplagt wird.

249. Endlich aber, nach irgend einem Verlaufe dessen, was wir Stunden, Tage, Jahre nennen, muss für jede Seele, wie tief und verworren auch ihre Unordnung gewesen sei, eine solche Bewegung der Vorstellungen eintreten, die sich immer gelinder,

Digitized by Google

immer schwächer dem allgemeinen Gleichgewichte nähere, doch ohne es jemals vollkommen zu erreichen. Alsdann erstirbt für den Gestorbenen die Zeit; doch geschieht selbst dieses noch auf zeitliche Weise: ein unendlich sanftes Schweben der Vorstellungen, eine unendlich schwache Spur dessen, was wir Leben nennen, ist das ewige Leben.

250. Ohne Regung, aber im klarsten Wachen, weiss und fühlt von nun an die Seele das ganze Edle oder Unedle ihres vormaligen Wandels auf Erden, den sie als die unvergängliche Bestimmung ihres Ich, und eben darum als ein unablösliches Wohl oder Wehe, in sich trägt, unfähig, auch nur zu begehren, nur zu wünschen, dass ihr Zustand ein anderer sein möchte.

Doch hier darf man nicht übersehen, dass in den ungeordneten Seelen, nach ihren grossen inneren Umwälzungen, unmöglich noch das ganze Unheil bestehen könne, welches sie in der leiblichen Hülle sich zugezogen hatten. Gerade das Gegentheil! Die Gegenstände der Begierden und die kurze Verblendung, welche dadurch unterhalten wurde, sammt der Verstimmung des leiblichen Zustandes durch heftige Affecten, alles dieses ist nun längst entflohen; der kindliche Friede ist zwar nicht ganz, doch zum Theil zurückgekehrt und hat die verwundeten Gefühle gemildert und den Wahnwitz der Leidenschaften geheilt. Wie die Täuschung weicht, tritt die Wahrheit hervor. Lauter und reiner spricht das Gewissen; endlich spricht es allein, der Sünder ist bekehrt und die Reue verliert ihren Stachel.

251. Die Vorsehung hat gestattet, dass ein sehr verschiedenes Loos den Menschen auf Erden bereitet werde. Uns scheint die Verschiedenheit gross und wichtig, einige Jahre nach dem Tode kann sie sehr vermindert sein. Die einfachen sinnlichen Wahrnehmungen, dieses erste Material des geistigen Daseins, — sind für Alle die nämlichen; und schon das kurze Leben des sprachlosen Kindes nimmt bei seiner grossen Empfänglichkeit eine bedeutende Menge desselben an sich. Viele Verbindungen dieses rohen Stoffes, welche das Erdenleben durch seine Erfahrungen nicht herbeigeführt hatte, wird die Zukunft nachbringen, zwar nicht um neue Kenntnisse zu verschaffen (wenigstens möchte dies im allgemeinen schwer nachzuweisen sein), aber doch um ein ruhiges Wohlsein zu erzeugen. Wenn nun gleich Etwas von der Verschiedenheit der irdischen Loose

Digitized by Google

sich in die Ewigkeit fortpflanzt, immer noch den bessern Menschen von dem schlechtern unterscheidend, so kann doch für Alle das Leben zweckmässig sein, und in jedem Einzelnen, wenn er für sich allein, ohne alle Vergleichung mit den Uebrigen betrachtet wird, kann sich die Vorsehung darüber, dass sie ihn ins irdische Dasein eintreten liess, gerechtfertigt finden. —

252. So erscheint die ferne Zukunft, gesehen von dem Standpunkte der Wissenschaft, deren Grundlage keine andere ist, als unsere gemeine menschliche Erfahrung. Behaupten kann man auf diese Weise nichts. Wahrscheinlich ist Alles noch anders eingerichtet, schon bloss darum, weil überhaupt irgend eine göttliche Einrichtung wahrscheinlich ist, im Vorhergehenden aber nur das erwogen wurde, *was ohne alle Veranstaltung von selbst erfolgen möchte.* Will man diese letztere Frage schärfer untersuchen, so wird die Möglichkeit solcher Untersuchung sich erweitern mit den Fortschritten der Statik und Mechanik des Geistes. Allein, wie alle Metaphysik aus der Erfahrung entspringt, und wie keine Erfahrung ohne Metaphysik eine ächte Erkenntniss gewährt, so vermag hinwiederum die Metaphysik nicht einen einzigen Schritt über die Grenzen hinaus zu thun, an welchen die nothwendige Entwickelung der Erfahrungsbegriffe sich endigt.

Digitized by Google

ANHANG.

I. Schluss des §. 17, §. 18 und §. 19 der 1 Ausgabe.

[Vergl. Anmerkung zu §. 60, S. 46.]

Der alten Gewohnheit der Psychologen gemäss, welche die Logik zu Rathe zu ziehen pflegen, um über das Erkenntnissvermögen eine, freilich sehr unbefriedigende Bestimmung zu gewinnen, — sie meinen nämlich, den drei Capiteln der Logik von Begriffen, Urtheilen und Schlüssen, entsprächen die drei Vermögen, Verstand, Urtheilskraft und Vernunft, — könnten auch wir aus der Logik hieher etwas herübernehmen (aus dem §. 34 des Lehrbuchs zur Einl. in die Philos.). Dort sind die Gedanken des Menschen von zwei Seiten betrachtet worden, theils als Thätigkeiten des Geistes, theils in Hinsicht dessen, *was* durch sie gedacht wird. In dieser letztern Beziehung sind sie *Begriffe* genannt worden; woraus sich von dem Verstande, als dem Vermögen der Begriffe, die Erklärung ergiebt: *Verstand ist die Fähigkeit des Menschen, seine Gedanken nach der Beschaffenheit des Gedachten zu verknüpfen.*

Die zwei Seiten, von welchen hier die menschlichen Gedanken betrachtet werden, sind nun freilich keinesweges etwas Zwiefaches in der Wirklichkeit, und die von daher genommene Erklärung des Verstandes passt sehr schlecht in die Mitte der Lehre von den Seelenvermögen hinein, indem sie schon errathen lässt, dass eigentlich der Mensch gar kein *besonderes* Vermögen *hat*, welches man Verstand nennen müsste, sondern *dass er sich nur Verstand zuschreibt, in wiefern er sein Geistiges von einer gewissen Seite betrachtet.* Nichtsdestoweniger werden wir uns auf die gegebene Erklärung zurückgeführt finden, indem wir auf die Erfahrung unsre Blicke richten, und wir werden mit ihrer Hülfe uns orientiren können, indem wir uns zwischen den untern und obern Vermögen in die Mitte stellen.

18. Dem Sprachgebrauche nach bezeichnet das Wort: *verstehen*, so wie nach der Etymologie das Wort: *vernehmen*, nicht

Digitized by Google

sowohl eine fühlbare Thätigkeit, als vielmehr eine Hingebung an etwas Fremdes, das da soll verstanden oder vernommen werden. Am gewöhnlichsten sind es *Worte*, die man versteht oder nicht versteht; auch ist die *Sprache* im Aeusserlichen das auffallendste Zeichen der Erhebung des Menschen über das Thier. Wenig treffend haben die Psychologen ein *Bezeichnungsvermögen* erfunden, denn die absichtliche Bezeichnung (durch Denkmale etwa) ist verhältnissmässig selten; und die Sprachen konnte Niemand willkürlich erschaffen, sondern die Menschen *verstanden* einander, ehe sie noch den Entschluss fassten, etwas durch Zeichen auszudrücken. Auch sieht ein durchdringender Verstand viel weiter, als bestimmte Zeichen ihn führen; und er sieht oft scharf, wo die Begriffe selbst, einzeln genommen, noch stumpf und schwankend sind. Den Verstand der Frauen, den Verstand der Staatsmänner, würde man schlecht schätzen, wenn man ihn nach der logischen Politur ihrer Begriffe, oder nach der Regelmässigkeit ihres Sprechens und Schreibens abmessen wollte. Sie verstehen schon, wo man das Wort noch lange vergeblich sucht.

Den Verständigen bestimmt der Gesammteindruck der Umgebung; er ist stets in der Mitte alles dessen, was er gehört, gesehn, erfahren, gelernt hat. Ein wenig Wille, und viel Umsicht, macht den praktischen Verstand; man erkennt ihn noch mehr an dem, was er unterlässt, als an dem, was er, im Dienste der Natur, vollbringt.

Den Verstand verloren aber hat derjenige, dessen Gedanken in ihrem eigenen Zuge sich gar nicht mehr stören lassen durch innern oder äussern Widerspruch. Hier ist an Thätigkeit zu viel, und an Nachgiebigkeit zu wenig. Die Gedanken richten sich nicht (in gewissen Puncten wenigstens nicht) nach der Qualität des Gedachten; das Gegentheil der obigen Erklärung des Verstandes.

19. Ohne nun an diesem Orte schon durch die Oberfläche der Erfahrung hindurch in die Tiefe der Sache dringen zu wollen, können wir, an der Grenze zwischen den obern und untern Vermögen fortschreitend, bemerken, dass überall eine gewisse *Bestimmbarkeit* sich diesseits, und dagegen eine *unruhige Lebendigkeit* sich jenseits erblicken lässt. Wie der Verstand, so zeigt das ästhetische Gefühl und die überlegte Wahl sich hingebend an Gegenstände und Verhältnisse; ganz anders

Digitized by Google

finden wir jenseits der Grenze die Einbildungskraft, die Leidenschaften, die Gefühle der Wollust und des Schmerzes.

In den untern Vermögen also steigt die aufgeregte Thätigkeit bis zu ihrem Maximum; durch die obern wird sie gestillt und geordnet.

II. §. 216 und 217 der ersten Ausgabe.

[Vergl. Anmerkung 1 zu §. 216, S. 149.]

216. *Partialer* physiologischer Druck (164) [vgl. oben §. 50] ist die Hauptursache der anomalen Geisteszustände.

Hieher gehört zuerst der *Traum*, der schon darum merkwürdig ist, weil er sich in der Regel nicht zwischen Wachen und Einschlafen, sondern zwischen Schlafen und Aufwachen in die Mitte schiebt. Dies zeigt an, dass bei zunehmendem und wieder abnehmendem physiologischem Drucke, die Vorstellungen *nicht auf gleiche Weise* sinken und wieder steigen. Der Grund liegt darin, dass beim Sinken zwar die stärksten, also die herrschenden Vorstellungen am längsten dem Drucke widerstehen, hingegen beim allmäligen Steigen keineswegs eben diese herrschenden die ersten sind, die sich wieder erheben. Denn das Steigen richtet sich hier nicht nach der Stärke der Vorstellungen, sondern nach dem freien Raume, der ihnen gegeben wird, indem das Hinderniss entweicht (wie in 140) [vgl. oben §. 26). Daher kann jetzt die allergeringste Verschiedenheit in den Körpergefühlen oder in der Aufgelegtheit zur schnellern oder langsamern Veränderung der körperlichen Zustände (215) entscheiden, welche damit am meisten verträgliche Vorstellungsreihen im Bewusstsein zusammentreffen, und insbesondere, *wie weit sie sich entwickeln sollen.* Die Ungereimtheit der Träume rührt meistens daher, dass gewisse Vorstellungsmassen einander *nicht hemmen,* folglich sich verbinden, die im Wachen sich mit ihren widerstreitenden Merkmalen im Bewusstsein ausgebreitet, und eben dadurch einander sogleich wieder zurückgestossen haben würden. Beim Aufwachen geschieht dieses und über den Traum wird nun gelacht. Doch bleibt etwas von der falschen Verbindung, sonst gäbe es keine Erinnerung an den Traum.

Digitized by Google

217. Im Wahnsinn giebt es in dem ganzen Gewebe der Vorstellungen eine bestimmte Stelle, wo ihr gegenseitiger Einfluss auf einander stockt, so dass gewisse Hemmungen ausbleiben, die beim gesunden Menschen unfehlbar erscheinen würden, gerade wie im Traume. Ohne Zweifel versagt hier der Leib einen gewissen Wechsel der begleitenden organischen Zustände. Gefährlich wird diese Starrheit dadurch, dass der wohlthätige Druck, welchen der Schlaf über die Vorstellungen des Träumenden ausübt, hier mangelt; daher die Gedanken des Wahnsinnigen nicht gehindert sind, sich in ein verkehrtes System von beträchtlicher Stärke zu verschmelzen und zu compliciren. Doch lässt sich in den Jugendjahren die falsche Verbindung noch abändern, weil sowohl die Empfänglichkeit für neue Vorstellungen, als die Veränderung der leiblichen Zustände gross genug ist. Deshalb droht der Wahnsinn nur den reiferen Jahren; in diesen aber wird es, auch wenn die Heilung gelingt, immer schwer sein, die Gefahr des Rückfalls zu beseitigen.

III. §. 240—245 der ersten Ausgabe.

[Vergl. Anmerkung 2 zu §. 240, S. 166.]

240. Schon der Begriff von der *Gesundheit des Geistes* ist teleologisch, nämlich entgegengesetzt dem der Krankheit, als einer zweckwidrigen Beschaffenheit. Lässt man alle Zweckbegriffe weg, so ist die ganze Natur, und eben so der Mensch und des Menschen Geist stets gesund, denn jede Kraft, und so auch unsere Vorstellungen, wirken stets, was sie können und müssen, und zwar eben sowohl im Wahnsinne, als bei vollkommenem Verstande.

Am Schlusse des ersten Theils[1] ist schon bemerkt, dass zur Gesundheit des Geistes folgende vier Bestimmungen gehören: Reizbarkeit, Ruhe, Sammlung und gegenseitige Bestimmbarkeit aller Vorstellungen durch einander.

Unter diesen Merkmalen zeigt schon das der Ruhe und des Gleichmuths, dass die Gesundheit, im strengsten Sinne (für den Geist, wie für den Leib,) ein idealischer Zustand ist.

[1] Vergl. oben S. 104.

Digitized by Google

Denn jeder Uebergang zu neuen Vorstellungen und Gedanken unterbricht die, ohnehin nie ganz vollkommene, Ruhe; vollends aber die Affecten, denen kein Mensch entgeht, stören dieselbe in einem auffallenden Grade.

Der Ursprung der Affecten ist schon gelegentlich angedeutet. Wenn das ganze Quantum des wirklichen Vorstellens im Bewusstsein entweder grösser oder kleiner ist, als es nach den statischen Gesetzen bleiben kann, alsdann ist Affect vorhanden. Und hiemit ist zugleich der Unterschied des aufgeregten und des niedergeschlagenen Gemüths, oder die Eintheilung der Affecten in rüstige und schmelzende, erklärt und gerechtfertigt. Uebrigens entsteht eine Menge von Arten derselben, je nachdem die eben vorhandenen Gefühle angenehm oder unangenehm sind (es giebt Anspannungen und Abspannungen von beiderlei Art), und je nachdem ästhetische Urtheile, oder Blicke in Vergangenheit und Zukunft, oder Gefühle gegen Menschen und Sachen dazu kommen. Dass die Selbstbeherrschung von den Affecten leiden müsse, ist aus der Lehre vom Zusammenwirken mehrerer Vorstellungsmassen unmittelbar einleuchtend. Bei Kindern sind alle Affecten einfacher, weil es noch keine herrschenden Massen giebt; bei Gebildeten werden die Affecten mehr und mehr zusammengesetzt, indem die obersten Vorstellungsmassen mit in Schwankung gerathen, wo nicht sehr veste Grundsätze Ordnung halten. (Daher die Verschiedenheit der Affecten in Dichterwerken aus verschiedenen Zeitaltern.)

In der Regel sind jedoch die Affecten nur leichte Krankheiten eines übrigens gesunden Geistes; denn, wenn nur der Reiz aufhört, und wenn nicht der Organismus zu stark erschüttert ist, so stellt sich, vermöge des Strebens der Vorstellungen zum statischen Puncte, sehr bald der Gleichmuth wieder her. Schlimmer ist's, wenn die andern Erfordernisse der geistigen Gesundheit fehlen, unter denen wir nun zuerst die Reizbarkeit betrachten.

241. Die ursprüngliche Reizbarkeit der menschlichen Seele, vermöge deren sie die einfachen sinnlichen Vorstellungen erzeugt (**112**, **113**) [oben **154**, **155**], gehört nicht hieher; denn es kann nicht als Krankheit angesehen werden, dass diese Reizbarkeit in demselben Maasse abnimmt, wie die Vorstellungen schon wirklich erzeugt und im Bewusstsein wirksam sind (**159**, **161**) [oben **45**, **47**]. Uebrigens hat man nicht Ursache

Digitized by Google

zu glauben, dass ursprünglich eine menschliche Seele reizbarer sei wie die andere; vielmehr ist der metaphysische Begriff einer totalen Selbsterhaltung, worauf hiebei alles zurückkommt, an sich gar nicht durch ein Merkmal der Quantität zu bestimmen.

Diejenige Reizbarkeit, von der wir hier reden, liegt nur mittelbar in der Seele, unmittelbar aber in den Vorstellungen. In diesen kann sie unterdrückt werden durch körperliche Ursachen (164) [oben 50], und das ist der Fall bei angeborner Geistesschwäche; auch in den mancherlei Arten der vorübergehenden Unaufgelegtheit in Krankheiten, nach heftiger Bewegung u. s. w. Allein ob überhaupt ein geistiger Reiz könne empfunden werden, das hängt zu allererst ab von der Frage: ob auch die für ihn empfindlichen Vorstellungen vorhanden sind? in welcher Stärke sie es sind und in welchen Verbindungen? (vergl. 152) [oben 39] Daher wächst die Reizbarkeit mit der Ausbildung, und mit beiden die Summe sowohl der angenehmen, als der unangenehmen Empfindungen. Wo aber ein Reiz nicht wirkt, da wird es scheinen, an Einbildungskraft zu fehlen, und Mängel dieser Art zeigen sich auch im Anschauen, Merken und Denken (213).

Kränklich ist die Reizbarkeit des Geistes, wenn gewisse Vorstellungen nicht ohne Begleitung eines schmerzhaften Gefühls aufgeregt werden können, das den Menschen zu jeder geistigen Thätigkeit minder geschickt macht.

242. Wie es der Einbildungskraft und zum Theil der Sinnlichkeit zur Last zu fallen scheint, wenn Jemand sich für irgend welche geistige Reize unempfänglich zeigt, so wird dagegen der Tadel der mangelnden *Sammlung*, nach gewöhnlicher Sprache der Psychologen den Verstand und die Urtheilskraft treffen. Denn der Zerstreute und Vorschnelle begreift nicht recht und urtheilt falsch. Die nächste Ursache des Fehlers liegt hier offenbar darin, dass die Vorstellungsreihen auf eine Weise fortlaufen, wobei sie dem zu betrachtenden Gegenstande entweder gar nicht, oder nur zum Theil angemessen sind. Der entferntere Grund kann verschiedenartig sein. Es kann fehlen an derjenigen vielfachen Durchkreuzung der Vorstellungsreihen, die oben (144) [oben 30] in Betracht gezogen wurde. Eine solche ist nämlich wegen der Beschaffenheit der Dinge in der Welt fast bei jedem Gegenstande unserer Kenntniss und Beurtheilung nothwendig. Denn jedes Object ist für

Digitized by Google

uns eine Complexion von Merkmalen (193—195), und jedes Merkmal kann irgend eine Vorstellungsreihe in Gang setzen. Werden nun darüber die anderen Merkmale vergessen, oder doch nicht in *ihrem* gehörigen Zusammenhange vorgestellt, so müssen schiefe Begriffe und einseitige Urtheile entstehen. Wer aber sich gesammelt hat, der bildet seine Gedanken wie von einem Mittelpuncte nach allen Seiten aus, daher bei ihm keine partielle Auffassung entscheidend wird. Im allgemeinen erkennt man hierin leicht den Vorzug des reifern Alters vor der Jugend. Bei der letztern sind die Vorstellungsreihen noch nicht genugsam unter einander verwoben; erst die lange, wiederholte und vielfach abgeänderte Erfahrung leistet dem Menschen diesen Dienst.

Doch ist es auch sehr auffallend, wie verschieden sich in diesem Puncte von früher Jugend an die Individualitäten äussern. Eine starke physiologische Resonanz (165) [oben 51] wird verursachen, dass die Vorstellungen in einem gewissen Zuge, in den sie einmal gerathen sind, gleichsam fortgeschnellt werden; woraus unvermeidlich die Phänomene des Leichtsinns und der Unbesonnenheit folgen müssen. Eine andre Art von physiologischer Resonanz kann den Menschen in gewisse Gefühle und Betrachtungen so versenken, dass er zwar gewisse Gruppen von Vorstellungen in einem vorzüglichen Grade ausbildet, darüber aber viele andere aus dem Bewusstsein verliert, und folglich vielmehr vertieft, als besonnen ist. Dies weiset hin auf die Naturanlagen der Dichter und Denker.

Ein ähnliches Widerspiel der Sammlung ist die Vertiefung in Wissenschaften und in Lebenspläne. Jene und diese kommen darin überein, dass sie gewisse Reihen, sei es von Begriffen oder von Mitteln und Zwecken, besonders hervorheben, welchen gemäss der Geist in einer abgesonderten Welt umherzuwandeln scheint, woraus die Rückkehr zu dem gewöhnlichen Gedankenkreise nicht immer ganz leicht ist. Hier macht es sich fühlbar, dass in der Subsumtion vorkommender Fälle unter die allgemeinen Begriffe und Maximen einige Menschen glücklicher sind, als andere; daher wird eine gute Urtheilskraft als ein auszeichnender Vorzug geschätzt, den keine Lehre mittheilen könne. In der That aber vermag die Form des Unterrichts hiebei ausserordentlich viel. Lässt derselbe die allgemeinen Begriffe sich auf die natürliche Weise (179—192) aus

Digitized by Google

dem Besondern allmälig erzeugen und ausbilden, so wird das Herabsteigen vom Allgemeinen zum Besondern einem übrigens nicht getrübten Geiste nicht schwierig sein. Dazu gehört aber, dass man dem langsamen Gange der Natur Zeit lasse, und dass man die vorhandenen Begriffe nicht vor der Reife als Voraussetzungen im fortschreitenden Unterrichte gebrauche, dass man vielmehr jeden Kreis von Grundbegriffen, die man späterhin wird voraussetzen müssen, *lange vorher* zubereite. Das Umgekehrte geschieht da, wo man Begriffe *lernen* lässt, und auf die nur eben erst gegebenen Definitionen sogleich fortbaut. So macht man Pedanten, auch bei den schönsten äussern Formen.

243. Das vierte Erforderniss der geistigen Gesundheit, *gegenseitige* Bestimmbarkeit aller Vorstellungen durch einander, ist vielleicht die beste Erklärung dessen, was der Sprachgebrauch (abgesehn von manchem neuern Missbrauch des Worts) *Vernunft* nennt. Wenigstens trifft es genau mit dem zusammen, was im psychologischen Sinne allein mit Wahrheit unter *Geistesfreiheit* kann verstanden werden. Die Fähigkeit, Gründe zu vernehmen, zu prüfen, und ihnen gemäss Gedanken und Entschlüsse zu *berichtigen,* — sollten auch diese Gründe in langen Ketten von Syllogismen bestehen, — diese Fähigkeit, bloss formal gedacht, und ganz ohne Rücksicht auf irgend welchen Inhalt der Gründe, auf irgend einen Unterschied des Endlichen und Unendlichen, und was dahin gehört, — sie ist es, die den Menschen über den mechanischen Lauf angewöhnter Vorstellungsreihen, über Leidenschaften und Meinungen erhebt.

Doch, genau genommen, ist der eben gebrauchte Ausdruck, welcher den Mechanismus der Vorstellungen unter die Vernunft herabsetzt, eben so unrichtig als gewöhnlich. Denn gerade schon die ersten Principien der Mechanik und Statik des Geistes sagen aus, dass alle Vorstellungen *gegenseitig* durch einander bestimmbar sind; aber freilich erklären sie zugleich, warum sehr starke Vorstellungen oder Complexionen, wie auch starke Aufregungen derselben nur wenig nachgeben, wenn andere mit verhältnissmässig schwacher Kraft dazu kommen. Die nämlichen Principien machen begreiflich, dass eine gewisse Art von Selbstbeherrschung, also gewisse dazu geeignete Vorstellungsmassen und darin gegründete allgemeine Entschliessungen (226) nöthig sein werden, wenn, unter den eben erwähn-

Digitized by Google

ten Hindernissen, die Fähigkeit, Gründe zu vernehmen, nicht so klein werden soll, dass sie im praktischen Gebrauche für Nichts zu achten ist. In diesem letztern Sinne ist die Vernunft dem Menschen nicht angeboren, sondern jedes Individuum muss sie erwerben unter dem Beistande der Menschheit, die im langen Laufe der Zeiten ein gewisses Capital dieser Art zusammengebracht hat, mit welchem sie fortdauernd wuchert, aber unter grossen Wechseln von Gewinn und Verlust.

In gar keinem psychologischen Sinne aber ist es erlaubt zu sagen, die Vernunft sei der allgemeine angeborne Vorzug der Menschen vor den Thieren. Denn so gewiss wir den Thieren Vorstellungen einräumen, eben so gewiss müssen wir annehmen, dass dafür die nämlichen mechanischen Gesetze der Hemmung und Bewegung gelten, wie für menschliche Vorstellungen. Aber zur menschlichen Ausbildung gelangt freilich kein Thier, denn es ist ohne Hände und Sprache und wird durch Körpergefühle mehr beherrscht als der Mensch (die Thiere mit Kunsttrieben auf eine auffallende Weise); darum, nicht aber wegen einer specifischen Verschiedenheit zwischen der menschlichen Vernunft und dem thierischen *analogon rationis*, entwickelt kein Thiergeschlecht solche Vorstellungsmassen, die mit einer menschlichen Vernunft- und Sittenlehre könnten verglichen werden.

244. Die Gesundheit des Geistes ist zweckmässige Beschaffenheit des geistigen Daseins als gegenwärtig gedacht; die Bestimmung des Menschen ist eben dasselbe für die zukünftige Zeit. Eben darum schreibt der Mensch sich eine Bestimmung zu, weil er in die Zukunft hinaustragen muss, was in der Gegenwart sein sollte und nicht ist, oder nicht Platz genug darin findet. Wir werden also einen psychologischen Begriff von der Bestimmung des Menschen erhalten, wenn wir aus den vorstehenden Entwickelungen der Merkmale eines gesunden Geistes dasjenige hervorheben, was über die Gegenwart hinausweiset, indem es als etwas allmälig zu Erlangendes, als eine wachsende Grösse muss gedacht werden.

Dabei ist im voraus zu bemerken, dass eigentlich die Bestimmung des Menschen in der praktischen Philosophie vestgesetzt wird, und dass auch das hier Vorzutragende nur in sofern Gültigkeit besitzt, wiefern es als eine psychologische Erklärung dessen, was gewisse praktische Ideen (die der Voll-

Digitized by Google

kommenheit und der innern Freiheit) fordern, kann angesehen werden.

Nun zeigt aber der Rückblick auf das Vorhergehende sogleich, dass darin solche Forderungen enthalten sind, welche man sonst zur Cultur der Einbildungskraft, des Verstandes, der Urtheilskraft und der Vernunft zu rechnen pflegt, und man wird hieraus mit Recht vermuthen, dass sich der Begriff der Gesundheit des Geistes auflösen lasse in den bekannten Gedanken von einer harmonischen Ausbildung aller Geisteskräfte. Die Bildung der Sinnlichkeit (um von vorn anzufangen) gehört im allgemeinen zur Reizbarkeit, und man kann dabei vergleichen, was oben (204) über das Anschauen ist gesagt worden. Die Cultur des innern Sinnes insbesondre aber hängt aufs genaueste mit der Vernunft zusammen, das heisst (243), mit der gegenseitigen Bestimmbarkeit aller Vorstellungen durch einander. Denn der innere Sinn fordert Zusammenwirkung mehrerer Vorstellungsmassen (153) [oben 40], und diese ist nur eine Art der eben genannten gegenseitigen Bestimmbarkeit. — Ausbildung des Gedächtnisses beruht ganz und gar auf Ruhe und Sammlung (abgesehen von den Künsten der Mnemoniker, die ein gemachtes Gedächtniss neben das natürliche zu stellen unternehmen.) Denn die treue Reproduction einmal aufgefasster Reihen (143) [oben 29] ist ein natürlicher und ganz unfehlbarer Erfolg des psychologischen Mechanismus, wofern nur beides, die Auffassung und die Reproduction, ganz ungestört vor sich gehn. Aber freilich sind die leichtesten und unmerklichsten Wechsel der Körpergefühle (um von störenden Affecten u. dergl. nur gar nicht zu reden) schon hinreichend, um das Spiel jenes Mechanismus zu verderben. Daher ist alles, was die Nerven beunruhigt, dem Gedächtnisse schädlich; die gedächtnissstarken Menschen aber sind solche, welche sich einer ungewöhnlichen Stetigkeit im Zustande des Organismus erfreuen. — Die Einbildungskraft gehört durchaus zur Reizbarkeit, theils zur körperlichen, insbesondre zur physiologischen Resonanz (165) [oben 51], worauf das Genie beruht, wofern es nicht vielmehr nur auf Abwesenheit des physiologischen Drucks (164) [oben 50] hindeutet; — theils zur geistigen, welche von schon vorhandenen Vorstellungen und von deren Verbindung abhängt (241), so dass in dieser Hinsicht die Einbildungskraft der Cultur fähig ist. — Der Verstand ist, nach

Digitized by Google

unsrer gleich im Anfange gegebenen Erklärung, das Vermögen, uns in unseren Gedanken nach der Qualität des Gedachten zu richten. Dies kann nur geschehn, wenn die Vorstellungen in ihren Verbindungen und in ihrer Stärke den Verbindungen der Merkmale in den Objecten entsprechen. Will man nun hiebei vom zufälligen Mangel an Kenntnissen abstrahiren, so kommt alles zurück auf das, was nur kurz zuvor (242) über die Sammlung ist gesagt worden. Dahin gehört auch die logische Zusammenstellung der Begriffe nach der Aehnlichkeit, die ganze Subordination und Coordination. Denn im Zustande der Sammlung geschieht das von selbst, was oben (190) nachgewiesen worden. — Ueber die Urtheilskraft ist in 242 gesprochen. — Was die Vernunft anlangt, so ist es leicht, auch die wichtigsten ihrer Nebenbedeutungen auf die obige (in 243) zurückzuführen. Wo nämlich die Vorstellungen durch einander gegenseitig bestimmbar sind, da werden sie sich bei günstigen Anlässen wirklich unter einander bestimmen, und es werden daraus gewisse Fortschreitungen oder auch Rückschreitungen, sowohl von Gedanken als von Entschliessungen, entspringen, die um so besser *überlegt* ausfallen müssen, je reifer die gegenseitige Wirksamkeit der Vorstellungen geworden ist. Indem nun auf diese Weise die Vernunft zugleich *theoretisch* und *praktisch* wird, erklärt sich auch der ihr zugeschriebene Charakter, dass sie das *Unendliche* suche. Hiebei muss man nur zuvörderst sich vor der seltsamen Einbildung hüten, *als gebe es wirklich* eine Vorstellung vom Unendlichen, als sei wohl gar dieselbe die wahre Erkenntniss des Realen und Schönen. Der heutigen falschen Metaphysik, die eine beinahe eben so falsche Aesthetik in ihrem Gefolge hat, muss hier ganz kurz entgegengestellt werden, was in den ersten Anfängen der Metaphysik und Aesthetik bewiesen wird: dass man sich mit Schattenbildern vom Realen beschäftigt, so lange man auf dasselbe irgend welche Grössenbegriffe überträgt, die darauf ganz und gar nicht passen, und dass das Schöne auf *geschlossenen Verhältnissen* beruht, während *gewisse Gattungen der Darstellung* desselben es auf dem Hintergrunde des Unendlichen erscheinen lassen, wobei auf die menschliche Art, das Schöne zu fassen und zu fühlen, gerechnet wird. (Man erinnere sich hiebei der kantischen Lehre, nach welcher die Vernunft, eben in wiefern sie auf das Unendliche geht, nur ein scheinbares, aber

Digitized by Google

kein wahres Erkenntnissvermögen ist. An dieser Lehre erkennt man den Denker, im Gegensatze der Schwärmer.) Es kann aber das Unendliche, eben weil es unendlich ist, niemals wirklich vorgestellt, sondern nur gesucht werden, und dieses Suchen geschieht allemal auf die Weise, welche allein die Mathematiker, und auch diese nur in den Fällen deutlich angeben, wo sie ein allgemeines Glied einer Reihe hinschreiben, die man ins Unendliche fortsetzen soll. Ein solches ist der allgemeine Begriff eines Fortschritts vom Vorhergehenden zum Nachfolgenden, den man von einigen wirklich gemachten Fortschritten abstrahirt; auch ist die Vorstellung des Unendlichen wirklich in dem Sinne, wie es überhaupt möglich ist, *vollendet*, und zur gänzlichen Klarheit und Deutlichkeit gebracht, sobald man den Ausdruck für das allgemeine Glied gefunden hat. Man findet ihn aber, indem man die Abhängigkeit jedes Gliedes entweder von den vorhergehenden oder von der fortschreitenden Stellenzahl bemerkt. Und so ist dieses Finden, zusammengenommen mit denjenigen Fortschreitungen, die dem allgemeinen Gliede gemäss nun theils wirklich vollzogen, theils als möglich gedacht werden, und wobei jedes Glied als bestimmt durch die vorigen und als bestimmend die folgenden, oder auch rückwärts, betrachtet wird, nur ein besonderer Fall von der gegenseitigen Bestimmung der Vorstellungen durch einander, das heisst, es ist eine von den sogenannten Operationen der Vernunft. — Ein anderer besonderer Fall ist der, wo gewisse dazu geeignete Vorstellungen sich also gegenseitig bestimmen, dass sie ein ästhetisches Verhältniss bilden; daher mag man immerhin der Vernunft auch die Erkenntniss des Schönen und Guten zuschreiben. — Ja man stellt sich endlich den menschlichen Geist selbst als ein beschränktes Vernunftwesen vor; und auch dieses mag man thun, denn am Ende beruhet *alles Geistige* auf der gegenseitigen Bestimmung der Vorstellungen durch einander, alle Beschränkung aber darauf, dass theils die Menge derselben zu gering, theils ihr Zusammenwirken unvollendet bleibt. Von dieser Seite betrachtet, ist Alles Vernunft, oder deren Mangel.

Dass die Ausbildung der Seelenkräfte harmonisch sein solle, verlangt man darum, damit der Antagonismus, der sich zuweilen unter denselben zu äussern scheint, ausgeschlossen sei. Klärer wird der Ausdruck so lauten: die vier Merkmale der

Digitized by Google

Gesundheit des Geistes sollen dergestalt zusammen bestehen, dass Ruhe und Sammlung für die fortschreitende Reizbarkeit und gegenseitige Bestimmung der Vorstellungen keine Hindernisse seien und auch nicht dadurch verletzt werden.

245. Dies ist der psychologische Ausdruck für die Bestimmung des *einzelnen* Menschen. Die Menschheit als Ganzes, in Hinsicht ihrer Bestimmung, in Betracht zu ziehn, ist hier der Ort nicht. Denn sie existirt, der Wirklichkeit nach, nur in den Individuen, und hieran muss die Psychologie sich halten. Anders verhält es sich mit der praktischen Philosophie. Diese ist eine ästhetische Wissenschaft, und sie offenbart sich als solche, indem sie grössere und kleinere Gruppen von Menschen als Ganze auffasst und dieselben ihrer Beurtheilung unterwirft. Einer ästhetischen Betrachtung liegt gar nichts an der Realität ihres Gegenstandes, sondern nur an der Qualität desselben, und es ist von der höchsten Wichtigkeit, diese Verschiedenheit des Standpuncts für beide Wissenschaften genau vestzuhalten.

246. Die Bestimmung des einzelnen Menschen kann jedoch nicht u. s. w.

Digitized

Digitized by Google

PSYCHOLOGIE ALS WISSENSCHAFT,

NEU GEGRÜNDET AUF

ERFAHRUNG, METAPHYSIK UND MATHEMATIK.

ERSTER, SYNTHETISCHER THEIL.

1824.

Digitized by Google

Digitized by Google

VORREDE.

Die Philosophie stand in ihrer Blüthe zu *Kant's* und *Fichte's* Zeiten; jetzt welkt sie, allein ihre Wurzeln sind unvergänglich, und sie kann sich wieder aufrichten, wenn dem Untersuchungsgeiste neue Nahrung dargeboten wird. Damit mir dieses mein Vorhaben erleichtert werde, bitte ich den Leser, sich in jene Periode des eifrigen Strebens, der unglücklicherweise eine zweite des Schwindels, und eine dritte der Abspannung gefolgt ist, zurückzuversetzen; über alles, was nachkam, aber fürs erste einen Schleier fallen zu lassen. Es ist kein Wunder, wenn eine Kraft sich verzehrt und erschöpft, indem sie arbeitet, ohne die nothwendigen Hülfsmittel zu besitzen. Aber es ist zu wünschen, und vielleicht zu hoffen, dass, nachdem die Hülfsmittel gefunden sind, nun auch der Wille zurückkehre, sich ihrer zu bedienen.

Kant wurde Idealist wider seinen Willen; er hat seine Anhänglichkeit an die Dinge an sich nie verleugnet, obgleich er die Unmöglichkeit behauptete, sie zu erkennen. *Fichte* ergab sich dem Idealismus williger, wiewohl auch noch mit einigem Widerstreben; aber ihm geschah es wider seine Absicht, dass er ein von tausend Bedingungen umwickeltes Ich zum Vorschein brachte, obgleich er das absolute Ich auf den Thron zu heben gedachte. Ein absolutes Urwesen, Grund der Welt und Grund des Ich, liess sich *Schelling* gefallen; er wurde Spinozist vielleicht eben so sehr wider sein Wollen und Meinen, als *Kant* Idealist gewesen war. — Wenn nun die Geschichte der Philosophie diese Ereignisse kurz erzählen will, so wird sie sagen: die Begriffe verwandeln sich den Philosophen unter den Händen unwillkürlich, während sie sie bearbeiten. Wenn aber die Philosophie selbst zu dieser Geschichte hinzukommt: so muss sie in dem scheinbar zufälligen Ereigniss das Nothwen-

Digitized by Google

dige, und in den besondern Fällen das Allgemeine nachweisen, was sich in jenen Beispielen nur unvollkommen abspiegelt.

Richtige Erkenntniss dieser nothwendigen und allgemeinen Umwandlung gewisser Begriffe im Denken, ist das erste Hülfsmittel, welches bisher gefehlt hat.

Mathematische Untersuchungen über den Zusammenhang und den Lauf unserer Vorstellungen sind das zweite. Die Seelenvermögen waren ein Surrogat, dessen sich bisher nicht bloss die empirische Psychologie, sondern auch *Kant* bei seinem kritischen Unternehmen bediente. Freier von Vorurtheilen in diesem Puncte zeigte sich *Fichte;* er wollte zu den Producten des menschlichen Geistes die Acte des Producirens finden. Warum hat man diese nothwendige Untersuchung vernachlässigt? Ohne Zweifel aus zwei Gründen. Erstlich, weil *Fichte* in dieser Hinsicht wirklich bloss gewollt, aber nichts geleistet hat, auch bei seinem Verfahren nichts leisten konnte; kein Wunder, dass nun die Fortsetzung unterblieb, da gar kein Anfang gegeben war. Zweitens, weil man sich blenden liess von der Kehrseite des fichteschen Unternehmens, nämlich von dem gigantischen Project, aus dem Ich die Welt zu deduciren. Man verliess zwar das Ich, aber man behielt die weltumspannende Tendenz. Kennen wir denn unsern Standpunct auf dieser Erde noch so wenig, um uns kosmologischen Träumen hinzugeben? Ist etwa der Himmel noch jetzt für uns eine Kugel, in deren Mitte wir auf einer unermesslichen Ebene veststehn? Weltansichten gehören dem Glauben; aber die wahre Philosophie sagt nicht mehr als sie weiss. Und um etwas zu wissen, prüft sie die Anschauungen jeder Art, die ihr gegeben sind, ohne irgend einer unbedingt zu vertrauen.

Man wird mich nun fragen, wie denn mathematische Untersuchungen über den menschlichen Geist möglich seien? Und welchen Gewinn sie bringen? Auf die erste Frage kann nicht die Vorrede, sondern nur das Buch antworten; über die zweite sollen hier einige Worte Platz finden.

Die Psychologie hat einige Aehnlichkeit mit der Physiologie; wie diese den Leib aus Fibern, so construirt sie den Geist aus Vorstellungsreihen. Und wie dort die Reizbarkeit der Fibern ein Hauptproblem, so ist hier die Reizbarkeit der Vorstellungsreihen gerade das, wovon alle weitere Erkenntniss der geistigen Thätigkeiten abhängt. Man wird aber dieses Buch

Digitized by Google

nicht halb, sondern ganz lesen müssen, um hievon unterrichtet zu werden. Dem zweiten Theile dieses Werks, welcher die psychologischen Thatsachen auf ihre Gründe zurückführen soll, ist es vorbehalten zu zeigen, dass die Spannung in den Vorstellungsreihen eben so wohl der Grund der Gemüthszustände, als die Ordnung, in welcher jede Vorstellung auf die übrigen mit ihr verbundenen wirkt, der Grund aller Formen ist, welche wir in unserm Anschauen und Denken bemerken. Aber die Ordnung beruht hier auf einem Mehr oder Weniger der Verbindung; die Spannung auf einem Mehr oder Weniger der Hemmung; beides hängt innig zusammen; jedoch Niemand hoffe davon etwas zu begreifen, wenn er nicht rechnen will. Kann er doch ohne dies Hülfsmittel nicht einmal die Gestalt und die Spannung einer Kette begreifen, wie wollte er die Gestalt und die Wirksamkeit seiner unermesslich vielfach verwebten Vorstellungen aus ihren Gründen erkennen? Aber gerade so wie eine an zwei vesten Puncten aufgehängte Kette dem gemeinen Beschauer ein gemeines Ding zu sein scheint, das er gedankenlos ansieht, ohne sich um die ungleiche Spannung, um das Gesetz ihres Wachsens und Abnehmens, um die Abhängigkeit der Krümmung von der Spannung, das heisst, der äusseren Erscheinung des Ganzen von der Wechselwirkung der einzelnen Theile, zu bekümmern: gerade so gedankenlos steht seit Jahrhunderten die empirische Psychologie vor dem Schauspiel, was die von ihr sogenannte Association der Ideen ihr darbietet; sie erzählt, dass sich die Vorstellungen nach Raum und Zeit associiren; und es fällt ihr nicht einmal ein, dass alle Räumlichkeit und Zeitlichkeit eben nur die näheren Bestimmungen dieser Association sind, die in der Wirklichkeit nicht so schwankend vorhanden ist, wie die gangbare Beschreibung davon lautet, sondern mit der strengsten mathematischen Regelmässigkeit sich erzeugt und fortwirkt. Wo nun die allerersten Elemente von Kenntniss der geistigen Natur noch so unbekannt und ungeahnet liegen: da wolle man von Verstand und Vernunft doch ja lieber schweigen als reden! Man kennt davon nichts, als die Aussenseite; und alles, was vermeintlich darauf gebaut worden, ist nichts als ein Wunsch, der künftig einmal kann erfüllt werden, wenn man erst einen Begriff haben wird von der Arbeit, die dazu nöthig ist.

Was ich hier gesagt habe, kann nicht hart klingen für wahr-

Digitized by Google

heitliebende Männer; und es kann dem Publicum nicht unerwartet sein, welches so viele Jahre lang Zeuge wâr vom endlosen Streite der Schulen; vielmehr wird man hieraus längst geschlossen haben, dass es allen Partheien an den entscheidenden Gründen fehlte. Und gerade dieser Umstand ist der Ursprung der Partheilichkeit. Wenn die Mathematiker streiten, so rechnen sie; und die Rechnung bindet dergestalt alle Willkür, dass der Versuch jeder Widerrede aufhören muss. Die Philosophie wird nicht alles berechnen können, aber sie wird grosse Schritte thun können, damit sich in ihr das Gewisse vom Ungewissen sondere; und wenn der Streit der Schulen fortdauert, so wird er sich doch mässigen, und nicht mehr, wie jetzt, zu unheilbarem Zwiespalt führen, der ein noch weit grösseres Uebel ist, als selbst der lauteste Streit, so lange er mit der Aussicht auf künftige Vereinigung geführt wird.

Hiemit sind meine Ansichten und Gesinnungen hinreichend angedeutet; besonders wenn man das hinzudenkt, was ich in Ansehung der heutigen Schulen, worüber ernst und ausführlich zu reden ich mich dringend veranlasst finden könnte, — hier verschweige, und selbst im Buche nur selten berührt habe; weil ich lieber will, dass die Knoten sich allmälig lüften und lösen, als dass sie durch eine heftige Behandlung sich noch mehr zusammenziehn. Aussprechen muss ich jedoch, dass während eines vollen Vierteljahrhunderts ankämpfend wider Wind und Strom, ich nur mit äusserster Anstrengung meine Richtung habe behaupten können, und dass ohne die Stütze der Mathematik ich sicherlich hätte unterliegen müssen. Auf den Schwierigkeiten, die mir ein widerwärtiges Zeitalter in den Weg legte, beruht mein Anspruch auf nachsichtige Beurtheilung von Seiten des competenten Richters, welchem früher oder später mein Werk begegnen wird. Sorgfältige Vergleichung desselben mit meinen frühern Schriften darf ich in Fällen, wo etwas dunkel scheinen möchte, wohl von jedem aufmerksamen Leser erwarten.

Noch ein Wort habe ich zu sagen über den Gang der vorliegenden Untersuchungen in Beziehung auf die *Verschiedenheit* der Leser. Für Manchen würde es ohne Zweifel bequemer gewesen sein, wenn ich die Grundlinien der Statik und Mechanik des Geistes gerade zu auf den empirischen Boden gestellt hätte. Da es hiebei nur auf die Hemmung unter entge-

Digitized by Google

gengesetzten Vorstellungen ankommt, welche sich ziemlich deutlich unmittelbar in der Erfahrung zu erkennen giebt: es hätte ich recht füglich im Geiste der Mathematiker an ein Gegebenes die Rechnung knüpfen können; man würde mir den Satz: dass entgegengesetzte Vorstellungen sich zum Theil in ein *Streben vorzustellen* verwandeln, entweder als Thatsache zugegeben, oder, falls jemand seiner innern Wahrnehmung nicht so viel zugetraut hätte (und das wäre allerdings auch bei mir der Fall gewesen), wenigstens die Hypothese gestattet haben, die sich alsdann durch ihre Fruchtbarkeit hätte rechtfertigen müssen. Allein hiemit wäre der geschichtliche Gang meiner Untersuchungen verdeckt worden. Diesen habe ich gerade im Gegentheil ganz offen dargestellt. Von der Untersuchung des Ich bin ich wirklich ausgegangen; die nothwendigen Reflexionen über das Selbstbewusstsein haben sich von ihrer besondern Veranlassung späterhin losgemacht; daraus ist ein allgemeiner Ausdruck derselben entstanden, den ich *Methode der Beziehungen* nenne, und auch für andre metaphysische Grundprobleme passend gefunden habe; zugleich ergab sich aus jenen Reflexionen der Begriff des *Strebens vorzustellen* mit einer solchen Bestimmtheit und Nothwendigkeit, dass nunmehr auch seine Fähigkeit, sich der Rechnung zu unterwerfen, vor Augen lag, und erst viel später (als ich das Lehrbuch zur Psychologie niederschrieb) bemerkte ich, dass zum Behuf des Vortrags für solche, die man mit Metaphysik nicht behelligen darf oder will, das nämliche Princip auch als Hypothese konnte dargestellt werden. — Wenn sich ein Individuum lange Jahre hindurch auf einer und der nämlichen Linie des Forschens mit möglichster Behutsamkeit fortbewegt: so entsteht daraus für dieses Individuum Ueberzeugung, für Andre zunächst nur eine Thatsache auf dem Gebiete des wissenschaftlichen Denkens, die ihnen rein und vollständig, nur von zufälligen Nebenumständen gesondert, muss vorgelegt werden. Die Thatsache nach ihrer Art zu betrachten, ist ihre Sache; als ihre Pflicht aber kann man ihnen zumuthen, dass sie dieselbe aufbewahren, und unverfälscht weiter mittheilen, damit sie noch in späterer Zeit von anderen Augen könne gesehen, und vielleicht anders ausgelegt werden.

Nichts verhindert übrigens, dass jeder Leser sich nach seinem Bedürfniss einen Anfangspunct in diesem Buche aufsuche,

Digitized by Google

der ihm bequemer ist, als der meinige. Man kann immerhin die metaphysische Untersuchung über das Ich, fürs erste wenigstens, ignoriren; man kann die Grundlinien der Statik und Mechanik des Geistes gleich Anfangs aufschlagen; es wird nicht gerade schwer sein, auch hievon ausgehend, das Nachfolgende zu verstehen; und man wird sich hiemit unmittelbar in den Besitz des Vortheils setzen, den mathematische Entwickelungen durch ihre natürliche Deutlichkeit gewähren.

Eine andre Klasse von Lesern kann ich mir denken, die wegen ihrer vorhandenen Angewöhnungen beinahe nur von hinten anfangend sich einen Zugang zu diesen Untersuchungen zu schaffen aufgelegt sein dürften. Dahin gehören die, welche in ihrem System, und eben deshalb in dessen Gedankenkreise vesthängen; so dass ein Buch, worin nicht von denselben Gegenständen unmittelbar die Rede ist, die sie zu bedenken gewohnt sind, für sie eine Wüste ohne Ruhepunct ist. Für solche Leser kann ich nicht schreiben! Sollte mir gleichwohl ein Besuch von ihnen zugedacht sein, so müsste ich bedauern, dass nicht der zweite Theil meines Werks zugleich mit dem ersten hat erscheinen können; wäre dies der Fall, so würde es leichter als jetzt geschehen, dass man sich zuerst bei den Anwendungen orientirte, und von da rückwärts zu den Gründen fortginge. Indessen enthält auch dieser erste Band am Ende Einiges, das für Manche zur Einleitung gehören würde.

Will endlich Jemand versuchen, sich auf meine Schultern zu stellen, um weiter zu sehen wie ich: so darf er wenigstens nicht besorgen, dass unter mir der Boden einbreche. Denn ich stehe nicht (wie man bei oberflächlicher Ansicht etwa glauben könnte) auf der einzigen Spitze des Ich: sondern meine Basis ist so breit wie die gesammte Erfahrung. Zwar habe ich gesucht, einem einzigen Princip so viel als möglich abzugewinnen; aber ausserdem habe ich auch die andern Quellen des menschlichen Wissens benutzt; in welcher Hinsicht meine Einleitung in die Philosophie mag nachgesehn werden. Personen, die aufgelegt waren mir Unrecht zu thun, haben zwar wider den klaren Augenschein, den meine Einleitung darbietet, mich in den Ruf gebracht, als suchte ich einen Ruhm darin, der Erfahrung zu widerstreben und zu widersprechen, allein nicht alle Nachreden haften; und meine Versicherung wird doch auch einigen Glauben finden: es sei in der theoretischen Phi-

Digitized by Google

losophie meine Hauptangelegenheit, *die Erfahrung mit sich selbst zu versöhnen.* Uebrigens kenne ich die Macht der Vorurtheile; und wenn man aus dem hier vorliegenden Buche eben so deutlich herauslieset, ich sei ein vollkommener Empirist, als aus jenem, ich sei Gegner aller Erfahrung, so werde ich mich darüber nicht mehr wundern, und nicht sehr betrüben. Missdeutung ist für jede neue Lehre das alte Schicksal; und jetzt, da ich diese Blätter aus meinen Händen lasse, darf ich mich ruhig darin ergeben. Bereit fühle ich mich zu dieser Resignation; allein indem ich mir alle Umstände nochmals vergegenwärtige, glaube ich nicht, dass sie nöthig ist. Deutlich gesprochen habe ich in diesem Buche. Und die Philosophie der letzten zwanzig Jahre ist ein Baum, den man im Grunde längst an seinen Früchten erkannt hat. Diese Philosophie ist keinesweges das Werk eines übeln Willens, oder geistloser Köpfe; aber sie ist auch eben so wenig das Werk ächter Speculation; sondern das Kind eines Enthusiasmus, der es unterliess, sich selbst die kritischen Zügel anzulegen. *Kant* besass den Geist der Kritik; aber welcher Mensch hat je sein Werk vollendet? — Unvollendet blieb das Werk der Kritik. Darum konnte die Philosophie sich mit dem Wissen des Zeitalters, wie es in andern Fächern fortwächst, nicht ins Gleichgewicht setzen. Vergebens sucht man Rath bei ältern Zeiten; sie wussten nicht mehr wie wir. *Des-Cartes, Locke, Leibnitz, Spinoza,* selbst *Platon* und *Aristoteles* taugen bei uns nur zur Vorbereitung; in noch frühere Zeiten müssten wir wissentlich hineindichten, was die Documente nicht enthalten. Unsre Mathematiker und Physiker verachten die Philosophie der Zeit, und sie haben nicht Unrecht. Die Kirche weiss, dass sie auf einem antiken, und in seiner Art vollkommen klassischen Fundamente beruht; für die allgemeinen Bedürfnisse der Menschheit ist längst gesorgt. Nicht so für die Angelegenheiten des Wissens und für das, was davon abhängt. Darum wolle man den neuen Versuch gefällig aufnehmen, und ihn sorgfältig prüfen.

Digitized by Google

EINLEITUNG.

Die Absicht dieses Werkes geht dahin, eine Seelenforschung herbeizuführen, welche der Naturforschung gleiche; in so fern dieselbe den völlig regelmässigen Zusammenhang der Erscheinungen überall voraussetzt, und ihm nachspürt durch Sichtung der Thatsachen, durch behutsame Schlüsse, durch gewagte, geprüfte, berichtigte Hypothesen, endlich, wo es irgend sein kann, durch Erwägung der Grössen und durch Rechnung. Dass die Seelenlehre sich von mehrern Seiten der Rechnung darbietet, diese Bemerkung hat mich auf die Bahn der jetzt vorzulegenden Untersuchungen gebracht; und je weiter ich sie verfolge, um desto mehr überzeuge ich mich, dass nur auf solchem Wege das Missverhältniss zwischen unsern Kenntnissen von der äusseren Welt, und der Ungewissheit über unser eigenes Innere, kann ausgeglichen, nur auf solche Weise der Stoff, welchen Selbstbeobachtung, Umgang mit Menschen und Geschichte uns darbieten, gehörig kann verarbeitet werden.

Von den Meinungen derer, die auf innere, auf intellectuale Anschauungen eine Naturlehre gründen, werde ich freilich mich weit entfernen müssen. *Ihre* Naturlehre ist nicht das passende Gleichniss für die Psychologie; ihre Anschauungen sind der Selbsttäuschung mehr als verdächtig, denn es sind offenbar nur unrichtige Begriffe, die aus speculativen Verlegenheiten entsprangen; hätte es aber auch mit diesen Anschauungen, als Thatsachen, seine Richtigkeit, so würde dabei noch vergessen oder verkannt sein, dass alle Anschauung, innere sowohl als äussere, um sichere Ueberzeugung zu begründen, erst die Probe machen muss, ob sie sich im Denken halten könne? oder ob sie ein blosser Stoff für Kritik und Umarbeitung werde, sobald der Denker sie ernstlich angreift? Des leichten Beispiels, welches die Astronomie uns liefert, indem sie die

Digitized by Google

scheinbaren Bewegungen auf die wahren zurückführt, ist kaum nöthig, zu erwähnen.

Um nichts besser werde ich zusammenstimmen mit denen, welche durch das Dogma von der sogenannten *transscendentalen* Freiheit des Willens einen grossen Theil der psychologischen Thatsachen der allgemeinen Gesetzmässigkeit entweder geradezu entziehen, oder doch diese Gesetzmässigkeit für blosse Erscheinung erklären. Diese häufen irrige Ansichten der praktischen Philosophie auf psychologische Vorurtheile; indem sie die Selbstständigkeit des sittlichen Urtheils mit einer Selbstständigkeit des Willens verwechseln; die Zurechnung, welche den Willen treffen sollte, über ihr Ziel hinaustreiben, und sich dabei in müssige Fragen nach dem *Ursprunge* des Willens verlieren; endlich das Urtheil mit dem Gebote zusammenschmelzend sich eine praktische Vernunft erfinden, deren Verhältniss zu der theoretischen sie in die unnützesten Streitigkeiten verwickelt. Das Gewebe dieser Täuschungen aufzulösen, ist zum Theil die Sache der praktischen Philosophie, und in so fern muss ich mich auf eine frühere Schrift beziehen;* damit aber auch die Psychologie von ihrer Seite zu Hülfe komme, muss erst sie selbst mit vorurtheilsfreiem Geiste bearbeitet werden.

Abweichen muss ich endlich von allen denen, welche die innern Thatsachen zu erklären glauben, indem sie sie classificiren, und nun für jede Klasse von Thatsachen eine besondere, ihr entsprechende Möglichkeit annehmen, diese Möglichkeiten aber in eben so viele *Vermögen* übersetzen; wobei die logischen, zur vorläufigen Uebersicht der Phänomene brauchbaren Eintheilungen, wider alles Recht, für Erkenntnisse realer Vielheit und Verschiedenheit ausgegeben werden; und wodurch statt des ächten Systems der, unter sich nothwendig zusammenhängenden, psychologischen Gesetze ein blosses Aggregat von Seelenvermögen herauskommt, ohne Spur einer Antwort auf die Frage: warum doch gerade solche, und so viele Vermögen in uns beisammen, und warum sie in dieser, und keiner andern Gemeinschaft begriffen sein mögen? — Die sogenannte empirische Psychologie, welche aus solcher Behandlung des Gegenstandes entsteht, ist bekannt genug, es wird auch noch jetzt hie und da daran gekünstelt, obgleich

---

* Nämlich auf meine *allgemeine praktische Philosophie.*

Digitized by Google

das Interesse dafür sich grossentheils verloren hat. Hier aber entsteht ein Kreislauf von Uebeln. Unrichtiges Verfahren giebt schlechten Erfolg; das Misslingen bricht den Muth und hemmt den Fleiss; je nachlässiger nun gearbeitet wird, desto weniger bessert sich das Verfahren; und der Irrthum, dessen man längst müde geworden, fährt gleichwohl fort zu täuschen. —

Nach den vorstehenden Erklärungen werden Manche dies Buch für immer bei Seite legen; möchten nun die Wenigen, welche noch nicht abgeschreckt sind, sich zuerst der längst anerkannten, höchsten Wichtigkeit einer ächten Wissenschaft von Uns selbst, von unserem Geiste und Gemüthe, erinnern! Einer Wissenschaft, die wir im Grunde immer, als ob wir sie schon besässen, im Stillen voraussetzen, wo wir *von uns* etwas fordern, oder *für uns* etwas wünschen, wo wir mit unsern Kräften etwas unternehmen, oder daran zweifelnd etwas aufgeben, wo wir im Wissen oder im Handeln oder im Geniessen vorwärts streben oder rückwärts gleiten. Uns selbst schauen und denken wir in Alles hinein, darum weil wir mit *unsern* Augen sehen, und mit *unserm* Geiste denken; in unsern eigenen Zuständen liegt das Glück und das Uebel, welches wir empfinden, und dessen Vorstellungen wir auf Andere übertragen; nach dem Standpuncte, auf welchem der Mensch steht, richtet sich sein Begriff von Gott und vom Teufel, so wie *von der Erde aus* und mit *irdischen* Werkzeugen wir in das Licht der Sonnen und in die Nebel der Kometen hineinblicken. Können wir nun das, was wir in unser Wissen und Meinen selbst hineintrugen, wieder abrechnen? Und bleibt alsdann noch ein wahrhaft objectives Wissen übrig? Oder ist die Abrechnung unmöglich, und ist die ganze Welt, die ganze Natur, bloss für uns und in uns? Oder sind wir selbst dergestalt in der Welt, dass in der Selbstanschauung der Welt auch die Geister der Menschen, wie Theile im Ganzen enthalten sind? — Solche Fragen ohne *alle* Psychologie zu beantworten, wird wohl Niemand versuchen. Dadurch aber, dass man in die Lehren vom Ich oder von der Weltseele die gemeinen Vorstellungsarten der *empirischen* Psychologie einwickelt, ohne sie zu verbessern, kommt die Wissenschaft nicht von der Stelle. Und gleichwohl, wo wäre die Wissenschaftslehre oder die Naturphilosophie, die nicht auf der *Einbildungskraft*, der *Urtheilskraft*, der *Vernunft*, dem *Verstande*, dem *freien Willen*, als auf

Digitized by Google

eben so vielen unentbehrlichen Krücken sich gelehnt hätte und einhergegangen wäre? die nicht, obgleich undankbar, dennoch Dienste von der empirischen Psychologie angenommen, und dadurch ein mittelbares Bekenntniss von der Wichtigkeit unseres Gegenstandes abgelegt hätte?

Möchten ferner die Leser, die sich entschlossen haben, mir ernstlich und beharrlich auf meiner Bahn zu folgen, in der Ueberlegung dessen, wornach sie zuerst zu fragen haben, mir zuvorkommen! Dieses aber sind die *Principien*, die ich zum Grunde lege, und die *Methoden*, deren ich mich bedienen werde. Wobei sogleich zu bemerken, dass hier lediglich von Principien der Erkenntniss, das heisst, von Anfangspuncten des Wissens die Rede sein kann; keineswegs aber von Realprincipien, das heisst, Anfangspuncten des Seins und Geschehens. Denn wie, und ob überhaupt, wir die letztern zu erkennen vermögen? das ist eben die Frage; es ist keine Gewissheit, von der man ausgehn könnte. Und den Lehren, nach welchen es irgend ein Reales geben soll, das man unmittelbar und ursprünglich erkenne, steht die Thatsache entgegen, dass sie bezweifelt werden, da doch kein Zweifel möglich wäre, wenn durch irgend ein *Princip* des Wissens geradezu ein realer Gegenstand gewusst würde. Meinerseits benachrichtige ich den Leser, dass ich alle vorgebliche Identität von Ideal- und Realprincipien schlechthin leugne, und jede Behauptung der Art als einen Schlagbaum betrachte, wodurch der Weg zur Wahrheit gleich Anfangs versperrt wird. Alles unmittelbar Gegebene ist Erscheinung; alle Kenntniss des Realen beruht auf der Einsicht, dass das Gegebene nicht erscheinen könnte, wenn das Reale nicht wäre. Die Schlüsse aber von der Erscheinung auf das Reale beruhen nicht auf eingebildeten Formen des Anschauens und Denkens; — dergleichen manche in dem Raume und der Zeit, ja sogar in dem Causalgesetze, oder noch allgemeiner in einem sogenannten Satze des Grundes zu finden glauben; dergestalt, dass sie diese Formen für zufällige Bedingungen halten, auf welche nun einmal das menschliche Erkenntnissvermögen beschränkt sei, während andre Vernunftwesen wohl eine andre Einrichtung ihres Denkens haben könnten. — Wer dieser Meinung zugethan ist, der verfährt consequent, wenn er die Schlüsse von der Erscheinung auf das Reale für ein blosses Ereigniss in unserm Erkenntnissvermögen hält; der Fehler liegt aber da-

Digitized by Google

ran, dass er die Formen des Denkens bloss empirisch kennt, ohne Einsicht in deren innere und unabänderliche Nothwendigkeit. Wäre ihm diese klar, so würde er auch richtigen Schlüssen vertrauen; und das Suchen nach einem höhern Standpuncte, auf welchem die einmal erkannte Wahrheit wohl wieder Irrthum werden möge, würde er als eine Träumerei betrachten, deren Ungereimtheit daraus entsteht, dass die Evidenz des Wachens verloren geht und vergessen wird. Diejenigen, welche auf verschiedenen Standpuncten Verschiedenes wahr fanden, hatten auf keinem richtig gesehen.

Eine zweite Bemerkung, die gleich hier nöthig scheint, betrifft das Verhältniss der Principien und Methoden. *Beide bestimmen einander gegenseitig.* Nämlich ein Princip soll die doppelte Eigenschaft besitzen, eigene Gewissheit ursprünglich zu haben, und andere Gewissheit zu erzeugen. Die Art und Weise, wie das letztere geschieht, ist die Methode. Daher richtet sich aber auch die Methode nach dem Princip, auf welches sie passt; und ihm selbst muss sie abgewonnen werden. Der Denker, welcher in der Mitte seiner Beschäftigung mit einem (nicht willkürlichen, sondern gegebenen) Begriffe, gewahr wird, dass dieser Begriff ihn nöthige *neue Begriffe an jenen anzuknüpfen*, die zu ihm wesentlich gehören: derselbe findet, und erfindet eben dadurch *die* Methode, welche zu jenem Begriffe, als dem Princip, gehören wird. Ueber ein solches Verhältniss zwischen Methoden und den entsprechenden Principien lassen sich allgemeine Untersuchungen anstellen; aber in der reinen formalen Logik muss man dergleichen nicht suchen; denn eben weil diese von allem Inhalte der Begriffe abstrahirt, kann sie das Eigenthümliche besonderer Erkenntnissquellen, und die besondere Art, wie daraus geschöpft werden muss, nicht erreichen. Daher kann auch die Frage, wie vieles aus einem einzigen Princip könne abgeleitet werden? nicht durch die allbekannte Bemerkung, dass zu einer logischen Conclusion wenigstens zwei Prämissen gehören, zurückgewiesen werden. Wer in der Philosophie gute Fortschritte machen will, der muss sich vor allen Dingen hüten, in der Form seines Denkens nicht einseitig zu werden, und sich keiner beschränkten Angewöhnung zu überlassen. Fast jede Klasse von Problemen hat ihr Eigenthümliches, sie verlangt neue Uebungen und Anstrengungen.

Digitized by Google

Hieraus erklärt sichs, dass oft die fruchtbarsten Principien lange Zeit ungenutzt liegen bleiben. Man kennt sie in ihrer ersten Eigenschaft, nämlich dass sie an sich gewiss sind; aber man ist noch nicht aufmerksam geworden auf die zweite, vermöge deren sie neue Gewissheit erzeugen können. Und warum nicht? Weil man die dazu nöthige Methode nicht hat, und die derselben angemessene Geistesrichtung und Uebung nicht besitzt.

Die Gefahr aber, dass vorhandene Principien ungenutzt bleiben, ist um desto grösser, je mehr unsre Aufmerksamkeit getheilt wird, je mehr die Menge der Principien uns zerstreut; je unbestimmter sie vor unsern Augen gleichsam herum schweben; endlich je mannigfaltiger wir noch ausser dem speculativen Interesse von ihnen beschäftigt werden.

In solchem Falle nun sind wir mit den Principien der Psychologie. An ihnen haben wir einen Reichthum, den wir nicht zählen können; ein Wissen, das, wie ein Irrlicht, uns stets begleitet, und stets flieht; eine Ueberzeugung, deren Stärke zwar die grösste, deren Bestimmtheit aber die allerkleinste ist; eine Basis von Untersuchungen, welche als Ganzes völlig vest liegt, und doch in jedem einzelnen Puncte schwankt; endlich eine Aufforderung zum Nachdenken, die so dringend und auf so mannigfaltige Weise einladend, die mit so vielerlei Angelegenheiten unsers Lebens und unserer Geschäfte verflochten ist, dass wir vor lauter Interesse zu derjenigen rein speculativen Gemüthsfassung, deren es zur Untersuchung einzig bedarf, kaum gelangen können.

Welches sind denn die Principien der Psychologie? Diese Frage hoffe ich mit allgemeiner Zustimmung so zu beantworten: es sind diejenigen Thatsachen des Bewusstseins, aus welchen die Gesetze dessen, was in uns geschieht, können erkannt werden. — Die Thatsachen des Bewusstseins sind ohne Zweifel die Anfangspuncte alles psychologischen Nachdenkens; abgesehen von ihnen, was hätten wir von der Seele zu sagen oder zu fragen? Nun soll auch aus den Principien etwas Weiteres erkannt werden, und hier möchte man sich vielleicht nicht mit den Gesetzen der geistigen Ereignisse begnügen wollen, sondern auch noch Aufschluss über das reale Wesen der Seele verlangen. Allein ob dieses erkennbar sei? wird wohl der Leser das vor der Untersuchung entscheiden wollen? Wir suchen ein speculatives Wissen; also freilich kein blosses Register von

Digitized by Google

Thatsachen, sondern eine gesetzmässige Verknüpfung derselben; darüber hinaus grundlose Behauptungen aufzustellen, würde nichts helfen; ergiebt sich aber auf rechtmässigem Wege noch etwas Mehr, so ist dies als eine willkommene Zugabe zu betrachten.

Wenn nun gleich die gegebene Antwort einleuchtend ist, so hat sie doch nur den Werth einer Nominaldefinition. Denn wir sehen noch nicht, ob es denn solche Thatsachen des Bewusstseins wirklich gebe, die zu Erkenntnissgründen der aufzusuchenden Gesetze dienen können? Welche es seien? Wie man sie herauswählen könne aus der Fülle der innern Wahrnehmungen? Wie aus ihnen etwas folge, und wie Vieles? Ob man mehrere solche Thatsachen verbinden müsse, oder nicht? Ob man sich aller deren, welche die Würde von Principien behaupten können, nothwendig bedienen müsse; oder ob sie den mehrern Thoren Einer Stadt zu vergleichen seien, unter denen man wählen darf, weil *jedes* den Eingang zu der *ganzen* Stadt darbietet, obgleich vielleicht eines schneller und bequemer als die andern, uns in den Mittelpunct der Stadt würde gelangen lassen?

Diese Fragen, ohne Zweifel schwer genug zu beantworten, setzen alle schon voraus, dass man die Thatsachen des Bewusstseins, so wie die innere Wahrnehmung sie darbietet, wenigstens kenne und übersehe. Aber hat uns die empirische Psychologie auch nur so weit vorgearbeitet? Sie erzählt vom Vorstellungsvermögen, Gefühlvermögen, Begehrungsvermögen; *sie ordnet diesen Vermögen*, als ob es Gattungsbegriffe wären, *andere Vermögen unter*, zum Beispiel, Gedächtniss, Einbildungskraft, Verstand, Vernunft; ja in dieser Unterordnung geht sie noch weiter, indem sie ein Ortgedächtniss, Namengedächtniss, Sachgedächtniss, einen theoretischen und praktischen Verstand u. dgl. aufweisst. Ist nun wohl hier ein Ende der Unterordnung? Und ist das Allgemeine, dem etwas subsumirt wird, eine Thatsache? Gewiss nichts weniger; alle Thatsachen sind etwas Individuelles, sie sind weder Gattungen noch Arten. Die letztern aber müssen durch eine regelmässige Abstraction aus der Auffassung des Individuellen entspringen. *Wie nun, wenn das Individuelle nicht still genug hielte*, um sich zu einer regelmässigen Abstraction herzugeben?

Wer auch nur einen Versuch macht, die hier aufgeworfenen

Digitized by Google

Fragen ernstlich zu überlegen: der wird bald inne werden, dass der Stoff, den wir behandeln wollen, äusserst schlüpfrig ist. Daher können wir diejenigen Untersuchungen, welche den wesentlichen Inhalt dieses Buchs ausmachen, nicht gleich vornehmen, sondern es sind einige vorbereitende Betrachtungen nöthig. Zuerst über die Auffassung und Benutzung der psychologischen Principien. Ferner über das Verhältniss der Wissenschaft, die wir Psychologie nennen, zur allgemeinen Metaphysik. Dann werden wir uns in der Kürze an die neuere Geschichte der Psychologie erinnern; und erst am Ende dieser ganzen Einleitung kann über den Plan des Buchs eine nähere Auskunft gegeben werden. Die Leser aber werden gebeten, sich einen ruhigen Schritt gefallen zu lassen; und vest zu glauben, dass in der Philosophie allemal der Weg, den man in scheinbaren Geniesprüngen vorwärts macht, langsam wieder rückwärts gegangen wird.

I.

Von den verschiedenen Weisen, wie die gemeine Kenntniss der Thatsachen des Bewusstseins gewonnen wird.

§. 1.

Die Thatsachen des Bewusstseins (unter welchen die psychologischen Principien sich befinden müssen) werden entweder unwillkürlich gefunden, oder sie werden absichtlich gesucht. Man könnte hinzufügen, entweder durch Beobachtung unserer selbst, oder Anderer: allein es ist bekannt, dass die Aeusserungen Anderer nur mit Hülfe der Selbstbeobachtung ihre Auslegung erhalten können; daher es rathsam sein wird, zunächst bei der Selbstbeobachtung stehen zu bleiben.

Die Absicht, unser Inneres wahrzunehmen, kommt zwar im gemeinen Leben nicht gar häufig vor. Desto mehr aber wird man durch psychologische Beschäftigungen dazu veranlasst, und selbst angetrieben, indem man den Gegenstand, wovon die Rede ist, unmittelbar auffassen möchte. Aus diesem Grunde wird es *hier* ganz passend sein, von der absichtlichen Betrachtung der Thatsachen des Bewusstseins anzufangen.

Digitized by Google

§. 2.

Den Versuch, in sein Inneres zu blicken, kann man jeden Augenblick anstellen. Immer wird sich etwas finden, woran gerade jetzt gedacht wurde; immer auch ein körperliches Gefühl sich entdecken lassen, wäre es auch nur das, welches mit dem Stehen, Sitzen, Liegen, überhaupt mit der nothwendigen Unterstützung des Körpers verbunden ist. Ferner wird das, woran gedacht wurde, nicht einfach sein; auf seiner Mannigfaltigkeit wird die Selbstbetrachtung umherlaufen, und es einigermaassen verdeutlichen. Aber nicht nur das Hervorgehobene wird alsbald wieder schwinden; sondern alles, was die innere Wahrnehmung gefunden hatte, wird sich gar bald verdunkeln, und irgend eine Veränderung in dem Schauspiele sich zeigen. Am gewöhnlichsten ist es die Selbstbeobachtung selber, von der eine neue Gedankenreihe anhebt, die wenige Augenblicke später aufs neue zum Object einer wiederholten Reflexion sich darbietet.

Das eben Beschriebene wird sich mannigfaltig abändern, wenn mitten im Geschäft, in der Leidenschaft, während des Sprechens mit Andern, wir uns selber belauschen. Das Geschäft geräth dadurch ins Stocken, die Leidenschaft mässigt sich, und macht gar oft einem Affecte Platz, der aus dem Urtheil über uns selbst entspringt. Das Zuhören bei der eignen Rede hemmt ihr rasches Fortströmen; und es regt sich ein Bestreben, den Gedanken zu concentriren, den die Worte aus einander legen; den Ausdruck entsprechender, ja den Ton der Stimme anklingender zu machen.

Will man verhüten, dass nicht der Zuschauer in die Handlung eingreife? Will man sich absichtlich gehen lassen; um rein aufzufassen, was von selbst innerlich geschehe? Nur um so eher wird alles, was zu sehen war, sich verdunkeln, und gar bald wird nur noch der Zuschauer sich und sein eignes Warten beschauen. Eine Stunde lang, wohl gar einen Tag lang unablässig und streng sich selbst beobachten, um in jedem Augenblick den eben vorhandenen inneren Zustand unmittelbar wahrzunehmen: dies könnte als eine der stärksten Selbstpeinigungen denen empfohlen werden, die darin ein Verdienst suchen.

§. 3.

Unabsichtlich ist jeder sein eigner Zuschauer während seines

Digitized by Google

ganzen Lebens, und eben dadurch gewinnt er seine eigene Lebensgeschichte. Auch bringt er diese Geschichte, und die aus ihr geschöpfte Kenntniss seiner Person, zu jeder Selbstbeobachtung mit; jene ergiebt das Subject, zu welchem diese nur die Prädicate liefern soll. Und schon aus diesem Grunde kann die absichtliche Selbstbetrachtung niemals reine Resultate liefern; der Beobachter kennt sich, den er kennen lernen will, schon viel zu gut im voraus.

Die eigne Lebensgeschichte ist jedoch weder eine völlig zusammenhängende Kenntniss, noch aus bestimmt begrenzten Theilen zusammengesetzt. Ihre Parthieen treten durch Anstrengung sich ihrer zu erinnern, oder durch zufällige Veranlassungen heller und ausführlicher hervor; wie viele aber der übrig gebliebenen Lücken sich noch möchten ausfüllen lassen, das leidet keine genaue Angabe.

Der Faden der Lebensgeschichte ist überdies sehr vielfältig der Faden äusserer Begebenheiten, die in ihrem Zusammenhange mit Interesse betrachtet wurden, und wozu nur *hinterher hinzugedacht* ist, dass man dieses Alles erlebt habe. Wiewohl nun auch die äussere Begebenheiten innerlich mussten aufgefasst werden, und alle innere Auffassungen zu den Thatsachen des Bewusstseins zu rechnen sind: so kann man doch keinesweges behaupten, *dass das Auffassen selbst wiederum innerlich wahrgenommen sei,* — eben so wenig, als dass dieses Wahrnehmen des Auffassens abermals Gegenstand einer höhern Wahrnehmung geworden sei, — welches ins Unendliche laufen würde! *Demnach ist der Gegenstand der Wahrnehmung keinesweges immerfort Wir selbst; vielmehr wird die innere Wahrnehmung häufig durch die äussere, oder auch durch andere Gemüthsbewegungen unterbrochen.* Ueberdies lässt sich das Eintreten einer *erneuerten,* also früher erloschen gewesenen, Aufmerksamkeit auf uns selbst oft genug deutlich wahrnehmen.

§. 4.

Was aber in solchen Zeiten in uns vorging, da wir weder willkürlich noch unwillkürlich auf uns achteten: das erfahren wir sehr häufig aus dem Munde Anderer, oder wir schliessen es aus den Producten unserer eigenen Thätigkeit; und dieses giebt eine dritte Art, wie wir zur Kenntniss der Thatsachen unseres Bewusstseins gelangen. Wir sind zum Beispiel eine Strecke gegangen; ganz in Gedanken vertieft; aber die Stelle,

Digitized by Google

wo wir uns jetzo befinden, verräth, wie weit unsre Schritte uns getragen haben. Oder wir haben Jemanden die Zeitung vorgelesen, ohne Interesse und Aufmerksamkeit; so wissen wir vielleicht nichts von mehrern Zeilen, die doch der Zuhörer gar wohl vernommen hat. Oder, mitten im Phantasiren an einem Instrumente sind unsre Gedanken von der Musik abgekommen; und während wir mit ganz andern Gegenständen uns lebhaft beschäftigen, stört uns ein Anwesender mit Bemerkungen über das, was wir so eben gespielt haben. So erfahren wir hintennach, was alles durch unsern Kopf gegangen ist. — Es ist hier der Ort, einer Zweideutigkeit zu gedenken, an welche der Leser schon kann gestossen sein. Thatsachen des Bewusstseins würden im engsten Sinne nur die innerlich *beobachteten* sein. Durch diese Bestimmung des Begriffs wären nicht bloss diejenigen Vorstellungen ausgeschlossen, welche wegen ihrer Dunkelheit unbemerkt bleiben: sondern auch das active *Beobachten*, sofern es nicht wiederum in einer höhern Reflexion ein Beobachtetes wird. Aber das active Wissen gehört gewiss mit zum Bewusstsein, wenn es nicht selbst ein Gewusstes wird. Und die dunkeln Vorstellungen verdunkeln sich so allmälig, dass das innerlich Beobachtete von dem, was sich der Beobachtung entzieht, nicht kann scharf abgeschnitten werden. Ueberdies wird Niemand bezweifeln, dass das Beobachtete mit dem Nicht-Beobachteten in einem unzertrennlichen Zusammenhange fortlaufender Gemüthsthätigkeit stehe. *Daher rechnen wir zu den Thatsachen des Bewusstseins alles wirkliche Vorstellen;* und folglich zu den Arten, sie zu erfahren, auch die Beobachtung der Producte unserer vorstellenden Thätigkeit, sollte auch die innere Wahrnehmung unseres Thuns gemangelt haben.

Bekannte Beispiele zu häufen, wäre unnütz. Aber desto nothwendiger muss bemerkt werden, *dass ganze Massen unserer geistigen Thätigkeit uns nicht eher als solche bekannt werden, als bis die Betrachtungen über unser inneres Produciren, von wo die idealistischen Systeme ausgehn, uns darauf führen.* Ein Reisender erzählt wohl von dem was er gesehn hat; aber indem er seines Sehens erwähnt, und was er dabei empfunden, beschreibt, fällt ihm nicht ein, von *denjenigen* Thätigkeiten seines Geistes zu sprechen, *vermöge deren* er das, an sich intensive, Wahrnehmen in ein räumliches Vorstellen ausgedehnter Gegenstände verwandelt hat. Und in unsern Psychologien lesen wir zwar

Digitized by Google

von der Form der Anschauung und des Denkens, welche die gegebene Materie der Empfindung in sich aufgenommen habe; allein man unterlässt die eben so wichtige als weitläuftige Erörterung, durch welche Stufenfolge die sogenannten reinen Formen des Anschauens allmälig zum klaren Bewusstsein gelangen; wie die Unterscheidung bestimmter Figuren möglich geworden sei; wie das Augenmaass, wie das rhythmische Gefühl sich ausbilde.

Man kann die Frage, was für eine Bewandniss es mit den behaupteten Formen des Anschauens und Denkens haben möge, hier noch ganz unentschieden lassen: gleichwohl steht der Satz vest, dass in den Anwendungen und dem deutlichen Vorstellen dieser Formen eine Menge psychologischer Thatsachen verborgen liegen, die ohne Zweifel in wesentlichem Zusammenhange mit den übrigen Thatsachen des Bewusstseins stehen, und schon deshalb der Aufmerksamkeit der Psychologie keineswegs entgehen dürfen. Allein, sowohl diese, als überhaupt die ganze Classe derjenigen Thatsachen, welche nicht unmittelbar wahrgenommen, sondern aus den Producten unserer Thätigkeit erst geschlossen werden, entfernen sich eben dadurch von der Eigenschaft der *Principien*; sie sind vielmehr *Probleme*, welche die Wissenschaft durch *Lehrsätze* zu lösen hat, und *wobei wir uns wohl hüten müssen, den Erschleichungen Thür und Thor zu öffnen!*

§. 5.

Ueber Beobachtung Anderer, als ein Mittel zur Auffindung psychologischer Thatsachen, lässt sich wohl kaum etwas sagen, das nicht in die vorstehenden Erörterungen zurückliefe. Denn, abgesehen von der Frage nach der Glaubwürdigkeit der Zeugnisse, wird alles darauf ankommen, wieviel und wie genau jene Anderen von sich selbst auffassen und erzählen, und wie richtig wir theils ihre Erzählungen verstehen, theils die äussern Zeichen ihrer inneren Zustände auslegen. Mit ihren eignen Auffassungen nun sind jene in eben der Lage, wie wir mit den unsrigen: um aber ihre Beschreibungen zu verstehen, können wir nur unsre eignen innern Wahrnehmungen zu Hülfe rufen. Daher beurtheilt denn auch jeder die Andern nach sich selbst; und die seltnern Zustände der Leidenschaft oder Begeisterung, die zarteren Regungen empfindlicher Gemüther, werden von

Digitized by Google

der bei weitem grösseren Menge der Menschen nicht verstanden.

Die erste Bemerkung, die sich hier aufdringt, ist wohl diese, dass die Unsicherheit in den, auf dem Wege der Ueberlieferung erworbenen psychologischen Kenntnissen in einem zusammengesetzten Verhältnisse stehe, und deshalb grösser sei, als bei der Selbstbeobachtung. Denn hier vereinigen sich die Mängel und die Erschleichungen in der überlieferten Nachricht mit denen in unserer Auslegung, und so laufen wir die Gefahr einer doppelten Täuschung. Sie kann auch noch grösser werden, wenn die Ueberlieferung durch eine ganze Reihe von Menschen fortläuft, deren jeder das Seinige hinzuthut. Sollte wohl dieser Fall da statt finden, wo Einer von seiner intellectualen Anschauung redet, und die Tradition davon ihren Weg durch Kopf und Mund verschiedentlich gestimmter Schwärmer nimmt, die Alle in sich selbst das wiederfinden wollen, was sie vernahmen?

Zu einer zweiten Bemerkung veranlasst die Neigung einiger Psychologen, bei den seltenen und sonderbaren Erscheinungen der Nachtwandler und Wahnsinnigen länger zu verweilen, als bei denen, die sich im gewöhnlichen Zustande ereignen; oder auch nur, sich über die Träume und ihre Sprünge mehr zu verwundern, als über den regelmässigen Gedankengang der Wachenden. Natürlich ist es zwar, dass ausserordentliche Erscheinungen zuerst die Aufmerksamkeit wecken und auf sich ziehen; allein schon aus der Physik weiss man, dass von den gewöhnlichsten Begebenheiten (z. B. von den Veränderungen des Wetters) die Gründe oft am tiefsten verborgen liegen. Und in der Psychologie finden sich die grössten Schwierigkeiten eben da, wo man am schnellsten mit einem *Worte* fertig zu werden glaubt. Ich erinnere nur an das Wort *Vernunft*; dieses allbekannte Wort, dessen Erklärung gewiss Jeder in seinem eignen Bewusstsein anzutreffen, behauptet, während er die psychologischen Curiosa meistens bei Andern aufsucht.— Es dürfte sich finden, dass wir nicht so sehr Ursache hätten, die Nachrichten von ungewöhnlichen Gemüthszuständen zu sammeln. Der Reichthum von Auffassungen, die wir täglich an uns selbst machen können, ist eben so gross, als dessen Verarbeitung schwierig und weitläuftig; und in dem Maasse, als wir für die Erscheinungen in uns die allgemeinen Gesetze

Digitized by Google

erkennen, muss es uns auch möglich werden, aus den nämlichen Gesetzen viel besser, als aus blosser Uebertragung eigner Gefühle, die Gemüthszustände Anderer, selbst in ihren weitesten Abweichungen vom Gewöhnlichen, zu verstehen und zu erklären. So braucht der Astronom nur den Lauf der bekanntesten Planeten auf die Kegelschnitte zurückgeführt zu haben, um seinen Calcul gar bald auch den neuesten und fremdartigsten Phänomenen am Himmel anpassen zu können.

Hiemit leugne ich jedoch keinesweges irgend einer ächten psychologischen Beobachtung ihren Werth ab. Für alle Erfahrungen muss sich irgendwo eine Stelle in den Wissenschaften finden, wo sie willkommen sein können. Nur ist ein sehr grosser Unterschied zwischen dem, was am meisten auffällt, und dem, was die tiefsten Untersuchungen fordert; so wie zwischen dem, was am weitesten hergeholt wird, und dem, was die reichsten, oder die ersten und nöthigsten Aufschlüsse darbietet.

§. 6.

Es kann von Nutzen sein, wenn der Leser die vorhin gewiesenen Wege, wie wir zur Kenntniss der inneren Thatsachen gelangen, weiter verfolgen will; besonders um sich Rechenschaft davon zu geben, wie der Vorrath psychologischer Kenntnisse, den man *schon zu besitzen* glaubt, aus absichtlicher oder unabsichtlicher Selbstauffassung, aus Deutung der vorgefundenen Producte eigner Thätigkeit, aus Zeugnissen und aus Beobachtung Anderer, allmälig sich zusammengesetzt habe. Diese Ueberlegung soll nicht auf einen Lehrsatz hinführen; aber sie soll heraushelfen aus dem Glauben an die Abstractionen der Schulen; sie soll das unmittelbare Bewusstsein dessen zurückführen, was den Erklärungen von Sinnlichkeit und Verstand, von Begehrungsvermögen und Gefühlvermögen, und wie diese Gedankendinge weiter heissen, eigentlich an ächter Erfahrung zum Grunde liegt.

Gesetzt nun, der Vorrath der psychologischen Thatsachen sei beisammen: welche Art von *Regelmässigkeit* lässt sich im allgemeinen an ihnen erkennen oder doch vermuthen? Dies ist die erste Frage der *speculativen* Psychologie.

Digitized by Google

II.

Von einer allgemeinen Eigenschaft alles dessen, was innerlich wahrgenommen wird.

§. 7.

Erinnert man sich der Veränderlichkeit des Schauspiels, was die absichtliche Selbstbeobachtung antrifft, ohne es in einerlei Zustande vesthalten zu können, und überdies der Abwechselungen in einander überfliessender Gemüthslagen, welche den Stoff unserer eigenen Lebensgeschichte ausmachen: so zeigt sich Alles als kommend und gehend, als schwankend und schwebend; mit einem Worte, als etwas, das *stärker* und *schwächer* wird.

In jedem der eben gebrauchten Ausdrücke liegt ein *Grössenbegriff*. Also ist in den Thatsachen des Bewusstseins entweder keine genaue Regelmässigkeit, oder sie ist durchweg von *mathematischer* Art; und man muss versuchen, sie mathematisch auseinanderzusetzen.

Warum ist dies nicht längst unternommen worden? Darauf könnten die älteren Zeiten, sich entschuldigend, antworten: die Mathematik sei, vor Erfindung der Rechnung des Unendlichen, noch zu unvollkommen gewesen. Allein folgende Bemerkungen sind allgemeiner.

§. 8.

Erstlich: die psychologischen Grössen sind nicht dergestalt gegeben, dass sie sich *messen* liessen; sie gestatten nur eine unvollkommne Schätzung. Dies schreckt ab von der Rechnung; jedoch mit Unrecht. Denn man kann die Veränderlichkeit gewisser Grössen, und sie selbst, in so fern sie veränderlich sind, berechnen, ohne sie vollständig zu bestimmen; hierauf beruht die ganze Analysis des Unendlichen. Man kann ferner Gesetze der Grössenveränderung hypothetisch annehmen, und mit den berechneten Folgen aus den Hypothesen die Erfahrung vergleichen. Sind die einzelnen Erfahrungen wenig genau, so ist dagegen ihre Menge in der Psychologie unermesslich gross, und es kommt nur darauf an, sie geschickt zu benutzen. Uebrigens werden wir keiner Hypothese bedürfen, sondern auf einem vesten Wege der Untersuchung diejenigen

Digitized by Google

Voraussetzungen finden, deren Kreis zum Behufe der Psychologie mathematisch durchlaufen werden muss.

Die Schwierigkeit des Messens kommt daher fürs Erste nicht in Betracht; aber wichtiger ist das Folgende.

§. 9.

Zweitens: gerade das Schwanken und Fliessen der psychologischen Thatsachen, welches eine mathematische Regelmässigkeit derselben im allgemeinen vermuthen lässt, erschwert gar sehr den Anfang der Untersuchung. Denn hiezu sind veste, genau bestimmte und *begrenzte* Principien die erste Bedingung; was aber soll man aus jener allgemeinen Schwankung dergestalt herausheben, dass man es mit Sicherheit gesondert betrachten könne? Muss man nicht fürchten, Zusammengehöriges auseinander zu reissen, und Bruchstücke eines untheilbaren Ganzen als selbstständig zu behandeln? — Man sagt z. B. vom Menschen: *er habe Verstand und Willen;* man handelt in den Psychologien zuerst vom Erkenntnissvermögen, dann vom Begehrungsvermögen. Wie wenn man von einem *Dreiecke* sagte: *es habe Seiten und Winkel?* und wenn man dem gemäss die Trigonometrie in zwei Abschnitte zerlegen wollte, deren einer von den Seiten, der andere von den Winkeln handele? Wer bürgt uns dafür, dass unsre Psychologien weniger ungereimt seien, als eine solche Trigonometrie sein würde? Stehen nicht vielleicht diejenigen Thatsachen des Bewusstseins, die wir zu trennen pflegen, durch gewisse unbemerkte Mittelglieder in eben so genauer Beziehung, als Seiten und Winkel im Dreiecke?

Diese Betrachtung müssen wir erst weiter führen, ehe von Principien der Psychologie, und von deren wissenschaftlicher Behandlung die Rede sein kann.

III.

Weshalb sind wir so geneigt, uns in der Psychologie mit Abstractionen zu behelfen?

§. 10.

In andern Wissenschaften ist die Abstraction ein absichtliches Verfahren; wobei man weiss, *was* man zurücklegt, und

Digitized by Google

warum man anderes hervorhebt. Die Reflexion hält gerade diejenigen Begriffe vest, unter welchen gewisse merkwürdige Relationen stattfinden; und nachdem dieselben untersucht sind, steht es der Determination frei, die gesetzmässige Anwendung davon auf den Umfang der Begriffe zu machen. — In der Psychologie sind dagegen unsre Aussagen von dem innerlich Wahrgenommenen schon unwillkürlich Abstractionen, ehe wir es wissen, und sie werden es noch immer mehr, je bestimmter wir uns darüber erklären wollen.

Sie sind schon Abstractionen, ehe wir es wissen. Denn die genaue Bestimmung des Fliessenden unserer Zustände (durch Ordinaten, zu denen die Zeit als Abscissenlinie gehören würde,) fehlt schon, indem wir dieselben zum Object unsers Vorstellens machen. Sie verliert sich immer mehr, je länger wir die Erinnerung an ein innerlich Wahrgenommenes aufbehalten wollen. Sie verfälscht sich, je mehr wir uns anstrengen, sie vest zu halten; denn eben dadurch mischt sie sich mit dem übrigen Vorrathe unserer verwandten Vorstellungen.

Aber auch je bestimmter wir uns darüber erklären wollen; desto weiter kommen wir ab von der Wahrheit dessen, was eigentlich wahrgenommen wurde, und desto tiefer gerathen wir in die Abstractionen hinein. Aus einem zwiefachen Grunde.

Erstlich, je mehr wir uns bemühen, recht getreulich nur das zu berichten, was wir erfahren haben: desto lieber verschweigen wir Alles, was wir nicht genau bemerkten, was wir nicht gewiss verbürgen können; wir heben demnach nur das Gewisseste heraus. Daher lassen wir in der Erinnerung an die inneren Wahrnehmungen absichtlich los von dem, dessen Schwankung wir fühlen, dessen bestimmte Angabe wir nicht zu erreichen hoffen. Was wir übrig behalten, ist ein Abstractum. — Dies Verfahren herrscht sichtbar in allen Psychologien. Die Verfasser derselben sprechen z. B. recht gern vom Gedächtniss; denn dass es *überhaupt* ein solches gebe, daran zu zweifeln fällt ihnen nicht ein; jeder Mensch muss ja unzählige Thatsachen dafür anführen können! Aber schon von den nächsten Arten, welche der Gattung: *Gedächtniss*, untergeordnet sind, als von dem Ortgedächtniss, dem Namengedächtniss, dem Zahlengedächtniss, dem Gedächtniss für Begriffe und Lehrsätze, für Urtheile und Schlüsse, für die Empfindungen während des Denkens, Ueberlegens und Beschliessens, für das

Digitized by Google

Wünschen und Wollen, für das was man gethan oder gelitten hat: hievon getrauen sich die Psychologen nicht, uns viel zu sagen. — Warum denn nicht? Doch wohl nicht darum, weil das Gedächtniss schon beim niedern Vorstellungsvermögen abgehandelt wird, und es an diesem Orte in den Büchern ein *ὕστερον πρότερον* sein würde, schon auf Begriffe, Urtheile, Schlüsse, auf Fühlen und Wollen, Rücksicht zu nehmen? Denn hieraus würde bloss folgen, dass die Stellung der Lehre vom Gedächtniss eine Veränderung erleiden müsse. Aber daran liegt der Fehler, dass beim genauern Eingehn auf das Specielle, und auf die einzelnen Thatsachen, sich das Gedächtniss nicht so bequem würde losreissen und abgesondert als eine eigene Seelenkraft hinstellen lassen; indem in jedem einzelnen Falle sich eine Menge von schwer zu bemerkenden, und noch schwerer zu beschreibenden, — daher gern mit Stillschweigen übergangenen — Nebenumständen geltend machen, die theils auf das erste Auffassen, theils auf das Merken, theils auf das Verknüpfen mit andern Vorstellungen, theils auf den Vorsatz des Behaltens und das Interesse des Gegenstandes, theils auf die Zeit, während welcher das Gemerkte noch vor dem ersten Verschwinden im Bewusstsein gegenwärtig blieb, theils auf die Gemüthszustände in der Zwischenzeit bis zur Reproduction, theils auf die Reproduction selbst, ihre Geschwindigkeit, Lebhaftigkeit und Treue, — Einfluss gehabt haben, und die bei jenen Arten des Gedächtnisses sehr verschieden zu sein und zu wirken pflegen. Der Erste, der dies Alles gehörig in Erwägung zieht, und dabei mit der Genauigkeit eines tüchtigen Physikers zu Werke geht, wird finden, dass die vermeinten Nebenumstände die Hauptsache sind, und dass von dem sogenannten Gedächtniss nichts als der leere Name übrig bleibt.

Jede andere Seelenkraft würde auf gleiche Weise zum Beispiel dienen können. Ueberall werden die obersten Gattungsbegriffe mit der grössten Dreistigkeit hingestellt; allein überall fehlt die Achtsamkeit auf das Specielle, und die genaue Beschreibung des Einzelnen; *und doch ist es eben dies, worauf in einer empirischen Wissenschaft Alles ankommt!* Oder hat schon Jemand vollständig nachgewiesen, wie sich die Einbildungskraft verschiedentlich in Dichtern, in Gelehrten, in Denkern, in Staatsmännern, in Feldherren, äussere? Was den

Digitized by Google

Verstand der Frauen, der Künstler und der Logiker unterscheide? Welche Abstufungen die Vernunft in ihrer Entwickelung zeige, bei Kindern und Erwachsenen, bei Wilden, Barbaren, Gebildeten, bei Bauern, Handwerkern, und bei den höhern Ständen? Doch die Erwähnung des Verstandes und der Vernunft, zweier Namen, die neuerlich so verschiedene Auslegungen erhalten haben, dass kaum noch etwas Gemeinsames übrig bleibt, — erinnert mich, fortzugehen zu dem zweiten Grunde, der uns in den psychologischen Abstractionen vesthält, und uns immer mehr darin vertieft.

Nachdem einmal die Seelenvermögen da sind, sollen sie auch gebraucht werden zur Erklärung dessen was in uns vorgeht. Aber je weniger von den nähern Bestimmungen der Thatsachen in den Begriffen jener Vermögen enthalten ist: desto schlechter gelingt die Erklärung. Es fehlen die Mittelglieder zur Verknüpfung. Es entstehen unbeantwortliche Fragen über das *Causalverhältniss der Seelenvermögen unter einander*, wodurch sie beim Zusammenwirken eins in das andere eingreifen, und sich gegenseitig zur Wirksamkeit auffordern, oder veranlassen, oder nöthigen. Jede solche Frage, indem sie mit einem Geständniss der Unwissenheit endigt, bringt den Schein hervor, als liege eine dunkle, unübersteigliche Kluft zwischen den Seelenvermögen, die nun gleich Inseln aus einem unergründlichen und unfahrbaren Meere herausragen. Was Wunder, wenn man es endlich müde wird, um das Zusammenwirken der Seelenvermögen sich zu bekümmern; wenn man vielmehr sich darin gefällt, die weite Trennung derselben durch recht grosse Unterschiede des einen Vermögens vom andern, deutlich zu beschreiben? Und hierin hat man es in der That weit gebracht. Die Seelenvermögen scheinen in einem wahren *bellum omnium contra omnes* begriffen zu sein.

Die Einbildungskraft, sich selbst überlassen, erschafft Phantome; aber die Sinne verscheuchen sie; doch manchmal auch lassen sie sich von jener bethören, so dass wohl gar Gespenster mit Augen gesehen werden. Starkes Gedächtniss findet sich bei schwachem Verstande, und umgekehrt; die Ausbildung des einen lässt Nachtheil besorgen für das andere. Noch weniger Friede hält der Verstand mit den Sinnen; er entdeckt ihren Trug, er zeigt, dass die Sonne still steht, und das Ruder auch im Wasser gerade ist; er erblickt einfache Gesetze, wo

Digitized by Google

die Sinne lauter Unordnung sahen. Nicht besser vertragen sich Verstand und Einbildungskraft; er findet sie thöricht und flatterhaft, sie ihn unbehülflich und trocken. Besser als beide dünkt sich die Urtheilskraft; der Verstand wusste nur die Regel, sie erst erkennt das Rechte und Wahre mit Bestimmtheit im Einzelnen. Aber die Vernunft erscheint; sie schwingt sich auf zum Uebersinnlichen, Unendlichen, zur eigentlichen Wahrheit, während alle jene auf dem Boden der Erscheinungswelt kriechen. Bei diesen Streitigkeiten bleiben Gefühl und Begehrungsvermögen nicht müssig. Die letzte Entscheidung über Wahrheit und Irrthum behauptet am Ende das Gefühl; insbesondere spricht es bald für, bald wider den Verstand; der doch seinerseits gegen die Einmischungen des Gefühls in seine Untersuchungen sich nachdrücklich verwahrt. Die Begierden bedienen sich des Verstandes, wo er ihnen nützlich sein kann, aber sie verweisen ihm seine *difficiles nugas*, seine brodlosen Künste. Er will von ihnen nicht gestört, am wenigsten verblendet sein; doch er muss weichen oder fröhnen, da sogar die Vernunft sich ihrer kaum erwehren, und das Vernünfteln der Leidenschaften nicht verhindern kann. Die ästhetische Urtheilskraft kämpft wider die Sinnenlust; und sie vertheidigt zuweilen die Einbildungskraft wider den Verstand. Aber die Vernunft pflegt ihr zu widersprechen, und das Schöne mit dem Hässlichen in den Rang blosser Erscheinungen zurückzustellen. — Unser eigenes Ich ist der Kampfplatz für alle diese Streitigkeiten! Ja es ist selbst die Gesammtheit aller dieser streitenden Partheien!

Wird man dieses im Ernste glauben? — Und doch stützt sich alles zuvor Gesagte auf bekannte Thatsachen. Die Frage ist bloss, ob eine wirkliche Vielheit von Kräften, die mit einem beharrlichen Dasein in uns bestehen und wirken, und einander bald helfen, bald anfeinden, aus den Thatsachen solle geschlossen werden? Ob man immer fortfahren wolle, dem augenscheinlich flüssigen Wesen aller Gemüthszustände Trotz zu bieten; und, je mehr dieselben jeder Auffassung in harten und starren Formen widerstreben, desto hartnäckiger und eifriger ihnen dergleichen aufzudringen? Unseres Wissens hat die bisherige, auch die neuere und neueste, Psychologie, durchaus nichts anderes *geleistet*, als immer neue, vergrösserte, schärfer gezeichnete Spaltungen und Gegensätze unter den ver-

Digitized by Google

meinten Seelenkräften. — Jedoch, unsere Philosophen fangen schon an sich zu entschuldigen, wenn sie *aus Noth*, wie sie meinen, und weil man sich doch müsse ausdrücken können, von Seelenvermögen reden; sie wollen es schon nicht Wort haben, dass sie wirklich und im Ernste jene Trennungen vorgenommen hätten; sie verehren die *unbekannte Einheit* aller jener Vermögen. Damit haben sie nun zwar an wirklicher Kenntniss der Seele noch nichts gewonnen, und die eigentliche Physik des Geistes mag wohl so bald noch nicht neben der falschen *Freiheitslehre* der neuern Zeit aufkommen können; doch sind die Zeichen vorhanden, dass die alten Götter nicht mehr lange bestehen, und dass ihre Orakel bald verstummen werden. Denn in der That ist es, beim Lichte besehen, nicht so sehr übler Wille, noch unbeugsames Vorurtheil, — sondern es ist Ungeschick, und Mangel an Kenntniss der Möglichkeit einer bessern *Auffassung der Thatsachen*, was der bessern Psychologie im Wege steht. Unsre Philosophen sind nicht Mathematiker; darum kennen sie nicht die Geschmeidigkeit, womit die mathematischen Begriffe sich dem Fliessenden anpassen; vielmehr pflegen sie sich bei den mathematischen Formeln etwas recht Steifes, Starres und Todtes zu denken; — in *diesem* Puncte aber kann man ihre Unwissenheit lediglich bedauern.

IV.

Allgemeine Angabe des Verfahrens, um Thatsachen des Bewusstseins zu Principien der Psychologie zu benutzen.

§. 11.

Wollten wir schon hier einen bestimmten, schmalen, systematischen Pfad anzeigen, auf welchem man in die Psychologie eingehn könne: so würde dem nächsten und dringendsten Bedürfniss nicht Genüge geschehn. Dieses Bedürfniss besteht darin, eine richtige Ansicht *im allgemeinen* von der Umwandlung zu fassen, welcher unsre Vorstellungsart muss unterworfen werden; und es rührt her von der Menge der psychologischen Abstractionen, an die wir gewöhnt sind. Wir finden nun ein-

Digitized by Google

mal uns selbst bald anschauend, bald denkend, bald wollend und so ferner; und ohne uns unter dergleichen Abstracta, wie Anschauen, Denken, Wollen, zu subsumiren, wissen wir kaum, uns über unsre eignen Zustände und Bestrebungen Rechenschaft zu geben. Die ganze Masse unserer Meinungen von uns selbst und von dem was in uns vorgeht, bedarf einer Totalreform; und sie muss dazu in Bereitschaft gesetzt werden. Eben deshalb ist vorhin die *unvermeidliche Mangelhaftigkeit* aller unserer unmittelbaren Kenntnisse von den inneren Thatsachen, und die daraus entstehende Neigung, dieselben in abgezogenen Begriffen, und zwar in den weitesten am liebsten, vorzustellen, hinterher aber diese Begriffe, sammt ihren Substraten, den Seelenvermögen, so gut oder so schlecht es gehn will, wieder an einander zu fügen, — in Betracht gezogen worden: damit es einleuchten möge, dass hier ganz andere Operationen des Denkens zur Verbesserung erfordert werden, als die blosse Classification, Induction, Analogie, oder welche andre Zusammenstellung eines Vorraths von Kenntnissen *da angebracht sein würde,* wo das *erste* Material *mit Bestimmtheit gegeben* wäre, und wo die Abstractionen *stufenweise von unten auf,* mit aller Besonnenheit, und beliebiger Verweilung auf jeder Stufe, würden vollzogen werden können.

Diejenige Operation des Denkens, wodurch die Mangelhaftigkeit verbessert wird, heisst *Ergänzung*. Und wo die Mangelhaftigkeit der empirischen Auffassung unvermeidlich ist, da muss die Ergänzung *auf speculativem Wege* unternommen werden. Dieses aber ist nur möglich durch Nachweisung der *Beziehungen;* das heisst, derjenigen Relationen, vermöge deren eins das andere *nothwendig voraussetzt,* und, was das Zeichen davon ist, eins *ohne* das andere *nicht kann gedacht werden.*

Dergleichen Beziehungen liegen zum Theil offenbar durch den Begriff selbst vor Augen, (wie zwischen einem Logarithmus und der Basis sammt dem Modulus des Systems, oder zwischen dem Differential und seinem Integral, nämlich abgesehen von der wirklichen Berechnung,) und alsdann brauchen sie nur nachgewiesen zu werden. Zum Theil können sie leicht bei einiger Aufmerksamkeit, und auf dem Wege logischer Schlüsse gefunden werden, (wie zwischen einem Paar unmöglicher Wurzeln einer Gleichung). Zum Theil aber verräth sich die Nothwendigkeit, den Beziehungen nachzuforschen, erst durch das

Digitized by Google

Widersprechende eines von seinen nothwendigen Voraussetzungen entblössten Begriffes: welcher letztere Fall in den ersten Grundbegriffen der allgemeinen Metaphysik vorkommt. Alsdann muss die Aufsuchung der Beziehungen nach derjenigen Methode eingeleitet werden, welche ich in den Hauptpuncten der Metaphysik angegeben, und *Methode der Beziehungen* genannt habe. Hievon wird tiefer unten noch etwas vorkommen.

Die ganze Psychologie kann nichts anderes sein, als Ergänzung der innerlich wahrgenommenen Thatsachen; Nachweisung des Zusammenhangs dessen was sich wahrnehmen liess, vermittelst dessen was die Wahrnehmung nicht erreicht; nach allgemeinen Gesetzen.

Während die Beobachtung nur dann erst und nur so lange die im Bewusstsein auf und niedersteigenden Vorstellungen erblickt, wann sie in einem gewissen höheren Grade von Lebhaftigkeit sich äussern: müssen sie der Wissenschaft immer gleich klar vor Augen liegen, sie mögen nun wachen und das Gemüth erfüllen, oder in den Vorrathskammern des Gedächtnisses ruhig schlafen, und auf Anlässe zum Hervortreten warten. Denn von den geistigen Bewegungsgesetzen sind sie hier so wenig ausgenommen wie dort.

Während die moralische Selbstkritik bekennt, die Falten des eignen Herzens nicht durchforschen zu können: muss die Wissenschaft eben so wohl von der Möglichkeit des Einflusses der schwächsten Motive unterrichtet sein, als von der Gewalt, welche die stärksten ausüben, und von der Klarheit, wodurch die überdachtesten sich auszeichnen.

Aber was die Wissenschaft mehr weiss als die Erfahrung: das kann sie nur dadurch wissen, *dass das Erfahrene ohne Voraussetzung des Verborgenen sich nicht denken lässt.* Denn nichts anderes als eben die Erfahrung ist ihr gegeben: in dieser muss sie die Spuren alles dessen antreffen und erkennen, was hinter dem Vorhange sich regt und wirkt.

In diesem Sinne also muss sie *die Erfahrung überschreiten:* welches übrigens von jeher jede Philosophie gethan hat; auch jene, die zwar das Ueberschreiten verbot, aber gleichwohl von einem noch unverbundenen, in der Receptivität anzutreffenden Mannigfaltigen redete; das in der Erfahrung niemals vorkommen kann, vielmehr erst, indem es die Formen der Spontaneität

Digitized by Google

annähme, sich ins Bewusstsein erhoben finden müsste: — anderer Beispiele nicht zu gedenken!

Wo nun und in wie vielen Puncten der ganzen Masse aller innern Wahrnehmungen sich Beziehungen entdecken lassen, die auf Voraussetzungen, auf Ergänzungen, auf nothwendigen Zusammenhang mit anderem, das entweder im Bewusstsein oder hinter dem Bewusstsein vorgegangen sein muss, hindeuten, und nach was immer für einer Methode mit Sicherheit darauf zu schliessen erlauben: da, und so vielfach sind die Principien der Psychologie.

§. 12.

Ein paar Beispiele von Beziehungen in der Psychologie, wenn auch nur von den offenbarsten, sind vielleicht nicht überflüssig; sie können wenigstens einigermaassen dienen, um von der Gestalt psychologischer Nachforschungen einen vorläufigen Begriff zu fassen.

Das Begehren steht in offenbarer Beziehung zu dem Vorstellen; denn es hat einen Gegenstand, auf welchen, als auf sein Ziel, es sich richtet. Denselben in Vergessenheit bringen, ist das sicherste Mittel, die Begierde zu beschwichtigen. Wiewohl nun diese Beziehung vor Augen liegt: so ist sie doch bei weitem noch nicht hinreichend bestimmt. Denn es fragt sich: unter welchen Bedingungen wird das Vorgestellte ein Begehrtes? Welche Beschaffenheit des Vorgestellten, und des Vorstellens, muss man voraussetzen, wenn es unter der Form des Begehrens im Bewusstsein erscheinen soll? Lässt sich die Antwort finden, indem man von dem Begehren, als dem Bedingten, zu seinen bis jetzt unbekannten Bedingungen fortschliesst: so ist die Thatsache, dass wir begehren, zum Princip einer psychologischen Untersuchung erhoben.

Das Gedächtniss bezieht sich offenbar auf den Gegenstand, welcher behalten wird; folglich auch auf die Production oder erste Auffassung dieses Gegenstandes. Demnach bezieht es sich auf die Sinnlichkeit; denn *was* es aufbewahrt, *das* sind grossentheils Anschauungen. Es bezieht sich eben so offenbar auf die Phantasie, das heisst, wir behalten viele von den Bildern, die wir selbst entworfen haben. Es bezieht sich nicht minder auf den Verstand, denn wir behalten auch die Resultate unsrer Speculationen; auf das Gefühl, denn wir erinnern uns an Lust und Schmerz; endlich auf den Willen, denn auch unsre

Digitized by Google

Entschliessungen halten wir vest, und ihre Wirksamkeit erneuert sich nach Unterbrechungen. Mit gutem Bedacht habe ich in der Pädagogik vom Gedächtniss des Willens geredet; einem für die Erziehung höchst wichtigen Gegenstande, denn darauf beruhet die Möglichkeit des Charakters und des consequenten Handelns. Ohne Gedächtniss des Willens bleiben angefangene Arbeiten liegen, und aus entworfenen Plänen entweicht das Feuer, das sie zur Reife bringen sollte. Am meisten Gedächtniss des Willens zeigt die Rache, und kann dadurch auch den, welcher an der Existenz desselben zweifeln möchte, zur Ueberzeugung bringen. — Aber das Gedächtniss bezieht sich vor allen Dingen auf das *Vergessen,* im weitern Sinne dieses Worts, da es nämlich nicht den vergeblichen Versuch, sich an etwas zu erinnern, sondern überhaupt die Entweichung einer gehabten Vorstellung aus dem Bewusstsein bedeutet. Denn eben in so fern schreiben wir uns ein Gedächtniss zu, *in wiefern eine Zeit verfliessen kann, in welcher wir an einen gewissen Gegenstand gar nicht denken,* ohne dass doch darum uns die Kenntniss desselben verloren ginge, die vielmehr auf gegebene Veranlassung wieder hervortritt. — Wer nun aber alle diese Beziehungen des Gedächtnisses, welche nur im allgemeinen bekannt sind, dadurch gehörig zu bestimmen und vollständig zu machen wüsste, dass er auch noch die Bedingungen, sowohl bei der Erzeugung, als bei der Entweichung, als auch endlich bei der Erneuerung einer Vorstellung, (ohne welche Bedingungen die Reproduction ausbleibt,) angäbe und bewiese: der hätte die bekannten Facta *ergänzt,* indem er die Vorstellungen bis in den Hintergrund des Bewusstseins, wohin sie sich zurückziehn, und von wo sie wiederkehren, gleichsam würde begleitet haben. Und wer diese Kenntniss sich auf solchem Wege verschafft hätte, dass von dem Gedächtniss, als einem Inbegriff bekannter Thatsachen, auf dessen nothwendige Voraussetzungen wäre geschlossen worden: der würde dadurch diese Thatsachen zu psychologischen Principien gestempelt haben. Wer aber vom Gedächtniss nur in Namenerklärungen, und in Distinctionen, und in einigen Sätzen redet, die jeden die Erfahrung längst gelehrt hat, der missbraucht ein vielsagendes Wort, wenn er sich eine *Theorie* des Gedächtnisses zuschreibt.

Nicht zu den *offenbaren* Beziehungen gehört die des Selbstbewusstseins auf die Individualität eines Jeden. Daher hat

Digitized by Google

man den Gedanken fassen können, das Ich als Absolutum aufzustellen; ein sehr grosser Fehler, der aber zu seiner Aufdeckung schon wissenschaftlicher Reflexionen bedarf. Und die Geschichte der neuern Philosophie hat nur zu gut gelehrt, wie leicht diese Reflexionen verfehlt werden können.

Nichts desto weniger sind *Fichte's* ältere Werke voll von Bestrebungen, die weitgreifenden Beziehungen des Selbstbewusstseins aufzufinden; und ohne allen Zweifel wird die Nachwelt, sehr ungleich den Zeitgenossen, diesen Werken, selbst abgesehen von dem Verdienst, den Idealismus mit einer bis dahin unbekannten Consequenz zu verfolgen, schon deshalb Gerechtigkeit widerfahren lassen, weil darin das Ich als Mittelpunct von Beziehungen aufgestellt, und der erste Versuch gemacht ist, ein *weitläuftiges System* von Beziehungen nach allen Richtungen hin zu durchsuchen. *Fichte's* grösster Fehler bestand darin, dass er der einmal angenommenen Gewohnheit, das Ich absolut zu setzen, auch dann noch anhing, als ihn schon die Untersuchung in ihrem Verlauf durch jeden Schritt aufmerksam machte, dass er nicht mit einem Absoluten, sondern mit einem vielfach Bedingten zu thun habe; welcher Folgerung er dadurch zu entgehn meinte, dass er alle die gefundenen Bedingungen in das Ich selbst einschloss. Aber die unrichtige Ansicht verdarb selbst die Kenntniss dieser Bedingungen, und daher konnte freilich nur eine unhaltbare Theorie herauskommen. Dieselbe Art der Untersuchung über denselben Gegenstand, aber nach einer ganz entgegengesetzten Methode, (welche trennt, wo *Fichte* verbinden wollte,) und zu ganz entgegengesetzten Resultaten hinführend, wird einen Theil dieses Buches ausmachen; und das eben Gesagte mag als entfernte Vorbereitung dazu dienen.

§. 13.

Wenn es Methoden giebt, durch welche man verborgene Beziehungen aufdecken kann, so ist eben der Umstand, welcher zuvor der wahre Ursprung psychologischer Schwierigkeiten zu sein schien, und welcher in der That eine *empirische Naturgeschichte* des Geistes unmöglich macht, — für die speculative Psychologie eher vortheilhaft als nachtheilig. Der Umstand nämlich, dass alle psychologische Wahrnehmung, um vestgehalten zu werden, sich unwillkürlich in eine Abstraction ver-

Digitized by Google

lieren muss; und daher von den wirklichen Thatsachen nur Bruchstücke liefert. Dieses ist nicht nachtheilig.

Denn der abstracte Begriff kann durch seine Beziehungen wieder ergänzt werden; und je allgemeiner er ist, um desto eher ergiebt er in Verbindung mit den Ergänzungen eben das, was in allen Wissenschaften zuerst gesucht wird, nämlich eine allgemeine Theorie, durch deren Hülfe eine grosse Mannigfaltigkeit von Thatsachen gleich Anfangs überschaut werden kann. Ueberdies ist ein Begriff für die speculative Behandlung allemal um so bequemer, je allgemeiner, das heisst, je ärmer an Inhalt er ist; so lange nur die Abstraction nicht den Keim der Beziehungen in ihm zerstört hat. Im letztern Falle freilich wird er unbrauchbar; allein alle Ueberladung mit Merkmalen, welche die Untersuchung nicht fördern, bringt nur Verwirrung hervor.

Ein neuer Zuwachs an Bequemlichkeit aber ist es, wenn, der Allgemeinheit unbeschadet, ein Begriff uns nicht nöthigt, sogleich in seinen Umfang hinabzusteigen, und specielle Fälle zu durchlaufen, um uns seiner Gültigkeit, und seiner wesentlichen Merkmale zu versichern. Um dies deutlich zu machen, nehme man zuvörderst ein paar Beispiele des Gegentheils. Der Begriff des Willens ist sehr allgemein; aber um uns seiner Gültigkeit zu versichern, (dass er aus dem Gegebenen entsprungen, nicht willkürlich gemacht ist,) müssen wir Beispiele dazu in der innern Wahrnehmung unseres eigenen Wollens aufsuchen. Was finden wir nun hier? Sehr verschiedene, continuirlich in einander fliessende Grade des Wollens! Entschlüsse, aber auch Neigungen, Launen, unbestimmte Aufregungen; freie Wahl, aber auch das erzwungene Wollen wider Willen, womit der Wehrlose sich entschliesst, den Räuber abzukaufen. Was heisst nun eigentlich Wollen? Die innere Wahrnehmung muss es lehren, aber ihre Belehrung ist zu weitläufig für einen Begriff, der mit Präcision aufgefasst, und der Speculation überliefert, zum Princip einer Untersuchung dienen soll. — Desgleichen, der Begriff des Gedächtnisses ist sehr allgemein; wenden wir aber den Blick einwärts, um uns genau an das Gegebene zu erinnern, was dem Begriffe seinen Inhalt bestimmt, so kommen uns die Anschauungen, Einbildungen, Begriffe, Urtheile, Gefühle, Entschliessungen, — entgegen, welche alle das Gedächtniss aufbewahrt; aber es ist dessen zuviel; und wiederum in dem ab-

Digitized by Google

stracten Begriffe eines Gemüthszustandes überhaupt, den das Gedächtniss erneuere, zu wenig unmittelbare Klarheit, als dass man sich einem solchen Princip gern anvertrauen könnte. Ist schon von andern Seiten her Licht genug vorhanden, dann mag man auch solche Principien gleichsam zu Rechnungsproben benutzen; allein für die Hauptuntersuchung bedarf es eines helleren Anfangspunctes; eines *Punctes,* der nicht zerfliesse, indem man ihn in der Wahrnehmung aufsucht.

Solch ein Punct nun ist ganz vorzüglich das Ich. Dieses lässt sich in einer vollkommnen Abstraction vom Individuellen noch deutlich machen, nämlich als Identität des Objects und Subjects; ohne dass darum das Selbstbewusstsein aufhörte, sich für den Begriff zu verbürgen. Nun sind zwar im Selbstbewusstsein die Bedingungen nur verdunkelt, unter denen er Realität besitzt, und man würde sich sehr täuschen, wenn man ihn darum an gar keine Bedingungen geknüpft glauben wollte. Allein die methodische Speculation, indem sie den Begriff des Ich bearbeitet, findet gar bald seine innere Unzulänglichkeit; und weist ihm dann ferner seine Ergänzungen mit einer Bestimmtheit und Sicherheit nach, welche die innere Wahrnehmung nie zu erreichen vermöchte.

Da nun der Begriff des Ich zugleich der allgemeine Begleiter aller Gemüthszustände ist, in so fern wir sie uns selbst zueignen: so vereinigt er im hohen Grade die Eigenschaften eines *bequemen* Princips, nämlich *Allgemeinheit* und *Präcision.* Und deshalb werden wir von diesem Princip in der Folge vorzüglich Gebrauch machen; ohne jedoch die übrigen ganz zu vernachlässigen, und besonders ohne solche Vernachlässigung wohl gar einem künftigen Bearbeiter der ganzen Wissenschaft zu empfehlen.

V.

Von dem Verhältniss der Psychologie zur allgemeinen Metaphysik.

§. 14.

Bisher sind wir so viel möglich in der Nähe dessen geblieben, was unmittelbare Klarheit besitzt, indem es an die innere

Digitized by Google

Wahrnehmung sich anschliesst; jetzt muss auch von den systematischen Verhältnissen der Psychologie als Wissenschaft die Rede sein.

Die Psychologie wurde in der wolffischen Periode als der dritte Theil der Metaphysik angesehn. Die Kosmologie ging ihr voran, die natürliche Theologie folgte nach; die Ontologie stand an der Spitze aller drei Wissenschaften, um ihnen die allgemeinsten Begriffe vorzubereiten. Die ganze Metaphysik trat der praktischen Philosophie gegenüber; denn man war auf den, aller Etymologie widerstreitenden, Ausdruck *Metaphysik der Sitten* noch nicht gekommen.* Leider passt dieser Ausdruck, der das verderbliche Vermengen der theoretischen und praktischen Philosophie bedeutet, nur gar zu nahe auf die neuesten Versuche, die Ethik im Geiste des Spinoza zu behandeln, wodurch der wahre Sinn der Billigung und Missbilligung, kraft welcher Löbliches und Schändliches ursprünglich unterschieden wird, ganz und gar zu Grunde geht.**

Ich erkläre mich für jene ältere Weise, die Metaphysik zu unterscheiden und einzutheilen; mit einigen Veränderungen, welche hier folgen.

Erstlich dasjenige, wovon, als dem andern grossen Haupttheile der Philosophie, die Metaphysik muss unterschieden werden, (um der Logik, die nur einen Vorhof ausmacht, nicht zu erwähnen,) ist nicht allein die praktische Philosophie, sondern die gesammte Aesthetik. Von dieser ist die praktische Philosophie ein Theil; aber kein untergeordneter; denn in der allgemeinen Aesthetik sind die Haupttheile nur *neben einander geordnet*, weil die verschiedenen ästhetischen Beurtheilungen der Farben, Figuren, Töne u. s. w., und so auch der Willensverhältnisse, alle ursprünglich für sich bestehn, und durch keine gegenseitige Abhängigkeit verknüpft sind. Daher bilden die verschiedenen Kunstlehren, von denen die Tugendlehre Eine ist, lauter selbstständige Disciplinen, die nur wegen der Gleichartigkeit ihrer Principien (Beurtheilung durch Beifall oder Missfallen, ohne Rücksicht auf das was ist und sein kann,) unter den allgemeinen Klassennamen *Aesthetik*, logisch zusam-

---

* Neuerlich hat man dagegen sogar eine Metaphysik des Civilprocesses erfunden; ja ich erinnere mich in einem französischen Buche von einer Metaphysik des Violinspielens gelesen zu haben.

** Man kann hier meine *Gespräche über das Böse* vergleichen.

Digitized by Google

mengestellt werden. Hierüber habe ich an andern Orten ausführlicher gesprochen, und werde mich jetzt nicht dabei aufhalten.

Zweitens, die Eintheilung der Metaphysik würde klärer sein, wenn zuvörderst allgemeine Metaphysik von der speciellen oder angewandten getrennt wäre. Es bedarf wohl keiner Erinnerung, dass die allgemeine Metaphysik den Platz der Ontologie einnehmen muss, welcher letztre Name um so eher aufgegeben werden kann, weil die vormals durch ihn bezeichnete Lehre ohnehin einer völligen Umschaffung bedurfte. Zur angewandten Metaphysik aber sind ferner zu rechnen: Psychologie, Naturphilosophie, und philosophische Religionslehre. Dass der Name Kosmologie passender in Naturphilosophie übersetzt werde, schliesse ich daraus, weil wir die Probleme dieser Wissenschaft aus *der* Erfahrung nehmen müssen, welche dem Menschen auf der Oberfläche der Erde zugänglich ist, während der Begriff der Welt als eines Ganzen, mit dem unser Erfahrungskreis kaum verglichen werden kann, vielmehr in der allgemeinen Metaphysik seinen Platz hat. Die Religionslehre würde mit der Ontologie verschmolzen, an die Spitze der ganzen Metaphysik treten, wenn eine *unmittelbare* Erkenntniss Gottes, als des Absoluten, vorhanden wäre: worüber mit verschiedenen Systemen zu rechten hier nicht der Ort ist.

Die nämliche Ehre aber, an die Spitze der Metaphysik gestellt zu werden, müsste vielmehr der Psychologie widerfahren, wenn anders das berühmte Unternehmen der *Vernunftkritik*, ich will nicht sagen richtig ausgeführt worden, sondern nur in der ersten Anlage ein richtiger Gedanke gewesen wäre oder jemals werden könnte. — Eine Vernunftkritik hat zu ihrem Gegenstande die Vernunft, oder besser das gesammte Erkenntnissvermögen; diesen Gegenstand muss sie *als bekannt voraussetzen;* und hierin liegen Irrthümer, die sich durch gar Nichts wieder gut machen lassen. Vom Erkenntnissvermögen wissen wir als von einer Summe von Thatsachen des Bewusstseins. Noch glücklich, wenn uns diese durch innere Wahrnehmung, oder wenn man lieber will, durch Anschauung des innern Sinnes bekannt geworden sind. Alsdann aber fragt sich sogleich, wie viel Glauben die innere Anschauung verdiene? Eine Frage, welche die Anschauung selbst nimmermehr beantworten kann. — Allein es ist nicht einmal wahr, dass wir eine so unmittel-

Digitized by Google

bare Kenntniss von dem sogenannten Erkenntnissvermögen besässen, dessen Begriff wir vielmehr aus den vorgefundenen *Producten* unserer geistigen Thätigkeit herausgedeutet haben. Jedoch was darüber vom §. 4 an schon ist gesagt worden, darf hier nicht wiederholt werden: auf die entgegenstehende Täuschung werde ich weiterhin noch zurückkommen.

Wofern nun die Psychologie, weit entfernt der allgemeinen Metaphysik eine Grundlage geben zu können, an ihren Platz in der angewandten Metaphysik zurücktritt (wo sie übrigens aus Gründen, die hier noch nicht klar sein können, der Naturphilosophie muss vorangestellt werden): beruhet sie selbst auf der allgemeinen Metaphysik, und kann, ohne diese voranzuschicken, weder abgehandelt noch auch nur begründet werden.

In der That, wenn ich tiefer unten behaupten werde, dass die Seele ein einfaches Wesen, und dass sie eben aus diesem Grunde *nicht* ursprünglich Kraft ist: so muss ich dabei nothwendig auf die allgemeine Metaphysik (und zunächst, bis eine ausführlichere Darstellung erscheint, auf meine *Hauptpuncte der Metaphysik*) hinweisen.

Um jedoch den Hauptstamm meiner gegenwärtigen Untersuchung genugsam bevestigen zu können, werde ich mir erlauben, das Nöthigste aus der allgemeinen Metaphysik, nämlich die Untersuchung über das Ich, hier einzuschalten; und auch auf andere Puncte jener Wissenschaft so viel Licht werfen als hier geschehen kann; wozu sich die Gelegenheiten häufig genug darbieten werden. Und um möglichen Missverständnissen zuvorzukommen, bemühe ich mich sogleich, das Verhältniss der *Principien* von beiden, der allgemeinen Metaphysik, und der Psychologie, deutlich auszusprechen.

§. 15.

Die allgemeinsten Formen der Erscheinungen, so wie sie vor allem Philosophiren vorgefunden werden, sind die Principien der allgemeinen Metaphysik. Könnten diese Formen, so *wie* sie vorgefunden (oder, im wissenschaftlichen Sinne des Worts, *gegeben*) sind, eben so auch gedacht werden, so bliebe es bei der ersten Auffassung oder Anschauung; dieser würde man glauben, und eben deshalb würde keine Wissenschaft, Metaphysik genannt, entstehen; es sei denn als ein Spiel müssiger Köpfe, das man gerade so ignoriren, und von aller soliden Erfahrungserkenntniss hinwegscheuchen müsste, wie ge-

genwärtig die Metaphysik von ihren Verächtern in der That ignorirt, und aus der Naturforschung wirklich verbannt wird. Diese Verächter und Widersacher können nur dadurch widerlegt werden, dass man ihnen die Widersprüche nachweist, in denen sie aus Mangel an Metaphysik unvermeidlich befangen sind. Sie können nur dadurch versöhnt werden, dass sie einsehn lernen, wie die Metaphysik gerade dasselbe Geschäft nur fortführt und zu Ende bringt, was der gemeine Verstand, nothgedrungen durch das Widersprechende in den Formen der Erscheinung, von selbst beginnt, indem er die Begriffe von *Substanz* und *Ursache* erfindet. Denn diese Begriffe sind keine angeborne, sondern erfundene; sie sind nicht Kategorien, die unbeweglich vest stünden, und die man darum so lassen müsste, wie sie stünden; sondern es sind halbvollendete Productionen, die man ganz zu Stande bringen muss, damit die Knoten, welche der gemeine Verstand nur vorläufig zur Seite geschoben hat, zu einer vollständigen Auflösung gelangen mögen.

Jene Formen der Erscheinungen aber sind keine andern, als die Complexionen, welche wir für die Verknüpfungen mehrerer Merkmale Eines Dinges ansehn; die Veränderungen dieser Complexionen, welche wir für Veränderungen der Dinge nehmen; ferner der Raum, die Zeit, und das Ich. Nachdem die Einsicht gewonnen ist, dass keine dieser, in der Anschauung gefundenen Formen für sich denkbar ist, sucht die Metaphysik die *Beziehungen* derselben auf, wodurch die vorigen Widersprüche verschwinden. *

Wie verhalten sich nun dazu die Principien der Psychologie?

Unter den vorhin genannten Formen ist eine, nämlich das Ich, welche eben sowohl zur Psychologie als zur allgemeinen Metaphysik gerechnet werden kann; ja das Ich scheint nicht eine Form, sondern gerade der eigentliche Gegenstand der Psychologie zu sein. Dass nun gleichwohl die Untersuchung desselben in die allgemeine Metaphysik gezogen werden muss, rührt her von dem untrennbaren Zusammenhange der ersten metaphysischen Nachforschungen mit der eben erwähnten; welches schon die leichteste Erinnerung an den Idealismus

* Was hier behauptet ist, müssen fürs erste meine schon oben genannten Hauptpuncte der Metaphysik verantworten. Man vergleiche auch unten §. 33—35 und mein Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie, im vierten Abschnitte.

Digitized by Google

kann vermuthen lassen. Allein wenn auch in einem vollständigen Systeme der Philosophie dasjenige nicht in der Psychologie darf wiederholt werden, was die allgemeine Metaphysik schon vorweggenommen hat: so bleibt doch der Gegenstand selbst psychologisch, und bezeichnet die innige Verbindung der allgemeinen Wissenschaft mit der ihr untergeordneten besonderen.

Ausserdem nun hat die Psychologie an den mannigfaltigen Thatsachen des Bewusstseins, wie schon oben bemerkt worden, ein unermessliches Eigenthum, welches die allgemeine Metaphysik unangetastet lässt; so dass auch diejenigen unter diesen Thatsachen, welche die Eigenschaften eines Princips an sich tragen, der Psychologie allein angehören.

Aber die wissenschaftliche Behandlung dieser bloss psychologischen Principien, die Auflösung der in ihnen enthaltenen Probleme,* diese muss immer mit Zuziehung der allgemein metaphysischen Lehrsätze bewerkstelligt werden, damit alles gehörig zusammenstimme; und sie kann auch einer solchen Hülfe nicht entbehren, weil in allen speciellen Problemen sich immer die allgemein metaphysischen, wie die Gattung in der Art, wiederfinden.

Man sieht nämlich auf den ersten Blick: dass alle psychologischen Principien, so wie sie aus der innern Wahrnehmung geschöpft werden, *zwei Umstände* an sich tragen, *um derenwillen sie unfehlbar in die allgemein metaphysischen Hauptprobleme zurückfallen.* Sie befinden sich alle unter der Mehrheit von Bestimmungen, die dem Gemüth als einer Einheit zugeschrieben werden; dadurch rufen sie die allgemeine Frage herbei, *wiefern überhaupt Mehreres Einem zukommen könne?* und diese Frage wird durch die Lehre von der Substanz entschieden. Ferner ist alles innerlich Wahrgenommene im beständigen Kommen und Gehen begriffen, es bezeichnet veränderliche Zustände des Gemüths; dadurch gehört es in das Gebiet *des Veränderlichen überhaupt*, und die Theorie der Veränderung wird dabei unentbehrlich.

Wie nun Jemand die Möglichkeit der Veränderung sich

* Wer sich nicht gleich erinnert, wie die Principien Probleme enthalten, nämlich vermöge ihrer Beziehungen, welche vollständig aufzusuchen eine Aufgabe ist: der beliebe in die §§. 11—13 zurückzublicken.

Digitized by Google

denkt; ob er sie aus äussern Gründen, oder aus inneren, durch Selbstbestimmung, erklärt, oder ob er ein absolutes Werden annimmt:* dieses entscheidet über die möglichen psychologischen Vorstellungsarten, denen er zugänglich ist. Eben so ist es mit den angenommenen Meinungen über die Substanz.

Deshalb ist es völlig vergeblich, Jemanden für eine Psychologie gewinnen zu wollen, die seinen metaphysischen Vorstellungsarten widerstreitet; es sei denn, dass man seine Metaphysik zugleich mit umbilden könne. Dürfen aber die Seelenlehrer, welche durch blosse Erfahrung sich berechtigt halten, die metaphysischen Begriffe von Vermögen, Kräften, Thätigkeiten anzuwenden, um dem Gemüth eine Mehrheit davon beizulegen, dürfen sie erwarten, denjenigen zu überzeugen, der eine Metaphysik entweder hat, oder auch nur für nöthig hält darnach methodisch zu suchen? Es werden weiterhin historische Beispiele vorkommen, welche dies erläutern können.

§. 16.

Ausser dem richtigen Verhältniss der Psychologie zur allgemeinen Metaphysik muss auch noch ein scheinbares in Betracht gezogen werden; eben dasjenige, welches die Versuche veranlasst hat, der Metaphysik eine psychologische Grundlage zu geben.

Um sich hierin desto leichter zu finden: bemerke man, dass ursprünglich die Metaphysik von Naturbetrachtungen anhebt, dass sie dabei sogleich auf die Unzuverlässigkeit und Undenkbarkeit der sinnlichen Erfahrung stossen muss, dass es ihr aber nicht so leicht wird, das Bessere an die Stelle zu setzen. Nachdem die ältesten Philosophen bald, mit Heraklit, ein absolutes Werden; bald, mit den Eleaten, ein absolutes Seyn; bald, mit Leukipp, das Volle und das Leere und die kleinsten Körperchen; bald, mit den Pythagoräern, die Zahlen, oder mit Platon, die Ideen zum Grunde gelegt hatten: wuchs immer mehr der Verdacht heran, den die Sophisten aussprachen, den Sokrates begünstigte, den die Akademiker und Skeptiker fortdauernd ernährten, dass nämlich jene älteren in eine Tiefe hätten blicken wollen, wo hinein das menschliche Auge nicht reiche; und dass die eigentliche Weisheit darin bestehe, die Schranken unserer

* Vergl. mein Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie, Abschn. 4, Cap. 2.

Digitized by Google

Erkenntniss wohl einzusehen.* Hierin nun liegt offenbar schon die Weisung, erst das: *quid valeant humeri, quid ferre recusent*, zu erwägen, das heisst, erst das Vermögen unserer Erkenntniss genau zu schätzen, ehe man sich in Untersuchungen über die Natur der Dinge verliere. Und was ist natürlicher, als dass man über einem Sprunge, über einer Vernachlässigung des Zunächstliegenden, sich zu ertappen glaube, wenn man bemerkt, man habe in den Sternen erforscht, ohne das eigne Herz zu kennen?

Nichts destoweniger ist unsre Kenntniss der Himmelsmechanik gegenwärtig ohne Vergleich vollkommner, als die Kenntniss des Gesetzmässigen in unserm Innern. Und wenn Sokrates wirklich glaubte, mit dem *γνῶθι σαυτόν* leichter fertig zu werden, als mit jenen Nachforschungen, die ihm zu verwegen schienen, so war er in einer mächtig grossen Täuschung befangen.

Er hatte vergessen, dass es nicht sowohl auf die Distanz eines Gegenstandes von uns, sondern auf das Auge ankommt, welches wir für ihn haben. Das sinnliche Auge sieht mit einer Genauigkeit, die sich einer mathematischen Bestimmtheit nahe bringen lässt, und es pflegt seinen Gegenstand nicht selbst zu entstellen; aber die innere Wahrnehmung unterliegt diesem Vorwurfe und entbehrt jenes Vortheils. Es ist wahr, die sinnlichen Gegenstände wechseln, sie entstehn und vergehen; aber wir selbst mit unsern Gemüthszuständen sind noch weit unbeständiger als irgend ein äusserer Wechsel. Man muss gestehen, dass die sinnlichen Merkmale der Dinge keinesweges für reale Qualitäten gelten können; aber wenn die Dinge nur in so fern sie uns erscheinen, sich mit Merkmalen bekleiden, so ist es eben so wahr, dass auch wir selbst nur erkennen, wollen und fühlen, in wie fern uns Objecte gegenüber treten, als Zielpuncte unseres Anschauens und Begehrens; Objecte, von deren jedem einzeln genommen wir schon im gemeinen Leben bekennen, dass es uns nur zufällig begegne. Denn wir lassen dieselben Gegenstände gar nicht für Bedingungen unseres Da-

* In Hinsicht der Sophisten ist hoffentlich nicht nöthig, die Hauptsätze des Gorgias und Protagoras hier anzuführen; welche in der That auf das angegebene Resultat hinauslaufen, so weit auch übrigens ihre Lehrart von der des Sokrates entfernt war. Das: *πάντων χρημάτων μέτρον ἄνθρωπος*, ist eigentlich eine Ermahnung, alles Wissen sei relativ und subjectiv.

Digitized by Google

seyns gelten, von denen doch nicht zu leugnen ist, dass sie unser ganzes Wissen um uns selbst bedingen. Und während nun dieses Wissen von uns selbst eben so durch Relationen auf das Aeussere afficirt ist, wie das Erkennen der Aussendinge durch die Relation auf uns: vermischt sich jenes sehr leicht mit Einbildungen aller Art, von denen dieses viel freier ist. Das Brüten über sich selbst erzeugt Schwärmer; die Beschäftigung mit dem was draussen vorgeht, vermag Schwärmer zu heilen.

Allen diesen bekannten Wahrheiten zum Trotz nun hat man dennoch gemeint, und meint noch heute, man könne wohl mit grosser Sicherheit Lehren über die Formen und Grenzen des Erkenntnissvermögens aufstellen, und diese zum Maassstabe aller Wahrheit machen; ohne dass man nöthig habe genau zu prüfen, wie das Erkenntnissvermögen selbst erkannt werde; ob die Wahrnehmung desselben zuverlässig und bestimmt, ob die Begriffe, die man darauf überträgt, deutlich, ob sie *auch nur denkbar* seien? Da nun in der allgemeinen Metaphysik nachgewiesen wird, dass ein Gemüth, als Einheit mit allerlei Vermögen, dass schon ein reales Vermögen, welches auf Anlässe zum Handeln wartet, dass endlich das Ich, dieser vermeintlich gehaltlose und unschuldige Begleiter aller unserer Gedanken, lauter undenkbare Begriffe und vollständige Widersprüche sind: so muss das Psychologische, auf welches eine Kritik der Metaphysik sollte gegründet werden, vielmehr sich selbst einer Kritik von Seiten der Metaphysik unterziehen; und jene Lehren, die das Unterste oben gekehrt haben, müssen sich eine neue Umkehrung gefallen lassen, auf dass die alte gute Ordnung wieder hergestellt werde.

Weil aber nun einmal eine Abweichung von der alten guten Ordnung statt gefunden, und Beifall gewonnen, und selbst vielfältigen, nicht zu verkümmernden Dank verdient hat, wegen neuer Aufregung der gesammten speculativen Thätigkeit: so ist es nun nothwendig geworden, vor einer ausführlichen allgemeinen Metaphysik, die Beleuchtung der Psychologie, und der Grundlage, die sie haben oder nicht haben kann, vorhergehn zu lassen. Und das gegenwärtige Buch hat wirklich, abgesehen von seinem positiven Inhalte, die Tendenz, eine durchgeführte Ableugnung dessen darzustellen, wovon Andre, als von dem Ersten was man ihnen zugestehen müsse, auszugehn gewohnt sind.

Digitized by Google

VI.
Blicke auf die Geschichte der Psychologie seit *Des-Cartes.*

§. 17.

Wir haben neuerlich eine Geschichte der Psychologie von *Carus* erhalten, ohne Zweifel ein verdienstliches Werk. Doch wäre eine Kritik der Psychologie, im Geiste von *Schleiermachers* Kritik der Sittenlehre, etwas weit Wünschenswertheres.

Es kann mir nicht einfallen, hier auch nur den geringsten Versuch dieser Art machen zu wollen. Damit meine weitläuftige Einleitung ein Ende finde, muss ich mich begnügen, bis auf diejenigen Vorstellungen zurückzugehn, welche noch jetzt von Einfluss sind, und ich werde sie nur in so fern in Betracht ziehn, als dadurch für meinen jetzigen Zweck etwas gewonnen wird.

Der erste, den ich hier achtungsvoll nennen muss, ist *Des-Cartes;* selbstständig und reif in seiner Art als Denker, und geistreich, ohne Künstelei, als Schriftsteller. Seine *meditationes de prima philosophia* sind noch heute höchst empfehlungswerth für Anfänger; besonders wenn ein tüchtiger Lehrer hinzukommt. Das grosse Verdienst des *Des-Cartes* besteht nicht bloss in scharfer Scheidung des Geistes von der Materie, sondern darin, dass er für die ganze Philosophie den rechten Ton angab, indem er in das Gebiet des Zweifels vorläufig die ganze Körperwelt, und alle unsre Vorstellungen von derselben verwies; hingegen das Ich als den Lichtpunct der ersten Gewissheit hervorhob; wodurch jene Besonnenheit möglich wurde, die *Kant* unter uns erneuerte, und die man niemals wieder hätte verlieren sollen; die Besonnenheit an das *eigne Denken,* welches auch der *Gegenstand* unseres Denkens sein möge. — Und welches ist sein Beweis für das Dasein Gottes? Nicht ursprünglich jenes bekannte Sophisma, nach welchem die Existenz eine der göttlichen Vollkommenheiten sein soll; dieses rief er freilich zu Hülfe; allein erst, nachdem die grosse Frage: *woher kommt die Erhebung meines Geistes zu solchen Gedanken, deren Gegenstand in der Erfahrung nicht angetroffen wird?* — ihn dahin gedrängt hatte, den übersinnlichen Ursprung derselben in Gott zu suchen. Seine Lehre von den angebornen Ideen ist

Digitized by Google

übrigens nicht im mindesten schwärmerisch, sondern unvermeidlich für den, welcher nicht schon alles dasjenige weiss, was ich in diesem Buche erst vorzutragen gedenke; *nunquam iudicavi*, sagt er (in den *notis in programma quoddam in Belgio editum*), *mentem indigere ideis innatis, quae sint aliquid diversum ab eius facultate cogitandi: sed cum adverterem, quasdam in me esse cogitationes, quae non ab obiectis externis, nec a voluntatis meae determinatione procedebant, sed a sola cogitandi facultate, illas innatas vocavi; eodem sensu, quo dicimus, generositatem esse quibusdam familiis innatam, aliis vero quosdam morbos: non quod istarum familiarum infantes morbis istis in utero matris laborent, sed quod nascantur cum quadam dispositione sive facultate ad illos contrahendos.*

Eine eigentliche Untersuchung über das Ich, muss man jedoch bei *Des-Cartes* eben so wenig, als bei so vielen Späteren, suchen. Auch liegen bei ihm zu viele metaphysische Irrthümer im Wege, als dass er die wahre Psychologie hätte finden können. Zwar nicht das kann ihm zum Vorwurf gereichen, was vermuthlich unsre heutigen Anthropologen zuerst an ihm tadeln würden, dass er die Seele zu weit vom Körper trenne: denn von der engen Verbindung beyder war er so überzeugt, dass er sogar, auf der entgegengesetzten Seite übertreibend, meint, *die Verbesserung des Menschengeschlechts müsse in der Medicin gesucht werden.** Eben so wenig hat ihn eine falsche Freiheitslehre — der Punct, an welchem so Viele scheitern, geblendet; er lehrt sehr richtig: *indifferentia, quam experior, cum nulla me ratio in unam partem magis quam in alteram impellit, est infimus gradus libertatis; et nullam in ea perfectionem, sed tantummodo in cognitione defectum testatur; nam si semper, quid verum et bonum sit, clare viderem, nunquam de eo quod esset iudicandum vel eligendum, deliberarem.*** Aber sehr nachtheilig mussten ihm solche Irrthümer werden, wie die Anknüpfung des Sein an die Zeit, und die Meinung, dass die Zeittheile von einander unabhängig wären; daher denn aus unserm Dasein in *einem* Augenblicke noch nicht das Dasein im nächsten Augenblicke folgen soll.*** Wichtiger noch sind die Fehler in

* In der *dissertatione de methodo*, gegen das Ende.

** *Meditatio quarta.*

*** *Princ. philos. I*, 21.

Digitized by Google

seiner Lehre von der *Substanz;* er lässt eine Mehrheit von Attributen zu; lässt die Substanzen afficirt und verändert werden; glaubt deren Natur zu erkennen, indem Ausdehnung das Wesen des Körpers, Denken das des Geistes ausmache; nimmt gleichwohl eigentlich nur *eine* wahre Substanz an, nämlich Gott, welcher allein zu seinem Dasein keines andern Gegenstandes bedürfe*: — kurz, man erblickt hier den ganzen Spinozismus im Keime. Mögen alle Anhänger des *Spinoza* sorgfältig den *Des-Cartes* studiren; sie werden ihn dann weniger anstaunen; — so wie die Gegner desselben eine Lehre in milderem Lichte erblicken werden, die nichts als ein natürlicher Auswuchs aus *Des-Cartes* Irrthümern ist. Doch dieser Gegenstand kann hier nicht ausgeführt werden; ich gehe über zu dem berühmten Widersacher des *Des-Cartes* im Puncte der angebornen Ideen; zu *Locke*, dem eine länger dauernde Wirksamkeit beschieden war.

Locke nannte sein Werk einen *Versuch über das Denkvermögen.*** Jemand, der von unsern neuern Psychologien zu demselben käme, würde sich über den Plan des Werks wundern können. Die Erwartung einer Abhandlung der verschiedenen Vermögen, die man dem Erkenntnissvermögen (als ob die Vermögen wie Arten unter Gattungen enthalten wären) unterzuordnen pflegt, also die Erwartung einer Lehre von der Sinnlichkeit und so ferner bis zur Vernunft, würde sehr getäuscht werden. Nicht nur hat *Locke,* wie *Tennemann* (in der Uebersetzung von *Degerando's* Geschichte d. Philos. 1. Band, S. 226 in der Note) bemerkt, die vollständige Aufzählung der Geistesvermögen nicht zum Gegenstande seines Nachdenkens gemacht: — sondern er erscheint auf den ersten Anblick äusserst nachlässig in der Stellung dieser Geistesvermögen. Mitten im zweiten Buch, das überschrieben ist *von den Ideen,* handeln das neunte, zehnte und elfte Capitel von Wahrnehmung, Gedächtniss, Witz, Scharfsinn, Abstractionsvermögen; vorher und nachher ist von einfachen und von zusammengesetzten Ideen die Rede. Dann aber findet sich viel weiter hin, nämlich im vierten Buch, das vierzehnte Capitel von der Beurtheilungskraft,

* *Ibid.* 51—56.

** Er sagt im zweiten Buch, *c. VI*, §. 2: *the power of thinking is called the understanding;* und um so weniger habe ich das Wort *understanding*, wie gewöhnlich, durch *Verstand* übersetzen wollen.

Digitized by Google

und nach eingeschobenen Untersuchungen über die Wahrscheinlichkeit, das siebenzehnte Capitel von der Vernunft. Man eräth sogleich, dass diese scheinbare Unordnung von einem Plane herrührt, der die Aufzählung der Geistesvermögen *ausschliesst*; und das erhellt auch aus dem Satze: *alle unsre Ideen kommen von Sensation und Reflexion*, welche beide Thätigkeiten bei *Locke* noch so ziemlich dem ähnlich sehen, was Andre Geistesvermögen nennen; aber auch grossentheils die Stelle der übrigen Vermögen vertreten.

Jedoch die Hauptsache ist, dass *Locke* der ächten Erfahrung, um einen guten Schritt näher blieb, als jene, die uns von ihren Abstractionen, und deren hinzugedachten Substraten, den Seelenvermögen, unterhalten. *Locke* durchsucht unsern ganzen Gedankenvorrath, und er unternimmt, sich darauf zu besinnen, wie wir zu jeder Art von Gedanken mögen gekommen sein. Er hat hier wenigstens in so fern vesten Grund, dass die Gedanken und Vorstellungsarten, von denen er redet, wirklich vorhanden sind; diese kann man nicht, gleich den Seelenvermögen, für Hirngespinnste erklären, denn man ist sich ihrer wirklich unmittelbar bewusst. Auch das, was er über die Entstehung dieser Gedanken sagt, kann dienen, uns an Vieles zu erinnern, was wir, mehr oder minder bestimmt, von den geistigen Bewegungen innerlich wahrzunehmen vermögen. Freilich verräth sich dabei auch oft genug die allgemeine Neigung, die Erfahrung durch Erschleichungen zu verunstalten, und besondere Anlagen nach Bequemlichkeit zu erdichten. Ein Beispiel giebt das Gedächtniss. Dieses ist auch dem *Locke* eine „*ability in the mind, when it will to revive them* (die Vorstellungen) *again*“ *. Und wenn man ja geneigt wäre, diese *ability* nicht für ein erdichtetes Vermögen, sondern für die blosse allgemeine Bezeichnung einer Classe von Thatsachen, ohne Erklärung derselben, zu halten: so verdirbt *Locke* alles an der Stelle, wo er des höchst merkwürdigen und ganz allgemeinen Phänomens erwähnt, dass wir nur eine sehr kleine Anzahl von Vorstellungen auf einmal im Bewusstsein gegenwärtig haben können. Hier spricht er von einer *narrowness of the human mind*, als von einer besondern Eigenthümlichkeit der menschlichen Anlage, und erlaubt sich die Hypothese, *dass bei andern*

* *Book II, Chap. X, §. 2.*

Digitized by Google

endlichen Vernunftwesen dies wohl anders sein könne! Wie gänzlich darin jede Ahnung einer richtigen psychologischen Ansicht verfehlt ist, wird hoffentlich tiefer unten klar genug werden. Und doch ist dies völlig gemäss der gewohnten Weise, die Phänomene, die man als Principien benutzen sollte, durch Erdichtung verborgener Qualitäten für alle weitere Forschung zu verderben.

Im allgemeinen jedoch ist *Locke's* Ansicht dem Fehler, den er in Ansehung des Gedächtnisses beging, gerade entgegengesetzt. Als eifriger Bestreiter der angebornen Ideen, wollte er die Seele von der Mannigfaltigkeit dessen, womit man sie ursprünglich ausgesteuert glaubte, vielmehr befreien; um für eine, auf Erfahrung gebaute, Theorie Raum zu gewinnen, die, wenn nicht einer mathematisch-physikalischen Demonstration, so doch einer pragmatischen Geschichtserzählung mag verglichen werden. Schade, dass ihm das Hauptargument seiner Gegner, das von den allgemeinen und nothwendigen Wahrheiten hergenommen ist, und das *Leibnitz* in den *nouveaux essays* gegen ihn gelten macht, nicht in seiner ganzen Stärke scheint vorgeschwebt zu haben. Dies Argument beginnt mit triftigen Gründen, und endigt mit einer Erschleichung. Man sagt mit Recht, Erfahrung gebe nur das Einzelne, Wirkliche, nicht das Allgemeine und Nothwendige Man schliesst auch noch richtig, es müsse das letztre auf der Eigenthümlichkeit des erkennenden Subjects beruhen. Aber man erschleicht die Mehrheit verschiedener Formen des Erkenntnissvermögens, oder auch die Mehrheit der angebornen Ideen; mit einem Wort, man erschleicht die vorausgesetzte *Mannigfaltigkeit der Anlage* und die *besondre Natur* des Subjects, woraus man erklären will, dass dieses Subject, der Mensch, gerade diese und gerade so viele nothwendige Wahrheiten, und keine andern, in seinem Denken antreffe. Denn man hat nicht untersucht, ob nicht die Nothwendigkeit in allen jenen Wahrheiten nur von einerlei Art sei; und ob nicht der Eine Grund dieser Nothwendigkeit unmittelbar in der *Einheit des erkennenden Wesens*, ohne irgend eine weitere Bestimmung seiner Qualität, vollends ohne irgend eine Mannigfaltigkeit von Einrichtungen in demselben, vollständig enthalten sei. Dieses nun ist meine Behauptung, und das gegenwärtige Buch, in Verbindung mit der allgemeinen Metaphysik, soll den Beweis davon führen.

Digitized by Google

Ich behaupte dem gemäss ferner, dass *Locke* und *Leibnitz* in dem Puncte, von wo ihre Streitigkeit ausging, beide Recht hatten; und nur in so fern Unrecht, als sie ihre Meinungen nicht zu vereinigen wussten.

Locke hat vollkommen Recht, die Seele eine *tabula rasa* zu nennen; *Leibnitz* ihm gegenüber Unrecht, wenn er die Seele einer mit Adern durchwachsenen Marmorplatte vergleicht. Hinwiederum *Leibnitz* hat vollkommen Recht, wenn er (im Anfange des zweiten Buchs der *nouveaux essays*) dem Satze: *nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu,* die Erinnerung beifügt: *nisi ipse intellectus.* Nur dass in diesem *intellectus* nichts Präformirtes, von welcher Art es immer sei, angenommen werde! Die blosse Einheit der Seele, welche nicht einmal eine Eigenschaft derselben, sondern nur eine Bestimmung unseres Begriffs von der Seele ist, — diese reicht hin, alles das zu erklären, was *Leibnitz* aus der Erfahrung nicht wollte abgeleitet wissen.

An dem *locke'schen* Werke aber müssen wir noch eine Hauptseite auffassen; gerade die, worüber er selbst gleich im Anfange sich am ausführlichsten und nachdrücklichsten erklärt. Den ersten Antrieb zu seiner Arbeit hat er in dem Gedanken gefunden, dass wir überlegen müssen, *wie weit unsre erkennenden Kräfte reichen,* ehe wir uns auf den weiten Ocean der Dinge wagen dürfen; und dass wir unsre Aussicht und Hoffnung auf Erkenntniss nach unsern Fähigkeiten zu beschränken haben. Ursprung, Gewissheit und Ausdehnung der menschlichen Erkenntniss, das ist's was *Locke* ermessen will. Ein solches Unternehmen sind wir heutiges Tages gewohnt eine *Vernunftkritik* zu nennen. Aber es ist weit leichter zu begreifen, wie *Locke,* als wie *Kant* seinen philosophischen Nachforschungen eine solche Form geben konnte. *Locke,* der Weltmann, verliess sich weit vester auf seine unmittelbare gesunde Ansicht aller Dinge, als auf irgend eine schulmässige Untersuchung; wie weit er darin geht, sieht man unter andern aus seinen harten Erklärungen gegen die Syllogismen.* Ihm konnte es daher am wenigsten in den Sinn kommen, sich die Frage: *wie macht*

---

* *Book IV, Chap. XVII, §. 4. Their chief and main use is in the schools, where men are allowed without shame to deny the agreement of ideas, that do manifestly agree etc.*

Digitized by Google

man es, das Erkenntnissvermögen zu erkennen, ernsthaft vorzulegen; denn die Reflexion, der Blick in sich selbst, schien ihm diejenige Erkenntnissart zu sein, über welcher eine zuverlässigere sich gar nicht denken lasse. Er traute also der innern Wahrnehmung geradehin; und hätte sich z. B. nie einfallen lassen, die Verstandesbegriffe aus den logischen Functionen im Urtheilen erst noch *ableiten* zu wollen. Er hatte auch keinen kategorischen Imperativ; sondern der Satz: *no innate practical principles!* gehörte wesentlich zu seiner ganzen Ansicht. Worin das Wesen des Geistes bestehe, wiefern unsre Gedanken von der Materie abhängen, sind ihm: *speculations, which, however curious and entertaining, I shall decline, as lying out of my way.* So sprechen die Weltleute; aber nur ein Mann von *Locke's* ernstem, wahrheitliebendem, frommen Charakter, konnte sich ein Geschäft daraus machen, durch ausführliche Musterung unsers ganzen Gedankenvorraths diejenigen Warnungen gegen die Speculation zu unterstützen, welche Andre leicht angedeutet und lächelnd hinzuwerfen pflegen. So entstand *seine* Vernunftkritik, und in ihr passen Form und Inhalt, Principien, Methoden und Resultate vollkommen wohl zusammen. Will man sich über sie erheben, so ist zu wünschen, dass man es *ganz* thue, — dass man vor allen Dingen die Unzulänglichkeit der innern Wahrnehmung, welche zu jeder Vernunftkritik das Object der Untersuchung herbeischaffen muss; vollständig erwäge.

§. 18.

Genügen wird Keinem das *locke'sche* Werk, der metaphysische Ueberzeugungen besitzt. Gleich die erste Erkenntnissquelle, die Sensation, musste *Leibnitz* ableugnen, der bei seiner Einsicht in die Unmöglichkeit jedes physischen Einflusses, *alle* Vorstellungen der Seele ohne Ausnahme, von ihrer eignen Entwickelung erwartete. Und es ist nur Gefälligkeit, (die aber die Untersuchung erschweren dürfte,) wenn sich *Leibnitz* schon beim ersten Paragraphen auf einen Standpunct herablässt, wo er von Vorstellungen, die durch die Sinne gegeben werden, reden kann, im Gegensatz gegen die nothwendigen Wahrheiten. Dass die *leibnitz'schen nouveaux essays* dem *locke'schen* Versuche Schritt für Schritt folgen, hindert vielfältig die freie und vollständige Entwickelung der Gedanken. Wie die Erfahrungslehre des Engländers gegen die Metaphysik des Deut-

Digitized by Google

schen anstiess, übersicht man besser auf einen Blick in den kurzen *reflexions sur l'essay de Mr. Locke;** wo *Leibnitz* unter andern das wahre Wort spricht: *la question de l'origine de nos idées n'est pas préliminaire en philosophie, et il faut avoir fait de grands progrès pour la bien résoudre.* —

Eine erhabene Phantasie, unterstützt von einigen tiefgegriffenen speculativen Hauptgedanken, hatte *Leibnitz* dahin gebracht, überall in der Welt und in der Seele, lauter Fülle und Continuität, gesetzmässige und harmonische Entwickelung zu erblicken. Daraus entsprang ein psychologischer Hauptsatz, der hoch hervorragt, über die Verbindung der beiden so genannten Hauptvermögen des Verstandes und Willens. *Les qualités et actions internes d'une monade ne peuvent être autre chose que ses perceptions — et ses appétitions, c'est-à-dire, ses tendances d'une perception à l'autre.*** Deutlicher noch: *actio principii interni, qua fit mutatio seu transitus ab una perceptione ad alteram, appetitus appellari potest. Verum quidem est, quod appetitus non semper prorsus pervenire possit ad omnem perceptionem, ad quam tendit; semper tamen aliquid eius obtinet, atque ad novas perceptiones pervenit.**** Die Seele, in stetiger Entwickelung fortschreitend, erzeugt Vorstellungen; die Erzeugung selbst, die Handlung des innern Princips, als noch nicht vollendet, sondern eben jetzt im Streben zum Vorstellen begriffen, ist das Begehren. Hier ist zwar leicht zu sehen, dass noch genauere Bestimmungen fehlen; denn das blosse Aufstreben einer Vorstellung, für sich allein, und wenn es ungehindert vollzogen werden kann, giebt so zu sagen die Befriedigung vor der Begehrung, und eben darum weder eins noch das andre; indem in jedem Augenblicke dem Streben vorzustellen auch das realisirte Vorstellen entspricht. Es muss also noch eine Hemmung hinzukommen, welche das Streben zu überwinden habe; — doch an diesem Orte ist es uns nicht um eine Theorie der Begierde, sondern darum zu thun, dass man den Keim einer solchen Theorie bemerke, welcher gemäss die Beziehung des Begehrens auf das Vorstellen (§ 12) begreiflich,

* *Leibnitii op. ed. Dutens. Vol. II. pag.* 218.

** A. a. O. S. 32.

*** A. a. O. S. 22. Mit Hülfe dieser Stelle des *Leibnitz* würden vielleicht Einige das besser verstanden haben, was ich in meiner praktischen Philosophie S. 28—31 [Einleit. I.] über das Begehren gesagt habe.

Digitized by Google

und der Uebelstand vermieden werde, dass dieser offenbaren Beziehung ungeachtet, die Psychologien das Begehrungsvermögen *neben* dem Erkenntnissvermögen hinstellen, und jedes besonders abhandeln, ohne sich um die Umstände zu bekümmern, unter denen das Vorstellen unfehlbar in ein Begehren übergehen muss. *Leibnitz's* richtigen Gedanken hoffe ich am gehörigen Orte bestätigen und ausführen zu können; obgleich die dahin gehörigen Ueberzeugungen viel früher, bevor ich die Werke jenes Philosophen studirte, bei mir vest standen. Es ist die Untersuchung über das Ich, welche mich hier, wie in mehrern Puncten, auf *Leibnitz's* Spur geführt hat, wie man tiefer unten * sehen wird.

Wie das Begehren sammt dem Vorstellen nach *Leibnitz* zu den Qualitäten der Seele *als einer Substanz* gehört: so heftet sich bei ihm an denselben Punct auch noch der Satz, dass die Seele stets denkt. Die Substanz kann nicht ohne Wirkung, und in der Seele kann keine geistige Leerheit sein. Wiewohl ich nun hier so wenig, als in dem Grundbegriff der Substanz selbst mit *Leibnitz* einstimme, so muss ich doch auf einige Folgerungen aufmerksam machen, die er aus jenen Sätzen zieht. Die Seele hat eine Menge von *kleinen Vorstellungen;* verbinden sich dieselben zu stärkeren, so wird man sich ihrer bewusst; ausserdem kann man sich von ihnen keine Rechenschaft geben; und man muss demnach die Perceptionen von der Apperception wohl unterscheiden. *L'apperception est la conscience, ou la connaissance réflexive de l'état intérieur.* ** Das Geräusch des Meeres entsteht aus dem Geräusch jeder Welle; die einzelne Welle würde keine bemerkbare Vorstellung darbieten; gleichwohl muss aus der Summe aller einzelnen kleinen Vorstellungen das gesammte Geräusch entspringen, welches zu vernehmen wir uns bewusst sind. *** — Dass dieser wichtige Gegenstand, über welchen neuerlich *Platner* und *Reinhold* verschiedener Meinung gewesen sind, **** wieder in Frage genommen werde, muss mir für meine Untersuchungen wünschens-

* §. 36, 37, 101.

** A. a. O. S. 33.

*** *Nouveaux essays* im Anfange.

**** *Platners* philos. Aphorismen §. 63, 65. *Reinholds* Theorie des Vorstellungsvermögens, drittes Buch §. 38.

werth sein. Schon anderwärts* habe ich gezeigt, dass die momentanen Auffassungen durch die Dauer einer Wahrnehmung zu einer Totalkraft erwachsen, wofern nicht die momentane Auffassung zu schwach ist; ich habe versucht, dieses mathematisch zu bestimmen. Hierher aber gehört vorzüglich die Bemerkung, dass zwei beinahe gleichklingende Ausdrücke einen ganz verschiedenen Sinn haben: *ins Bewusstsein kommen*, und, *den Gegenstand ausmachen, dessen man sich bewusst wird.* Die zuvor genannten kleinen Vorstellungen kommen ohne Zweifel ins Bewusstsein; gleichwohl werden *wir uns* ihrer nicht bewusst, wir können es *uns nicht sagen*, dass sie ins Bewusstsein gekommen seien. Dieses, was schwer zu verstehen scheint, muss am gehörigen Orte vollkommen klar werden; indessen wird es Gewinn sein, die Sache schon hier so weit als möglich ins Licht zu setzen. Zuvörderst: die Seele hat viele Vorstellungen, die dennoch nicht im Bewusstsein sind. Dieses sind die völlig gehemmten, oder nach gewöhnlicher Benennung, die im Gedächtniss ruhenden Vorstellungen. Ferner, diese gehemmten Vorstellungen *waren* früher im Bewusstsein, und *kehren in dasselbe zurück,* wenn die Hemmung nachlässt. Allein um nun auch noch *sich ihrer bewusst zu werden*, (sie zu appercipiren,) — dazu gehört, dass sie selbst Objecte eines neuen Vorstellens werden; welches niemals durch sie selbst, sondern allemal nur durch eine *andre* Vorstellungsreihe geschehn kann. Dieses aber hängt gewöhnlich von ihrer Stärke, zuweilen von ihrer Neuheit, überhaupt von den Umständen ab, unter denen eine Vorstellungsreihe auf eine andere Einfluss hat, und ein Object derselben wird.

Leibnitz's Aufmerksamkeit auf die kleinen Vorstellungen, durch deren Hülfe er die *Continuität* der geistigen Phänomene verfolgt, und denen er *„mehr Kraft als man denken sollte,“* zuschreibt, verräth das Auge des Metaphysikers, dem es nicht genügt, nur das anzuschauen, was auf dem Vorhange der Wahrnehmung zu sehn ist, sondern der hinter den Vorhang blickt, und dort — nicht etwan erdichtete Seelenvermögen, sondern die *wahren Kräfte* aufsucht, aus denen die sämmtliche

* Königsberger Archiv für Philosophie u. s. w., drittes Stück [1] und *de attentionis mensura.*

[1] s. die Abhandl. *über die Stärke einer Vorstellung als Function ihrer Dauer* im VII Bd.

Thätigkeit des Gemüths erklärt werden muss. Denn eben die Vorstellungen selbst sind die Kräfte der Seele. Vorstellungen sind nicht etwan blosse Bilder, ein nichtiger Widerschein des Seienden, sondern sie sind das wirkliche Thun und Geschehen, vermöge dessen die Seele ihr Wesen aufrecht hält, und ohne welches sie aufhören würde zu sein was sie ist. Um aber die Art, wie die Vorstellungen zusammenwirken, genau kennen zu lernen, muss man nicht die *grossen Massen* von Vorstellungen, welche die innere Wahrnehmung vorfindet, noch die *ganzen Classen* von Gemüthszuständen, an welchen der logische Scharfsinn der meisten Psychologen sich übt, — sondern man muss gerade wie *Leibnitz* die *kleinen* Vorstellungen ins Auge fassen, — und ich kann hinzusetzen, man muss auch durch *Leibnitz's* Erfindung, die Rechnung des Unendlichen, das Auge schärfen, um die kleinen Vorstellungen in ihrer Wirksamkeit beobachten zu können.

Nehme ich noch hinzu, dass schon *Leibnitz* den vollkommen richtigen Gedanken verbreitete, *die Seele erzeuge alle ihre Vorstellungen aus sich selbst:* so könnte ich mich einen Augenblick der Verwunderung hingeben, *dass so treffliche Vorarbeiten dennoch keine tüchtige Psychologie erzeugt haben!* — Aber die prästabilirte Harmonie, — nach welcher die Seele nicht bloss *aus* und *durch* sich selbst, sondern auch *von selbst,* ohne äussere Veranlassung, ihre Vorstellungen erzeugen soll, — hat ihre schwachen Seiten; sie ist mit theologischen und naturphilosophischen Meinungen verwickelt; sie wurde dadurch vielmehr ein Gegenstand, als eine Quelle neuer Nachforschungen; sie wurde verworfen, und vielleicht beinahe vergessen. *Leibnitz's* Lehre wurde niedergedrückt, theils durch die auf den ersten Anblick klärere Lehre des *Locke,* welcher sie noch mehr zu widerstreiten schien, als sie ihr wirklich entgegen ist, (denn die Sätze, dass die Seele ursprünglich eine *tabula rasa* ist; und, dass sie ihre Vorstellungen aus sich selbst erzeugt, können und müssen vereinigt werden,) theils durch den scheinbar befreundeten Einfluss des *wolffischen* Systems.

§. 19.

Wenn das imposante Ansehen eines in viele Fächer getheilten, von Definitionen und Divisionen angefüllten Lehrgebäudes eben so geschickt wäre, ächtes Denken zu erwecken, als es fähig ist, Schüler anzulocken: so müsste die *wolffische* Periode

in der That die Blüthezeit der Philosophie gewesen sein. Aber je grösser die Menge des eingebildeten Wissens, desto geringer ist die Spannung des Forschungsgeistes; und dieser wird durch einen kurzen Aufsatz von *Leibnitz* mehr angeregt, als durch einen ganzen Band von *Wolff*.

Der *wolffischen* Philosophie wird manchmal so erwähnt, als ob sie zu der *leibnitzischen* beinahe wie die Form zum Inhalte gehörte. Aber wer *Leibnitz's* Lehre vollends ausarbeiten und systematisch vortragen wollte, (womit ihr vielleicht kein grosser Dienst geschähe, denn als System betrachtet, dürfte sie manche Blössen zeigen, und als eine Summe von geistreichen Räsonnements ist sie von *Leibnitz* selbst in sehr ansprechende Formen gebracht worden,) der müsste doch vor allen Dingen die prästabilirte Harmonie, auf deren Erfindung *Leibnitz* selbst überall so vieles Gewicht legt, oder eigentlich den Grundgedanken dieser Lehre, dass keine Substanz in die andre eingreifen könne,* zum Haupt- und Mittelpunct des Ganzen machen; er müsste also wohl vor allen Dingen selbst recht vest davon überzeugt sein. Aber es ist bekannt, wie *Wolff* diesen Punct zu umgehen, wie er davon alles Uebrige möglichst unabhängig zu machen sucht. *Mea parum refert, quid de causa commercii animae cum corpore statuatur;* sind seine eignen Worte.** Wie verträgt sich diese Gleichgültigkeit mit dem Unternehmen, in der Psychologie, in der Metaphysik, Hauptwerke zu schreiben!

Auf *Wolffs* Versuch einer Trennung der rationalen und empirischen Seelenlehre weiter einzugehn, verbietet schon der Umstand, dass eben in seiner empirischen Psychologie, wo er *reine Erfahrung* verspricht, der Hauptsitz der Seelenvermögen sich befindet. Die Art, wie er diese Vermögen einführt, die Rechtfertigung aber verschiebt, ist auffallend genug. *Quotnam sint animae facultates, et quales sint, in psychologia empirica declaramus; quid vero proprie sint et quomodo animae insint, in psychologia rationali demum declarabitur.**** Wir sollen also in der empirischen Psychologie zuvörderst uns an die Seelenvermögen *gewöhnen;* wir sollen auch vorläufig allen Erschleichungen über-

---

* *Leibnitii op. ed. Dutens. Vol. II. pag.* 21. §. 7.

** *Wolffii psychol. rationalis in praefatione.*

*** *Wolffii psych. empirica.* §. 29.

Digitized by Google

lassen bleiben, die sich damit verbinden möchten; ein andermal will man unsre Begriffe berichtigen! Doch wir wenden uns sogleich an die *psychologia rationalis:* was werden wir finden? *Facultates animae — cum sint nudae agendi possibilitates: animae tribuere diversas facultates idem est ac affirmare, possibile esse ut diversae eidem inexistant actiones.** Woraus folgt, dass die Seele *so vielerlei* Vermögen habe, als nur immer Handlungen in ihr vorgehn; so dass alles auf die Richtigkeit und Zulänglichkeit der Abstractionen ankommt, durch welche man die Arten und Gattungen dieser Handlungen vestsetzt. Wie sicher und genau nun das Geschäft des Abstrahirens da vollbracht werden könne, wo man nichts als fliessende und schwindende Zustände vorfindet; wie viel alsdann ferner die gemachten Abstractionen helfen können, um die Erfahrung von diesen fliessenden Zuständen, nicht etwan zu erklären, sondern nur treulich aufzufassen; wie wohl oder übel demnach die empirische Psychologie mit dem Register von Seelenvermögen berathen sei: darüber ist oben geredet worden. Wir wollen uns daher nicht damit bemühen, diejenigen Abstractionen, welche *Wolff* wirklich verzeichnet hat, näher anzusehen. Und wenn die Neuern ihm zu seinem Erkenntniss- und Begehrungsvermögen noch ein ganzes Hauptvermögen, das Gefühlvermögen, hinzugefügt haben: so wollen wir darum eben nicht glauben, die Neuern hätten es besser verstanden wie Er, sondern wir wollen diese Misshelligkeit lieber aus der Unsicherheit des ganzen Unternehmens, die nahe an Unbrauchbarkeit gränzt, zu begreifen suchen. Dagegen aber begleiten wir *Wolff*, den Metaphysiker, noch ein paar Schritte in seine Ontologie hinein. Er selbst weiset uns dahin. Denn in dem schon angeführten §. sagt er weiter: *necesse est ut detur ratio sufficiens, cur talia in anima possibilia sint. Quare cum in essentia contineatur ratio eorum, quae praeter eam enti vel constanter insunt, vel inesse possunt, — per vim animae intelligi debet, cur talia in anima possibilia sint.* Man spanne aber die Erwartung ja nicht

* *Wolffii psych. ration.* §. 81. — Wie es aber eigentlich gemeint sei, das erfährt man nicht so wohl wenn man die Psychologen *fragt*, als wenn man sie *ertappt*. So lässt sich *Wolff* ertappen im §. 601 der *psych. empir.* Zuerst sagt er recht gut: *appetitus mutatur in aversationem;* dann verbessert er sich: *appetitus dicitur mutari in aversationem, quando loco facultatis appetendi sese exerit facultas aversandi!*

zu hoch! Denn es heisst gleich weiter: *tribuuntur itaque animae tales facultates, quia possibile est ut talia per vim eiusdem diversis legibus obtemperantem actuentur.* Man lege also nur die verschiedenen Möglichkeiten in die Eine Kraft hinein, damit man sie alsdann wieder daraus begreifen könne! Es folgen aber noch Beispiele. Die Luft lässt sich verdichten; also hat sie ein Vermögen verdichtet zu werden. Der Stein kann warm werden; also hat er ein Vermögen warm zu werden. *Haec calefiendi potentia quo modo inest lapidi, eodem modo facultas quaelibet inest animae.* Da wir aber noch nicht wissen, *wie eigentlich* der Stein und die Luft allerlei Vermögen enthalten können, vielmehr diese gar nicht geringen physikalischen Fragen noch eher an den Seelenvermögen, welche wenigstens scheinbar durch ein Gefühl des Könnens sich innerlich kund thun, Beispiel und Erläuterung finden möchten: so werden wir am Ende in die Ontologie geschickt; und zwar in das Capitel *de notione entis;* wo wir unter andern folgende Offenbarung empfangen: *si ens quoddam concipiendum, primo loco in eo ponenda sunt, quae sibi mutuo non repugnant.** Hier muss nothwendig derjenige bestürzt werden, der bisher von dem Seienden den Begriff hatte, dass es eine völlige Einheit, ohne alle Mannigfaltigkeit, ausmache. Bei *Wolff* scheint es nicht einmal einer *Frage* werth, ob, und in wiefern eine innere Mehrheit sich mit der *notione entis* vertrage? Auch giebt es dann gleich weiter so viele *essentialia, attributa, modi,* die alle geraden Weges durch Namenerklärungen eingeführt werden; dass wir schon darauf gefasst sein müssen, diese Fülle auch bei dem *ens simplex* nicht los zu werden, von welchem keine andre Verneinungen vorkommen, als die sich auf die Ausdehnung beziehen.** Und auch in dem langen Capitel mit dem vielversprechenden Titel: *de modificationibus rerum, praesertim simplicium,* wird man schwerlich eine tüchtigere Aussage finden, als die im §. 712: *praesupponi debent in ente essentialia, antequam attributa et modi sequi possunt.* — Doch es ist bekannt, wie *Wolff* durchgängig über dem *ens,* (dem was sein kann,) das *Esse* vergass, wie er die Möglichkeit und die Namenerklärungen voranschickte, die Realität aber, man weiss nicht recht wie, hintennach dazu kommen liess; wie

* *Wolffii ontologia.* §. 142.

** *Ibid.* §. 683.

Digitized by

er vor lauter logischer Deutlichkeit die eigentlichen Dunkelheiten gar unsichtbar machte. Ein solcher Mann konnte der Psychologie nicht aufhelfen: wohl aber den Winken des *Leibnitz* die nöthige Aufmerksamkeit entziehen.

§. 20.

Seit *Wolff's* Zeiten haben zwar Materialisten, Skeptiker, Physiologen, die Seelenlehre in mancherlei Schwankungen zu setzen, die Freunde der Erfahrung dagegen sie vestzuhalten und durch Beobachtungen zu bereichern versucht. Allein erst die *kant'sche* Lehre gewann, wenigstens in Deutschland, eine allgemeinere Herrschaft, und damit einen entscheidendern Einfluss auch auf die Psychologie. Und ungeachtet des Zwischenraums zwischen *Wolff* und *Kant*, erinnert doch der letztere oft genug an jenen, wie auch an dessen Vorgänger. Die ersten Worte der Kritik der reinen Vernunft scheinen zu *Locke* geredet; die Erwähnung der nothwendigen und allgemeinen Wahrheiten unterstützt *Leibnitz;* und vielfältig in dem *kant'schen* Hauptwerke werden *Locke* und *Leibnitz* einander gegenüber gestellt. Ohne Vergleich lebendiger ist der Ausdruck der Speculation bei *Kant* als bei *Wolff;* aber die Namenerklärungen, aus denen *Wolff* grossentheils sein Lehrgebäude aufführte, finden doch einen Nachklang in der Terminologie, womit *Kant*, über den Bedarf, sein Werk ausschmückte. Die rationale Psychologie, welche sich *Wolff* als sein verdienstliches Werk zuschrieb, fand ihren Gegner in *Kant;* aber den Seelenvermögen, die jener systematisch abhandelte, widerfuhr die Ehre, von dem letztern noch weit mehr auseinander gesetzt zu werden.

Erinnert man sich der starken Gegensätze, welche *Kant* zwischen der Sinnlichkeit und dem Verstande, zwischen dem Verstande und der Vernunft, zwischen der theoretischen und praktischen Vernunft, zwischen der praktischen Vernunft und dem niedern Begehrungsvermögen, endlich zwischen den beiden Arten der Urtheilskraft bevestigte: so mag man wohl überlegen, ob jemals ein Philosoph die Einheit unsrer Persönlichkeit so gewaltsam behandelt; das Fliessende unserer Zustände, das Ineinandergreifen aller unsrer Vorstellungen, das allmälige Entstehen eines Gedankens aus dem andern, so wenig in Betracht gezogen; hingegen an der Verschiedenheit einiger Hauptresultate der geistigen Bewegungen, und an dem Widereinan-

derstossen einiger Vorstellungsreihen sich so einzig gehalten haben möge? — Und welches ist das Band, durch welches jene weitgetrennten Vermögen zusammengehalten werden sollen? Um es zu finden, müssen wir bemerken, dass *Kant* für die Vereinigung des Mannigfaltigen in der Anschauung weit mehr besorgt war, als für die Einheit des Geistes selbst; und dass er zu diesem Behufe eine ursprünglich synthetische Einheit der Apperception, nebst einer objectiven Einheit des Selbstbewusstseins aufstellte, indem er das: *Ich denke,* allen unsern Vorstellungen zum (möglichen) Begleiter gab. Aber dieses Ich erklärt er weiter hin für die ärmste und gehaltloseste Vorstellung unter allen; ein Gegenstand, auf den wir weiterhin zurückkommen müssen. Was Wunder indessen, wenn das Gefühl des Mangels an Verbindung, schon von den nächsten Nachfolgern *Kant's* Einige antrieb, eben an dieser Stelle, wo noch eine Spur von Zusammenhang sich zeigte, sich anzubauen? Das Bewusstsein und das Selbstbewusstsein zum Princip der *kant'schen* Philosophie, und damit der Philosophie selbst, — als zu dem Einen was Noth thue, zu erheben? An diesen Versuch haben Mehrere der scharfsinnigsten Männer ihre Kräfte gewendet, und zum Theil verschwendet; in der That aus zu grossem Vertrauen auf die *kant'sche* Lehre, welche sie dadurch besser zu stützen gedachten. Gegenwärtig ist es Zeit, es laut zu sagen, dass dieser Weg irre führt; obgleich die *kant'schen* Schriften einen Schatz von Belehrungen enthalten, den Niemand verschmähen soll.

Was nun insbesondre *Kant's* Kritik der rationalen Psychologie anlangt: so sind darüber zwei Bemerkungen zu machen. Die eine ist nur Anwendung einer allgemeinen Betrachtung auf einen speciellen Fall. *Kant* hat nämlich überhaupt nicht genug dafür gesorgt, an den Stellen, wo er die ältere Metaphysik widerlegen will, sich Metaphysik von der besten Art zu verschaffen. So nun auch schiebt er die Schuld des Irrthums in der rationalen Psychologie auf einen Paralogismus, der wohl schwerlich fähig sein oder gewesen sein möchte, irgend Jemanden unter den besseren und sorgfältigeren Denkern zu täuschen. Oder sollte wohl *Leibnitz darum* die Seele für Substanz gehalten haben (man weiss wie viel Gewicht er eben hierauf legt), weil: „ein denkendes Wesen, bloss als ein solches betrachtet, nicht anders, denn als Subject kann gedacht wer-

Digitized by Google

den" —?* Schlagen wir den *Leibnitz* auf, so finden wir alles was wir brauchen in folgenden Worten beisammen: *Il faut bien qu'il y ait des substances simples par-tout, parceque sans les simples il n'y auroit point de composées; et par conséquent toute la nature est pleine de vie.*** Hier finden wir früher Substanzen als Seelen; früher die Ueberzeugung von einfachen Bestandtheilen des Zusammengesetzten, als von der Einfachheit der Seele; mit einem Worte, früher allgemeine Metaphysik der Psychologie. Und so ist es natürlich. Erst überlegt man, ob Substanzen als einfache Wesen anzunehmen seien? Dann folgt die Frage, was diese Substanzen sein mögen? Worauf *Leibnitz*, in der That voreilig, aber in der Absicht, ihnen eine nicht bloss relative, sondern rein-innerliche Qualität anzuweisen, antwortete: sie sind vorstellende Wesen, eben darum, *weil* sie Substanzen sind. *Leibnitz's* Satz heisst nicht, *die Seelen sind Substanzen*, sondern: *die Substanzen sind Seelen*. Wer aber diese Vorschnelligkeit vermeidet, der fängt freilich in Hinsicht der Seele von der innern Wahrnehmung an; aber er schliesst nicht von dem: *Ich denke*, als dem allgemeinen Subjecte zu allen vorgestellten Objecten, auf eine Existenz eines Subjects, das nie Prädicat sein könne; — sondern von der gegenseitigen Durchdringung aller unserer Vorstellungen, und ihrer Concentration in dem Einen Bewusstsein, schliesst er auf die Unmöglichkeit, dieser Durchdringung und Einheit ein zusammengesetztes Substrat zu geben, *als in dessen Bestandtheilen die Vorstellungen zerstreut liegen würden;* und nun folgt die Nothwendigkeit, die Einfachheit zu erwählen, weil die Zusammengesetztheit verworfen werden musste; endlich aber die Einfachheit auf eine Substanz zu beziehen,*** weil die wirklich vorhandenen Vorstellungen etwas Reales erfordern, dem sie beigelegt werden können. Wer diese Art zu schliessen widerlegen will, der muss *entweder* das Mittel erfinden, wie man alles realen Substrats entbehren könne, — welches *Fichte* versuchte, aber ohne Gewinn für *Kant*, denn das *fichtesche* Ich ist in der That Substanz, nur eine solche, deren

* *Kant's* Kritik d. r. V. S. 411 [Werke, Bd. II, S. 316]

** *Leibnitii op. Vol. II. pag.* 32.

*** Ich lasse *hier* unentschieden, ob die Seele Substanz für sich allein, oder ob nur Eine Substanz für mehrere Individuen anzunehmen sei? welche Frage übrigens die Psychologie nicht berühren darf, weil das Letztere schon aus Gründen der allgemeinen Metaphysik entschieden zu verneinen ist.

Qualität in einem System nothwendig verbundener Handlungen besteht; — *oder* er muss nachweisen, wie das zusammengesetzte Substrat eine wahre Einheit des Bewusstseins besitzen könne, welches man wohl eine offenbare Ungereimtheit nennen darf.* Mit der Angabe eines Paralogismus aber, dessen sich Niemand schuldig macht, ist hier gar nichts gewonnen; und am wenigsten *dann* etwas gewonnen, wenn noch obendrein die Begriffe selbst, aus denen der vorgebliche Paralogismus seinen Ursprung nehmen soll, im höchsten Grade mangelhaft aufgefasst sind. Dies ist die zweite Bemerkung, welche hier gegen *Kant* gemacht werden muss. Es kann gar nicht zugegeben werden, dass *Kant* den Begriff des Ich richtig gefasst habe. Dieser Begriff ist der Anfangspunct einer weitläuftigen Untersuchung, auf deren Bahn uns *Fichte* geholfen hat; ein nicht genug zu schätzendes Verdienst, zu dessen Anerkennung ich durch das gegenwärtige Buch etwas beizutragen wünsche.

§. 21.

Unter den Psychologen, welche jünger sind als *Kant*, befindet sich Einer, der leider schon zu den Verstorbenen gehört. Es ist der vortreffliche, auch von mir sehr hochgeschätzte *Carus*. Ich wünschte sehr, nicht bekennen zu müssen, dass dessen Psychologie mich die darin gesuchten Aufklärungen hat vermissen lassen. Was ich gefunden, brauche ich hier nicht zu beurtheilen, da meine Ansicht sehr leicht aus demjenigen kann geschlossen werden, was bereits über die Seelenvermögen, und die auf sie gedeuteten Abstracta, ist gesagt worden.

Von den noch Lebenden werde ich mir nur erlauben, die Herren Professoren *Hoffbauer*, *Fries* und *Weiss* zu nennen.

Der Grundriss der Erfahrungsseelenlehre von *Hoffbauer* kann meiner Meinung nach nicht bloss als Beispiel, sondern beinahe als Muster einer klaren und verständig geordneten Uebersicht bisheriger Psychologie betrachtet werden. Das Streben, sich vor Erschleichungen zu hüten, ist in sorgfältiger Wahl der Ausdrücke überall sichtbar. Als Methode wird sogleich im §. 10 die *Induction* angegeben. Auffallend aber ist es, dass nun gleichwohl das ganze Buch den gewöhnlichen Weg vom

* Bloss um zu erinnern, dass dieser Gedanke längst bekannt ist, citire ich, was mir zuerst in die Hände fällt, *Poley's* 140ste Anmerkung zu seiner Uebersetzung des *Locke*.

Digitized by Google

Allgemeinen zum Besondern hinabsteigt, während die Induction den gerade entgegengesetzten Gang erfordert. Sollen Leser und Zuhörer von den lezten Resultaten zu der Erkenntnissquelle geführt werden? Sollen sie mit dem Glauben anfangen, und mit dem Schauen endigen? So giebt es auch Vorträge der Chemie, worin mit dem Sauerstoff angefangen, mit den bekannten und sichtbaren Körpern geendigt wird; anstatt dem Zuhörer zuerst die Experimente bekannt zu machen, aus welchen auf den Sauerstoff und seines Gleichen zu schliessen ist. — Aber ich bin weit entfernt, hier einen eigenthümlichen Fehler jenes Grundrisses erblicken zu wollen; da ich vielmehr selbst gezeigt habe, wie unwillkürlich die Psychologie wegen der Schlüpfrigkeit ihres Stoffs in Abstractionen hineingleitet, worin sie nicht eher vesten Fuss gewinnt, als bis sie bei den äussersten Abstractionen angekommen ist, von denen sie alsdann wieder rückwärts den Weg der Determination versucht, und ihn fortsetzt, wie und soweit sie eben kann. Wir schliessen also aus dem genannten Buche nur soviel, dass auch ein vorsichtiger und vorzüglicher Denker durch dieselben Schwierigkeiten, welche seine Vorgänger drückten, noch jetzt bewogen werden mag, eine seiner eignen Angabe gerade zuwiderlaufende Richtung zu verfolgen. Wollten wir tiefer eintreten, so würden uns gleich bei der Theorie der Sinnlichkeit einige Untersuchungen der schwierigsten Art, die hier viel zu leicht genommen sind, entgegenkommen; nämlich wie die Auffassung der räumlichen und zeitlichen Bestimmungen möglich sei, welche in der eigentlichen Materie der Empfindungen (den Tönen, Farben u. s. w.) schlechterdings nicht enthalten sind. Aber hier nur die Frage zu verstehen und gehörig zu würdigen, erfordert schon ein Nachdenken, das sich über die Sphäre der sogenannten Erfahrungsseelenlehre weit erhebt; und welches leider eben dadurch pflegt erdrückt zu werden, dass man den Anfängern die schwersten Sachen so leicht vorstellt. —

Bei Herrn Prof. *Fries* finden wir manche eigenthümliche Ansichten eingewebt in eine, der Hauptsache nach, kantische Lehre. Jene scheinen vorzüglich in der Polemik gegen *Fichte* und *Schelling* entsprungen zu sein. Da die Absicht der gegenwärtigen Schrift nichts weniger als polemisch ist, so wollen wir uns mit einigen Proben begnügen, die sich am leichtesten aus der Schrift: *System der Philosophie als evidente Wissen-*

schaft, herausheben lassen, weil diese in kurzen Sätzen abgefasst ist.

Im §. 41 des genannten Werkes finden wir, im Widerspruch gegen *Fichte's* erste Grundgedanken, die Behauptung: „Unsere Vernunft besitzt ein reines Selbstbewusstsein, welches wir aussprechen: *Ich bin.* Dieses ist aber nicht zugleich mit der innern Anschauung gegeben, *vielmehr ist es gar keine Anschauung, sondern nur ein unbestimmtes Gefühl.*" Es folgt ein Beweis, der in zweien Gliedern mit richtigen Bemerkungen anhebt, und mit Erschleichungen endigt. Zuerst die Bemerkung, dass das reine Selbstbewusstsein kein Object hat;* woraus gefolgert wird, es sei keine Anschauung, *sondern ein unbestimmtes Gefühl.* Das erste ist wahr, und das zweite falsch. Weil das reine Selbstbewusstsein eine Vorstellung ohne Gegenstand sein soll, so ist es ein klarer Widerspruch; und man kann davon gar nichts, auch nicht ein unbestimmtes Gefühl übrig behalten; welches ein Gefühl ohne Gefühltes sein würde, während das Selbstbewusstsein seinem Begriffe nach überall kein Gefühl, sondern eine Vorstellung sein soll. Vielmehr muss man anerkennen, dass unsre Behauptung, es gebe ein reines Selbstbewusstsein, eine von jenen Abstractionen ist, die wir von den besondern Selbstanschauungen hergenommen, dann aber, der Einheit unsrer Persönlichkeit wegen, für etwas angesehen haben, das wohl ohne die besondern Anschauungen für sich bestehen, oder, wie Herr *Fries* im zweiten Gliede seines Beweises meint, *zum Grunde liegen* könne. Wir sind nun allerdings genöthigt, uns einen solchen Begriff von uns selbst zu *machen;* wir sind aber eben so wohl genöthigt einzugestehen, dass dieser Begriff ohne allen Sinn, folglich auch keine wahre Erkenntniss eines realen Gegenstandes sei; — dass es kein reines Selbstbewusstsein, keine blosse Ichheit wirklich gebe; — sondern dass wir den erwähnten Begriff vielmehr als Anfangspunct einer Theorie, als einen wissenschaftlichen Stoff gebrauchen müssen, den wir zu verarbeiten haben, bis die Widersprüche (deren er noch mehrere in sich trägt) verschwinden werden. Weil aber Herr *Fries* mit seiner Polemik gegen *Fichte* nicht zu Ende gekommen ist: darum lässt er von dem reinen Selbstbewusstsein noch das unbestimmte Gefühl stehen; darum auch redet er von einem Be-

---

* Man vergleiche unten §. 27 im Anfange.

wusstsein des Gegenstandes, nicht *wie* er ist, sondern *dass* er ist. Dieser Widersinn einer Realität ohne Qualität, ist aber eben so wenig eine Wahrheit, als er eine Behauptung des Herrn *Fries* sein würde, wenn derselbe den Muth gehabt hätte, dem Probleme gerade ins Gesicht zu schauen, und, alle Halbheiten und Ausflüchte bei Seite setzend, das Unding, welches der Begriff des Ich uns vorspiegelt, so ernstlich anzufassen, wie man es fassen muss, um es zu zerstören.

Weiterhin mischt sich nun bei Herrn *Fries* die Erdichtung des innern Sinnes und einer Empfänglichkeit desselben, mit richtigen Ahnungen von dem Gedächtniss und mit dem völlig wahren Satze: *die Vorstellungen im Gemüthe werden von selbst fortdauern, bis sie durch etwas anderes verdrängt werden.* Eben so wahr ist der §. 51, nach welchem der allgemeine Grund der Association in der *Einheit* des Subjects und seiner Thätigkeit enthalten ist. Neben so richtigen Ansichten hätte die transscendentale Einbildungskraft (§. 57) verschwinden sollen, die abermals erdichtet wird, damit die, für ursprünglich gehaltenen, formalen Anschauungen, zur Erkenntniss (soll heissen: zur Materie der Empfindung, welche allerdings die formalen Bestimmungen keinesweges in sich schliesst,) hinzukommen mögen. Der Kantianismus aber, als Gewöhnung an ein System, mit Uebergehung ganz nahe gelegter Fragen, welche die Ruhe der angenommenen Meinungen hätten stören sollen, zeigt sich auffallend bei §. 59—62; wo die figürliche synthetische Einheit als Erfolg der Selbstthätigkeit beschrieben wird, während die Gegenstände in der Anschauung uns *unter der Bedingung einer jederzeit möglichen Construction* gegeben werden. Was mögen doch das für Bedingungen sein, vermöge deren die selbstthätige transscendentale Einbildungskraft gewisse Auffassungen von Farben lieber in die Form eines Vierecks, als in die Form eines Cirkels bringt? *Gegebene* Bedingungen sind es ohne Zweifel; denn wir können nicht willkürlicher Weise das Runde als viereckigt, oder das Viereckigte als rund anschauen. In der Form des Sinnes, dem Raume, kann der Grund des Unterschiedes nicht liegen, denn diese Form ist für alle sinnliche Anschauungen als Eine und dieselbe Bedingung vorhanden. Wenn nun etwa die Vorstellungen ihrem Stoffe nach von den *Dingen an sich* herrühren, wie sie denn in der *kant'schen* Lehre ohne Zweifel

thun: so müssen diese Dinge an sich, trotz dem, dass sie von Raum und Zeit nichts wissen, sich doch *ausserordentlich genau auf diese Formen des innern Sinnes beziehen*, damit ein Unterschied in jene figürliche synthetische Einheit hineinkomme. Wir erkennen also von den Dingen an sich, dass in ihnen gerade so viel Verschiedenheit statt findet, als nöthig ist, um die mannigfaltigen Bedingungen herzugeben, deren wir für die figürliche synthetische Einheit der Einbildungskraft in ihren bunten Abwechselungen bedürfen. Dieses wäre denn eine nicht unbedeutende Kenntniss von den Dingen an sich, welche die *kant'sche* Lehre eben so wenig vermeiden, als leiden kann; und worüber sich die bessern Anhänger derselben längst hätten erklären sollen, wenn sie es vermöchten. Das Wahre an der Sache aber ist, dass die ganze Theorie auch keine leiseste Ahnung der Gründe enthält, aus denen die Auffassungen des Räumlichen und Zeitlichen psychologisch erklärt werden müssen. Nicht einmal das Problem ist hier vollständig aufgefasst; denn es fragt sich eben so sehr, was für Bedingungen uns bestimmen, einer Substanz gerade solche und keine andern Eigenschaften zusammengenommen anzuweisen; z. B. dem Wasser die Flüssigkeit neben der Durchsichtigkeit, dem Quecksilber aber weder die Nässe noch die Durchsichtigkeit des Wassers, sondern neben der Flüssigkeit den Glanz und die vorzügliche Schwere. Auch hier liegt in der Materie der Empfindung keinesweges die Gruppirung derselben; und in den vorgeblichen Formen des Verstandes kann sie eben so wenig liegen, *weil diese sich gegen alle die verschiedenen Vorstellungen verschiedener Substanzen auf gleiche Weise verhalten müssen.*

Eine beinahe unbegreifliche Mischung der richtigen Ansichten, nach welchen die Vorstellungen selbst die Kräfte in der Seele sind, und des falschen Bestrebens, Seelenvermögen zu spalten (nämlich wenn die vorige richtige Erklärungsart irgendwo nicht ganz leicht von selbst sich darbietet): geht nun bei Herrn *Fries* immer weiter fort. Er findet §. 79 den ersten Grund der Abstraction darin, dass in ähnlichen Vorstellungen, welche im Gemüth zugleich verstärkt werden, die ihnen gemeinschaftliche Theilvorstellung mehr verstärkt wird, als die unterscheidende Nebenvorstellung. Dieses reicht zwar nicht hin zur Erklärung; denn die angehängte Clausel: das Gemeinschaftliche könne *also* abgesondert vorgestellt werden, ist eine

Digitized by Google

grosse Uebereilung und Unwahrheit. Dennoch ist der erstere Gedanke richtig, und in der That um so mehr zu schätzen, weil wir damit das Abstractionsvermögen, als ob es etwas Besonderes und für sich zu Betrachtendes in der Seele wäre, beseitigen können; und weil hier die Verbindung zwischen der sogenannten Einbildungskraft und dem sogenannten Verstande anfängt hervorzuleuchten.

Die Psychologie des Herrn *Fries* würde nach solchen Proben sich ohne Zweifel besser dabei befinden, wenn er sie einmal zum Mittelpuncte eines wissenschaftlichen Strebens machte, als so lange er sie nur als den Vorhof der Philosophie betrachtet.* Ohne Zweifel verdient es Dank von Seiten derjenigen, welche den unhaltbaren Grund der *kant'schen* Lehre für sich allein nicht entdecken können, dass ein Mann aufgetreten ist, der in eine sogenannte philosophische Anthropologie alles das Schwankende zusammengestellt hat, worauf *Kant*, als auf gutem Grunde vesten Fuss fassen wollte. Dies erleichtert die Prüfung; und wer in den Darstellungen des Herrn *Fries* noch nicht sehen kann, wie in den ersten Voraussetzungen Wahres und Falsches gemischt, und wie selbst das Wahre als roher Stoff unausgearbeitet daliegt, der wird sich schwerlich je darauf besinnen. Mir ist es wahrscheinlich, dass wenn *Kant*, mit alter rüstiger Kraft des Denkens, noch lebte, Niemand besser als Herr *Fries* ihn zu einer Revision seines Systems würde vermögen können. Denn ohne Zweifel bedurfte ein so vortrefflicher Geist nichts anderes, als nur eine Zusammenstellung seiner eignen Voraussetzungen, nur eine Richtung seiner Aufmerksamkeit, welche in den *hume'schen* Problemen zu sehr befangen war, um alle die verschiedenen Anfangspuncte der Speculation gehörig zu benutzen. — Soll aber nicht von Beleuchtung der *kant'schen* Lehre, sondern von Psychologie die Rede sein, so bedarf diese der allgemeinen Metaphysik zu ihrer Unterstützung; und Herr Prof. *Fries* hat das Hinterste nach vorn gewendet, indem er der Metaphysik seine Anthropologie voranschickt.** (Man sehe oben §. 15 gegen das Ende.)

---

* Man sieht leicht, dass diese Stelle vor vielen Jahren ist niedergeschrieben worden.

** Auf die neuern Werke des Herrn Prof. *Fries* wird hier aus denselben Gründen keine Rücksicht genommen, derenwegen hier alles vermieden

Diesem Verfahren gerade entgegengesetzt ist das des Herrn Prof. *Weiss;* in seinen Untersuchungen über das Wesen und Wirken der menschlichen Seele. Er legt eine dynamische Naturansicht zum Grunde, — und macht es mir eben dadurch unmöglich, mich hier, wo für ausführliche Betrachtungen aus allgemeiner Metaphysik kein Platz ist, anders als nur sehr kurz über sein Werk zu erklären. Die ursprüngliche und nothwendige Duplicität in der Kraft, die das Dasein eines jeden Dinges constituiren soll (S. 27), muss ich gänzlich ableugnen. Und eine solche Duplicität zuletzt aus einer absoluten Einheit abzuleiten, kann meiner Meinung nach *keine* Aufgabe für die Speculation sein, weil umgekehrt es zu den Aufgaben derselben gehört, alle dergleichen *undenkbare* Einheiten, aus denen eine Vielheit entspringen soll, (zu deren Annahme manche Phänomene des Geistes und der Natur allerdings verleiten,) gänzlich hinwegzuschaffen, und die Wissenschaft von ihnen zu reinigen. So kann ich denn auch in keine Gemeinschaft treten mit einer Philosophie, welche das Unendliche als Grund des Endlichen, und dieses als Erscheinung von jenem betrachtet (S. 5). Dergleichen Philosophie muss ich dem *Spinoza* und seinen Erneuerern überlassen; indem ich überzeugt bin, dass von dem, was wahrhaft Ist, sowohl die Unendlichkeit als die Endlichkeit muss verneint werden; und dass die Endlichkeit noch überdies auf eine ungeschickte Weise in die Unendlichkeit hineingeschoben wird, von denen, die sich mit diesen Vorstellungsarten tragen; welches Ungeschickte zu verbessern jeder Versuch vergeblich ist, weil die Unendlichkeit, wenn sie selbst den Keim enthielte, aus dem die Endlichkeit könnte abgeleitet werden, mit sich selbst im Widerspruche stände. — Wäre nicht nach diesen Erklärungen jedes weitere Wort überflüssig: so würde ich noch hinzusetzen, dass ich in dem genannten Buche die vorläufige Erörterung dessen, was die innere Wahrnehmung geben und nicht geben kann, und die genaue Angabe der Art und Weise vermisse, wie an die Wahrnehmung, und die von ihr dargebotenen Erkenntnissprincipien, die Speculation sei angeknüpft worden.

---

wird, was als Persönlichkeit könnte ausgelegt werden. Der Leser hat nun die Freiheit, anzunehmen, der Gegenstand meines Tadels sei schon verschwunden, und das Neueste sei davon weit verschieden.

Digitized by Google

§. 22.

Noch Einer ist übrig, zu welchem wir näher hinzutreten müssen, nämlich *Fichte*. Nicht zwar, um von seiner realen und idealen Thätigkeit weitläuftig zu reden; den heterogenen Elementen, woraus er das für real gehaltene Ich nicht glücklicher zusammensetzt, als nach ihm Herr Prof. *Weiss* aus Sinn und Trieb die Seele. Eben so wenig wird uns die unbegreifliche Schranke im Ich beschäftigen können, welche die Unmöglichkeit, einen haltbaren Idealismus aufzustellen, klar an den Tag legt. — Wohl aber ist es die erste Behandlung des Begriffs des Ich, die uns hier interessirt. Ich schlage *Fichte's* Sittenlehre auf, welche ich noch jetzt für seine Hauptschrift halte.* Den schon sonst gezeigten Schlussfehler, S. 14, 15, wo statt des Denkens der allgemeinere Begriff des Handelns, statt dieses wiederum der ihm untergeordnete des realen Handelns eingeschoben wird, werde ich hier nicht genauer ins Licht setzen; aber die Anmerkung S. 18, 19 [1] ist von der höchsten Wichtigkeit für *Fichte's* Lehre, und wir müssen sie auch hier erwägen. Sie beginnt so: „Dass das Wollen in der erklärten Bedeutung, „als absolut *erscheine*, ist Factum des Bewusstseins; — daraus „aber folgt nicht, dass diese Erscheinung nicht selbst weiter „erklärt, und abgeleitet werden müsse, wodurch die Absolut„heit aufhörte, Absolutheit zu sein, und die Erscheinung der„selben sich in Schein verwandelte: — gerade so, wie es „allerdings auch erscheint, dass bestimmte Dinge in Raum und „Zeit unabhängig von uns da sind, und diese Erscheinung „doch weiter erklärt wird. — Wenn man sich nun doch ent„schliesst, diese Erscheinung nicht weiter zu erklären; und sie „für absolut unerklärbar, d. i. für Wahrheit, und für unsre „einige Wahrheit zu halten, nach der alle andre Wahrheit be„urtheilt, und gerichtet werden müsse, — wie denn eben auf „diese Entschliessung unsre ganze Philosophie aufgebaut ist, — „so geschicht dies nicht zufolge einer theoretischen Einsicht, „sondern zufolge eines praktischen Interesse: ich *will* selbst„ständig sein, darum halte ich mich dafür.“

Diese Aussage enthält den einzigen denkbaren Erklärungs-

* Von *Fichte's* späteren Schriften braucht hier eben so wenig die Rede zu sein, als von einigen neuern Schriftstellern, die in denselben Irrthümern befangen sind, wie die oben bezeichneten.

[1] Werke, Bd. IV, S. 22, 23.

grund, weshalb *Fichte*, dem die Unmöglichkeit des Ich deutlich genug vor Augen lag, dennoch dabei beharrte, dasselbe als real, als absolut, und in dieser Gestalt als Princip der Philosophie zu betrachten. Ein wenig weiter hin (S. 42[1]), sagt uns Fichte: „Nicht das subjective, noch das objective, son„dern — eine Identität ist das Wesen des Ich; und das erstere „wird nur gesagt, um die leere Stelle dieser Identität zu be„zeichnen. Kann nun irgend Jemand diese Identität, als sich „selbst, denken? Schlechterdings nicht; denn um sich selbst „zu denken, muss man ja eben jene *Unterscheidung zwischen „subjectivem, und objectivem, vornehmen*, die in diesem Begriffe „*nicht* vorgenommen werden soll. — So kann man sich aller„dings nicht wohl enthalten, zu fragen: *bin* ich denn darum, „weil ich *mich denke*, oder *denke ich mich* darum, weil ich *bin*? „Aber ein solches Weil, und ein solches Darum, findet hier „gar nicht statt; du bist keins von beiden, weil du das Andre „bist; du bist überhaupt nicht zweierlei, sondern absolut einer„lei; *und dieses undenkbare Eine bist du, schlechthin weil du „es bist.*“

Dass ein Undenkbares nicht sein kann, — dass derjenige sein eignes Denken aufhebt, welcher von dem Undenkbaren denken will, es sei, — dass also, wenn der Lauf der Speculation auf einen solchen Punct geführt hat, man denselben schlechterdings verlassen müsse: dieses leuchtet unmittelbar ein. Nachdem also *Fichte* sich den Begriff des Ich dergestalt analysirt hatte, dass er einsah, derselbe sei undenkbar: musste schon dieses, noch ohne vollständigere Entwickelung aller Widersprüche im Ich, ihn bestimmen, die zuerst angenommene Realität des Ich, sammt der vermeinten intellectualen Anschauung desselben, völlig zu verwerfen. Jede Art von Täuschung in der Auffassung eines so ungereimten Wesens war eher zu vermuthen, als an die Wahrheit einer solchen Auffassung konnte geglaubt werden. Und wenn dennoch die Ueberzeugung veststand, das Selbstbewusstsein lasse sich durch keinen andern Begriff, als nur gerade durch jene Identität des Subjects und Objects rein aussprechen: so folgte eben daraus, man habe ein Gegebenes vor sich, das, weil es nicht gleich einer zufälligen Täuschung verworfen, doch aber auch nicht

---

[1] Werke, Bd. IV, S. 42.

Digitized by Google

im Denken beibehalten werden könne, zu einer Umarbeitung des Begriffs auffordere und nöthige; und auf diese Weise zwar keinesweges ein Realprincip, wohl aber ein Erkenntnissprincip für die Speculation abgebe.

Aber *Fichte* hatte einmal seinem *Wollen* Einfluss auf das *Denken* verstattet. Er glaubte in dem Ich die Freiheit zu finden, und von der Freiheit *wollte* er nicht lassen. Er behielt also den undenkbaren Gedanken; er gab ihm Auctorität durch das Vorgeben einer intellectualen Anschauung, denn dafür hielt er den Zustand der Anstrengung, mit welcher das Undenkbare als ein Gegebenes der innern Wahrnehmung vestgehalten wurde; und so wurde einer der grössten Denker, die je gewesen sind, zum Urheber einer Schwärmerei, die in der Folge, als sie sich die sogenannte absolute Identität zum Mittelpuncte erkoren, und diese mit Spinozismus, Platonismus, Physik und Physiologie amalgamirt hatte, in einem weiten Kreise die Stelle der Philosophie besetzte, und aus einem noch viel weitern Kreise die Philosophie *verscheuchte*, weil man über der intellectualen Anschauung nicht den Verstand verlieren wollte.

Dieses letztere ist nun das einzige Wollen, welches in die Forschung einzulassen ich mir erlaube. Da ich einmal denke, und nicht umhin kann, alles Angeschaute zu denken und in Begriffe zu fassen, so will ich weiter nichts als nur, dass das Angeschaute denkbar sein, oder, falls es dieses nicht von selbst wäre, denkbar *werden* solle, wozu denn freilich eine solche Umwandlung der unmittelbar aus der Anschauung gewonnenen Begriffe gehört, die sich als nothwendig, und nicht willkürlich, in jedem Puncte rechtfertigen könne. Ich stehe demnach in der Mitte zwischen denen, welche wollen, dass es bei der Anschauung, bei der Erfahrung wie sie unmittelbar gegeben wird, sein Bewenden haben solle, weil sie das Widersprechende in dem Gegebenen *nicht erblicken*, — und zwischen jenen, welche gar wohl Augen haben für dieses Widersprechende, aber davon nicht lassen wollen, vielmehr ins Erstaunen, ins Entzücken über alle die *Wunder* sich versenken, die ihnen um so vortrefflicher scheinen, je ungereimter sie sind. Ich gebe den erstern Recht, dass sie um ihre Nüchternheit nicht mögen gebracht sein, und dass sie von keiner intellectualen Anschauung wissen wollen, welche die ächte Anschauung nur entstellen würde; ich gebe den zweiten Recht, dass sie die gemeinen Ansichten der Dinge,

igitized by Google

welche alles lassen wie es zuerst gefunden wird, für unzulänglich erkennen, und auf eine Veränderung, auf eine Schärfung des *Blickes* selbst antragen, wodurch in der That alles viel wunderbarer erscheinen muss, als jenen ersteren gelegen ist zu glauben. Aber den einen und den andern muss ich Unrecht geben, weil sie beiderseits zur eigentlichen Untersuchung zu träge sind, sowohl jene, die im Aufsammeln und Registriren gewisser äusserer oder innerer Wahrnehmungen verweilen, als diese, die es freut, hochtönende Reden zu erfinden, um das Seltsame, was sie gesehen haben, *anzupreisen* statt es *besser zu bedenken.*

VII.

Plan und Eintheilung der bevorstehenden Untersuchungen.

§. 23.

Wir machen uns nun auf den Weg in das vor uns liegende Gebirge, wohin uns diejenigen sicher nicht folgen werden, die immer nur in lachenden Ebenen gemächlich zu lustwandeln gewohnt sind. Der Leser überlege, ob er gehörig gerüstet sei; was er mitnehmen, was zu Hause lassen wolle. Viel schweres Gepäck frommt dem Reisenden nicht, am wenigsten solches, was ihm, nach seiner Eigenthümlichkeit, besonders lästig fallen würde. Geduld und frischer Muth ist die Hauptsache.

Ganz ohne mathematisches Werkzeug darf der Wanderer nicht sein. Aber grosse Anmuthungen mache ich in dieser Hinsicht nicht; sie würden mit verdoppeltem Gewicht auf mich zurückfallen. Der Leser vergegenwärtige sich nur die leichteren Rechnungen mit veränderlichen Grössen, und deren Symbole, die bekanntesten Curven; er überlege, dass diese Curven eben *nur* Symbole für gewisse Regeln sind, wornach jede mögliche, *intensive* sowohl als *extensive*, Grösse wachsen und abnehmen kann; er rufe, wenn es nöthig ist, einen Freund zu Hülfe, der ihm die einfachsten Grundlehren und Formeln der höhern Mechanik erkläre; und er wird finden, dass es nicht viel schwerer ist, das Sinken einer Hemmungssumme, als das Fallen eines Steins zu begreifen. Hat er aber erst dies gefasst,

Digitized by Google

so kann er auch von den Grundlehren der Reproductionsgesetze (worauf Alles ankommt) das Wesentlichste verstehn; und eben so den Hauptsatz über die Abnahme der Empfänglichkeit. Das Schwerere ist weniger nöthig; nicht jeder braucht mir auf allen meinen Wanderungen zu folgen; man kann sich dennoch wieder zusammen finden.

Ablegen muss der Leser die metaphysischen Vorurtheile, die er, wer weiss unter welchen Namen, etwan bei sich tragen möchte. Meine Metaphysik wird er, mit Hülfe dieses Buchs, allmälig verstehen lernen. Er durchdenke nur recht sorgfältig den ausführlichen Vortrag über das Ich, welchen er hier finden wird; vergleiche, nachdem dieses geschehen; meine Einleitung in die Philosophie, um sich mit den metaphysischen Problemen, theils im allgemeinen, theils mit jedem einzeln genommen, vertraut zu machen; präge sich nun vest ein, dass die befremdende Gestalt, worin die metaphysischen Probleme Anfangs erscheinen, nichts anderes ist als ein psychologisches Phänomen, welches aus psychologischen Gründen erklärbar sein muss, die wir im zweiten Theile dieses Buchs aufsuchen wollen; die aber Niemand finden kann, wenn er die Knoten ungeduldig zerhauen will, die er höchst behutsam durch unbefangenes Nachdenken auflösen sollte. — Dass man der leichtern Uebersicht wegen mein Lehrbuch zur Psychologie benutzen könne, brauche ich kaum zu bemerken. Aber sehr dringend muss ich den Leser an die Fragen erinnern: ob er mit seiner praktischen Philosophie im Reinen sei? und ob er die meinige kenne? Das erste ist an sich nothwendig; das zweite fordere ich, so gewiss ich nicht will missverstanden sein. Wessen praktische Philosophie noch schwankt: dessen Gemüth kann bei speculativen Untersuchungen nicht in Ruhe sein; am wenigsten bei solchen, die den menschlichen Geist betreffen; ohne Gleichmuth aber gelingt keine Speculation, sondern sie erzeugt Wahn und Trug. Wer meine praktische Philosophie nicht kennt, der begreift nicht was ich will, und muthet mir an, Dinge zu wollen, die ich verwerfe. Ein Beispiel hievon: ich will keine angebornen Rechte; nicht bloss, weil ich weiss, dass alle angebornen Formen psychologisch unmöglich sind, sondern auch, weil ich weiss, dass, wenn es dergleichen Rechte gäbe, sie Streit, und hiemit Unrecht erzeugen würden. Ein anderes Beispiel: ich will kein ursprüng-

lich gesetzgebendes moralisches Gefühl, und eben so wenig einen kategorischen Imperativ, nicht bloss, weil auch dieses angeborne Formen sein würden, sondern weil ich das moralische Gefühl, sammt der aus ihm entstehenden Bereitwilligkeit zum moralischen Gehorsam, ableiten gelernt habe als Gesammtwirkung aus den verschiedenen praktischen Ideen, die wiederum durch eben so viele verschiedene ästhetische Urtheile erzeugt werden. Wenn ich nicht *jedes einzelne* von diesen Urtheilen genau kennte, nicht geübt wäre, die vorgeblichen Aussprüche des moralischen Gefühls auf sie zurückzuführen, nicht aus den nämlichen Gründen die Tugend als ein Ganzes verschiedener Bestandtheile erkannt hätte, die zum Theil gelehrt, zum Theil geübt werden, zum Theil vor aller Lehre und Uebung voraus, unter Begünstigung einer glücklichen Organisation im Menschen entstehn müssen; wenn ich nicht auf diese Weise einer Menge von psychologischen Fragen, mit denen Andre sich quälen, im voraus überhoben gewesen wäre: so möchte leicht der psychologische Mechanismus mich mit eben dem Schrecken erfüllt haben, mit welchem so Viele vor ihm die Augen verschliessen, die eben so wenig vertragen, ins Innere des menschlichen Geistes zu schauen, als sie das Innere des Leibes ohne Grauen betrachten können. —

Nach diesen Erinnerungen kehre ich zur Hauptsache zurück.

Von der Grundlegung zu einer Wissenschaft erwartet man, dass sie die dahin gehörigen Untersuchungen in Gang setzte; und weit genug fortführe, um die Möglichkeit der Wissenschaft, und das in derselben zu beobachtende Verfahren, vor Augen zu stellen. Sie soll demnach die verschiedenen Erkenntnissgründe dieser Wissenschaft, wofern es deren mehrere giebt, durchmustern, und an jedem derselben den Anfang der Forschung zeigen; sei es nun, dass jeder eigne Aufschlüsse ertheile, oder dass die verschiedenen auf einerlei Resultat führen, in welchem Falle sie immer noch dienen, die Intension der Ueberzeugung zu verstärken.

Von der Psychologie ist nach §. 11—13 anzunehmen, dass sie mehrere Erkenntnissgründe besitze, und zwar nicht eben in dem Sinne, als ob dieselben gleich Vordersätzen zu Schlüssen unter einander zu verknüpfen wären; sondern so, dass jeder für sich ein Factum des Bewusstseins darstelle, wovon, als dem

Digitized by Google

Bedingten, auf die Bedingungen, mit Zuziehung der allgemeinen Metaphysik (§. 15), geschlossen werde.

Wenn nun die Grundlegung zur Psychologie auf solche Weise mit einem oder dem andern der Erkenntnissgründe dieser Wissenschaft verfährt: so ist zu hoffen, dass bald einige der *Realprincipien* erkannt werden mögen, aus welchen, als Ursachen, die Phänomene des Bewusstseins ihren Ursprung nehmen. In diesem Falle lässt sich von einer solchen, einmal gewonnenen Kenntniss weiterer Gebrauch machen; die Realprincipien werden zwar niemals eigentliche *principia cognoscendi*, denn das Wissen von denselben ist immer ein abgeleitetes; aber die Forschung verändert von hier an ihre Richtung, in so fern sie jetzt von der Bedingung auf das Bedingte, — *mit* dem Strom der Ereignisse, nicht mehr, wie zu Anfange, *wider* den Strom, vom Bedingten zur Bedingung fortgeht.

Darum aber, dass aus einem oder dem andern der Erkenntnissgründe dergleichen Realprincipien, vielleicht selbst die wichtigsten Hauptgesetze der geistigen Bewegungen, entdeckt sein mögen: verlieren die übrigen Erkenntnissgründe noch nicht ihren Werth. Es muss auch an sie die Reihe kommen, benutzt zu werden: jedoch kann man nun die Untersuchung abkürzen, indem man, anstatt sich noch ganz unwissend zu stellen, vielmehr die schon vorhin gewonnenen Aufschlüsse, sobald dieselben gehörig gesichert sind, zum Grunde legt, und nur noch fragt, wie sich darauf die jetzt in Betracht genommenen Phänomene zurückführen, wie sie sich daraus begreifen lassen?

Man wird geneigt sein, dem gewöhnlichen Sprachgebrauche gemäss, solche Untersuchungen, die mit dem Laufe der Ereignisse, also von Realprincipien zu realen Folgen fortschreiten, *synthetisch* zu nennen; dagegen werden die andern, vermöge deren die noch nicht erklärten Phänomene auf jene Realprincipien zurückgeführt werden sollen, *analytisch* heissen.

Streng genommen freilich beginnt jede Untersuchung ohne Ausnahme mit einer Analysis, indem sie zuerst den Erkenntnissgrund logisch klar und deutlich macht; und dann geht sie über zu einer Synthesis, indem sie dem Princip seine Beziehungen, dem Phänomen seine Bedingungen oder nothwendigen Voraussetzungen nachweist. Dieses letztere ist ganz eigentlich Synthesis *a priori;* weil die Angabe der nothwendigen Voraussetzungen in dem Erkenntnissgrunde selbst noch

nicht enthalten war. Allein hier ist nicht der Ort, dergleichen dialektische Betrachtungen im allgemeinen anzustellen; im Verfolg werden sie an dem Beispiel unserer Untersuchung selbst soweit entwickelt werden, als zu unserer jetzigen Absicht nöthig ist. —

Es soll nun die Untersuchung über das Ich, als über denjenigen Erkenntnissgrund, welcher am nächsten und bestimmtesten zu psychologischen Realprincipien hinleitet, den Anfang machen. Daraus werden sich sogleich mathematisch bestimmbare Gesetze des Bewusstseins ergeben, und so weit entwickelt werden, dass die Möglichkeit, hier eine neue Bahn zu brechen, und namentlich ohne die angenommenen Seelenvermögen in der Psychologie fortzukommen, im allgemeinen erhelle. Diese Untersuchungen zusammengenommen wollen wir *(a potiori)* den synthetischen Theil unserer Abhandlung nennen. Darauf wird der analytische Theil folgen, welcher die wichtigsten der noch übrigen Phänomene des Bewusstseins auf die vorhin gewonnene Kenntniss von den Gesetzen des Geistes zurückführt.

Es ist offenbar, dass der synthetische Theil keine veste Grenze hat, wie weit er in der Wissenschaft, — vielweniger, wie weit er hier, in unserer Grundlegung, auszudehnen sei. Die Folgen aus Realprincipien sind endlos in der Natur der Dinge, unabsehlich in der Wissenschaft. Und für den gegenwärtigen Zweck, Andern die Theilnahme an den begonnenen neuen Untersuchungen möglich zu machen, könnte ziemlich willkürlich ein Mehr oder Weniger geschehn, wenn nicht eben die Neuheit der Sache hierin noch Grenzen setzte. Der analytische Theil aber muss sich nach dem synthetischen richten, in so fern in ihm keine Untersuchung ganz selbstständig, sondern jede unter Voraussetzung des zuvor Bekannten soll geführt werden.

Um nun diesem Buche Rundung und Ganzheit zu geben: wählen wir das Ich, damit es nicht bloss den Anfang, sondern auch das Ende der Abhandlung bezeichne. Denn es muss hier vorausgesagt werden, dass aus diesem Erkenntnissprincip viel früher die mathematische Betrachtungsart der gesammten Psychologie hervortritt, als die vollständige Auflösung des in ihm enthaltenen Problems sich gewinnen lässt. Daher wird es nothwendig, dieses Problem, nachdem die ersten Schritte zu

Digitized by

seiner Erklärung geschehn sind, auf langehin bei Seite zu legen; und so kann es, wenn nicht das Vehiculum, doch den Rahmen bilden, der alle die übrigen hier anzustellenden Untersuchungen einschliesse.

Indessen wird man bald wahrnehmen, dass nicht die Lehre vom Ich, sondern von den Gegensätzen und Hemmungen unserer Vorstellungen unter einander, den Hauptstamm der Forschung ausmacht. Diese Gegensätze finden sich unmittelbar in der Beobachtung; und in so fern hängt ihre Betrachtung nicht einmal nothwendig ab von der vorgängigen Untersuchung des Ich; jedoch bringt die letztere den Vortheil, jene mit mehr Bestimmtheit, und mit mehr Einsicht in ihre grosse Wichtigkeit, einzuführen. Auch lassen sich auf solchem Wege die nöthigen Erörterungen aus der allgemeinen Metaphysik bequem hinzufügen; welche gegen das Ende des ersten Abschnittes ihre Stelle finden sollen.

ERSTER ABSCHNITT.

UNTERSUCHUNG ÜBER DAS ICH, IN SEINEN NÄCHSTEN BEZIEHUNGEN.

ERSTES CAPITEL.

Ueber die philosophische Bestimmung des Begriffs vom Ich.

§. 24.

Wer bin ich? — Diese Frage wirft der gemeine Mensch nicht auf, denn er glaubt sich selbst sehr gut zu kennen. Wer sie aufwirft, der sucht etwas Unbekanntes in sich. Gesetzt nun, er fände dieses Unbekannte, *wem* würde er es zuschreiben? Ohne Zweifel *sich selbst.* Also scheint es, er kenne sich schon, in so fern er überhaupt ein Ich ist. Was aber ist denn dieses Ich? Kann man es losreissen von der individuellen Persönlichkeit? Oder bin ich, um nur überhaupt von *Mir* reden, *Mich* denken zu können, nothwendig ein bestimmtes Individuum? — Diese Frage wird uns zuerst beschäftigen.

Es ist schon nicht ganz leicht, nur die Frage zu verstehen; wir wollen also langsam gehn.

Fichte erklärte das Ich als: *Identität des Objects und Subjects;* und hiemit stimmt der grammatische Begriff des Ich, im Gegensatze gegen das *Du* und das *Er*, wohl zusammen, denn die *erste Person* ist die, welche von sich selbst redet.

Finden wir denn jemals im Selbstbewusstsein Uns Selbst bloss und lediglich als ein solches Wissen von Sich? Keineswegs. Immer schiebt sich irgend eine individuelle Bestimmung ein; man findet sich denkend, wollend, fühlend, leidend, handelnd; mit bestimmter Beziehung auf das, was so eben gedacht, gewollt, gefühlt, gelitten, gehandelt wird. Ist nun diese individuelle Bestimmung etwas Fremdes im Ich, wodurch es verfälscht, verunreinigt wird?

Digitized by Google

Man kann wohl Gründe finden, diese Frage zu bejahen. Zuvörderst: in der obigen Erklärung des Ich, es sei Identität des Objects und Subjects, kommt gar keine individuelle Bestimmung vor. Ferner: im gemeinen Leben selbst betrachten wir das, was wir eben jetzo thun oder leiden, als etwas Uns Zufälliges. Der Augenblick, in welchem wir uns also finden, ist nur ein Durchgang, aus welchem wir höchstens, wenn es ein bedeutender Lebensmoment wäre, einen bleibenden Eindruck mitnehmen könnten, so wie wir in ihn hineinbrachten, was in früheren Lebenslagen stark auf uns wirkte. Aber in der Zeit, und durch die Zeit, konnten wir anders gebildet oder verbildet werden; gleichwohl wären wir dieselben Personen geblieben, die wir jetzt sind. Daher kann der ganze Zwischenraum zwischen Geburt und Tod, mit Allem, was er aus Uns macht, überall nicht die entscheidende Antwort auf die Frage geben: wer bin ich denn eigentlich? Und das heisst denn eben so viel, als: *in der zeitlichen Wahrnehmung kann ich überhaupt nicht Mich finden, als denjenigen, der ich eigentlich bin.* Diese Wahrnehmung, obschon eine *innere*, hängt doch an lauter Aeusserlichkeiten; und kann daher bis zu dem wahren Kern unseres eigentlichen Selbst nicht durchdringen.

Allein es möchte Jemand einwenden, die Frage sei lediglich von dem Ich, wie es als ein *Gegebenes* gefunden werde; man könne nicht leugnen, dass man jederzeit sich selbst als denjenigen erblicke, der ein Geschöpf zwar nicht des Augenblicks sei, wohl aber der ganzen früheren Lebenszeit; und auf solche Weise bilde sich das Selbstbewusstsein derer, die in Pecking, und die am Orinoko, wie derer, die bei uns leben. Wolle man fragen, wer *würde* ich sein, wenn ich da oder dort geboren wäre? so sei dieses widersinnig, denn es setze voraus, dass eben derselbe *Ich*, welcher bei uns dieser bestimmte Mensch geworden ist, auch *ein ganz Anderer* hätte werden können, und dass *der Andere* und *Ich* einerlei seien. Vielmehr könne die Identität der Persönlichkeit an gar Nichts vestgehalten werden, wofern die Bedingungen einer bestimmten Persönlichkeit mit andern vertauscht gedacht würden. Sogar die Meinung, dass die nämliche *Seele* unter verschiedenen Umständen einen verschiedenen Gedanken- und Begehrungskreis erlange, könne zugelassen werden, ohne darum das Selbstbewusstsein in dem einen Gedankenkreise und das in einem andern dem nämlichen

Subject zuzuschreiben; denn die Seele sei weder das Subject noch das Object des Selbstbewusstseins, da sie im Bewusstsein gar nicht vorkomme. Sonach möge immerhin von der Seele gesagt werden, dass die ihr angebildete Ichheit ihr zufällig sei, beinahe eben so zufällig aber sei auch der Ichheit die Seele, dem Selbstbewusstsein das unbewusste Substrat; daher dürfe man *die innere Wahrnehmung* nicht verlassen, *als welche allein einen Jeden lehren könne, wer er sei;* und welche mit Hülfe der Erinnerung aus dem früheren Leben ihn dieses auch bestimmt genug lehre.

Wir haben hier zwei verschiedene Ansichten einander gegenüber gestellt, deren jede wir noch genauer prüfen müssen, und zwar, — welches wohl zu merken, — hier noch nicht in der Absicht, zu entscheiden, welche von beiden der Wahrheit am nächsten komme, sondern, welche jetzo *zunächst* müsse vestgehalten werden, um *von dem Gegebenen* in unserm Nachdenken auszugehn, *ohne einen Sprung zu machen.*

§. 25.

Käme es darauf an, die erstere Behauptung annehmlich vorzustellen: so würden sich viele bekannte Meinungen von der Vernunft und Freiheit, nebst ihren Formen und Gesetzen, als von unserer höhern, unzeitlichen, durch intellectuale Anschauung zu erkennenden Natur, im Gegensatze gegen die empirische Auffassung unserer Individualität, hiebei benutzen lassen. Ich erwähne derselben nur, um zu erinnern, dass dergleichen Lieblingsmeinungen mancher Personen auf den Gang der Speculation nicht den geringsten Einfluss haben dürfen.

Demjenigen, was in der innern Wahrnehmung unzweideutig gegeben ist und unwillkürlich gefunden wird, scheint ohne Zweifel die zweite Behauptung angemessener als die erste.

Fragt man im gemeinen Leben Jemanden, wer er sei, so nennt er Stand und Namen, Wohnort und Geburtsort. Diese und andre äusserliche Bestimmungen seiner selbst leiten ihn auch im Handeln. Er erfüllt *seinen* individuellen Beruf, *seine* Familienpflichten; und je mehr er seiner besondern Stellung in der Welt gemäss sich beträgt, um desto verständiger finden wir ihn. Wollte er einen andern Begriff von sich selbst bei seinen Entschliessungen zum Grunde legen, wollte er einen Augenblick von seiner Individualität abstrahiren: wir würden bald sagen, er vergesse *sich*, er sei ein Thor.

Digitized by Google

Haben wir denn nun ausser dieser individuellen Ichheit noch eine andre? Wenn wir einmal eingestehen müssen, dass unser zeitlich bestimmtes Individuum Wir selbst ist, und wenn wir rückwärts, so oft wir *unbefangen* von uns selbst reden, Niemanden sonst, als eben dieses Individuum im Auge haben: wozu soll es denn führen, dass man in der Philosophie von diesem nämlichen Individuum zu abstrahiren versucht? Und ist es nicht schon im gemeinen Leben ein Irrthum, wenn man die Umstände des Lebens, die freilich hätten anders kommen können, als etwas unserer Persönlichkeit Zufälliges betrachtet; da wir doch gerade *nur* unter diesen Umständen, und in Beziehung auf dieselben, unsre eigene Person kennen lernen? —

Gewiss würde diese Vorstellungsart den Sieg davon tragen: wenn es möglich wäre, *sie in sich selbst zu vollenden.* Aber

Erstlich: in keiner augenblicklichen Wahrnehmung finde ich Mich, auch nur als Individuum; vielmehr muss die Erinnerung zu Hülfe kommen. Ich setze mich als bekannt aus voriger Zeit in jedem neuen Moment voraus. Nun ist dieses als bekannt Vorausgesetzte eben so *unbestimmt,* wie eine Summe von halberloschenen Erinnerungen aus verschiedenen, zum Theil entfernten Zeiten, nur immer sein kann. Daraus würde folgen, dass ich nicht genau wüsste, *Wen* ich eigentlich meinte, falls ich von mir als Individuum redete.

Zweitens: die individuellen Bestimmungen meiner selbst sind ein Aggregat, welches allmälig angewachsen, und noch jetzt im Fortwachsen begriffen ist. Richtet sich die Ichheit nach diesem Aggregat: so wird sie unaufhörlich verändert, und niemals vollendet. Aber im Selbstbewusstsein sehen wir uns an als ein Bekanntes, Bestehendes, und schon Vorhandenes.

Drittens: ein Aggregat besitzt keine reale Einheit; es ist Vieles; von Mir aber rede ich als von Einem, und einem Realen.

Viertens: die ganze Summe meiner Vorstellungen, Begehrungen, und individuellen Zustände, würde keine Persönlichkeit bilden, wofern nicht das Subject vorhanden wäre, welchem jene individuellen Bestimmungen zum innerlichen Schauspiele dienen.

Fünftens: für dieses Subject, für das *Wissen* um uns selbst, ist es zufällig, was als Gewusstes sich darbieten möge; darum abstrahirt man von den besondern Bestimmungen des Gewuss-

ten, und fasst bloss das Verhältniss des innerlichen Wissens zu irgend einem beliebigen inneren Verlauf von objectiven Erscheinungen, als Charakter der Ichheit auf.

Sechstens: die eben erwähnte Abstraction reicht noch nicht hin. Das Ich fände sonst Sich als eine Reihe wandelbarer Erscheinungen, wenn schon ohne nähere Bestimmung, was für eine Reihe dies sein möge. Das Subject kann aber sich selbst nichts gleich setzen, was nicht eben so einfach ist, als es selbst. Folglich muss nicht bloss die Mannigfaltigkeit individueller Bestimmungen, sondern auch der allgemeine Begriff dieser Mannigfaltigkeit, aus der Ichheit ausgeschieden werden. Und so bleibt denn für das reine Ich nichts übrig, als die blosse Identität des Objects und Subjects.

Da sind wir denn wieder angelangt bei dem oben erwähnten grammatischen Begriff der ersten Person; nur noch mit der negativen Bestimmung, dass diese erste Person als Sich selbst nichts von allen dem denken könne, was ihr auf individuelle Weise anzuhängen scheint.

Man bemerke wohl, dass wir von der Einheit des *Subjects*, des innerlichen Wissens, ausgegangen sind, um die Mannigfaltigkeit des Objectiven auszustossen. Wir haben dabei angenommen, dass in dem activen Wissen um sich selbst Niemand eine Vielheit finde, dass er vielmehr sich als Einen Wissenden betrachte, wenn schon eine Mannigfaltigkeit dessen, was er von sich wisse, ihm vorschwebe. — Selbst unsere Träume eignen wir uns selbst zu, so sehr wir über das Object lachen, was wir selbst darstellen würden, wenn wir wachend dieselben wären, als die wir uns im Traume gebehrden. Wie wir nun von dieser erträumten Individualität abstrahiren, um wachend den Begriff von uns selbst zu bilden; — wie jeder, nachdem er sich übereilt hat, vollends der Reuige, der Büssende, indem er Vergebung der Sünden bittet, sehr gern von *den* individuellen Zügen seiner Persönlichkeit abstrahiren mag, die ihn als einen Thoren, oder als einen Sünder bezeichnen; wie er einen Kern seines wahren Wesens annimmt, aus welchem bald das Bessere hervortreten werde: so sollen wir in der Speculation von *aller* Individualität abstrahiren, weil wir dem letzten, inwendigsten Kern unserer selbst, der Selbstbeschauung, nichts Buntes und vielfältig Wandelbares gleich setzen können, und weil ein mannigfaltiges Objective im Ich, vermöge der Gleich-

heit mit dem, sich selbst betrachtenden Subject, auch dieses in ein Aggregat von allerlei Handlungen des Wissens zerspalten würde; wobei die Einheit des Ich gänzlich verloren ginge, für welche doch die eigne Selbstauffassung eines jeden sich verbürgt.

§. 26.

Fasst man die vorstehenden Ueberlegungen, welche jeder für sich *durch ursprüngliche Besinnung auf Sich selbst,* zur Reife bringen muss, — nochmals zusammen, so ergiebt sich:

Die philosophische Bestimmung des Ich, als Identität des Objects und Subjects, scheint sich dadurch vom Gegebenen zu entfernen, dass sie die *zeitliche* Wahrnehmung zurückstösst. Aber hiedurch vollendet sie nur das, und spricht rein aus, was wir im gemeinen Selbstbewusstsein unbestimmt beginnen. Nämlich wir setzen in jedem Augenblick Uns als bekannt voraus; und betrachten die *neuen* Bestimmungen, welche der Augenblick bringt, *als zufällig;* so dass wir vollkommen Dieselben geblieben wären, wenn schon ganz andre Begegnisse uns widerfahren sein möchten. Daraus entsteht ein Begriff von uns selbst, der sich, näher betrachtet, mit gar keinen Zufälligkeiten, weder vergangenen, noch künftigen verträgt.

Weil nun die zeitliche Wahrnehmung, oder der innere Sinn, von der eigentlichen Selbstauffassung hinweggewiesen worden ist: so scheint es allerdings, als hätten wir zu dieser Selbstauffassung ein ganz eigenes Grundvermögen. Und weil es denn doch etwas schwer ist zu sagen, *was* eigentlich für einen Gegenstand die reine Selbstanschauung erblicke (hier nämlich wird eine Verlegenheit gefühlt, welche von den, im nächsten Capitel zu entwickelnden, Widersprüchen im Begriff des Ich herrührt): so entsteht eine Neigung, das *reine Ich* mit allerlei Prädicaten zu begaben, welche die Quelle vieler Fehlschlüsse (unter andern bei *Fichte*) geworden ist.

Hier nun ist der Ort, an *Kant's* Behauptung zu erinnern, das Ich sei eine rein intellectuelle Vorstellung, aber zugleich die ärmste unter allen. Durch die erste Hälfte der Behauptung wird zugegeben, dass man den Begriff des Ich nicht durch innere Wahrnehmung bestimmen könne. Die zweite Hälfte mag diejenigen warnen, welche glauben, den Inhalt der Vorstellung des reinen Ich ohne Schwierigkeit angeben zu können. Uebrigens ist hier ein doppelter Fehler begangen; theils in der über-

eilten Annahme eines reinen intellectuellen Vermögens;* theils in dem Vergessen des grammatischen Begriffs des Ich, welcher durch den Gegensatz und die Einerleiheit des Objects und Subjects der Speculation mehr zu thun giebt, als zahllose andre, an Inhalte viel reichere Begriffe.

Wer aber die vorhin bemerkten Schwierigkeiten, sich von den individuellen Bestimmungen des Ich zu trennen, wohl im Auge hat, und überdies bedenkt, dass in dem speculativen Begriffe vom Ich jene Abstraction vom Individuellen allerdings noch weiter getrieben wird, als sie im gemeinen Bewusstsein vorkommt: der kann schon errathen, dass die Beziehungen der Ichheit auf die Individualität sich nur verbergen, nichts destoweniger aber vorhanden sind; und dass der Erfolg der Speculation kein andrer sein kann, als eben diese Beziehungen in ihrer Nothwendigkeit zu offenbaren, womit denn das Grundvermögen der reinen Selbstauffassung verschwindet, und der innere Sinn seine gehörige Erklärung erhält. So nun ist es in der That. Die philosophische Bestimmung treibt nur die gemeine Vorstellung vom Ich aufs äusserste, um sie an offenbare Unmöglichkeiten anstossen zu machen; woraus sich ergiebt, dass der Begriff des Ich, der ein täuschendes Erzeugniss unseres Denkens war, einer Verbesserung bedarf, und dass die zum Irrthum führende Dunkelheit des gemeinen Bewusstseins hier, wie in andern Fällen, durch Philosophie erleuchtet werden muss.

Wir bleiben also für jetzt bei der Erklärung: das Ich ist die Identität des Objects und Subjects; nachdem wir gesehn haben, dass dieselbe *für den Anfang der Untersuchung* einzig zulässig ist. Wir werden die Widersprüche entwickeln, die hierin liegen. Wir werden aus diesen Widersprüchen erkennen, was in dem Begriffe des Ich muss verändert, und was hinzugedacht werden. Die Leser mögen sich hüten, sich bei dieser Untersuchung nicht von angenommenen psychologischen Vorstellungsarten beschleichen zu lassen. Das Problem ist viel zu schwer, als dass es durch bisher gewohnte Meinungen zu bezwingen wäre; wohl aber kann es durch Einmengung derselben verdunkelt und entstellt werden.

* Krit. d. r. V., S. 423 ganz unten. [Werke, herausg. v. Hartenstein Bd. II, S. 324.]

ZWEITES CAPITEL.

Darstellung des im Begriff des Ich enthaltenen Problems, nebst den ersten Schritten zu dessen Auflösung.

§. 27.

Das Problem entsteht aus den Widersprüchen im Begriff des Ich; und es ist kein anderes, als, diejenige nothwendige Umwandlung dieses Begriffs zu finden, wodurch die Widersprüche verschwinden.

Die erwähnten Widersprüche lassen sich auf zwei zurückführen (ungerechnet diejenigen, welche durch das Nicht-Ich, in *Fichte's* Sprache, herbeigeführt werden).

1) Das Ich erscheint als ein im Bewusstsein Gegebenes, und der Begriff dieses Gegebenen wird für den vollständigen Ausdruck desselben gehalten. Aber es fehlt ihm sowohl am Objecte, als am Subjecte, mithin an seiner ganzen Materie.

2) Die vorgegebene Identität des Objects und Subjects widerstreitet dem unvermeidlichen Gegensatze zwischen beiden; mithin ist der Begriff der Form nach ungereimt.

Die Erläuterung des ersten Punctes zerfällt wiederum zwiefach; es muss sowohl der Mangel des Objects, als des Subjects nachgewiesen werden.

Zuvörderst: Wer, oder Was ist das Object des Selbstbewusstseins? Die Antwort muss in dem Satze liegen: das Ich stellt *Sich* vor. Dieses Sich ist das Ich selbst. Man substituire den Begriff des Ich, so verwandelt sich der erste Satz in folgenden: das Ich stellt vor *das Sich Vorstellende.* Für den Ausdruck *Sich* wiederhole man dieselbe Substitution, so kommt heraus: das Ich stellt vor das, *was vorstellt das Sich Vorstellende.* Hier kehrt der Ausdruck *Sich* von neuem zurück; es bedarf der nämlichen Substitution. Dieselbe ergiebt den Satz: das Ich stellt vor das, *was vorstellt das Vorstellende des Sich-Vorstellens.* Erneuert man die Frage, was dieses *Sich* bedeute? *Wer* denn am Ende eigentlich der Vorgestellte sei? so kann wiederum keine andere Antwort erfolgen, als durch die Auflösung des *Sich* in *sein Ich,* und des *Ich* in das *Sich vorstellen.* Dieser Cirkel wird ins Unendliche fort durchlaufen werden, ohne Angabe des eigentlichen Objects in der Vorstellung Ich. — Der

Genauigkeit wegen kann man noch bemerken, dass in den nachgewiesenen Umwandlungen des ersten Satzes eine Bestimmung ausgelassen ist, die hier nichts zur Sache thut; nämlich dass das Ich nicht überhaupt irgend ein Ich, sondern Sich, mithin nicht bloss das Sich Vorstellende, sondern *sein eignes* Sich-Vorstellen zum Gegenstande hat. Allein dieses gehört zu der geforderten Identität, folglich zu dem zweiten formalen Widerspruch. Hier kommt es uns darauf an, dass jede Angabe *dessen, was* das Ich eigentlich vorstelle, wiederum die Frage nach demselben in sich schliesse; folglich die Frage schlechterdings unbeantwortlich ist. Statt der Antwort entsteht eine unendliche Reihe, die sich niemals nähert, sondern von ihrer gesuchten Bedeutung immer gleich weit entfernt bleibt. Diese Reihe ist nun schon darum fehlerhaft, weil das Selbstbewusstsein von einer solchen Entwickelung in viele Glieder, oder von einer solchen vielfachen Einschaltung in sich selbst, nichts weiss. Aber überdies ist sie widersinnig, weil anstatt des wirklich vollbrachten Sich-Selbst-Setzens nichts anderes herauskommt, als eine ewige *Frage nach sich selbst.*

Nicht besser ergeht es auf der Seite des Subjects. Das Ich muss seinem Begriffe nach, von sich wissen; was in ihm als Subjectives gedacht wird, muss wiederum objectiv, muss ein Vorgestelltes werden für ein neues Wissen. (Ein Umstand, den *Fichte* in seinen ältern Schriften, ohne ihn vollständig zu erwägen, vielfältig zur Methode des Fortschreitens in der Nachforschung benutzt hat.) Man nehme also an, das Ich sei objectiv gegeben; so ist es Sich selbst, und keinem Anderen, gegeben; es wird *von* Sich selbst vorgestellt. Der Actus dieses Vorstellens darf aber auch nicht ausbleiben; was das Ich ist, das muss es, seinem Begriffe nach, auch wissen; was es nicht weiss, das ist es nicht. Es ist nun wirklich: Sich vorstellend; als ein solches Sich Vorstellendes muss es demnach abermals vorgestellt werden. Aber auch das neue Vorstellen, welches hiezu erfordert war, muss, so gewiss es ein wirkliches Handeln des Ich ist, wiederum Object werden, für ein noch höheres Wissen. Und dieses Wissen verlangt, um ein Gewusstes zu werden, ferner einen Actus derselben Art. Diese Reihe läuft offenbar ebenfalls ins Unendliche; und sie sollte es eben so wenig wie die vorige; denn auch hier weiss das Selbstbewusstsein, zwar in seltenen Fällen von einigen wenigen Wiederho-

lungen der Reflexion, die das Wissen selbst zum Gegenstande einer neuen Betrachtung macht, aber es weiss nichts von der Nothwendigkeit solcher Wiederholung, um von uns selbst zu reden; viel weniger kennt es eine unendliche Fortsetzung der Reihe. Noch mehr; die wiederholte Rückkehr zu uns selbst, wobei wir immer wiederum Gegenstand des Bewusstseins werden, verbraucht Zeit; aber der Begriff des Ich lässt uns gar keine Zeit; ihm gemäss muss das Ich, falls es überhaupt gedacht wird, alles dies Denken des Denkens vollständig in sich schliessen; sonst ist es kein Ich, denn es fehlt ihm an irgend einer Stelle das Wissen um sich selbst. Wir sehn also, wie das Ich nach dieser Betrachtungsart, wenn es auch sein Object wirklich gefunden hätte, dennoch für sich selbst eine unendliche, und eben deshalb eine niemals vollbrachte und nimmer zu vollbringende Aufgabe sein würde. —

Hat nun schon die doppelte Unendlichkeit, in welche das Ich sich hinausstreckt, deutlich genug gezeigt, dass durch diesen Begriff, so wie er gefasst ist, wirklich nichts begriffen wird: so treibt vollends die Forderung der Identität aller Glieder der unendlichen Reihen, die Ungereimtheit aufs höchste. Zwar hier möchte Jemand sich die Sache leicht machen wollen. Es ist ja so schwer nicht, sich ein *Ding* zu denken, das mit dem Wissen von sich selbst begabt sei! Auf die Weise lassen die Dichter etwan einen Baum von Sich sprechen. Dieser, seiner selbst bewusste Baum, was ist er denn eigentlich? Erstlich ein Baum, und dann zweitens die Vorstellung eines solchen Baums; auch, wenns hoch kommt, noch eine Vorstellung von der Vorstellung des Baums. Aber der *Baum* ist nicht die *Vorstellung von* dem Baume, und, rückwärts, die *Vorstellung* eines solchen Baumes ist nicht der *Baum!* Gleichwohl soll die erwähnte Vorstellung, wenn sie *sich* ausspricht, von dem Baume reden als von *Sich selbst.* Die zwei völlig verschiedenen, und bloss in Gedanken zusammengeklebten, der Baum, und ein gewisses Vorstellen von demselben Baume, werden für Eins ausgegeben. Diese Einheit ist ein leeres Wort ohne allen Sinn; und daraus sieht man, dass es unüberlegt war, dem ersten besten, *durch seine eigenthümliche Qualität schon bestimmten*, Gegenstande Selbstbewusstsein zuschreiben zu wollen. Man setze statt des Baumes die Seele, als ein Wesen mit allerlei Kräften, das unter andern auch Selbstbewusstsein habe. Man wird gerade den

nämlichen Fehler begangen haben. Die Seele, als ein solches und kein anderes Wesen, soll ein Bild von sich selbst mit sich tragen; und damit ein Bild der Art vorhanden sein könne, wird ein eignes Vermögen angenommen, welches sei ein Vermögen ein solches Bild zu tragen oder vorzustellen. Nun meint man, die Seele wisse von sich, weil man in Gedanken eine Summe gemacht hat aus der Seele und aus dem Vermögen, welches ein Bild von der Seele bereitet. Man dringt wohl gar darauf, dass beides zusammen nur Ein reales Wesen sein solle. Und jetzt beantworte man nur noch die Frage, *was für ein* Wesen das sei? Man gebe die Qualität desselben an. Die Antwort wird sich in zwei Theile spalten; die Seele, *und* das Vorstellen dieser Seele. Daraus wird nimmermehr Eins, so wenig wie aus der Person, die sich malen lässt, und dem gegenüber sitzenden Maler. — Zum Glück weiss unser Selbstbewusstsein auch gar nichts von dem Wesen unserer Seele zu sagen; und um so eher dürfte man in der Psychologie jenes Grundvermögen der Selbstauffassung sparen, vor welchem das, was wir wahrhaft *sind*, sich doch nicht sehn lässt.

Nach dieser Digression kehren wir zurück zum Begriff des Ich. Derselbe ist weit entfernt, uns in die eben erwähnte Verlegenheit zu setzten. Ganz ein anderes ist, was er erheischt. Das Object soll keineswegs ein Ding an sich, es soll das wahre Subject selbst sein. Da nun auch das Subject nichts für sich allein, sondern lediglich das Vorstellen seiner selbst ist, so soll eben dieses Vorstellen, als ein Erzeugen des Bildes, auch das Vorgestellte, das Bild sein. Die That soll selbst das Gethane, die Bedingung soll das Bedingte, der *wirkliche* Actus des Vorstellens soll das, *als solches nichtige*, Bild selber sein! Will man der Strenge dieser, offenbar ungereimten, Forderung sich entziehen? Wohlan! so ist das Object erstlich ein Reales für sich, und nun kommt zweitens das Subject mit einer Abspiegelung jenes Realen dazu. Da hat man das Ich entzweiet, und ist gerade in das vorhin gerügte Widersinnige des selbstbewussten Baumes verfallen. Es bleibt also dabei, dass das Abgespiegelte ohne alle Vermittelung der Spiegel selbst sei; dass Ich Mich nur alsdann finde, wann das Vorstellen, anstatt von seinem Vorgestellten unterschieden zu werden, vielmehr eben als actives Vorstellen sein eignes Vorgestelltes ist; folglich die Entgegengesetzten eben als Entgegengesetzte einerlei

Digitized by Google

sind: — wobei denn alle jene Begriffe, von der That und dem Gethanen, der Bedingung und dem Bedingten, dem Wirklichen und seinem Bilde, die nur in ihren Gegensätzen einen Sinn hatten, in Unsinn übergehen müssen. Und die vorhin entwickelten unendlichen Reihen wiederholen diesen Unsinn ins Unendliche. —

Wäre die Rede vom viereckigten Cirkel: so würde sich niemand über dessen Möglichkeit den Kopf zerbrechen. Aber die Rede ist vom Ich, das wir jeden Augenblick aussprechen: von uns selbst, so fern wir uns das Bewusstsein unsrer selbst zuschreiben. Die Frage ist, *Wen* wir eigentlich meinen, indem wir von uns reden? Und wenn wir diesen *Wen* gefunden hätten, was wir denn beginnen, indem wir ihm das Wissen von sich selbst beilegen? Er, der dieses Prädicat empfangen soll, muss ohne Zweifel dafür empfänglich sein Er muss also kein Ding an sich, er kann aber auch nicht das Von-Sich-Wissen selber sein. Denn wir sehen nun endlich deutlich genug, dass dieses Von-Sich-Wissen auf etwas Vorauszusetzendes, und bis jetzt Ausgelassenes, sich *bezieht;* und dass man die Auslassung durch eine Ergänzung verbessern muss. Erst müssen gewisse objective Prädicate herbeigeschafft werden; diese aber dürfen nicht von der Art sein, dass sie für sich allein bestünden, und uns am Ende in die beschämende Nothwendigkeit setzten, das Darum-Wissen wie ein Fremdes nur gerade *daranfügen* zu müssen. Sondern *aus* der objectiven Grundlage muss jenes wunderbare, in sich zurücklaufende Wissen von selbst hervorkommen; und zwar dergestalt, dass vor diesem Wissen sich das Objective gleichsam zurückziehe, damit das Ich nicht Sich als irgend ein bestimmtes Anderes, sondern als Sich selbst antreffen möge.

Diese vorläufigen Vermuthungen werden wir nun genauer auszuführen haben.

Anmerkung.

Es wird erlaubt, und beinahe nothwendig sein, dass ich hier meinen Vortrag unterbreche. Denn der Leser muss hier anhalten; er muss sich das Vorgehende vollkommen überlegen und einprägen; sonst kann er nicht Einen Schritt weiter gehen. — Dass ich ihn bisher nicht zum Lichte, sondern vielmehr in die dunkelste Nacht geführt habe, weiss ich sehr wohl. Das

musste geschehen; die Natur der Sache bringt es mit sich; und für denjenigen, der hier ungeduldig wird, rede ich kein Wort weiter. Wohl aber könnte auch der Geduldigste ermüden, und sich in einen Zustand versetzt fühlen, der eine Art von Krankheit ist; ich kenne diesen Zustand aus Erfahrung, und weiss, wie schwer es ist, ihn zu ertragen, wenn man nichts destoweniger in der Zeit fortleben und forthandeln soll. Daher werde ich auf die dunkle Stelle schon jetzt ein Licht fallen lassen, das von Untersuchungen ausgeht, die erst viel später an die Reihe kommen können.

Die Frage: wer bin ich? ist für den gewöhnlichen Menschen in jedem Augenblick auf individuelle Weise zulänglich beantwortet; nimmt man aber die individuellen Bestimmungen hinweg, so bleibt nichts übrig, als eine *leere Stelle*, und diese lässt sich schlechterdings nicht auf eine allgemeingültige Weise ausfüllen. Daher fasse man die Frage nun so: wie kommt der Mensch dazu, jene Stelle, die für sich allein leer sein würde, zu setzen, sie mit individuellen Bestimmungen auszufüllen, sie als die *erste* in seinem ganzen Vorstellungskreise zu betrachten, für die alles Andre ein Zweites, Drittes, kurz, ein Aeusseres ist; und endlich sie als den Punct anzusehn, worin Wisser und Gewusstes unmittelbar zusammenfallen?

Diese Frage zielt, wie es sein muss, nicht mehr auf ein Reales, sondern lediglich auf ein Formales; und sie fällt nun zurück in das weite Gebiet der Untersuchung über den Ursprung der Formen in unserem gesammten Vorstellen. Eine Untersuchung, die sich ohne Mechanik des Geistes nicht einmal anfangen lässt.

Der formalen Constructionen, in welchen das Ich eine Stelle — nicht *hat*, sondern *ist*: giebt es mancherlei; verschieden an Einfluss und Werth; mehr oder minder zahlreich nach dem erreichten Grade der Cultur. Die bekannteste dieser Constructionen, und, wenn man den zeitlichen Ursprung des Ich betrachtet, die wichtigste, ist der sinnliche Raum.

Wenn die Anschauung dahin gelangt, Objecte zu begrenzen und zu sondern, so zieht sie auch Linien von diesen Objecten gegen den Mittelpunct hin, worin der Mensch (oder das Thier) sich befindet. Nahe diesem Mittelpuncte sieht der Mensch wenigstens einige Theile seines Leibes; durchläuft ein Object die Linie dahin, so endet die Zeitreihe der Wahrnehmungen

mit einer neuen Empfindung (etwa des Stosses oder Schlages); bewegt sich der Mensch, so verändert sich das ganze System seiner Gesichtslinien; begehrt er und handelt, so wird die Vorstellung des Begehrten der Anfangspunct einer Reihe, die mit einer Veränderung in der Anschauung des Aeussern endigt. Demnach fallen Glieder des Leibes, Empfindungen, und Anfänge des Wirkens in jenen beweglichen Punct; *von welchem an* jedem Aussendinge seine Entfernung bestimmt wird; *in welchen hinein* er späterhin die Bilder abwesender Gegenstände, die ihm vorschweben, verlegen muss, weil sie ihn begleiten, und draussen keinen Platz haben. So wird der Mensch in seinen eignen Augen ein vorstellendes Wesen; und von da zu der Bemerkung, dass unter den Vorstellungen auch eine des Vorstellenden vorkomme, ist nur noch ein leichter Schritt.

Es möchte nun scheinen, als klebe die Vorstellung des Ich an dem sinnlichen Raume; allein nichts weniger! Es giebt eine Menge ähnlicher, nur nicht so ausgebildeter Constructionen, wie der Raum. Sich findet der Bürger mitten in bürgerlichen Verhältnissen; er hat dort einen Rang und Namen; Sich findet der thätige Mann in der Mitte andrer Kräfte; der Gelehrte in dem Kreise andrer Gelehrten; der sittlich und religiös fühlende Mensch findet Sich in einer höhern Ordnung der Dinge; aber hier ist der Platz, den sein, schon sonst bekanntes Ich darin einnimmt, nicht so leicht zu bestimmen; hier nimmt die Frage: wer bin ich? eine ernste Bedeutung an; auf die wir jedoch jetzt nicht eingehn können.

Je nachdem die Reihen von Vorstellungen beschaffen sind, welche im Ich zusammentreffen und sich kreuzen; und je nachdem sie in jedem bestimmten Augenblick aufgeregt sind: darnach richtet es sich, wie der Mensch Sich in diesem Augenblick sieht. Wirklich schwankt das Ich unaufhörlich; es ist bald ein sinnliches, bald ein vernünftiges, bald stark, bald schwach; es scheint bald auf der Oberfläche, bald in einer unergründlichen Tiefe zu liegen. Diese Wechsel erklären sich sämmtlich aus der angedeuteten Lehre; und ebenso der sonderbare Umstand, dass die gewöhnliche Art zu reden Alles dem Ich *zueignet*, selbst das, was der denkende Mensch als den eigentlichen Gehalt, das wahre *Wesen* des Ich ansehen möchte. Wir sagen nicht bloss *mein Leib*, sondern auch *mein Geist*, *meine Vernunft*, *mein Wille*, ja sogar: *mein Selbstgefühl*,

mein Selbstbewusstsein, *mein Leben*, und *mein Tod*. Denn alle diese Bestimmungen fallen in den *Punct*, welcher *Ich* heisst.

Der Leser kann nun vermuthen, dass diese Ansicht vom Ich wohl die richtige sein möge, aber er *weiss* von dem Allen noch nichts; versteht auch noch nicht, wie die Vorstellung eines Puncts in einer Reihe möglich ist; begreift also von der gegebenen Erläuterung noch sehr wenig. Um weiter zu kommen, ist es nöthig, diese ganze Anmerkung bei Seite zu setzen, und den Faden des frühern Vortrags wieder aufzunehmen. Derselbe blieb liegen in der tiefsten Finsterniss; wir müssen daher sehr langsam fortschreiten.

§. 28.

Irgend etwas, wenn auch noch so dunkel vorgestellt, hat ohne Zweifel jeder im Auge, der von Sich redet; denn ein Vorstellen ganz ohne Gegenstand kann doch die Aussage des Ich nicht sein. Wir müssen also zuerst dem Begriff des Ich ein unbekanntes, und noch zu bestimmendes Object leihen; und nachsehn, was weiter daraus werde.

Sogleich nun wird das Geständniss unvermeidlich, dass wir von der eigentlichen Bedeutung des Begriffs abgewichen sind. Denn nicht ein unbekanntes Object sollten wir annehmen, sondern uns damit begnügen, dass das Subject zugleich die Stelle des Objects vertrete; dass das Ich nicht etwas Anderes, sondern Sich setze.

Dieses Geständniss darf jedoch nicht im geringsten befremden. Denn es versteht sich von selbst, dass ein widersprechender Begriff, wenn er nicht ganz verworfen werden kann, wenigstens eine Veränderung erleiden muss. Und die gemachte Veränderung war nothwendig; denn dass in dem gegebenen Begriff das Object fehlt, haben wir oben gesehn.

Nichts destoweniger bringt die Abweichung vom Gegebenen uns in Verlegenheit. Von dem Vorstellen eines unbekannten Objects liesse sich gar viel reden, ohne dass dies mit dem vorliegenden Problem nur den mindesten Zusammenhang hätte. Wir finden uns in Gefahr, in ein willkürliches Denken hineinzugerathen, sobald wir den Begriff des Ich nicht in seiner Strenge vesthalten.

Dieses also darf nicht vernachlässigt werden. Und wir können demnach dem Ich nur unter der Voraussetzung ein Object leihen, dass es aus der Selbstauffassung wieder verschwinde.

Digitized by Google

Verschwindet es aber: so entsteht von neuem das Bedürfniss eines Objects; obgleich nicht gerade *des nämlichen*, welches wir zuerst eingeschoben hatten.

Es steht uns also frei, *mehrere* und *verschiedene* Objecte abwechselnd dem Ich zum Grunde zu legen. Und nicht bloss steht es frei, sondern bei näherer Ueberlegung findet sich dieses durchaus nothwendig.

Wir würden nämlich im Denken gar nicht von der Stelle rücken, und die Auflösung des Problems nicht im mindesten fördern, wofern wir uns fortdauernd im Kreise jener beiden Reflexionen herumtreiben wollten: der einen, *dass das Ich eines von ihm zu unterscheidenden Objects bedürfe;* der andern, *dass das Ich kein von ihm unterschiedenes Object als Sich selbst ansehn könne.* Diese Betrachtungen würden uns dahin bringen, das geliehene Object wieder abzusondern, und es dann nochmals herbeizubringen, um es nochmals wegzunehmen; eine Oscillation ganz ohne Ende und ohne Gewinn. Wollten wir dabei das Successive unseres Nachdenkens aufheben, und nach dem Resultat fragen, so wäre es der klare Widerspruch: *zum Ich gehört ein fremdes Object, und gehört auch nicht zu ihm.* Ein Widerspruch, den man, so wie er vorliegt, durch keine Distinction lösen kann; denn so lange wir nur von einem einzigen fremden Object reden, ist gar nicht abzusehen, woher eine Modification kommen sollte, vermöge deren dasselbe in einer Rücksicht dem Ich angehören, und in einer andern Rücksicht von ihm ausgeschieden werden könne.

Hingegen sobald wir uns besinnen, dass, indem ein geliehenes Object wieder ausgesondert werde, dagegen ein anderes und wieder ein anderes eingeschoben werden könne: geht uns ein Licht auf. Es zeigt sich nämlich jetzt soviel, dass die Ichheit *auf einer mannigfaltigen objectiven Grundlage* beruht, wovon *jeder* Theil ihr *zufällig* ist, sofern die *übrigen* Theile noch immer dem Ich zur Stütze dienen würden, falls jener weggenommen wäre. Ich setze mich als dies oder jenes, aber ich bin an keines gebunden, so lange ich wechseln kann. So ruhet ein Tisch, der viele Füsse hat, zwar eigentlich auf allen zugleich, doch könnte er wechselnd jeden einzelnen entbehren, weil ihn die übrigen noch tragen würden.

Dass dieses zwar bei weitem nicht die vollständige Auflö-

sung des Räthsels, aber doch der nächste nothwendige Schritt zu derselben ist, zeigt sich noch klärer durch Folgendes. Jedes fremde Object, was als das letzte Vorgestellte im Selbstbewusstsein angesehen wird, bedarf durchaus der vorhin erwähnten Modification; es muss in gewisser Rücksicht für dasjenige gelten können, was vorgestellt wird, indem wir uns selbst vorstellen; in anderer Rücksicht aber wiederum als dasjenige zu erkennen sein, was nicht Wir selbst ist. Woher soll nun diese Modification, diese Verschiedenheit der Rücksichten ihren Ursprung nehmen? Sollen wir etwan selbst sie willkürlich erdenken, willkürlich gebrauchen? Aber auf dieser Modification beruht das Selbstbewusstsein, als Gegebenes, welches keinesweges unserer Willkür preisgegeben ist. Soll ein Gesetz, eine ursprüngliche Form unseres Geistes erdacht werden, wornach wir unwillkürlich, und unserer eignen Thätigkeit uns nicht bewusst, ein Fremdes in die Bestimmung unseres Selbst bald aufnehmen, bald ausstossen? oder auch in verschiedener Rücksicht aufnehmen, und ausstossen? Aber so lange dieses fremde Object nur ein einziges ist, kann keine Form unsres Geistes den Widerspruch erzwingen, dass Ich dasjenige sei, was eben nicht Ich selbst, sondern ein Fremdes ist. Auf gar keine Weise kann die eigne Qualität des Fremden in die Ichheit eingelassen werden! Erst dann, wenn mehrere Objecte vorgestellt werden, gehört Etwas an ihnen dem Vorstellenden; nämlich *ihre Zusammenfassung in Ein Vorstellen*; und was aus dieser weiter entspringt. Daraus muss also auch die gesuchte Modification hervorgehn, durch welche an den verschiedenen Objecten etwas zu bemerken sei, das *keinem von ihnen einzeln genommen* zukommen würde, dass also eben darum vielleicht Uns angehören könnte. Dabei bleibt denn die Vorstellung Meiner selbst zwar abhängig von der Vorstellung der Objecte, — sie bezieht sich auf dieselben, — aber sie fällt dennoch nicht damit zusammen.*

Wir wollen uns erlauben, diese ersten Anfänge der Speculation sogleich mit der Erfahrung zu vergleichen. Irgend eine Aehnlichkeit muss doch schon zu bemerken sein. Ich finde mich denkend, wollend, fühlend. Aber Denken ist das Ueber-

* Der §. 34 wird die Sache noch mehr ins Licht setzen; durch ein Verfahren, welches bisher absichtlich ist im Dunkeln gehalten worden.

Digitized by Google

gehen von Gedanken zu Gedanken, Wollen das Fortstreben aus einer Lage der Vorstellungen in eine andere; hier bezieht sich das Uebergehen auf eine Mannigfaltigkeit im Objectiven, das Fortstreben desgleichen; nicht das Objective selbst, wohl aber das Umherwandeln unter seiner Mannigfaltigkeit schreiben wir Uns zu. Was das heisse, Ich finde mich fühlend, mag etwas schwerer zu erklären sein; doch ist hier soviel sichtbar, dass keinesweges das Gefühlte (das Objective in eigner Qualität), diese Lust oder jener Schmerz, dasjenige abgiebt, was wir als unser eignes Ich ansehen.

§. 29.

Noch Ein Schritt, und zwar ein sehr wichtiger, ist nöthig, bevor wir unseren Betrachtungen eine neue Richtung, und zugleich einen neuen Schwung geben können.

Die mehrern Objecte, (wie sich versteht, nicht *reale* Gegenstände, sondern blosse Vorgestellte, als solche,) welche zusammengenommen leisten sollen, was sie einzeln gar nicht vermögen würden, nämlich der bodenlosen Ichheit den Boden bereiten: taugen offenbar dazu, als blosse Summe oder als Aggregat, um gar nichts besser, wie die einzelnen für sich. Modificiren sollen sie einander gegenseitig; so viel wissen wir schon. Aber *wie* sie sich modificiren sollen, das lässt sich aus den nämlichen Gründen noch bestimmter angeben.

Denken wir uns ein Subject, begriffen im Vorstellen mehrerer Objecte, und hierin noch ohne Selbstbewusstsein befangen: so sehn wir sogleich, dass dasselbe, um zum Ich zu gelangen, nothwendig aus jener Befangenheit in gewissem Grade herauskommen müsse. Da möchte nun Mancher ihm zurufen: hilf dir selber! Brich die vorigen Gedanken ab, und komme zu dir! Aber noch ohne Rücksicht auf die hier geforderte Freiheit der Reflexion, welche gar nicht dazu passt, dass das Ich als ein Gegebenes *gefunden* wird, hiesse ein solcher Zuruf soviel, als: *tritt aus dem Denkbaren hinüber in das Undenkbare,* — nämlich in jenen widersprechenden Begriff des Ich; welcher, um von dem Widerspruche geheilt zu werden, nicht einer Losreissung, sondern einer Anknüpfung an die Objecte bedurfte.

Von den Objecten aus, und durch sie selbst geleistet, müssen wir zu Uns kommen; denn *ohne* sie ist das Selbstbewusstsein eine Ungereimtheit; und eine Sache der Freiheit ist es ganz und gar nicht. Wer sich findet in Schmerz und Elend

wer sich seine Schwäche gesteht, wer an sich selbst verzweifelt: der *findet* allerdings Sich, aber so wie er nicht will, und nicht würde, wenn er anders könnte. Hier ist also auch nicht einmal für die Erschleichungen Platz, welche man sonst an das Bewusstsein des Wollens anzuheften pflegt. Wer sich über sich selbst wundert, wer sich mit Selbstgefälligkeit beschaut, der ist wo möglich noch weiter als jene von einem Zustande des freien Wollens entfernt, aber seiner selbst sich bewusst ist er dennoch.

Alle jene aber befinden sich gleichwohl vermöge des Selbstbewusstseins herausgehoben aus der Befangenheit in den Objecten ihres Vorstellens. Denn die Prädicate zwar, welche sie in den erwähnten Zuständen sich selbst beilegen, sind etwas Objectives; aber das Subject, dem sie dieselben beilegen, wird dabei als schon bekannt vorausgesetzt. Die Urtheile: ich bin beschämt, ich bin traurig, ich bin fröhlich, sind insgesammt synthetisch, denn ihre Prädicate werden keinesweges angesehen als inhärirend dem Subjecte. Und selbst solche Urtheile, wie: ich bin klug, ich bin ein Thor, welche eine beständige Eigenschaft bezeichnen, sind dennoch synthetisch, denn sie stützen sich auf eine Reihe von Erfahrungen und Selbstbeobachtungen, aus denen ihr Prädicat erst durch Induction abgezogen ist. Demgemäss liegt die Ichheit nicht in den Auffassungen des Objectiven, wie sie denn auch ihrem Begriffe nach nicht kann; sondern sie bildet einen Gegensatz selbst gegen die, dem Ich beigelegten Prädicate, vermöge deren sie mitten in der Verknüpfung noch von ihnen zu unterscheiden ist.

Da wir nun, so fern wir uns selbst vorstellen, gewiss nicht in dem Vorstellen des fremden Objectiven begriffen sind; und wir doch gleichwohl aus diesem nämlichen Vorstellen des fremden Objectiven, und durch dasselbe, haben zu uns selbst kommen müssen: so kann nur in diesem Objectiven der Grund liegen, weshalb wir aus dem Vorstellen desselben herausgehoben werden. Das Vorgestellte selbst in seiner Mannigfaltigkeit muss von solcher Beschaffenheit sein, dass es die Fesseln löst, in welchen ein Subject befangen sein würde, das nur bloss Gegenstände, aber niemals Sich, kennen lernte.

Die Forderung, unser Vorgestelltes müsse uns über sich selbst hinausheben, damit wir zu Uns kommen, ist eine besondere, enthalten unter einer allgemeinern, welche so lautet: *unser*

Vorgestelltes muss uns auf gewisse Weise aus dem Vorstellen seiner selbst herausversetzen.

Nun ist es ein Widerspruch, dass irgend ein bestimmtes Vorgestelltes *A*, selbst den Actus des Vorstellens von *A* zu verändern, oder zu vermindern geeignet sein sollte. Auf die Weise müsste *A* sich selbst entgegengesetzt sein.

Da nun kein Vorstellen, für sich einzeln genommen, als das Vorstellen eines bestimmten *A*, oder *B*, oder *C*, und so weiter, uns *aus sich selbst* herausversetzen kann: so bleibt nichts übrig, als dass verschiedenes Vorstellen, so fern es durch seine verschiedenen Vorgestellten als ein solches und anderes bestimmt ist, sich gegenseitig verminderc; dass *eins* uns aus dem *andern* herausversetze.

Es müssen also die mannigfaltigen Vorstellungen sich unter einander aufheben, wenn die Ichheit möglich sein soll.

Dieser Satz ist das Resultat, bei welchem wir verweilen werden. Dass ihn die Erfahrung bestätigt, lässt sich sogleich zeigen; dass er im höchsten Grade fruchtbar ist, wird sich tiefer unten ergeben.

Die innere Wahrnehmung lehrt, dass gleich unsre einfachsten sinnlichen Empfindungen verschiedene Reihen bilden, deren jede eine zahllose Menge solcher Vorstellungen einschliesst, die in allen möglichen Graden von Gegensätzen stehn. Die verschiedenen Farben verdrängen einander im Bewusstsein, die Gestalten desgleichen; nicht minder die verschiedenen Töne, Gerüche, Geschmacks- und Gefühlsempfindungen. Wir können die Vorstellung des Blauen nicht vollkommen vesthalten, wenn die des Rothen dazu kommt; die Contraste beschäftigen uns, indem sie uns anstrengen; aber eine bedeutende Menge des Contrastirenden macht, dass die Auffassung erliegt. Auf solche Weise kommt Bewegung ins Gemüth; und nicht bloss Bewegung, sondern auch Bildung. Diese flüchtige Erwähnung der Thatsachen muss vorläufig genügen.

§. 30.

Bei der allgemeinen Gewöhnung, in dem Subjecte des Bewusstseins alle die nöthigen Vermögen, Thätigkeiten, Formen und Gesetze anzunehmen, welche die Erklärung psychologischer Thatsachen nur immer fordern möchte, lässt sich auch erwarten, dass man das nächstvorhergehende Räsonnement eines Sprunges beschuldigen werde; indem es in den Gegen-

sätzen des Vorgestellten dasjenige suche, was man in der Natur des denkenden Subjects viel besser voraussetzen könne. Wir wollen demnach, um den Grund unserer Untersuchung genugsam zu bevestigen, uns auf das vermeinte Vermögen der Selbstanschauung noch einmal einlassen, um zu überlegen, was für ein Vermögen es denn eigentlich sein solle.

1) Ein Vermögen, Sich *schlechthin* zu setzen, oder auch, das: *Ich denke*, zu allen unsern Vorstellungen *schlechthin von selbst hinzuzusetzen;* ein solches verlangt man nun hoffentlich nicht mehr, da wir im §. 27 die Masse von Ungereimtheiten gezeigt haben, welche für real, ja für sein eignes Wesen zu halten, demjenigen würde angemuthet werden, welcher *also* Sich selbst setzen sollte. (Man vergleiche noch §. 26.)

2) Ein Vermögen, erst etwas Objectives, etwas anderes als das Ich, zu denken, dann aber *durch einen absoluten Aufsprung sich selbst in diesem Denken zu ergreifen*, — würde uns nichts weiter führen. Zugegeben, dass in dem Subjecte ein Vermögen zu einem solchen Aufsprunge sein könne (welches aus allgemein metaphysischen Gründen schon unmöglich ist): so möchte immerhin zu der Vorstellung des Objectiven noch die Vorstellung von dieser Vorstellung hinzukommen; damit aber der Vorstellende sie als *sein* Vorstellen *Sich* zueignete, müsste er zuvor *Sich gefunden haben;* welches zeigt, dass die Erklärung das Erklärte voraussetzt. Dass aber der Vorstellende nicht das Objective, und dessen Vorstellung, *unter einander* gleich setzen, und daraus ein Ich bereiten könne, springt offenbar in die Augen, da jene zwei nichts weniger als identisch sind.

3) Aber, nachdem man eingesehen hat, dass in einer gegenseitigen Modification mehrerer objectiven Vorstellungen allein der Grund des Selbstbewusstseins gesucht werden könne: ist nun noch zu besorgen, man werde sich die Sache leicht machen, und das *Modificiren der mehrern Vorstellungen* einem *deus ex machina, einem hinzutretenden Geistesvermögen* von eigends dazu erfundener Beschaffenheit *auftragen* wollen. Einen Verdacht dieser Art dürfen wenigstens diejenigen gar nicht übelnehmen, welche ganz auf gleiche Weise zu den Vorstellungen des Erkenntnissvermögens das Begehrungsvermögen hinzubringen, damit es die bis jetzt nur noch *erkannten* äussern Dinge in Gegenstände der *Begierden* umpräge!

Digitized by Google

Die nun von dem Geiste der Naturforschung so ganz und gar abweichen, mögen denn überlegen, was wohl für eine Modification der vorhandenen Vorstellungen jenes hinzutretende Vermögen bewirken solle? Eine *solche* muss es offenbar sein, wobei das eigenthümliche *Was* einer jeden dieser Vorstellungen beseitigt, und etwas von ihnen allen Verschiedenes, nämlich die Ichheit, aus ihnen herausgezogen werde. Nun hat man zwar wohl in der Naturlehre Beispiele, dass gewisse Stoffe, vermöge ihrer innern Gegensätze, wenn sie zusammenkommen, mit einander ein Drittes bilden, worin die Eigenschaften, welche jedes zuvor allein genommen zeigte, verschwinden, um ganz neuen Platz zu machen. Da äussern sich diese Stoffe *selbst als Kräfte;* — und es mag wohl erlaubt sein, dieses Gleichniss als eine *entfernte Andeutung* dessen zu benutzen, was unser mannigfaltiges Vorgestelltes, indem es sich in Einem Vorstellen zusammenfindet, mit einander macht; um so mehr, da wir an den Harmonien und Disharmonien, nicht bloss zusammentreffender Töne, sondern aller Arten von Gegenständen, welche ästhetischer Verhältnisse fähig sind, die klaren Beispiele davon haben. — Aber nimmermehr ist erhört gewesen, dass aus Stoffen, die sich *passiv* verhalten, eine *hinzukommende* Thätigkeit etwas gemacht hätte, das der Beschaffenheit dieser Stoffe selbst entgegengesetzt gewesen wäre. Dazu gehört eine innere *Verwandlung;* und diese ist einer neuen Production gleich zu achten. *Kann irgend ein Geistesvermögen aus Vorstellungen, die zum Nicht-Ich zu zählen sind, die Ichheit bereiten: so mag dasselbe Vermögen immerhin auch ein Ich absolut constituiren.* Da aber das letzte, laut den geführten Beweisen, ein völliger Ungedanke ist, so ist es auch das erste.

Man lasse also endlich die Geistesvermögen, wodurch unser Vorgestelltes, als ob es ein todter Vorrath wäre, soll umgebildet werden, ein- für allemal gänzlich fahren! Dagegen besinne man sich auf das Leben und Streben in jeder einzelnen Vorstellung; welches Leben genau zusammenhängt mit der Qualität des Vorgestellten, und sich daher mit andern Vorstellungen nur in so fern verträgt, als zwischen den Vorgestellten keine Gegensätze sind. So verträgt sich der Ton mit der Farbe; aber die Töne unter einander, die Farben unter einander, als Vorstellungen in uns, widerstreben sich nach dem Maasse ihrer Gegensätze und ihrer Stärke.

Uebrigens würde dieser ganze Paragraph in einer, auf allgemeine Metaphysik mit streng systematischer Kürze aufgebauten Psychologie, völlig unnöthig sein, weil dieselbe des Begriffs von einem Wesen mit allerlei Vermögen gar nicht mehr erwähnen dürfte.

DRITTES CAPITEL.

Vergleichung des Selbstbewusstseins mit andern Problemen der allgemeinen Metaphysik.

§. 31.

Dieses Capitel wäre eine blosse Episode, wenn nicht die vorstehende Untersuchung selbst uns in ein Gebiet allgemeinerer metaphysischer Fragen hineintriebe.

Auf ein Subject mit mannigfaltigen, zusammen und wider einander wirkenden Vorstellungen, sind wir geführt worden. Ist dieses Subject Substanz? und erzeugt es seine Vorstellungen von selbst, oder unter äussern Bedingungen? Sind diese Vorstellungen ursprünglich Kräfte? oder kommt ihnen ihre Wirksamkeit, mit der sie wider einander streben, nur zufälliger Weise, nur unter Umständen zu?

Um leichter verstanden zu werden, will ich es wagen, meine Antwort auf diese Fragen, fürs erste ohne Beweis, herzusetzen. *Das vorstellende Subject ist eine einfache Substanz, und führt mit Recht den Namen Seele. Die Vorstellungen enthalten nichts von aussen Aufgenommenes; jedoch werden sie nicht von selbst, sondern unter äussern Bedingungen erzeugt, und eben so wohl von diesen, als von der Natur der Seele selbst, ihrer Qualität nach bestimmt. Die Seele ist demnach nicht ursprünglich eine vorstellende Kraft, sondern sie wird es unter Umständen. Vollends die Vorstellungen, einzeln genommen, sind keinesweges Kräfte, aber sie werden es vermöge ihres Gegensatzes unter einander.*

Sollen nun diese Behauptungen bewiesen werden, so bedarf es dazu offenbar der allgemein-metaphysischen Lehren von Substanz und Kraft.

Aber sollten dieselben Behauptungen *bestritten* werden: so bedarf es dazu etwas mehr als der bisher bekannten kritischen oder idealistischen oder naturphilosophischen Systeme. Denn keins von diesen allen ist darauf gefasst, mit den Widersprüchen

Digitized by Google

im Begriff des Ich zu kämpfen. Keins hat dieselben genau erwogen; überall sehen wir mit gleichem Leichtsinn das Ich entweder absolut hingestellt, oder von anderem abgeleitet, oder an anderes angeknüpft; immer zum Verderben der Systeme, und immer um so mehr, je mehr sie die Betrachtung des erkennenden Subjectes selbst zum Mittelpuncte ihrer Untersuchungen machen.

Anmerkung.

Wer die idealistischen und naturphilosophischen Lehren, von denen hier die Rede ist, noch nicht kennt, der muss Anstalt machen, sie wenigstens aus einigen Proben kennen zu lernen. Auf *Fichte's* Wissenschaftslehre, und die darauf gebaute Sittenlehre, als auf die eigentlichen Hauptwerke dieser Art, sollte ich ihn hinweisen, wenn von gründlichem historischen Studium die Rede wäre; allein, wer es wagt, diese Schriften ernstlich zu studiren, der wird viel Zeit daran verlieren, und er darf nur auf geringen Gewinn rechnen. Kürzer gelangt man in der Hauptsache zum Ziele durch *Schellings* Schrift über das Ich, vom Jahre 1795. Hier zeigt sich der falsche Enthusiasmus, welcher seitdem der Philosophie so viel Schaden zufügte, schon mit aller seiner Verkehrtheit, aber noch in jugendlicher Liebenswürdigkeit; und was, in Hinsicht seiner, eigentlich allein wissenswürdig ist, man lernt hier sein Entstehen begreifen. Hier sieht man zugleich das Kleben an Auctoritäten, und das Streben, sich über sie hinauszuschwingen; man sieht ein Klettern an der *kantischen* Kategorien-Leiter, ungeachtet der sehr wahren Bemerkung, die Kategorien seien zwar nach einer Tafel der Urtheilsformen, diese aber nach gar keinem Princip geordnet; welches freilich so viel heisst, als, sie sei unzuverlässig, und von keinem sichern Gebrauche; — man findet eine Art von Versprechen, ein *Gegenstück* zu *Spinoza's* Ethik aufzustellen, woraus bekanntlich ein *Seitenstück* geworden ist, weil der nüchterne Geist *Spinoza's* mit allen seinen Fehlern denn doch mächtiger war, als der phantastische, der ihm entgegen treten wollte; man findet endlich eine bewundernswerthe Leichtigkeit, sich in *Fichte's* Redensarten einzuüben, um das Ich, dessen Tiefe *Fichte* zu ergründen suchte, nach der Dimension der Breite auseinander zu ziehen. Schon hier erwacht die Begeisterung für jene unglückliche Einheit, in welcher das Wesen des Menschen bestehen, und darum das *Sollen* mit dem *Sein* in ein Chaos zu-

sammengeworfen werden soll; das Vorspiel des bekannten Satzes:

Was vernünftig ist, das ist wirklich,
und was wirklich ist, das ist vernünftig;

eines Satzes, für den glücklicherweise die Menschheit nicht *träge* genug ist; denn nach dem Vernünftigen, welches noch *nicht ist*, aber *werden soll*, strebt sie *wirklich;* nur oftmals mit verkehrtem Ungestüm, weil ihr das Vernünftige so vorschwebt, als wäre es schon ganz nahe, und liesse sich mit ein paar raschen Schritten erreichen. Von diesem verkehrten Ungestüm, der das verdirbt, was er gewinnen will, giebt gleich der Anfang des vorhin genannten Buchs ein Beispiel, das statt aller dienen kann. Man vernehme die enthusiastische Rede:

„Wer etwas wissen will, will zugleich, dass sein Wissen Reali-„tät habe. Ein Wissen ohne Realität ist kein Wissen. Was „folgt daraus?

„Entweder muss unser Wissen schlechthin ohne Realität — „ein ewiger Kreislauf (?), ein beständiges wechselseitiges (?) „Verfliessen aller einzelnen Sätze in einander, ein Chaos sein, „in dem kein Element sich scheidet, oder —

„Es muss einen letzten Punct der Realität geben" (warum nur *einen letzten?* Ist die Realität nicht in *allen* Puncten real?) „an dem alles hängt, von dem aller Bestand und alle Form „unseres Wissens ausgeht, der die Elemente scheidet, und je-„dem den Kreis" (wieder einen Kreis! Wunderbare Vorliebe für die Figur der Kreislinie!) „seiner *fortgehenden* Wirkung im „Universum des Wissens beschreibt."

„Es muss etwas geben, in dem und durch welches alles was „ist, zum Dasein, *alles* was *gedacht* wird, zur Realität (!), und „das Denken selbst zur Form der Einheit und Unwandelbar-„keit gelangt. Dieses Etwas müsste das Vollendende im gan-„zen System des menschlichen Wissens" (des ewig *unvollendeten!*) „sein, es müsste die ganze Sphäre, die unser Wissen „durchmisst, beschreiben, und überall, wo unser letztes Den-„ken und Erkennen noch hinreicht, — im ganzen κόσμος un-„seres Wissens, — als Urgrund aller Realität herrschen."

Wohin strebt dieser Wortprunk? Dahin, dass *im Ich* das Princip des Seins und des Denkens zusammen falle, dass es durch sein Denken sich selbst hervorbringe. Eine Täuschung, die jetzt für Jedermann veraltet ist! Dass das absolute Ich

Digitized by Google

durchaus Nichts wissen würde, eben weil es Sich wissen soll, und *nur* Sich wissen *darf*, (um nicht ins Nicht-Ich zu verfallen,) dieses Sich aber eben nichts anderes sein darf als nur sein *Sich-Wissen*, — ein Wissen dessen Gegenstand bis ins Unendliche gesucht und nie gefunden wird; — dass ferner das absolute Ich, eben darum weil es nichts weiss, auch nichts ist: diese höchst leichten Ueberlegungen konnten recht füglich im Jahre 1795 angestellt werden; ich selbst habe die ganze Entwickelung derselben in den letzten Jahren des vorigen Jahrhunderts gefunden; und bin dadurch wenigstens für meine Person gegen unzählige nachmalige Thorheiten gesichert worden.

Warum haben diese Ueberlegungen sich dem Herrn *Schelling* nicht aufgedrungen; damals, als es für ihn Zeit war, sie anzustellen und anzuerkennen? Weil sein falscher Enthusiasmus ihnen Widerstand leistete. Er forderte, die Wahrheit solle sich wenigstens in Einem Puncte unmittelbar offenbaren. *Thäte sie dieses, so müsste es allerdings im Ich geschehen*; dies ist der einzige Punct, worin man Sein und Wissen unmittelbar vereinigt *glauben* kann; und alsdann wäre die *älteste* Lehre *Schellings* gerade die beste. Allein auf ein Fordern und Sollen lässt sich die Wahrheit nicht ein; sie erscheint nicht wie ein Dämon auf irgend eine Beschwörungsformel. Unmittelbar offenbart sie sich dem Philosophen in gar keinem Puncte. Und was folgt daraus? Vermuthlich dieses, dass es für uns gar keine Wahrheit gebe! Wir wollen dies für einen Augenblick annehmen. Unser vermeintes Wissen mag also ein blosses Meinen sein, das entweder *gerade* fort fliesst, von hypothetischen oder irrigen Vordersätzen zu deren Consequenzen, oder auch, falls Jemand gern von krummen Linien reden will, — unser Wissen mag hyperbolisch, parabolisch, spiralförmig, oder endlich *kreisförmig in sich zurück* fliessen, nach Belieben! Wenn aber Jemand schon dahin gelangt, die Nullität des vermeinten Wissens zu erkennen: so besitzt er gerade hierin den Anfang des wahren Wissens; und er braucht jetzt nur noch Geduld und Anstrengung, um dahin zu gelangen. Denn eben die unumstössliche Gewissheit, dass es für uns ein scheinbares Wissen giebt, und als Gegenstand desselben eine grosse und weite Erscheinungswelt in uns und ausser uns: diese Gewissheit ist das vollkommen veste Fundament, die eben so grosse und eben so breite Basis des wahren Wissens. Es ist nämlich nur nöthig, die Bedingungen

zu finden, unter welchen allein die Erscheinungswelt erscheinen kann; dergestalt, dass sie nicht erscheinen würde, wenn diese Bedingungen nicht wären. Hiebei ist von einem letzten Puncte, von einem *einzigen* Princip, — von einem Talisman, dessen Besitz uns zur Herrschaft über das gesammte Universum des Wissens verhelfen würde, nicht aufs entfernteste die Rede. Weiss Jemand die Bedingungen anzugeben, unter denen allein es möglich ist, dass Materie *erscheine:* so findet er hiemit die allgemeine Grundlehre der Naturphilosophie. Weiss Jemand die Bedingungen anzugeben, unter denen allein es möglich ist, dass ein Magnet, sammt seiner Polarität, *erscheine:* so findet er hiemit einen besondern Theil der Naturphilosophie. Weiss Jemand anzugeben, unter welchen Bedingungen es allein möglich ist, dass die Totalität eines Gedankenkreises in der Form der Ichheit eingeschlossen *erscheine:* so findet er hiemit die Anfänge der wahren Psychologie. Weiss er von allen dem Nichts: so beharrt er in der Welt des Scheins, die für ihn nur grösser und trüglicher wird, wenn er neben der sinnlichen Anschauung sich auch noch intellectuale Anschauungen einbildet.

Uebrigens wird man mir sagen: es sei beinahe die erste, früheste Schrift *Schelling's*, gegen die ich hier gesprochen. Ich weiss das, und weiss auch, wie der erste Fehlgriff die folgenden erzeugt hat; die Verirrungen des Meisters und die Thorheiten seiner Schüler.

Seit diese Thorheiten in Umlauf kamen, ist die Philosophie mit einer Geschwindigkeit rückwärts gegangen, die selbst mir, dem Zeitgenossen, beinahe unbegreiflich vorkommt; künftige Literatoren, wenn sie die nüchternen Werke *Kant's* so nahe beisammen finden mit der Deutelei, die heute Philosophie heisst, werden den Jahrszahlen auf den Büchertiteln nicht trauen. Auch sucht mehr und mehr die Gelehrsamkeit sich ohne Philosophie zu behelfen; sie weiss, dass Ansichten, deren Wandelbarkeit die Geschichte bezeugt, ihr wenig nützen können. Die Schwärmerei kommt im Gefolge des Empirismus; und ihre Fortschritte sind reissend. Der Respect, welchen ehedem die Wissenschaft dem Staate und der Kirche einflösste, wird nicht grösser, sondern kleiner. — Wäre das Publicum stärker gewesen, so hätten einige Schriftsteller nicht so viel schaden können.

§. 32.

Um über den Begriff eines Subjects mit mannigfaltigen und

Digitized by Google

wider einander wirkenden Vorstellungen etwas zu entscheiden: kann man sich theils an seinen höhern Gattungsbegriff, den einer *Einheit, welche ein gegenseitig widerstrebendes Mannigfaltiges einschliesse,* theils an das specifische Merkmal wenden, dass von *Vorstellungen,* und einem Subjecte derselben die Rede sei. Die eine wie die andre Betrachtungsart erfordert allgemein-metaphysische Reflexionen.

Der Begriff der Vorstellung bezeichnet das Vorgestellte als etwas Nicht-Reales, als ein blosses Bild; welches, um vorhanden zu sein, einer fremden Realität bedarf, nämlich des realen Subjects. Kann man nun die Qualität desjenigen Wesens, welches das Subject der Vorstellung ausmacht, unmittelbar darin setzen, dass es ein Vorstellendes (die Existenz zu gewissen Bildern) sei? Um diese Frage zu beantworten, müsste man überlegen, ob der Begriff einer solchen Qualität eine absolute Position vertrage? (Man sehe in meinen Hauptpuncten der Metaphysik die §§. 1 und 2.) Im Fall einer verneinenden Antwort wird folgen, dass dem Wesen das Vorstellen zufällig sei; und es wird weiter nachzusehn sein, in wiefern einem Wesen überhaupt Accidenzen zugeschrieben werden können; welches auf die Theorie der Störungen und Selbsterhaltungen zurückkommt (Hauptp. der Metaph. §. 5).

Eben dahin weiset die andere Reihe von Betrachtungen. Einheit eines widerstrebenden Mannigfaltigen ist ein Begriff, der, mit innern Gegensätzen behaftet, eine absolute Position geradezu ausschlägt.* In solchen Gegensätzen steht schon das Mannigfaltige als solches; dann die Mannigfaltigkeit überhaupt wider die Einheit, endlich vollends das Widerstreben in diesem Mannigfaltigen. Also auch hier ist an Qualität eines Seienden nicht zu denken; sondern nur an ein Zusammen mit andern und andern Wesen, sammt den Folgen davon, den Störungen und Selbsterhaltungen.

Nun sind die Selbsterhaltungen innere Thätigkeiten eines Wesens; sie sind aber nichts Aeusseres, oder nach aussen hin Gerichtetes. Sollen deren mehrere unmittelbar zusammen oder

* Bequemere Dienste, als die äusserst gedrängten Hauptpuncte der Metaphysik, wird für manche der hier berührten allgemein-metaphysischen Gegenstände mein Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie leisten können. Man vergleiche daselbst §§. 97, 101 und besonders §. 113. [§. 118, 122 u. 135 d. 4 Ausg.]

wider einander wirken (wie hier die Vorstellungen): so müssen sie die verschiedenen Selbsterhaltungen eines einzigen Wesens sein. Daraus erhellet die Einfachheit der vorstellenden Substanz, oder der Seele.

Hiemit wäre nun in der Kürze der Weg der allgemein-metaphysischen Untersuchungen nachgewiesen, welchen man gehen muss, um die Beweise der vorhin aufgestellten Behauptungen zu finden. Begreiflicher Weise kann ich mich hier nicht auf ausführliche Erörterungen dessen einlassen, was an seinem rechten Orte ohne alle unmittelbare Beziehung auf Psychologie entwickelt wird. Wohl aber kann ich denjenigen Lesern, welche neben der gegenwärtigen Schrift meine Hauptpuncte der Metaphysik nicht bloss anzusehen, sondern ernstlich zu durchdenken geneigt sein möchten, durch die, in der Ueberschrift dieses Capitels angekündigte Vergleichung zwischen den Untersuchungen über das Ich und denen, die zu den Begriffen von Substanz und Ursache führen, zu Hülfe kommen; denn eine solche Vergleichung wird eben so sehr zur genauern Einsicht in das Räsonnement des vorigen Capitels, als zum leichtern Verständniss der angedeuteten metaphysischen Lehrsätze beitragen.

§. 33.

Die anzustellende Vergleichung geht theils auf die Materie der Probleme, theils auf die Form der Untersuchung.

Der Materie nach sind die beiden ersten Hauptprobleme der allgemeinen Metaphysik (Hauptp. d. Metaph. §§. 3, 4) dem hier abgehandelten darin ähnlich, dass sie *Principien* sind; in der gleich Anfangs bestimmten zwiefachen Eigenschaft eines Princips, welches erstlich an sich gewiss, zweitens eine abgeleitete Gewissheit zu ergeben geschickt sein muss.

Erstlich, es ist gewiss, dass wir uns *Dinge mit verschiedenen, und veränderlichen Merkmalen* vorzustellen genöthigt sind; denn dergleichen sind uns in der äussern Erfahrung eben so wohl, als das Selbstbewusstsein innerlich, *gegeben.*

Zweitens, die Begriffe solcher Dinge sind Anfangspuncte eines fortlaufenden Räsonnements gerade so, wie seinerseits das Ich; denn sie enthalten Widersprüche, welche aufgelöst werden müssen; und deren Auflösung zu neuen Lehrsätzen führt.

Am auffallendsten ist der Widerspruch im Begriffe des veränderlichen Dinges; der nämliche, über welchen die Eleaten,

Digitized by Google

und nachmals Platon vielfältig geklagt, den aber die Neuern, theils ganz sorglos, theils im Besitz eingebildeter Aufschlüsse vernachlässigt haben. — Da der Begriff des *Sein* nur in Beziehung auf ein *Was*, auf eine Qualität, Sinn und Bedeutung hat: so muss vor allem die Qualität des *Seienden* bestimmt können angegeben, oder falls sie unbekannt wäre, doch wenigstens als eine bestimmte vorausgesetzt werden. Ist nun im Gegentheil die Qualität, welcher das Sein zugeschrieben wird, veränderlich, so entsteht der Begriff von anderem und anderem Seienden; eben so vielfach, als die Angabe dessen wechselt, *was* da sei. Wird aber endlich Solches und wieder Anderes Seiendes für Eins und dasselbe ausgegeben, — wie denn dieses durch die Behauptung, dass ein Veränderliches immerfort ein und dasselbe Ding bleibe, wirklich geschieht, — so liegt der Widerspruch, dass Entgegengesetztes einerlei sein solle, klar am Tage.

Statt diesem Widerspruch abzuhelfen, hat man in unsern Zeiten den Begriff der Substanz zur Kategorie gestempelt und uns versichert, ein solcher Begriff läge nun einmal in unserm Verstande.

Der Begriff nämlich von dem beharrlichen Substrat der wechselnden Erscheinungen. Wobei zuvörderst anzumerken, dass das Beharrliche ohne Widerspruch beharren, und die Erscheinungen ohne Widerspruch wechseln möchten, wofern nur zwischen jenem und diesen gar keine Gemeinschaft wäre, und die wechselnden, gleich fliegenden Schatten, die Qualität des Beharrlichen ganz unangetastet liessen. Wenn aber das Wasser (um ein altes platonisches Beispiel zu brauchen) bald flüssig, bald vest, bald dampfförmig erscheint*, so meint niemand, die Flüssigkeit, Vestigkeit, Dampfförmigkeit, ginge das beharrliche Substrat des Wassers nichts an: sondern, die entgegengesetzten Möglichkeiten dieser entgegengesetzten Erscheinungen legt man zusammen genommen dem Einen und sich selbst gleichen Beharrlichen, als inwohnende Eigenschaften, bei; und giebt ihm dadurch denn freilich eine beharrliche, aber zugleich widersprechende Qualität. Klagt nun Jemand, dass für das platonische *ἕτερον* und *ταυτόν* der Sinn unter uns ver-

* *Plat. Timaeus p.* 342 [Steph. p. 49d]. Man wolle den Ausruf beherzigen: *οὕτω δὴ τούτων οὐδέποτε τῶν αὐτῶν ἑκάστων φανταζομένων, ποῖον αὐτῶν, ὡς ὂν ὁτιοῦν τοῦτο καὶ οὐκ ἄλλο, παγίως διισχυριζόμενος, οὐκ αἰσχυνεῖ γε τὶς αὐτόν; οὐκ ἔστιν!*

loren scheine: so hilft man sich mit der Versicherung, es sei ja nur von *Phänomenen* die Rede! Und alsdann macht man das Hauptgeschäft unseres Verstandes daraus, dergleichen ungereimte Phänomene ernstlich, ja gar wissenschaftlich aufzustellen und abzuhandeln.

Wäre wirklich unser Verstand von Natur mit jener widersinnigen Kategorie behaftet: alsdann eben bestünde die wahre Philosophie in einer Kritik des Verstandes; nämlich damit er lernen möchte, sich seiner missgebornen Natur zu schämen, und, falls er nach andern Formen nicht denken könnte, das Denken lieber gar aufzugeben.

Dagegen nun findet sich, dass die Form der unvermeidlichen Auffassung sinnlicher Erscheinungen uns einen widersprechenden Begriff aufbürden will, den glücklicherweise der menschliche Verstand nur braucht gewahr zu werden, um ihn zu verabscheuen und auszustossen: wie denn die Alten die kräftigsten Mittel sich haben gefallen lassen, um nur jene ungereimten Erscheinungen aus dem Gebiet des Wissens zu verbannen; und sie entweder (wie die Eleaten) geradezu für Trug und Täuschung, oder (wie Platon) für Gegenstände schwankender Meinungen erklären zu können. Weil sich nun hiebei die Alten offenbar zu weit von der Erfahrung entfernt haben, so müssen wir andre Wege einschlagen, um nämlich für die Erfahrung andre und bessere Begriffe zu gewinnen, die in dem Kreise der erwähnten Kategorien nicht liegen können. Und dieses ist denn das Hauptgeschäft der allgemeinen Metaphysik.

Was hier von dem Begriffe des veränderlichen Dinges gesagt worden, dasselbe gilt im Wesentlichen von dem Begriffe des Dinges mit mehrern Merkmalen. Nämlich es brauchen nicht entgegengesetzte, noch successive Merkmale zu sein, um jenen Widerspruch in der Qualität des Seienden zu erzeugen; er entsteht schon aus der Summe derjenigen Eigenschaften, die man im gemeinen Leben einem Dinge ganz unbedenklich neben einander einräumt. Das Quecksilber ist weiss und flüssig und schwer; — wird wohl hierin ein Widerspruch liegen? Allerdings! sobald das Eine Ding durch eine vielfältige Qualität bezeichnet wird. Man lege sich die Frage vor: *Was* ist das Quecksilber? Diese Frage verträgt nicht die Antwort: das Quecksilber ist weiss und flüssig und schwer. Die Verkehrtheit lässt sich fühlbar machen durch eine neue Frage: ist denn

Digitized by Google

das Weisse flüssig und schwer? oder ist das Flüssige weiss und schwer? oder ist das Schwere weiss und flüssig? — Will man nun die erste falsche Antwort verbessern, so wird man das Quecksilber als den Stoff bezeichnen, welcher die mehrern Eigenschaften hat und in sich vereinigt. Könnte nur dieses *Haben*, dieses *In-sich-vereinigen*, deutlich machen! Unglücklicherweise ist das Haben eines Mannigfaltigen selbst mannigfaltig, und es will scheinen, als müsste dies vielfältige Haben, um die Qualität des Einen Seienden nur berühren zu können, erst wiederum *gehabt* werden, durch ein neues, — ohne allen Zweifel wiederum vielfältiges Haben! Bei dem In-sich-vereinigen sagt es nun gar der Klang des Wortes, dass man eben ein *Wort* eingeschoben, wo der Sinn mangelte. Denn gerade von der Einigung des Mannigfaltigen war die Frage, indem bei den bekannten sinnlichen Kennzeichen des Quecksilbers dennoch von dem *Was* desselben als von einem unbekannten geredet wurde. Nun beruhigen sich die Meisten dabei, dass sie *nicht wissen*, wie das Eine zu mehrern Eigenschaften komme? Und freilich wissen sie es nicht. Denn setzen wir irgend ein *A* als die Qualität des Seienden, so ist dies Eine und sich selbst Gleiche weit entfernt, eine Mehrheit zu ergeben. Haben wir aber in *A* gleich Anfangs eine Mannigfaltigkeit einzuschliessen uns erlaubt: so dürfen wir nun schon gar nicht wagen, uns die Frage vorzulegen, *was* eigentlich sei? Denn die Antwort enthält sogleich das Geständniss, dass wir Mehrern das Sein beigelegt, und dennoch für diese Mehrern eine Einheit, — wir wissen nicht *Welche?* angenommen haben.

Der Widerspruch ist nun hoffentlich klar genug. Man nimmt an, das Seiende sei Eins; und auf die Frage: *Was für eins?* antwortet man durch eine Mehrheit von Bestimmungen. Mehrerlei nun ist nicht Einerlei. Und es ist völlig vergeblich, eine unbekannte Qualität anzunehmen, von der nur soviel bekannt sei, dass sie die mehrern Bestimmungen zulasse. Denn immer ist es schon Mehrerlei in ihr selber, dass sie gestattet, von jenen mehrern Bestimmungen auf was immer für eine Weise behelligt zu werden.

Das Gesagte beruhet übrigens auf der Voraussetzung: man habe die Qualität eines *Seienden* anzugeben. Daraus eben entspringt die Gefahr, Vieles Seiendes einem einzigen unterzuschieben. Wird der Begriff des *Sein* bei Seite gesetzt, so ist

Digitized by Google

für ganz andre Betrachtungen Raum, die wir aber hier nicht verfolgen können.

Statt dessen möchte es beinahe erlaubt sein, die Warnung gegen das andächtige: *die Dinge an sich kennen wir freilich nicht!* nochmals zu wiederholen; und zu erinnern, *dass widersprechende Begriffe auf das, was zu sein scheint, eben so wenig passen, als auf das was ist.* Hiezu aber kommt noch, dass, wie oben gezeigt, die für vest gehaltene Burg des Idealismus (das Selbstbewusstsein) eben sowohl auf einem Vulkan erbaut ist, als jede Naturlehre, welche die Begriffe von Substanz und Kraft nicht im voraus berichtigt hat; daher denn die gangbare Theorie von Phänomenen und Noumenen schwerlich noch einen vesten Punct besitzen möchte, auf welchen sich verlassend, sie die Umarbeitung der vorliegenden widersprechenden Erfahrungsbegriffe für unnütz erklären dürfte.

Anmerkung.

Eine historische Erinnerung kann behülflich sein, dass man den Gegenstand des vorstehenden Paragraphen leichter ins Auge fasse. Bekanntlich ist es gerade der Begriff der Substanz, um welchen die Spitzfindigkeiten der aristotelisch-scholastischen Philosophie sich vorzugsweise drehen. Nun sind zwar diese Spitzfindigkeiten an sich keine Erkenntniss der Wahrheit; aber sie geben in so fern ein lehrreiches Schauspiel, als sie aufmerksam machen auf einen Punct, der die Denker nothwendig in Verlegenheit setzen musste. Ich will aus *Baumgarten's* Metaphysik ein paar Paragraphen hierher setzen.

§. 40. *Complexus essentialium in possibili est essentia, (esse rei, ratio formalis, natura, quidditas, forma, formale totius, ουσία, τιότης, substantia, conceptus entis primus.)* Hier zeigen schon die vielen Synonymen, wie viel Mühe man sich gegeben hat, den *complexus*, die Einigung des Vielen, aufzufassen.

§. 196. *Id in substantia, cui inhaerere possunt accidentia, sive substantia, quatenus est subjectum; id, cui accidentia inhaerere possunt, substantiale vocatur; nec accidentia existunt extra substantiale.*

Welche monströse Erfindung! So möchte man hier ausrufen. — Wie? Braucht denn die Substanz noch ein *substantiale*, damit Accidenzen in ihr wohnen können? Heisst sie nicht gerade in dieser Beziehung Substanz, in wiefern sie Ac-

Digitized by Google

cidenzen trägt? Muss und kann und darf denn zwischen sie selbst, und ihre Accidenzen, — die ja eben die *ihrigen* sind,— noch ein Mittelglied, das *substantiale*, eingeschoben werden? Was ist denn damit gewonnen? Wollen wir nicht noch einen neuen Kitt erfinden, vermöge dessen das *substantiale* mit der Substanz zusammen hänge? Und abermals einen andern Kitt, um die Accidenzen in das *substantiale* hinein zu leimen? Wird denn dieser Kitt nicht nochmals an die Glieder, die er verknüpfen soll, angeheftet werden müssen? Wird man nicht auf diese Weise die Mittelglieder ins Unendliche vervielfältigen müssen?

Oder was ist das für ein *quatenus*, in dem Ausdrucke: *substantia, quatenus est subiectum?* Soll die Substanz sich selbst entgegengesetzt werden? Will man sie auffassen, einmal in so fern, als sie ein Subject für Prädicate ist, ein andermal in so fern, in wie ferne sie *nicht* Subject für ihre Prädicate ist? Darf sie denn jemals anders gedacht werden, als eben in so fern, in wie ferne sie ihre *essentialia*, ihre *attributa*, in sich vereinigt?

Hier habe ich die Sprache einer Verwunderung angenommen, wie sie demjenigen natürlich ist, der — noch nicht tief ins metaphysische Denken eingedrungen ist.

Denn allerdings mussten die Scholastiker die Substanz sich selbst entgegensetzen. Allerdings soll *sie selbst* gedacht werden als Eins; ihr *substantiale* aber soll empfänglich sein für das vielfache Haben der vielen Accidenzen und Attribute. Allerdings sind hier nothwendig zwei Gedanken, die aber freilich Einer sein sollten, — und nicht können. Die Substanz ist jener homerische Herkules, der *selbst* bei den seligen Göttern wohnt, während sein Schatten in der Unterwelt wandelt.

Mit einem Worte: das *substantiale* ist der Widerspruch im Begriff der Substanz, wodurch sie ein metaphysisches *Problem* wird.

Was wird nun derjenige thun, dem dies Problem, das allgemeinste der ganzen Metaphysik, eine Anregung zum Denken gegeben hat? Eine dreifache Wahl liegt vor ihm. Entweder sich in scholastische Grübelei zu versenken, oder mit dem Verslein: *grau, Freund, ist alle Theorie*, sich tröstend, aus der Schule ins freie Leben sorglos hinüberzutreten, (wobei er nicht vergessen darf, dass sich alsdann die Pforte der Schule hinter ihm schliesst,) oder endlich, die Kraft seines Denkens

anzustrengen, damit er den Grund des Widerspruchs genau erkenne, ihn hinweghebe, und nachsehe, welche Veränderung hiedurch in dem vorliegenden Begriffe entstehe. Hierüber giebt das Folgende weitere Auskunft.

§. 34.

Wenn die drei Begriffe, des Ich, der Veränderung, und des Dinges mit mehrern Merkmalen, undenkbar erfunden werden, so ist gewiss schwer zu sagen, was denn noch Denkbares in dem ganzen Kreise unserer realen Erkenntnisse übrig bleibe? Wenn aber einem von diesen Begriffen durch irgend eine Art von Reflexion eine Hülfe hat geleistet werden können, so ist wohl zu vermuthen, dass eine ähnliche Hülfe für alle bereit sein werde. Haben wir demnach zur Auflösung der Widersprüche im Ich wenigstens einige Schritte thun können, so wäre es schon der Mühe werth, der Analogie nachzugehn, um zu versuchen, ob nicht das Nachdenken über die andern Probleme dieselbe Richtung nehmen dürfte?

Aber diese Analogie würde sich zu einer Methode erheben, sobald man fände, dass im allgemeinen auf der Natur eines widersprechenden Begriffes ein gewisser Gang des Denkens beruhe, welchen zu nehmen man gezwungen sei, falls man den Widerspruch los werden wolle.

Bei diesem zweiten formalen Theile unserer Vergleichung der verschiedenen Probleme, kommt uns nun sogleich die Logik mit einer allgemeinen, und höchst einfachen Bemerkung zu Hülfe; nämlich dass von zweien contradictorischen Gegentheilen gewiss eins wahr sei, wenn das andre falsch ist. Demnach, wenn es falsch ist, dass Entgegengesetztes einerlei sei, so ist wahr, dass Entgegengesetztes *nicht* einerlei ist. Wenn es falsch ist, dass im Ich Object und Subject dasselbe seien, so muss es wahr sein, dass Object und Subject nicht dasselbe sind. Wenn es undenkbar ist, dass ein Ding mit veränderter Qualität eins und dasselbe sei, so muss man zugeben, dass es nicht dasselbe ist. Wenn es keinen Sinn hat, dass der Stoff eines Dinges, und die Realitäten, welche man wegen der mehrern Merkmale dieses Dinges annimmt, ein und dasselbe seien, so muss anerkannt werden, dass die genannten Realitäten von jenem Stoffe zu unterscheiden sind. Mit einem Worte, die Identität, welche den Widerspruch verursacht, muss geleugnet werden.

Digitized by Google

So klar nun dieses ist, so haben wir dennoch in den neuesten Zeiten manchmal von Widersprüchen gelesen, die man *vereinigen* wollte. Die Entgegengesetzten sollten *Eins und dasselbe* werden. Das heisst mit andern Worten: der Widerspruch solle, wenn er etwa noch nicht vorhanden wäre, jetzt eben gestiftet werden! Denn die Entgegengesetzten, die er einschliesst, fechten einander gar nicht an, wenn sie nicht für Eins ausgegeben werden. Weiss und schwarz bestehen vollkommen neben einander, nur dass man das Weisse nicht selbst für schwarz erklären wolle. Jene Vereinigung aber sieht einer Versöhnung ähnlich, wobei man den Character der Feinde nicht gehörig erforscht hat. Der Streit dauert im Verborgenen fort, und verdirbt die Systeme wie die scheinbaren Freundschaften. — Im Grunde beweist ein solches Verfahren, dass man an das Widersprechende in den aufgestellten Problemen nicht ernstlich glaubt. Und dies ist soviel, als dass man das Bedürfniss metaphysischer Untersuchungen nicht in seiner ganzen Stärke empfindet. Es ist eine Schwachheit der neuern Zeiten, speculative Schwierigkeiten durch alle ersinnlichen Künste, bald schöner Worte, und aufgeregter Phantasien und Gefühle, bald harter Machtsprüche, und vorgegebener Anschauungen und Offenbarungen, — zu bedecken, zu verhüllen, aus den Augen zu rücken, aus dem Sinn zu schlagen. Was Wunder, dass die Speculation nicht von der Stelle kommt, da ihr erstes Gesetz *Aufrichtigkeit* ist, nämlich *Aufrichtigkeit gegen sich selbst!*

Waren die oben entwickelten Begriffe nicht widersprechend? Dann brauchte man sie nicht als solche aufzustellen. Eine blosse Künstelei, ein gesuchter Schein des Mühsamen der Nachforschung, ist der Philosophie ganz und gar unwürdig. Sind sie aber in der That, so wie sie gegeben und gefunden werden, mit sich selbst im Streit: so muss man damit anfangen, *das Streitende zu sondern; ja man muss diese nämliche Operation so vielemal wiederholen, als noch eine neue Spur widerstreitender Bestimmungen sich entdeckt.*

Dieses nun gerade ist der allgemeine Charakter derjenigen Methode, welche ich Methode der Beziehungen genannt, und in den Hauptpuncten der Metaphysik gleich im Anfange vorgetragen habe. An dem Faden derselben läuft auch das Räsonnement im §. 28 dieses Buches fort, obgleich daselbst von keiner Methode ist gesprochen worden.

Digitized by Google

Diese Methode hat verschiedene Missverständnisse erlitten; man würde aber dieselbe sehr bald, entweder verstehen *und annehmen*, oder aber verstehen *und verbessern*, wenn man nur erst von der widersprechenden Natur der metaphysischen Principien überzeugt wäre. So lange es daran fehlt, wird die Methode für ein Hirngespinnst gehalten werden. Inzwischen wird mir erlaubt sein zu sagen, dass dieselbe grösstentheils durch Abstraction aus den Reflexionen über die erwähnten Probleme ist gewonnen worden; dass sie demnach von dem Gefühl der Nothwendigkeit, von welcher das Nachdenken über jene Probleme getrieben wird, eingegeben, und nichts weniger als willkürlich ersonnen ist. Ihren Platz aber bekam sie in den Hauptpuncten der Metaphysik deshalb ganz vorne, weil sie als allgemeine Methode jeder ihr unterzuordnenden Untersuchung vorangestellt werden musste. Dabei ist nun unvermeidlich, dass sie dem nicht gehörig vorbereiteten Leser früher entgegentritt, als er das Bedürfniss darnach empfunden, und hiemit die Möglichkeit der Einsicht in dieselbe sich verschafft hat.

Die Methode beruht auf folgenden Momenten. Ein widersprechender Begriff A enthalte die entgegengesetzten Glieder M und N, welche er für identisch ausgiebt; so muss zuvörderst, wie schon auseinandergesetzt, deren Identität geleugnet werden. Soweit sind wir beim Ich, indem wir ihm ein *fremdes Object* leihen, welches gerade soviel heisst, als, *das Object ist ein anderes als das Subject*. Nun ferner entsteht allemal die Schwierigkeit, dass die Glieder M und N, welche in dem widersprechenden, aber *gegebenen* Begriffe als Eins und dasselbe aufgefasst waren (wie Object und Subject in dem gegebenen Begriffe des Ich) ihre *Gültigkeit* verlieren, sobald sie gesondert werden: denn als gesondert sind sie nicht gegeben. Ein Object, welches dem Subjecte nicht gleich ist, kommt im Begriff des Ich nicht vor, und ist eben deshalb ein Begriff ohne Bedeutung, wenn wir ihn nicht wieder an das Gegebene anzuknüpfen wissen. Folglich müssen wir jedes der gesonderten abermals identisch setzen dem andern; z. B. M, welches von N gesondert war, muss dem N wiederum gleich gesetzt werden. Dies verwickelt uns in einen secundären Widerspruch; M nicht $= N$, und M dennoch $= N$. Im §. 28 entsprechen dieser Formel die beiden Reflexionen: zum Ich gehört ein Object, das ihm fremd, — und dennoch nicht fremd, sondern dem

Digitized by Google

Subjecte gleich sei. — Da nun hier *M* mit sich selbst im Widerspruch erscheint, so muss wiederum, wie vorhin, nach der angeführten allgemeinen logischen Regel, die Identität verneint werden. Dem gemäss ist es *nicht dasselbe M*, dessen Identität mit *N* gefordert und doch auch geleugnet wurde; sondern man muss dafür *mehrere M* annehmen. So sind im Ich mehrere Objecte angenommen worden. Will man nun die Methode nach aller Strenge beschreiben, so ist hiebei zu bemerken, dass zwar Anfangs die mehrern *M* so auftreten, als ob eins die Identität mit *N* besässe, das andre nicht; dass aber jenes im alten Widerspruch befangen, dieses vom Gegebenen abweichend und folglich ein ungültiger Begriff sein würde; dass demnach *beiden beides*, Identität und Nicht-Identität mit *N*, zukomme; wodurch jedes in den vorigen Widerspruch verwickelt, und abermals in eine Mehrheit zerschlagen werden muss. Kurz, der secundäre Widerspruch steigt gleichsam auf Potenzen ins Unendliche fort (nur nicht gerade auf Potenzen der Zahl *zwei*, denn die Leugnung der Identität ergiebt nicht bestimmt zwei *M*, sondern überhaupt mehrere). Dieses nun ist in der Betrachtung des Ich übergangen worden, weil man bei einem bestimmt vorliegenden Probleme sich gleich auf der Stelle sehr leicht besinnt, worauf es ferner ankomme. Nämlich sobald mehrere *M* angenommen sind, bietet sich die Betrachtung dar, dass jedes derselben *einzeln genommen* die alte Schwierigkeit der Identität mit *N*, welche nicht denkbar und doch durchs Gegebene gefordert ist, erneuern werde; daher man voraussetzen muss, dass sie *zusammengenommen* eine gewisse Modification erlangen werden, aus welcher dasjenige hervorgehe, was dem andern Gliede des Hauptbegriffs gleich zu setzen sei. Eine solche Modification müssen die mehrern Objecte, welche einem und demselben Vorstellenden vorschweben, sich gegenseitig schaffen. — Die fernere Untersuchung des §. 29, welcher gemäss die Vorstellungen jener Objecte als Kräfte wider einander wirken müssen, geht schon über das Allgemeine hinaus, was bei allen gegebenen Widersprüchen einerlei Gang des Denkens, oder einerlei Methode erfordert. Das Resultat der Methode ist allemal die Vervielfältigung eines von den beiden Gliedern des gegebenen Widerspruchs; welches das zu vervielfältigende Glied sei, muss man aus der Eigenthümlichkeit des Problems beurtheilen. Z. B. beim Ich wird es Nieman-

dem einfallen, eine Mehrheit der Subjecte anzunehmen, um diese dem Objecte gleich zu setzen; weil dies geradezu die Einheit des Bewusstseins aufheben würde.

Zu dem nämlichen Resultate führt ein anderer, kürzerer Weg, der aber gleich Anfangs durch eine Hypothese betreten wird. Da *M* für sich nicht gleich *N* sein kann: so werde *M* durch irgend ein *X* modificirt, und in so fern gleich *N*. Nun enthält der Hauptbegriff nur *M* und *N*. Um sich also vom Gegebenen so wenig als möglich zu entfernen, und keine fremdartigen Merkmale eines beliebig angenommenen *X* zuzulassen: setze man *X* gleich *M*; so hat man mehrere *M*, wie zuvor. Das Object im Ich werde durch irgend ein *X* modificirt, um dem Subjecte gleich sein zu können. Aber was für ein *X* wird man in den Begriff des Ich einlassen dürfen, der nichts anderes kennt, als nur Object und Subject? Die geringste mögliche Abweichung von dem gegebenen Begriff besteht darin, ein Object durch ein anderes modificiren zu lassen. So wird *X* selbst ein Object, ein Vorgestelltes; oder, wenn es nöthig sein sollte, eine unbestimmte Menge von Vorgestellten und folglich von Vorstellungen wird sich gegenseitig dahin bringen, dass, wer sie unter ihrer nun gewonnenen Modification sich denkt, dieser in ihnen das Vorstellende selbst erblickt.

Worin sich diese zweite Form des Räsonnements von der ersten unterscheide, ist leicht zu sehen. Was bei der ersten den Beschluss machte, wird hier zuerst angenommen. Dort fand sich am Ende, dass auf dem Zusammen, auf der gegenseitigen Modification der *M*, die Auflösung beruhen müsse; hier wird die Modification gleich Anfangs gefordert. Dabei aber wird der Fehler begangen, den allgemeinen Begriff irgend eines modificirenden *X* so einzuführen, als ob es erlaubt wäre, das Problem wie ein Räthsel zu behandeln, und frei umherzusinnen, was wohl für ein *X* taugen möchte, um *M* zu modificiren? Dieser Fehler wird hintennach verbessert, indem *X* gleich *M* gesetzt wird. So erscheint die Auflösung als beruhend auf der kleinsten möglichen Veränderung des gegebenen Begriffs. Derselbe war Anfangs: Identität von *M* und *N*. Er ist am Ende: Identität von *N* mit *M* modificirt durch *M*; nämlich mit *einem M*, modificirt durch ein *anderes*, das der Art nach auch ein *M* ist. Dabei kommen keine neuen Merkmale in den Begriff, ausser nur das der Vielheit der *M*, und diejenigen, welche in

Digitized by Google

der Modification der *M* entspringen, oder wegen derselben angenommen werden müssen. So bleibt der Hauptbegriff in seinen nothwendigen Beziehungen eingeschlossen, die sich aus ihm selbst ergeben. Wäre *X* aber nicht = *M*, sondern ein Begriff mit fremden Bestimmungen: so käme das Fremde am Ende in der Auflösung als Abweichung vom Gegebenen zum Vorschein. Die Auflösung ergäbe nämlich: Identität von *N* mit *M*, so fern das letztere modificirt würde durch etwas solches, wovon im Gegebenen nichts zu finden wäre. Dergleichen möchte höchstens als Hypothese zu dulden sein, falls zuvor die Auflösung nach unserer Methode vergebens versucht wäre.

Es möchte aber Jemand fragen, warum nicht *X*=*N* gesetzt werden könne, da doch diese Bestimmung nichts ausser dem gegebenen Begriffe Liegendes herbeiführen würde.* Versucht man dieses, so lautet die Auflösung: *N* ist identisch mit *M* modificirt durch *N*. Da kommen zwei verschiedene *N* vor; eins, welches in der Modification des *M* erst entspringen, welches das modificirte *M* sein soll; ein anderes, welches dieser Modification vorausgesetzt wird, da es sie selbst vollbringen soll. Hier wird offenbar *N* in verschiedenem Sinn genommen; und das modificirende *N* wäre in der That für den gegebenen Begriff, der nur von dem mit *M* identischen *N* Kunde gab, ein Fremdes.

Im Beispiel: das Subject werde gleich gesetzt dem Object modificirt durchs Subject. Diese Auflösung des Problems vom Ich möchte wohl Jemand unterstützen, indem er sie so auslegte: Wir erkennen uns selbst, indem das Denkende in uns die ihm vorschwebenden Objecte modificirt; sie, die bisher als Dinge erschienen, jetzt (durch einen Sprung) als blosse Bilder auffasst, und einsieht, dass die Realität dieser Bilder nur die des Denkenden sein könne. Da wäre also dem Denkenden gerade jene Spontaneität der Reflexion zugeschrieben, welche wir oben verwarfen; jener absolute Aufsprung, wodurch das

* In meiner Abhandlung: *theoriae de attractione elementorum principia metaphysica*, hat sich in die Note zum §. 9, wo die zweite Formel der Methode kurz angegeben ist, ein Fehler eingeschlichen, den ich hier berichtigen muss. Es heisst nämlich dort: *accedente autem τῷ N ad M, pristina redit contradictio.* Allein dies passt nicht; denn die Meinung würde sein, dass *M* durch *N* modificirt werden, nicht dass es ihm gleich sein solle; und das blosse Modificiren würde keinen Widerspruch in sich schliessen.

Digitized by Google

Vorstellende in seiner Thätigkeit sich selbst ergreifen sollte. Aber der Begriff des Ich macht uns mit einem solchen selbstthätigen Subjecte, welches in seine eignen Vorstellungen eingriffe, und sie dadurch in Spiegel seiner selbst aus eigner Macht verwandelte, — keineswegs bekannt. Der Begriff des Ich setzt nicht das Subject als ein Thätiges dem Selbstbewusstsein *voran:* sondern er setzt es in das Selbstbewusstsein *hinein*, und bindet es an die Identität mit dem Objecte. Wenn wir aber gleichwohl in der Auflösung ein Subject überhaupt vorauszusetzen scheinen: so geschieht dieses in dem Sinne, als wir bei jedem Object ein Subject voraussetzen, für jedes Vorgestellte ein Vorstellendes annehmen müssen. Diesen Begriff würden wir überschreiten, wenn wir dem nämlichen Subject, welchem irgend ein Bild vorschwebt, nun noch ausser dem Vorstellen dieses Bildes sprungweise das Modificiren desselben Bildes zuschreiben wollten, wodurch es bei Gelegenheit desselben seiner selbst gewahr werden sollte. Ein solches Gewahrwerden ereignet sich zwar wirklich, es geschieht aber nicht sprungweise, sondern im natürlichen Laufe objectiver Vorstellungen. Besässe hingegen das Subject erstlich *eine* Thätigkeit allerlei Fremdes vorzustellen, und zweitens *eine andre* Thätigkeit, sich selbst absolut über dem Vorstellen zu ertappen: so geriethe es in den allgemeinen Widerspruch des Dinges mit mehrern Merkmalen hinein, welchen wir in der letztern Hälfte des §. 33 entwickelt haben.

Fragt man nun endlich noch, was für eine Gewissheit unserer Methode denn eigen sei, dass vermöge ihrer Bearbeitung die Widersprüche weichen müssten? so ist die Antwort: eine solche Gewissheit ist der Methode ganz und gar nicht eigen, und eben so wenig ihr jemals zugeschrieben worden. Die Gewissheit der Auflösbarkeit müssen die Probleme selbst mit sich führen; und das ist allemal der Fall, wenn ein *gegebener* Begriff, *durch welchen ein Reales gedacht werden soll*, einen Widerspruch verräth. Dass im Begriff des Ich keine Widersprüche stecken bleiben dürfen, fordert das Selbstbewusstsein; und es verbürgt den Erfolg der Untersuchung noch vor dem Beginn. Die Methode aber bezeichnet nun dem Denker die ersten Schritte, welche er, durch das Problem selbst getrieben, wird nehmen müssen; und dadurch erleichtert sie es, gleich Anfangs die rechte Bahn zu finden. Gesetzt jedoch, es käme ein Fall

Digitized by Google

vor, wo die Methode sich aus irgend einem Grunde unbrauchbar zeigte bei einem Widerspruch, dessen Auflösbarkeit nicht bezweifelt werden könnte: was würde daraus folgen? Etwa dass die Methode falsch sei? Keineswegesl Sondern dieses, dass die *ersten* Schritte im Denken, *welche man auf allen Fall versuchen musste*, nicht hinreichten; dass man vielmehr seinen Weg werde weiter fortsetzen müssen. Es könnte sein (um die vorige zweite Formel wieder zu gebrauchen), dass M in der That durch ein X, welches nicht gleich M wäre, modificirt werden müsste, um der Identität mit N zu entsprechen. Allein in diesem Falle wäre der gegebene Begriff kein *Princip* (und überdies im hohen Grade mangelhaft gegeben oder aufgefasst); weil er die fremden Bestimmungen des einzuführenden X nicht angeben, daher auch den Gang des Nachdenkens nicht leiten könnte. Der beste Rath bestünde hier darin, eine solche Untersuchung, welche keinen bestimmten Weg finden könnte, so lange bei Seite zu setzen, bis aus andern erlangten Kenntnissen sich Hülfsbestimmungen darböten. Gewiss ist es der Fall, dass man oftmals Probleme zu früh ergreift, und sich Gegenstände des Nachdenkens wählt, welche die nothwendigen Eigenschaften der Principien nicht besitzen.

§. 35.

Um die Vergleichung der verschiedenen Probleme, und ihrer Behandlung, zwar nicht Schritt für Schritt zu verfolgen (welches nun dem Leser kann überlassen werden), — aber doch zu einer Uebersicht zu bringen, erinnern wir an den berühmten *Satz des zureichenden Grundes;* welcher oft als Axiom aufgestellt, zuweilen auch mit Beweisen versehen worden ist, die aber fehlerhaft waren. *Leibnitz* trieb den Gebrauch dieses Satzes so weit, dass er fragte: warum vielmehr Etwas sei als Nichts?* Wir wollen uns beschränken, vom zureichenden Grunde der *Veränderungen* zu reden; und alsdann wird sich die Nothwendigkeit, einen solchen Grund anzunehmen, und damit der gesuchte Beweis jenes Satzes, in dem Widerspruche finden, der nach §. 33 in dem Begriffe eines veränderlichen Dinges enthalten ist.

Wenn eine Sache, die man als eine solche und keine andre zu kennen glaubte, sich vor unsern Augen verändert: so bleibt

* *Leibnit. op. ed. Dutens. Tom. II, pag.* 35, §. 7.

schon der gemeine Verstand nicht bei dem Ungedanken stehn, dieses Neue und jenes Alte sei Eins und dasselbe; sondern er nimmt an, ein Zusammen der Sache mit irgend einer andern Sache sei entweder eingetreten oder aufgehoben. Das flüssige Wasser, in Eis verwandelt, habe Wärme verloren; dasselbe als Dampf verflüchtigt, habe Wärme in sich genommen. So wird die Schuld des anscheinenden Widerspruchs auf etwas Fremdes geschoben. Dieses Fremde wird gedacht als *eingreifend*, als *sich verbindend* mit dem, was die Veränderung leidet; es wird *also gedacht*, wegen einer Nothwendigkeit, die im *Denken* entsteht; es wird nicht angeschaut, denn die Erfahrung begnügt sich vielmehr, uns in der sinnlichen Erscheinung das widersprechende veränderliche Ding vor die Augen zu stellen. Uns selbst bleibt es überlassen, getrieben vom Bedürfniss des Denkens, unter den begleitenden Umständen der Erscheinung dasjenige aufzusuchen, auf welches wir die Schuld des Widerspruchs abladen, welches wir als das Hinzukommende oder Entweichende ansehen können.

Eine völlig fertige *Kategorie der Ursache* aber ist hier eben so wenig zu finden, als vorhin eine Kategorie der Substanz. Vielmehr wird das Zusammen der Mehrern, in so fern daraus eine neue Erscheinung an einem sonst wohlbekannten Gegenstande soll verstanden werden, uns sogleich zum Räthsel, sobald wir uns fragen, *wie* denn die Wirkung in dem Einen habe erfolgen können, vermöge des Andern? Wobei nur so viel klar ist, dass dazu mehr gehöre, als blosses nebeneinander sein, dass das Zusammenkommen der Ursache und des leidenden Gegenstandes die bloss räumliche oder zeitliche Nähe überschreiten, und etwas dabei vorgehn müsse, welches vorläufig mit den Worten *Eingreifen, Verwandtsein und sich gegenseitig Binden*, bezeichnet werden könne.

Hier nun muss der gemeine Verstand, wie er unter andern in der, so eben gebrauchten, metaphorischen Sprache der Chemiker sich äussert, in Schutz genommen werden gegen die unrichtigen Ansichten der *kantischen* Schule, welche aus der Verlegenheit entstanden, dem Causalbegriffe, der allerdings nicht im Gegebenen unmittelbar gefunden, sondern in dasselbe hineingetragen wird, seinen Ursprung nachzuweisen. *Kant* lehnte in dieser Verlegenheit die Causalität an die Zeit, — mit der sie gerade gar nichts gemein hat! Es ist längst bemerkt, dass zwi-

Digitized by Google

schen Ursache und Wirkung sich kein Vorher und Nachher einschieben darf, als ob die Wirkung noch dürfte auf sich warten lassen, nachdem sie schon vollständig begründet ist. Die Priorität der Ursache liegt bloss im Begriffe; man muss das Zusammen der Mehrern *voraussetzen*; damit die neue Erscheinung nicht die Identität dessen verletze, an dem sie erscheint. — Ueber der Betrachtung der Zeitverhältnisse geht bei *Kant* das wesentliche Merkmal des Eingreifens ganz verloren; und je schlechter nun eben in diesem Puncte der allgemein vorhandene Begriff der Ursache aufgefasst ist, um desto weniger hätte ein so missverstandener, seiner Bedeutung und seinem Ursprunge entfremdeter Gedanke, unter dem Namen einer Kategorie für eine Form des Denkens ausgegeben werden sollen.

Statt einer vesten Form des Denkens zeigen sich in der Annahme einer Ursache zu der Veränderung vielmehr die ersten nothwendigen Schritte der Untersuchung; eben dieselben, welche sich nach der Methode der Beziehungen ergeben müssen, und sich folglich aus ihr erläutern lassen. Das in der Veränderung entstandene Neue wird als eine Modification des Schon-Vorhandenen mit Hülfe eines Dazutretenden angesehn. Zwei Stoffe (die mehrern *M*) zusammengenommen sollen das Neue (*N*) ergeben. Hier ist die Untersuchung über die Möglichkeit der Veränderung gerade so weit gediehen, als die Untersuchung über die Möglichkeit des Ich an der Stelle, wo mehrere Objecte für dasselbe Vorstellende angenommen werden. Aber so wenig man nun hieraus das Ich begreift, so gewiss vielmehr noch eine weitläuftige Untersuchung bevorsteht, zu der man nur den ersten Anlauf genommen hat: eben so sicher ist der Begriff der Ursache auch nur der Anfang und die Eröffnung einer weitaussehenden Nachforschung, welche die Metaphysik vollenden muss, während der gemeine Verstand schon bei den ersten Schritten ermattet.

Eine wichtige Bemerkung über diese ersten Schritte muss noch hinzugefügt werden, wodurch sich unsre Vergleichung der verschiedenen Probleme am Ziele finden wird. Wir haben oben im §. 33 gesehn, dass nicht bloss die successiven Merkmale des Veränderlichen, sondern auch die gleichzeitigen, — überhaupt die mehrern Bestimmungen Eines und desselben Dinges einen Widerspruch erzeugen. Dieser seltener bemerkte Widerspruch zieht gleichwohl eine ganz ähnliche Untersuchung nach sich

als jener; und es findet sich, dass kein einziges, in der gemeinen Erkenntniss vorkommendes Merkmal der Dinge, als wahre Eigenschaft des Wesens angesehen werden könne, sondern dass *jedes Element der Erscheinung als Andeutung einer Modification eines Wesens durch ein anderes betrachtet werden müsse.* Dieses giebt der Untersuchung, auf welche der Causalbegriff führt, eine ausserordentliche Erweiterung; und es wird Ein und dasselbe Geschäft, den Zusammenhang zwischen Ursachen und Wirkungen, und den zwischen Accidenzen und Substanzen zu erklären. —

Der äusserste Punct, bis zu welchem die Vergleichung, die uns beschäftigt, kann getrieben werden, und von wo schon die fernere Divergenz anhebt, zeigt sich bei der Auflösung des Problems vom Ich, an jener Stelle, wo die verschiedenen Objecte, auf deren Zusammen das Selbstbewusstsein beruhen soll, als entgegengesetzte, und deren Vorstellungen als einander aufhebend nachgewiesen werden. Dem entspricht bei der Untersuchung über Substanz und Causalität der *Gegensatz unter den Qualitäten der Wesen*, auf deren Zusammen theils die successiven, theils die simultanen Merkmale der sinnlichen Dinge zurückgeführt werden.* Nämlich gerade so, wie eine blosse Summe von Objecten die Untersuchung über das Ich nicht fördern würde, eben so vermag eine blosse Summe von Wesen nichts zur Erklärung der Veränderungen, noch überhaupt der Eigenschaften sinnlicher Dinge. Die Wesen, wie die Vorstellungen der Objecte, müssen einander auf irgend eine, näher zu bestimmende Weise afficiren.

Aber in der nähern Bestimmung tritt nun auch sogleich der Unterschied hervor, dass bei den Vorstellungen ein wirkliches Weichen der einen vor der andern denkbar und zur Erklärung des Ich nothwendig ist. Hingegen die Wesen würden sich in vollkommne Undinge verwandeln, wenn sie, entweder, in ihrer Qualität eine Abänderung erlitten, und dennoch, nachdem sie schon *andere* geworden wären, *dieselben* blieben wie zuvor, — oder in ihrem Sein sich vermindern liessen, während das Sein gar keine Grade zulässt, die sich vermehren oder vermindern könnten.** Daher kann der Gegensatz der Wesen höchstens

* Hauptpuncte der Metaphysik §. 5.

** Die Elanguescenz der Substanz, womit *Kant* (Krit. d. r. V. pag. 414.)

Digitized by Google

die Folge haben, dass sie demselben *innerlich widerstehen*, und *sich selbst erhalten*; wobei die Art des Widerstandes sich nach der Art der Anfechtung, oder *Störung*, richtet, und deshalb eben so mannigfaltig ist, als diese nur immer sein mag. Dass aber der Gegensatz der Wesen (der keinesweges ein reales Prädicat derselben ist) die bezeichnete Folge oftmals (obschon bei weitem nicht immer) wirklich habe, dieses und nichts anderes macht den Begriff des *Zusammen* der Wesen aus; welches, wo es vorkommt, nicht aus den Wesen, denen es zufällig ist, sondern aus den Erscheinungen geschlossen wird, zu deren Erklärung es muss vorausgesetzt werden.

Und so wären wir nun wiederum bei denselben Puncten angelangt, auf die wir schon im Anfange dieses Capitels durch die aufgestellte Behauptung geführt wurden, dass die Vorstellungen nichts anderes als *Selbsterhaltungen der Seele* seien. Weitere Erörterungen des Allgemein-Metaphysischen, worauf

[Werke Bd. II. S. 319] gegen *Mendelssohn* auftritt, ist nichts als ein Beweis mehr, wie gänzlich der berühmte Kritiker seinen metaphysischen Scharfsinn in die Frage nach dem Ursprunge der Form unserer Erkenntniss versenkt, wie wenig er dagegen die eigenthümliche Bedeutung mancher Hauptbegriffe, und besonders des Begriffs vom Sein, erwogen hatte. (Ein paar andre Beispiele haben wir oben an den Begriffen von Substanz und Ursache gehabt.) Dem Seienden eine reale Mehrheit von Graden beizulegen, welche wirklich ab- und zunehmen könnten; oder ihm eine reale Mehrheit von Attributen beilegen, die sich (wie in *Spinoza's* Gott) unabhängig von einander entwickeln könnten; oder ihm eine Ausdehnung durch wirklich verschiedene Theile des Raums, oder eine reale Dauer in der Zeit, oder endlich gar eine Veränderlichkeit in der Zeit zuschreiben: alles dies sind gleich arge, klare Ungereimtheiten; denn sie setzen immer Ein Seiendes als ein Mehreres, und das Mehrere wiederum durch wer weiss welches Band zu einer unbekannten Einheit verbunden; von welcher Einheit gleichwohl so viel bekannt ist, dass eben sie die wahre Qualität jenes Seienden ausmachen würde (indem von dem Mehrern nur *als von Einem* gesagt wird, dass es sei); womit denn das Geständniss abgelegt wäre, dass die vorgebliche Mehrheit, in ihrem Gegensatze gegen die Einheit, *nicht real*, nicht die *wahre* Qualität des Wesens sei, sondern aufs Höchste (falls sie sich dazu schickt) für eine *zufällige Ansicht* des Wesens gelten könne. — Wie dergleichen zufällige Ansichten *als Hülfsmittel unseres Denkens* gebraucht werden müssen, wenn *Wir* von den Störungen und Selbsterhaltungen der Wesen eine *Theorie* aufstellen wollen (so wie der Astronom seine Logarithmen und Integralformeln *beim Rechnen* braucht, ohne dergleichen für reale Prädicate der Gestirne zu halten), dies ist in meinen Hauptpuncten der Metaphysik a. a. O. angegeben worden.

Digitized by Google

dieser Satz sich stützt, sind hier nicht am rechten Platze, und können demjenigen kaum Bedürfniss sein, welcher mit dem schon Gesagten die oft angeführten Hauptpuncte der Metaphysik, das Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie, im vierten Abschnitte, und allenfalls noch das erste Capitel der oben genannten Abhandlung *de attractione elementorum* gehörig vergleichen will.

Anmerkung.

Ueber die Kunst des metaphysischen Denkens.

Die Behandlung eines jeden metaphysischen Problems hat Anfang, Mittel und Ende; man muss den Knoten so, wie unsere geistige Natur, ihren Verhältnissen gemäss, ihn schürzt, erkennen; man muss alsdann die verschiedenen Operationen, welche zusammen die Auflösung ausmachen, richtig durchführen; und endlich die gefundenen Resultate genau vesthalten und richtig anwenden.

1) Um die Probleme richtig aufzufassen, muss man wissen, dass sie allemal *Begriffe* sind, und weder etwas Höheres noch etwas Niedrigeres. Nicht *Ideen*, in welchen ein ästhetisches Urtheil verborgen liegen würde, wodurch sich der Denker in einen bestochenen Richter verwandelt; (so verdarb sich *Fichte* das Ich, indem er die von ihm hoch verehrte Freiheit darin zu sehen glaubte.) Nicht *Wahrnehmungen*, denn über sie hat das Denken keine Gewalt, sie müssen bleiben wie sie sind. — Von den Begriffen ist nun immer zuerst eine logische Analyse nöthig, und in Folge derselben eine gute Namenerklärung, wie jene des Ich, es sei Identität des Objects und Subjects, oder die alte der Substanz, sie sei das Subject, was nie Prädicat werden könne. Hier ist gegen die falsche Genialität derer zu warnen, die sich über logische Pünctlichkeiten erhaben wähnen. Dann aber muss die Namenerklärung verglichen werden mit denjenigen Wahrnehmungen, durch welche der Begriff gegeben ist. So haben wir oben lange gezweifelt, ob wir die individuelle Persönlichkeit in den Begriff des Ich aufnehmen sollten oder nicht; und endlich gefunden, die Wahrnehmung selbst verbiete uns dies, weil im Selbstbewusstsein das Ich als ein Beharrliches betrachtet wird, die Individualität aber sich vom zufällig Wechselnden nicht rein abscheiden lässt. So muss in Ansehung der Substanz gezweifelt werden, ob sie als Eins gegeben sei? —

Dieses Eine wird sich unter dem Vorrath des Gegebenen nicht unmittelbar finden. Oder ob man die vielen Merkmale bloss als Vieles betrachten, deren Einheit aber aufgeben wolle? Dagegen wird sich die Wahrnehmung abermals sträuben; und es wird dabei bleiben, dass man genöthigt sei, den vielen gegebenen Merkmalen ein unbekanntes Eins zum Grunde zu legen. — Ist man nun so weit gekommen, durch Vergleichung mit der Wahrnehmung den Begriff so zu bestimmen, wie er als durchs Gegebene uns aufgenöthigt, das heisst, als ein *gültiger* Begriff zu denken ist: alsdann folgt abermals eine Analyse, die ihn als einen *widersprechenden* bezeichnen wird; *wenn* er ein metaphysisches Problem ist, denn träfe dieses nicht ein, so könnte er bleiben wie er ist, und die Metaphysik brauchte keine Kunst an ihn zu verschwenden; der blossen logischen Ueberlegung würde es anheim fallen, ihm in dem Systeme der übrigen Begriffe seinen Platz anzuweisen.

2) War es schon schwer, in sich selbst das Geständniss zur Reife zu bringen, dass ein durchs Gegebene unvermeidlich aufgedrungener Begriff widersprechend sei: so wird es nun noch schwerer, in der Klemme zwischen den beiden widersprechenden Gliedern des Begriffs so lange auszudauern, ja, sich von ihnen so lange hin- und hertreiben zu lassen, so vielen anscheinend unnützen Versuchen des Denkens sich hinzugeben, als die regelmässige Auflösung erfordert. Manche glauben nicht zu denken, sondern zu phantasiren, wenn sie ihre Gedanken nicht gleich in gerader Linie fortführen können; und hier begegnet selbst Männern dasselbe, was man sonst an Jünglingen bemerkt: sie können sich zuweilen schlechterdings nicht enthalten, schnell abzuurtheilen; sie fühlen nicht die Nothwendigkeit, sich erst auf Untersuchung einzulassen. Wie man von unerfahrnen jungen Königen erzählt, die den Richterstuhl bestiegen hatten, und nun erst von einer Parthei, dann von der andern sich überreden liessen, unfähig, sich das: *audiatur et altera pars*, einzuprägen; so geht es auch denen, welche in der Betrachtung eines metaphysischen Problems nicht geübt sind. Die Einheit des Ich, die Einheit der Substanz, ist ihrer Meinung nach so vollkommen klar, dass dagegen gar kein Einspruch statt finde; aber die Vielheit im Ich (Object und Subject) ist ihnen eben so klar; desgleichen die Vielheit der Attribute und Accidenzen. Daher lassen sie unbedenklich ein ganzes

Universum aus dem Ich oder aus der Substanz hervorgehn; sind sie eben mit der Vielheit beschäftigt, so achten sie nicht auf die Einheit; diese muss sich nun gefallen lassen, ein intensives Vieles zu sein, so voll und so gross als eben nöthig ist, damit sich eine Welt daraus entwickele; sind sie hingegen mit der Einheit beschäftigt, so kostet es sie nichts, dem Vielen zu gebieten, dass es nur dem Scheine nach für ein Vieles gelten solle, der Wahrheit nach aber Eins sein müsse. *Woher der Schein in der Wahrheit?* Diese Frage drückt sie so wenig, dass sie vielmehr den Wirbel ihrer Gedanken, wie ein wirkliches Hervorgehn aus der Einheit, und Rückkehren in dieselbe beschreiben. — Gerade umgekehrt muss der wahre Metaphysiker nicht bloss die widersprechenden Glieder seines Problems, sondern auch den doppelten Anspruch der Denkbarkeit und der Gültigkeit, streng vesthalten, keinem etwas vergeben, keinem mehr einräumen als ihm zukommt. Er muss die nothwendige Bewegung seines Denkens nicht als einen vorübergehenden Wechsel von Gedanken selber durchlaufen, sondern jeden Schritt in dieser nothwendigen Bewegung als ein Vestes und Unveränderliches sich einprägen; gleichsam wie eine Reihe von historischen Gemälden, deren jedes einen Moment des Handelns fixirt, so dass alle zusammen auch die sämmtlichen Puncte des Uebergangs, woraus die ganze Begebenheit besteht, zur beständigen Anschauung aufbewahren. Dieses Stehen mitten im nothwendigen Wechsel ist allerdings schwer, weil alle Puncte des Wechsels von der Art sind, dass man auf ihnen nicht stehen bleiben kann. Aber gerade dieses: *Nicht stehen bleiben können,* hat der Metaphysiker ein- für allemal darzustellen, so dass er den Process des Denkens, wodurch ihm seine Resultate gewiss wurden, in jedem Augenblick erneuern könne. Wem der Kopf leicht schwindelt, der kann die metaphysischen Steige nicht gehn; wer, um den Schwindel zu vermeiden, mit verschlossenen Augen herübergehn will, der findet die Steige nicht, und nur in seiner Einbildung kommt er hinüber.

3) Ist endlich ein Punct erreicht, wo man stehen bleiben kann, so folgt daraus nicht, dass man hier lange stehen und ausruhen müsse. Die Auflösung eines metaphysischen Problems zeigt unmittelbar noch nichts, als nur eine allgemeine Bedingung der Denkbarkeit des aufgestellten Begriffes; wer mehr verlangt, der muss weiter fort arbeiten. Er muss nicht bloss seine Kräfte,

Digitized by Google

sondern auch seine Ueberlegung sammeln für eine, vielleicht völlig veränderte, Art des Fortschreitens, die ganz neue Vorübungen erfordern kann. — Im allgemeinen ergeben sich aus metaphysischen Auflösungen sehr bald mathematische Probleme; denn alle Erscheinungen sind Quanta; alles, was als Wirkung von Kräften erscheint, hat Gesetze, die an ein Mehr und Weniger in diesen Kräften gebunden sind; daher die metaphysischen Principien unmittelbar gar nichts Bestimmtes in der Erscheinungswelt erklären können, sondern allemal auf die hinzutretenden Grössenbestimmungen muss Rücksicht genommen werden. Dies wird sich nun im Nachfolgenden gar bald zeigen.

Am schwersten übrigens ist die negative Bedingung des metaphysischen Denkens zu erfüllen: das Verhüten fremdartiger Einmischungen. Je schwerer die Probleme, desto mehr muss man sich bemühen sie gesondert zu halten, um sie einzeln und deutlich zu betrachten. Nirgends muss mehr Metaphysik angehäuft werden, als der Gegenstand fordert. Aus den Grundlehren der praktischen Philosophie muss sie ganz wegbleiben. Und obgleich zum vollständigen Aufschluss über das Ich auch die Untersuchung über den Raum, und seine Analoga, nöthig ist: so würde doch, wenn ich den Raum, oder gar die Materie und den Leib, schon hier hätte einmischen wollen, die Finsterniss undurchdringlich geworden sein.

VIERTES CAPITEL.

Vorbereitung der mathematisch-psychologischen Untersuchungen.

§. 36.

Es sind die Betrachtungen des §. 29, deren Faden wir wieder aufnehmen müssen. Dort fand sich der Satz, dass die mannigfaltigen Vorstellungen eines Subjects, welches zur Ichheit gelangen soll, unter einander entgegengesetzt sein müssen; und dieses zwar in dem Sinne, dass ein Vorstellen das andere vermindere, oder gar aufhebe. Was das heissen solle, ist jetzt noch näher zu überlegen.

Man denke sich zuvörderst ein Vorstellendes, noch ohne Selbstbewusstsein; auch, um nichts willkürlich anzunehmen und voreilig vorauszusetzen, noch ohne alle formalen Bestimmun-

gen durch Begriffe, oder durch Raum und Zeit: lediglich hingegeben der Materie der Empfindung, wie den Tönen, oder den Auffassungen des Geschmacks, Geruchs, Gefühls. (Der Gesichtssinn würde kein ganz passendes Beispiel liefern, oder wenigstens wäre ein solches einem Missverständniss ausgesetzt, weil man bei den Farben immer sogleich irgend etwas von Gestalt und Grösse hinzudenkt.) Die Forderung ist nun, dass dies unser Vorstellendes übergehe zum Vorstellen seiner selbst; aber, wie wir gesehen haben, nicht durch einen absoluten Act, sondern einzig und allein bestimmt durch die Beschaffenheit derjenigen Vorstellungen, welche wir bei ihm schon vorausgesetzt haben.

Da also die Vorstellung Ich nicht *hinzukommen*, sondern *werden* soll aus dem was schon da ist, so kann dieses Vorhandene nicht ein solches Vorgestelltes bleiben, dergleichen es jetzt ist, sondern es muss auf allen Fall ein *Anderes* werden.

Allein hier würde es uns nichts helfen, wenn eine objective Bestimmung überginge in eine andere. Man setze, die Vorstellung Roth gehe über in die Vorstellung Blau, oder die eines hohen Tons verwandele sich in die eines tiefen Tons, so ist das Blaue und der tiefe Ton für die Vorstellung Ich (welche entstehen soll) eben so fremdartig, als die Vorstellungen des Rothen und des höheren Tones. Mit einer solchen Abänderung wäre also nichts gewonnen.

Oder wollte man sagen, die objectiven Vorstellungen müssten ganz aus ihrer Art herausgehn, um statt eines Nicht-Ich vielmehr das Ich darzubieten: so wäre dieses, auch abgesehen von der Frage nach der Möglichkeit, dem Probleme gar nicht angemessen. Denn wir haben gesehen, dass die nackte Ichheit ein Widerspruch ist; und jene Forderung hiesse demnach nichts anderes als, die Vorstellungen sollten aus der Art des Vorstellbaren hinübergehen in die Art des Undenkbaren und Ungereimten.

Vielmehr, da die Ichheit (nach §. 28) sich nothwendig bezieht auf eine Mannigfaltigkeit solcher Objecte, die Nicht-Ich sind: so müssen jene objectiven Vorstellungen in ihrer eignen Art bleiben; weil sonst gar der Beziehungspunct für das Ich wieder verloren ginge.

Wenn wir ihnen nun ihre *Qualität* lassen: so kann ihre Veränderung zunächst nur die *Quantität* des Vorstellens betreffen.

Allein auch hier ist ein Missverständniss zu verhüten; nämlich als ob es zuviel wäre an der Menge oder an dem Grade des Vorstellens; da doch nichts Zuviel sein kann in demjenigen, was wir eben als Bedingung der Ichheit angenommen haben. Es muss also in einem gewissen Sinne auch die Quantität des Vorstellens die nämliche bleiben.

In einem anderen Sinne aber soll sie gleichwohl vermindert werden; denn so befangen in fremdem Objectiven, wie wir unser Subject uns bis jetzt denken, darf es offenbar nicht bleiben, wofern es zu sich selbst kommen soll.

Hier kommt es darauf an, einen neuen Begriff zu erzeugen, der allen Rücksichten Genüge leiste.

Wenn wir sagen, das Objective, was es auch sei, tauge nicht einzugehn in das Selbstbewusstsein, indem wir sonst uns selbst als ein Anderes und Fremdes vorstellen würden: so richten wir da unsre Aufmerksamkeit auf die Objecte, auf die Bilder, welche dem Vorstellenden vorschweben; nicht aber auf das Vorstellen, welches wir als eine Thätigkeit dem Subjecte selber beilegen. Jenen ersten Punct also trifft unsre Forderung, dass eine Veränderung in der Quantität des *Vorgestellten* sich ereignen soll; und wenn wir dabei die Quantität des *Vorstellens*, subjectiv genommen, unverändert vesthalten können, so sind die verschiedenen Rücksichten vereinigt, ohne dass wir hiebei auf einen wahren Widerspruch gestossen wären.

Also die Thätigkeit des Subjects im Vorstellen soll unvermindert beharren, aber ihr Effect, das vorgestellte Bild, soll geschwächt oder gar aufgehoben werden; und hierin soll dasjenige bestehen, was mehrere Vorstellungen vermöge ihres Gegensatzes untereinander bewirken.

Aber eine Thätigkeit, welche fortdauert, während ihr Effect, den sie vermöge ihrer Eigenthümlichkeit hervorbringen würde, durch etwas Fremdes zurückgehalten wird, eine solche kann man nur mit dem Namen eines *Strebens* bezeichnen.

Aus Vorstellungen wird demnach ein *Streben vorzustellen*, wenn entgegengesetzte Vorstellungen in einem und demselben Subject, das zum Selbstbewusstsein gelangen soll, vereinigt sind.

§. 37.

Den eben gefundenen Gedanken können wir sogleich mit der Erfahrung vergleichen. Diese lehrt, dass unsre Vorstellungen sich verdunkeln, schwinden, wiederkehren. Ueber den

Zustand, in welchem sie, so fern sie aus dem Bewusstsein verschwunden sind, sich befinden mögen, kann keine Erfahrung belehren, denn Erfahrung haben wir nur, so fern wir wirklich vorstellen; und die eignen Vorstellungen in ihrem Schwinden beobachten zu wollen, wäre gerade so viel, als sein Einschlafen wahrnehmen zu wollen. Wohin die Erfahrung nicht reicht, das lässt sich gleichwohl sehr häufig durch Speculation erreichen: und wir haben so eben gesehn, dass unsre, aus dem Bewusstsein zurückweichenden Vorstellungen sich in ein Streben vorzustellen verwandeln; und dass sie als ein solches Streben unvermindert fortdauern; daher auch ihr Vorgestelltes wiederkehren muss, sobald die Hindernisse, von denen sie gedrängt wurden, überwunden sind.

So wenig nun die Erfahrung diesen Aufschluss unmittelbar geben konnte, so brauchbar ist derselbe zur Erklärung der Phänomene. Auf zwei der allerwichtigsten psychologischen Gegenstände, das Gedächtniss und den Willen, fällt hier ein unerwartetes Licht. Dass beide sich auf das Vorstellen beziehen, ist schon im §. 12 vorläufig bemerkt worden. Dass sie allein aus dem Vorstellen abgeleitet werden müssen, und ganz und gar nicht als besondre Seelenkräfte angesehen werden dürfen, folgt schon aus der allgemein-metaphysischen, in der letztern Hälfte des §. 33 angedeuteten, Untersuchung, aus welcher hervorgeht, dass überhaupt Ein Seiendes keine ursprüngliche Mehrheit von Bestimmungen, — ein Vorstellendes keine ursprüngliche Mehrheit von Gemüthskräften, — enthalten könne. *Wie* aber das Vorstellen in ein Wollen übergehe, kann jetzt nicht mehr zweifelhaft sein, da wir gesehen haben, dass Vorstellungen, vermöge gegenseitiger Hemmung, sich in ein Streben vorzustellen verwandeln. Modificationen dieses Strebens müssen alle diejenigen Phänomene sein, welche unter dem Namen des Willens, im weitesten Sinne des Worts, begriffen werden. Denn alles Wollen trachtet nur dahin, sein Vorgestelltes entweder vollkommen ins Bewusstsein zu bringen, oder vollkommen hinauszuschaffen; (das letztre ist der Fall beim Verabscheuen.) *Mehr* aber als eine *Vorstellung* ihres Gegenstandes kann keine Begierde erreichen; denn keine Dinge, sondern nur Vorstellungen, haben Platz in einem Vorstellenden; auch wird jede Begierde befriedigt, nicht durch die Realität, sondern durch neues Gegeben-Werden der Vorstellung

ihres Gegenstandes, welches aber freilich in der Regel nur durch sinnliche Gegenwart desselben vollständig erreicht werden kann. Hier bestätigt sich nun der oben angeführte Gedanke von *Leibnitz:* die Seele begehre, so fern sie von einer Vorstellung zur andern strebe. (Man vergleiche §. 18.) Genauer aber besteht jedes Wollen in dem Streben gewisser Vorstellungen; und zwar das Begehren in dem Streben *eben derselben* Vorstellungen, durch welche früherhin der begehrte Gegenstand ist aufgefasst worden, (denn diese nämlichen Vorstellungen dauern fort im gehemmten Zustande, und wirken in der Seele unaufhörlich gleich elastischen Stahlfedern,) hingegen das Verabscheuen besteht im Streben anderer Vorstellungen, welche der des Verabscheueten entgegengesetzt sind. Dunkel bleibt hiebei für jetzt noch, wie es zugehe, dass nicht *alle* gehemmten Vorstellungen sich *unaufhörlich* als Begierden, und, in Beziehung auf dieselben, ihre entgegengesetzten sich als Verabscheuungen äussern? Diese Frage aber kann nur dienen uns zu erinnern, dass der Begriff des Strebens vorzustellen, ein viel weiterer ist, als der des Begehrens und Verabscheuens, und dass zu jenem noch viele nähere, bis jetzt unbekannte, Bestimmungen hinzukommen müssen, um diesen zu ergeben. So wissen wir auch noch nichts von den Gesetzen, nach welchen Vorstellungen, erst bis zum Vergessen gehemmt, dann als ein Eigenthum des Gedächtnisses wieder hervorgehoben werden. Die Aufschlüsse hierüber können erst durch Vergleichung der Erfahrung mit den Lehrsätzen der Mechanik des Geistes herbeigeführt werden. Allein schon die Kenntniss des *genus,* noch ohne die genauere Einsicht in das Eigenthümliche der *species,* hilft eine Menge von Irrthümern zu entfernen, denen man in Hinsicht des Gedächtnisses und des Willens sich gemeinhin zu ergeben pflegt.

§. 38.

Während nun die eben erwähnten Gegenstände eine unerwartete Aufhellung empfangen haben: bleibt dagegen das Hauptproblem noch sehr im Dunkeln liegen, und wird auch noch lange nicht aus demselben hervorgehoben werden können. *Was das Streben vorzustellen, für die Ichheit leiste?* das ist bis jetzt nur noch in dem höchst allgemeinen Räsonnement zu erkennen, dass die fremden Vorstellungen bleiben, ihre Objecte aber weichen müssen, wenn das Ich, das sich auf sie

Digitized by Google

bezieht, und dennoch ihnen allen entgegengesetzt ist, hervortreten soll. Doch um wahrzunehmen, dass wir der Auflösung um etwas näher gerückt sind, wolle man zurückblicken in den §. 28. Dort kam der Satz vor: „Erst dann, wenn mehrere „Objecte vorgestellt werden, gehört etwas an ihnen dem Vor„stellenden; nämlich ihre Zusammenfassung in Ein Vorstellen; „und was aus dieser weiter entspringt.“ Jetzt ist uns gestattet, dieses, was aus der Zusammenfassung in Ein Vorstellen entspringt, näher anzugeben, nämlich in so fern es die Grundlage der Ichheit bildet. Die *Objecte* der Vorstellungen sind es nicht, wohl aber die *Regsamkeit* des Vorstellens selbst in seiner Hemmung, wovon sich einsehn lässt, dass es dasjenige ausmachen werde, worin wir Uns Selbst erkennen. Eben das, was zum Gedächtniss und zum Willen gerechnet werden kann, dieses mag auch Uns bezeichnen; es mag helfen, jenes bisher vergeblich gesuchte Object im Begriff des Ich (§. 27) allmälig aufzufinden.

Gleichwohl, wie weit sind wir noch vom Ziele! Wir begreifen noch nicht einmal so viel, wie denn ein Vorstellen, vollends ein Streben vorzustellen, zum *Gegenstande* einer höhern Vorstellung werden könne. Und dieses wäre doch die erste Voraussetzung für jedes Finden seiner selbst. Absolute Acte des Aufspringens zur Reflexion auf sich selbst, haben wir anzunehmen uns vielfältig untersagt; wollen wir aber dergleichen *Wunder* entbehren, und den schwierigen Weg einer ächten Naturerklärung einschlagen: so müssen wir uns schon gefallen lassen, das Gesuchte eine Zeitlang aus den Augen zu setzen, um andere Spuren desjenigen, was seiner Natur nach leichter und früher erkannt werden kann, zu verfolgen, und auf solche Weise uns erst mit den nöthigen Hülfskenntnissen für die unternommene Nachforschung zu versorgen.

Demnach sei nun auf langehin die Frage nach dem Ich verabschiedet; der Begriff aber von dem Streben vorzustellen, dieser Hauptgewinn unserer bisherigen vom Begriff des Ich ausgegangenen Nachforschungen, wird uns einen reichlichen, ja unerschöpflichen Stoff zu fernern Untersuchungen darbieten, welche selbst wiederum (im §. 132) zu der Betrachtung des Selbstbewusstseins zurückführen werden.

§. 39.

Dass unter mehrern, einander entgegengesetzten Vorstellun-

gen, die Hemmung *gegenseitig* sein, folglich die Objecte *sämmtlich* in gewissem Grade verdunkelt, und die Thätigkeiten des Vorstellens in eben dem Grade in Strebungen verwandelt werden müssen: dies leuchtet so unmittelbar ein, dass der Beweis überflüssig sein würde. Zu dem weiss die innere Wahrnehmung nichts von solchen Vorstellungen, die gar keiner Verdunkelung unterworfen wären; vielmehr ist unleugbar, dass alle uns bekannten Empfindungen, Gedanken, Gesinnungen, Motive, mit einem Worte alles was im Bewusstsein angetroffen wird, eben so wohl von anderem verdrängt wird, als es selbst anderes zu verdrängen vermag. Jeder Gegenstand, der das Gemüth beschäftigt, *steht* nicht, sondern *schwebt* im Bewusstsein; er schwebt in beständiger Gefahr, vergessen zu werden über etwas Neuem, — wenn auch nur auf Augenblicke.

Dennoch bedarf der Begriff der gegenseitigen Hemmung mancher Erläuterungen. — Wir erblicken hier die Vorstellungen als wider einander wirkende *Kräfte*. Aber gerade wie in der allgemeinen Metaphysik sich findet, dass das Merkmal der Kraft gar kein reales Prädicat irgend eines Wesens sein kann, sondern dass die Wesen nur zufälliger Weise Kräfte *werden*, und dass sie dies auf unendlich verschiedene Weise werden können, ohne alle reale Mannigfaltigkeit in ihnen selber:* eben so ergiebt auch die gegenwärtige Betrachtung der Vorstellungen, dass ihnen alle Kraftäusserung nur zufällig, und in dem Maasse entsteht, als sie gehemmt werden. Jede einzelne Vorstellung ist zuerst und für sich allein nur durch ihr Object, durch das *was* vorgestellt wird, hiedurch aber vollständig, bestimmt als eine solche und keine andre. So gewiss sie nun dieses Object wirklich vorstellt, eben so gewiss ist sie keinesweges ein *Streben* vorzustellen; denn die Eigenschaft des Strebens geht erst hervor in der Hemmung durch ein hinzukommendes Entgegengesetztes. Es ist auch in ihr gar keine Activität, die auf etwas Fremdes, und gleichsam Aeusseres gerich-

* Ueber diesen so höchst wichtigen Punct werden aufmerksame Leser vielleicht nicht bloss den §. 5 meiner Hauptpuncte der Metaphysik, sondern auch die schon angeführte Abhandlung *de attractione elementorum* vergleichen, worin ich ausführlich die Unmöglichkeit realer *bewegender* Kräfte gezeigt, und die Anziehung der Elemente auf eine bloss formale Nothwendigkeit zurückgeführt habe, welche in der Art der Raumerfüllung durch einfache Wesen ihren Sitz hat.

tet wäre; denn ihrem Begriffe nach besteht eine Vorstellung nur im Erzeugen und Vesthalten ihres vorgestellten Bildes; darin erschöpft sie sich, und ausserdem ist in ihr nichts zu finden. — Erst indem sie in einem und demselben Subject mit einer andern ihr entgegenstehenden Vorstellung zusammentrifft, kommt ihr die Activität, wodurch sie über sich selbst hinausgeht. Sie drängt die andre, weil sie von der andern gedrängt wird; beide aber drängen einander vermöge des unter ihnen entstehenden Gegensatzes. Dieser Gegensatz ist wiederum kein Prädicat weder der einen noch der andern, einzeln genommen; sondern eine formale Bestimmung, welche nur in Beziehung auf beide zusammen genommen, Sinn und Bedeutung hat. Wer den Ton *c* hört, der hört ihn für sich und durch sich selbst, nicht aber als Entgegengesetztes von *d*. Desgleichen, wer den Ton *d* hört, der hört den einfachen Klang *d* ohne Gegensatz gegen *c*. Aber wer die Töne *c* und *d* beide hört, oder beider Vorstellungen zugleich im Bewusstsein hat, der vernimmt nicht bloss die Summe *c* und *d*, sondern auch überdem den Contrast beider, und sein Vorstellen ist der Wirkung des Gegensatzes beider unterworfen. Eben so, wer sich in das Anschaun des ungetrübten Himmels versenkt, der sieht reines Blau ohne Gegensatz, und diese Vorstellung ist für sich vollständig; aber dasselbe reine Blau ist fähig in unendlich viele Contraste einzugehn, gegen andre und andre Farben. Wollte man diese Contraste, und die dazu gehörigen hemmenden Kräfte der Vorstellungen, für inwohnende Bestimmungen derselben Vorstellungen halten, so wäre keine Vorstellung etwas für sich; es stünde auch niemals eine in einem bestimmten Contraste gegen eine einzelne andre; sondern sie enthielte zugleich *alle* die zahllosen möglichen Contraste als Eigenthümlichkeiten in sich; und am Ende wären gar in jede Vorstellung alle übrigen Vorstellungen, als Bedingungen dieser sämmtlichen Contraste, mit eingeschlossen, und die Mannigfaltigkeit und Abwechselung der Vorstellungen würde unmöglich.

Diesen Hauptgedanken, dass nur im Zusammentreffen die entgegenstehenden Vorstellungen Kräfte werden, wollen wir nun näher bestimmen. Schon die Beispiele der Farben, der Töne u. s. w. erinnern uns, dass der Gegensatz zweier Vorstellungen gradweise verschieden sein könne. Dem Blau steht das Roth, aber weniger das Violet, in seinen verschiedenen

Nüancen, entgegen; dem Tone *c* mehr der Ton *d*, als *cis*; mehr *g*, als *e*. Die Hemmungen, als unmittelbare Erfolge der Gegensätze, müssen sich wie diese, gradweise abstufen. Dass also Vorstellungen Kräfte werden, dies hat sein *Maass*; und zwar ein *veränderliches* Maass, weil die Grösse des Gegensatzes Veränderungen zulässt.

Neben dieser Grössenbestimmung werden wir sogleich noch eine andre als möglich erkennen. — Der Erfolg der Hemmung ist Verdunkelung des Objects, und Verwandlung des Vorstellens in ein Streben vorzustellen. Kann ein gewisser Grad des Gegensatzes totale Verdunkelung eines Objects bewirken: so wird ein geringerer Gegensatz nur partielle Verdunkelung zur Folge haben; gradweise verschieden nach den Graden der minderen Gegensätze. Diese partielle Verdunkelung lässt also noch einen Grad des Vorstellens übrig. Auch das Vorstellen der Objecte also hat Grade, wie die Erfahrung bestätigt.

Offenbar aber ist nicht nöthig anzunehmen, dass ein gewisses Vorstellen, um, verglichen mit einem andern, ein schwächeres zu sein, erst eine partielle Verdunkelung erlitten haben müsse: auch ohne alle Hemmung kann es ursprünglich ein schwächeres oder stärkeres sein.* Dieses ist wiederum in der Erfahrung völlig bekannt; wir schreiben allen unsern Auffassungen ursprünglich einen Grad zu.

Verbinden wir nun diese Gradbestimmung mit jener, also den Unterschied der Vorstellungen ihrer *Stärke* noch mit der Grösse ihres Gegensatzes unter einander: so muss sich daraus ergeben, wie gross in jedem Falle die Verdunkelung, die Hemmung, das Streben, und auch das noch übrige wirkliche Vorstellen sein werde. Hier findet die Rechnung einen ihr angemessenen Stoff; und es kommt darauf an, uns von der Form solcher Rechnung einen allgemeinen Begriff zu bilden; womit die Uebersicht über die nachfolgenden Untersuchungen zusammenhängt.

---

* Es ist jedoch nur die *logische* Möglichkeit verschiedener Grade der Stärke und des Gegensatzes, welche hier nachgewiesen worden. Bei einem Gegenstande, worüber die Erfahrung so deutlich spricht, mag dies zum Beginnen der Untersuchung hinreichen. Die *reale* Möglichkeit folgt aus allgemein-metaphysischen Betrachtungen über die zufälligen Ansichten der Wesen, und über das Zusammen derselben, als Bedingungen der Störungen und Selbsterhaltungen.

§. 40.

Die Verdunkelung der Vorstellungen, vollends wenn sie successiv durch verschiedene Grade fortläuft, hat so viel Aehnlichkeit mit einer *Bewegung*, dass es gar nicht befremdend sein kann, wenn die Theorie von den Gesetzen der Verdunkelung, und der ihr entgegenstehenden Erhellung, oder dem Wieder-Hervortreten der Vorstellungen ins Bewusstsein, sich der Theorie von den Bewegungsgesetzen der Körper im Ganzen ähnlich gestaltet. Wenigstens die Sprache muss von da her ihre Ausdrücke entlehnen, falls nicht eine neue, und deshalb unverständliche Sprache unnützer Weise soll erfunden werden. Nur einige Benennungen, welche als Metaphern neu sind, wird man sich müssen gefallen lassen, damit die neuen Begriffe eine Bezeichnung erhalten können.

Zu allererst werden wir den Unterschied der *Statik* und *Mechanik*, welcher die Lehre von den räumlichen Kräften beherrscht, auch hier wieder finden. Denn das *Gleichgewicht*, im Gegensatze der noch fortgehenden Bewegung vermöge des *Uebergewichts* einiger Kräfte über die andern, — ist dasjenige, was auch in Hinsicht der wider einander wirkenden Vorstellungen sich zuerst darbietet, und sich am leichtesten bestimmen lässt. Die obige Frage, wie gross, bei gegebener Stärke und gegebenem Gegensatze mehrerer Vorstellungen, die Verdunkelung einer jeden sein werde, ist offenbar eine statische Frage; denn es wird eine solche Hemmung einer jeden gesucht, bei welcher dem Gegensatze Genüge geschieht, und die Kräfte nicht weiter gegen einander etwas ausrichten können. Allein falls ein solcher gehemmter Zustand einer jeden Vorstellung nicht etwan plötzlich, sondern, wie schon zu vermuthen, allmälig eintritt, so entsteht nun noch eine ganz andre Untersuchung, nämlich mit welcher, sei es gleichbleibenden, sei es veränderlichen *Geschwindigkeit*, die Verdunkelung fortdauernd geschehen, und in welcher *Zeit* sie geendigt sein werde. Diese letztre Frage erkennt man ohne Zweifel sogleich für eine mechanische Frage.

Die angeführten Beispiele können hinreichen, um die Aehnlichkeit einer Mechanik des Geistes mit der Mechanik der Körperwelt im allgemeinen wahrzunehmen. Allein über der Aehnlichkeit darf die Verschiedenheit nicht übersehen werden. Wir haben hier keine räumliche Zusammensetzung und Zerlegung

Digitized by Google

der Kräfte; wir haben keine Winkel, also keine Sinus und Cosinus, und keine drehende Bewegung; wir haben keinen unendlichen Raum, sondern alle Bewegung der Vorstellungen ist zwischen zwei vesten Puncten eingeschlossen, ihrem völlig gehemmten, und ihrem völlig ungehemmten Zustande; wir haben endlich gar kein beharrliches Fortgehen des Bewegten, folglich auch keine ähnliche Beschleunigung, wie in der Mechanik der Körper, denn jede augenblickliche Bewegung einer Vorstellung ist das unmittelbare Resultat der treibenden Kräfte. Wir haben dagegen hier eine Menge ganz andrer Grundbegriffe, welche die Mechanik der Körper nicht kennt, und auch dann nicht kennen würde, wenn sie, um sich der Analogie der Geistes-Mechanik anzubequemen, die gegenseitigen Drückungen einer Menge von elastischen Körpern untersuchen wollte, (denn dergleichen liesse sich mit den Vorstellungen noch am ersten vergleichen.) Statt der Schwere, welche die Körper nach unten drängt, haben wir hier das natürliche und beständige Aufstreben aller Vorstellungen, um in ihren ungehemmten Zustand zurückzukehren; dieses jedoch ist vielmehr eine Aehnlichkeit als eine Verschiedenheit, indem es einen inwohnenden Trieb nach einer bestimmten Richtung anzeigt, welcher in jedem Augenblick so viel wirkt, als ihm die Umstände gestatten.

Doch wir wollen diese vorläufigen und oberflächlichen Vergleichungen nicht weiter fortsetzen, sondern zur Sache kommen. Im Begriff, die ersten Linien der Statik und Mechanik des Geistes vorzulegen, kann ich nicht unterlassen, die Nachsicht der Leser anzurufen, welcher das Unternehmen eines blossen Liebhabers der Mathematik, bei einer so neuen Untersuchung, ohne Zweifel bedürfen wird.

ZWEITER ABSCHNITT.

GRUNDLINIEN DER STATIK DES GEISTES.

ERSTES CAPITEL.

Summe und Verhältniss der Hemmung bei vollem Gegensatz.

§. 41.

Der Gegensatz zweier Vorstellungen ist *voll*, oder so gross als möglich, wenn eine von beiden ganz gehemmt werden muss, damit die andre ungehemmt bleibe. Dieser Fall tritt zwar niemals ein; denn eine Vorstellung wird nur gehemmt, indem sie widersteht; und ihr Widerstand muss allemal auch in der entgegengesetzten eine gewisse Hemmung hervorbringen. Aber man kann sich die Fiction erlauben, dass die ganze Stärke des Gegensatzes, folglich die ganze Nöthigung zum Sinken nur auf eine der beiden falle: alsdann ist das höchste, was geschehn kann, völliges Sinken dieser einen, oder völliges Erlöschen ihres Vorgestellten, bei Verwandlung ihrer ganzen Thätigkeit in ein blosses Streben wider die entgegengesetzte. Mehr als Sinken kann sie nicht, und es würde keinen Sinn haben, wenn man sich das Quantum des wirklichen Vorstellens noch über Null hinaus abnehmend, folglich negativ, denken wollte.

Wohl aber lässt sich ein *minderer* Gegensatz denken. Diesem zufolge würde eine Vorstellung ganz ungehemmt bleiben können, wenn von der andern nur ein bestimmter Bruch, das heisst eigentlich, wenn die andere nur in einem bestimmten Grade gehemmt würde.

Der Unterschied des vollen und des minderen Gegensatzes ist von der Stärke der Vorstellungen unabhängig. Es sei die eine $=a$, die andere $=b$, wo a und b Zahlen bedeuten, vermittelst deren die Stärke beider verglichen wird; der Gegensatz

Digitized by Google

aber $= m$, wo m einen Bruch bedeutet, oder höchstens die Einheit: so muss bei vollem Gegensatze (für welchen $m = 1$), eben sowohl a ganz sinken, wenn b soll ungehemmt bleiben, als b ganz sinken muss, damit a ungehemmt bleibe. Denn das Hemmende muss ganz und gar weichen, wofern für das Entgegenstehende alle Hemmung verschwinden, und volle Freiheit wiederkehren soll; und dies ist ganz auf gleiche Weise nothwendig, es mag nun jenes oder dieses das Stärkere oder Schwächere sein. Bei minderem Gegensatze muss mb sinken, falls a, oder es muss ma sinken, falls b ungehemmt bleiben soll. Denn je mehr von dem Hemmenden vorhanden ist, in demselben Verhältnisse mehr muss weichen, wofern das Gegenüberstehende unangetastet bleiben soll. Bestünde b aus unendlich vielen kleinen Theilen: so würde jedem derselben das Merkmal, einen Gegensatz gegen a zu bilden, zuzuschreiben sein, und zwar in dem Grade m; mit der Menge der Theile in b aber würde sich diese Entgegengesetztheit vervielfältigen, und deshalb in dem Producte mb ihren Ausdruck finden.

Die Voraussetzung des vollen Gegensatzes wird die nächstfolgenden Untersuchungen erleichtern; deshalb machen wir mit ihr den Anfang.

§. 42.

Die *Summe* der Hemmung ist das Quantum des Vorstellens, welches von den einander entgegenwirkenden Vorstellungen zusammengenommen, muss gehemmt werden.

Diese Hemmungssumme muss nothwendig zuerst bestimmt sein, wenn die Hemmung jeder einzelnen Vorstellung soll gefunden werden. Denn, wie schon im §. 39 bemerkt, das Widereinanderstreben ist den sämmtlichen Vorstellungen zufällig, und sie äussern sich demnach nur in so fern als Kräfte, als das Quantum des Gegensatzes, welcher sich zwischen ihnen bildet, es mit sich bringt. Je *stärker* nun der Grad des Gegensatzes (das obige m) und je *Mehr* des Entgegenstehenden (wegen der Stärke der einzelnen Vorstellungen): um desto grösser ist das Quantum dessen, was weichen muss aus dem Bewusstsein. Dieses Quantum bildet alsdann gleichsam die Last, welche sich vertheilt unter den verschiedenen Vorstellungen, die daran zu tragen haben; und das sind die sämmtlichen wider einander strebenden. Aber nicht eher können wir füglich von

der Vertheilung sprechen, als bis wir die Last kennen, die vertheilt werden soll.

Für vollen Gegensatz nun, und für zwei Vorstellungen *a* und *b*, liegt gleich so viel klar vor Augen, dass *entweder a, oder b* die Hemmungssumme sein müsse. Denn es wird zwar von beiden gewiss Etwas gehemmt werden, und dass irgend eins von beiden gänzlich weiche, ist eine blosse Fiction, der die Wirklichkeit durchaus nicht entsprechen kann, weil nothwendig jedes von der ihm entgegenstrebenden Kraft etwas leiden muss: allein in welchem Verhältnisse auch die Last sich vertheile, sie bleibt doch an sich immer dieselbe; wir haben aber schon im vorigen §. bemerkt, dass diese Last, oder das zu Hemmende *a* sein würde, wenn *b* ungehemmt bleiben sollte; hingegen *b*, wenn *a* von der Hemmung frei gedacht würde. Gesetzt also, die Hemmungssumme wäre *der Grösse nach* gleich *a*: so würde zwar darum nicht die ganze *Vorstellung a* gehemmt, aber der Grund hievon läge nur darin, dass ein Theil dieser Hemmungssumme auf *b* fiele, und gerade so viel, als auf *b* käme, dürfte nun von *a* ungehemmt bleiben. Gesetzt im Gegentheil, die Hemmungssumme wäre der Grösse nach $= b$, so würde nur so viel von *b* ungehemmt bleiben können, als dagegen von *a* aus dem Bewusstsein verdrängt würde.

Wir schwanken demnach nur zwischen zweien denkbaren Bestimmungen der Hemmungssumme; allein die Entscheidung, welche unter diesen beiden die richtige sei, kann einen Augenblick schwierig scheinen.

Der entscheidende Grund zwar bietet sich leicht genug dar. Nämlich man muss sich die Hemmungssumme *so klein als möglich* denken; weil der natürliche Zustand der Vorstellungen der ungehemmte ist, und sie sich diesem, zu welchem sie sämmtlich zurückstreben, gewiss so sehr nähern als sie können. Daraus folgt, dass wenn *a* die stärkere, *b* die schwächere Vorstellung ist, die Hemmungssumme der Grösse nach nicht $= a$, sondern $= b$ sein werde.

Auch wenn man auf die Vertheilung der Hemmungssumme einen Vorblick wirft, so leuchtet gleich so viel ein, dass zwar die stärkere Vorstellung das Uebergewicht haben müsse, doch aber unmöglich mehr, als die schwächere ganz, gehemmt werden könne; und dass dieses Aeusserste völlig das nämliche bleibe, wenn schon die stärkere wie sehr immer wachsen

möchte. Z. B. es sei $a = 10$, $b = 1$: so wird zwar gewiss b beinahe ganz gehemmt werden; aber mehr als das ganze b kann auch dann nicht zu unterdrücken sein, wenn schon a anstatt $= 10$, vielmehr $= 100$ wäre. Es ist einmal nicht mehr vorhanden als nur b, was dem a entgegengesetzt wäre! Folglich *durch Vergrösserung der stärksten unter den Vorstellungen wächst die Hemmungssumme nicht.* Hingegen es sei $a = 10$, $b = 2$: so ist nun des Entgegengesetzten gewiss mehr geworden. Denn indem b von 1 bis 2 gewachsen ist, muss a einer stärkern Kraft widerstehen, als vorhin, es wird dadurch mehr ins Streben versetzt; und dasselbe ist der Fall bei b, wenn schon dieses nun verhältnissmässig nicht so viel leidet, wie vorhin.

Da nun die Hemmungssumme nicht grösser sein kann als b; aber auch nicht kleiner (denn bei vollem Gegensatz ist b ganz und gar dem a zuwider): so ist sie gewiss $= b$. Dasselbe erhellet auch aus folgender Betrachtung: man setze a ungehemmt, so ist b ganz gehemmt; nun verbessere man die Vertheilung, so dass auf a auch ein Theil der Last falle, und b dagegen steige: so kann unmöglich durch die veränderte Vertheilung das Quantum des wider einander Wirkenden wachsen oder abnehmen, denn das Wirksame, und seine eigenthümliche Beschaffenheit, vermöge deren es einen bestimmten Gegensatz mit einander macht, bleibt genau das nämliche wie zuvor; also muss die Summe der Hemmung $= b$ sein und bleiben.

Allein gerade diese letzte Betrachtungsart möchte man benutzen, um daraus einen Einwurf zu bilden. Setzet umgekehrt, (möchte man sagen,) es sei b ungehemmt, folglich a ganz gehemmt; bei verbesserter Vertheilung kann nun das Quantum der Hemmung nicht abnehmen, eben darum weil dies Quantum von der Vertheilung unabhängig ist; folglich ist die Hemmungssumme $= a$ und nicht b. Oder, wenn auf gleichem Wege bewiesen wird, sie sei a, und auch, sie sei b: so verräth sich dadurch die Schwäche der Beweisart, die sich selbst widerstreitet.

Wenn man jedoch das vorhin Entwickelte zurückruft, so sieht man offenbar, dass in der Voraussetzung, a sei ganz gehemmt, das Quantum der Hemmung grösser angenommen ist, als es nach der Beschaffenheit von a und b zu sein braucht. Diese beiden können unleugbar eine Stellung gegen einander annehmen, worin weniger von ihnen gehemmt wird; und eben darum werden sie es unfehlbar thun, sobald die Vertheilung

sich ändert; wiewohl dieses nicht von der neuen Vertheilung herrührt. Vielmehr dasselbe Aufstreben beider Vorstellungen, welches eine bessere Proportion in die Vertheilung bringen wird, eben dieses widersetzt sich auch dem Uebermaasse der Hemmung, und führt sie auf das Nothwendige zurück. — Es scheint demnach unsre Bestimmung der Hemmungssumme hinreichend gesichert zu sein.

Die gleiche Bestimmung aber wird sich, unter Voraussetzung des vollkommenen Gegensatzes, sehr leicht von zwei Vorstellungen auf mehrere in beliebiger Anzahl ausdehnen lassen. Es seien ausser a, der stärksten, noch vorhanden $b, c, d, \ldots n$: so ist die Hemmungssumme $= b + c + d + \ldots + n$. Denn b und die übrigen stehn dem a ganz und gar entgegen; kleiner also als ihre Summe kann das Quantum der Hemmung nicht sein; aber auch nicht grösser, denn wenn jene alle völlig unterdrückt wären, bliebe die stärkste ganz ungehemmt. — Will man dagegen versuchen, sich b ungehemmt zu denken, so ist die Summe des Gehemmten $= a + c + d + \ldots + n$; also grösser wie vorhin, und so bei jeder andern ähnlichen Voraussetzung. Folglich ist die obige Angabe allein zulässig.

Bevor wir indessen die Betrachtung der Hemmungssumme verlassen, muss noch einem möglichen Missverständnisse begegnet werden, welches aus der Vergleichung jener Summe mit einer zu vertheilenden Last entstehen könnte. Es wird nämlich dem Geiste unsrer vestgestellten Sätze ganz gemäss gefunden werden, dass die Vorstellungen sämmtlich in eben dem Grade, wie sie leiden, auch in wirksame Kräfte verwandelt, dass sie durch den Druck angespannt werden, und dass das Gleichgewicht eintrete, sobald Spannung und Druck einander gegenseitig aufheben. Hieraus nun scheint zu folgen, dass die Summe des wirklich Gehemmten weit weniger betragen müsse, als die ursprüngliche Nöthigung zum Sinken erfordert. Denn diese Nöthigung, und die Spannung der Vorstellungen, werden wider einander wirken; und die erstere kann also den Punct nicht erreichen, wohin sie strebt. — Dieses ist scheinbar, aber gleichwohl unrichtig. Es wird nämlich dabei vorausgesetzt, die Vorstellungen könnten der Hemmungssumme widerstreben. Aber die Vorstellungen widerstreben vielmehr *eine der andern*. Die Hemmungssumme ist nichts von ihnen Verschiedenes; sie ist keine, ihnen gleichsam von aussen her

aufgelegte Last, an der sie gemeinschaftlich zu tragen hätten; sondern sie ist nur der Ausdruck von dem Quantum des Widerstreits, der sich unter ihnen erhebt, und unter ihnen bleibt, so fern sie im Bewusstsein zusammentreffen. Was daher eine Vorstellung durch ihre Spannung gewinnt, das kann nicht Verminderung des ursprünglichen, in der Beschaffenheit der Vorstellungen gegründeten Widerstreits sein (sonst müssten sie ihre Natur ändern), sondern jede Vorstellung gewinnt, so viel sie vermag, über die andern Vorstellungen, die sie um gerade so viel hemmt, als um wie viel sie die Verdunkelung ihres eignen Objects im Bewusstsein abhält. Und weit entfernt, dass die Hemmungssumme in der Spannung eine Gegenkraft finden sollte, ist sie vielmehr gerade der Ausdruck dieser Spannung selbst, die mit dem Widerstreite identisch ist, so fern derselbe als Summe des activen Streitens der einzelnen Vorstellungen betrachtet wird. Tiefer unten wird sich Gelegenheit finden, dieses sowohl, als die entgegenstehende unrichtige Ansicht in mathematischen Formeln auszusprechen; da sich denn zeigen wird, dass ganz verschiedene Gesetze des allmäligen Sinkens der Hemmungssumme daraus hervorgehn.

Endlich wolle man nicht fragen, ob wir uns denn solcher Spannung unsrer Vorstellungen auch bewusst seien? Nach unsrer ganzen vorstehenden Entwickelung sind die Vorstellungen in so fern *kein* wirkliches Vorstellen, als sie sich in ein blosses *Streben* vorzustellen verwandelt haben, — das heisst mit andern Worten, als sie in Spannung versetzt sind. Unmöglich also kann man diese Spannung im Bewusstsein unmittelbar antreffen; oder es müsste ein Bewusstsein dessen geben, was kein Vorstellen, sondern gerade die Abwesenheit desselben ist. — Unsre Bestrebungen, Begierden u. s. w., deren wir uns wirklich bewusst sind, dürfen demnach nicht zu voreilig aus jener Spannung erklärt werden, obgleich sie damit wesentlich zusammenhängen.

§. 43.

Das *Verhältniss* der Hemmung ist dasjenige Verhältniss, in welchem sich die Hemmungssumme auf die verschiedenen, wider einander wirkenden Vorstellungen vertheilt.

Jede Vorstellung behauptet sich, so gut sie kann, unter allen übrigen; sie darf aber nicht als eine ursprünglich angreifende, sondern nur als eine widerstehende Kraft betrachtet werden.

Digitized by

Es ist hier gleich Anfangs ein möglicher Irrthum abzuhalten, der zu falschen Berechnungen verleiten würde. Man könnte nämlich glauben: jede Kraft wirke im Verhältniss ihrer Stärke auf die übrigen. Wäre also z. B. die Vorstellung $a = 2$, die Vorstellung $b = 1$, und was von b gehemmt würde $= x$: so müsse für $a = 4$, das von b Gehemmte $= 2x$ werden, indem die hemmende Kraft verdoppelt sei. Dies ist darum unrichtig, weil $a = 4$ verhältnissmässig weniger von $b = 1$ angegriffen wird, als $a = 2$ von dem nämlichen b. Aber a kann nur wirken in so fern es durch das Entgegengesetzte dazu getrieben wird. Hätte, zugleich mit a, sich auch b verdoppelt: dann erst wäre mit der Kraft auch die Reizung, folglich der Effect verdoppelt worden.

Gewiss aber *widersteht* jede Vorstellung dem, *zwischen den mehrern entstandenen*, Gegensatz um so besser, je stärker sie ist. *Sie leidet also im umgekehrten Verhältniss ihrer Stärke.*

Und jetzt können wir leicht den Gegenstand völlig ins Klare setzen. Drei Betrachtungen müssen gesondert, und wieder verbunden werden.

Erstlich: jede Vorstellung *wirkt* im Verhältniss ihrer Stärke $= i$.

Zweitens: sie *wirkt* in dem Verhältniss, in welchem sie leidet, $= \frac{1}{i}$.

Drittens: sie *leidet* im umgekehrten Verhältniss ihrer Stärke, das heisst, im Verhältniss $\frac{1}{i}$.

Das Verhältniss des Wirkens ist zusammengesetzt aus i und $\frac{1}{i}$, es ist also allemal $= 1$; und folglich kann man es aus der Rechnung weglassen. Das Verhältniss des Leidens $= \frac{1}{i}$ bleibt allein übrig, und bestimmt die Vertheilung der Hemmungssumme.

So ist es bei vollem Gegensatze, wovon wir jetzt reden. Bei minderem Gegensatze bringt dieser noch einen Zusatz in das Verhältniss des Wirkens, wovon tiefer unten.

Bei vollem Gegensatze wirken auf jede einzelne Vorstellung alle andern gleich viel, sie mögen immer ungleich sein an Stärke.

Um diesen Satz ganz einleuchtend zu machen, wollen wir von der leichtesten Voraussetzung anfangen. Es seien also zuvörderst nur zwei Vorstellungen mit einander im Conflict, die stärkere $= a$, die schwächere $= b$. Die Hemmungssumme,

Digitized by Google

welche die Stärke des Conflicts angiebt, ist nun dasjenige, wovon beide Vorstellungen leiden. Und zwar leidet a im Verhältniss $\frac{1}{a}$, b im Verhältniss $\frac{1}{b}$. Beide wirken auf dieses Leiden zurück (nur nicht etwan erst hintennach, sondern indem und in so fern sie die Wirkung erleiden,) im zusammengesetzten Verhältnisse ihres Leidens und ihrer eignen Stärke, welches $= a \cdot \frac{1}{a}$ und $b \cdot \frac{1}{b}$ ist, oder $= 1$. Diese Rückwirkung von a trifft b, und die Rückwirkung von b trifft a; allein beide Rückwirkungen sind gleich, und heben sich auf; daher das erste Verhältniss, des Leidens von der Hemmungssumme, allein entscheidet.

Es seien jetzt drei Vorstellungen im Conflict; a, b, c, und $a > b$, auch $a > c$. Von der Hemmungssumme leidet a im Verhältnisse $\frac{1}{a}$, b im Verhältnisse $\frac{1}{b}$, c im Verhältnisse $\frac{1}{c}$. Alle Rückwirkungen sind $= 1$. Jede derselben mag sich gleich vertheilen auf die entgegenstehenden, (denn eine besondre Richtung, wider eine vielmehr als wider die andre, kann sie nicht haben,) so wird jeder Theil aufgehoben durch einen ihm gleichen entgegengesetzten.

Um noch sorgfältiger zu gehn, wollen wir die Betrachtung darin ändern, dass wir die Hemmungssumme bei Seite setzen, die Vorstellungen aber paarweise ins Auge fassen, um nicht bloss jede gegen alle übrigen zusammen, sondern jede gegen jede einzelne im Conflict zu beobachten.

Erstlich: in dem Conflicte zwischen a und b leiden beide, wie vorhin gefunden, in den Verhältnissen $\frac{1}{a}$ und $\frac{1}{b}$. Wir wissen noch nicht wie viel sie leiden; es sei aber das Leiden von $a = \frac{x}{a}$, so ist das von $b = \frac{x}{b}$. *Zweitens:* mit a ist auch c im Conflict. Wofern nun c von a mehr oder weniger leidet als b, so kann dieses nur von dem Verhältnisse $b:c$ herrühren; welches das Verhältniss des Widerstandes bestimmt, den beide der gleichen Kraft a, und ihrer gleichen Spannung entgegensetzen. Nach der Proportion

$$c:b = \frac{x}{b} : \frac{x}{c}$$

ist $\frac{x}{c}$ dasjenige, was c von a leidet. Folglich a von c leidet $\frac{x}{a}$. *Drittens:* in dem Conflict zwischen b und c findet man auf dop-

peltem Wege die Bestimmung für das Leiden eines jeden. Nämlich man weiss schon, wie viel a leidet von b; daraus findet sich, wie viel c leiden müsse von der nämlichen und gleichgespannten Kraft. Man weiss auch wie viel a leidet von c: daraus findet sich, wie viel b leiden müsse von der nämlichen Kraft. Endlich müssen beide Resultate einander gegenseitig erproben. Es ist aber

$$c:a = \frac{x}{a} : \frac{x}{c},$$

$$\text{und } b:a = \frac{x}{a} : \frac{x}{b};$$

wo die vierten Glieder im umgekehrten Verhältnisse von c und b stehen, wie gehörig. — Fasst man nun alles zusammen: so ist das Leiden von $a = \frac{2x}{a}$,

von $b = \frac{2x}{b}$,

von $c = \frac{2x}{c}$,

welche Grössen zusammen der Hemmungssumme gleich sein müssen, so dass man daraus x finden kann. Zugleich ist der obige Satz bewiesen, denn a leidet von b und von c gleich viel, b von c und von a gleich viel, c von b und von a gleich viel.

Es würde unverzeihlich sein, eine so leichte Sache auch noch für vier und mehrere Vorstellungen weitläuftig darthun zu wollen, da der Gang des Beweises klar vor Augen liegt.

Es seien nun Vorstellungen $a, b, c, \ldots n$ gegeben, so sind die Hemmungsverhältnisse $\frac{1}{a}, \frac{1}{b}, \frac{1}{c} \ldots . \frac{1}{n}$. Der Rechnung wegen ist nur zu bemerken, dass hier etwas Combinatorisches eintritt, weil man diese Grössen auf ganze Zahlen wird bringen müssen. Daraus entstehn für $a, b, c,$ die Binionen bc, ac, ab; für $a, b, c, d,$ die Ternionen $bcd, acd, abd, abc,$ u. s. f.

ZWEITES CAPITEL.

Berechnung der Hemmung bei vollem Gegensatz, und erste Nachweisung der Schwellen des Bewusstseins.

§. 44.

Die Berechnung dessen, was von jeder Vorstellung gehemmt werde, geschieht ohne allen Zweifel durch Proportionen, zu

Digitized by Google

welchen die Hemmungssumme das dritte Glied liefert, und deren erste beide Glieder aus den Hemmungsverhältnissen hervorgehn.

Es seien die Vorstellungen *a* und *b* gegeben, als wider einander wirkend im Bewusstsein, und stehend im vollen Gegensatze: so ist, laut voriger Entwickelungen, die Hemmungssumme gleich der schwächeren, oder $= b$; das Hemmungsverhältniss wie $b:a$. Folglich wird man schliessen: wie die Summe der Verhältnisszahlen zu jeder einzelnen Verhältnisszahl, so das zu Vertheilende (die Hemmungssumme) zu jedem Theile; oder

$$(a+b)\begin{cases}:b\\ :a\end{cases} = b\begin{cases}:\dfrac{b^2}{a+b}\\ :\dfrac{ab}{a+b}\end{cases}$$

Die Verhältnisszahl *b* gehört (wegen der Umkehrung des Verhältnisses) zu *a*; folglich

$$\text{der Rest von } a = a - \frac{b^2}{a+b}$$

$$\text{und der Rest von } b = b - \frac{ab}{a+b} = \frac{b^2}{a+b}$$

Diese Reste sind natürlich nicht abgeschnittene Stücke der Vorstellungen *a* und *b*, sondern es sind die *Grade* der noch übrigen Lebhaftigkeit der Vorstellungen, nachdem durch die Hemmung der zuvor berechnete Theil des wirklichen Vorstellens ist aufgehoben, und in ein blosses Streben vorzustellen ist verwandelt worden.

Es seien auf eben die Art drei Vorstellungen gegeben, nämlich *a, b, c,* worunter *a* die stärkste, *c* die schwächste: so ist die Hemmungssumme $= b + c$, das Hemmungsverhältniss $= \frac{1}{a}, \frac{1}{b}, \frac{1}{c}$, oder bc, ac, ab; und die Proportionen:

$$(bc+ac+ab):\begin{cases}bc\\ ac\\ ab\end{cases} = (b+c):\begin{cases}\dfrac{bc(b+c)}{bc+ac+ab}\\ \dfrac{ac(b+c)}{bc+ac+ab}\\ \dfrac{ab(b+c)}{bc+ac+ab}\end{cases}$$

woraus die Reste

$$\text{von } a, = a - \frac{bc(b+c)}{bc+ac+ab}$$

$$\text{von } b, = b - \frac{ac(b+c)}{bc+ac+ab}$$

$$\text{von } c, = c - \frac{ab(b+c)}{bc+ac+ab}$$

Man sieht leicht, wie dies für vier und mehrere Vorstellungen fortgeht.

Hier einige Berechnungen in Zahlen. Zuerst für zwei Vorstellungen.

Es sei $a = 1$, $b = 1$, so ist der Rest
von a, $= \frac{1}{2}$
von b, $= \frac{1}{2}$

Es sei $a = 2$, $b = 1$, so ist der Rest
von a, $= \frac{5}{3}$
von b, $= \frac{1}{3}$

Es sei $a = 10$, $b = 1$, so ist der Rest
von a, $= \frac{109}{11}$
von b, $= \frac{1}{11}$

Es sei $a = 11$, $b = 10$, so ist der Rest
von a, $= \frac{131}{21}$
von b, $= \frac{100}{21}$

Man sieht, dass die Reste in einem weit grösseren Verhältnisse verschieden sind, als die Vorstellungen selbst. Doch kann der Rest von b niemals $= o$ werden, denn erst für $a = \infty$ wird der Werth der Formel $\frac{b^2}{a+b}$ unendlich klein.

Jetzt für drei Vorstellungen.

$a = 1$, $b = 1$, $c = 1$, giebt den Rest
von a, $= \frac{1}{3}$; von b, $= \frac{1}{3}$; von c, $= \frac{1}{3}$
$a = 2$, $b = 1$, $c = 1$, giebt den Rest
von a, $= \frac{8}{5}$; von b, $= \frac{1}{5}$; von c, $= \frac{1}{5}$

Wäre hier, statt b und c, eine einzige Vorstellung von der Stärke $b + c$ vorhanden gewesen: so würde von dieser ein gleicher Rest, wie von a, nämlich von jeder der Rest $= 1$ geblieben sein. Im gegenwärtigen Falle bleibt achtmal so viel von a, als von b und von c. So wichtig ist der Unterschied, ob das nämliche Quantum des Vorstellens als Eine Gesammtkraft wirkt, oder ob es in zwei wider einander wirkende Vorstellungen vertheilt ist. — Es sei endlich noch

$a = 6$, $b = 5$, $c = 4$, so ist
von a der Rest $= \frac{132}{37}$
von b - - $= \frac{77}{37}$
von c - - $= \frac{13}{37}$

Eine Gesammtkraft $= b + c$, anstatt der beiden Kräfte b und c, hätte hier eine viel kleinere Hemmungssumme ergeben; sie

Digitized by Google

wäre $=6$, anstatt jetzt $=9$, geworden. Auch würde von a nur wenig, von der Gesammtkraft desto mehr übrig geblieben sein.

Der Rest von b kann auch für drei Vorstellungen nicht $=o$ werden; sonst müsste $bbc+abb-acc=o$ sein können, welches nicht angeht, weil b nicht kleiner als c sein soll, folglich entweder $abb>acc$, oder doch $abb=acc$; so dass immer das Positive überwiegt.

Hingegen der Rest von c kann allerdings $=o$ werden; ein sehr wichtiger Umstand, wovon bald ein Mehreres.

§. 45.

Der Zweck der allgemeinen Formeln kann bei den gegenwärtigen Untersuchungen kein anderer sein, als, eine Uebersicht über ein ganzes Feld von Möglichkeiten, oder noch genauer, von Erfolgen möglicher Voraussetzungen zu erlangen. Dieser Zweck wird gar sehr durch kleine Tafeln befördert, welche die Werthe der Formeln für angenommene Grundgrössen in Zahlen berechnet darstellen. Um aber die Arbeit abzukürzen, die solche Tafeln kosten, ist es rathsam, einige, für die Rechnung leichte Fälle herauszuheben, und wo möglich so, dass die übrigen Fälle als zwischen jene einzuschaltende können gedacht werden.

Wir wollen damit hier den Anfang machen. Für drei Vorstellungen sei der Rest von $a=p$, von $b=q$, von $c=r$. Man setze erstlich $b=c$, woraus $q=r$ folgen muss. Man setze zweitens $b=a$, woraus $p=q$ folgen muss. So findet sich nach gehöriger Rechnung aus den Formeln des vorigen §.

für $b=c$,

$$p=a-\frac{2b^2}{b+2a}$$

$$q=r=\frac{b^2}{b+2a}$$

für $b=a$,

$$p=q=a-\frac{c(a+c)}{2c+a}$$

$$r=\frac{2c^2-a^2}{2c+a}$$

Im ersten Falle sei $b=10$, im zweiten $c=10$; so kommt

1) $$p=a-\frac{200}{10+2a}$$

$$q=r=\frac{100}{10+2a}$$

$b=c=10$

	p	$q=r$
$a=10$	3,33..	3,33..
$a=11$	4,75..	3,12..
:	:	:
$a=15$	10	2,5
:	:	:
$a=20$	16	2
:	:	:
$a=40$	37,77..	1,11..

2) $$p=q=a-\frac{10(10+a)}{20+a}$$

$$r=\frac{200-a^2}{20+a}$$

$a=b$, und $c=10$

	$p=q$	r
$a=b=10$	3,33..	3,33..
$a=b=11$	4,22..	2,54..
$a=b=12$	5,17..	1,75
$a=b=13$	6,03..	0,93..
$a=b=14$	6,94..	0,11..
$a=b=15$	7,5	0
:	:	
$a=b=20$	10	0

Digitized by Google

Die letzten Werthe des zweiten Täfelchens hängen mit den Schwellen zusammen, wovon weiterhin.

§. 46.

Es mag nicht unnütz sein, auch noch der Aufgabe zu erwähnen, rückwärts aus den Resten als gegebenen Grössen die Vorstellungen selbst zu finden. In den Gleichungen

$$p = a - \frac{bc(b+c)}{bc+ac+ab}$$
$$q = b - \frac{ac(b+c)}{bc+ac+ab}$$
$$r = c - \frac{ab(b+c)}{bc+ac+ab}$$

seien demnach a, b, c, unbekannt; so bietet sich zuvörderst, sowohl aus der Natur der Sache als auch aus den Formeln, die Gleichung dar: $a = p + q + r$.

Ferner sei $\frac{b+c}{bc+ac+ab} = f$; so hat man

$$a - p = bcf;\ b - q = acf;\ c - r = abf;$$

folglich $\frac{a-p}{b-q} = \frac{b}{a};\ \frac{a-p}{c-r} = \frac{c}{a}$

oder $a^2 - ap = b^2 - bq = c^2 - cr$.

Man setze die schon bekannte Grösse $a^2 - ap = h$, so ist

$$b = \tfrac{1}{2}q + \sqrt{\tfrac{1}{4}q^2 + h};\ \text{und}\ c = \tfrac{1}{2}r + \sqrt{\tfrac{1}{4}r^2 + h}.$$

Dass man vor der Wurzelgrösse nur das Zeichen + gebrauchen kann, ist offenbar, indem b und c grösser sein müssen als ihre halben Reste.

§. 47.

Aus der Bemerkung, dass der Rest von c negativ werden kann, entwickelt sich der Keim zu sehr weitgreifenden Nachforschungen.

Die Frage: was ein negativ gewordenes Vorstellen bedeuten könne, ist leicht beantwortet. Es kann gar nichts bedeuten; denn nach den vorigen Erörterungen ist das Aeusserste, was einer Vorstellung begegnen kann, dieses, dass sie ganz und gar in ein blosses Streben vorzustellen verwandelt, oder dass der Rest des wirklichen Vorstellens $= o$ werde. Die Gleichung $r = o$ setzt daher der Anwendbarkeit der vorigen Rechnungsart eine Grenze; denn ein negatives r ist in unserm Falle so gut als eine unmögliche Grösse.

Aus $r = o$ folgt $c = b\sqrt{\frac{a}{b+a}}$. Wofern c im Verhältniss zu b und a kleiner ist, als nach dieser Formel: so ist jede

Digitized by Google

nähere Bestimmung seiner Grösse für die obige Hemmungsrechnung ganz gleichgültig; denn es wird auf allen Fall ganz gehemmt; daher ist sein Antheil an der Hemmungssumme gerade gleich seinem Beitrage zu derselben, und die stärkeren Vorstellungen theilen *ihren* Beitrag gerade so, als ob *c* gar nicht vorhanden gewesen wäre. Der Zustand des Bewusstseins also, in wiefern er statisch bestimmt werden kann, hängt gar nicht ab von *c*; — noch viel weniger aber von was immer für *noch schwächeren* Vorstellungen, *deren eine unendliche Anzahl vorhanden sein möchte, ohne dass sie im geringsten im Bewusstsein zu spüren sein würden, so lange dasselbe im Zustande des Gleichgewichts aller Vorstellungen wäre und bliebe.*

Dieser Satz, der sich hier mit der höchsten mathematischen Evidenz ergiebt, bietet uns nun den Aufschluss dar über das allgemeinste aller psychologischen Wunder. Wir alle bemerken an uns, dass von unserm sämmtlichen Wissen, Denken, Wünschen, in jedem einzelnen Augenblicke eine unvergleichbar kleinere Menge uns wirklich beschäftigt, als diejenige ist, welche auf gehörige Veranlassung in uns hervortreten könnte. Dieses abwesende, aber nicht entlaufene, sondern in unserm Besitz gebliebene und verharrende Wissen, in welchem Zustande befindet es sich in uns? Wie geht es zu, dass es, obschon vorhanden, dennoch nicht eher zur Bestimmung unseres Gemüthszustandes etwas beiträgt, als bis es uns wieder einfällt? Was kann unsre lebhaftesten Ueberzeugungen, unsre besten Vorsätze, unsre ausgebildeten Gefühle, manchmal auf lange Zeiten, verhindern wirksam zu werden; was kann ihnen die unglückliche Trägheit beibringen, durch die sie uns der vergeblichen Reue so oft preisgeben? — *Andre Gedanken* haben uns zu lebhaft beschäftigt! Dies wissen wir schon aus der Erfahrung. Und dennoch hat man sich lieber bis in die, alle gesunde Metaphysik zerstörenden, Irrlehren, von der transscendentalen Freiheit, und vom radicalen Bösen, verlieren, als den psychologischen Mechanismus, an welchem offenbar die Schuld liegen muss, genauer untersuchen wollen. —

Der eben aufgestellte Lehrsatz ist der erste, obgleich noch sehr beschränkte, Anfang der Einsicht in diesen Mechanismus. *Zwei* Vorstellungen reichen hin, um eine *dritte* aus dem Bewusstsein völlig zu verdrängen, und einen von ihr ganz unabhängigen Gemüthszustand herbeizuführen. *Eine* allein vermag

Digitized by Google

dies nicht gegen die *zweite;* wie wir oben sahen, indem wir bemerkten, dass der Rest von *b* niemals $=o$ werden kann. Was aber zwei gegen die dritte vermögen, das leisten sie auch gegen eine wie immer grosse Anzahl von noch schwächern Vorstellungen. Fernere Untersuchungen werden lehren, dass ganz ähnliche psychologische Ereignisse auch unter gewissen Umständen statthaben können, ohne dass die aus dem Bewusstsein verdrängten Vorstellungen gerade schwächer zu sein brauchen, als die verdrängenden.

Indessen wollen wir schon hier das Allgemeine dieser Ereignisse mit einem Kunstworte bezeichnen, dessen Gebrauch in der Folge noch oftmals nöthig sein wird. So wie man gewohnt ist, vom Eintritt der Vorstellungen ins Bewusstsein zu reden, so nenne ich *Schwelle des Bewusstseins* diejenige Grenze, welche eine Vorstellung scheint zu überschreiten, indem sie aus dem völlig gehemmten Zustande zu einem Grade des wirklichen Vorstellens übergeht. *Berechnung der Schwelle* ist ein verkürzter Ausdruck für Berechnung derjenigen Bedingungen, unter welchen eine Vorstellung nur noch vermag, einen unendlich geringen Grad des wirklichen Vorstellens zu behaupten; unter welchen sie also gerade an jener Grenze steht. Wie wir vom Steigen und Sinken der Vorstellungen reden: so nenne ich eine Vorstellung *unter der Schwelle*, wenn es ihr an Kraft fehlt, jene Bedingungen zu erfüllen. Zwar der Zustand, in welchem sie sich alsdann befindet, ist immer der gleiche der vollständigen Hemmung; aber dennoch kann sie *mehr* oder *weniger weit unter der Schwelle* sein, je nachdem ihr mehr oder weniger Stärke fehlt, und noch zugesetzt werden müsste, um die Schwelle zu erreichen. Eben so ist eine Vorstellung *über der Schwelle*, in so fern sie einen gewissen Grad des wirklichen Vorstellens erreicht hat.

Ist von den Bedingungen die Rede, unter welchen im Zustande des Gleichgewichts eine Vorstellung gerade an der Schwelle steht: so nennen wir die letztere die *statische* Schwelle. Tiefer unten werden sich auch *mechanische* Schwellen zeigen, die von den Bewegungsgesetzen der Vorstellungen abhängen. Unter den statischen Schwellen befinden sich einige, die von Complicationen und Verschmelzungen mehrerer Vorstellungen abhängen: zum Unterschiede von denselben sollen die, welche bloss durch die Stärke und den Gegensatz einfacher Vorstel-

Digitized by Google

lungen bestimmt werden, *gemeine* Schwellen heissen. Die erste Art der gemeinen Schwellen ist die bei vollem Gegensatze, welche wir bisher betrachtet, und durch die Formel $c = b\sqrt{\frac{a}{a+b}}$ bestimmt haben.

§. 48.

Es ist hier der Ort, auf ein paar früher vorgekommene Bemerkungen zurückzublicken. Schon im §. 4 ward angegeben, was unter dem Ausdruck: Thatsachen des Bewusstseins zu verstehen sei. Im §. 18 war die Rede von dem Unterschiede dessen, was ins Bewusstsein kommt, von demjenigen, dessen man sich bewusst ist. Zu dieser Unterscheidung nöthigt der Mangel an Sprache, welchem der Mangel an psychologischen Einsichten zum Grunde liegt. Viele nämlich halten das Vorstellen und das Selbstbeobachten dieses Vorstellens für unzertrennlich; oder sie verwechseln wohl gar eins mit dem andern. Daher wird der Ausdruck: Bewusstsein, zweideutig; indem er bald das gesammte wirkliche Vorstellen, — also das Hervorragen einiger Vorstellungen über die Schwelle, die Erhebung derselben über den ganz gehemmten Zustand, — bald aber die Beobachtung dieses Vorstellens *als des unsrigen*, die Anknüpfung desselben an das Ich, zu bezeichnen gebraucht wird. Wir nehmen hier das Wort Bewusstsein überall in der ersten Bedeutung; bedienen uns aber für das zweite der Wendung: man ist *Sich* einer Sache bewusst.

Hiemit soll zwar noch nicht über die Frage von den sogenannten bewusstlosen Vorstellungen entschieden werden, oder, wie wir uns ausdrücken würden, von den Vorstellungen, die im Bewusstsein sind, ohne dass man sich ihrer bewusst ist. Aber, *erstlich* liegt nach allem Vorstehenden klar vor Augen, dass die Gesetze, nach welchen Vorstellungen ins Bewusstsein treten, viel früher anfangen sich uns zu entdecken, als diejenigen, nach welchen das Ich als das Vorstellende mag aufgefasst werden. Die Selbstbeobachtung ist ohne Zweifel etwas ungleich mehr Verwickeltes, als das blosse Hervortreten über die Schwelle; und muss daher, in der Untersuchung, von diesem ganz gesondert werden. *Zweitens bedürfen wir eines Namens für die Gesammtheit des jedesmal gleichzeitig zusammentreffenden Vorstellens;* und diese ist es, für welche kaum ein passenderer Ausdruck als das Wort *Bewusstsein* möchte gefunden werden.

Digitized by

Sie ist darum so wichtig, weil sie, für jede in ihr zu einem bestimmten Zeitpuncte enthaltene Vorstellung, die Wirkungssphäre ausmacht; indem alle gleichzeitig in Activität befindliche Vorstellungen sich auf irgend eine Weise gegenseitig afficiren, und zusammengenommen den eben jetzt vorhandenen Gemüthszustand ergeben. Sollte es übrigens den Sprachgebrauch zu verletzen scheinen, wenn wir von Vorstellungen im Bewusstsein reden, deren wir uns gleichwohl nicht bewusst seien: so wolle man sich erinnern, dass auch selbst die ganz gemeine Sprache durch den Ausdruck: *er ist ohne Bewusstsein*, einen Zustand bezeichnet, der weit verschieden ist von dem, welchem ein Denker oder Dichter sich in dem Maasse nähert, als er, *seiner selbst vergessend*, sich in seinen Gegenstand wissenschaftlich oder künstlerisch vertieft. —

Im §. 17 bot sich die Gelegenheit dar, an *Locke's* gerechte Verwunderung über die *„narrowness of the human mind"* zu erinnern. Schon jetzt ist soviel sichtbar, dass diese scheinbare Eigenschaft der Seele, nur eine sehr kleine Anzahl von Vorstellungen gleichzeitig in Thätigkeit setzen zu können, und bei dem Wechsel der Vorstellungen immer die alten über den neuen fahren zu lassen, ohne sie doch zu verlieren, — gar keine Eigenschaft der Seele, sondern bloss ein nothwendiger Erfolg der Gegensätze unter unsern Vorstellungen ist. In welche Hypothesen würde man wohl gerathen, wenn man dem Gemüthe gleichsam eine enge Pupille beilegen wollte, vielleicht mit irgend einer Iris versehen, die sich nach ihren eignen Gesetzen erweiterte und zusammenzöge? — Aus dem Obigen ist klar, dass das Quantum dessen, was im Gleichgewichte beisammen sein kann im Bewusstsein, gar kein *allgemeines* Gesetz hat, sondern *in jedem einzelnen Falle* von der Stärke und den Gegensätzen der *zusammentreffenden* Vorstellungen abhängig ist. Von physiologischen Einflüssen, welche dieses einigermaassen modificiren, und der Aehnlichkeit mit jener Pupille um ein weniges näher bringen können, reden wir hier noch nicht.

§. 49.

Die Wichtigkeit des Gegenstandes fordert uns auf, einige berechnete Werthe der so einfachen Schwellenformel

Digitized by Google

$c = b\sqrt{\frac{a}{a+b}}$ vorzulegen. Wir verbinden damit eine Betrachtung über die zugehörigen Reste von a und von b.

Aus der Gleichung des §. 46

$$r = c - \frac{ab(b+c)}{bc+ac+ab} = o$$

ist bekanntlich die Formel $c = b\sqrt{\frac{a}{a+b}}$ gefunden worden. Anstatt diesen Werth von c in die dortigen Gleichungen für p und für q zu substituiren: nehme man die weiterhin im angeführten § vorkommende Gleichung

$$c = \tfrac{1}{2}r + \sqrt{\tfrac{1}{4}r^2 + h}$$

wo $h = a^2 - ap$.

Für $r = o$ ergiebt sich hieraus $c = \sqrt{h} = \sqrt{a^2 - ap}$, oder $c^2 = a^2 - ap$, oder $ap = a^2 - c^2 = (a+c)(a-c)$. Ferner ist jetzo $a = p + q$, und $p = a - q = a - \frac{c^2}{a}$, woraus

$$q = \frac{c^2}{a}, \text{ oder } aq = c^2.$$

Dies giebt eine sehr fassliche Relation zwischen q, dem Rest von b, und a, der stärksten der drei Vorstellungen, und c, wenn es seinen Schwellenwerth hat. Man kann sich q als beständige Grösse, als den Parameter einer Parabel vorstellen, so gehört eine stetige Folge von Werthen für c und a zusammen, wie Ordinaten und Abscissen vom Scheitel auf der Axe genommen. Da a nicht $< b$, so fängt dies an von $a = b$, wofür a einen Werth erhält, der von q abhängt (nämlich $a = 2q$, aus einer gleich folgenden Formel), und alsdann geht es fort bis $a = \infty$ (wofür b und c unendliche von der Ordnung $\frac{1}{2}$ werden, indem $b = \frac{1}{2}q + \sqrt{\frac{1}{4}q^2 + qa}$).

Aus $a = p + q$ und $\frac{a-p}{b-q} = \frac{b}{a}$ wird ferner $\frac{q}{b-q} = \frac{b}{a}$, oder $q = \frac{bb}{a+b}$; gleich der Formel im §. 44; wie gehörig, weil a und b nur die Hemmungssumme b zu theilen haben, sobald c auf der Schwelle ist.

Will man also alle zusammengehörige Grössen auf einmal berechnen: so ist es bequem, für willkürlich angenommene a und b zuerst $\frac{bb}{a+b} = q$, dann $p = a - q$ und $c = \sqrt{aq}$ zu berechnen.

Beispiele können wir anknüpfen an die im §. 44 berechneten

Digitized by Google

Reste für zwei Vorstellungen, indem wir nur die Schwellenwerthe für eine dritte Vorstellung hinzufügen dürfen.

a	b	p	q	c
1	1	$\frac{1}{2} = 0{,}5$	$\frac{1}{2} = 0{,}5$	0,707 ..
2	1	$\frac{5}{3} = 1{,}666\,..$	$\frac{1}{3} = 0{,}333\,..$	0,816 ..
10	1	$\frac{109}{11} = 9{,}909\,..$	$\frac{1}{11} = 0{,}090\,..$	0,953 ..
11	10	$\frac{131}{21} = 6{,}236\,..$	$\frac{100}{21} = 4{,}761\,..$	7,237 ..

Eine etwas mehr zusammenhängende Reihe von Schwellenwerthen für c folgt in diesem Täfelchen; welches unter der beständigen Voraussetzung $b = 1$ berechnet ist:

a	c	a	c
1	0,7071	2	0,8164
1,1	0,7237	3	0,8660
1,2	0,7385	4	0,894
1,3	0,7518	5	0,912
1,4	0,7637	6	0,925
1,5	0,7745	7	0,935
1,6	0,7844	8	0,942
1,7	0,7934	9	0,948
1,8	0,8017	10	0,953
1,9	0,8094	∞	1

Es versteht sich, dass wenn statt der Zahl 1 ein andrer Werth für b gesetzt wird, dann die übrigen Zahlen in gleichem Verhältnisse wachsen müssen. So wenn $b = 10$, wird $a = 11$ anstatt 1,1; und $c = 7{,}237$ anstatt 0,7237; wie das vorige Täfelchen zeigt.

§. 50.

Will man nun die Hemmungsrechnung des §. 44 auf angenommene Grössen von drei Vorstellungen anwenden: so muss man zuvor nachsehn, ob nicht die Anwendbarkeit der Rechnung dadurch verändert wird, dass die schwächste der drei Vorstellungen neben den andern unter die Schwelle sinken muss? in welchem Falle die Rechnung gleich Anfangs bloss auf die beiden stärkeren zu beziehen ist.

Z. B. es mögen sich die Vorstellungen ihrer Stärke nach verhalten wie 1, 2, 3. Um hier das vorstehende Täfelchen anzuwenden, dividire man die gegebenen Zahlen durch 2, damit $b = 1$ werde. So ist $a = \frac{3}{2} = 1{,}5$; und $c = 0{,}5$. Nun zeigt das Täfelchen, dass schon $c = 0{,}77\ldots$ neben a und b zur Schwelle sinken würde; es fehlt also viel, dass $c = 0{,}5$ hier in Rechnung kommen könnte. Die Hemmungsrechnung geht nach der For-

Digitized by Google

mel für zwei Vorstellungen, sie giebt den Rest von $a = \frac{11}{5}$, und von $b = \frac{4}{5}$.

Das Beispiel zeigt den Nutzen, ja beinahe die Unentbehrlichkeit von Schwellentafeln. Zum Unglück hängen in der Wirklichkeit die Schwellen von so manchen, höchst verwickelten Bestimmungen ab (wie sich bald mehr und mehr zeigen wird), ja auch die allgemeinen Formeln, die sich noch finden lassen, sind so zahlreich und zum Theil so schwer zu gebrauchen, dass nicht wenig Geduld dazu gehören wird, wenn jemals der speculativen Psychologie diese Art von Hülfsmitteln soll geschafft werden.

Indessen ist es schon ein grosser Gewinn, sich nur richtige Begriffe über diese Gegenstände zu erwerben, und im Allgemeinen die Möglichkeit und die Gesetze zu überschauen, nach denen in der Seele sich etwas ereignet und ereignen kann.

In der gegenwärtigen Grundlegung können wir überdies an vollständige Ausführungen nicht denken. Nur erwähnen wollen wir daher der Schwellen für *mehr als drei* Vorstellungen.

§. 51.

Es seien gegeben die Vorstellungen a, b, c, d, geordnet, wie wir stets annehmen, nach ihrer Stärke von der stärksten zur schwächsten. So ist die Hemmungssumme $= b + c + d$, die Hemmungsverhältnisse sind $bcd : acd : abd : abc$, und der Rest von d:

$$s = d - \frac{abc\,(b + c + d)}{bcd + acd + abd + abc}$$

Aus $s = o$ folgt $d = \sqrt{\frac{abc\,(b + c)}{bc + ac + ab}}$.

Eben so würde man für fünf Vorstellungen a, b, c, d, e, den Rest von e, oder t finden.

$$t = e - \frac{abcd\,(b + c + d + e)}{bcde + acde + abde + abce + abcd}$$

und aus $t = o$, $e = \sqrt{\frac{abcd\,(b + c + d)}{bcd + acd + abd + abc}}$.

Der Vergleichung wegen wollen wir die schon bekannte Formel $c = b\sqrt{\frac{a}{a + b}}$ so schreiben: $c = \sqrt{\frac{ab \,.\, b}{a + b}}$; so wird das Gesetz des Fortgangs so klar vor Augen liegen, dass jeder Zusatz überflüssig wäre.

Es seien nun alle Vorstellungen, ausser der jedesmaligen schwächsten, $= 1$. So geben die Schwellenformeln

Digitized by

$$c = \sqrt{\tfrac{1}{2}} = 0{,}707\,..$$
$$d = \sqrt{\tfrac{2}{3}} = 0{,}816\,..$$
$$e = \sqrt{\tfrac{3}{4}} = 0{,}866\,..$$

welche Reihe sich der Zahl 1 unendlich nähert. Also jemehr Vorstellungen, desto weniger darf die schwächste, um nicht auf die Schwelle zu sinken, von den stärkeren entfernt sein. Dies gilt um so gewisser, wenn die übrigen Vorstellungen verschieden sind. Denn es wachse *a*, so bleibt die Hemmungssumme gleich, aber *a* trägt weniger davon, und wirft desto mehr auf die schwächeren Vorstellungen. Es wachse auch *b*, so vermehrt sich sogar die Hemmungssumme, und die schwächeren müssen um so eher unterliegen.

Die Möglichkeit, dass mehr als drei Vorstellungen im Bewusstsein zusammen bestehen könnten, scheint hiernach in sehr enge Grenzen eingeschlossen. Allein dies gilt bloss für vollen Gegensatz, und wird überdies noch durch manche Umstände modificirt.

DRITTES CAPITEL.

Abänderungen des Vorigen bei minderem Gegensatze.

§. 52.

Zwar das Princip zur Bestimmung der Hemmungssumme, dessen wir uns im §. 42 bedient haben, wird uns auch hier nicht verlassen, wo wir die erleichternde Voraussetzung des vollen Gegensatzes entbehren, und zwischen jedem Paare von Vorstellungen jeden möglichen Grad des Gegensatzes gestatten sollen. Immer werden wir Eine Vorstellung als ganz ungehemmt denken müssen, um nachzusehn, wie viel nun von den übrigen zusammengenommen müsse gehemmt werden; und immer werden wir diejenige Vorstellung auszuwählen haben, welche, damit sie selbst ungehemmt bleibe, den übrigen die *kleinste* Hemmung auferlege. Allein das Geschäft dieser Auswahl führt eine lästige Weitläuftigkeit mit sich; die wir jedoch der Genauigkeit wegen wenigstens kenntlich machen müssen.

Zuvörderst ist zu bemerken, dass die frühere sehr einfache Weise, die bei vollem Gegensatze ausreicht, immer anwendbar ist, so oft alle Vorstellungen in allen Paaren, die aus ihnen

Digitized by Google

genommen werden können, nur einerlei Grad des Gegensatzes haben. — Unter zwei Vorstellungen a und b, wo $a > b$, sei der Gegensatz $= m$, welches, wenn nicht $= 1$, allemal ein ächter Bruch ist (§. 41), so ist die Hemmungssumme $= mb$; welches man findet, indem a ungehemmt gedacht wird. Denn b ungehemmt, hätte ma zur Hemmungssumme gegeben, welches grösser ist als mb. — Unter drei Vorstellungen, a, b, c, wenn die Paare a und b, b und c, a und c, immer einerlei Gegensatz m mit sich führen, denke man die stärkste, a, ungehemmt, so ergiebt sich die Hemmungssumme $= mb + mc$; b ungehemmt, gäbe $ma + mc$; c ungehemmt, gäbe $ma + mb$; immer eine grössere Hemmung, als die Vorstellungen ihrer Natur nach nothwendig fordern, und als ihr Aufstreben zulassen wird. — Wie viele nun der Vorstellungen sein mögen, — es seien ihrer $a + b + c + \ldots + n$, — immer denke man die stärkste, a, ungehemmt, so ist, für den durchgängigen Hemmungsgrad $= m$, die Hemmungssumme $= m\,(b + c + \ldots + n)$.

Bei verschiedenem Grade der Hemmung aber, für drei Vorstellungen a, b, c, giebt es drei Paare, ab, ac, bc, und folglich drei Hemmungsgrade, deren stärksten wir m, den mittlern n, den schwächsten p nennen wollen. Es soll noch nicht entschieden werden, welchem unter den Paaren jeder von ihnen zugehöre; vielmehr, da jeder in jedem Paare statt finden kann, giebt es *Versetzungen* der Hemmungsgrade zwischen den Vorstellungen, oder, wenn man will, der Vorstellungen zwischen den Hemmungsgraden. Dieser Versetzungen sind an der Zahl sechs; und jede von ihnen bildet einen besonderen Fall zur Untersuchung der Hemmungssumme. Man kann diese Fälle bequem durch Dreiecke andeuten, in deren Winkelpuncte man die Verhältnisszahlen für die Vorstellungen setzt, und deren Seiten den Hemmungsgraden proportional sind.

```
           c                    b
        m  n                 m  n
I.   b  p  a        II.   c  p  a

           c                    a
        m  n                 m  n
III. a  p  b        IV.   c  p  b

           b                    a
        m  n                 m  n
V.   a  p  c        VI.   b  p  c
```

Digitized by Google

Die beiden ersten Fälle haben den stärksten Gegensatz zwischen den schwächsten Vorstellungen; die beiden folgenden zwischen der stärksten und schwächsten; die beiden letzten zwischen den stärksten.

Was die Hemmungsgrade selbst betrifft, so gilt für sie ein ähnliches Gesetz, wie für die Seiten eines Dreiecks. *Ihrer zwei zusammengenommen dürfen nicht kleiner sein als der dritte.* Denn der Uebergang aus einer Vorstellung zu einer andern durch alle zwischenliegenden Verschiedenheiten kann wohl kleiner, aber er braucht nicht grösser zu sein, als die Summe zweier Uebergänge von der ersten zu einer dritten, und von dieser zu jener andern; jeder grössere Weg ist gewiss ein Umweg, der den wirklich *zwischenliegenden* Verschiedenheiten etwas Fremdartiges beimischt. — Ich finde nicht nöthig, die Begriffe über diesen Punct, der eine Art von geometrischer Evidenz besitzt, hier mehr aufzuklären; welches in die allgemeine Metaphysik zurückführen würde, indem es mit der Construction des intelligibelen Raums zusammenhängt. Beispiele werden kaum nöthig sein; man wird nicht in Versuchung gerathen, etwan $p = \frac{1}{2}$, $n = \frac{1}{4}$, und daneben m, welches höchstens $= \frac{3}{4}$ sein kann, $= 1$ zu setzen. Wichtiger ist es vielleicht, an die Natur unserer einfachen sinnlichen Vorstellungen zu erinnern. Die Töne bilden ein Continuum von nur Einer Dimension, welches wir die *Tonlinie* nennen wollen.* Ist von ihnen die Rede, so ist allemal $p + n = m$. Hingegen schon die Vocale bilden ein Continuum von wenigstens zwei Dimensionen, denn der Uebergang vom *U* zum *I* geht gewiss nicht nothwendig durch *A*, sondern gerade durch *Ü*; obgleich auch der Umweg durch *O*, *A* und *E* möglich ist. Die Farben haben ebenfalls zum wenigsten zwei Dimensionen, indem schon Roth, Blau und Gelb, paarweise genommen, eine Folge von Nüançen in gerader Linie zwischen sich einschliessen, und alle drei in der That ein gleichseitiges Dreieck zu bilden scheinen, in welchem jedoch weder Weiss noch Schwarz, noch selbst, wie es scheint, das reine Braun mit eingeschlossen liegt. Für Farben daher kann man gewiss $p = n = m$ setzen, welches bei Tönen unmöglich ist. — Hingegen wird man, wofern *vier* Vorstellungen von Farben zusam-

* Nicht zu verwechseln mit *Tonleiter*, die nur einzelne Puncte jener Linie enthält.

Digitized by Google

men zu nehmen sind, sich hüten müssen, der vierten ihre Gegensätze gegen alle drei andre willkürlich anzuweisen, indem auch hier, wie beim vierten Puncte auf einer Fläche, aus zweien Gegensätzen und gleichsam Distanzen, der dritte von selbst folgt. Dies unter der Voraussetzung, dass man nicht noch eine dritte Dimension für die Farben rechtfertigen könne, oder dass man wenigstens in dem vorhandenen Falle von dieser dritten Dimension nicht Gebrauch gemacht habe. Es scheint zwar eine dritte Dimension vorhanden zu sein, nämlich in dem Gegensatz des Hellen und Dunkeln, welches, auf die Mitteltinte aller übrigen Farben bezogen, Weiss, Grau und Schwarz ergeben dürfte; während doch auch alle reinen Farben bei den Extremen der Verdunkelung oder Erhellung in Schwarz und Weiss überzugehn pflegen. Allein eben aus diesem letztern Grunde laufen wir hier Gefahr, die Intensität der Vorstellungen (den Unterschied des a, b, c) zu verwechseln mit ihrer specifischen Verschiedenheit (dem m, n, p).

Indem wir nun die Hemmungssumme für die unterschiedenen sechs Fälle aufsuchen, werden uns die ersten beiden nicht lange zweifelhaft lassen. Offenbar ist

für den Fall I. die Hemmungssumme $= pb + nc$,
- - - II. - - - $= pc + nb$.

Beidemale wird hier a ungehemmt angenommen, welches nicht bloss selbst am stärksten, sondern hier zugleich von den schwächsten Gegensätzen umgeben ist.

Aber für den Fall III. ist die H. S. {entweder $pa + nc$, oder $mc + pb$.

Jene findet sich unter der Voraussetzung, dass b ungehemmt, diese, dass a ungehemmt sei. Zwischen beiden kann man nicht im allgemeinen, sondern nur in besondern Fällen entscheiden, weil zwar $pa > pb$, aber zugleich $nc < mc$.

Für den Fall IV. ist die H. S. {entweder $pc + na$ oder $mc + nb$

wo zwar $pc < mc$, aber $na > nb$.

Für den Fall V. ist die H. S. {entweder $pa + nb$ oder $mb + pc$

wo zwar $pa > pc$, aber $nb < mb$.

Der letzte Fall endlich ist der schwierigste. Denn

für den Fall VI. ist die H. S. {entweder $pb + na$ oder $ma + pc$ oder $mb + nc$

wo keine der drei Angaben vor der andern einen im allgemeinen zu erkennenden Vorzug besitzt. Sind die Grössen in Zahlen gegeben, so versteht sich, dass man in allen Fällen die kleinste sogleich herausfinden werde. In allgemeinen Rechnungen aber entsteht hieraus eine Unbequemlichkeit, indem sie oft nur bis auf einen gewissen Punct vollführt werden können, über welchen hinaus man sich auf die Unterscheidung der möglichen Fälle einlassen muss. — Diese Unbequemlichkeit vermindert sich um etwas durch die Bemerkung, dass nur in zweien Angaben, beim Fall V und VI, *c* in der Hemmungssumme fehlt. Diese kann man als Ausnahmen betrachten, und dagegen als Regel annehmen, dass *c* sich in der Hemmungssumme befinde.

Wer noch Erläuterungen wünscht, der versuche im Fall III anzunehmen, dass *c* ungehemmt bleibe. Daraus wird folgen, dass *a* und *b* so weit sinken müssen, als es ihr Gegensatz gegen *c* mit sich bringt. Also wird die Hemmungssumme $= ma + nb$. Man vergleiche hiemit die obigen Angaben. Die erste, unter der Voraussetzung, *b* sei ungehemmt, war $pa + nc$; diese ist allemal kleiner als jene, denn $pa < ma$, und $nc < nb$. Schon hieraus folgt, dass die Angabe $ma + nb$ ganz unstatthaft ist; und die andre Vergleichung mit $mc + pb$ ist nicht mehr nöthig. Auf ähnliche Weise ist im Fall V die Annahme, *b* sei ungehemmt, ausgeschieden; sie hätte gegeben: Hemmungssumme $= ma + nc$, welches verglichen mit $mb + pc$ allemal grösser, und also unbrauchbar ist. Und so sind auch die übrigen unstatthaften Annahmen ausgeschlossen worden.

Auf die Hemmungssummen für mehr als drei Vorstellungen werden wir uns nicht einlassen. Die abschreckende Weitläuftigkeit der Untersuchung, auf die man aus dem Vorstehenden schliessen kann, einerseits, und die mindere Wichtigkeit der Sache andrerseits, wird dies entschuldigen. Natürlich kommt bei mehr als drei Vorstellungen das Meiste immer auf die drei stärksten an. Sucht man für diese die Hemmungssumme, und addirt dazu, für jede der schwächeren, denjenigen ihrer Gegensätze gegen jene drei, welcher der stärkste ist, und also die geringeren in sich fasst: so wird man schwerlich einen bedeutenden Rechnungsfehler begehn können. Ausserdem giebt die oben erwähnte Voraussetzung eines durchgängig gleichen Hemmungsgrades aller Vorstellungen unter einander, immer einen

Digitized by Google

Gesichtspunct ab, von wo aus man sich unter den übrigen möglichen Fällen orientiren kann. Diesem analog ist der Fall, wo alle Vorstellungen gleich stark, aber die Hemmungsgrade verschieden sind. Hier hebe man zuvörderst diejenigen drei Vorstellungen heraus, welche unter einander die grösste Hemmungssumme bilden. Eine darunter wird bei Bestimmung der Hemmungssumme als ungehemmt betrachtet werden; dieser gegenüber denke man sich die sämmtlichen übrigen als sinkend nach ihrem Hemmungsgrade, und addire, was herauskommt, zur Hemmungssumme der herausgehobenen drei. Das Gesagte wird für unsre gegenwärtigen Zwecke völlig hinreichen.

§. 53.

Die Bestimmung des Hemmungsverhältnisses bei minderem Gegensatz ist noch bei weitem schwieriger, als die der Hemmungssumme, falls dabei auf alle Umstände, die vorkommen können, soll Rücksicht genommen werden. Die Angabe derselben gehört in die folgenden Capitel; hier werden wir nur das Leichteste, Allgemeinste, und was die Grundlage der Untersuchung bildet, in Betracht ziehn.

Zuerst müssen die Ueberlegungen des §. 43 zurückgerufen werden. An der Stelle, wo dort gesagt wurde, *jede Vorstellung wirke im Verhältniss ihrer Stärke*, ist jetzt hinzuzufügen: *und im Verhältnisse ihres Gegensatzes.* Daher leidet nun auch jede Vorstellung nicht bloss im umgekehrten Verhältniss ihrer Stärke, sondern sie leidet von jeder andern nach dem Hemmungsgrade, den sie gegen diese andre bildet. Bei zweien Vorstellungen hebt dieses sich auf, aber nicht so bei mehrern. Für a und b, und den Hemmungsgrad m, sind die Hemmungsverhältnisse $\frac{m}{a}$, $\frac{m}{b}$, oder $\frac{1}{a}$, $\frac{1}{b}$. Aber für drei Vorstellungen, und drei Hemmungsgrade, müssen wir die Sache etwas genauer betrachten.

Wir gehn zurück zu den oben unterschiedenen sechs Fällen, wiewohl nur, um uns der dortigen Bezeichnung zu bedienen, denn der Unterschied der Fälle selbst kommt hier nicht in Anschlag. Beispielshalber nehme man den Fall I. Hier leidet a von b und von c. Laut §. 43 würde es von beiden gleich viel leiden, wenn der Gegensatz voll wäre. Jetzt leidet es weniger, von b im Verhältniss p, und von c im Verhältniss n. Also ist

Digitized by

sein Leiden überhaupt durch die Verhältnisszahl $\frac{p+n}{a}$ zu bestimmen, wenn wir auf ähnliche Weise das Leiden von b durch $\frac{p+m}{b}$, und das von c durch $\frac{m+n}{c}$ ausdrücken. Es ist nun leicht, die sechs Fälle zu durchlaufen. Jeder bekommt sein eignes Hemmungsverhältniss, aber nur nach einerlei Regel, indem man für jede Vorstellung *die nebenstehenden Hemmungsgrade addirt*, und daraus den *Zähler* eines Bruches bildet, welchem die eigne Stärke der Vorstellung zum Nenner dient. Dies ist alles, was für jetzt von den Hemmungsverhältnissen kann gesagt werden; auch ist es auf mehr als drei Vorstellungen leicht auszudehnen.

§. 54.

Wir dürfen nur das Vorhergehende zusammenstellen, um die Hemmungsrechnung anzuordnen. Es seien gegeben die beiden Vorstellungen a und b, der Hemmungsgrad m, so hat man

$$(a+b) : \begin{cases} b \\ a \end{cases} = mb : \begin{cases} \frac{mb^2}{a+b} \\ \frac{mab}{a+b} \end{cases}$$

$p = a - \frac{mb^2}{a+b}$ ist der Rest von a,

$q = b - \frac{mab}{a+b}$ ist der Rest von b.

Beide Reste zusammen sind $= a + (1-m)\,b$, wovon man, wenn der eine in Decimalbrüchen schon berechnet ist, denselben nur abziehn darf, um den andern zu finden.

Beispiele:

$a=1,\ b=1,\ m=\frac{1}{2}$, giebt $p=\frac{3}{4},\ q=\frac{3}{4}=0{,}75$
$a=1,\ b=1,\ m=\frac{1}{4}$, giebt $p=\frac{7}{8},\ q=\frac{7}{8}=0{,}875$
$a=1,\ b=1,\ m=\frac{3}{4}$, giebt $p=\frac{5}{8},\ q=\frac{5}{8}=0{,}625$
$a=2,\ b=1,\ m=\frac{1}{2}$, giebt $p=\frac{11}{6}=1{,}833..,\ q=\frac{2}{3}=0{,}666..$
$a=2,\ b=1,\ m=\frac{1}{4}$, giebt $p=1{,}916..,\ q=0{,}833..$
für $a=\infty$ wid $p=a,\ q=(1-m)\,b$.

Für drei Vorstellungen nehme man die Hemmungssumme aus §. 52, und nenne sie S; die Hemmungsverhältnisse aus §. 53; auch nenne man die Zähler der Brüche, wodurch die Verhältnisse bezeichnet werden, ε, η, ϑ; so sind ganz allgemein die Verhältnisszahlen $= \frac{\varepsilon}{a}, \frac{\eta}{b}, \frac{\vartheta}{c}$; oder $bc\varepsilon$, $ac\eta$, $ab\vartheta$; und die Rechnung steht so:

$$(bc\varepsilon + ac\eta + ab\vartheta) : \begin{cases} bc\varepsilon \\ ac\eta \\ ab\vartheta \end{cases} = S : \begin{cases} \dfrac{bc\varepsilon S}{bc\varepsilon + ac\eta + ab\vartheta} \\ \dfrac{ac\eta S}{bc\varepsilon + ac\eta + ab\vartheta} \\ \dfrac{ab\vartheta S}{bc\varepsilon + ac\eta + ab\vartheta} \end{cases}$$

woraus sich die Reste durch gehörigen Abzug ohne Mühe finden. — Man weiss schon, dass für den Fall I, $\varepsilon = p + n$, $\eta = p + m$, $\vartheta = m + n$; für den Fall II, $\varepsilon = p + n$, $\eta = m + n$, $\vartheta = m + p$; für den Fall III, $\varepsilon = p + m$, $\eta = p + n$, $\vartheta = m + n$, u. s. f. Die Werthe von ε, η, ϑ, liegen zwischen 0 und 2.

Für durchgängig gleiche Hemmungsgrade, oder für $p = m = n$, folglich $\varepsilon = \eta = \vartheta$, fallen diese Grössen aus den Verhältnisszahlen heraus, und bleiben nur noch in der Bestimmung von S zurück; daher verhalten sich alsdann die Theile, welche gehemmt werden, zu den entsprechenden im §. 44, gerade wie $S : (b + c)$.

§. 55.

Die Berechnung der Schwelle für die schwächste der drei Vorstellungen stützt sich hier auf die Gleichung:

$$c = \frac{ab\vartheta S}{bc\varepsilon + ac\eta + ab\vartheta}$$

$$\text{oder } c^2 (b\varepsilon + a\eta) + ab\vartheta c = ab\vartheta S,$$

wobei man nicht vergessen darf, dass S in der Regel noch c enthält, also die Gleichung nicht so geradezu kann aufgelöset werden.

Wir wollen hier $c = 1$ setzen, indem wir es als den beständigen Maassstab der übrigen Grössen ansehn, und aus ihm die zugehörigen b und a berechnen. Auch sei $\frac{a}{b} = \varkappa$, welches also das Verhältniss zwischen a und b andeutet, und uns die Substitution $a = \varkappa b$ verschafft, wodurch die Gleichung zur Division mit b vorbereitet wird. So kommt

$$\varepsilon + \varkappa\eta + \varkappa b\vartheta = \varkappa b\vartheta S$$

$$\text{oder } \frac{\varepsilon + \varkappa\eta}{\varkappa\vartheta} = b(S - 1).$$

Bekanntlich liegen die Werthe von a zwischen b und ∞, also die von $\varkappa$ zwischen 1 und ∞. Und da S, nach §. 52, meistens b und c, jedes mit einem Hemmungsgrade multiplicirt, enthält, so sei $S = \sigma b + \tau c$, oder weil $c = 1$, $S = \sigma b + \tau$; alsdann ergiebt sich

Digitized by Google

für $a = b$, oder $\varkappa = 1$, $\frac{\varepsilon + \eta}{\vartheta} = b(\sigma b + \tau - 1)$

$$\text{woraus } b = \frac{1-\tau}{2\sigma} + \sqrt{\frac{(1-\tau)^2}{4\sigma^2} + \frac{\varepsilon + \eta}{\vartheta\sigma}} \qquad (A)$$

für $a = \infty$, also $\varkappa = \infty$, $\frac{\eta}{\vartheta} = b(\sigma b + \tau - 1)$

$$\text{woraus } b = \frac{1-\tau}{2\sigma} + \sqrt{\frac{(1-\tau)^2}{4\sigma^2} + \frac{\eta}{\vartheta\sigma}} \qquad (B)$$

Diese Gleichungen sind für die Bestimmung der Schwellen wichtig, indem sie dieselben in ihre Grenzen einschliessen. Wenn $a = b$ beide *kleiner* sind, als die Gleichung A anzeigt, so sei übrigens ihre Grösse welche sie wolle, sie können $c = 1$ nicht auf die Schwelle bringen. Wenn b allein, *kleiner* ist als die Gleichung B angiebt, so sei *a so gross es wolle*, es bringt doch nicht $c = 1$ auf die Schwelle. Wenn endlich b (folglich auch a) *grösser* ist, als die Gleichung A bestimmt, so ist $c = 1$ allemal unter der Schwelle, b und a mögen übrigens sein was sie wollen.

Die beiden Grenzen für b liegen, wie die Formeln zeigen, sehr nahe beisammen. Ihr ganzer Unterschied hängt ab von ε, welches in dem zweiten Theile der Wurzelgrösse einmal zugegen ist, das andremal fehlt. Da ε, als Summe zweier ächten Brüche, höchstens $= 2$ sein kann, so müsste ϑ oder σ sehr klein sein, wenn der Unterschied bedeutend werden sollte.

Wir haben die Gültigkeit dieser Formeln auf die Voraussetzung beschränkt, dass b und c in der Hemmungssumme sich befinden. Falls statt dessen a und c in ihr vorkommen, behält dennoch S die Form $\sigma b + \tau$, nur muss alsdann σ zugleich $\varkappa$ einschliessen. Nämlich es sei die Hemmungssumme $\pi a + \tau c$, so ist dieses $= \pi\varkappa b + \tau c$, wegen $a = \varkappa b$; nun lasse man in diesen Fällen $\pi\varkappa = \sigma$ sein, so passen auch jetzt die nämlichen Formeln. — Man denke aber nicht, dass σ darum eine grosse Zahl werden könne. Denn obschon $\varkappa$ bis zum Unendlichen wachsen kann: so wird doch a, wenn es einigermaassen gross ist, niemals in der Hemmungssumme vorkommen.

Nur die beiden Fälle, wo c in der Hemmungssumme fehlt, nöthigen uns zu einer neuen Rechnung. Für dieselben sei $S = \pi a + \tau b = b(\pi\varkappa + \tau)$, so wird, wenn $\pi\varkappa = \sigma$),

aus $\frac{\varepsilon + \varkappa\eta}{\varkappa\vartheta} = b(S - 1)$

jetzt für $\varkappa = 1$, $\frac{\varepsilon + \eta}{\vartheta} = bb(\sigma + \tau) - b$

$$\text{woraus } b = \frac{1}{2(\sigma+\tau)} \cdot \left(1 + \sqrt{1 + \frac{4(\varepsilon+\eta)(\sigma+\tau)}{\vartheta}}\right).$$

Digitized by Google

Es ist aber in beiden hieher gehörigen Fällen $\sigma + \tau = p + n = \vartheta$, daher die eben gefundene Formel noch einfacher so zu schreiben ist:

$$b = \frac{1}{2\vartheta} \cdot \left(1 + \sqrt{1 + 4(\varepsilon + \eta)}\right). \qquad (C)$$

Dies ist die eine Grenze, *über* welche b nicht steigen darf, wofern $c = 1$ nicht auf jeden Fall unter der Schwelle sein soll. Die andre Grenze, *unter* welcher b nicht sein darf, muss aus den vorigen Formeln entnommen werden. Denn wenn $a = \infty$, gehört es gewiss nicht selbst zur Hemmungssumme.

Demnach ist die Formel B ganz allgemein, und zwar in der ersten Bedeutung von σ; nur die Formel A erleidet zuweilen die angegebene Abänderung des Werths von σ, und in seltnen Fällen tritt in ihre Stelle die Formel C.

§. 56.

Nimmt man durchgängig gleiche Hemmung an, also $p = n = m$, und $\varepsilon = \eta = \vartheta$, auch $\sigma = \tau = m$, so verschwindet aller Unterschied der sechs Fälle; a kann in der Hemmungssumme nicht vorkommen, und die Gleichungen A und B verwandeln sich in folgende:

$$\text{für } a = b, \quad b = \frac{1 - m + \sqrt{(1 - m)^2 + 8m^2}}{2m}$$

$$\text{für } a = \infty, \quad b = \frac{1}{m}$$

Hieraus ergiebt sich in Zahlen Folgendes: soll $c = 1$ auf die Schwelle gebracht werden, so ist

für $m = 1$

b höchstens = 1,414..	b wenigstens = 1

$m = 0,9$

.... 1,547..	.... 1,111..

$m = 0,8$

.... 1,711..	 1,25

$m = 0,7$

.... 1,918..	 1,428

$m = 0,6$

.... 2,180..	 1,666

$m = 0,5$

.... 2,561..	 2

$m = 0,4$

.... 3,108..	 2,5

Digitized by Google

für $m = 0,3$

höchstens $= 4$ b wenigstens $= 3,333..$

$m = 0,2$

.... 5,740.. 5

$m = 0,1$

.... 10,840.. 10

$m = 0,01$

.... 100,98.. 100

Hier nimmt die Differenz der zusammengehörigen Werthe zwar immer zu; aber im Verhältniss gegen die Zahlen selbst sehr stark ab.

Wie die Voraussetzung des durchgängig gleichen Gegensatzes in der Mitte aller Fälle liegt, und zugleich für die Rechnung eine Bequemlichkeit mit sich führt: so giebt es noch ein paar andre Arten, etwas Mittleres zwischen zwei Fällen hervorzuheben. Man kann $\eta = \vartheta$, und zugleich $\sigma = \tau$ setzen, wodurch sich die Gleichung B in $b = \frac{1}{\sigma}$ verwandelt: *Erstlich*, wenn man in den Fällen I und II, $p = n$ setzt, wodurch der Unterschied dieser Fälle aufgehoben wird. Denn

im Fall I ist $\eta = p + m$, $\vartheta = m + n$, $\sigma = p$, $\tau = n$,
im Fall II ist $\eta = m + n$, $\vartheta = m + p$, $\sigma = n$, $\tau = p$.

Zweitens, wenn man in den Fällen IV und VI, $m = n$ setzt, wodurch der Unterschied dieser Fälle, wenigstens in Beziehung auf $a = \infty$, also auf die Gleichung B verschwindet. Denn hier kann nur diejenige Angabe der Hemmungssumme brauchbar sein, in welcher kein a vorkommt. Dies vorausgesetzt, findet sich

im Fall IV, $\eta = p + n$, $\vartheta = m + p$, $\sigma = n$, $\tau = m$,
im Fall VI, $\eta = p + m$, $\vartheta = n + p$, $\sigma = m$, $\tau = n$,

wo wiederum für $n = m$ der Unterschied wegfällt.

In den Fällen I und II wird also $b = \frac{1}{p}$, in den Fällen IV und VI aber $b = \frac{1}{m}$ für $a = \infty$. Beides sind die niedrigsten Werthe, welche b haben darf. Aber jener ist grösser als dieser. Sehr natürlich, denn die Hemmungssumme ist in jenen Fällen kleiner, daher muss b mehr Kraft besitzen, um c zur Schwelle zu treiben. —

Aber die Gleichung $p = n$ macht auch die sämmtlichen Fälle I, II, III und IV einander gleich in Hinsicht der Grenzfor-

Digitized by Google

mel A. Denn diese Formel beruhte auf der Annahme $a = b$; dafür aber werden die Hemmungssummen alle $= p\,(b + c)$, also wiederum $\sigma = \tau$, und auch die Summe $\varepsilon + \eta$ bleibt sich gleich, während ϑ für sich überall gleich ist.

Ob es sich belohnen könne, den verschiedenen Werthen, welche die gefundenen Formeln anzunehmen fähig sind, noch genauer nachzugehn: dies lässt sich im allgemeinen nicht entscheiden. Vielleicht wird man künftig entdecken, dass zur Erklärung gewisser, in der Erfahrung vorkommenden Phänomene, auch die feinsten Unterschiede, deren Möglichkeit in den Formeln liegt, müssen berücksichtigt werden.

Hier mag noch ein kurzes Rechnungsbeispiel Platz finden. Man nehme, der Bequemlichkeit wegen, die Hemmungsgrade als gegeben an; es sei $p = \frac{1}{4}$, $n = \frac{1}{2}$, $m = \frac{3}{4}$; und hieraus *für den ersten Fall* $\varepsilon = \frac{1}{4}$, $\eta = 1$, $\vartheta = \frac{3}{4}$; auch $\sigma = \frac{1}{4}$, $\tau = \frac{1}{2}$. Nun suche man zuerst die Grenzen für b. In §. 55 giebt die Gleichung A, $b = 3{,}57\ldots$ die Gleichung B giebt $b = 3{,}05$. Zwischen diesen beiden Werthen muss man b annehmen, damit $c = 1$ auf der Schwelle sei; welches für ein kleineres b nicht möglich wäre, wie stark auch a sein möchte; für ein grösseres sich von selbst verstände, oder eigentlich wäre dann c nicht *auf*, sondern *unter* der Schwelle. Gesetzt demnach, b sei $= 3{,}1$; so giebt die Formel $\frac{\varepsilon + x\eta}{x\vartheta} = b\,(S - 1)$, $x = 11{,}4$; folglich $a = 35{,}3\ldots$ Hingegen sei $b = 3{,}5$, so wird $x = 1{,}19\ldots$ und $a = 4{,}16\ldots$ Länger wollen wir hiebei nicht verweilen; indem wichtigere Untersuchungen bevorstehn.

VIERTES CAPITEL.

Von den vollkommenen Complicationen der Vorstellungen.

§. 57.

Die Voraussetzungen, deren Folgen wir bisher aufgesucht haben, waren so einfach, dass die mannigfaltig verwickelten Zustände des Bewusstseins ihnen selten genau entsprechen können. Aber eben so hebt auch die Statik der Körperwelt von Untersuchungen an, die auf die Wirklichkeit nicht vollkommen passen. Der einfache Hebel, ohne eigne Masse und

Schwere, die Bewegung fallender und geworfener Körper im luftleeren Raume, der Schwerpunct von mathematischen Flächen und Curven, — alles dies sind Gedankendinge, die dennoch in der Wissenschaft den Vortritt haben vor den realen Gegenständen, weil sich an jenen besser als an diesen die Elemente der Wissenschaft nachweisen lassen. — In der Psychologie können wir bei dem Mangel oder doch der Schwierigkeit bestimmter Beobachtungen weniger darauf ausgehn, irgend ein wirkliches und individuelles geistiges Ereigniss genau zu erkennen und zu erklären: als die einfachen Gesetze einzusehen, deren höchst mannigfaltige Verflechtung die Wirklichkeit bestimmt. Doch es ist nicht nöthig, über das Voranstellen der abstractesten Voraussetzungen demjenigen ein Wort zu sagen, der von irgend einem Theile der angewandten Mathematik auch nur oberflächliche Kenntniss hat. —

Das grosse Princip, welches minder offenbar schon die bisherigen Untersuchungen leitete, und immer klärer die folgenden bestimmen muss, ist die *Einheit der Seele*. Darum, weil die Vorstellungen alle in Einem Vorstellenden als Thätigkeiten (Selbsterhaltungen) desselben beisammen sind, müssen sie Ein intensives Thun ausmachen, sofern sie nicht entgegengesetzt und nicht gehemmt sind. Eben darum auch müssen sie sich hemmen, in so weit ihr Gegensatz es mit sich bringt. Weder *unangefochten*, noch *unvereinigt* können sie bleiben; das erste haben wir bisher betrachtet, das zweite müssen wir jetzt suchen, allmälig in seinen nähern Bestimmungen kennen zu lernen. Eben dadurch werden wir die abstracten Voraussetzungen mehr und mehr dem Wirklichen anzupassen im Stande sein.

Zuerst muss hier hingewiesen werden auf die verschiedenen Continua, welche durch ganze Klassen von Vorstellungen gebildet werden. Die sämmtlichen Farben ergeben Ein Continuum, die Gestalten ein anderes; die Töne machen ein drittes; die Vocale ein viertes, selbst die Consonanten können wenigstens zusammengestellt werden; an Gerüche, Geschmäcke, Gefühle ist kaum noch nöthig zu erinnern. Auch lehrt die Erfahrung, dass zwar verschiedene Vorstellungen aus Einem Continuum einander entgegengesetzt sind, aber nicht Vorstellungen aus verschiedenen Continuen. Die Farbe hemmt nicht die Vorstellung des Hörbaren, vielmehr das hörbare Wort, die

Digitized by Google

sichtbare Schrift, und ein von beiden ganz verschiedener Gedanke, der aus mancherlei, durch verschiedene Sinne wahrgenommenen Eigenschaften irgend eines Dinges zusammengesetzt ist, alles dies tritt in eine Verbindung, die unerklärlich wäre, wenn die grossen Verschiedenheiten so heterogener Vorstellungen für hemmende Gegensätze zu halten wären.

Aus dieser Erfahrung, deren genauere Prüfung und gehörige Beschränkung nicht dieses Orts ist, wollen wir hier bloss den, schon *a priori* wenigstens möglichen, Gedanken herausheben, dass es mehrere Continuen von Vorstellungen geben könne, aus deren einem in das andere kein hemmender Gegensatz hinübergreife, während innerhalb eines jeden alles Mannigfaltige in bestimmten Hemmungsgraden einander im Bewusstsein verdunkele.

Nun muss alles gleichzeitige wirkliche Vorstellen, wegen seiner Durchdringung in der Einheit des Vorstellenden, sich vereinigen, so weit die Hemmung es nicht hindert. Hier ist sogleich offenbar, dass es *zwei ganz verschiedene* Arten der Vereinigung geben müsse, je nachdem ein paar Vorstellungen entweder aus einerlei Continuum sind, oder aus verschiedenen. Im ersten Falle werden sie nach dem Grade ihrer Ungleichheit sich hemmen, und sich *nur so weit* vereinigen, als die Hemmung es zulässt. Im andern Falle ist zwischen ihnen keine gegenseitige Hemmung, sie können sich also *gänzlich* verbinden.

Zwar auch im letztern Falle wird eine *zufällige* Hemmung die Verbindung beschränken können. Es seien die Vorstellungen a und α gleichzeitig im Bewusstsein, wo die Verschiedenheit der zur Bezeichnung gewählten Alphabete auf Vorstellungen aus verschiedenen Continuen hinweist: sind nun noch andere Vorstellungen, b, c, β, γ, gegenwärtig, so wird a durch b und c, α durch β und γ gehemmt; und um so viel als die Hemmung beträgt, die Möglichkeit der Vereinigung von a und α vermindert. Denn das Streben einer gehemmten Vorstellung ist ausschliessend wider die hemmenden gerichtet; und da die Vorstellung einzig in diesem Streben noch besteht, so hat sie nun nur ein isolirtes Dasein, und ungeachtet der Einheit der Seele, worin sie immer noch mit allen andern Vorstellungen ein intensives Eins ausmacht, kann sie sich doch nicht mit irgend einer andern, selbst nicht mit einer ihr gleichen, zu

Digitized by

einer Totalkraft verbinden. Wenn daher a und α zum Theil gehemmt, zum Theil aber noch als wirkliches Vorstellen, gleichzeitig im Bewusstsein zusammentreffen: so entsteht eine unvollkommne Verbindung beider; der Grad der Verbindung aber hängt nicht von ihnen selbst, sondern von den zufällig mitwirkenden Kräften ab.

Jetzt wird die Eintheilung verständlich sein, welche den weitern Untersuchungen muss vorangestellt werden. Vorstellungen aus verschiedenen Continuen können sich gänzlich verbinden, so dass sie nur Eine Kraft ausmachen, und als solche in Rechnung kommen; dergleichen Verbindung nenne ich *eine vollkommene Complication.* Vorstellungen aus einerlei Continuum können sich, wegen des unter ihnen stattfindenden Gegensatzes, nicht gänzlich verbinden, (falls sie nicht gänzlich gleichartig sind, wie die Wiederholungen der nämlichen Wahrnehmung); alsdann ergiebt sich aus ihrer Stärke und ihrem Gegensatze das Gesetz, wie genau ihre Vereinigung werden kann; dergleichen Vereinigungen nenne ich *Verschmelzungen.* Endlich wegen zufälliger Hindernisse kann es sowohl *unvollkommne Complicationen* als *unvollkommne Verschmelzungen* geben.

§. 58.

Es seien zwei vollkommene Complexionen gegeben, $A = a + \alpha$, und $B = b + \beta$. Welches wird die Summe und das Verhältniss ihrer Hemmung sein?

Die Summe macht bei vollkommenen Complicationen keine besondere Schwierigkeit. Denn das Widerstreitende, Unvereinbare gewisser Vorstellungen, welches einmal in ihrer Natur liegt, kann durch ihre Verbindungen nicht grösser noch kleiner werden. Sowohl a und b bilden unter sich, als α und β unter sich, eine Hemmungssumme nach den obigen Bestimmungen; beides addirt, ergiebt die Hemmungssumme der Complexionen A und B. Es sei also der Hemmungsgrad zwischen a und b, $= p$; zwischen α und β, $= \pi$: so ist nur noch zu bedenken, dass, obgleich $A > B$, dennoch $\alpha < \beta$ sein kann, wofern nur um so mehr $a > b$. Angenommen, dass sich dies also verhalte: so ist die Hemmungssumme $= pb + \pi\alpha$.

Mehr Mühe macht das Hemmungsverhältniss. Man wolle hier zurückblicken in die §§. 43 und 53. — So fern die Complexionen als widerstehende Kräfte betrachtet werden, sind sie

Digitized by Google

Totalkräfte; sie leiden im umgekehrten Verhältnisse dieser Totalkräfte, sie wirken auch der dadurch erhaltenen Spannung gemäss zurück. Aber so fern die Wirkung einer jeden unmittelbar von ihrer Stärke und ihrem Hemmungsgrade abhängt, entsteht eine Schwierigkeit oder wenigstens eine Weitläuftigkeit aus dem Umstande, dass die Bestandtheile der Complexionen einen verschiedenen Hemmungsgrad haben können, und dass in so fern auch die Kräfte als aus verschiedenen Bestandtheilen zusammengesetzt betrachtet werden müssen. Wir wollen nun die drei Ueberlegungen des §. 43 erneuern.

Erstlich: A wirkt im Verhältnisse $ap + \alpha\pi$.

Zweitens: A wirkt im Verhältnisse seiner Spannung $= \frac{1}{A}$.

Drittens: A leidet im Verhältnisse $\frac{1}{A}$.

Dasselbe lässt sich leicht auf B anwenden.

Wofern nun hier, so wie oben, $\frac{ap + \alpha\pi}{A}$ und $\frac{bp + \beta\pi}{B} = 1$ wäre, (denn wenn man ein gleichartiges Vorstellen von der Stärke A, als aus Theilen a und α bestehend, und eben so ein andres gleichartiges Vorstellen von der Stärke B, als aus Theilen b und β bestehend, betrachten wollte, so wäre $p = \pi$, und bei vollem Gegensatze $= 1$, $\frac{a + \alpha}{A}$ und $\frac{b + \beta}{B}$ aber $= 1$,) so würde bloss das Verhältniss des Leidens, $\frac{1}{A} : \frac{1}{B}$, übrig bleiben. Jetzt aber aber ist nur in speciellen Fällen $p = \pi$, und deshalb muss das Hemmungsverhältniss aus allen den angegebenen Grössen zusammengesetzt werden.

Indem nun die Hemmungssumme die Spannungen in den Verhältnissen $\frac{1}{A}$ und $\frac{1}{B}$ bewirkt*, muss sie *zugleich* in dem Verhältniss der wirkenden Kräfte $\frac{bp + \beta\pi}{B}$ und $\frac{ap + \alpha\pi}{A}$ vertheilt werden. Die erste Kraft nämlich ist diejenige, die A durch B erleidet, die andre Kraft ist die, mit welcher A auf B einwirkt. Also dieses zusammengenommen sind die Verhältnisszahlen:

$$\frac{1}{A} \cdot \frac{bp + \beta\pi}{B}, \ \frac{1}{B} \cdot \frac{ap + \alpha\pi}{A}, \text{ oder } bp + \beta\pi, \ ap + \alpha\pi.$$

Für $p = \pi$ wird daraus B, A; wie gehörig nach §§. 43 und 53.

* Diese anspannende Wirkung der Hemmungssumme bleibt während der ganzen Zeit ihres Sinkens immer in denselben Verhältnissen, denn bei jedem neuen Element, welches sinkt, fragt sich gleichsam von neuem, wie es ver-

Digitized by Google

§. 59.

Wir schreiten fort zu drei Complexionen, $A = a + \alpha$, $B = b + \beta$, $C = c + \gamma$, wo A die stärkste, C die schwächste, während die Bestandtheile mancherlei Grössenverhältnisse haben können. Auch seien die Hemmungsgrade

zwischen	a	und	b,	p;	zwischen	α	und	β,	π
-	a	-	c,	n;	-	α	-	γ,	ν
-	b	-	c,	m	-	β	-	γ,	μ.

Um nun zuerst bloss die wirkenden Kräfte zu betrachten, so fern sie von der Stärke der Vorstellungen und den Hemmungsgraden unmittelbar abhängen, so wirkt

A auf B	im Verhältniss			$ap + \alpha\pi$,
- auf C	-	-	-	$an + \alpha\nu$,
B auf A	-	-	-	$bp + \beta\pi$,
- auf C	-	-	-	$bm + \beta\mu$,
C auf A	-	-	-	$cn + \gamma\nu$,
- auf B	-	-	-	$cm + \gamma\mu$.

Mit jedem dieser Verhältnisse ist zusammenzusetzen die Spannung der wirkenden Vorstellung. Endlich ist mit der Summe der Kräfte, von denen eine jede Complexion leidet, zusammenzusetzen das umgekehrte Verhältniss ihrer Totalkraft, nach welchem sie sich den einwirkenden Kräften unterwirft. Auf diese Weise entspringen folgende Verhältnisszahlen:

A leidet im Verhältniss $\left(\frac{bp + \beta\pi}{B} + \frac{cn + \gamma\nu}{C}\right) \cdot \frac{1}{A}$;

B - - - $\left(\frac{ap + \alpha\pi}{A} + \frac{cm + \gamma\mu}{C}\right) \cdot \frac{1}{B}$;

C - - - $\left(\frac{an + \alpha\nu}{A} + \frac{bm + \beta\mu}{B}\right) \cdot \frac{1}{C}$.

Kürzer: $C(bp + \beta\pi) + B(cn + \gamma\nu)$;
$C(ap + \alpha\pi) + A(cm + \gamma\mu)$;
$B(an + \alpha\nu) + A(bm + \beta\mu)$.

Zwei Bemerkungen können hier sogleich hinzugefügt werden.

Erstlich: es sei $p = \pi$, $n = \nu$, $m = \mu$: so wird $\frac{bp + \beta\pi}{B} = p$, weil $\frac{b + \beta}{B} = 1$; eben so bei den folgenden ähnlichen Grössen; daher werden die Verhältnisszahlen

$$\frac{p + n}{A}, \quad \frac{p + m}{B}, \quad \frac{n + m}{C}$$

ganz ähnlich jenen im §. 53.

---

theilt werden solle? und es regt dadurch die widerstrebenden Kräfte auf. Auch widerstehen dieser Vertheilung immer die ganzen Vorstellungen, folglich die nämlichen Kräfte.

Digitized by Google

Zweitens: es sei $b=\beta$, $c=\gamma$, $a=\alpha$, so ist $A=2a$, $B=2b$, $C=2c$; und die Verhältnisszahlen werden:

$$\frac{p+\pi+n+\nu}{A},\quad \frac{p+\pi+m+\mu}{B},\quad \frac{n+\nu+m+\mu}{C}.$$

Zur Abkürzung kann man auch hier wieder die zu A, B, C gehörigen Zähler mit ε, η, ϑ bezeichnen. Nur dürfen die Bedeutungen dieser Buchstaben dann nicht mit den obigen verwechselt werden. Dieselbe Erinnerung trifft auch p, m und n. — Was die Hemmungssumme für drei Complexionen anlangt: so ergiebt schon der vorige §, dass dieselbe auch hier die beiden Hemmungssummen für die Bestandtheile der Complexionen in sich schliesse.

Uebrigens muss es hier genügen, dass drei binomische Complexionen zur Untersuchung gezogen werden. In das Detail, welches mehrere und vieltheilige Complexionen verursachen würden, können wir uns nicht einlassen.

§. 60.

Die Berechnungen, welche aus den bisherigen Bestimmungen folgen, werden den grossen Einfluss der Complicationen unserer Vorstellungen ins Licht setzen. — Für zwei Complexionen ist die Rechnung im allgemeinen die:

$$[(a+b).p+(\alpha+\beta).\pi]:\begin{cases} bp+\beta\pi \\ ap+\alpha\pi \end{cases} = (S+\Sigma):\begin{cases} \dfrac{(bp+\beta\pi).(S+\Sigma)}{(a+b)\,p+(\alpha+\beta)\,\pi} \\ \dfrac{(ap+\alpha\pi).(S+\Sigma)}{(a+b)\,p+(\alpha+\beta)\,\pi} \end{cases}$$

Durch S und Σ deute ich nämlich die beiden Theile der Hemmungssumme an, deren einer aus a und b, der andere aus α und β entspringt.

1) Wir wollen annehmen, A und B seien *ähnliche* Complexionen, d. h. $a:\alpha=b:\beta$; also $\beta=\frac{\alpha b}{a}$, und $bp+\beta\pi=b(p+\frac{\alpha}{a}\pi)$ $=\frac{b}{a}(ab+\alpha\pi)$; daher beide Verhältnisszahlen ganz kurz $=b$ und a; demnach

$$(a+b):\begin{cases} b \\ a \end{cases} = (S+\Sigma):\begin{cases} \dfrac{b\,(S+\Sigma)}{a+b} \\ \dfrac{a\,(S+\Sigma)}{a+b}, \end{cases}$$

das heisst: *zwei ähnliche Complexionen hemmen sich im umgekehrten Verhältnisse ihrer analogen Theile.*

Beispiel: die Vorstellung eines Klanges von der Stärke $=2$ sei complicirt mit der Vorstellung einer Farbe von der Stärke $=3$; die Vorstellung eines andern Klanges von der Stärke $=8$

Digitized by Google

sei complicirt mit der Vorstellung einer andern Farbe von der Stärke =12; die Verschiedenheit der Farben sowohl als der Klänge sei welche sie wolle: so wird von der ersten Complexion viermal so viel gehemmt als von der zweiten.

2) Die Hemmungsgrade seien gleich, oder $p=\pi$; so lassen sich dadurch die Verhältnisszahlen dividiren, und die Rechnung bekommt folgende Form:

$$(A+B):\begin{cases} B \\ A \end{cases} = (S+\Sigma):\begin{cases} \frac{(S+\Sigma)B}{A+B} \\ \frac{(S+\Sigma)A}{A+B} \end{cases}$$

Das heisst: *wenn unter den Bestandtheilen zweier Complexionen nur einerlei Grad der Hemmung herrscht; so ist die Grösse dieser Bestandtheile von keinem Einfluss auf das Verhältniss der Hemmung, wofern nur die ganzen Complexionen gleich bleiben, als von welchen nun allein das Hemmungsverhältniss abhängt.*

Der Grösse nach aber sind die zu hemmenden Theile um so kleiner, je ungleicher an Grösse die Bestandtheile der Complexionen. Dieses folgt aus der Hemmungssumme, welche von jedem Paar entgegengesetzter Vorstellungen nur die kleinste in sich fasst.

Beispiele: Ein Klang =2 sei complicirt mit einer Farbe =3, ein andrer Klang =2 mit einer andern Farbe =4; überdies voller Gegensatz sowohl zwischen den Klängen unter einander als zwischen den Farben: so ist die Hemmungssumme =2+3=5, das Hemmungsverhältniss wie 6:5, also leidet die erste Complexion die Hemmung von $\frac{30}{11}$, die andre von $\frac{24}{11}$. — Es sei aber ein Klang =1 complicirt mit einer Farbe =4, und ein andrer Klang =3 mit einer Farbe =3; der Gegensatz wie vorhin: so ist die Hemmungssumme =1+3=4, das Hemmungsverhältniss wie 6:5, also wird von der ersten Complexion gehemmt $\frac{24}{11}$, von der andern $\frac{20}{11}$.

3) Es sei $bp+\beta\pi=ap+\alpha\pi$, oder $p(b-a)=\pi(\alpha-\beta)$, oder

$$p:\pi=(\alpha-\beta):(b-a),$$

so ergiebt sich der Satz: *von beiden Complexionen wird gleich viel gehemmt, wenn die Hemmungsgrade sich umgekehrt verhalten wie die Differenzen der ihnen zugehörigen Vorstellungen.* Damit dieses möglich sei, müssen die Complexionen unähnlich sein in dem Grade, dass jede bestehe aus der stärksten des einen Paares entgegengesetzter Vorstellungen, und aus der schwächsten des andern. Denn kein Hemmungsgrad kann negativ sein.

Digitized by Google

Beispiel: Zwischen zwei Klängen sei der Gegensatz $=1$, zwischen zwei Farben $=\frac{3}{4}$; ein Klang $=2$ complicirt mit einer Farbe $=6$, der andre Klang $=5$ complicirt mit der andern Farbe $=2$: so ergiebt sich das Hemmungsverhältniss $(5+2\,.\,\frac{3}{4}):(2+6.\frac{3}{4})=\frac{20+6}{4}:\frac{8+18}{4}=26:26=1:1$.

Das Auffallende in diesem Beispiel, dass eine Complexion $=7$ und eine andre $=8$ sich gegenseitig gleich stark hemmen, wird noch mehr hervortreten in dem folgenden Satze.

4) Es sei $\pi=o$, so ist das Hemmungsverhältniss wie $b:a$, und die Rechnung giebt die vierten Glieder $\frac{bS}{a+b}$ und $\frac{aS}{a+b}$, α und β mögen sein was sie wollen.

Das heisst: *wenn von zweien entgegenstehenden Vorstellungen jede complicirt ist mit einer solchen, die nichts ihr Entgegengesetztes im Bewusstsein antrifft: so geschieht die Hemmung lediglich im Verhältniss jener entgegengesetzten; obgleich die ganzen Complexionen derselben unterworfen sind.*

Beispiel: Mit der Vorstellung eines Farbigten von der Stärke 3, sei complicirt ein Klang $=1$, mit der Vorstellung eines andern Farbigten von der Stärke 1, sei complicirt eine Gefühlsvorstellung $=11$: so erleidet die letztre Complexion $=12$ eine dreimal so starke Hemmung wie die erstere $=4$. Wie sehr die Farben entgegengesetzt sein mögen, wirkt nur auf die Hemmungsumme.

Das Seltsame, dass die stärkste Kraft hier am meisten leidet, ist leicht zu erklären. Die Gefühlsvorstellung kann nur widerstehen; aber ihr ist kein Gegensatz eigen, durch den sie für sich etwas aus dem Bewusstsein verdrängen könnte. Dagegen erhält sie etwas im Bewusstsein, das vor einer andern stärkern Vorstellung weichen sollte. Deshalb leidet sie unter derselben Einwirkung, der jenes ausgesetzt ist. Nicht anders ereignet sich dies selbst dann, wenn die gegenüberstehende Vorstellung einfach ist. Es sei $\alpha=o$, oder im Beispiel, der Klang fehle gänzlich: so übt dennoch die Vorstellung $=3$ die nämliche Gewalt gegen die Complexion $=12$. Nur mit dem Unterschiede, dass nun diejenige Hemmung, welche sonst die Vorstellung des Farbigten $=3$ mit der des Klanges $=1$ gemeinschaftlich getragen hätte, allein der ersteren zur Last fällt. —

Es ist der Mühe werth, nachzusehen, in wie fern diese bei

zwei Complexionen sich so leicht darbietenden Sätze, auch auf drei derselben Anwendung finden mögen.

Damit erstlich drei Complexionen einander ähnlich seien, muss $a:\alpha = b:\beta = c:\gamma$ gesetzt werden. Hieraus ist im §. 59 $bp+\beta\pi = \frac{b}{a}(ap+\alpha\pi)$; $cn+\gamma\nu = \frac{c}{a}(an+\alpha\nu)$; $cm+\gamma\mu = \frac{c}{a}(am+\alpha\mu)$, $bm+\beta\mu = \frac{b}{a}(am+\alpha\mu)$. Auch ist $C = c+\frac{c\alpha}{a} = c(1+\frac{\alpha}{a})$, $B = b(1+\frac{\alpha}{a})$, $A = a(1+\frac{\alpha}{a}$; daher sich die Verhältnisszahlen sämmtlich durch $1+\frac{\alpha}{a}$ dividiren lassen. Demnach sind dieselben, wenn noch mit a multiplicirt wird:

$$cb(ap+\alpha\pi)+bc(an+\alpha\nu)$$
$$ca(ap+\alpha\pi)+ac(am+\alpha\mu)$$
$$ab(an+\alpha\nu)+ab(am+\alpha\mu).$$

Damit ein leicht fassliches Verhältniss gewonnen werde, bedarf es hier noch eines Zusatzes, der bei zwei Complexionen nicht bemerklich werden konnte. Es sei nämlich $p:\pi = n:\nu = m:\mu$, folglich $an+\alpha\nu = an+\alpha\frac{n\pi}{p} = \frac{n}{p}(ap+\alpha\pi)$, und $am+\alpha\mu = \frac{m}{p}(ap+\alpha\pi)$, so werden jene Zahlen:

$$bc(p+n), \quad ac(p+m), \quad ab(n+m);$$
oder $$\frac{p+n}{a}, \quad \frac{p+m}{b}, \quad \frac{n+m}{c};$$

wo das umgekehrte Verhältniss der analogen Theile allerdings vorhanden, nur noch durch die zugehörigen Hemmungsgrade afficirt ist.

Ueber den zweiten Satz erhellt schon aus §. 59, dass für $p=\pi$, $n=\nu$, $m=\mu$, die Verhältnisse sind

$$\frac{n+p}{A}, \quad \frac{m+p}{B}, \quad \frac{n+m}{C}.$$

Was den dritten Satz anlangt, so scheint es nicht, dass die Bedingung der gleichen Hemmung für drei Complexionen auf einen schicklichen Ausdruck zu bringen sei.

Auch die vierte Voraussetzung, $\pi=0$, veranlasst hier nur die Bemerkung, dass, wenn von den drei Vorstellungen α, β, und γ, eine zu einem andern Continuum gehört als die übrigen beiden, dann zugleich *zwei* Hemmungsgrade $=0$ werden, also mit $\pi=0$ zugleich $\nu=0$ oder $\mu=0$.

§. 61.

Zu den sämmtlichen hier geführten Rechnungen kommt nun der Satz: *dass bei vollkommenen Complexionen sich stets das Ge-*

Digitized by Google

hemmte auf die Bestandtheile in demselben Verhältnisse vertheilen muss, in welchem sie zur Complexion beitragen. Es sei von der Complexion $A = a + \alpha$ gehemmt die Grösse u, so ist $\frac{au}{a+\alpha}$ gehemmt von a, und $\frac{\alpha u}{a+\alpha}$ gehemmt von α. Dies versteht sich von selbst aus der Natur einer Totalkraft, deren Theile gleichmässig widerstehen und leiden, und deren *ungleiche* Theile eben deshalb einem gerade so ungleichen Leiden unterworfen sein müssen.

Hieraus geht zugleich hervor, dass vollkommne Complexionen sich in allen ihren Zuständen (d. h. bei jedem Grade der Verdunkelung im Bewusstsein) doch immer ähnlich bleiben. Denn die Reste müssen ähnlich sein, wenn das Gehemmte immer dieselbe Proportion beobachtet.

Merkwürdig ist ferner, dass von den Elementen der Complexionen bald mehr bald weniger als die *aus ihnen* resultirende Hemmungsumme sinken wird. Denn die partiellen Hemmungssummen vereinigen sich hier zu einer allgemeinen Last, deren Vertheilung nun andern Regeln folgt, als jenen, die in dem Widerstreit der Elemente ursprünglich gegründet waren. — Gehn wir zu dem ersten Beispiele des §. 60 zurück: so sei dort für die beiden Klänge der Hemmungsgrad $=\frac{1}{2}$, für die Farben $=1$: so ist $S+\Sigma=1+3=4$; von der ersten Complexion wird gehemmt $\frac{8.4}{2+8}=3{,}2$; also für den Klang $=2$ beträgt die Hemmung $\frac{2.3{,}2}{5}=1{,}28$; für die Farbe $=3$ beträgt dieselbe $\frac{3.3{,}2}{5}=1{,}92$; von der zweiten Complexion wird gehemmt $\frac{2.4}{10}=0{,}8$; also für den Klang $=8$ ergiebt sich das Gehemmte $=\frac{8.0{,}8}{20}=0{,}32$, und für die Farbe $=12$ kommt $\frac{12.0{,}8}{20}=0{,}48$. Denken wir die Complication hinweg: so haben wir für den Klang $=2$ das Gehemmte $=0{,}8$; für den Klang $=8$ kommt $0{,}2$; für die Farbe $=3$ findet sich das Gehemmte $=2{,}4$; und für die Farbe $=12$ beträgt dasselbe $0{,}6$. Offenbar verursacht hier die Complication einen Nachtheil für die Klänge, und einen Vortheil für die Farben, indem der grössere Hemmungsgrad der letztern auf jene mit einfliesst. Die Hemmungssumme für die Klänge ist $=1$; aber wegen der Complication wird von ihnen gehemmt $1{,}28+0{,}32=1{,}6$; die Hemmungsumme für die Far-

Digitized by Google

ben ist =3, die Complication vermindert dies bis auf 1,92+0,48 =2,4. Aber auch *nur* in der Hemmungssumme liegt der Grund hievon, wie man aus der hieher gehörigen Formel des §. 60 sehr leicht sehn wird. *Setzt man nun bei ähnlichen Complexionen auch noch die Hemmungsgrade gleich: so geschieht die Hemmung gänzlich so, als ob keine Complication stattgefunden hätte.* Denn hiedurch bekommt die ganze Hemmungssumme zu den ganzen Complexionen dasselbe Verhältniss, wie es bei den einzelnen Vorstellungen gewesen wäre. — In *jedem hievon abweichenden Falle entsteht ein Gefühl des Contrastes* unter den *zu wenig* gehemmten Vorstellungen, weil sie *mit dem Drange,* sich zu hemmen, *im Bewusstsein bleiben.* Davon tiefer unten im §. 104.

§. 62.

Welche Arbeit es kosten werde, Schwellentafeln für die vollkommnen Complexionen zu berechnen, lässt sich aus den verwickelten Hemmungsverhältnissen für drei Complexionen nur gar zu leicht erkennen. Denn für zwei Complexionen kann es keine Schwellen geben, da die Hemmungssumme niemals grösser sein kann, als die schwächere Complexion, diese aber nicht völlig sinken wird, ohne einen Theil der Hemmungssumme auf die stärkere zu werfen.

Nur in den vorbemerkten Fällen, wo die Hemmungsverhältnisse auf die Form $\frac{\varepsilon}{a}$, $\frac{\eta}{b}$, $\frac{\vartheta}{c}$, oder auch $\frac{\varepsilon}{A}$, $\frac{\eta}{B}$, $\frac{\vartheta}{C}$, können gebracht werden, bieten sich die Wendungen der Rechnung abermals dar, welche schon bei einfachen Vorstellungen mit verschiedenen Hemmungsgraden gebraucht sind. Denn die Formel des §. 55

$$\frac{\varepsilon + x\eta}{x\vartheta} = b(S-1)$$

wird mit gehöriger Veränderung, und besonders mit gehöriger Bestimmung von ε, η, ϑ, S, auch jetzo passen.

Wir zeichnen hier einen Fall aus, der sehr einfach und zugleich sehr abweichend ist von den Bestimmungen der Schwellen in den vorigen Capiteln. Es sei nur eine Complexion im Bewusstsein gegenwärtig, allein zugleich zwei einfache Vorstellungen, deren jede einem Elemente der Complexion widerstreite. Also $a+\alpha$, b, und γ. Alsdann sind $\beta=o$, $c=o$, $C=\gamma$, $B=b$, auch $\pi=\mu=n=m=o$; indem bloss zwischen a und b der Hemmungsgrad p, und zwischen α und γ der Hemmungsgrad

Digitized by Google

ν noch übrig bleibt. Dem gemäss sind aus §. 59 die Hemmungsverhältnisse

für $a+\alpha$,	für b,	für γ.
$\gamma bp + b\gamma\nu$;	γap;	$b\alpha\nu$.

Ferner wegen der Hemmungssumme, da γ auf der Schwelle sein soll, ist am natürlichsten anzunehmen, dass $\gamma < \alpha$, folglich dass $\nu\gamma$ zur Hemmungssumme gehöre. Unentschieden mag es bleiben, ob $a > b$; wir wollen den Buchstaben h einführen, der a bedeuten soll, wenn $a < b$, aber b, wenn $a > b$; so ist auf allen Fall ph der andre Theil der Hemmungssumme; also dieselbe $= ph + \nu\gamma$. Was nun von γ gehemmt wird, findet sich so:

$$[\gamma(bp + b\nu + ap) + b\alpha\nu] : b\alpha\nu = ph + \nu\gamma : \frac{b\alpha\nu(ph+\nu\gamma)}{\gamma(bp+b\nu+ap)+b\alpha\nu}$$

und γ ist auf der Schwelle, wenn

$$\gamma = \frac{b\alpha\nu(ph+\nu\gamma)}{\gamma(bp+b\nu+ap)+b\alpha\nu}$$

woraus

$$\gamma^2(bp + b\nu + ap) + \gamma b\alpha\nu - \gamma b\alpha\nu^2 = phb\alpha\nu$$

oder

$$\gamma^2 + \gamma \cdot \frac{b\alpha\nu(1-\nu)}{bp+b\nu+ap} = \frac{phb\alpha\nu}{bp+b\nu+ap}.$$

Die Auflösung der Gleichung versteht sich nun von selbst. Der Coëfficient von γ wird $= o$ für $\nu = 1$; und alsdann

$$\gamma = \sqrt{\frac{phb\alpha}{b(p+1)+ap}}.$$

Die Zweideutigkeit, ob $h = a$ oder $h = b$, wird wegfallen wenn $a = b$, alsdann ist

$$\gamma = \sqrt{\frac{pa\alpha}{2p+1}}$$

und für $p = 1$, $\gamma = \sqrt{\frac{a\alpha}{3}}$. Ist endlich auch $\alpha = a = b$, so kommt $\gamma = a\sqrt{\frac{1}{3}}$. Mit dieser Complicationsschwelle vergleiche man nach §. 47 die gemeine Schwelle, welche entstehn würde, wenn aus einem einzigen Continuum von Vorstellungen die stärkste $= a + \alpha$, zwei andre $= b$ und $= \gamma$ genommen wären, auch $a = \alpha = b = 1$, da denn $\gamma = \sqrt{\frac{2}{3}}$ auf der Schwelle sein würde. Es leuchtet ein, dass hier das ganze $a + \alpha$ im Streite wäre mit jeder der beiden einfachen Vorstellungen; während in unserm Falle nur a wider b, und α wider γ streitet, daher ein schwächeres γ hinreicht, um noch die Schwelle des Bewusstseins zu behaupten.

Digitized by

FÜNFTES CAPITEL.

Von den unvollkommnen Complicationen.

§. 63.

Schon der Anfang des vorigen Capitels erklärt den Ausdruck *unvollkommne Complicationen*. Die Untersuchung der statischen Gesetze für dieselben ist schwerer, als die zunächst vorhergegangene für die vollkommnen Complicationen; auch die Mannigfaltigkeit der Fälle ist hier unendlich grösser, weil die Innigkeit der Verbindung jeden beliebigen Grad haben kann. Daher lässt sich alles bisher über die Complicationen Vorgetragene ansehn als gehörig zu einem speciellen Fall aus einem sehr weiten Gebiete, in welchem wir uns jetzo umsehen wollen. Doch nur das Allgemeinste und Leichteste können wir hier angeben. —

Eine Vorstellung $= a$ sei durch irgend welche Kräfte gehemmt bis auf den Rest $= r$; desgleichen eine Vorstellung $= \alpha$, aus einem andern Continuum, gehemmt bis auf den Rest $= \varrho$. Wenn sie also zusammentreffen im Bewusstsein: so verbinden sich die Reste r und ϱ zu Einer Totalkraft, die aber unabtrennlich ist von den ganzen, wiewohl nicht durchaus verbundenen Vorstellungen a und α. Wird nun eine dieser beiden noch mehr gehemmt, so widersteht nicht nur sie selbst mit ihrer ganzen untheilbaren Kraft, sondern mit ihr und für sie wirkt noch eine gewisse Hülfe, welche die andre Vorstellung ihr leistet. Diese Hülfe zu bestimmen, ist unsre erste Aufgabe. Es ist klar, dass die Hülfe vollkommen sein würde wenn $r = a$ und $\varrho = \alpha$, welches eine vollkommne Complication ergeben hätte. Um wie viel nun dem r fehlt zu a, und dem ϱ zu α, beides muss die zu leistende Hülfe vermindern.

Erstlich, wenn a die Hülfe empfängt: so ist das helfende Quantum $= \varrho$.

Zweitens, die ganze Hülfe $= \varrho$ wird dadurch vermindert, dass nicht das ganze a, sondern nur ein Bruch von ihm, sich dieselbe aneignen kann. Dieser Bruch ist $= \frac{r}{a}$.

Beides zusammen ergiebt die Hülfe $= \frac{r\varrho}{a}$. Desgleichen diejenige Hülfe, welche α erhalten kann, $= \frac{\varrho r}{\alpha}$.

Digitized by Google

Demnach bilden sich aus den ganzen Vorstellungen und den ihnen zukommenden Hülfen, Totalkräfte, deren eine $= a + \frac{r\varrho}{a} = \frac{a^2 + r\varrho}{a}$, die andre $= \alpha + \frac{r\varrho}{\alpha} = \frac{\alpha^2 + r\varrho}{\alpha}$.

§. 64.

Um nun die Wirkungsart dieser Complicationshülfen näher kennen zu lernen, wollen wir annehmen, mit der unvollkommnen Complication zugleich sei eine einfache Vorstellung im Bewusstsein, die mit einem Bestandtheile jener im Widerstreite stehe. Sie heisse b.

Zwischen a und b sei der Hemmungsgrad $= m$; a mit α complicirt, vermöge der Reste r und ϱ. So steht dem α unmittelbar keine Kraft entgegen, sondern nur b wirkt auf dasselbe vermittelst a, und vermittelst der Reste r und ϱ. Die Wirkung von b auf a ist beschränkt durch den Hemmungsgrad m; dieser muss auch die vermittelte Einwirkung auf α beschränken. Ausserdem bezeichnet der Bruch $\frac{r}{a}$ das Verhältniss, in welchem die *ganze* Vermittelung jener Einwirkung, welche das *ganze* a hätte leisten können, *vermindert* wird. Und überdies ergiebt der Bruch $\frac{\varrho}{\alpha}$, in welchem Verhältnisse die Fähigkeit von α verringert ist, sich dieselbe Einwirkung zuzueignen.

Also b wirkt auf α als eine Kraft $= m \cdot \frac{r}{a} \cdot \frac{\varrho}{\alpha} \cdot b$. Aber b wirkt nur, in so fern es durch die Hemmungssumme gespannt wird; diese Spannung ist im Verhältnisse $\frac{1}{b}$. Endlich α leidet im umgekehrten Verhältnisse seiner Kraft; diese Kraft mit der Complicationshülfe verbunden, ist $= \frac{\alpha^2 + r\varrho}{\alpha}$. Also erhalten wir, alles zusammengenommen, für das Leiden von α die Verhältnisszahl

$$m \cdot \frac{r}{a} \cdot \frac{\varrho}{\alpha} \cdot b \cdot \frac{1}{b} \cdot \frac{\alpha}{\alpha^2 + r\varrho} = \frac{mr\varrho}{a(\alpha^2 + r\varrho)}.$$

Ferner auf a wirkt die Kraft mb, in der Spannung $\frac{1}{b}$; und leidet sammt seiner Hülfe im umgekehrten Verhältnisse von $\frac{a^2 + r\varrho}{a}$. Dieses zusammengenommen findet sich für das Leiden von a die Verhältnisszahl $mb \cdot \frac{1}{b} \cdot \frac{a}{a^2 + r\varrho} = \frac{ma}{a^2 + r\varrho}$.

Endlich auf b wirkt nur die Kraft am; es entsteht aber die Frage, welches die Spannung dieser Kraft sein werde? Für a

Digitized by Google

allein wäre sie $\frac{1}{a}$, für eine vollkommne Complexion $a + \alpha$ wäre sie $\frac{1}{a+\alpha}$; für die unvollkommne Complexion ist sie wegen der Hülfe ohne Zweifel $= \frac{a}{a^2 + r\varrho}$. Das Leiden von b verhält sich überdies wie $\frac{1}{b}$; also findet man für das Leiden von b die Verhältnisszahl $\frac{am \cdot a}{b(a^2 + r\varrho)}$.

Alle gefundene Verhältnisszahlen lassen sich durch m dividiren, daher setzen wir

$$\frac{r\varrho}{a(a^2 + r\varrho)} = M; \quad \frac{a}{a^2 + r\varrho} = N; \quad \frac{a^2}{b(a^2 + r\varrho)} = P.$$

Nun ist wohl zu bemerken, dass in diesen Verhältnissen unmöglich die Hemmungssumme könne vertheilt werden. Denn die Totalkräfte $a + \frac{r\varrho}{a}$, $\alpha + \frac{r\varrho}{\alpha}$, sind nicht, wie die Kräfte in allen unsern bisherigen Berechnungen, *rein verschiedene* Kräfte, sondern der Theil $\frac{r\varrho}{a}$ steckt in α, welches dem a diese Hülfe giebt; und der Theil $\frac{r\varrho}{\alpha}$ steckt eben so in a. Was daher diese Totalkräfte an Hemmung erleiden, das ist eben so wenig rein gesondert; sondern es liegt auf ähnliche Weise in einander verschränkt, wie die Kräfte. Wollte man das alles, was die Totalkräfte zusammengenommen leiden, addiren, so bekäme man mehr als die Hemmungssumme beträgt; denn man bekäme das alles doppelt, was der Wahrheit nach in einem andern enthalten ist, obgleich die Rechnung es neben dem andern aufstellt.

Demnach sei das, was von der Totalkraft $a + \frac{r\varrho}{a}$ gehemmt wird, $= u$: so muss dieses u zuvörderst zwischen a und $\frac{r\varrho}{a}$ getheilt werden. Nur der erste Theil, der sich für a ergeben wird, gehört wahrhaft zur Hemmungssumme; der andre Theil, welcher auf $\frac{r\varrho}{a}$ kommt, ist ein Leiden für das helfende α. Dessen ungeachtet darf er diesem nicht besonders angerechnet werden, denn er liegt versteckt in dem wirklichen Leiden des α, welches man findet, indem man diejenige Hemmung, die zur Totalkraft $\alpha + \frac{r\varrho}{\alpha}$ gehört, nach dem Verhältniss $\alpha : \frac{r\varrho}{\alpha}$ eintheilt, wo denn wiederum nur der erste Theil zur Hemmungssumme gehört, der andre aber in dem eben gefundenen Leiden von a versteckt liegt, und keinesweges zu demselben zu addiren ist.

Digitized by Google

Nach diesen Prämissen wird folgender Gang der Rechnung klar sein: man denke sich irgend ein X, als ob es dasjenige wäre, was nach den zuvor bestimmten Verhältnissen getheilt würde. Die vierten Glieder der Proportionen zerlege man durch neue Proportionen, um dasjenige, was wirklich zur Hemmungssumme gehört, herauszusondern; man addire dasselbe, und setze es der zuvor bestimmten Hemmungssumme gleich; daraus finde man X, und substituire seinen Werth in die zuvor mit Hülfe desselben bestimmten wahren Theile der Hemmungssumme; diese Theile sind nun wirklich das, was die einzelnen Vorstellungen leiden, und die Aufgabe ist dadurch aufgelöst.

Durch die Rechnung mag diese Vorschrift vollends klar werden. — Zuerst werde X getheilt nach den obigen Verhältnissen M, N, P.

$$(M+N+P):\begin{cases} M \\ N \\ P \end{cases} = X:\begin{cases} \dfrac{MX}{M+N+P} \\ \dfrac{NX}{M+N+P} \\ \dfrac{PX}{M+N+P} \end{cases}$$

$\frac{MX}{M+N+P}$ ist das Leiden für die Totalkraft $\alpha + \frac{r\varrho}{\alpha}$; es zerfällt nach dem Verhältnisse $\alpha : \frac{r\varrho}{\alpha}$ in zwei Theile. Nur der erstre wird zur Hemmungssumme gehören; man sondere ihn ab durch die Proportion

$$\frac{\alpha^2 + r\varrho}{\alpha} : \alpha = \frac{MX}{M+N+P} : \frac{\alpha^2 MX}{(\alpha^2 + r\varrho)(M+N+P)}.$$

Ferner $\frac{NX}{M+N+P}$ ist das Leiden für die Totalkraft $a + \frac{r\varrho}{a}$; es zerfällt nach $a : \frac{r\varrho}{a}$ in zwei Theile; den ersten sondere man ab durch die Proportion

$$\left(\frac{a^2 + r\varrho}{a} = \frac{1}{N}\right) : a = \frac{NX}{M+N+P} : \frac{a N^2 X}{M+N+P}.$$

Endlich $\frac{PX}{M+N+P}$ ist das Leiden für b; welches keine Hülfe bekommen hat, sondern seine Hemmung allein trägt. Daher ist hier keine Absonderung anzubringen, sondern dieses Leiden gehört ganz zur Summe der Hemmung.

Jetzt müssen die gefundenen Theile addirt, und der Hemmungssumme $= S$ gleich gesetzt werden; also

$$\frac{X}{M+N+P}\left(\frac{\alpha^2 M}{\alpha^2 + r\varrho} + a N^2 + P\right) = S$$

Digitized by Google

und folglich $X = \frac{S(M+N+P)}{\frac{\alpha^2 M}{\alpha^2 + r\varrho} + a N^2 + P}$.*

Dieser Werth von X ist zu substituiren in die gefundenen Theile, welche gehemmt werden von α, a, und b; demnach:

$$\frac{\alpha^2 MS}{(\alpha^2 + r\varrho)\left(\frac{\alpha^2 M}{\alpha^2 + r\varrho} + a N^2 + P\right)} \text{ wird gehemmt von } \alpha;$$

$$\frac{a N^2 S}{\frac{\alpha^2 M}{\alpha^2 + r\varrho} + a N^2 + P} \text{ wird gehemmt von } a;$$

$$\frac{PS}{\frac{\alpha^2 M}{\alpha^2 + r\varrho} + a N^2 + P} \text{ wird gehemmt von } b.$$

Hieraus sieht man nun die wahren Verhältnisszahlen, nach denen die Hemmungssumme sich wirklich theilt. Sie sind

$$\frac{\alpha^2 M}{\alpha^2 + r\varrho}, \quad a N^2, \quad \text{und } P.$$

und weil $M = \frac{r\varrho}{\alpha(\alpha^2 + r\varrho)}$, $N = \frac{a}{\alpha^2 + r\varrho}$, $P = \frac{\alpha^2}{b(\alpha^2 + r\varrho)}$,

so wird die erste Verhältnisszahl $= \frac{\alpha^2 r\varrho}{a(\alpha^2 + \varrho r)^2}$,

die zweite wird $= \frac{a^3}{(\alpha^2 + r\varrho)^2}$,

die dritte ist und bleibt $= \frac{\alpha^2}{b(\alpha^2 + r\varrho)}$.

In dieser Bestimmung der Verhältnisse müssen zwei andre, aus dem Vorigen schon bekannte, mit enthalten sein, an denen wir ihre Richtigkeit erproben können. Für $r = a$ und $\varrho = \alpha$ muss die unvollkommne Complexion in eine vollkommne übergehn. Dafür wird die Verhältnisszahl für α, $\frac{\alpha^3 a}{a(\alpha^2 + a\alpha)^2} = \frac{\alpha}{(a+\alpha)^2}$,

die - - für a, $\frac{a^3}{(\alpha^2 + a\alpha)^2} = \frac{a}{(a+\alpha)^2}$,

die - für b, $\frac{\alpha^2}{b(\alpha^2 + a\alpha)} = \frac{\alpha}{b(a+\alpha)}$,

oder mit $b(a+\alpha)^2$ multiplicirt, αb, ab, $\alpha(a+\alpha)$. Nach §§. 60 und 61 aber würden wir folgende Rechnung geführt haben: erstlich hätten wir β und $\pi = o$ gesetzt; daraus wäre das Hemmungsverhältniss $b : a$ gefunden; demnach von der Complexion würde gehemmt $\frac{bS}{a+b}$; dieses müsste zerlegt werden nach dem Verhältniss der Bestandtheile der Complexion; und die vierten Glieder würden sein $\frac{\alpha bS}{(a+\alpha)(a+b)}$ und $\frac{abS}{(a+\alpha)(a+b)}$, daher wäre gehemmt

$$\text{von } \alpha,\ \frac{\alpha bS}{(a+\alpha)(a+b)},$$
$$\text{von } a,\ \frac{abS}{(a+\alpha)(a+b)},$$
$$\text{von } b,\ \frac{aS}{a+b},$$

welche Grössen sich verhalten wie $\frac{\alpha b}{a+\alpha}$, $\frac{ab}{a+\alpha}$, und a; oder wie αb, ab, $a(a+\alpha)$; dieses aber sind die nämlichen Verhältnisse, welche sich aus den obigen Formeln ergeben haben. — Für $\alpha = o$, folglich auch $\varrho = o$, sind bloss a und b im Widerstreit; nun werden jene Verhältnisszahlen o, $\frac{1}{a}$, $\frac{1}{b}$, wie gehörig.

§. 65.

Mit der nunmehr geschehenen Bestimmung des Hemmungsverhältnisses begnügen wir uns hier, weil die nach demselben zu erwartende wirkliche Hemmung allemal noch von andern beigemischten Umständen abhängen wird. Denn wir müssen wegen der angenommenen *unvollkommnen* Complexion voraussetzen, dass die Elemente derselben, a und α, beide von irgend welchen, hier unerwähnt gebliebenen Kräften gehindert werden sich im Bewusstsein höher zu heben, wodurch sogleich auch ihre Verbindung inniger werden, folglich r und ϱ sich vergrössern, und deren Wirkung wachsen würde. Eigentlich haben wir im Vorigen nur die Vertheilung des Drucks bestimmt, der aus dem Gegensatze des a und b entsteht.

Jetzt suchen wir uns die Bedeutung der gefundenen Formeln klärer zu machen. Der Schluss des vorigen §. zeigt, dass wenn die Complication sich der Vollkommenheit nähert, α beinahe in dem Verhältniss seiner eignen Stärke die ihm fremde Hemmung zwischen a und b, tragen hilft. Am weitesten hievon verschieden ist der Fall einer sehr unvollkommnen Verbindung zwischen a und α. Gesetzt, das Product $r\varrho$ sei so klein, dass man es neben a^2 und α^2 vernachlässigen könne, so werden die Verhältnisszahlen nahe

$$\frac{1}{\alpha} \cdot \frac{r\varrho}{a\alpha},\ \frac{1}{a},\ \frac{1}{b}.$$

Das heisst, die Hemmung zwischen a und b wird durch das complicirte α nun wenig verändert; α leidet desto weniger, je stärker es ist, und je weniger r gegen a, und ϱ gegen α beträgt. Zwischen diesen beiden äussersten Fällen liegt in der

Digitized by

Mitte die Annahme $r = \frac{1}{2}a$ und $\varrho = \frac{1}{2}\alpha$; und nun werden jene Zahlen

$$\frac{a}{4(a + \frac{1}{4}\alpha)^2}, \quad \frac{a}{(a + \frac{1}{4}\alpha)^2}, \quad \frac{a}{b(a + \frac{1}{4}\alpha)};$$

für $a = \alpha$ wird hieraus

$$\frac{1}{5a}, \quad \frac{4}{5a}, \quad \frac{1}{b}.$$

Man kann auch diese Annahme $a = \alpha$ gleich in die allgemeinen Ausdrücke setzen; alsdann lassen sich diese durch $\frac{a^2 + r\varrho}{a}$ dividiren, und man findet

$$\frac{r\varrho}{a^2 + r\varrho}, \quad \frac{a^2}{a^2 + r\varrho}, \quad \frac{a}{b}.$$

Hier ist merkwürdig, dass die Summe der ersten beiden Zahlen $= 1$ ist. Demnach verhält sich das, was von der ganzen Complexion $a + \alpha$ gehemmt wird, zu dem Verluste von b, im angenommenen Falle wie b zu a; die Reste r und ϱ aber, die niemals einzeln, sondern immer zu einem Producte verbunden in Betracht kommen, bestimmen dann ferner die Vertheilung dessen, was von der Complexion zu hemmen ist, auf die Elemente derselben.

§. 66.

Die höchst wichtige Verschiedenheit der unvollkommnen Complexionen von den vollkommnen liegt nun klar vor Augen. Wir haben im vorigen Capitel gesehen, dass unsre Vorstellungen, so weit sie vollkommen verbunden sind, trotz allen Hemmungen stets ihren Zusammenhang unversehrt behaupten; denn vollkommne Complexionen bleiben sich stets ähnlich (§. 61). Ganz anders verhält es sich, sobald eine Verbindung unvollkommen ist. Da wird durch jede, auch die kleinste Hemmung, die das eine Element der Complexion stärker trifft, als das andre, auch die Verknüpfung lockerer gemacht, indem eins dem andern um so viel entzogen wird, als dies minder wie jenes unter dem vorhandenen Drucke leidet. Noch mehr! die vorhandene Verknüpfung wird *verfälscht* durch eine entgegengesetzte. Denn nach geschehener Hemmung complicirt sich b mit α in eben dem Maasse stärker, als von a mehr verdrängt wurde; dergestalt, dass nunmehr α nicht bloss mit a, sondern auch mit b, dem Widerspiel von a, verbunden ist. — Allein hiebei besteht nichts desto weniger in α das Streben, a bis auf den vorigen Punct der Verbindung wieder mit sich zu verei-

Digitized by Google

nigen. Denn die ganze Stärke dieser Verbindung wird fortwährend als Bedingung des vorhandenen Gleichgewichts vorausgesetzt; wäre sie schwächer, so würde *b* noch mehr als schon geschehen, von *a* hemmen. Hiedurch kommen wir weiter in der Lehre von den *Gefühlen*. Denn der Zustand einer Vorstellung, — wie hier *a*, — da sie eine andre, gegen die Gesetze des Gleichgewichts, höher ins Bewusstsein zu heben bemüht ist, verändert das *Vorgestellte* um gar nichts, kann also auch nicht zu dem sogenannten Vorstellungsvermögen gerechnet werden. Es ist ein *Sehnen*, welches befriedigt werden würde, wenn die angestrebte Vorstellung (hier *a*) von neuem gegeben würde; jedoch so, dass darauf sehr bald ein entgegengesetztes Sehnen, nach *b*, folgen würde, sobald nämlich dies durch das neue *a* merklich gehemmt, und dadurch *seiner* Verbindung mit *a* entzogen wäre. Jedoch dergleichen Betrachtungen lassen sich hier noch nicht ausführen; sie gehören sammt der obigen, am Ende des §. 61, in den zweiten Theil dieses Werks.

SECHSTES CAPITEL.

Von den Verschmelzungen.

§. 67.

Die ersten Vorbegriffe von den Verschmelzungen der Vorstellungen finden sich im Anfange des vierten Capitels. Die Vereinigung solcher Vorstellungen, die zu einerlei Continuum gehören (wie roth und blau, welches beides Farben sind, — oder wie ein paar Töne, oder dgl.), soll Verschmelzung heissen. Sie führt einen besondern Namen, weil der Grad der Verbindung hier nicht, wie bei den Complicationen ungleichartiger Vorstellungen (wie Ton und Farbe), bloss von zufälligen Umständen abhängt, sondern durch den Hemmungsgrad der verschmelzenden Vorstellungen selbst beschränkt wird. Während nun diese Art der Vereinigung verschiedener Vorstellungen zu einer Gesammtkraft niemals vollständiger werden kann, als der Hemmungsgrad derselben es gestattet: können recht füglich noch zufällige Hemmungen dazu kommen, um derenwillen die Vereinigung noch geringer wird. Allein solche Nebenumstände setzen wir hier bei Seite.

Digitized by Google

Es ist aber nöthig, zweierlei Verschmelzung zu unterscheiden, eine *nach* der Hemmung, eine andre *vor* der Hemmung*.

Zuvörderst nämlich ist klar, dass wegen der Einheit der Seele Alles, was sich nicht widerstrebt, ein intensives Eins werden muss; daher die Verschmelzung *nach* der Hemmung. Diejenigen entgegengesetzten Vorstellungen, deren Hemmung geschehn ist, verschmelzen gerade so weit, als sie sich nun nicht mehr hemmen. Die Reste bilden eine Totalkraft, ähnlich jener bei den unvollkommenen Complicationen; jedoch mit dem Unterschiede, dass die Complication vollkommner wird, wenn die complicirten Vorstellungen zugleich steigen; hingegen, wenn die verschmolzenen ihren Verschmelzungspunct übersteigen, die Hemmung von neuem beginnt; (mit einer Einschränkung, die im §. 93 erst vorkommt).

Verschieden hievon ist die Verschmelzung *vor* der Hemmung. Diese hängt ab von einem gewissen Grade der Gleichartigkeit der Vorstellungen. Bei völlig entgegengesetzten kann sie nicht stattfinden, welche gleichwohl jener andern, *nach* der Hemmung, unterworfen sind. — Man denke sich zuvörderst zwei vollkommen gleichartige Vorstellungen, z. B. beim Sehen zweier gleich gefärbter Puncte, oder beim Hören zweier gleich gestimmter Saiten. Dass diese gleichartigen völlig (und augenblicklich) in eine einzige Intension des Vorstellens verschmelzen werden, wofern sie gleichzeitig ungehemmt im Bewusstsein sind, versteht sich ganz von selbst. Was wird aber daraus werden, wenn ein paar *unendlich nahe* Vorstellungen, das heisst, zwei fast gleichartige, und deren Gegensatz unendlich klein ist, sich gleichzeitig ungehemmt zusammenfinden? Natürlich kann der Erfolg nur unendlich wenig von dem vorbemerkten abweichen. Dennoch hindert der Gegensatz eine völlige Vereinigung. Und — was die Hauptsache ist — er lässt sich von dem Gleichartigen nicht absondern. Nur in Gedanken kann man eine Vorstellung, verglichen mit einer andern, zerlegen in Gleiches und Entgegengesetztes; der Wirklichkeit nach aber sind dieses nicht wahre Bestandtheile der einfachen und sich selbst gleichen Vorstellungen. So ist die Wahrnehmung der violetten, oder der grünen Farbe, — desgleichen die irgend

* Beides ist eigentlich Verschmelzung *während* der Hemmung; allein die obige Unterscheidung befördert die Fasslichkeit.

Digitized by Google

eines musikalischen Tones — gewiss eine einfache Wahrnehmung; wenn schon die Zerlegung jener in Roth und Blau u. s. w. als eine zufällige Ansicht zulässig ist. — Da nun das Gleichartige gewiss, und sogleich, verschmelzen sollte; da es aber nicht losgerissen von dem Entgegengesetzten, für sich allein verschmelzen kann; da es vielmehr das letztere in seine Verschmelzung mit sich hineinziehen muss, — so wird der wirklichen Vereinigung ein Kampf vorangehn, dessen Entscheidung bestimmt, wie innig die wirkliche Vereinigung sein werde. Also äussert sich das Gleichartige der Vorstellungen (man vergesse nie, dass wir von *einfachen* Vorstellungen reden, und nicht etwa von Complexionen) zuerst als ein *Streben zur Verschmelzung;* dergleichen bei den *völlig* Gleichartigen nicht vorkommen konnte. Dieses Streben wird nun bei unendlich nahen nur unendlich geringen Widerstand finden.

Nehmen wir hingegen jetzt Vorstellungen, deren Gegensatz eine endliche Grösse hat: so kann, erstlich, die Verschmelzung nur allmälig zu Stande kommen, in dem Maasse nämlich, als die Gegensätze dem Streben zur Vereinigung allmälig nachgeben; zweitens, aus dem Grade des Gegensatzes und der Gleichartigkeit muss die Stärke des Strebens zur Vereinigung, und hieraus weiter berechnet werden, wie viel dieses Streben über die Gegensätze vermögen, wie viel wirkliche Vereinigung, und folglich welche Totalkräfte es am Ende erzeugen werde.

So viel zur vorläufigen Aufklärung der Begriffe; wir suchen jetzt die allgemeine Methode *aller* Verschmelzungsrechnung; welche der Rechnung für unvollkommne Complicationen im wesentlichen ähnlich ist.

§. 68.

Für die drei Vorstellungen a, b, c, gebe es drei Verschmelzungshülfen, h, h', h''; welche nach was immer für einem Gesetze bestimmt sein mögen, nur aber nicht von fremden Einflüssen herrühren, sondern aus gegenseitiger Wirkung von a, b, und c auf einander entsprungen sein müssen. Auch sei $a+h=\alpha$, $b+h'=\beta$, $c+h''=\gamma$. Der Hemmungssumme widerstehen nun diese Totalkräfte nach dem umgekehrten Verhältniss ihrer Stärke, und vielleicht noch im geraden Verhältnisse irgend welcher Hemmungsgrade oder Summen von Hemmungsgraden, um deren Bestimmung wir uns hier nicht bekümmern, deren Stelle wir aber, nach Analogie der Untersuchungen im

Digitized by Google

dritten Capitel, mit ε, η, ϑ, bezeichnen. So werden die Hemmungsverhältnisse

$$\frac{\varepsilon}{\alpha},\ \frac{\eta}{\beta},\ \frac{\vartheta}{\gamma};\ \text{oder}\ \varepsilon\beta\gamma,\ \eta\alpha\gamma,\ \vartheta\alpha\beta.$$

Weil aber die Totalkräfte zum Theil in einander enthalten sind, so wird auch das Gehemmte nach eben denselben Verhältnissen in einander verschränkt sein (gerade wie im fünften Capitel). Wenn z. B. b dem a eine Verschmelzungshülfe leistet, so ist das Leiden der hieraus entsprungenen Totalkraft nur zum Theil ein Leiden von a; der andre Theil steckt in dem Leiden von b. Daher darf man nicht das Gehemmte der Totalkräfte zusammengenommen der Hemmungssumme gleich setzen. Vielmehr sei dasselbe $= X$; eine noch unbekannte Grösse. Nun hat man die Proportionen:

$$(\varepsilon\beta\gamma + \eta\alpha\gamma + \vartheta\alpha\beta) : \begin{cases} \varepsilon\beta\gamma \\ \eta\alpha\gamma \\ \vartheta\alpha\beta \end{cases} = X : \begin{cases} \dfrac{\varepsilon\beta\gamma\, X}{\varepsilon\beta\gamma + \eta\alpha\gamma + \vartheta\alpha\beta} \\ \dfrac{\eta\alpha\gamma\, X}{\varepsilon\beta\gamma + \eta\alpha\gamma + \vartheta\alpha\beta} \\ \dfrac{\vartheta\alpha\beta\, X}{\varepsilon\beta\gamma + \eta\alpha\gamma + \vartheta\alpha\beta} \end{cases}$$

Aus den vierten Gliedern hat man abzusondern das Leiden von a, b, und c, durch folgende drei Proportionen:

$$\alpha : a = \frac{\varepsilon\beta\gamma\, X}{\varepsilon\beta\gamma + \eta\alpha\gamma + \vartheta\alpha\beta} : \frac{a\varepsilon\beta\gamma\, X}{\alpha(\varepsilon\beta\gamma + \eta\alpha\gamma + \vartheta\alpha\beta)}$$

$$\beta : b = \frac{\eta\alpha\gamma\, X}{\varepsilon\beta\gamma + \eta\alpha\gamma + \vartheta\alpha\beta} : \frac{b\,.\,\eta\alpha\gamma\, X}{\beta.(\varepsilon\beta\gamma + \eta\alpha\gamma + \vartheta\alpha\beta)}$$

$$\gamma : c = \frac{\vartheta\alpha\beta\, X}{\varepsilon\beta\gamma + \eta\alpha\gamma + \vartheta\alpha\beta} : \frac{c\vartheta\alpha\beta\, X}{\gamma.(\varepsilon\beta\gamma + \eta\alpha\gamma + \vartheta\alpha\beta)}$$

Die Summe der gefundenen vierten Glieder ist die wirkliche Hemmungssumme, also

$$\frac{X}{\varepsilon\beta\gamma + \eta\alpha\gamma + \vartheta\alpha\beta} \cdot \left(\frac{a\varepsilon\beta\gamma}{\alpha} + \frac{b\eta\alpha\gamma}{\beta} + \frac{c\vartheta\alpha\beta}{\gamma}\right) = S,$$

$$\text{woraus } X = \frac{S\,.\,(\varepsilon\beta\gamma + \eta\alpha\gamma + \vartheta\alpha\beta)\,.\,\alpha\beta\gamma}{a\varepsilon\beta^2\gamma^2 + b\eta\alpha^2\gamma^2 + c\vartheta\alpha^2\beta^2}.$$

Durch Substitution dieses Werthes von X findet sich nun

$$\text{das Leiden von } a = \frac{S\,.\,a\varepsilon\beta^2\gamma^2}{a\varepsilon\beta^2\gamma^2 + b\eta\alpha^2\gamma^2 + c\vartheta\alpha^2\beta^2}$$

$$\text{das - - } b = \frac{S\,.\,b\eta\alpha^2\gamma^2}{a\varepsilon\beta^2\gamma^2 + b\eta\alpha^2\gamma^2 + c\vartheta\alpha^2\beta^2}$$

$$\text{das - - } c = \frac{S\,.\,c\vartheta\alpha^2\beta^2}{a\varepsilon\beta^2\gamma^2 + b\eta\alpha^2\gamma^2 + c\vartheta\alpha^2\beta^2}$$

Oder ganz kurz: $a\varepsilon\beta^2\gamma^2$, $b\eta\alpha^2\gamma^2$, $c\vartheta\alpha^2\beta^2$, sind die Verhältnisszahlen wornach die Hemmungssumme sich vertheilt. Man

Digitized by Google

übersieht diese Verhältnisse noch leichter, wenn man sie so schreibt:

$$\frac{a\iota}{\alpha^2}, \quad \frac{b\eta}{\beta^2}, \quad \frac{c\vartheta}{\gamma^2}.$$

Und weil $\alpha = a + h$, so ist $\frac{a}{\alpha^2} = \frac{a}{a^2 + 2ah + h^2}$; oft aber wird h ein so kleiner Bruch sein, dass man im Nenner h^2 weglassen kann. Alsdann ist beinahe $\frac{a}{\alpha^2} = \frac{1}{a + 2h}$; welche Abkürzung auch auf die übrigen Verhältnisszahlen passt.

Sind nur zwei Vorstellungen a und b gegeben: so ist $c = o$; man kann durch γ^2 dividiren; und es ist

das Leiden von $a = \frac{S \,.\, a\iota\beta^2}{a\iota\beta^2 + b\eta\alpha^2}$

- - - $b = \frac{S \,.\, b\eta\alpha^2}{a\iota\beta^2 + b\eta\alpha^2}$.

Für mehr als drei Vorstellungen würde man die Rechnung nach Analogie der hier gezeigten anzuordnen haben.

§. 69.

Um von den gefundenen Formeln eine leichte Anwendung zu machen, wollen wir die Verschmelzung *nach* der Hemmung mit der Einschränkung in Betracht ziehn, dass wir zunächst *volle* Hemmung aller Vorstellungen untereinander annehmen. Dieses befreit uns von den Rücksichten, welche die Verschmelzung *vor* der Hemmung sonst erfordern würde; indem die letztere nicht eintreten kann, wo gar keine Gleichartigkeit der Vorstellungen vorhanden ist.

Es seien demnach von a und b, nach vollendeter Hemmung, die Reste verschmolzen. Darauf komme plötzlich die Vorstellung c hinzu; (plötzlich, damit nicht der Zeitverlauf einer länger anhaltenden Wahrnehmung es nöthig mache, über die Statik des Geistes zur Mechanik hinauszugehn.) Man sucht für die Hemmung zwischen a, b, und c den Punct des Gleichgewichts; (also nur das Ende der Hemmung, nicht ihr allmäliges Werden, welches wiederum in die Mechanik hineingehört.)

Offenbar müssen wir hier zuerst die Verschmelzungshülfe bestimmen, welche a und b einander gegenseitig leisten, indem sie von c zum weitern Sinken gedrängt werden. Für c selbst giebt es hier noch keine solche Hülfe, dergleichen es erst nach geschehener Hemmung bekommen wird. So viel liegt vor

Digitized by Google

Augen, dass a und b nun dem c stärker widerstehen werden, als wenn sie noch unverschmolzen wären, denn sie wirken ihm jetzt zum Theil als Eine Totalkraft entgegen.

Zuvörderst ist im allgemeinen die Bestimmung der Verschmelzungshülfe hier dieselbe, wie im vorigen Capitel. Es sei der Rest von a, $=r$, der von b, $=\varrho$, so hilft r dem b, in so fern der Bruch $\frac{\varrho}{b}$ die Aneignung der Hülfe gestattet; desgleichen ϱ dem a, in so weit der gedrückte Zustand von a, gemäss dem Bruche $\frac{r}{a}$, für die Hülfe empfänglich ist. Mit einem Worte: a bekommt die Hülfe $\frac{\varrho r}{a}$; und b die Hülfe $\frac{r\varrho}{b}$.

Ferner müssen wir in das erste Capitel zurückgehn, um dort die Werthe von r und ϱ zu finden. Denn diese hängen ab von der Hemmung zwischen b und a. Es ist aber nach §. 44 $r = a - \frac{b^2}{a+b}$, und $\varrho = \frac{b^2}{a+b}$.

Folglich $r\varrho = \frac{ab^2}{a+b} - \frac{b^4}{(a+b)^2}$.

Es sei $b = \varkappa a$; so wird $r\varrho = \frac{a^2\varkappa^2(1+\varkappa-\varkappa^2)}{(1+\varkappa)^2}$

also $\frac{\varrho r}{a} = \frac{a(\varkappa^2+\varkappa^3-\varkappa^4)}{(1+\varkappa)^2}$

und $\frac{\varrho r}{b} = \frac{a(\varkappa+\varkappa^2-\varkappa^3)}{(1+\varkappa)^2} = \frac{1}{\varkappa} \cdot \frac{\varrho r}{a}$.

Wir werden einen Augenblick verweilen bei diesen Grössen, die man offenbar als Functionen von $\varkappa$, d. h. von dem Verhältnisse zwischen a und b, ansehn kann. Für $\varkappa = 1$ wird $\frac{\varrho r}{a} = \frac{1}{4}a$, und $\frac{\varrho r}{b} = \frac{1}{4}a$. Ist $\varkappa$ ein kleiner Bruch, so kann man die höchste Potenz als unbedeutend weglassen, und es wird $\frac{\varrho r}{a} = \frac{a\varkappa^2}{1+\varkappa}$, und $\frac{\varrho r}{a} = \frac{a\varkappa}{1+\varkappa}$. Wird von der Function $\frac{\varkappa^2+\varkappa^3-\varkappa^4}{(1+\varkappa)^2}$ das Differential $=0$ gesetzt, so kommt man auf die Gleichung $\varkappa^3 + \frac{3}{2}\varkappa^2 - \frac{3}{2}\varkappa - 1 = 0$, deren einzige positive Wurzel $=1$; desgleichen von der Function $\frac{\varkappa+\varkappa^2-\varkappa^3}{(1+\varkappa)^2}$ das Differential $=0$ gesetzt, führt zur Gleichung $\varkappa^3 + 3\varkappa^2 - \varkappa - 1 = 0$, deren einzige positive Wurzel etwas kleiner ist als 0,7. Dieser letztere Werth von $\varkappa$ giebt ohne Zweifel ein Maximum; eigentlich auch für jene erste Function der Werth $\varkappa = 1$, doch dieser ist zugleich der höchste brauchbare Werth von $\varkappa$, denn die Formeln

Digitized by Google

für r und ϱ setzen voraus, dass $a > b$. — Dass es für die Verschmelzungshülfe, welche b erhält, ein Maximum giebt, verdient bemerkt zu werden.

Hier folgen einige berechnete Werthe der Verschmelzungshülfen, für $a = 1$.

	$\varkappa = 1$	
$\frac{r\varrho}{a} = 0{,}25$		$\frac{r\varrho}{b} = 0{,}25$
	$\varkappa = 0{,}9$	
0,244		0,2717
	$\varkappa = 0{,}8$	
0,228		0,286
	$\varkappa = 0{,}7$	
0,205		0,293
	$\varkappa = 0{,}6$	
0,174		0,291
	$\varkappa = 0{,}5$	
0,139		0,278
	$\varkappa = 0{,}4$	
0,101		0,253
	$\varkappa = 0{,}3$	
0,064		0,215
	$\varkappa = 0{,}2$	
0,032		0,161

Für kleinere $\varkappa$ findet man sehr leicht $\frac{r\varrho}{b} = \frac{a\varkappa}{1+\varkappa} = a\varkappa\,(1-\varkappa)$ näherungsweise; also z. B. für $\varkappa = 0{,}1$ ist $\frac{r\varrho}{b}$ nahe $= 0{,}09$; folglich $\frac{r\varrho}{a} = 0{,}009$. Man sieht, dass die Verschmelzungshülfe für b hier sehr bedeutend ist, indem sie die Stärke desselben beinahe verdoppelt, während dagegen die Hülfe für a nicht in Betracht kommt.

Jetzt können wir in den Formeln des vorigen §. α und β bestimmen. Die Hemmungscoëfficienten ε, η, ϑ, werden herausfallen; denn wir haben volle, also gewiss gleiche Hemmung angenommen, und *die Verschmelzungshülfen müssen in eben den Graden gehemmt werden wie die Vorstellungen denen sie helfen, und vermittelst welcher die Hemmung zu ihnen übergeht.* Ferner ist $c = \gamma$, weil es für c noch keine Hülfe giebt, wie schon erinnert worden. Daher lässt sich durch $c = \gamma$ dividiren; und die Formeln geben nun einfacher

das Leiden von $a, = \frac{Sa\gamma\beta^2}{a\gamma\beta^2 + b\gamma\alpha^2 + \alpha^2\beta^2}$

- - - $b, = \frac{Sb\gamma\alpha^2}{a\gamma\beta^2 + b\gamma\alpha^2 + \alpha^2\beta^2}$

- - - $c, = \frac{S\alpha^2\beta^2}{a\gamma\beta^2 + b\gamma\alpha^2 + \alpha^2\beta^2}$

wobei noch zu bemerken, dass hier c jede beliebige Grösse haben kann, indem zu a und b, den schon verschmolzenen, jede starke oder schwache dritte Vorstellung hinzutreten mag. Nur in der Bestimmung der Hemmungssumme muss hierauf gehörige Rücksicht genommen werden.

Es sei zuvörderst $a=b=c=1$. Demnach $S=2$; $\alpha=\beta=1{,}25$; $\alpha^2=1{,}5625$; $\alpha^2\beta^2=2{,}4414\ldots$ und hieraus

das Leiden von $a=0{,}5614..$
„ „ „ $b=0{,}5614..$
„ „ „ $c=0{,}8772..$

woraus die starke Wirkung der Verschmelzung zu erkennen ist; denn ohne sie hätte das Leiden von allen dreien gleich gross, und $=\frac{2}{3}=0{,}666..$ sein sollen.

Es sei ferner $a=1$; $b=0{,}7$; $c=1$; also $S=1{,}7$; $\alpha=1{,}205$; $\beta=0{,}993$; $\alpha^2=1{,}4520$; $\beta^2=0{,}98605..$; $\alpha^2\beta^2=1{,}4317..$, woraus

das Leiden von $a=0{,}48814$
„ „ „ $b=0{,}50317$
„ „ „ $c=0{,}7087$

Dieses Beispiel zeigt noch weit auffallender die grosse Veränderung, welche aus der Verschmelzung hervorgeht. Denn nach §. 49 hätte b unter die Schwelle sinken sollen, weil neben zweien Vorstellungen, deren Stärke $=1$, die dritte schwächere $=\sqrt{\frac{1}{2}}=0{,}707..$ sein muss, um sich nur auf der Schwelle behaupten zu können. Jetzt hingegen tritt an die Stelle von b nicht nur die Totalkraft 0,993; sondern selbst was diese leidet, ist zum Theil enthalten in dem Leiden von a; daher denn a fast so stark als b selbst, von der Hemmung ergriffen wird. Dennoch gewinnt auch a durch den Schutz der Verschmelzung. Denn ohne diesen wäre zwischen c und a die Hemmungssumme $=1$ gleich getheilt worden, folglich hätte das Leiden von $a=0{,}5$ sein müssen. Desto grösser wird die Last für die neu hinzukommende Vorstellung; und, was wohl zu bemerken, auch die Verschmelzungshülfen, welche sie selbst für die Zukunft erlangt, werden um so kleiner, je kleiner ihr Rest ausfällt.

Digitized by Google

Nichts desto weniger verursacht sie für eine kurze Zeit den ältern Vorstellungen grosse Beschwerde, wie der folgende Abschnitt zeigen wird; und nicht ohne bedeutende Bewegung des Gemüths wird der hier gefundene Zustand des Gleichgewichts gewonnen. Dieses eben so wohl als jenes ist der Erfahrung vollkommen gemäss.

§. 70.

Wir können hier die Fragen nach den Schwellen nicht mit Stillschweigen übergehn, deren zwei verschiedene aus der Verschmelzung folgen müssen. Denn entweder soll b, ungeachtet der Hülfe, die ihm zu Theil wird, von a und c auf die Schwelle getrieben werden; oder c selbst, welches jetzt stärkern Widerstand findet, soll zur Schwelle sinken.

Die erstere Schwelle wird bestimmt durch die Gleichung

$$b = \frac{Sb\gamma\alpha^2}{a\gamma\beta^2 + b\gamma\alpha^2 + \alpha^2\beta^2}$$

$$\text{oder } a\gamma\beta^2 + b\gamma\alpha^2 + \alpha^2\beta^2 = S\gamma\alpha^2.$$

Es ist hier am leichtesten, γ zu finden, also die übrigen Grössen nach Gefallen anzunehmen. Daher stellen wir die Gleichung so:

$$\alpha^2\beta^2 = \gamma(S\alpha^2 - a\beta^2 - b\alpha^2).$$

Für S finden zwei Fälle statt. Entweder das hinzukommende c muss der Schwelle wegen, auf die es b treiben soll, grösser sein als a; dann ist $S = a + b$; oder b ist so klein, dass zur Schwelle ein kleineres c hinreicht, nämlich $c < a$; dann ist $S = b + c$, oder $= b + \gamma$, weil hier $c = \gamma$. In jenem Falle fällt $b\alpha^2$ aus den Klammern weg, und man hat

$$\frac{\alpha^2\beta^2}{a(\alpha^2 - \beta^2)} = \gamma.$$

Dies wird unendlich für $\alpha = \beta$, welches, wie man aus dem Obigen leicht übersieht, nur möglich ist für $a = b$; ausserdem ist allemal $\alpha > \beta$, demnach immer ein positiver Werth für γ zu finden. Die Rechnung ergiebt zum Beispiel

für $a = 1$, $b = 0{,}9$; $\gamma = 12{,}16..$
„ $a = 1$, $b = 0{,}7$; $\gamma = 3{,}07..$
„ $a = 1$, $b = 0{,}5$; $\gamma = 1{,}13..$

Hier nähern wir uns schon dem andern Falle; es ist vorauszusehn, dass ein noch kleineres b auf ein $\gamma < 1$ hinweisen werde. Demnach nehmen wir nun $S = b + \gamma$, und ändern die Formel. Es fällt auch jetzt $b\alpha^2$ aus den Klammern weg, und man findet

Digitized by Google

$$\gamma^2 - \gamma \cdot \frac{a\beta^2}{\alpha^2} = \beta^2$$

$$\gamma = \frac{a\beta^2}{2\alpha^2} + \sqrt{\frac{a^2\beta^4}{4\alpha^4} + \beta^2}$$

wo man vor der Wurzelgrösse nur das positive Zeichen nehmen darf, weil sonst γ negativ würde, welches keinen Sinn hat. Des Beispiels wegen sei $a=1$, $b=0,1$; so ergiebt sich $\gamma=0,208..$ — Es versteht sich, dass, um dieses und die vorigen Beispiele mit §. 49 zu vergleichen, man überall die Grösse im Auge haben muss, welche durch die beiden andern auf die Schwelle getrieben wird, diese ist hier b, aber im §. 49 war sie c. Ferner war dort die mittlere der drei Grössen $=1$ gesetzt, dieses muss also auch hier geschehn, um in der Vergleichung nicht anzustossen. In den drei ersten Beispielen ist $a=1$, und zugleich die mittlere Grösse; in dem letzten Beispiele ist γ oder c diese mittlere Grösse, und sie sollte hier zur Einheit, oder zum Maasse für die andern Grössen genommen werden.

Doch wir eilen zu der zweiten Aufgabe. c soll auf die Schwelle getrieben werden durch die verschmolzenen a und b. Dafür gilt die Gleichung

$$c = \frac{S\alpha^2\beta^2}{a\gamma\beta^2 + b\gamma\alpha^2 + \alpha^2\beta^2}$$

oder, weil $c=\gamma$, und $S=b+c$, indem c, wenn es die stärkste der Vorstellungen wäre, nicht zur Schwelle sinken würde:

$$c^2 (a\beta^2 + b\alpha^2) = b\alpha^2\beta^2$$

$$c = \alpha\beta \sqrt{\frac{b}{a\beta^2 + b\alpha^2}}$$

Es sei $a=b$, folglich $\alpha=\beta$, so ist $c=\alpha\sqrt{\tfrac{1}{2}}=0,884$, wenn $a=1$ und folglich $\alpha=1,25$. Ohne Verschmelzung ist $c=\sqrt{\tfrac{1}{2}}$, nach §. 49. Für ein sehr grosses a, und sehr kleines $\varkappa$ (man sehe §. 69) ist $\frac{r\varrho}{b}$ nahe $=a\varkappa=b$, folglich $\beta=2b$; ferner $\alpha=a$, und $c=2ab\sqrt{\frac{b}{4ab^2+ba^2}}$, oder, indem für ein sehr grosses a füglich $4ab^2$ neben ba^2 kann weggelassen werden, $c=2b$. Dies ist zwar nur ein Grenzwerth, der nicht völlig erreicht wird; allein man sieht daraus, *dass vermöge der Verschmelzung, selbst eine stärkere Vorstellung neben einer schwächeren kann aus dem Bewusstsein verdrängt werden.* — Uebrigens muss nun auch für irgend ein Verhältniss von a und b, $c=b$ auf der Schwelle sein. Es ist schwer, dieses Verhältniss genau zu finden. Man müsste α und β durch a und b ausdrücken; oder für $a=1$ durch $\varkappa$,

Digitized by Google

nach §. 69. Allein schon $u = a + \frac{\varrho r}{a}$ enthält die vierte Potenz von x im Zähler, und die zweite im Nenner; β die dritte im Zähler und die zweite im Nenner; daher würde die Gleichung, worin $\alpha^2\beta^2$ vorkommt, auf einen so hohen Grad steigen, dass die Auflösung so gut als unmöglich fiele. Durch Entwickelung von $(1+x)^{-2}$ in eine Reihe, durch Multiplication der zugehörigen Zähler, und Berechnung der daraus entstehenden Grössen bis auf die dritte Potenz von x, finde ich aus einer cubischen Gleichung x oder b nahe $=\frac{1}{2}$; eine Verbesserung mit Hülfe der Annahme $x=\frac{1}{2}+u$, giebt $u=\frac{1}{10}$, $x=0{,}6$. Dieses trifft bei der Probe ziemlich nahe zu; doch ist für x oder $b=0{,}6$ schon $c=0{,}63$.. auf der Schwelle, also ist es hier schon grösser als b; daher muss der gesuchte Werth von b etwas grösser sein als 0,6. Der Gegenstand würde eine sorgfältigere Rechnung, durch Auflösung einer biquadratischen Gleichung und Verbesserung vermittelst höherer Potenzen von u, wohl kaum belohnen.

§. 71.

Der am mindesten schwierige Fall der Verschmelzung nach der Hemmung, nämlich der Fall, worin alle Hemmungsgrade $=1$, ist jetzt, so weit es hier nöthig schien, abgehandelt worden. In den übrigen Fällen ist eine Verschmelzung schon *vor* der Hemmung im allgemeinen zu erwarten; wir müssen daher jetzt hierher unsre Aufmerksamkeit wenden.

Schon im §. 76 ist erinnert worden, dass zwischen völliger Identität und völligem Gegensatze zweier Vorstellungen, ein Continuum möglicher Fälle liege; und dass diesem ein Continuum möglicher Erfolge entspreche, die aus dem Zusammentreffen zweier Vorstellungen entspringen müssen. Nun hat die völlige Identität eben so gewiss ein völliges Zusammenfliessen, also vollständige Bildung einer Totalkraft, als völliger Gegensatz die volle Hemmung zur Folge. Zwischen den Extremen können demnach nicht bloss mindere Hemmungen, es müssen dazwischen auch mindere Grade des Zusammenfliessens, das heisst, Verschmelzungen vor der Hemmung, statt finden. Liesse sich nun das Verschmelzende zweier Vorstellungen absondern von ihrem Gegensatze: so wären die Begriffe hierüber von selbst im Klaren; wir hätten aber alsdann auch gleich im dritten Capitel die Totalkräfte, welche aus der Verschmelzung ent-

Digitized by Google

stehen, gehörig in Rechnung bringen, und nicht bloss auf die Grade der Hemmung sehen sollen. — Allein Gleichheit und Gegensatz sind keineswegs Bestandtheile der Vorstellungen, sondern Prädicate, die erst im zufälligen Zusammentreffen der Vorstellungen entstehn. Daher kann man die Rechnung nicht so führen, als ob ohne weiteres das Gleiche verschmelze und das Entgegengesetzte sich hemme: sondern man muss die Verschmelzung ansehen als etwas, das wegen eines gewissen Grades von Gleichartigkeit der Vorstellungen sich ereignen *sollte*, das aber in dem Gegensatze ein Hinderniss antreffe. Alsdann wird eine vorläufige Berechnung nöthig, in wie weit dies Hinderniss überwunden werden, und dem gemäss die Verschmelzung wirklich vor sich gehen könne.

Ehe wir uns auf die eben erwähnte Berechnung einlassen, wollen wir überlegen, was der Erfolg einer wirklichen Verschmelzung sein möge? Keineswegs eine Verminderung der Hemmungssumme; sondern bloss eine Verrückung des Hemmungsverhältnisses: dies ist schon aus dem Obigen klar. Denn die Verschmelzung bringt gewisse Totalkräfte hervor, die nun in einem andern Verhältnisse, als es die Stärke der Vorstellungen ursprünglich mit sich brachte, der Hemmung entgegenwirken, — *derselben* Hemmung, welche in dem Widerstreitenden der Vorstellungen einmal liegt, und welche sich *nicht* verändern kann, weil sonst diese Vorstellungen nicht mehr die nämlichen bleiben würden. — Allein das Hemmungsverhältniss kann auch nicht *plötzlich* verrückt werden. Sonst müsste das Hinderniss, welches durch das Streben zur Verschmelzung erst soll überwunden werden, plötzlich entweichen; ein unmöglicher Sprung, wie durch Betrachtungen des folgenden Abschnittes noch klärer werden wird, und wie man hier einstweilen als wahrscheinlich einräumen mag. Nun hat die Hemmungssumme ihr Gesetz, nach welchem sie fortdauernd sinkt; ein Umstand, der ebenfalls in den folgenden Abschnitt gehört. Man denke sich also die Hemmungssumme fortwährend im Sinken begriffen; aber in der nämlichen Zeit das Hemmungsverhältniss unaufhörlich verändert: so wird man einsehn, dass, wofern eine wirkliche Verschmelzung zu Stande kommt, die Frage nach dem Quantum des Gehemmten für jede einzelne Vorstellung nicht mehr eine statische Frage, wie bisher, sondern eine mechanische ist. Denn nun hängt dies Quantum

Digitized by Google

des Gehemmten, und der Gleichgewichtspunct, bei welchem die Hemmung still steht, davon ab, wie weit die Bewegungsgesetze der Vorstellungen die Verschmelzung zur Reife gelangen lassen. Folgendes sind die Puncte, worauf es hier ankommt.

Erstlich, die Hemmungssumme sinkt allmälig.

Zweitens, in der nämlichen Zeit ändert sich das Hemmungsverhältniss allmälig, indem das Streben zur Verschmelzung wider die Gegensätze sich aufarbeitet.

Drittens, hieraus folgt, dass in jedem Augenblicke die bis dahin vollbrachte Hemmung von dem jetzigen Hemmungsverhältniss um etwas abweicht, und dass also jene sich diesem gemäss berichtigt.

Viertens, diese Berichtigung muss zwar damit endigen, dass die Vorstellungen sich nach demjenigen Hemmungsverhältniss ins Gleichgewicht setzen, welches nach gesunkener Hemmungssumme sich zuletzt ausbildet. Aber eben das letzte Hemmungsverhältniss hängt von dem Grade der Verschmelzung ab, welchen die fortschreitende Hemmung gestattete. Denn die Vorstellungen können nicht verschmelzen, in so fern sie schon gehemmt sind; (ein Punct, über den wir schon im §. 57 gesprochen haben.) Je schneller sie also von Anfang an niedergedrückt werden, desto mehr geht von derjenigen Verschmelzung verloren, welche entstehen würde, wenn es möglich wäre, dass von der *doppelten* Wirkung der Gegensätze, nämlich die Vorstellungen sinken zu machen und ihre Verschmelzung aufzuhalten, die erste so lange aufgeschoben würde, bis die zweite ihr Ende erreicht hätte.

Am gegenwärtigen Orte können diese Betrachtungen nur dazu dienen, den Gegenstand in die Mechanik des Geistes zu verweisen.

Hier aber ist besonders zu bedenken, was schon vorhin angedeutet wurde, dass die nämlichen Betrachtungen in die Nachforschungen der vorigen Capitel zurückgreifen müssen. Schon im dritten Capitel durften wir, falls die Untersuchung vollständig sein sollte, das Hemmungsverhältniss nicht bloss von den Hemmungsgraden und von der Stärke der Vorstellungen abhängig machen. Dort, und dann ferner bei den Complexionen, deren Elemente aus einerlei Continuum ebenfalls der Verschmelzung schon *vor* der Hemmung (oder vielmehr, wie wir

Digitized by

nun sehen, *während* derselben,) unterworfen sind, musste auf die daraus hervorgehende Abänderung des Hemmungsverhältnisses Rücksicht genommen werden.

Würde dieses als ein Vorwurf gegen den bisherigen Vortrag angesehen; so läge die Antwort in der einzigen Erinnerung, dass die Aufstellung der Elementarbegriffe nicht mit so verwickelten Fragen belastet werden durfte, wie die vom Einfluss der Verschmelzung auf die Hemmung.

Ueberdies aber ist der Einfluss der Verschmelzung nicht von so grossem Umfange, als es Anfangs scheinen muss. Und die gehörige Begrenzung dieses Einflusses ist nun das Nächste, was zu bestimmen uns obliegt.

§. 72.

Zuvörderst: die Stärke des Strebens zur Verschmelzung ist von dem Hemmungsgrade zweier Vorstellungen, und von der schwächeren, nicht aber von der stärkeren unter beiden, abhängig.

Der Hemmungsgrad sei m, ein ächter Bruch; so ist $1-m$ das Gleichartige beider Vorstellungen. Gleichartigkeit aber ist nichts, was einer für sich allein zukäme, sie ist nur Eine für beide Vorstellungen, während das Entgegengesetzte allemal zweierlei Verschiedenes ist, indem es auf zweien Eigenthümlichkeiten zweier Vorstellungen beruht. Die Gleichartigkeit, und mit ihr das Streben nach Verschmelzung, wächst nun ohne Zweifel in demselben arithmetischen Verhältnisse, in welchem der Hemmungsgrad abnimmt. Sie wächst auch, wenn zwei gleich starke Vorstellungen gleichmässig wachsen oder abnehmen; nämlich die Gleichartigkeit ist alsdann gleichsam in einer grösseren oder geringeren Masse realisirt, daher auch das Streben nach Verschmelzung in einer grösseren Masse des Vorstellens sich wirksam äussern wird. — Aber wenn von zweien, zuvor gleich starken Vorstellungen, jetzo eine sich verstärkt, die andre gleich stark bleibt wie vorhin: so ist hier ein ähnlicher Fall, wie schon oben im §. 42 bei der Hemmungssumme vorkam. Nämlich die Nothwendigkeit der Verschmelzung wächst hier eben so wenig, wie dort die Nothwendigkeit der Hemmung. Denn die Zerlegung der stärkeren Vorstellung in Gleiches und Entgegengesetztes wächst nicht darum, weil die Vorstellung selbst wächst, sondern sie bleibt in der nämlichen Kraft und Bedeutung, so lange die schwächere, *zer-*

Digitized by Google

legende Vorstellung sich gleich bleibt. Die Spannung ist nun geringer, sowohl die, welche zur Verschmelzung antreibt, als die, welche der Verschmelzung entgegenwirkt. — Dieses hindert aber nicht, dass die Totalkräfte, welche die wirkliche Verschmelzung hervorbringt, von der Stärke einer jeden verschmelzenden abhängen. Man muss die *Energie des Verschmelzens* sehr wohl unterscheiden von den Kraftverhältnissen der verschmolzenen Vorstellungen.

Ferner: dem Einen, aus der Gleichartigkeit entspringenden Streben zur Verschmelzung, wirken beide entgegengesetzte Eigenthümlichkeiten gerade in so fern zuwider, als sie sich unter einander anfechten, und dadurch das Sinken der Vorstellungen bewirken. Denn derselbe Widerstreit, welcher die Hemmungssumme hervorbringt, macht auch die Vereinigung in Eine Totalkraft unmöglich, oder doch schwierig und unvollkommen. — Demnach sind hier bei zweien Vorstellungen drei Kräfte vorhanden; die eine zur Verschmelzung wirkende, $=1-m$, und die beiden entgegengesetzten Eigenthümlichkeiten, oder mit einem verkürzten Ausdrucke, die beiden Gegensätze, jeder $=m$, dem Hemmungsgrade, weil die ungleiche Stärke der Vorstellungen hier aus den Augen zu lassen ist. Diese drei Kräfte stehn unter einander in *voller* Hemmung; denn erstlich ist das Entgegengesetzte zweier Vorstellungen, so fern es aus ihnen herausgehoben gedacht wird, gewiss *völlig* entgegengesetzt; zweitens ist eine jede der entgegengesetzten Eigenthümlichkeiten eben so gewiss in vollkommenem Widerstreit gegen die Verschmelzung.

Wie nun mit dreien, einander völlig entgegengesetzten Kräften zu rechnen sei, wissen wir aus dem ersten und zweiten Capitel dieses Abschnitts. Eben so wie dort, muss auch hier theils ein Quantum Kraft, welches gehemmt wird, — also eine Hemmungssumme, — theils ein Verhältniss angegeben werden, nach welchem die vorhandenen Kräfte den Verlust unter sich theilen. Die drei Kräfte m, m, und $1-m$, seien fürs erste so bestimmt, dass $m>1-m$. Alsdann ist nach den ersten Grundsätzen die Hemmungssumme $=1-m+m=1$. Und das Hemmungsverhältniss wie $1-m$, $1-m$, m. Die Summe der Zahlen, welche das Hemmungsverhältniss ausdrücken, $=2-m$. Daher die Rechnung folgende:

Digitized by

$$(2-m):\left\{\begin{matrix}1-m\\1-m\\m\end{matrix}\right\}=1:\left\{\begin{matrix}\frac{1-m}{2-m}\\\frac{1-m}{2-m}\\\frac{m}{2-m}\end{matrix}\right.$$

Hier muss es etwas der Schwelle des Bewusstseins Analoges geben, wenn $1-m=\frac{m}{2-m}$, woraus $m=2-\sqrt{2}$, und $1-m=\sqrt{2}-1$; daher $m:(1-m)=\sqrt{2}:1$; wie sich gebührt, wenn neben zwei gleichen Kräften eine dritte auf der Schwelle sein soll. Es ergiebt sich hieraus folgender Satz:

Wenn der Hemmungsgrad zweier Vorstellungen nicht kleiner ist als $2-\sqrt{2}=0,585\ldots$, *so wird die, zur Verschmelzung vor der Hemmung wirkende Kraft, gänzlich gehemmt; es geschieht also keine solche Verschmelzung, sondern für alle Fälle dieser Art bleiben die früher gezeigten Rechnungen unverändert.* Aber dieses ist noch nicht die engste Grenze, worin die Abänderung des Hemmungsverhältnisses durch Verschmelzung vor der Hemmung, muss eingeschlossen werden.

Die Vorstellungen sind ursprünglich unverschmolzen. Wenn sie nun auch einander nahe genug, oder gleichartig genug, sind, damit nicht, nach der eben geführten Rechnung, die Energie des Verschmelzens gänzlich überwunden werde von dem entgegengesetzten Eigenthümlichen einer jeden einzelnen Vorstellung: so fragt es sich dennoch, ob irgend etwas von wirklicher Verschmelzung zu Stande kommen könne? Dazu gehört: dass die Energie der Gleichartigkeit, welche ursprünglich in beiden Vorstellungen nur Eine ist, sich in zwei gleiche Kräfte theile. Denn sie muss die eine Vorstellung mit der andern, und auch die andere mit jener, verschmelzen.

Nun sind aber die Vorstellungen nicht einerlei; und es kann auch in keiner von beiden das Gleichartige vom Entgegengesetzten wirklich losgerissen werden, um sich mit der andern zu vereinigen. Also bleibt nichts übrig, als dass mit jeder von beiden sich die andre in einem gewissen, beschrenkten Grade verbinde. Jede einzelne Vorstellung wird gleichsam ein Subject, mit welchem sich die andre, so weit sie kann, als Prädicat vereinigen soll. Demnach giebt es nicht eine, sondern zwei Verknüpfungen; und die eine, verschmelzende Kraft theilt sich nicht bloss in zwei Kräfte, sondern diese beiden

Digitized by Google

Kräfte sind auch unter einander in vollem Widerstreite, in so fern sie auf umgekehrte Weise *eine* der beiden Vorstellungen als eine solche setzen, *mit* welcher die *andre* unvollkommen verbunden werde. Fragt man aber, wie sich die eine, verschmelzende Kraft theilen könne? so ist die Antwort: sie liegt ursprünglich eben so wohl in der einen als in der andern der beiden Vorstellungen, da zur Gleichheit derselben gewiss beide nöthig sind; und nur in ihren beiden Aeusserungen ist sie mit sich selbst im Streite. — In dieser Beziehung sind nun offenbar vier Kräfte in eine Hemmungsrechnung zusammen zu fassen; nämlich m, m, $\frac{1-m}{2}$, $\frac{1-m}{2}$. Die Hemmungssumme umfasst die drei schwächern, und ist folglich $=1$. Von $\frac{1-m}{2}$ wird gehemmt $\frac{m}{1+m}$. Dieses sei $=\frac{1-m}{2}$, so wird jede der schwächern Kräfte völlig gehemmt, und es findet sich $m=\sqrt{2}-1=0{,}414\ldots$

Wenn nun der Hemmungsgrad auch kleiner ist als 0,585..., *aber grösser als* 0,414..., *so hindert noch immer das Entgegengesetzte der Vorstellungen ihre Verbindung*, denn es können die *beiden* Verknüpfungen, welche *jede mit der andern* eingehn sollte, nicht zu Stande kommen. Erst für niedrigere Hemmungsgrade tritt die Verschmelzung vor der Hemmung wirklich ein. Und auch da kann ihre Wirkung, in so fern dadurch die Hemmungsverhältnisse verändert werden, nicht sehr beträchtlich werden; da nicht bloss die verschmelzende Kraft immer in zwei gleiche Theile zerfällt, sondern diese auch nur mit derjenigen Stärke wirken können, welche ihnen aus dem Streite mit einander und mit den Gegensätzen übrig bleibt. Für sehr kleine Hemmungsgrade endlich fällt die Verschmelzung *vor* der Hemmung mit der *nach* der Hemmung beinahe zusammen, indem es fast keine Hemmung mehr giebt.

In einer ganz andern Hinsicht aber muss der Faden dieser Untersuchung weiter verfolgt werden. Wir sind nämlich hier wieder unvermerkt, so wie schon im §. 61 und 66, auf das Feld der *Gefühle* gerathen; und zwar diesmal auf das der *ästhetischen Gefühle*. Denn der Zustand des Strebens und Gegenstrebens der Vorstellungen, in Ansehung ihrer Verschmelzung, ist etwas ganz Anderes als eine Bestimmung des *Vorgestellten;* vielmehr lassen sich die vorgefundenen Zustände ganz genau mit den *musikalischen Auffassungen gewisser Intervalle* vergleichen; wovon jedoch hier nicht der Ort ist weiter zu reden.

Digitized by

§. 73.

Wir sehen jetzt, dass es für die grössere Hälfte der möglichen Hemmungsgrade nur bloss eine Verschmelzung *nach* der Hemmung, und keine *vor* der Hemmung, giebt; nämlich für die Hemmungsgrade zwischen 1 und 0,414... Es sei nun derselbe $= \frac{1}{2}$, auch $\frac{b}{a} = x$, wie oben, die Reste r und ϱ aus §. 54 jetzt $a - \frac{b^2}{2(a+b)}$ und $b - \frac{ab}{2(a+b)}$, ihr Product durch x ausgedrückt $= a^2 . \frac{x(1+2x).[3-(1-x)^2]}{4(1+x)^2}$; daraus findet sich für $a = 1$ folgende Reihe von Verschmelzungshülfen:

Wenn $x = 1$, wird	$\frac{r\varrho}{a} = 0,5625\ldots$ und	$\frac{r\varrho}{b} = 0,5625\ldots$
$x = 0,9$	0,522	0,580
0,8	0,474	0,593
0,7	0,423	0,604
0,6	0,366	0,61016
0,5	0,305	0,61067
0,4	0,242	0,6061
0,3	0,178	0,594
0,2	0,1148	0,574

Es leuchtet ein, dass diese beträchtlichen Verschmelzungshülfen grossen Einfluss haben müssen, insbesondere auf die Schwelle des Bewusstseins. Uebrigens hat die Grösse $\frac{r\varrho}{b}$ auch hier wieder ein Maximum, ungefähr für $x = 0,5$.

Hiemit sei dieser Abschnitt beschlossen. Es scheint nicht, dass die Statik des Geistes, so weit sie unabhängig von der Mechanik ist, noch andere Hauptklassen von Untersuchungen enthalten könne, als die, von welchen die ersten Begriffe in den vorstehenden Capiteln sind aufgestellt worden.* Wir gehen nunmehr an das schwerere Werk, den Bewegungen nachzuspüren, durch welche der Geist sich dem Gleichgewichte der Vorstellungen annähert, oder davon entfernt.

* Man vergleiche jedoch unten §. 100 gegen das Ende.

Digitized by Google

DRITTER ABSCHNITT.

GRUNDLINIEN DER MECHANIK DES GEISTES.

ERSTES CAPITEL.

Vom Sinken der Hemmungssumme.

§. 74.

Wenn schon ein Gleichgewicht vorhanden ist, dann kann es nur durch neue, hinzutretende Kräfte gestört werden. Allein da wir von Vorstellungen reden, so dringt sich zuerst die Bemerkung auf, dass in Ansehung ihrer es nicht erlaubt ist, das Gleichgewicht als ihren anfänglichen Zustand vorauszusetzen. Vielmehr sind sie ursprünglich alle ganz ungehemmt; eben in diesem ihren natürlichen Zustande bilden sie auch (wofern nur ihrer mehrere entgegengesetzte beisammen sind) eine Hemmungssumme; diese nun muss sinken, und hiemit ist sogleich eine Bewegung der Vorstellungen vorhanden. In der Reihe der Untersuchungen mussten wir zuerst das Gleichgewicht bestimmen; in der Wirklichkeit geht die Bewegung dem Gleichgewichte voran.

Indem die Hemmungssumme sinkt: hat sie in jedem Augenblicke eine bestimmte *Geschwindigkeit*, und in der bis dahin abgelaufenen *Zeit* ist ein bestimmtes Quantum gesunken. Beides haben wir zu berechnen.

Oder wird das Sinken keine Zeit verbrauchen? Wird mit unendlicher Geschwindigkeit, plötzlich, das ungehemmte Vorstellen zu dem gehörig gehemmten überspringen? — Die innere Erfahrung, so fern sie sich hierüber befragen lässt, antwortet: dass allerdings jeder Wechsel unserer Gemüthslagen Zeit verbrauche. Aber auch *a priori* ist dasselbe mit grosser Bestimmtheit zu erkennen. Zwischen dem ungehemmten und dem gehörig gehemmten Zustande liegt ein Continuum von

Digitized by Google

Mittelzuständen; durch jeden derselben würde selbst ein unendlich schneller Uebergang, wenn ein solcher statt fände, successiv herdurch gehn müssen. Aber bei jedem dieser Mittelzustände ist die Nothwendigkeit des ferneren Sinkens geringer, als bei dem vorhergehenden einer noch weiter vom Ziele entfernten Hemmung. Folglich werden die Vorstellungen weniger gedrängt, um aus dem Bewusstsein zu entweichen. Demnach muss das Sinken der Hemmungssumme mit abnehmender Geschwindigkeit von Statten gehn, und damit die Geschwindigkeit abnehmen könne, muss Zeit verfliessen. — Dieses nun mag sich jeder auf beliebige Weise in seine metaphysische Sprache übersetzen. Der Idealist, und schon der Kantianer, mag immerhin vorläufig sagen, es sei hier nur von Phänomenen die Rede; und zu dem Sinken der Vorstellungen gehöre Zeit in demselben Sinne, als worin die Bewegung der Körper Zeit und Raum verbrauche. Es ist hier nicht der Ort, in der Lehre von Raum und Zeit Falsches und Wahres zu scheiden; oder den, höchst dürftigen, Gegensatz zwischen Phänomenen und Noumenen näher zu beleuchten.

In jedem beliebigen Augenblicke ist die Nothwendigkeit des Sinkens der Hemmungssumme so gross, als das noch ungehemmte Quantum derselben. Was wirklich sinkt in diesem Augenblicke, ist zugleich dem Augenblicke und dieser Nothwendigkeit proportional. Es sei S die Hemmungssumme, σ das Gehemmte nach Verlauf der Zeit t, so ist

$$(S - \sigma)\ dt = d\sigma$$

Kaum wird es nöthig sein, zu erinnern, dass man sich nicht durch die Analogie mit der Mechanik der Körper verleiten lassen solle, auch hier an ein Fortgehen mit einmal erlangter Geschwindigkeit zu denken. Die Vorstellungen streben ihrer Natur nach immer aufwärts ins Bewusstsein; und ihr Sinken ist keine räumliche Bewegung, sondern eine erzwungene Verdunkelung des Vorgestellten. Jedes augenblickliche Sinken ist immer der unmittelbare Ausdruck der Nöthigung zum Sinken. Während also in der Mechanik der Körper die Kraft nur das Differential der Geschwindigkeit bestimmt, ergiebt sie hier geradezu die Geschwindigkeit selbst. Dagegen haben wir hier gar keine gleichförmig wirkende, sondern nur veränderliche Kräfte.

Digitized by Google

Die Gleichung $dt = \frac{d\sigma}{S-\sigma}$ integrirt giebt

$$t = log. \frac{Const.}{S-\sigma}$$

Für $t=0$ auch $\sigma=0$ giebt $Const. = S$, also

$$t = log. \frac{S}{S-\sigma}$$

Das Gehemmte, oder $\sigma = S(1-e^{-t})$

Noch zu hemmen $S-\sigma = Se^{-t}$

Wegen der grossen Wichtigkeit dieser Formeln setze ich für diejenigen, denen eine Grösse wie e^{-t} und $1-e^{-t}$ nicht geläufig sein möchte, folgende Werthe derselben her:

Für $t=\frac{1}{4}$ ist $e^{-t}=0,7788$..; $1-e^{-t}=0,2211$..
- $t=\frac{1}{2}$ - $e^{-t}=0,6065$..; $1-e^{-t}=0,3934$..
- $t=1$, - $e^{-t}=0,3678$..; $1-e^{-t}=0,6321$..
- $t=2$, - $e^{-t}=0,1353$..; $1-e^{-t}=0,8646$..
- $t=3$, - $e^{-t}=0,0497$..; $1-e^{-t}=0,9502$..

Hiezu nehme man, was auf den ersten Blick offenbar ist, dass für $t=0$, oder im Anfange des Zeitverlaufs, $e^{-t}=1$, $Se^{-t}=S$, oder die Hemmungssumme noch ganz ungehemmt; für $t=\infty$, oder nach einem unendlich langen Zeitverlauf, (der, wie sich versteht, nur eine Fiction sein kann, die man sich erlaubt anstatt einer äussersten Grenze,) $e^{-t}=\frac{1}{\infty}$, $Se^{-t}=S.\frac{1}{\infty}$, oder die Hemmungssumme bis auf einen unendlich kleinen Rest gehemmt, folglich *in gar keiner Zeit* die Hemmung schlechthin *gänzlich* vollbracht ist. So sieht man nun das Fortschreiten der Hemmung deutlich vor Augen. Anfangs verdoppelt sich dieselbe beinahe, wenn die Zeit verdoppelt wird; aber wenn die Zeit$=\frac{1}{4}$ achtmal verlaufen ist, oder für $t=2$, hat sich das Gehemmte jener ersten Zeit noch nicht vervierfacht, denn 0,86.. ist noch nicht völlig viermal 0,22.. Weiterhin rückt selbst bei der längsten Dauer die Hemmung nur äusserst wenig, ja nur ganz unmerklich, dennoch aber unablässig vor, *so dass das Gemüth sehr bald beinahe, aber nimmermehr völlig in Ruhe ist.* *

§. 75.

Die Hemmungssumme ist bekanntlich nichts für sich Bestehendes, noch irgend einer Vorstellung insbesondre Angehö-

* Wegen des Zeitmaasses, oder der Zeiteinheit, welche bei den Rechnungen hinzuzudenken ist, vergleiche man unten §. 144.

Digitized by Google

riges; damit also die vorstehenden Formeln eine reale Bedeutung erlangen, müssen wir weiter nachsehen, welche Verdunkelungen der wider einander wirkenden Vorstellungen es sind, die zusammengefasst dem Ausdruck: Sinken der Hemmungssumme, entsprechen.

Es seien die Hemmungsverhältnisse der Vorstellungen ausgedrückt durch die Zahlen f, g, h; so sinkt von derjenigen Vorstellung, der die Zahl f zugehört, der Bruch $\frac{f}{f+g+h}=q$, nämlich bezogen auf das Ganze, was überhaupt sinkt. In dem Zeittheilchen dt nun sinkt überhaupt $d\sigma=(S-\sigma)\,dt=Se^{-t}\,dt$, folglich von jener Vorstellung sinkt $qSe^{-t}\,dt$; wovon das Integral $=-qSe^{-t}+C$. Für $t=0$ ist dieses $=0$, also $C=qS$, und das vollständige Integral $=qS\,(1-e^{-t})=X$; woraus

$$t=log.\frac{qS}{qS-X}.$$

Gestattet nun das Verhältniss der Vorstellungen, dass man sie alle in einerlei Hemmungsrechnung bringe: so ist am Ende der Hemmung $X=qS$, also t unendlich. Das heisst, *jede Vorstellung sinkt in einerlei Proportion mit der Hemmungssumme, und gelangt daher sehr bald beinahe, aber nie völlig zur Ruhe.*

Allein ganz anders verhält es sich mit Vorstellungen, die *unter die Schwelle* fallen. Es sei eine solche Vorstellung $=c$, so muss sie ganz und gar gehemmt werden, oder es ist zuletzt $X=c$, und die Zeit, während welcher sie völlig sinkt, ist

$$t=log.\frac{qS}{qS-c}.$$

Der Nenner ist hier immer positiv, weil das, was von ihr hätte sinken sollen, immer grösser ist als sie selbst. Demnach *die Zeit des völligen Sinkens allemal endlich;* obschon niemals $=0$, so lange nicht c selbst $=0$.

Beispiele: Bei voller Hemmung sei $a=3$, $b=2$, $c=1$; wofür, wenn nicht c unter die Schwelle fiele, das Hemmungsverhältniss auszudrücken wäre durch die Zahlen 2, 3, 6; also $q=\frac{6}{11}$; ferner $S=2+1=3$, $qS=\frac{18}{11}$, und $t=log.\ nat.\ \frac{18}{7}$ $=0{,}944..$

Es sei ferner bei voller Hemmung $a=4$, $b=3$, $c=2$; woraus die Hemmungsverhältnisse 3, 4, 6; und $q=\frac{6}{13}$; $S=5$; $qS=\frac{30}{13}$; also $t=log.\ nat.\ \frac{15}{2}=2{,}015$.

Es sei endlich bei voller Hemmung $a=10$, $b=10$, $c=7$, also c, wie bekannt, beinahe auf der Schwelle: so ist das Ver-

Digitized by Google

hältniss der Hemmung wie 7, 7, 10; $q = \frac{10}{24} = \frac{5}{12}$; $S = 17$; $qS = \frac{85}{12}$; $t = log.\ nat.\ 85 = 4{,}4426\ldots$

Wäre in dem letzten Beispiele $c = 7{,}07\ldots = 10\sqrt{\frac{1}{2}}$ genommen worden, so würde die Zeit unendlich gross geworden sein. Man sicht also, dass, wenn c seinem Schwellenwerthe auch schon sehr nahe ist, doch eine kurze Zeit hinreicht, um es aus dem Bewusstsein zu verdrängen.

Merkwürdig ist hiebei noch die *Veränderung in der Geschwindigkeit der übrigen Vorstellungen, welche in dem Augenblicke vorgeht, da die schwächste zur Schwelle sinkt.* Die Hemmungssumme muss ihrem Gesetze gemäss continuirlich sinken; verschwindet nun plötzlich diejenige Vorstellung, welche bisher von der Hemmungssumme am meisten zu leiden hatte, so müssen in diesem Augenblicke die stärkeren einen weit beträchtlichern Druck erleiden, als sie bisher zu tragen hatten.

In dem ersten Beispiele ist nach Verlauf der Zeit $= 0{,}944\ldots$ noch zu hemmen übrig $Se^{-t} = 3.e^{-0{,}944\ldots} = 1{,}17\ldots$; dieses drückt, unmittelbar vor dem völligen Sinken von c, mit der Kraft $1{,}17\ldots \times \frac{8}{11}$ auf a, und mit der Kraft $1{,}17\ldots \times \frac{3}{11}$ auf b; hingegen unmittelbar darnach ändert sich das Hemmungsverhältniss; a und b müssen den Rest der Hemmungssumme allein theilen; es drückt auf a die Kraft $1{,}17\ldots \times \frac{2}{5}$, auf b die Kraft $1{,}17\ldots \times \frac{3}{5}$. Die Geschwindigkeit des Sinkens ist, wie oben gesagt, allemal der unmittelbare Ausdruck der zum Sinken nöthigenden Kraft, und derselben proportional. Sie wird demnach in unserm Falle mehr als verdoppelt.

Sind mehr als drei Vorstellungen im Spiele: so können sich dergleichen plötzliche Aenderungen mehrmals ereignen; denn jede der schwächeren hat ihren Zeitpunct, wo sie zur Schwelle sinkt, und den übrigen die Theilung der Hemmungssumme überlässt.

Dies ist ein leichtes Beispiel von dem, was keine empirische Psychologie jemals hätte wissen können. Ueber den Gegensatz der plötzlichen und der continuirlichen Veränderungen im Bewusstsein kann sie sich nur wundern, nicht sie erklären.

§. 76.

Die Anwendung des Bisherigen auf Complexionen und Verschmelzungen kann wohl kaum Schwierigkeit finden. Immer beharrt die Hemmungssumme bei dem gleichen Gesetze des Sinkens. Aber die Elemente der Verbindungen erleiden man-

Digitized

cherlei Beschleunigungen und Verzögerungen; auf ähnliche Art, wie deren Gleichgewicht durch die Complication verändert wird.

Die plötzlichen Aenderungen der Geschwindigkeit bei stärkeren Vorstellungen, indem schwächere zur Schwelle sinken, werden gemildert durch Verschmelzungen und unvollkommne Complicationen. Denn indem die schwächeren zur Schwelle getrieben sind, haben auch die Hülfen, durch welche sie unterstützt waren, völlig gehemmt werden müssen. Diese Hülfen rühren von den stärkeren Vorstellungen her, welche schneller sinken, um die schwächern verschmolzenen oder complicirten länger im Bewusstsein verweilen zu machen. Also kann der Abstand der Geschwindigkeiten jetzt nicht so gross sein, als bei unverbundenen Vorstellungen, wo in Einem Augenblick der Druck der Hemmungssumme sich ganz auf die stärkeren wirft, nachdem er unmittelbar zuvor diese in eben dem Verhältniss weniger, als die schwächern stärker, angegriffen hatte.

Demnach, *je weniger Verbindung noch unter den Vorstellungen statt findet, desto mehr gehen die Bewegungen des Gemüths stossweise, und mit harten Rückungen; je mehr die Verbindungen zunehmen, desto gleichmässiger und sanfter wird der Fluss der Vorstellungen.* —

Wesentlich ist noch die Bemerkung, dass alle Verschmelzungen nach der Hemmung, in ihrer Ausbildung eben so fortschreiten müssen, wie die Hemmung abnimmt. Sollten sie erst bei völliger Ruhe entstehn, so entstünden sie niemals, weil die Hemmungssumme nie gänzlich sinkt. Aber in wie fern ein paar Vorstellungen einander noch widerstreben, können sie sich nicht vereinigen. — Demnach seien die Reste zweier Vorstellungen, welche nach der Hemmung überbleiben werden, und also sich verbinden können, $= r$ und ρ; so ist die wirkliche Verbindung am Ende der Zeit t, nach dem Obigen $= r\rho\,(1 - e^{-t})$. *Und so tritt denn auch die Verbindung sehr bald beinahe, aber niemals völlig ein.* Für Vorstellungen, die zur Schwelle sinken sollen, giebt es keine Reste, also keine Verschmelzung nach der Hemmung. — In Hinsicht der Verschmelzung vor der Hemmung müssen wir uns die Uebergänge der Zustände, die aus dem Streben zur Vereinigung und den dawider streitenden Gegensätzen hervorgehn, eben so allmälig geschehend denken, wie die bisher betrachtete Hemmung.

ZWEITES CAPITEL.

Von den mechanischen Schwellen.

§. 77.

Bei den höchst einfachen Voraussetzungen, nach denen wir bis jetzt gerechnet haben, und wornach das Vorstellende nur von äusserst wenigen Vorstellungen beschäftigt wird, können wir nichts anderes erwarten, als dass sehr bald von der eben vorhandenen Hemmungssumme nur noch wenig übrig sein, dass also ein der Ruhe ganz nahe kommender Zustand eintreten werde; aus welchem nur neu hinzukommende Vorstellungen das Gemüth aufzuregen vermögen.

Zu einem Paar im Gleichgewichte befindlicher Vorstellungen komme demnach eine dritte, und zwar *plötzlich*, d. h. schnell und stark genug, damit wir den Zeitverlauf und das verwickelte Gesetz allmäliger Wahrnehmung hier als unbedeutend bei Seite setzen können: es wird gefragt nach den Bewegungen der Vorstellungen, die daraus entstehen müssen.

Die Hinzukommende wird eine Hemmungssumme bilden, welche sinken muss. An diesem Sinken werden auch die früher vorhandenen Theil nehmen; und zwar werden sie dabei unter ihren statischen Punct hinabsinken, bald aber wieder zu demselben hinaufsteigen. Hiebei können sie *für eine Zeitlang* auf die Schwelle des Bewusstseins getrieben werden, welche wir für einen solchen Fall schon oben (im §. 47) *mechanische Schwelle* genannt haben.

Um dies leichter aufzuklären: nehmen wir zuvörderst an, zu schon im Gleichgewichte befindlichen, und nach der Hemmung verschmolzenen, *a*, und *b*, komme ein so schwaches *c*, dass es neben jenen auf die längst bekannte statische Schwelle sinken müsse. Alsdann kann es in statischer Hinsicht auf *a* und *b* keinen Einfluss haben. Aber ehe es aus dem ungehemmten Zustande in den gehemmten übergeht, muss es durch *a* und *b* zum Sinken gebracht werden; dabei wirkt es auf diese zurück, und zwingt also auch sie, die schon auf ihrem statischen Puncte waren, unter denselben hinab zu sinken. Dieses wird so fortgehn, bis die durch *c* entstandene Hemmungssumme völlig niedergedrückt ist. Aber hiezu wird keine unendliche Zeit nöthig sein, denn das Streben jener, auf ihren statischen Punct zurückzukehren, wirkt mit, und beschleunigt alle Bewegungen.

Digitized by Google

Indem nun a und b wieder steigen, wird c zur Schwelle getrieben werden. Man bemerke aber, *dass hier die Bewegung nicht nach einerlei Gesetze fortdauernd geschehn kann. Ein* Bewegungsgesetz wird statt finden, so lange a und b sinken, *ein anderes* wird eintreten, indem sie anfangen sich wieder zu erheben. Dazwischen kann es noch ein *drittes* geben, wofern etwa b bis zur Schwelle hinabgedrückt, daselbst eine Zeitlang verweilen müsste, also nur einen gleichförmigen Druck gegen die übrigen, ferner sinkenden Vorstellungen ausüben könnte.

Nehmen wir nun die Voraussetzung zurück, dass c neben a und b unter der statischen Schwelle sein solle: so wird zwar der statische Punct von a und b erniedrigt, und die *anfängliche* Bewegung kann von keinem Zurückstreben dieser Vorstellungen zu ihrem statischen Puncte beschleunigt werden. Aber sobald derselbe erreicht ist, entsteht ein solches Streben, und wächst bei fortgehendem Sinken; von da an ist der Verlauf des Ereignisses im allgemeinen wie oben, nur dass c nicht auf die Schwelle, sondern bis zu seinem statischen Puncte getrieben wird.

Dieses muss jetzo durch Rechnung näher bestimmt werden. Wir knüpfen dieselbe an den §. 69, wegen der unfehlbar vorhandenen Verschmelzung nach der Hemmung; und nehmen auch hier die abkürzende Voraussetzung *voller* Hemmung an; zwar nicht eben, um der ziemlich eng begrenzten Verschmelzung vor der Hemmung auszuweichen, sondern weil über die Einführung verschiedener Hemmungsgrade in die Rechnung, nach den frühern Auseinandersetzungen wohl kein Zweifel mehr walten kann.

Es sei zuerst c neben a und b auf der statischen Schwelle. So ist bei voller Hemmung die neu entstehende Hemmungssumme gewiss $= c$. Die Verhältnisse, worin sie vertheilt wird, sind aus §. 69, (wo $\gamma = c$,) $ac\beta^2$, $bc\alpha^2$, $\alpha^2\beta^2$. Ist also nach Verlauf der Zeit t das Gehemmte $= \sigma$, so wird alsdann

von a gehemmt sein $ac\beta^2\sigma : (ac\beta^2 + bc\alpha^2 + \alpha^2\beta^2)$
- b - - $bc\alpha^2\sigma : (ac\beta^2 + bc\alpha^2 + \alpha^2\beta^2)$
- c - - $\alpha^2\beta^2\sigma : (ac\beta^2 + bc\alpha^2 + \alpha^2\beta^2)$.

Im Zeittheilchen dt drängt zum Sinken erstlich der Rest der Hemmungssumme, $c - \sigma$, dann aber auch das Wiederaufstreben von a und b. Dieses zwar wirkt zunächst nur gegen c, allein dadurch wird die Spannung von c vermehrt, und durch seinen

Digitized by Google

Widerstand wirft es den erlittenen Druck auf *a* und *b* zurück. Ueberhaupt kann das Sinken von *c* wohl beschleunigt werden, aber dann muss auch das Sinken von *a* und *b* rascher gehn, denn die einmal in den Kräften gegründeten Hemmungsverhältnisse können nicht verletzt werden. Nun beträgt das Wiederaufstreben von *a* und *b* so viel als ihr Gehemmtes unter dem statischen Puncte; und da sie von Anfang an schon auf dem Puncte waren, zu dem sie zurückkehren müssen, so ist ihr ganzes Gehemmtes gleich ihrem Wiederaufstreben. Folglich kommt hinzu die Kraft $\frac{(ac\beta^2 + bc\alpha^2)\sigma}{ac\beta^2 + bc\alpha^2 + \alpha^2\beta^2}$, und wir haben die Gleichung $\left(c - \sigma + \frac{(ac\beta^2 + bc\alpha^2)\sigma}{ac\beta^2 + bc\alpha^2 + \alpha^2\beta^2}\right) dt = d\sigma$.

Es sei $1 - \frac{ac\beta^2 + bc\alpha^2}{ac\beta^2 + bc\alpha^2 + \alpha^2\beta^2} = \frac{\alpha^2\beta^2}{ac\beta^2 + bc\alpha^2 + \alpha^2\beta^2} = q$, so ist

$(c - q\sigma)\, dt = d\sigma$

woraus $t = \frac{1}{q} \log. \frac{c}{c - q\sigma}$

und $\sigma = \frac{c}{q}(1 - e^{-qt})$

Wofern keine mechanische Schwelle eintritt: so geht nach diesem Gesetze das Sinken fort, bis die ganze Hemmungssumme niedergedrückt ist. Denn so lange sich von ihr noch etwas vorfindet, muss dasselbe auf alle Vorstellungen vertheilt werden. Erst wann nichts mehr zu vertheilen ist, können *a* und *b* um so viel steigen, als um wie viel sie *c* sinken machen.

Man setze also in dem Ausdrucke für *t*, $\sigma = c$; so kommt

$$t = \frac{1}{q} \log. \frac{1}{1-q}$$

für die Zeit, während welcher jenes Gesetz bestehen kann. Es ist $\frac{1}{q} \log. \frac{1}{1-q} = 1 + \frac{1}{2}q + \frac{1}{3}q^2 + \frac{1}{4}q^3 + \ldots$ daher man leicht übersieht, wie diese Zeit um so kleiner ist, je kleiner *q*, das heisst, je grösser *c*, denn der Zähler von dem Bruche *q* ist die Verhältnisszahl der Hemmung für *c*. Da *q* nie $=1$ sein kann, so ist auch diese Zeit allemal endlich. Es ist merkwürdig, dass sich die früher vorhandenen Vorstellungen nur um so kürzere Zeit niederdrücken lassen, je stärker der Druck ist.

Nachdem nun der Hemmung Genüge geschehn, kann *c* nicht länger *a* und *b* zum Sinken zwingen. Das heisst, sie steigen, wie wenn *c* nicht wäre, nach ihrem eigenen Gesetze; um wie viel aber beide zusammengenommen steigen, um so viel muss

Digitized by Google

c sinken. (Nämlich sie steigen zu ihrem statischen Puncte; *dieser* aber freilich hängt von c ab, wofern nicht, wie hier angenommen, c auf der statischen Schwelle, oder darunter ist.)

Die Entfernung vom statischen Puncte bestimmt in jedem Augenblicke die Kraft und Geschwindigkeit des Steigens. Die anfängliche Entfernung ergeben die Ausdrücke für das Gehemmte von a und b, wenn darin $\sigma = c$ gesetzt wird. Also für a ist diese Entfernung $= ac^2\beta^2 : (ac\beta^2 + bc\alpha^2 + \alpha^2\beta^2)$. Sie heisse S'; und nach einer Zeit des Steigens $= t'$, habe sich von a wieder erhoben das Quantum σ'. So ist jetzt die Entfernung vom statischen Puncte $= S' - \sigma'$, und hieraus die Zunahme des Steigens

$$d\sigma' = (S' - \sigma')\, dt'$$

$$\text{woraus } t' = \log. \frac{S'}{S' - \sigma'},\ \sigma' = S'\ (1 - e^{-t'}).$$

Es muss nun auch b nach einem ganz ähnlichen Gesetze steigen, c aber nach demselben sinken. Folglich tritt auch hier, wie die Formeln zeigen, das Gleichgewicht nie vollkommen ein, obgleich sehr bald beinahe; die frühern Vorstellungen behalten immer noch eine geringe Bewegung des Steigens, die späteren des Sinkens. —

Zu einem Beispiele sollen einige Zahlen aus §. 69 verhelfen. Es sei $a = b = 1$, also $\alpha^2 = 1{,}5625$; $\alpha^2\beta^2 = 2{,}4414..$; auch sei $c = \frac{1}{2}$, also $q = \frac{2{,}4414..}{1{,}5625 + 2{,}4414..} = 0{,}61..$ und $t = 1{,}54..$ Um diese Zeit ist von a gehemmt $\frac{0{,}39..}{4}$, nahe $0{,}1$; von b eben so viel; von c wenig über $0{,}3$. Jetzt erheben sich a und b, um das verlorne Zehntel wieder zu gewinnen; unterdessen wird c zwei Zehntel (beinahe) verlieren, und dann auf der Schwelle sein, wohin es jedoch nie völlig gebracht wird; obgleich es in statischer Hinsicht *unter* der Schwelle ist, und selbst von noch nicht verschmolzenen a und b sehr bald würde zur Schwelle getrieben sein, wäre es *gleichzeitig* mit a und b ins Bewusstsein gekommen. (Man sehe §. 75.) — Vielleicht ist nicht überflüssig zu erinnern, dass a und b ein Zehntel verlieren, *nachdem* schon ihre eigne gegenseitige Hemmung so gut als vollbracht war; das heisst, nachdem sie schon halb gehemmt waren. Also ihr niedrigster Stand ist $= 0{,}4$; von da an erheben sie sich wieder auf den vorigen Stand $= 0{,}5$.

Digitized by Google

§. 78.

Auf die mechanische Schwelle wird b getrieben werden, wofern das, was von b zu hemmen ist, dem Reste von b aus der frühern Hemmung eher gleich wird, als die Zeit $t = \frac{1}{q} \log. \frac{1}{1-q}$ abgelaufen ist. Es sollte von b gehemmt werden die Grösse $bc\alpha^2\sigma : (a c\beta^2 + bc\alpha^2 + \alpha^2\beta^2)$. Nach Ablauf der eben erwähnten Zeit ist $\sigma = c$. Gesetzt nun, es sei $bc^2\alpha^2 : (ac\beta^2 + bc\alpha^2 + \alpha^2\beta^2)$ gerade gleich dem Reste von b aus der frühern Hemmung: so wird dieser Rest eben in dem Augenblicke völlig gehemmt sein, da b sammt a wiederum beginnt zu steigen. Also *stösst gleichsam b nur augenblicklich an die Schwelle*, ohne auf derselben zu verweilen. Dieser Fall liegt in der Mitte zwischen den beiden, da die Schwelle nicht berührt wird, und da die Verweilung auf derselben ein neues Gesetz für den Fortgang der Hemmung herbeiführt. Von hier also müssen die genauern Betrachtungen der mechanischen Schwelle ausgehn.

Der Rest von b aus der frühern Hemmung ist $= \frac{bb}{a+b}$ nach §. 44. Ihm soll die Grösse $bc^2\alpha^2 : (ac\beta^2 + bc\alpha^2 + \alpha^2\beta^2)$ gleich sein. Wir haben also

$$\frac{b}{a+b} = \frac{c^2\alpha^2}{ac\beta^2 + bc\alpha^2 + \alpha^2\beta^2}$$

und daraus

$$c^2 - c \cdot \frac{b(a\beta^2 + b\alpha^2)}{(a+b)\,\alpha^2} = \frac{b\beta^2}{a+b}$$

Um sich unter den Bedeutungen, welche diese Formel annehmen kann, eher zu orientiren, setze man für c^2 den Werth $\frac{b^2a}{a+b}$, wegen der Voraussetzung, dass es auf der statischen Schwelle oder unter derselben sei. Alsdann lässt sich durch $\frac{b}{a+b}$ dividiren; und man sieht auf den ersten Blick so viel, dass $ab > \beta^2$ sein muss. Bei Vergleichung des Täfelchens im §. 69 zeigt sich, dass diese Bedingung ungefähr bei $\frac{b}{a} = \varkappa = 0{,}3$ anfängt in Erfüllung zu gehen.

Es sei nun des Beispiels wegen $a = 10$, $b = 2$; demnach $\alpha = 10{,}32$; $\beta = 3{,}61$; $\alpha^2 = 106{,}5$; $\beta^2 = 13{,}032$; so findet sich $c = 1{,}766..$, welches der Forderung entspricht, neben a und b unter der statischen Schwelle zu seyn. Denn man nehme b zum Maasse der Grössen, so ist $b = 1$, $a = 5$, $c = 0{,}883..$; aber nach §. 49 würde schon $c = 0{,}91..$ zur Schwelle sinken.

Digitized by

Demnach ist es möglich, und es kann selbst ziemlich viele Fälle geben, da die dritte, hinzukommende Vorstellung, neben zwei frühern (sogar wenn sie unverschmolzen wären) zur statischen Schwelle getrieben wird, *und dennoch im Stande ist, während ihres Sinkens, die schwächere der frühern zuvor auf die mechanische Schwelle zu bringen;* und selbst sie dort eine kurze Zeit lang aufzuhalten. Denn während das berechnete c, nur b an die Schwelle *anstossen* macht, würde ein anderes, um ein weniges stärkere, z. E. $c = 0{,}9$, eine kurze Verweilung auf der mechanischen Schwelle bewirkt haben. — In der That ist die Sphäre dieser Möglichkeit noch um etwas grösser, als wir sie hier obenhin bezeichnet haben. Denn die Schwellenformel $c = b\sqrt{\frac{a}{a+b}}$ gilt für unverschmolzene Vorstellungen; aber a und b sind verschmolzen, und neben ihnen ist auch ein etwas grösseres c auf der statischen Schwelle; welches wir annahmen, damit durch das Hinzukommen des c der statische Punct von a und b nicht möge verrückt werden.

§. 79.

Zweierlei ist noch übrig: erstlich, das Gesetz zu bestimmen, nach welchem sich während der Zeit, da eine Vorstellung auf der mechanischen Schwelle verweilt, die übrigen bewegen; zweitens, die beschränkende Voraussetzung, dass c auf der statischen Schwelle oder darunter sei, zurückzunehmen, und die Folgen davon zu erörtern.

Ruhet b auf der mechanischen Schwelle, so liegt eben darin der Unterschied dieser Schwelle von der statischen, dass nun gleichwohl b nicht aufhört, Einfluss zu haben auf das was im Bewusstsein vorgeht. Denn wie weit es von seinem statischen Puncte entfernt ist, um so weit vermag es, sich wieder zu erheben, wenn schon nicht plötzlich, sondern erst nach vorgängigem ferneren Sinken der übrigen Vorstellungen. Der ganze Unterschied seiner jetzigen Wirksamkeit von jener, da es noch selbst im Sinken begriffen war, ist nur dieser, dass es zuvor an Spannung zunahm, indem es tiefer sank; jetzt hingegen übt es einen gleichbleibenden Druck, so lange bis es sich von der mechanischen Schwelle wieder erheben kann.

Um hiernach die Formel des §. 77, nämlich

$$(c - q\sigma)\, dt = d\sigma,$$

abzuändern, bedenke man, dass q aus drei Theilen besteht,

Digitized by Google

unter welchen einer die Wirksamkeit von a, ein andrer die von b ausdrückt. Der letztre wird offenbar jetzt constant, und hängt nicht mehr von σ ab. Alles Constante (welches näher zu bestimmen noch vorbehalten bleibt) mag mit c zu *Einer* Grösse zusammengefasst werden, welche C heisse. Auch sei das übrigbleibende Veränderliche $= q'\sigma$, so wird die Formel

$$(C - q'\sigma) dt = d\sigma$$

woraus man sieht, dass das Bewegungsgesetz mit geringer Veränderung dasselbe ist wie zuvor. Um aber zuerst die Zeit zu finden, wann b auf die mechanische Schwelle gesunken, nehme man erst aus §. 77 das von b Gehemmte; dieses dem Rest $\frac{bb}{a+b}$ gleich gesetzt, giebt $\sigma = \frac{b^2 (ac\beta^2 + bc\alpha^2 + \alpha^2\beta^2}{(a+b) \cdot bc\alpha^2}$, welcher Werth von σ zu substituiren ist in die Formel $t = \frac{1}{q} \log. \frac{c}{c - q\sigma}$. Hiedurch beschränkt sich die Anwendung des vorigen Bewegungsgesetzes, und ergiebt sich der Anfang des jetzigen.

Diejenige Zeit, welche von diesem Anfangspuncte verläuft, wollen wir, zum Unterschiede von der vorigen, mit t' bezeichnen, und daher die schon gegebene Formel nun so schreiben

$$(C - q'\sigma) dt' = d\sigma$$

woraus zunächst $t' = -\frac{1}{q'} \log. (C - q'\sigma) + Const.$

Damit die Constante bestimmt werde, setzen wir zuvörderst den Werth von σ für $t' = 0$, nämlich

$$\frac{b^2 (ac\beta^2 + bc\alpha^2 + \alpha^2\beta^2)}{(a+b) \cdot bc\alpha^2} = \Sigma,$$

so wird $0 = -\frac{1}{q'} \log. (C - q'\Sigma) + Const.$, und folglich

$$t' = \frac{1}{q'} \log. \frac{C - q'\Sigma}{C - q'\sigma}.$$

Hieraus erfährt man das Ende des jetzigen Bewegungsgesetzes, oder die Zeit, wann b sich wiederum von der Schwelle erhebt, indem man $\sigma = c$ setzt. Denn nicht eher kann sich b erheben, als bis nichts mehr zu hemmen da ist; indem, hätte sich vorher b nur im geringsten gehoben, es sogleich wiederum durch ein endliches Quotum der Hemmungssumme würde niedergedrückt sein. Nachdem aber diese gesunken, steigt nothwendig b, wie schon gezeigt, zu seinem statischen Puncte, als ob ihm keine Kraft entgegenwirkte. Dasselbe gilt von a; sie beginnen ihre Erhebung zugleich, und können sie niemals ganz vollenden. —

Digitized by Google

Nun haben wir noch C und q' zu bestimmen. Man überlege, wie σ vertheilt wird, während b auf der mechanischen Schwelle verharrt. Nur unter a und c kann es vertheilt werden; also *entsteht hier eine ähnliche Beschleunigung plötzlich*, wie im §. 75 bemerkt. Ferner, die Verschmelzungshülfe des b kann dem a nicht mehr zu Statten kommen, da von b nichts mehr zu hemmen ist, allemal aber das Helfende einen Theil des Leidens von dem, welchem es hilft übernehmen muss. Also a und c theilen ganz nach ihrem ursprünglichen Hemmungsverhältnisse das Quantum der Hemmungssumme, welches in diesem Zeitraume sinkt. Dadurch wird a verhältnissmässig mehr und schneller angespannt, als vorhin; und die Kraft seines Wiederaufstrebens folgt jetzt einem neuen Gesetze. Aber von dieser Kraft ist derjenige Theil constant, der durch das Sinken des a, bevor b die Schwelle erreichte, gebildet worden. Diesen finden wir, indem wir Σ statt σ in den Werth des von a Gehemmten setzen (§. 77); es ist also derselbe $= \frac{a\beta^2 b}{(a+b)\alpha^2}$. Dazu muss addirt werden das gleichfalls constante Gehemmte von b, nämlich der ganze Rest aus der frühern Hemmung, $= \frac{b^2}{a+b}$; dies giebt $\frac{ba\beta^2 + b^2\alpha^2}{(a+b)\alpha^2}$. Hiezu kommt endlich noch c, als Hemmungssumme; so bilden diese drei Theile zusammen die constante Kraft, welche die Bewegung verursacht, $= c + \frac{ba\beta^2 + b^2\alpha^2}{(a+b)\alpha^2}$. Mit dieser constanten Kraft ist nun noch die veränderliche verbunden; und sie ist = der hinzukommenden Spannung von a seit völliger Hemmung von b, weniger σ. Wegen der Vertheilung des Gehemmten zwischen a und c, finden wir die hinzukommende Spannung von a, wenn wir mit dem Bruche $\frac{c}{a+c}$ dasjenige multipliciren, was gehemmt worden, seit b die Schwelle erreicht hat; nämlich $\sigma - \Sigma$. Die so entstehende Grösse $\frac{(\sigma - \Sigma)c}{a+c}$ zerlegen wir noch in den constanten Theil $\frac{-\Sigma c}{a+c}$ und den veränderlichen $\frac{c\sigma}{a+c}$. Jener muss der obigen constanten Kraft beigefügt werden, dieser dem veränderlichen $-\sigma$. So kommt endlich

$$C = c + \frac{ba\beta^2 + b^2\alpha^2}{(a+b)\alpha^2} - \frac{\Sigma c}{a+c}$$

$$\text{und } q' = 1 - \frac{c}{a+c} + \frac{a}{a+c}.$$

Digitized by Google

§. 80.

Drei verschiedene Zeiträume, jeden mit einem eigenen Bewegungsgesetze, haben wir schon unterschieden; einen vor dem Sinken auf die mechanische Schwelle, den zweiten während der Verweilung auf derselben, den dritten, unendlich langen, während der Wiedererhebung von dieser Schwelle. Diesen Zeiträumen allen geht ein vierter, oder, wenn man will, ein erster voran, wofern c nicht neben a und b auf, oder unter der statischen Schwelle ist. Alsdann wird allemal der statische Punct von a und b erniedrigt; und so weit sinken diese Vorstellungen, ohne durch ihr Aufstreben in das Hemmungsgesetz auf die vorhin beschriebene Art einzugreifen.

Man muss also damit anfangen, diesen ersten Zeitraum zu berechnen. Das geschieht mittelst der Formel $t = log. \frac{S}{S - \sigma}$ (§. 74), indem für σ dasjenige Quantum der Hemmungssumme gesetzt wird, welches von allen Vorstellungen zusammengenommen muss gesunken sein, wann a und b bei ihrem statischen Puncte anlangen. Wir nehmen vorläufig an, beide kommen *zugleich* auf diesen Punct; die Abänderungen wegen des Gegentheils sollen an einem Beispiel gezeigt werden. Der erwähnte Werth von σ sei $= \Sigma^0$.

Hierauf beginnt die zweite, jetzt mit t' zu bezeichnende Zeit, bis b die mechanische Schwelle erreicht. War die anfängliche Hemmungssumme $= S$, so ist jetzt von derselben noch übrig $S - \Sigma^0$. Was aber in der Zeit t' sinken wird, ist auszudrücken durch $\sigma - \Sigma^0$. Dasselbe wird sich in den gehörigen Verhältnissen vertheilen; also wird (nach §. 77, nur $\sigma - \Sigma^0$ statt σ gesetzt) im Verlauf der Zeit t', wenn $ac\beta^2 + bc\alpha^2 + \alpha^2\beta^2 = D$,

von a gehemmt sein $ac\beta^2 (\sigma - \Sigma^0) : D$
- b - - $bc\alpha^2 (\sigma - \Sigma^0) : D$
- c - - $\alpha^2\beta^2 (\sigma - \Sigma^0) : D$

Demnach wird

$$\left[S - \Sigma^0 - (\sigma - \Sigma^0) + \frac{(ac\beta^2 + bc\alpha^2)(\sigma - \Sigma^0)}{D}\right] dt' = d\sigma$$

oder, indem völlig wie oben $q = \frac{\alpha^2\beta^2}{D}$,

$$\left(S - \frac{ac\beta^2 + bc\alpha^2}{D} \cdot \Sigma^0 - q\sigma\right) dt' = d\sigma.$$

Es sei noch zur Abkürzung $S - \frac{ac\beta^2 + bc\alpha^2}{D} . \Sigma^0 = S'$,

so wird $t' = -\frac{1}{q} log. (S' - q\sigma) + Const.$

und weil für $t' = 0$, $\sigma = \Sigma^0$,

$$t' = \frac{1}{q} log. \frac{S' - q\Sigma^0}{S' - q\sigma} = \frac{1}{q} log. \frac{S - \Sigma^0}{S' - q\sigma}$$

woraus, falls b nicht zur mechanischen Schwelle sinkt, die Zeit bis zum Steigen gefunden wird durch Substitution von S für σ.

Im entgegengesetzten Falle wird zuvor der frühere Rest von b, oder $\frac{bb}{a+b} = \frac{bc\alpha^2}{D} (\Sigma^0 + \sigma - \Sigma^0)$, indem die Hemmung sowohl während t als während t' immer nach einerlei Verhältniss fortgeschritten ist; oder es ist

$$\sigma = \frac{bD}{(a+b)\, c\alpha^2} = \Sigma'.$$

Es schliesst sich also die zweite Zeit mit

$$t' = \frac{1}{q} log. \frac{S' - q\Sigma^0}{S' - q\Sigma'}.$$

Nun beginnt die dritte Zeit $= t''$ während der Verweilung auf der mechanischen Schwelle. Von der Hemmungssumme ist noch übrig $S - \Sigma'$; in der Zeit t'' wird sinken $\sigma - \Sigma'$. Von a und b zusammengenommen ist in der Zeit t' gehemmt $\frac{(ac\beta^2 + bc\alpha^2)(\Sigma' - \Sigma^0)}{D}$. Von a wird während t'' gehemmt $\frac{(\sigma - \Sigma')c}{a+c} = \frac{\sigma c}{a+c} - \frac{\Sigma' c}{a+c}$. Es sei nun

$S + \frac{(ac\beta^2 + bc\alpha^2)(\Sigma' - \Sigma^0)}{D} - \frac{\Sigma' c}{a+c} = S''$, und $1 - \frac{c}{a+c} = q'$, so ist

$$(S'' - q'\sigma)\, dt'' = d\sigma,$$

$$\text{und } t'' = -\frac{1}{q'} log. (S'' - q'\sigma) + Const.$$

weil aber für $t'' = 0$, $\sigma = \Sigma'$, so wird

$$t'' = \frac{1}{q'} log. \frac{S'' - q'\Sigma'}{S'' - q'\sigma}.$$

Für das Ende der Zeit t'' ist hierin $\sigma = S$, und alsdann beginnt die vierte, unendliche Zeit der Annäherung zum statischen Puncte.

Um Beispiele zu haben, vollenden wir die im §. 69 geführten statischen Berechnungen. Es sei $a = b = c = 1$. Demnach hier $S = 1$; (nämlich die Hemmungssumme zwischen a und b *war* schon gesunken, und die ganze jetzige *Bewegung* hängt ab von dem hinzukommenden c, — obgleich oben die *statischen* Puncte mit Hülfe des *ganzen* Gegensatzes zwischen a, b, und c

Digitized by Google

mussten bestimmt werden.) Ferner Σ^0 zu finden, muss man erst überlegen, wie weit a und b zu sinken hatten, um auf ihren jetzigen statischen Punct zu kommen. Der frühere war $=0,5$; der jetzige ist nach §. 69 eine Hemmung $=0,5614$; also um 0,0614 mussten sie sinken. Dies verhält sich zu dem, was gleichzeitig von c hat sinken müssen, wie $\alpha^2 : \alpha^4$ (indem wegen $a=b$ auch $\alpha=\beta$) oder wie $1 : \alpha^2 = 1 : 1,5625$. Also das Gehemmte von c bis dahin beträgt 0,0959... Nun $0,0614 . 2 + 0,0959 = \Sigma^0$, oder $\Sigma^0 = 0,2187$... Hieraus $S - \Sigma^0 = 0,7812$... und $t = log. \frac{1}{0,7812} = log.\ nat.\ 10000 - log.\ nat.\ 7812 = 0,2469$.., *Dies ist die erste Zeit.* — Weiter, $q = \frac{\alpha^2}{2+\alpha^2} = 0,4386$..; $S' = 1 - \frac{2}{2+\alpha^2} \cdot \Sigma^0 = 0,8772$... Nun kann b nicht auf die mechanische Schwelle kommen; denn der Ausdruck des von b Gehemmten ist $\frac{\sigma}{2+\alpha^2} = \frac{\sigma}{3,5..}$, wird hierin $\sigma = S = 1$, so ist jenes Gehemmte nahe $= \frac{2}{7} < \frac{1}{2}$, welches letztre den Rest von b aus der frühern Hemmung ausmacht. Also setzen wir gleich nebst dem gefundenen q und S' auch S für σ in die Gleichung für t', und erhalten $t' = 1,316$.. *Dies ist die zweite Zeit.* Eine dritte der Verweilung auf der Schwelle fällt hier weg, indem nun sogleich die unendliche Zeit des Steigens beginnt. Es ist $t + t' = 1,563$; in dieser Zeit sinkt jetzt die ganze Hemmungssumme, wozu sonst unendliche Zeit nöthig ist. Der niedrigste Stand von a und von b ist nach der obigen Bemerkung nahe $= 1 - (\frac{1}{2} + \frac{2}{7}) = \frac{3}{14}$; ihm gleichzeitig ist von c noch $1 - \frac{3}{7} = \frac{8}{14}$ im Bewusstsein; von hier an muss aber c doppelt so schnell sinken, als a und b steigen.

Zweitens sei $a=1$; $b=0,7$; $c=1$; demnach $S=1$; um aber Σ^0 zu finden, müssen wir zuerst die frühere Hemmung von a und b betrachten. Von a war gehemmt $\frac{0,49}{1,7}$; von b $\frac{0,7}{1,7}$; jenes $=0,28823$.., dieses $=0,41177$.. Da nun c hinzukommt, so ist nach §. 69 von a zu hemmen 0,48814; von b, 0,50317... Die Differenzen sind, für a, 0,1999; für b, 0,0914. Hier zeigt sich, dass nicht *zugleich* a und b auf ihren neuen statischen Punct von dem vorigen herabsinken; denn gewiss verliert eher b die kleine Grösse 0,0914, als a um 0,1999 herabsinkt. Deshalb erstreckt sich jetzt die erste Zeit nur bis dahin, wo b seinen statischen Punct erreicht; alsdann folgt eine *einzuschaltende*

Digitized by Google

Zeit, bis auch a den seinigen antrifft. Was b verliert, verhält sich zu dem was a verliert, wie $b\alpha^2 : a\beta^2 = 1{,}016 : 0986$; also während von b, 0,0914, wird von a gehemmt 0,0887. Was a verliert, verhält sich zum Verluste von c wie $ac : \alpha^2 = 1 : 1{,}452$; also während von a, 0,0887, wird von c gehemmt 0,1288. Demnach ist $\Sigma^0 - 0{,}0914 + 0{,}0887 + 0{,}1288 = 0{,}3089$; und $S - \Sigma^0 = 0{,}691$. Daraus $t = log.\ nat. \frac{1000}{691} = 0{,}369$.. *Dies ist die erste Zeit.* In der nächsten einzuschaltenden Zeit ist die hemmende Kraft $= S - \sigma + \frac{bc\alpha^2\,(\sigma - \Sigma^0)}{D}$, daher setze man $S - \frac{bc\alpha^2}{D}\Sigma^0 = S'$, und $1 - \frac{bc\alpha^2}{D} = q$, so ist $S' = 1 - 0{,}09143 = 0{,}9085$.. und $q = 0{,}704$.. Am Schlusse dieser Zeit soll von a gehemmt sein 0,1999, wofür füglich 0,2 kann gesetzt werden; gleichzeitig damit ist nach obigen Verhältnissen von b gesunken 0,2061.. und von c gehemmt 0,2904; zusammen $= 0{,}6965 = \Sigma'$. Hieraus findet sich in Verbindung mit S' und q *die einzuschaltende Zeit; sie ist* $= 0{,}714$.. Nach Verlauf derselben beginnt derjenige Zeitraum, in welchem a und b zusammen wirken, um die Hemmung zu beschleunigen; die obige *zweite* Zeit, zu deren Berechnung wir nun noch einmal die Formel, wodurch die eingeschaltete bestimmt wurde, aber mit andern Bedeutungen von S' und q, von Σ^0 und Σ', anwenden. Was so eben Σ' war, wird jetzt Σ^0, also $\Sigma^0 = 0{,}6965$. Zu S' muss jetzt das im verflossenen Zeitraume von b Gehemmte mit gerechnet werden; denn es wirkt fortdauernd als eine constante Kraft. Dieses beträgt $0{,}2061 - 0{,}0914 = 0{,}1147$. Ausserdem können wir den Formeln folgen. Demnach wird $S' = 0{,}7087$; und $q = 0{,}4169$. Endlich $\Sigma' = 0{,}974$.. Daraus $t' = 0{,}777$.. *Dies ist die zweite Zeit,* nach obiger Benennung. Um die dritte Zeit, oder t'' zu berechnen, muss wiederum, und aus dem schon angegebenen Grunde, zu S'' die Grösse 0,1147 addirt werden. Es findet sich $S'' = 0{,}790$..; $q' = 0{,}5$; und hieraus $t'' = 0{,}087$.. *Dies ist die dritte Zeit,* die der Verweilung von b auf der mechanischen Schwelle; worauf die *vierte*, unendliche, des Steigens folgt. Um zu sehen, wie lange Zeit die Hemmungssumme braucht, um ganz zu sinken, addiren wir die verschiedenen Zeiten. Wir fanden

die erste Zeit	= 0,369
die eingeschaltete	= 0,714
die zweite	= 0,777
die dritte	= 0,087
deren Summe	= 1,947

Digitized by Google

Hiemit lässt sich das vorige Beispiel vergleichen. Beidemal war die Hemmungssumme $=1$, aber der Unterschied, dass dort $b=1$, hier $b=0{,}7$, hat die Zeit des Sinkens der Hemmungssumme von 1,563 bis auf 1,947 verlängert. Der Grund ist nicht schwer zu finden. Die hemmenden Kräfte sind hier schwächer als oben. Gleich die erste Zeit findet sich hier in einem etwas grössern Verhältnisse gegen das Gehemmte vermehrt, als dort. In der eingeschalteten aber wirkte vollends nur b allein zum schleunigern Sinken, indem a noch nicht seinen statischen Punct erreicht hatte, also auch den Drang zum Sinken noch nicht vermehren konnte. Hingegen im ersten Beispiele waren gleich am Ende der ersten Zeit a und b zugleich auf ihrem statischen Puncte, und widerstrebten gemeinschaftlich dem Uebermaasse der Hemmung, wodurch sie unter derselben herabgedrückt wurden. Dazu kommt noch die Zeit der Verweilung auf der Schwelle, während welcher die Spannung von b nicht mehr anwachsen konnte. Dieses alles musste in dem zweiten Beispiele die Bewegung um etwas langsamer machen.

Vergleichen wir aber auch noch die Zeiten mit dem, was in ihnen gehemmt wird! Dazu ist nur nöthig, die Differenzen $\Sigma' - \Sigma^0$ den Zeiten gegenüber zu stellen.

Zu der Zeit	0,369	gehört das Gehemmte	0,309
- - -	0,714	- - -	0,387
- - -	0,777	- - -	0,278
- - -	0,087	- - -	0,025

Hier ist zwar im allgemeinen noch immer etwas von allmälig verminderter Geschwindigkeit zu bemerken, aber auch etwas scheinbar Unregelmässiges, welches von den verschiedenen Bewegungsgesetzen herrührt, die nach einander eintreten, und den gleichförmigen Lauf des Ereignisses nicht weniger als viermal abbrechen.

Man begreift leicht, dass diese so merkwürdigen Abänderungen der einmal vorhandenen Regel der Bewegung, sich noch sehr vervielfältigen müssen, wofern *mehr als drei* Vorstellungen im Spiele sind. So oft eine davon ihren statischen Punct, oder die mechanische Schwelle erreicht, ändert sich das Gesetz des Fortgangs der Bewegung.

Wir wollen uns darüber eben so wenig in Untersuchung einlassen, als über die Frage: *was geschehen müsse, wenn c früher*

Digitized by Google

eintrete, als a und b ihre Hemmung unter einander vollendet haben? Nämlich vollendet bis auf einen unbedeutenden Rest, da das eigentliche Ende nie eintritt, wenn sie sich selbst überlassen bleiben. — Dergleichen Fälle liegen in der Mitte zwischen dem eben abgehandelten, und dem gleichzeitigen Zusammentreffen dreier Vorstellungen. Die mechanische Schwelle wird alsdann seltener erreicht, und die Verweilung auf derselben verkürzt.

Endlich möchte man noch fragen, ob nicht ein hinreichend starkes *c* im Stande sein könne, sowohl *a* als *b* auf die mechanische Schwelle zu treiben? Die Antwort hängt von der Betrachtung der Hemmungssumme ab. Ist *c* grösser als *a*, so ist es in der Regel selbst nicht mit in der Hemmungssumme. Vielmehr ist diese alsdann $= a$; weil der frühern Hemmung die Summe $= b$ zugehörte. Nun kann *a* niemals ganz niedergedrückt werden; denn gesetzt, *a* und *b* seien zugleich auf der mechanischen Schwelle, so tragen sie die ganze Hemmungssumme allein; aber dieses ist nicht möglich, da nothwendig auch von *c* etwas muss gehemmt sein.

Ganz anders jedoch wird sich dies verhalten, wenn man übergehn will zu der Annahme, dass nach *c* noch eine Reihe anderer Vorstellungen, *d, e, f,* u. s. w. successiv hinzutrete. Dadurch wird die Hemmungssumme unfehlbar bedeutend wachsen; es muss aber *a* von jeder neu hinzukommenden leiden; und da es vorhin schon der mechanischen Schwelle nahe war, kann es ohne Zweifel sehr leicht vollends auf dieselbe getrieben werden, gesetzt auch, dass keine der hinzukommenden stark genug sei, um *a* und vielleicht selbst um *b* auf die *statische* Schwelle zu bringen. Während also jene Reihe von Vorstellungen noch in ihrem Verlauf begriffen ist, werden *a* und *b* fortwährend auf der mechanischen Schwelle bleiben; dennoch aber, nachdem die Reihe zu Ende ist, sehr bald sich von selbst wieder ins Bewusstsein erheben. So etwas ereignet sich zu jeder Stunde in jedem Menschen, nur nach einem weit vergrösserten Maasstabe, bei jeder Störung in einem Geschäfte, das man vergisst, so lange die Störung dauert, und wieder ergreift, sobald sie beseitigt ist. Das unangenehme Gefühl der Störung, welches, wenn es heftig ist, im ersten Augenblicke gleich den Organismus in Mitleidenschaft zieht, und dann den Affect des *Schrecks* erzeugt, — rührt her von der Gewalt, wo-

Digitized by Google

mit die zur mechanischen Schwelle getriebenen Vorstellungen, deren man sich nicht bewusst ist, sich denen widersetzen, durch welche sie verdrängt werden. Wirkten die Vorstellungen auf der statischen Schwelle eben so wie die auf der mechanischen: so würde der Mensch sein Dasein nicht aushalten können.

DRITTES CAPITEL.

Von wiedererweckten Vorstellungen, nach der einfachsten Ansicht.

§. 81.

Kaum bedarf es der Erinnerung, dass das zuletzt betrachtete Ereigniss noch von andern wichtigen Folgen begleitet sein müsse, wofern man nur die sehr natürliche Voraussetzung hinzudenkt, dass wohl mehrere ältere Vorstellungen, wo nicht im Bewusstsein, so doch im Gemüthe vorhanden sein mögen. Um allzu grosse Schwierigkeiten zu vermeiden, wollen wir annehmen, es seien dergleichen neben a und b auf der *statischen* Schwelle; die also nur durch a und b zurückgehalten sind, *und sich sogleich regen müssen*, wofern die entgegenwirkenden von einer fremden Gewalt leiden.

Es mögen sich drei Vorstellungen mit einander im Gleichgewichte befinden. Sinken zwei davon unter ihren Gleichgewichtspunct hinab: so kann die dritte *gerade um so viel, als jene zusammengenommen verlieren*, sich wieder erheben. Die Hemmungssumme wird dabei nur anders vertheilt. — Dass eine Vorstellung, welche steigen kann, auch steigen werde, leidet keinen Zweifel; jedoch giebt es ein Gesetz, nach welchem sie sich *allmälig* erhebt, mit abnehmender Geschwindigkeit, weil, je höher sie sich schon gehoben, um so kleiner die Nothwendigkeit wird, ihren Zustand zu verändern, um sich vollends ins klare Bewusstsein aufzurichten. Plötzlich können die dazu nöthigen Uebergänge aus einem Zustande in den andern eben so wenig geschehn, als eine Hemmungssumme plötzlich sinkt, das heisst, als die gehörige Verdunkelung des Vorstellens sogleich vollständig eintritt, indem der Grund dazu vorhanden ist. — Angenommen, die Vorstellung H sei völlig niedergedrückt; auf einmal verschwinde alle Hemmung; nach einer Zeit t habe sich erhoben das Quantum h: so ist $dh =$

Digitized by Google

$(H - h) dt$, also $t = log. \frac{H}{H - h}$; $h = H(1 = e^{-t})$. Verschwindet aber nicht alle Hemmung: so giebt es für die Vorstellung H einen Punct, bis zu welchem ihr gestattet ist zu steigen. Derselbe sei H'; so ist $dh = (H' - h) dt$; $t = log. \frac{H'}{H' - h}$; $h = H'(1 - e^{-t})$. Man bemerke wohl, dass in diesen Ausdrücken die Stärke der Vorstellung H gar nicht vorkommt; falls daher H' nicht von H bestimmt wird, so ist das Steigen dieser Vorstellung von ihrer eignen Stärke völlig unabhängig.

In diesem Falle befindet sich die Vorstellung H, wenn sie *darum*, und *so weit* sich zu erheben sucht, weil und wie weit die andern, von denen sie gehemmt war, niedersinken. Das Gesetz eines solchen Steigens macht den Gegenstand unsrer nächsten Untersuchung aus.

§. 82.

Neben den Vorstellungen a und b können viele Vorstellungen, die ehemals mit ihnen im Conflict waren, zur Schwelle gesunken sein. Alle diese regen sich sogleich, wenn eine neu hinzukommende a und b sinken macht. Aber wie sie sich regen, treten sie theils unter einander, theils gegen die hinzukommende, in gegenseitige Hemmung; so dass diejenigen kaum merklich steigen können, welche auf solche Weise bedeutenden Hindernissen entgegengehn. — Um das Einfachste, und zugleich für die aufstrebende Vorstellung Vortheilhafteste vorauszusetzen, wollen wir annehmen, es sei nur Eine, und zwar der neu hinzukommenden völlig gleichartige, neben a und b auf der statischen Schwelle; diese trete nun, frei von den erwähnten Hindernissen, wieder ins Bewusstsein. Also z. B. eine zuvor gesehene Farbe, ein früher gehörter Ton, woran eben jetzt nicht gedacht wurde, erscheint oder erklingt von neuem; die Frage ist, wie die ältere Vorstellung nun der gleichartigen neuen entgegenkommen werde?

Die ältere, sich erhebende Vorstellung heisse H. Sie sucht nach dem, im vorigen §. angegebenen Gesetze den Punct zu erreichen, bis zu welchem sie ungehindert steigen kann. Aber dieser Punct ist veränderlich; denn er hängt ab vom Sinken jener beiden, a und b. Die veränderliche Entfernung dieses Punctes von der Schwelle, oder das, derselben gleiche, Sinken der beiden, a und b zusammengenommen, heisse x; die zuge-

Digitized by Google

hörige Zeit sei t; und das Quantum von H, welches beim Ablauf von t sich schon erhoben hat, sei $= y$, so ergiebt sich die Gleichung

$$(x-y)\,dt = dy.$$

Nun ist x eine Function von t, welche fürs erste $= ft$ gesetzt werde. So folgt

$$ft\,dt = dy + y\,dt$$
$$\text{woraus } y = e^{-t} \int e^{t} . ft\,dt.$$

Aus dem vorigen Capitel lässt sich ft näher bestimmen. Ist die neu hinzukommende Vorstellung stark genug, um nicht neben a und b auf die statische Schwelle zu fallen, so gehn die Bewegungen, welche sie verursacht, nach §. 80; wo in *der ersten Zeit* die Formel $t = log. \frac{S}{S-\sigma}$ gilt. Damit hängt zusammen $\sigma = S(1-e^{-t})$. Die beiden Theile von σ, welche, nach den Hemmungsverhältnissen, von a und b gehemmt werden, fasse man zusammen in den Ausdruck $m\sigma = mS(1-e^{-t})$, so ist dies $= x = ft$; denn um so viel Freiheit ist nun dem H eingeräumt, um sich zu erheben. Nun ist $mS . \int e^{t}(1-e^{-t})dt = mS(e^{t}-t) + Const.$; und dieses mit e^{-t} multiplicirt $= mS(1-te^{-t}) + Ce^{-t}$. Für $t=0$ ist $y=0$; also vollständig

$$y = mS[1-(1+t)e^{-t}]$$
$$mS[\tfrac{1}{2}t^2 - \tfrac{1}{3}t^3 + \tfrac{1}{8}t^4 \ldots]$$

In dieser Formel ist S diejenige Hemmungssumme, welche beim Hinzutreten der neuen Vorstellung c zu a und b, sich zwischen diesen dreien gebildet hat; bei voller Hemmung ist sie $= c$, wenn $c < a$, oder im umgekehrten Falle ist sie $= a$. Hiemit nun steht das Hervortreten der älteren, H, im einfachen geraden Verhältniss; *aber dasselbe richtet sich Anfangs nach dem Quadrate der Zeit.* Und der Anfang ist hier das Wichtigste; denn die erste Zeit ist gewöhnlich sehr kurz, wie schon die Beispiele des vorigen Capitels vermuthen lassen. Es muss c sehr gross sein, und den statischen Punct von a und b bedeutend herabsetzen können, wenn die erste Zeit sich ansehnlich verlängern soll. Dadurch nämlich wächst Σ in der Formel $t = log. \frac{S}{S-\Sigma}$, und wird dem Werthe S nahe kommen können. In dieser Hinsicht mag es nicht unnütz sein, die Grösse te^{-t}, welche mit dem Minuszeichen in y vorkommt, näher anzusehn. Sie ist $=0$ für $t=0$ und für $t=\infty$; und hat ihr Maximum für $t=1$, nämlich den Werth $\frac{1}{2,7..} = 0,36..$; weiterhin wird

Digitized by

sie bald ziemlich unbedeutend, und kann alsdann den Gang der Grösse $1-e^{-t}$, mit der sie verbunden ist, nur wenig modificiren. Wo sie den meisten Einfluss hat, nämlich für $t=1$, erkennt man den Werth von y sogleich aus der Reihe; es ist nämlich alsdann $y=mS(\frac{1}{2}-\frac{1}{3}+\frac{1}{8}-\frac{1}{30}+\ldots)$

In den darauf folgenden Zeiten erscheint immer t' unter einer Form wie $t'=\frac{1}{q}\,log.\frac{Const.}{S'-q\sigma}$, woraus $\sigma=\frac{S'-Ce^{-qt'}}{q}$, folglich $m\sigma=ft=\frac{m}{q}(S'-Ce^{-qt'})$. Hieraus

$$y=\frac{mS'}{q}-\frac{mCe^{-qt'}}{q(1-q)}+Ae^{-t'}$$

wo A eine noch zu bestimmende Constante ist. Für $t'=0$ sei $y=\Upsilon$, so ist nun vollständig

$$y=\frac{mS'}{q}(1-e^{-t'})-\frac{mC}{q(1-q)}(e^{-qt'}-e^{-t'})+\Upsilon e^{-t}.$$

Hier wird zuerst die Grösse $e^{-qt}-e^{-t'}$ unsere Aufmerksamkeit anziehn. Sie ist $=0$ für $t'=0$ und für $t'=\infty$; und hat ein Maximum für $t'=-\frac{log.\,q}{1-q}$, welcher Ausdruck, wie man sogleich übersieht, nur scheinbar negativ ist.

Es ist nun leicht, nach Anleitung des vorigen Capitels für jeden Zeitraum nach dem ersten, die gehörigen Werthe von S', q, und C, in die gefundene Formel zu setzen. Allein der Gültigkeit der Formel kann die eigne Grösse der Vorstellung H, won y ein Theil ist, eine Grenze setzen. Man muss sich erinnern, dass $m\sigma$, oder das von a und b zusammengenommen Gehemmte, den freien Spielraum ausdrückt, in welchem sich H ausdehnen kann. Nur grösser als es ist, kann es durch die ihm gegebene Freiheit nicht werden, noch zu werden streben. Sobald daher $m\sigma=H$, hört in der Formel $(x-y)\,dt=dy$, von der wir ausgingen, x auf, veränderlich zu sein; es wird $=H$; und

aus $(H-y)\,dt''=dy$

folgt $t''=log.\frac{H-\Upsilon'}{H-y}$,

wenn $y=\Upsilon'$ für $t''=0$. Zuvor muss man wissen, *wann* $m\sigma=H$; das heisst, man muss das Ende von t' wissen. Aus dem Vorigen ergiebt sich sehr leicht die Formel dafür, nämlich

$$t'=\frac{1}{q}\,log.\frac{mC}{mS'-qH}.$$

Oder sollte sich der Fall $m\sigma=H$ wegen grosser Schwäche der Vorstellung H schon früher ereignen, ehe noch die Zeit t'

Digitized by Google

anfängt, so hätte man aus dem Obigen $H = mS(1 - e^{-t})$ und hieraus alsdann

$$t = log. \frac{mS}{mS - H}.$$

Bis nun diese, oder die vorbemerkte Zeit abgelaufen ist, erhebt sich jede schwache oder starke Vorstellung, die in dem Falle von H sich befinden mag, völlig auf gleiche Weise; erst in dem hier bestimmten Augenblicke, und zwar plötzlich, eignet sich eine solche Vorstellung ein Bewegungsgesetz zu, das ihrer Stärke (oder vielmehr ihrer Schwäche) *angemessen ist. Die stärksten thun dies am spätesten.* — Ausserdem sieht man hier noch ausdrücklicher, was eigentlich schon im vorigen §. klar wurde: *dass nämlich niemals eine wieder hervortretende Vorstellung zu einem völlig ungehemmten Zustande zurückkehren kann.* Sollte dies geschehn, so müsste in dem obigen Ausdrucke für t'', $y = H$ werden können, und dabei einen endlichen Werth für t'' ergeben; aber t'' wird unendlich für $y = H$.

Das erste Beispiel des §. 80 wollen wir hier verfolgen. Dort ist $a = b = 1$, und beide sind verschmolzen, ehe $c = 1$ hinzukommt. Hiezu fügen wir jetzt die Voraussetzung, eine ältere, dem c gleichartige Vorstellung $H = 0{,}88$ sei im Gemüthe vorhanden; sie kann von den verschmolzenen a und b auf die statische Schwelle gebracht sein, laut §.70. Es ist $m = \frac{ac\beta^2 + bc\alpha^2}{ac\beta^2 + bc\alpha^2 + \alpha^2\beta^2}$ hier $= \frac{2}{2 + \alpha^2} = \frac{2}{3{,}56..} = 0{,}561$; und $S = 1$; also wenn in $m\sigma$ auch $\sigma = S$, dennoch $m\sigma = 0{,}561..$ immer noch viel kleiner als H; woraus folgt, dass in keiner Zeit die Grösse von H auf die aufstrebende Bewegung desselben Einfluss haben wird. Alles jetzt zu Berechnende gilt also eben so wohl für *jedes* $H > 0{,}561...$

Die erste Zeit ist bei ihrem Ablauf $= 0{,}2469$; also $e^{-t} = 0{,}782...$; dies multiplicirt mit $1 + t = 1{,}2469$ giebt $0{,}975$; daher $y = 0{,}561 . 0{,}024.. = 0{,}013..$ am Ende der ersten Zeit; eine noch sehr kleine Grösse; ungefähr der zehnte Theil dessen was von a und b zusammengenommen jetzt schon gehemmt ist; denn dies beträgt, nach §. 80, 0,1228..

Für die zweite Zeit ist $q = 0{,}4386$; $S' = 0{,}8772..$; $C = S' - q\Sigma^0 = 0{,}7812$; und die zweite Zeit bei ihrem Ende $= 1{,}316$. Hieraus $\frac{mS'}{q}(1 - e^{-t}) = 0{,}8208$; $\frac{mC}{q(1-q)}(e^{-qt'} - e^{-t'}) = 0{,}5201$; $\Upsilon e^{-t} = 0{,}0035$; demnach $y = 0{,}304..$ am Ende der zweiten Zeit. Höher steigt y nicht, weil von jetzt an sich a und b ge-

Digitized by

gen c wieder heben. Es befindet sich aber auch jetzt in einem ganz andern Verhältnisse zu dem Spielraum, in welchen H sich ausdehnen konnte. Denn jetzt, da die Hemmungssumme zwischen a, b, und c, ganz gesunken, beträgt die hinzugekommene Hemmung von a und b, die obige Grösse $=0{,}561$; aber $y=0{,}304$ ist hievon mehr als die Hälfte. Man sieht also in dem Beispiel bestätigt, was aus dem Gesetze des Hervortretens vorauszusehen war, *dass die aufsteigende Vorstellung Anfangs weit von dem ihr gesteckten, oder vielmehr ihr voranschreitenden Zielpuncte entfernt bleiben, nach einiger Zeit aber ihm bedeutend näher kommen, obschon immer noch eine gute Strecke zwischen sich und ihm offen lassen werde.*

Wir haben in diesem Beispiele nur Eine plötzliche Veränderung des Bewegungsgesetzes der hervortretenden Vorstellung bemerken können; es ist jedoch offenbar, dass jeder der im vorigen Capitel bemerkten Uebergänge, auch hier Einfluss haben müsse. —

§. 83.

Da in den Bewegungen der Vorstellungen a, b, und c ein wichtiger Umstand davon abhängt, ob c neben a und b auf die statische Schwelle fallen müsse oder nicht: so haben wir den Einfluss dieses Umstandes auf das Hervortreten der ältern Vorstellung zu prüfen.

Es sei also jetzt c auf die statische Schwelle zu sinken bestimmt: so verrückt sich der statische Punct für a und b nicht; ihr Wiederaufstreben beschleunigt von Anfang an das Sinken der Hemmungssumme; und für t gilt gleich Anfangs die Formel $t=\frac{1}{q}\ log.\ \frac{c}{c-q\sigma}$ nach §. 77. Diese aber kann für eine nähere Bestimmung der im §. 82 für die nachfolgenden Zeiten gebrauchten angesehen werden, wenn $C=S'=c$ gesetzt wird, wobei denn noch q seinen gehörigen Werth nach den Umständen des §. 77 bekommt. Hieraus wird

$$y=\frac{mc}{q}(1-e^{-t})-\frac{mc}{q(1-q)}(e^{-qt}-e^{-t}).$$

Denn T ist jetzt $=0$, weil beim Anfang der Zeit noch nichts hervorgetreten ist. Aber unsre Formel lässt sich jetzt besser als vorhin zusammenziehn; sie wird

$$y=\frac{mc}{q}\cdot\frac{1-q+qe^{-t}-e^{-qt}}{1-q}$$
$$=mc.\left[\tfrac{1}{2}t^2-\tfrac{1}{6}\cdot\frac{1-q^2}{1-q}t^3+\tfrac{1}{24}\cdot\frac{1+q^3}{1-q}t^4-\cdots\right]$$

Digitized by Google

Hier offenbart sich sogleich, dass der Anfang des Hervortretens genau eben so geschieht, wie wenn c nicht auf der statischen Schwelle wäre; nämlich proportional der Hemmungssumme $= c$, und dem Quadrate der Zeit (wobei noch hier, und auch im vorigen §., hinzuzufügen ist, dass auch m mit c oder S wächst und abnimmt.) Hingegen im Fortgange zeigt sich eine Abweichung, die von den Brüchen $\frac{1-q^2}{1-q}$, $\frac{1-q^n}{1-q}$, näher bestimmt wird. Es ist q ein ächter Bruch; sein Werth liegt also zwischen 0 und 1; für $q=0$ ist $\frac{1-q^n}{1-q}=1$, für $q=1$ wird $\frac{1-q^n}{1-q}=nq^{n-1}=n$. Für diese letzte Grenze wäre das allgemeine Glied der eingeklammerten Reihe

$$=\pm\frac{1}{2.3\ldots(n-2).n}\cdot t^n,$$

wozu nämlich der Bruch $\frac{1-q^{n-1}}{1-q}$ gehören würde. Genau dasselbe allgemeine Glied folgt im §. 82 aus der Entwickelung von $1-(1+t)e^{-t}$; also wären beide Reihen ganz dieselben. Nun aber ist q niemals $=1$, sondern allemal kleiner; auch $\frac{1-q^n}{1-q}=\frac{q^n-1}{q-1}=q^{n-1}+q^{n-2}\ldots+q+1$ um so kleiner, je kleiner q; also ist in der jetzigen Reihe jedes Glied nach dem ersten, kleiner als das entsprechende in der Reihe des vorigen §.; und unsre Reihe überhaupt convergenter als jene.

Im Beispiele des §. 77 war $a=b=1$, $c=\frac{1}{2}$, $q=0,61$; und die Zeit des Sinkens von a und b, das heisst hier, des Steigens von H, $=1,54\ldots$ Auch $m=1-q$. Hieraus $y=0,106\ldots$ Dies Beispiel lässt sich mit dem des vorigen §. um so eher vergleichen, da die Zeiten des Steigens beinahe gleich sind. Im Anfange des Steigens verhält sich das Hervortretende im vorigen Beispiele zu dem im gegenwärtigen, wie das dortige mS zu dem jetzigen mc, oder wie $0,561:0,195$; jenes beinahe das Dreifache von diesem; nahe so findet sichs am Ende wieder, indem dort $y=0,304$; hier $y=0,106$ wird. Aber der Unterschied beider Beispiele beruht bloss darauf, dass dort $c=1$, hier $c=\frac{1}{2}$ gesetzt ist. — Im Verhältniss zu dem ihm eröffneten Spielraum sehen wir H hier fast gerade so weit hervortreten wie dort; beidemal nämlich um ein wenig über die Hälfte dieses Raums. Denn a und b sinken im jetzigen Beispiele zusammengenommen beinahe um 0,2. Noch wollen wir wegen

Digitized by Google

des Fortgangs in der Zeit eine Vergleichung anstellen. Die erste Zeit im §. 82 war 0,2469, nahe $=\frac{1}{4}$; setzen wir diese in unsre jetzige Formel, so ist $\frac{1}{2}t^2 = \frac{1}{32}$; $\frac{1-q^2}{1-q} = 1 + q = 1{,}61$; $\frac{1}{6} \cdot \frac{1-q^2}{1-q} t^3 = \frac{1{,}61}{6.4.16}$ nahe $= \frac{1}{6.4.10} = \frac{1}{240}$, etwas über 0,004, die Grösse in der Klammer wird demnach nahe 0,027; dieses multiplicirt mit $\frac{1}{2}$.0,39 giebt $y=0{,}0053\ldots$, um so viel ist also H hervorgetreten in der Zeit $=\frac{1}{4}$. Aber diese Zeit hat sich mehr als versechsfacht, wann $t=1{,}54$.. Dem Quadrate der Zeit gemäss sollte sich y bis zum 36fachen erhoben haben; so wäre es bis 0,19.. hervorgetreten. Allein für $t>1$ gewinnen die höhern Potenzen von t, also die folgenden Glieder der Reihe einen zu bedeutenden Einfluss. Endlich der verschiedene Fortgang in dem jetzigen und dem vorigen Beispiele wird nirgends klärer, als am Ende der Zeit $\frac{1}{4}$. Denn hier ist das jetzige y beträchtlich mehr als ein Drittheil des obigen (jenes war $=0{,}013$, dieses ist $=0{,}0053$). Ginge die Abweichung von dem Verhältniss 3:1 so fort; so würde ein solches Verhältniss am Ende nicht mehr zu bemerken sein. Die Formeln zeigen, dass Anfangs das jetzige y der Proportionalität mit dem Quadrate der Zeit näher bleibt als das obige; aber im vorigen Beispiele trat sehr bald ein andres Gesetz des Fortgangs ein, während in dem letzten das ganze Steigen nach einerlei Regel konnte vollbracht werden.

§. 84.

In den beiden vorhergehenden §§. haben wir absichtlich einen wichtigen Umstand aus den Augen gesetzt, der die erhaltenen Resultate einer Correctur unterwirft, den wir aber erst jetzt ins Licht zu setzen unternehmen können.

Da die ältere, wieder ins Bewusstsein tretende Vorstellung H, mit der neu hinzukommenden c, gleichartig sein soll: so kann es nicht fehlen, dass, in dem Maasse wie ihr Zusammentreffen im Bewusstsein es möglich macht, beide mit einander verschmelzen. Hiedurch entsteht eine wachsende Totalkraft gegen a und b, wodurch das Sinken derselben beschleunigt wird. Aber um desto mehr gewinnt die Vorstellung H an Freiheit hervortreten zu können; und wiederum desto schneller sinken a und b, getrieben durch das Zunehmen jener Totalkraft. Man braucht dieses nur auszusprechen, um fühlbar zu

Digitized by Google

machen, welche Schwierigkeiten uns erwarten, indem wir diese Verschmelzung mit in die Rechnung bringen wollen.

Durch eine jede Verschmelzung entstehn eigentlich, aus der gegenseitigen Verstärkung *beider* Verschmelzenden, *zwei* Totalkräfte, die zum Theil in einander verschränkt sind; wie dieses in den letzten Capiteln des vorigen Abschnittes hoffentlich wird klar genug geworden sein. In unserm gegenwärtigen Falle wird die ältere Vorstellung verstärkt durch die neue, und gleichfalls die neue durch die ältere. Allein die erste dieser beiden Verstärkungen werden wir nicht in Rechnung zu bringen haben; aus folgendem Grunde. H ist nach der Voraussetzung unter der statischen Schwelle neben a und b; es bestimmt also für sich allein nichts an dem Zustande dieser beiden Vorstellungen. Es wird auch nichts daran bestimmen können, so lange es nicht durch die erhaltene Verstärkung über die statische Schwelle erhoben wird. Aber selbst wenn dies geschieht: was kann davon die Folge sein? Es bekommt nun einen statischen Punct, zu welchem es aufstreben sollte, einwirkend auf a und b, damit diese sinken müssten. Nun sind gegenwärtig a und b schon längst im Sinken begriffen; gedrängt durch c, haben sie dem H schon weitern Spielraum gegeben, als den es in seinem allmäligen Steigen benutzte. Denn es erhellt aus den vorigen Untersuchungen offenbar, dass auch ohne Rücksicht auf die Verschmelzung zwischen H und c, sich a und b schneller bewegen, als H ihnen nachkommen mag. Folglich, was die Verstärkung des H durch c bewirken könnte bei a und b, das ist schon geschehn, ehe es gefordert wird; und daher ist die eine jener beiden Totalkräfte für jetzt als unwirksam zu betrachten.

Es bleibt aber die andre; es bleibt die Verstärkung des c durch das allmälig mit ihm verschmelzende y; und dadurch wirkt jetzt H allerdings mit auf a und b. Dies ist's, was wir bisher aus der Acht liessen, und jetzt in die Rechnung einführen müssen. Wie wird dieselbe dadurch abgeändert werden?

Die Gleichung des §. 82,

$$(x-y)\,dt = dy$$

verbleibt in ihrer Kraft; auch ist noch ferner x eine Function von t, aber nicht von t allein, sondern zugleich von y selbst.

Nämlich x ist $= m\sigma$, dem, was von a und b zusammenge-

nommen gehemmt wird. Nun war m bisher $= \frac{(a\beta^2 + b\alpha^2)c}{(a\beta^2 + b\alpha^2)c + \alpha^2\beta^2}$ nach §. 77. Jetzo bekommt c eine Verschmelzungshülfe, deren Quantum ursprünglich $= y$, die aber nur in dem Verhältniss, in welchem c nicht gehemmt ist, sich mit c verbinden kann. (Man sehe §. 63.) Es sei $z =$ demjenigen, was am Ende der Zeit t von dem sinkenden c noch im Bewusstsein gegenwärtig ist, so kommt für die Verschmelzungshülfe zunächst der Ausdruck $\frac{yz}{c}$. Diese muss dem c, wo es vorkommt, addirt werden. Demnach findet sich

$$x = \sigma \cdot \frac{(a\beta^2 + b\alpha^2)\left(c + \frac{yz}{c}\right)}{(a\beta^2 + b\alpha^2)\left(c + \frac{yz}{c}\right) + \alpha^2\beta^2}$$

Fragen wir nun nach dem Werthe von z, so hängt wiederum dieses selbst von y ab. Denn

$$z = c - \sigma \cdot \frac{\alpha^2\beta^2}{(a\beta^2 + b\alpha^2)\left(c + \frac{yz}{z}\right) + \alpha^2\beta^2}$$

Endlich ist auch σ selbst einer Abänderung zu unterwerfen; denn nach §.77 ergiebt sich σ aus der Gleichung $(c - q\sigma)\,dt = d\sigma$, und $q = \frac{\alpha^2\beta^2}{(a\beta^2 + b\alpha^2)\,c + \alpha^2\beta^2}$, wo ebenfalls für c zu setzen $c + \frac{zy}{c}$.

Wir sehen hieraus, dass $z = \frac{d\sigma}{dt}$; welche Bemerkung uns den Weg der Rechnung bahnen muss. Der Abkürzung wegen sei $a\beta^2 + b\alpha^2 = f$, $\alpha^2\beta^2 = g$.

Die Gleichung $x - y = \frac{dy}{dt}$ verwandelt sich in folgende:

$$\sigma - c + \frac{d\sigma}{dt} - y = \frac{dy}{dt}$$

und überdies ist $d\sigma = \left(c - \frac{g\sigma}{f\left(c + \frac{y\,d\sigma}{c\,dt}\right) + g} \right) dt$.

Was die erste dieser Gleichungen betrifft, so fällt ins Auge, dass sie von σ und $\frac{d\sigma}{dt}$ fast ganz auf gleiche Weise bestimmt wird, wie von y und $\frac{dy}{dt}$. Ohne Zweifel sind alle diese Grössen Functionen von t; setzen wir nun zuvörderst $y + \frac{dy}{dt} = ft$, so wird $y = e^{-t}(\int e^t ft\,dt + C)$, und aus $\sigma - c + \frac{d\sigma}{dt} = ft$ oder aus $\sigma + \frac{d\sigma}{dt} = ft + c$ wird $\sigma = e^{-t}(\int e^t(ft + c)\,dt + C') = e^{-t}\int e^t ft\,dt$

Digitized by Google

$+c+C'e^{-t}$; daher $\sigma = y - Ce^{-t} + c + C'e^{-t}$; weil aber sowohl σ als $y=0$ für $t=0$, so ist $c = C - C'$, daher endlich

$$\sigma = y + c(1-e^{-t}).$$

Aus der zweiten Gleichung wird

$$fy\left(\frac{d\sigma}{dt}\right)^2 + \frac{d\sigma}{dt}\cdot(fc^2 + gc - fcy) = fc^3 + gc^2 - gc\sigma.$$

In diese Gleichung muss der eben zuvor gefundene Werth von y substituirt werden; nämlich $y = \sigma - c(1-e^{-t})$.

Man setze $1 - e^{-t} = u$, (welches für $t=0$ von selbst $=0$ wird,) also $y = \sigma - cu$; überdies nehme man an:

$$y = Au + Bu^2 + Cu^3 + Du^4 + \ldots$$

daher auch

$$\sigma = (A+c)u + Bu^2 + Cu^3 + Du^4 + \ldots$$

$$\frac{d\sigma}{du} = (A+c) + 2Bu + 3Cu^2 + 4Du^3 + \ldots$$

und wegen $dt = \frac{du}{1-u}$,

$$\frac{d\sigma}{dt} = \frac{d\sigma}{du}(1-u) = A + c + 2Bu + 3Cu^2 + 4Du^3 + \ldots$$
$$- (A+c)u - 2Bu^2 - 3Cu^3 - \ldots$$

Bringt man nun alle Glieder der Gleichung auf eine Seite, und fängt an, die Coëfficienten zu bestimmen: so findet sich zuerst $fc^3 + gc^2 - (fc^2 + gc)(A+c) = 0$, oder $c - (A+c) = 0$, das ist, $A = 0$. Dies erleichtert die Rechnung. Es findet sich nämlich weiter, wenn $fc^2 + gc = \pi$,

$$0 = \left.\begin{array}{l} -gc^2 \\ -\pi(2B-c) \end{array}\right\} u \left.\begin{array}{l} -gcB \\ -\pi(3C-2B \\ +fc^2B \\ \\ -fBc^2 \end{array}\right\} u^2 \left.\begin{array}{l} -gcC \\ -\pi(4D-3C) \\ +fcB(2B-c) \\ +fc^2C \\ -fB(4Bc-2c^2) \\ -fCc^2 \end{array}\right\} u^3 \ldots$$

Die fernere Rechnung mag sogleich an das Beispiel des §. 77 geknüpft werden. In demselben waren $a=b=1$, $c=\frac{1}{2}$. Hieraus $B = 0{,}0976$; $C = 0{,}0453$; $D = 0{,}033$; $E = 0{,}0225$; F ungefähr $= 0{,}017$ und $G = 0{,}014$. Da jedoch diese Coëfficienten nicht genug convergiren, so sei

$$\frac{100y}{u^2} = 9{,}76 + 4{,}53u + 3{,}3u^2 + 2{,}25u^3 + 1{,}7u^4 + \ldots = \frac{1}{z'},$$

und man suche die Coëfficienten der Reihe

$$z' = A' + B'u + C'u^2 + \ldots$$

so findet sich

$$z' = 0{,}1024 - 0{,}0475u - 0{,}0125u^2 - 0{,}0017u^3 - 0{,}002u^4, \text{ und}$$

$$y = \frac{u^2}{100z'}.$$

Die Resultate dieser Rechnung, zusammengestellt mit denen des vorigen §., welche das gleiche Beispiel ohne Rücksicht auf die Verschmelzung darbietet, sind nun folgende:

nach §. 83		verbessert wegen der Verschmelzung
für $t = \frac{1}{4}$,	$y = 0{,}0053$	$y = 0{,}0053$
- $t = \frac{1}{2}$,	$y = 0{,}01893$	$y = 0{,}01897$
- $t = 1$,	$y = 0{,}0584$	$y = 0{,}05999$
- $t = 1{,}54$;	$y = 0{,}106$	für $t = 1{,}52$; $y = 0{,}1088$

Es ist von selbst offenbar, dass im Anfange die Verschmelzung der wieder hervortretenden Vorstellung mit der eben jetzt gegobenen keinen Einfluss haben könne. Dieses zeigt sich in den Formeln dadurch, dass, so wie oben y nur vom Quadrate und den höhern Potenzen der Zeit abhängend gefunden war, auf gleiche Weise auch hier die Reihe für y mit dem Gliede Bu^2 anhebt, indem $A = 0$ ist. (Nämlich $u = 1 - e^{-t} = t - \frac{1}{2}t^2 + \ldots$) Bis zu $t = \frac{1}{2}$ sind nun die Resultate beider Rechnungen beinahe nicht zu unterscheiden (auch die Zahl 0,01897 ist in der letzten Ziffer nicht ganz sicher, weil die Coëfficienten hier nicht scharf genug berechnet sind). Weiterhin zeigt sich die Wirkung der Verschmelzung zwar merklich, doch, in diesem Beispiele wenigstens, fast unbedeutend gering. Weder y erhebt sich beträchtlich mehr, noch auch die Zeit ist um vieles verkürzt. Wegen des letzten Puncts ist zu bemerken, dass nach der Formel $\sigma = y + c(1 - e^{-t})$, für $t = 1{,}52$ auch $\sigma = 0{,}4994\ldots$ also ganz nahe $= \frac{1}{2} = c$ wird; das heisst, dass hier das Ereigniss aufhört, indem nun der Hemmung Genüge geschehn ist, und a und b wieder anfangen aufzustreben. Die Dauer des Ereignisses zeigt sich jetzo kürzer, weil die Verstärkung des c durch das ihm verschmelzende y mehr Spannung in die entgegengesetzten Kräfte bringt, wodurch die Hemmung beschleunigt, so wie das Leiden von a und b um ein Geringes vermehrt, und das von c um ein Geringes vermindert wird.

Um etwas beträchtlicher mag die Wirkung der Verschmelzung für ein grösseres c ausfallen, welches a und b mehr niederdrückt, und dadurch die Vereinigung der ältern und der neuen Vorstellung befördert. Allein da die Rechnungen äusserst beschwerlich werden würden, wenn man sie allen denen, in dem vorigen Capitel nachgewiesenen Abänderungen in dem Verlauf der Hemmung anpassen wollte, so muss an diesem

Digitized by Google

Orte die gegebene Probe genügen; aus der sich schliessen lässt, dass man eine leidliche Uebersicht über den Gang der wiedererweckten Vorstellung auch ohne Rücksicht auf die Verschmelzung, schon durch das Verfahren der §§. 82 und 83, erlangen könne.

§. 85.

Bevor wir die weiteren Folgen des bisher betrachteten Ereignisses überlegen, ist es dienlich zur Vorbereitung, einer an sich geringfügigen Unrichtigkeit zu erwähnen, welche unter gewissen Umständen sich in die eben geendigte Berechnung einschleichen könnte.

Die Verschmelzungshülfe $\frac{yz}{c}$ war der Gegenstand dieser Berechnung; in so fern sie die Wirkung der Vorstellung c vermehrte. Da nun y zunimmt, während z, das im Bewusstsein Uebrige von dem sinkenden c, sich fortdauernd vermindert, so könnte für das Product yz ein Maximum entstehn. Alsdann wäre dieses Maximum die, ferner nicht mehr veränderliche Verschmelzungshülfe; die Unrichtigkeit der vorstehenden Rechnung aber bestünde darin, für die ganze Dauer des Ereignisses die Grösse $\frac{yz}{c}$ als Verschmelzungshülfe zu behandeln, welches sie doch nur bis zur Erreichung des Maximum hätte darstellen können.

Bedenkt man, wie langsam Anfangs y zunimmt, wie unwahrscheinlich es daher ist, dass das Maximum bald eintrete; wie kurz die Zeit, auf welche der Irrthum seinen Einfluss äussern könnte, endlich wie gering die Abweichung der Grössen selbst ausfallen würde: so wird man es schwerlich *hier* für zweckmässig halten, diesen Punct einer schärfern Bestimmung zu unterwerfen. —

Eine zweite Bemerkung über die nämliche Verschmelzungshülfe betrifft nun schon die *Folgen* des Hervortretens einer ältern Vorstellung, während die gleichartige neue gegeben wurde.

Man hat gesehen, dass die hervortretende bei weitem nicht den ganzen, ihr frei gegebenen Raum, während des Sinkens von a und b, wirklich ausfüllt. Was wird geschehen, indem nun a und b wiederum beginnen zu steigen? Der Punct, bis zu welchem y steigen konnte, bewegt sich rückwärts; und zwar mit einer Geschwindigkeit, die gleich Anfangs am grössten ist,

Digitized by

gemäss dem schon bekannten Bewegungsgesetze von a und b; es wird daher zwar y noch fortfahren, sich um etwas Weniges zu erheben, bis es jenem ihm vorgehaltenen Zielpuncte gleichsam begegnet; allein sein Aufstreben erleidet gleich Anfangs eine plötzliche Verminderung, und der schnell verminderte Zuwachs muss sehr bald in eine rückgängige Bewegung übergehen. — Hiezu kommt noch ein kleiner Verlust für y, in so fern es als zum Theil verschmolzen mit c, auch mit diesem zugleich zum Sinken genöthigt wird.

Aber die wichtigsten Folgen des Hervortretens von y zeigen sich jetzo, indem es wiederum sinken soll. Da nach §. 77 sich a und b zwar zu ihrem statischen Puncte erheben, aber mit abnehmender Geschwindigkeit, so dass sie diesen Punct nie völlig erreichen: so würde schon deshalb y sowohl als c nie völlig durch a und b aus dem Bewusstsein verdrängt werden; vielmehr könnten beide mit etwa hinzutretenden neuen Vorstellungen, so fern ihnen diese nicht entgegengesetzt wären, sich compliciren, und dadurch Schutz finden gegen die Nothwendigkeit zur Schwelle zu sinken. — Allein durch die Verschmelzung von y und c sind zwei Totalkräfte gebildet worden. Wir haben bis jetzt aus dem, im Anfange des §. 84 angegebenen Grunde nur diejenige Verschmelzungshülfe in Betracht gezogen, welche c erlangt. Die Wirkung derselben ward gering befunden; und sie wird selten viel bedeutender werden, weil die Hülfe sich nur vergrössert, wenn c selbst schon grösser ist; so dass dadurch verhältnissmässig nicht viel gewonnen wird. Nur wenn c gegen a und b sehr nahe den Werth hat, der es gerade zur statischen Schwelle bestimmt, dann wird auch eine geringe Verschmelzungshülfe bedeutend, indem dadurch c einen statischen Punct im Bewusstsein bekommt. Dieser Umstand nun ist in Hinsicht des y immer von Wichtigkeit. Wir haben angenommen, y sei ein Theil der Vorstellung H, deren Grösse aber während des Steigens von y nicht in Betracht komme (§§. 81, 82). Es ist uns erlaubt, vorauszusetzen, H sei zwar unter der statischen Schwelle neben a und b, aber nur um ein Weniges; so wird die Verschmelzungshülfe $\frac{yz}{H}$, die es erlangt, es jetzo *über die statische Schwelle erheben können.* Oder ist H für diesen Erfolg zu klein: so wächst dagegen der Werth des Ausdrucks $\frac{yz}{H}$, das heisst, dem kleineren H wird eine grössere

Digitized by Google

Hülfe zu Theil, durch welche es dem Werthe beträchtlich näher gebracht wird, den es haben müsste, um über der Schwelle hervorzuragen. Gewinnt also auch die wiedererweckte Vorstellung nicht so viel, dass sie sich im Bewusstsein halten könnte, so gewinnt sie doch bedeutend an der *Möglichkeit, dahin gebracht zu werden.* Angenommen, es komme noch eine dritte, dem y und dem c gleichartige Vorstellung hinzu, oder wie wir im gemeinen Leben sagen würden, es werde die nämliche Wahrnehmung *mehrmals*, kurz hinter einander wiederholt (*kurz hinter einander*, damit nicht anstatt a und b andre widerstrebende Vorstellungen eintreten): so giebt die dritte Vorstellung eine neue Verschmelzungshülfe für y, die, nun wenigstens, leicht hinreichen kann, um dem H wieder eine Stelle im Bewusstsein zu versichern.

Auf diese Weise werden häufig schwächere Vorstellungen ergänzt, ältere angefrischt. Nur gar zu schwach dürfen sie nicht sein. Wenn H so klein ist, dass es von $m\sigma$ bald übertroffen wird (man sehe §. 82), alsdann vermindern sich in dem Ausdrucke $\frac{yz}{H}$, y und H zugleich; und die ganz schwache Vorstellung erhält auch nur eine unbedeutende Hülfe. Während daher solche Vorstellungen, die ursprünglich eine gewisse Stärke besassen, immer fortleben, weil sie immer neue Nahrung durch jede Wiedererweckung bekommen: verschwinden andre, die nicht so viel Kraft haben, um sich die Nahrung zuzueignen; sie verschwinden, obgleich sie nicht ausgetilgt werden; das heisst, sie dauern fort als Strebungen im Grunde der Seele, von denen aber im Bewusstsein keine Wirkung erscheint.

Merkwürdig ist, dass die wiederholten Wahrnehmungen eines und desselben Objects keinesweges zu einer einzigen Vorstellung von dem Einen Objecte zusammenfliessen. Wir haben nicht, wie man im gemeinen Leben wohl glaubt, von jedem Dinge nur Eine Vorstellung, sondern der Vorstellungen bleiben so viele, als der Wahrnehmungen. Denn nur ihrem kleineren Theile nach verschmelzen die frühern Wahrnehmungen mit den späteren; und *nur das Verschmolzene kann für eine einzige, aus den mehrern Wahrnehmungen entsprungene Vorstellung* gehalten werden. —

Noch mit einem Worte muss hier der minderen Gegensätze und der Complicationen Erwähnung geschehn. — Falls c, und

Digitized by

das ihm gleichartige H, nicht vollen Gegensatz gegen a und b bilden, so wird durch c nur ein geringeres Sinken von a und b bewirkt; also auch nur ein geringeres Hervortreten von H oder von y. Es scheint also, dass die, unsern jetzigen Vorstellungen näher liegenden, schwerer wieder erweckt werden, als die entferntern. Dagegen bedenke man, dass dergleichen näher liegende Vorstellungen bei weitem schwächer sein müssen, wofern sie sich der Voraussetzung gemäss neben a und b auf der statischen Schwelle befinden sollen.

In Hinsicht der Complicationen werde angenommen, es seien anstatt a und b ein paar Complexionen A und B im Bewusstsein vorhanden; das hinzukommende c, eine einfache Vorstellung, widerstreite nur Einem Elemente von jeder Complexion; H und folglich y seien dagegen aus einem andern Continuum von Vorstellungen; und mit den andern Elementen jener Complexionen im Widerstreite. Weil A und B sinken müssen, indem c eintritt, so entsteht für H ein ähnlicher Spielraum wie oben, und indem es sich erhebt, eine Complication mit c. Dieses Ereigniss würde also dem zuvor betrachteten völlig ähnlich sein, passte nicht dasselbe auf gleiche Weise auf alle Vorstellungen des gleichen Continuum wozu H gehört. Also, zwar irgend welche frühere Vorstellungen dieser Reihe müssen wieder erweckt werden, falls sie nicht Hindernisse im Bewusstsein antreffen; welche es aber sein werden, hängt von den gegenseitigen Verhältnissen ihrer Stärke ab. Immer werden sie zufälligen Gedanken und Einfällen gleichen, indem sie mit der erweckenden weder Aehnlichkeit noch Zusammenhang haben. Wo schon Aufmerksamkeit vermöge gewisser herrschender Vorstellungen gebildet ist, da kommen dergleichen Einfälle nicht weit; und machen sich kaum bemerklich, weil sie im Entstehen erdrückt werden. —

Endlich noch eine Erinnerung an die mechanischen Schwellen. Wir haben am Schlusse des vorhergehenden Capitels bemerkt, dass während eines fortdauernden Flusses neu eintretender Vorstellungen, die älteren eine Zeitlang auf der mechanischen Schwelle verweilen können. Wird eine solche wieder erweckt durch eine ihr gleichartige neue, so muss ihr Hervortreten eine viel grössere Lebhaftigkeit zeigen, als beim Hervortreten von der statischen Schwelle vorkommen mag. Eigentlich aber ist das Phänomen von ganz andrer Art als das vorige. Dort wurde

Digitized by Google

eine Vorstellung auf kurze Zeit hervorgerufen, die wieder sinken musste; hier wird eine Vorstellung wieder hergestellt, die nur auf eine Zeitlang aus dem Bewusstsein verdrängt war. Dort, welches sehr merkwürdig ist, erschien die gerufene Vorstellung sogleich, aber schwach, und mit allmälig anwachsender Geschwindigkeit; hier kann sie nicht sogleich erscheinen; kommt sie aber, so geschieht es wie mit einem Stosse, dessen Geschwindigkeit jedoch nicht anhält, sondern bald abnimmt. Dieses einzusehn, darf man nur die bekannten Bedingungen des Phänomens erwägen. Die auf der mechanischen Schwelle verweilende Vorstellung kann sich nicht eher erheben, als bis eine gewisse Hemmungssumme gesunken ist; sobald dieses geschehen, steigt sie von selbst mit einer Geschwindigkeit, die Anfangs am grössten ist und sich bald vermindert. Durch das Hinzukommen der gleichartigen neuen Vorstellung wird jene eigentlich nicht geweckt, es wird nur das Sinken derer beschleunigt, welche ihrem Hervortreten hinderlich waren. Also nicht eher, als bis dieses Sinken derjenigen Hemmungssumme genügt, um derenwillen jene Vorstellung auf der mechanischen Schwelle verweilt, kann die letztere hervortreten; die Verweilung dauert noch einige, wenn gleich sehr kleine und vielleicht unmerkliche Zeit; dann springt die nun befreite Vorstellung hervor, und verschmilzt sehr schnell in einem bedeutenden Grade mit der neuen Wahrnehmung.

Anmerkung. Auf den schwierigsten Gegenstand dieses Capitels, die Untersuchung des §. 84, habe ich die Rechnung mit Reihen, die nach Potenzen mit irrationalen Exponenten fortschreiten, angewendet, welche man in meiner Abhandlung *de attentionis mensura* finden kann; bei dieser Methode lassen sich, durch Zusammenziehung mehrerer Glieder in Eins, noch Vortheile anbringen, die ein Mathematiker leicht finden wird. Allein ich habe kein auffallendes Resultat erhalten, obgleich ich die Voraussetzung dahin abänderte, dass statt einer einzigen, viele gleichartige Vorstellungen zugleich reproducirt werden. Die Gegenstände dieses, und der beiden folgenden Capitel müssen in besondern Monographien bearbeitet werden. Hier will ich die Aufmerksamkeit des Lesers nicht ermüden; sondern sie sparen für das folgende Capitel, worauf aller Fleiss muss gewendet werden, wenn man sich den Kern dieses ganzen Buchs zueignen will. Die feinern Rechenkünste werden von selbst

Digitized by

ihren Platz einnehmen, wenn man erst begriffen hat, wozu sie dienen sollen.

VIERTES CAPITEL.

Von der mittelbaren Wiedererweckung.

§. 86.

Eine Untersuchung von grosser Wichtigkeit steht bevor; die nicht bloss dasjenige unter sich befasst, was gewöhnlich mit dem Namen der *Association* belegt wird, sondern die mit ihren Folgen tief in die, durch falsche Metaphysik verdunkelten, Fragen von den *Formen der Erfahrung* hineingreift. —

Sei es nun, dass eine Vorstellung von der mechanischen Schwelle sich von selbst erhebt, oder dass ihr vergönnt ist, von der statischen Schwelle emporzukommen, indem eine hinzutretende ihr Freiheit schafft; immer wird sie dasjenige mitzubringen trachten, was mit ihr durch irgend welche Verschmelzungen und Complicationen verbunden ist. Dieses Verschmolzene oder Complicirte wird also mittelbar wiedererweckt; und hier ist der Ort, auch dieses Phänomen zu untersuchen, da es gewöhnlich die zuvor betrachteten begleiten wird.

Ein ganz einfaches Problem soll zur Vorbereitung dienen, das zwar in der Wirklichkeit niemals so frei von Nebenbestimmungen vorkommen kann, das aber die Hauptpuncte sogleich ins Licht setzen wird.

Von zweien Vorstellungen P und Π seien verschmolzen oder complicirt die Reste r und ϱ; beide Vorstellungen mögen darnach auf irgend eine Weise zur Schwelle gesunken sein. Auf einmal verschwinde für P alles Hinderniss: so richtet sich P ins Bewusstsein auf nach dem im §. 81 angegebenen Gesetze. Aber Π empfängt von P eine Verschmelzungs- oder Complicationshülfe $=\frac{r\varrho}{\Pi}$ (§§. 63, 69). Diese Hülfe ist eigentlich ein Bestreben der Vorstellung P (oder der Seele, in so fern sie das Vorstellende von P ist), welches Streben dahin gerichtet ist, Π wieder auf den Verschmelzungs- oder Complicationspunct zu erheben, das heisst, von Π wiederum das Quantum ϱ ins Bewusstsein zu bringen. So lange dies Ziel nicht erreicht ist, dauert das nämliche Streben fort. Die eigentliche Stärke desselben

Digitized by Google

ist $= r$; aber nur in dem Grade $\frac{\varrho}{\Pi}$ kann es wirken auf Π, weil es nur in diesem Grade von dieser Vorstellung ist angeeignet worden. Ueberdas nimmt das Bestreben ab in dem Grade wie ihm Genüge geschieht; worüber die Betrachtungen der §§. 74 und 81 zu wiederholen sind.

Wäre es nun möglich, dass die Vorstellung P für sich allein wirkte, nicht gehindert und nicht begünstigt von andern Kräften: wie würde das, aus dieser Wirksamkeit entspringende Ereigniss beschaffen sein?

Erstlich, wie schon erwähnt, P würde sich selbst ins Bewusstsein erheben, nach einem Gesetze, welches, wenn p das wieder Hervorgetretene von P am Ende der Zeit t bedeutet, in folgender Gleichung liegt:

$$(P - p)\,dt = dp;\ \text{oder}\ t = log.\,\frac{P}{P-p},\quad P\,(1 - e^{-t}) = p.$$

Aber zweitens: die Hülfe $\frac{r\varrho}{\Pi}$ würde zugleich auf Π, welches wir hier als völlig träge und passiv ansehn, dergestalt einwirken, dass, wenn das von Π Hervorgetretene $= \omega$, folglich das bis zum Verschmelzungspuncte noch Hervorzurufende $= \varrho - \omega$, alsdann diese Gleichung gelten müsste:

$$\frac{r\varrho}{\Pi} \cdot \frac{\varrho - \omega}{\varrho} \cdot dt = d\omega.$$

Die Brüche $\frac{\varrho}{\Pi}$ und $\frac{\varrho - \omega}{\varrho}$ sind hier blosse Zahlen, womit die Kraft r multiplicirt wird. Es ergiebt sich nun

$$\omega = \varrho\left(1 - e^{-\frac{rt}{\Pi}}\right).$$

Dieses Resultat zeigt uns vollkommen klar, wie ω von ϱ, r, t, und Π abhängt.

Erstlich: das von Π am Ende der Zeit t Hervorgetretene, nämlich ω, verhält sich gerade wie dasjenige Quantum von Π, welches mit P verschmolzen war; nämlich wie ϱ.

Zweitens: je grösser der mit verschmolzene Theil von P, um so geschwinder nähert sich das Hervorgetretene seiner Grenze $= \varrho$.

Drittens: je grösser Π selbst, um so langsamer wird es durch die Hülfe gehoben.

Viertens: die Wirkung der Hülfe endigt nie, obgleich sie ihrem Ziele bald sehr nahe kommen kann.

Wir wollen jetzt die Geschwindigkeit vergleichen, jene, mit

Digitized by Google

der sich P selbst erhebt, und diese, womit die Hülfe wirkt. Die Geschwindigkeiten sind bekanntlich in der Psychologie allemal gleich den Kräften, als deren unmittelbarer Abdruck; die beiden Kräfte aber sind $\frac{dp}{dt}$ und $\frac{d\omega}{dt}$. Nun ist

$$\frac{dp}{dt} = Pe^{-t}, \text{ und}$$

$$\frac{d\omega}{dt} = \frac{r\varrho}{\Pi} \cdot e^{-\frac{rt}{\Pi}}.$$

Man kann beides gleich setzen, so findet sich

$$t = \frac{\Pi}{\Pi - r} \log. \frac{P\Pi}{r\varrho}.$$

Nämlich um diesen Zeitpunct hat die Anfangs weit grössere Geschwindigkeit, mit der P sich selbst erhebt, so weit nachgelassen, dass die geringere, aber gleichförmiger anhaltende, womit Π gehoben wird, jene einholen, und übertreffen kann. Aber dieser Zeitpunct rückt unendlich weit hinaus, falls $\Pi = r$, und er findet gar nicht statt, wofern $r > \Pi$.

Es sei $P = \Pi = 1$; $r = \varrho = \frac{1}{2}$; so kommt für die Zeit, da beide Geschwindigkeiten gleich werden, $t = 2{,}77\ldots$ Um diese Zeit ist $p = \frac{15}{16}$, und $\omega = \frac{3}{8}$ beinahe. Aber die Grenze, oder das Ziel für p ist $= 1$, und für ω ist es $= \frac{1}{2}$; also fehlt dort noch $\frac{1}{16}$, hier noch $\frac{1}{8}$; daher die Hülfe nun mehr eilen muss, zum Ziele zu gelangen; auch wird ihre Geschwindigkeit zuletzt unendlich grösser, als die mit ihr verglichene. —

Um nun die Untersuchung fruchtbar zu machen, nehmen wir an, es seien mit einer und derselben Vorstellung P viele andre verschmolzen und complicirt; von verschiedener Stärke; auch seien theils mit dem gleichen Quantum von P verschiedene Quanta jener andern Vorstellungen, theils mit verschiedenen Theilen von P einerlei oder verschiedene Theile der übrigen verbunden.

Sind die mit P Verbundenen von verschiedener Stärke, so bekommt Π verschiedene Werthe. Hier muss man sich vor einem möglichen Missverständniss hüten. Es würde eine falsche Auslegung der obigen Sätze sein, wenn man glauben wollte, grössere Π würden überhaupt weniger und schwerer durch die Hülfen gehoben, als kleinere. Freilich werden sie das, wenn ihr Rest, der mit P verschmolzen ist, gleich geringfügig ausfällt, wie der von schwächeren Vorstellungen. Aber es ist längst gezeigt, dass die Reste stärkerer Vorstellungen in einem weit grösseren Verhältnisse die Reste der schwächeren

Digitized by Google

zu übertreffen pflegen; als in welchem Verhältnisse die Vorstellungen selbst verschieden sind. Daher wird unter gleichen Umständen ein grösseres Π auch ein viel beträchtlicheres ϱ bei sich führen. Und so muss der dritte der obigen vier Sätze vielmehr so gedeutet werden: *ein grösseres Π wird durch die Hülfe gleichförmiger und anhaltender gehoben; eine schwache Vorstellung hingegen eilt mehr, und ersetzt für eine kurze Zeit durch ihre Geschwindigkeit den Mangel der Stärke.*

Damit r verschiedene Werthe annehmen möge, oder, damit eine und dieselbe Vorstellung P sich in verschiedenem Grade mit verschiedenen verbunden finde: kann man voraussetzen, es sei P allmälig gesunken, und während der Zeit des Sinkens mit mehrern Vorstellungen, die nach einander ins Bewusstsein traten, verschmolzen. Es mögen aber auch die verschiedenen Grade der Hemmung und der Stärke bei gleichzeitigen Vorstellungen, den erwähnten Unterschied hervorgebracht haben. Immer wird dieses die Folge sein: *jede der mit verschiedenen Quantis von P Verbundenen hat ihre eigne Geschwindigkeit; das grössere Quantum ergiebt die grössere, aber auch schneller abnehmende Geschwindigkeit.*

Unmittelbar aus der angegebenen Differentialgleichung ist

$$rt = \Pi \log. \frac{\varrho}{\varrho - \omega}.$$

Es können also Π, ϱ, und ω unverändert bleiben, alsdann stehen r und t unter einander im umgekehrten Verhältniss.

Beispiel: Es habe, wie vorhin, die Vorstellung P eine Stärke $=1$; ein Theil von ihr, $r = \frac{1}{2}$ sei verschmolzen mit $\varrho = \frac{1}{2}$, einem Theile von $\Pi = 1$; aber ein andrer Theil von P, $r' = \frac{1}{4}$, sei verschmolzen mit $\varrho' = \frac{1}{2}$, einem Theile von einer andern Vorstellung $\Pi' = 1$; man sucht ω für $r = \frac{1}{2}$ und $t = 1$, desgleichen ω' für $r' = \frac{1}{4}$ und $t = 2$. Es findet sich $\omega = \omega' = 0{,}196\ldots$ In dem Zeitpuncte aber, da ω' diesen Werth erlangt, oder für $t = 2$, und $r = \frac{1}{2}$, ist $\omega = 0{,}316\ldots$

Mit $r' = \frac{1}{4}$ sei überdies noch verschmolzen $\varrho'' = 3$, ein Theil von $\Pi'' = 4$; so wird für $t = 1$, $\omega'' = 0{,}1818\ldots$ Aber für $t = 2$ wird $\omega'' = 0{,}352\ldots$ Vergleicht man ω mit ω'', so sieht man, dass beide Grössen in ihrem Laufe einander irgendwo durchkreuzen. Denn für $t = 1$ ist $\omega > \omega''$, aber für $t = 2$ findet sich $\omega < \omega''$.

Es kann also eine und die nämliche Vorstellung durch zwei ver-

Digitized by Google

schiedene Hülfen auf zwei andre Vorstellungen dergestalt wirken, dass von diesen eine, schneller im Bewusstsein hervortretende, nach einiger Zeit zurückbleibt hinter der andern, die Anfangs langsamer hervorgehoben wurde.

§. 87.

Die hervorgehobene Vorstellung wurde bisher als gänzlich passiv betrachtet. Diese Ansicht ist immer dann gültig, wann sich die erwähnte Vorstellung auf ihrem statischen Puncte, also auch, wann sie sich auf der statischen Schwelle befindet. Denn die Kraft, womit sie von diesem Puncte sich selbst höher heben möchte, wird völlig aufgewogen durch die entgegenstehenden Kräfte, mit denen sie sich ins Gleichgewicht gesetzt hat. Welches Widerstreben aber die Hülfe zu überwinden habe, davon bald ein Mehreres.

Setzen wir hingegen, die hervorgehobene Vorstellung werde zugleich mit der hebenden von aller Hemmung, oder auch nur von einem Theile derselben befreit; sie steige daher mit jener zugleich, aber nicht bloss durch ihre Hülfe, sondern auch durch eigene Kraft, von der statischen Schwelle empor: so kann man sehr leicht zu einem Irrthume verleitet werden, der mich wenigstens lange geblendet, und mir den Zugang zu einem Hauptpuncte in der Lehre von den Gefühlen versperrt hat.

Es scheint nämlich, man müsste nun zu dem obigen Differential $d\omega$ noch dasjenige addiren, welches das Steigen durch eigene Kraft ausdrückt; also wenn Π auf einmal von aller Hemmung frei wäre, folgendermaassen:

$$\frac{r}{\Pi} \cdot (\varrho - \omega)\, dt + (\Pi - \omega)\, dt = d\omega.$$

Die Folge hiervon wäre, dass ω nun *geschwinder* als sonst, oder dass ein grösseres ω in bestimmter Zeit hervorträte.

Allein es ist falsch, dass durch ein Zusammentreffen von Kräften, die nicht schon zuvor eine Gesammtkraft gebildet haben, die Geschwindigkeit könnte vermehrt werden. Denn jede von diesen Kräften, sei sie eine Hülfe, oder eigene Energie der steigenden Vorstellung, hat ihr Zeitmaass, in welchem sie wirkt; wie wir dieses aus dem vorigen §. kennen. Wenn nun das, was sie in *diesem* Zeitmaasse zu vollbringen im Begriff war, durch eine andre, stärkere Kraft, geschwinder geschieht: so kann sie zum Mitwirken gar nicht gelangen; eben weil in jedem Augenblicke ihr Streben mehr als befriedigt wird. Wirken

Digitized by Google

demnach mehrere solche Kräfte zusammen: so bestimmt die stärkste derselben *für sich allein* die Geschwindigkeit des Ereignisses; für alle übrigen aber ist eine Befriedigung ihres Strebens durch glücklichen Zufall vorhanden. Und dieser ihr Zustand muss im Bewusstsein eine Bestimmung abgeben, die den *Gefühlen* anheim fällt, — ohne Zweifel als ein *Lustgefühl*, — während in Ansehung des Vorgestellten sich dadurch nichts verändert.

Wenn nun Π zugleich durch eigne Kraft steigt, indem seinem Reste ϱ die Hülfe des Restes r von P zukommt: so ist seine eigene Bewegung (falls man nicht r, und folglich P, sehr gross annimmt), ohne Zweifel die geschwindeste; und die Hülfe, anstatt hiezu mitzuwirken, wird der Sitz eines Lustgefühls, dergleichen sich allemal bei rasch fortschreitender und leicht gelingender Thätigkeit einfindet; besonders in solchen Fällen, wo das im Grossen geschieht, hundertfach und tausendfach vervielfältigt, was wir hier im Kleinen, als ob nur zwei oder drei Vorstellungen in der Seele wären, elementarisch untersuchen.

§. 88.

An der Betrachtung des §. 86 fehlt noch etwas sehr Nöthiges, nämlich die Ergänzung des Widerstandes, den die hervorgehobene Vorstellung finden wird.

Es sei Π auf der statischen Schwelle neben den im Bewusstsein gegenwärtigen Vorstellungen a und b, so kann es nicht ausbleiben, dass eine Hemmungssumme entstehe, indem P auf Π wirkt, und es durch die Hülfe emporhebt. Diese Hemmungssumme sei $=\alpha\omega$, indem α den Hemmungsgrad des Π gegen a und b bezeichnet (der nach §. 52 zu bestimmen ist), und ω seine obige Bedeutung behält. Das Sinken der Hemmungssumme gleicht jenem im §. 77, dergestalt, dass sie vertheilt werde, auf a, b, Π, und die Hülfe; dass aber auch zugleich das Wiederaufstreben von a und b zu ihrem statischen Puncte (auf welchem sie Anfangs mögen gewesen sein), den Verlauf der Hemmung beschleunige.

In wiefern Π und die Hülfe zusammen dahin wirken, dass nicht Π von dem schon erreichten Puncte wieder herabsinke; in so fern sind sie anzusehn als eine einzige Kraft. Dieselbe heisse $'\Pi$, also $'\Pi = \Pi + \frac{r\varrho}{\Pi}$. Weil a und b verschmolzen sein werden, so sind die Hemmungsverhältnisse für die drei Kräfte $'\Pi$,

a, und *b*, nach §. 68 zu bestimmen. Diese Verhältnisse sind constant, weil die Kräfte es sind; die Hemmungssumme aber ist veränderlich. Was von *Π* zu hemmen ist, verhalte sich zu dem was *a* und *b* zusammengenommen verlieren müssen, wie $m:n$; so sind *m* und *n* beständige Grössen.

Da die Hemmungssumme $= a\omega$, so ist in jedem Augenblicke zu vertheilen $a\omega dt$. Auf *Π* komme $ma\omega dt$, auf *a* und *b* zusammen $na\omega dt$. Was von *a* und *b* *aus dem eben angegebenen Grunde* nach Verlauf der Zeit *t* gehemmt ist, wird $= na\int\omega dt$. Dies ist eine Kraft, welche die Hemmung beschleunigt.* Durch sie sinkt in jedem Augenblicke $dt \,.\, na\int\omega dt$. Vertheilt auf *Π*, und auf *a* und *b* zusammen ergiebt sie, für jenes, eine Hemmung $= mdt \,.\, na\int\omega dt$; für diese, eine Hemmung $= ndt \,.\, na\int\omega dt$. Es ist also die augenblickliche Hemmung für *a* und *b* zusammen, *nicht bloss*, wie vorhin angegeben, $= na\omega dt$; sondern dazu kommt noch $ndt \,.\, na\int\omega dt$. Folglich ist auch nach Verlauf der Zeit *t* die Kraft, wodurch die Hemmung beschleunigt wird, nicht bloss $na\int\omega dt$, sondern noch darüber $n\int dt \,.\, na\int\omega dt$. Auch die letztre Grösse bewirkt einen Druck, der zu vertheilen ist; der die Hemmung von *a* und *b* vermehren wird; der eben damit abermals einen Zuwachs an Hemmung ergeben wird. Sichtbar sind wir hier in einen Cirkel gerathen, der eine unendliche Menge in einander eingewickelter Integrale ergiebt, welche zu berechnen ganz unmöglich wäre.

Es ist also, fürs erste wenigstens, nothwendig, Annäherungen und Grenzbestimmungen zu suchen. Wenn wir annehmen, die Kraft $na\int\omega dt$ drücke nur bloss auf *Π* allein, so machen wir ohne Zweifel $d\omega$ zu klein; alsdann aber vermeiden wir den Zuwachs der Hemmung für *a* und *b*, und wir bekommen eine Rechnung, die sich ausführen lässt. Nehmen wir hingegen Rücksicht auf die Vertheilung, so dass wegen jener Kraft die augenblickliche Hemmung von *Π*, $= mdt \,.\, na\int\omega dt$; und ignoriren wir alsdann den Zuwachs der Hemmung wegen des Druckes, der auf *a* und *b* fällt: so machen wir $d\omega$ zu gross, weil die Hemmung zu klein wird. Der wahre Werth von $d\omega$ muss zwischen beiden Grenzen eingeschlossen sein. Die Rechnung für beide Grenzen ist nur Eine, bei welcher ein bestän-

* Vergleiche §. 77.

Digitized by Google

diger Factor zugesetzt und weggelassen wird. Für die erste Grenze ist die Gleichung

$$\frac{r}{\Pi}(\varrho-\omega)\,dt - ma\omega dt - dt\int na\omega dt = d\omega,$$

oder nach Wegschaffung des Integralzeichens

$$-\left(\frac{r}{\Pi}+ma\right)d\omega dt - dd\omega = na dt^2.$$

Es sei $\frac{d\omega}{dt}=p$; und nach der Division mit dt werde für das noch Zurückbleibende dt gesetzt $\frac{d\omega}{p}$, so kommt

$$-\left(\frac{r}{\Pi}+ma\right)pd\omega - pdp = na\omega d\omega.$$

Durch die Substitution $p=u\omega$, $dp=ud\omega+\omega du$, wird nach gehöriger Rechnung

$$\frac{d\omega}{\omega}=-\frac{udu}{na+\left(\frac{r}{\Pi}+ma\right)u+u^2}.$$

Aus $\frac{d\omega}{dt}=p=u\omega$ ist $\frac{d\omega}{\omega}=udt$, und folglich

$$dt=-\frac{du}{na+\left(\frac{r}{\Pi}+ma\right)u+u^2}.$$

Weil die Grössen r, Π, m, n, kein vestes Verhältniss unter einander haben, ist es im allgemeinen zweifelhaft, ob dieses Differential durch Logarithmen, oder durch eine Circularfunction integrirt werden müsse. Im ersten Falle kommt das Integral auf die Form

$$-t=\frac{1}{\varepsilon}\log.\frac{u+\eta}{u+\vartheta}$$

wo $\varepsilon=2\sqrt{\frac{1}{4}\left(\frac{r}{\Pi}+ma\right)^2-na}$

$$\eta=\tfrac{1}{2}\left(\frac{r}{\Pi}+ma\right)-\sqrt{\tfrac{1}{4}\left(\frac{r}{\Pi}+ma\right)^2-na}$$

$$\vartheta=\tfrac{1}{2}\left(\frac{r}{\Pi}+ma\right)+\sqrt{\tfrac{1}{4}\left(\frac{r}{\Pi}+ma\right)^2-na}.$$

Man darf keine Constante beifügen. Denn $u=\frac{d\omega}{\omega dt}$ ist unendlich für $t=0$, indem alsdann auch $\omega=0$; daher verschwinden η und ϑ neben u, und $\log.\frac{u}{u}$ ist $=0$.

Es ergiebt sich nun $e^{-\varepsilon t}=\frac{u+\eta}{u+\vartheta}$, daher

$$\frac{\eta-\vartheta e^{-\varepsilon t}}{e^{-\varepsilon t}-1}=u=\frac{d\omega}{\omega dt}.$$

Demnach $\frac{\eta-\vartheta e^{-\varepsilon t}}{e^{-\varepsilon t}-1}\cdot dt=\frac{d\omega}{\omega}$.

Setzt man $e^{-\varepsilon t} = x$, so ist $-\varepsilon e^{-\varepsilon t}\,dt = dx$, also $dt = -\frac{dx}{\varepsilon x}$. Nun ist zu integriren $-\frac{\eta dx}{\varepsilon x(x-1)} + \frac{\vartheta dx}{\varepsilon(x-1)}$, oder $\frac{\eta dx}{\varepsilon x(1-x)} - \frac{\vartheta dx}{\varepsilon(1-x)}$. Weil $\frac{1}{x(1-x)} = \frac{1}{x} + \frac{1}{1-x}$, auch $\eta - \vartheta = -\varepsilon$, aus den oben angegebenen Werthen dieser Grössen, so wird dies Differential $= \frac{\eta dx}{\varepsilon x} - \frac{dx}{1-x}$, und das Integral

$$log.\, x^{\frac{\eta}{\varepsilon}}\,.\,(1-x)\,.\,Const. = log.\,\omega$$

$$\text{das heisst } x^{\frac{\eta}{\varepsilon}}\,.\,(1-x)\,.\,C = \omega = e^{-\eta t}\,.\,(1-e^{-\varepsilon t})\,.\,C$$

Um hier die Constante zu bestimmen, reicht die Forderung $\omega = 0$ für $t = 0$ nicht zu, denn der Factor $1 - e^{-\varepsilon t}$ erfüllt dieselbe, was auch C sein mag. Allein man gehe zum Differential zurück. Für $t = 0$ muss nicht bloss ω, sondern auch $\int n a \omega dt = 0$ sein, also ist alsdann $\frac{r\varrho}{\Pi} = \frac{d\omega}{dt}$. Aber aus dem gefundenen Integral ist

$$d\omega = C\,.\left(\frac{\eta}{\varepsilon}\,x^{\frac{\eta}{\varepsilon}-1}\,dx(1-x) - x^{\frac{\eta}{\varepsilon}}\,dx\right)$$

Das erste Glied ist $= 0$ für $t = 0$, denn es enthält den Factor $1 - x$; das zweite ist $= -Cdx = +C\varepsilon dt$. Also $\frac{d\omega}{dt} = C\varepsilon = \frac{r\varrho}{\Pi}$; und hieraus $C = \frac{r\varrho}{\Pi\varepsilon}$. Demnach endlich

$$\omega = \frac{r\varrho}{\Pi\varepsilon}\,e^{-\eta t}\,(1 - e^{-\varepsilon t}).$$

Man kann ω noch bequemer durch ϑ ausdrücken, weil nach dem obigen $\eta + \varepsilon = \vartheta$. Nämlich

$$\omega = \frac{r\varrho}{\Pi\varepsilon}\,(e^{-\eta t} - e^{-\vartheta t}) \qquad [A]$$

Diese Rechnung gilt der ersten Grenze; sie ergiebt aber auch die zweite, wenn man für n setzt mn, und darnach die Werthe von ε, η, ϑ, abändert; doch ist dies nicht willkürlich, sondern ergiebt sich erst, wenn man bestimmte Zahlen in die Rechnung einführt.

Aus dem so sehr einfachen Ausdrucke für ω lässt sich überdies mit leichter Mühe $\int \omega dt$, ja auch $\int dt \int \omega dt$ finden; und man wird hieraus die Correcturen beurtheilen können, welche noch anzubringen wären. — Auch ohne genauere Untersuchung lässt sich, allenfalls durch Vergleichung mit den Differentialen der Linien, Flächen, und Körper, wohl vermuthen, dass in der Reihe der

ω, $\int\omega dt$, $\int dt\int\omega dt$, u. s. w. immer die nachfolgenden später als die vorhergehenden einen merklichen Werth erlangen werden.

Das erste Merkwürdige, was das gefundene Integral uns darbietet, ist, dass $\omega=0$ sowohl für $t=0$ als für $t=\infty$; daher wir nach seinem grössten Werthe zu suchen haben. Derselbe tritt ein, (wie man durch die Differentiation findet,) für $t=\frac{1}{\varepsilon}\,log.\frac{\vartheta}{\eta}$. Offenbar eine kurze Zeit, da ϑ nur wenig grösser wie η; und ε nicht leicht ein sehr kleiner Bruch werden kann.

Wenn also eine und dieselbe Vorstellung mehrere andre hervorhebt, so hat nicht bloss, wie vorhin schon gefunden, jede der hervorgehobenen ihre eigne Geschwindigkeit, sondern auch ihren eignen Zeitpunct, da sie im Bewusstsein ihr Maximum erreicht. Die Bestätigung durch die innere Erfahrung dringt sich von selbst auf.

Löset man ω in eine Reihe auf, so sind die ersten Glieder:

$$\omega=\frac{r\varrho}{\Pi}\left[t-\tfrac{1}{2}\left(\frac{r}{\Pi}+m\alpha\right)t^2+\ldots\right]$$

Da die verschiedenen Potenzen von t eine nach der andern bedeutend werden, so zeigt sich hier der Anfang der Erhebung von ω. Es bestätigen sich die Bemerkungen des §. 86 über die Abhängigkeit des ω von ϱ, r, Π. Es verhält sich ω gerade wie ϱ (abgerechnet den geringen Einfluss, welchen ϱ auf die Grössen m und n haben kann); und je grösser $\frac{r}{\Pi}$, um so grösser, aber auch um so schneller abnehmend, ist die Geschwindigkeit, mit der ω hervortritt. Noch ist zu bemerken, dass ω im ersten Anfang weder von m noch n, dann zuvörderst von m, und zuletzt von n abhängig wird; indem n erst bei t^3 und den folgenden Gliedern Einfluss bekommt.

Noch bequemer lässt sich bei dem Werthe von t, der zum Maximum von ω gehört, die Auflösung in eine Reihe benutzen, um zu sehen, wie dieser Werth durch die beständigen Grössen bestimmt wird. — Man setze $\frac{1}{2}\left(\frac{r}{\Pi}+m\alpha\right)=f$; also $\eta=f-\sqrt{f^2-n\alpha}$,

$\vartheta=f+\sqrt{f^2-n\alpha}$, $\varepsilon=2\sqrt{f^2-n\alpha}$; $\dfrac{\vartheta}{\eta}=\dfrac{1+\sqrt{1-\frac{n\alpha}{f^2}}}{1-\sqrt{1-\frac{n\alpha}{f^2}}}$,

$log.\frac{\vartheta}{\eta}=2\left[\left(1-\frac{n\alpha}{f^2}\right)^{\frac{1}{2}}+\frac{1}{3}\left(1-\frac{n\alpha}{f^2}\right)^{\frac{3}{2}}+\frac{1}{5}\left(1-\frac{n\alpha}{f^2}\right)^{\frac{5}{2}}+\ldots\right]$, so ist jener Werth von $t=\frac{1}{\varepsilon}\,log.\frac{\vartheta}{\eta}=\frac{1}{f}\left[1+\frac{1}{3}\left(1-\frac{n\alpha}{f^2}\right)+\frac{1}{5}\left(1-\frac{n\alpha}{f^2}\right)^2+\ldots\right]$. Wenn f^2 nahe $=n\alpha$, so ist sogleich offen-

Digitized by Google

bar, dass die Zeit fürs Maximum wächst, wenn f, und folglich auch wenn $\frac{r}{\Pi}$ abnimmt; und umgekehrt. Es sei nun weiter $\frac{n\alpha}{f^2} = \frac{1}{2}$, so ist dieselbe Zeit $= \frac{1}{\sqrt{2n\alpha}}\,[1 + \frac{1}{3}\cdot\frac{1}{2} + \frac{1}{5}\cdot\frac{1}{4} + \frac{1}{7}\cdot\frac{1}{8} + \ldots] = \frac{1}{\sqrt{n\alpha}}\cdot\frac{1,2\ldots}{1,4\ldots}$; aber wenn $f = \sqrt{n\alpha}$, ist $t = \frac{1}{\sqrt{n\alpha}}$, also indem f gewachsen, ist t kleiner geworden. Es sei ferner $\frac{n\alpha}{f^2} = 2$, so ist jene Zeit $= \frac{\sqrt{2}}{\sqrt{n\alpha}}\,[1 - \frac{1}{3} + \frac{1}{5} - \frac{1}{7} + \ldots]$. Die eingeklammerte Reihe ist aus der Kreisrechnung bekannt; sie ist $= \frac{1}{4}\pi = 0{,}78\ldots$, wenn π = dem Halbkreise für den Halbmesser = 1. Also die gesuchte Zeit $= \frac{1}{\sqrt{n\alpha}}\cdot 1{,}11\ldots$, daher nun t grösser geworden, indem f abnahm. So bestätigt es sich immer, dass ein grösseres $\frac{r}{\Pi}$ schneller, aber auch minder anhaltend wirkt.

Es sei eine und dieselbe Vorstellung P durch verschiedene ihrer Reste r, r', r'' u. s. w. verschmolzen mit verschiedenen Vorstellungen Π, Π', Π'' u. s. w. und der Grösse nach $\Pi = \Pi' = \Pi''$ u. s. f., auch alle übrigen Umstände gleich: so ist die Folge der Zeitpuncte, worin Π, Π', Π'', durch die Hülfen zum Maximum gehoben werden, dieselbe, wie die Folge der Reste r, r', r'' u. s. w. vom grössten bis zum kleinsten.

Die Formel für jenes t, woraus wir diesen sehr folgenreichen Satz gefunden, ist um so brauchbarer, da sie allgemein ist, indem sie die unmögliche Wurzelgrösse nicht mehr enthält, welche oben durch die Integration vermittelst der Logarithmen in dem Falle entsteht, dass $f^2 < n\alpha$.

Nur für ω selbst müssen wir noch auf diesen Fall einen bequemen Ausdruck suchen. Oben ergab sich

$$-dt = \frac{du}{n\alpha + \left(\frac{r}{\Pi} + m\alpha\right)u + u^2}.$$

Im erwähnten Falle kommt das Integral auf folgende Form:

$$Const. - t = \frac{1}{\varepsilon}\,ang.\ tang.\ \frac{\frac{1}{2}\left(\frac{r}{\Pi} + m\alpha\right) + u}{\varepsilon}$$

wo $\varepsilon = \sqrt{n\alpha - \frac{1}{4}\left(\frac{r}{\Pi} + m\alpha\right)^2}$

also $\frac{\frac{1}{2}\cdot\left(\frac{r}{\Pi} + m\alpha\right) + u}{\varepsilon} = tang.\,(Const. - \varepsilon t)$

und $u = \varepsilon\,tang.\,(C - \varepsilon t) - \frac{1}{2}\left(\frac{r}{\Pi} + m\alpha\right)$.

Digitized by Google

Da $u = \frac{d\omega}{\omega dt}$ unendlich für $t = 0$ und $\omega = 0$, so ist C die Zahl, welche den Bogen von 90° für den Halbmesser $= 1$ ausdrückt; oder es ist $C = \frac{1}{2}\pi$ in der gewöhnlichen Bedeutung von π. Aber $tang.\,(\frac{1}{2}\pi - \varepsilon t) = cot.\,\varepsilon t$; daher wird nun

$$\frac{d\omega}{\omega} = \varepsilon dt\,.\,cot.\,\varepsilon t - \frac{1}{2}\left(\frac{r}{\Pi} + ma\right) dt$$

Es ist $cot.\,\varepsilon t = \frac{cos.\,\varepsilon t}{sin.\,\varepsilon t}$, und $\varepsilon dt\ cos.\,\varepsilon t = d\,.\,sin.\,\varepsilon t$, also

$$C + log.\,\omega = log.\,sin.\,\varepsilon t - \frac{1}{2}\left(\frac{r}{\Pi} + ma\right) t$$

oder $log.\,\frac{\omega}{C sin.\,\varepsilon t} = -\frac{1}{2}\left(\frac{r}{\Pi} + ma\right) t$

woraus $\omega = C\ sin.\,\varepsilon t\,.\,e^{-\frac{1}{2}\left(\frac{r}{\Pi} + ma\right) t}$.

Die Constante muss wie vorhin aus $\frac{d\omega}{dt}$ für $t = 0$ bestimmt werden. Es ist

$$d\omega = \omega\,.\left(\varepsilon dt\ cot.\,\varepsilon t - \frac{1}{2}\left(\frac{r}{\Pi} + ma\right) dt\right)$$

worin man den gefundenen Werth von ω substituiren muss. Derselbe ist $= C sin.\,\varepsilon t$ für $t = 0$, weil alsdann die Exponentialgrösse $= 1$. Aber $C sin.\,\varepsilon t$ ist selbst $= 0$ für $t = 0$; das Glied also, worin diese Grösse keinen ihr gegenübertretenden Divisor antrifft, der zugleich auch $= 0$ wird, muss wegfallen. Hingegen $cot.\,\varepsilon t = \frac{1}{tang.\,\varepsilon t}$ ist ein solcher Divisor; daher findet sich

$$d\omega = \varepsilon dt\,.\,\frac{C\ sin.\,\varepsilon t}{tang.\,\varepsilon t} = \varepsilon dt\,.\,C\ cos.\,\varepsilon t$$

Da $cos.\,\varepsilon t = 1$, für $t = 0$, so ist endlich $\frac{d\omega}{dt} = C\varepsilon$; welches, verglichen mit dem schon bekannten Werthe $\frac{d\omega}{dt} = \frac{r\varrho}{\Pi}$, endlich ergiebt $C = \frac{r\varrho}{\Pi\varepsilon}$. Demnach ist nun vollständig

$$\omega = \frac{r\varrho}{\Pi\varepsilon}\ sin.\,\varepsilon t\,.\,e^{-\frac{1}{2}\left(\frac{r}{\Pi} + ma\right) t} \qquad [B.]$$

Es kann nur zur Rechnungsprobe dienen, wenn wir auch hieraus die Zeit für das Maximum von ω suchen.

Aus $d\omega = \frac{r\varrho}{\Pi\varepsilon}\,(\varepsilon dt\ cos.\,\varepsilon t\ e^{-ft} - sin.\,\varepsilon t\ e^{-ft}\,.\,fdt) = 0$ wird $\varepsilon\,cos.\,\varepsilon t = f\,sin.\,\varepsilon t$; also $\frac{\varepsilon}{f} = tang.\,\varepsilon t$, oder $\varepsilon t = ang.\,tang.\,\frac{\varepsilon}{f}$, welches in eine Reihe zu entwickeln ist. So findet sich $t = \frac{1}{f} - \frac{1}{3}\frac{\varepsilon^2}{f^3} + \frac{1}{5}\frac{\varepsilon^4}{f^5} - \frac{1}{7}\frac{\varepsilon^6}{f^7} + \ldots$

Da nun $\varepsilon = \sqrt{na - f^2}$, so ist $\frac{\varepsilon}{f} = \sqrt{\frac{na}{f^2} - 1}$, und

Digitized by Google

$t = \frac{1}{f}\left[1 - \frac{1}{3}\left(\frac{n\alpha}{f^2} - 1\right) + \frac{1}{5}\left(\frac{n\alpha}{f^2} - 1\right)^2 - \frac{1}{7}\left(\frac{n\alpha}{f^2} - 1\right)^3 + \ldots\right]$, wo man nur nöthig hat, statt $-\left(\frac{n\alpha}{f^2} - 1\right)$ zu schreiben $+\left(1 - \frac{n\alpha}{f^2}\right)$, um die vollkommene Identität dieses Ausdrucks für t mit jenem vor Augen zu haben, der sich aus dem obigen $t = \frac{1}{\varepsilon} \log. \frac{\vartheta}{\eta}$ ergab.

§. 89.

Die Berechnungen des vorigen §., wiewohl nur Grenzbestimmungen, haben uns die wichtigsten Aufschlüsse, über den Einfluss von r, ϱ, Π, und über das Maximum, schon gegeben; und es mag scheinen, wir könnten uns damit für die jetzige Absicht begnügen. Allein bei einer Untersuchung, worauf weiterhin so Vieles gebaut werden soll, wäre es mindestens doch unschicklich, die schon nahe liegende Auflösung des Problems nicht vollends zu erreichen. Die gefundenen Grenzen sind zu weit aus einander, als dass sie für eine Berechnung von ω gelten könnten; auch die Zeit für das Maximum ist noch nicht berechnet, denn die Formel dafür erhält zwei verschiedene Werthe, je nachdem man sie der einen oder der andern von den Grenzbestimmungen anpasst, die für ω gemacht sind.

Zu der ursprünglichen Differentialgleichung müssen wir zurückgehn, und dieselbe genauer als zuvor angeben. Aus den oben bemerkten Gründen ist eigentlich

$$\begin{aligned} d\omega = \frac{r}{\Pi}(\varrho - \omega)\, dt &- m\alpha\omega dt - mn\alpha dt \int \omega dt \\ &- mdt \,.\, n^2\alpha \int dt \int \omega dt - mdt \,.\, n^3\alpha \int dt \int dt \int \omega dt \\ &- mdt \,.\, n^4\alpha \int dt \int dt \int dt \int \omega dt \end{aligned}$$

und so weiter ins Unendliche.

Man fasse die ersten drei Glieder zusammen; das Integral davon ergeben die Formeln des vorigen §., wenn in demselben mn statt n gesetzt wird. Man nehme ferner an, (was aus obigen Gründen zu vermuthen, und was sich sogleich bestätigen wird,) das Integral der ersten drei Glieder sei, besonders für eine kleine Zeit, von ω nicht weit verschieden; man setze dasselbe ω in $\int dt \int \omega dt$; so wird man die Integration des vierten Gliedes vollführen können, und dadurch eine Verbesserung des vorigen Werths von ω erhalten. Man verfahre eben so mit den folgenden Gliedern; man benutze, falls es nöthig

Digitized by Google

scheint, die schon gefundenen Verbesserungen jedesmal bei den noch zu suchenden.

Dieses schon oben angedeutete Verfahren, müssen wir jetzt vollziehen, um zu sehen, wohin es führen möge.

Den, in der Formel [*A*] angegebenen Werth von ω lösen wir der Bequemlichkeit wegen in eine Reihe auf, und setzen $\frac{r\varrho}{\Pi t} = F$, so ist

$$\omega = F\left((\vartheta - \eta)\, t - \tfrac{1}{2}(\vartheta^2 - \eta^2)\, t^2 + \tfrac{1}{6}(\vartheta^3 - \eta^3)\, t^3 - \tfrac{1}{24}(\vartheta^4 - \eta^4)\, t^4 \ldots\right)$$

folglich

$$\int \omega dt = F\left[\tfrac{1}{2}(\vartheta - \eta)\, t^2 - \tfrac{1}{6}(\vartheta^2 - \eta^2)\, t^3 + \tfrac{1}{24}(\vartheta^3 - \eta^3)\, t^4 - \tfrac{1}{120}(\vartheta^4 - \eta^4)\, t^5 \ldots\right]$$

$$\int dt \int \omega dt = F\left[\tfrac{1}{6}(\vartheta - \eta)\, t^3 - \tfrac{1}{24}(\vartheta^2 - \eta^2)\, t^4 + \tfrac{1}{120}(\vartheta^3 - \eta^3)\, t^5 \ldots\right]$$

$$\int dt \int dt \int \omega dt = F\left[\tfrac{1}{24}(\vartheta - \eta)\, t^4 - \tfrac{1}{120}(\vartheta^2 - \eta^2)\, t^5 + \tfrac{1}{720}(\vartheta^3 - \eta^3)\, t^6 \ldots\right]$$

$$\int dt \int dt \int dt \int \omega dt = F\left[\tfrac{1}{120}(\vartheta - \eta)\, t^5 - \tfrac{1}{720}(\vartheta^2 - \eta^2)\, t^6 \ldots\right]$$

$$\int dt \int dt \int dt \int dt \int \omega dt = F \cdot \left[\tfrac{1}{720}(\vartheta - \eta)\, t^6 \ldots\right] \text{ u. s. w.}$$

Die Integrale des vierten, fünften, und sechsten Gliedes von $d\omega$ sind also zusammengenommen folgende:

$$F.\left\{\begin{array}{r} -\frac{mn^2\alpha\,(\vartheta - \eta)}{24}\, t^4 + \frac{mn^2\alpha}{120}(\vartheta^2 - \eta^2)\, t^5 - \frac{mn^2\alpha}{720}(\vartheta^3 - \eta^3)\, t^6 \ldots \\ -\frac{mn^3\alpha}{120}(\vartheta - \eta)\, t^5 + \frac{mn^3\alpha}{720}(\vartheta^2 - \eta^2)\, t^6 \ldots \\ -\frac{mn^4\alpha}{720}(\vartheta - \eta)\, t^6 \ldots \end{array}\right.$$

Und dieses ist die ganze Verbesserung für ω, falls man nicht t^7 und noch höhere Potenzen von t in Rechnung bringen will. Denn erstlich, das siebente Glied von $d\omega$ ergiebt eine Reihe, die mit t^7 anfängt. Zweitens, will man $\int dt \int dt \int \omega dt$ aus sich selbst verbessern, so hat man zu dem anfänglichen Werthe von ω, noch $\frac{F(\vartheta - \eta)}{24}\, t^4$ und das Folgende, mit gehörigem Zeichen und Coëfficienten hinzuzufügen, und daraus von neuem $\int dt \int dt \int \omega dt$ zu suchen; wobei denn ausser dem vorigen Werthe noch ein Glied erscheinen wird, das t^7 enthält. Daraus ist auf die folgenden, dieser ähnlichen, Verbesserungen zu schliessen.

§. 90.

Um nun den Sinn und die Absicht dieser Rechnungen deutlicher zu machen, wollen wir ein Beispiel durchführen. Man wird sehen, dass die Formeln, so fern dadurch bestimmte Zahlen gesucht werden, noch sehr unvollkommen, aber für unsern Zweck, das Gesetz eines psychologischen Ereignisses im Allgemeinen kennen zu lernen, mehr als hinreichend sind.

Digitized by Google

Gemäss der Voraussetzung des §. 88 soll Π auf oder unter der statischen Schwelle sein neben a und b. Es sei demnach $a = b = 1$, und $\Pi = 0{,}7$. Auch $r = \varrho = \frac{1}{2}$. Daraus ergiebt sich $'\Pi = \Pi + \frac{r\varrho}{\Pi} = 1{,}05714$. Die Hemmungsverhältnisse, also m und n, sollen nach §. 68, oder, wenn wir $a = 1$ setzen, indem zugleich nur a und b unter sich, nicht aber mit $'\Pi$ verschmolzen sind, nach §. 69 bestimmt werden. Demnach wird $m = 0{,}42496$; $n = 1 - m = 0{,}57504$; $nm = 0{,}24437$.

Nun theilt sich die Rechnung; denn es giebt für sie zwei Wege. Es ist $\frac{1}{2}\left(\frac{r}{\Pi} + ma\right) = f = 0{,}56962$, also $f^2 = 0{,}32446$, Folglich $f^2 > nm$ und $< n$; daher die Wurzelgrösse $\sqrt{f^2 - n}$ im ersten Falle, nachdem nm für n gesetzt worden, möglich, im andern, wo n allein stehn bleibt, unmöglich. Der erste Fall gehört für die Formel A, der zweite für die Formel B. Wir müssen also beim Gebrauch der ersten Formel überall mn für n setzen.

Man weiss aus den Entwickelungen des §. 88, dass, wenn n stehn bleibt, $d\omega$ zu klein gemacht wird; oder, was dasselbe sagt, dass wir uns alsdann die Hemmung, gegen welche die zu reproducirende Vorstellung aufsteigen muss, ein wenig grösser denken, wie sie wirklich ist. Diese Annahme giebt die leichteste Rechnung; man wird wohl thun, sie zuerst zu brauchen, um gleichsam den Umriss des psychologischen Ereignisses zu erhalten. Es findet sich für diesen Fall $\varepsilon = 0{,}50058$. Daher aus $\varepsilon t = ang.\ tang.\ \frac{\varepsilon}{f}$

die Zeit des Maximum $= 1{,}4403$

hieraus das Maximum selbst $= 0{,}20734$

Ferner wird in der Formel B, $\omega = 0$ für $\varepsilon t = \pi$, wo π wie gewöhnlich, den Bogen von 180^0 bedeutet. Hieraus ergiebt sich

für $\omega = 0$, $t = 6{,}276$.

Will man nun noch dem Steigen und Sinken des ω genauer zusehn, so kann man dasselbe für willkürliche Werthe von t berechnen. Z. B.

für $t = 1$	findet sich	$\omega = 0{,}19374$
- 1,4403	hatten wir	$\omega = 0{,}20734$
- 2	wird	$\omega = 0{,}19231$
- 3	-	$\omega = 0{,}12889$
- 4	-	$\omega = 0{,}06638$
- 5	-	$\omega = 0{,}02465$
- 6	-	$\omega = 0{,}00322.$

Digitized by Google

Allein dies ist nur die erste Grenzbestimmung. Denken wir uns die Hemmung kleiner, so werden wir gezwungen, die erste Formel *A*, sammt ihrer Verbesserung im §. 89, anzuwenden. Für die Zahlen unseres Beispiels wird

$$(A) \ldots\ldots \omega = 0{,}63105\,(e^{-0{,}28664t} - e^{-0{,}85260t})$$

und die Verbesserung $= -0{,}00209t^4 + 0{,}00023t^5 - 0{,}00005t^6$

Hieraus ergiebt sich z. B. für $t = 1$, $\omega = 0{,}20286$
- $t = 1{,}4403$, $\omega = 0{,}22481$
- $t = 3$, $\omega = 0{,}06908$

Nach dieser Rechnung steigt also ω etwas höher, und sinkt etwas schneller als nach der vorigen. Man darf sich darüber nicht wundern, denn die Integrale $\int\omega dt$, $\int dt \int \omega dt$, u. s. w. wodurch ω in den spätern Zeittheilen vermindert wird, müssen wachsen, wenn ω Anfangs grösser genommen war.

Diese zweite Rechnung ist nun der Wahrheit näher als die erste; aber sie lässt sich nicht füglich so ausführen, dass man den Zeitpunct fürs Maximum und für $\omega = 0$ mit Genauigkeit angeben könnte. Daran ist nun auch für jetzt wenig gelegen; genug, wenn wir wissen, dass es für die reproducirte Vorstellung ein, von der Stärke der Vorstellungen, dem Grade ihrer Verbindung und Hemmung abhängendes Maximum giebt, und dass sie, nachdem es erreicht worden, ungefähr noch einmal so viel Zeit braucht, um wieder völlig zu sinken. Aber für die Zukunft können wir nicht bestimmen, was in Dingen dieser Art wichtig oder unwichtig sei; denn oft ist Beachtung der kleinsten Umstände nöthig, um die Wahrheit zu finden. Daher will ich die Untersuchung noch einen Schritt weiter führen.

§. 91.

Auf unser Problem passt in grosser Allgemeinheit eine Methode, welche *Euler* lehrt in den *institutt. calc. integralis Vol. II. Sect.* 2. *cap.* 2. Wir wollen uns indessen begnügen, das Verfahren an einer Differentialgleichung des dritten Grades zu üben; da wir von jener, im §. 89 auseinandergesetzten Formel für $d\omega$, so viel Glieder nehmen können als wir wollen. Denn ungeachtet die Methode schön ist durch ihre Einfachheit, so wird bei höhern Graden die Anwendung doch beschwerlich; theils wegen der Auflösung einer höhern Gleichung, theils besonders wegen der Bestimmung vieler Constanten.

Es sei aus §. 89

$$d\omega = \frac{r}{\Pi}(\varrho - \omega)\,dt - m\alpha\omega dt - mn\alpha dt \int \omega dt - mn^2\,\alpha dt \int dt \int \omega dt$$

Digitized by

Das Uebrige lassen wir weg, um nicht über das dritte Differential hinauszugehn. Es wird nämlich hieraus

$$d^3\omega = -\left(\frac{r}{II} + m\alpha\right) d^2\omega dt - mn\alpha dt^2 \,.\, d\omega - mn^2\alpha dt^3 \,.\, \omega$$

oder wenn $\frac{d\omega}{dt} = p$, $\frac{d^2\omega}{dt^2} = q$,

$$mn^2\alpha\omega + mn\alpha p + \left(\frac{r}{II} + m\alpha\right) q + \frac{d^3\omega}{dt^3} = 0$$

Dieser Gleichung genügt die Form $\omega = e^{\lambda t}$; daraus nämlich wird $p = \lambda e^{\lambda t}$; $q = \lambda^2 e^{\lambda t}$; $\frac{d^3\omega}{dt^3} = \lambda^3 e^{\lambda t}$. Die Substitution dieser Werthe, nebst der Division der Gleichung durch $e^{\lambda t}$ giebt

$$mn^2\alpha + mn\alpha\lambda + \left(\frac{r}{II} + m\alpha\right)\lambda^2 + \lambda^3 = 0.$$

Jede der drei Wurzeln dieser Gleichung kann zur Bestimmung von λ dienen; doch jede einzeln würde nur ein particuläres Integral geben. Allein sie lassen sich auch alle drei verbinden. Es seien die Wurzeln $= \lambda^0, \lambda', \lambda''$, so genügen der Gleichung die für ω zu setzenden Werthe $e^{\lambda^0 t}$; $e^{\lambda' t}$; $e^{\lambda'' t}$; aber auch der Werth

$$\omega = Ae^{\lambda^0 t} + Be^{\lambda' t} + Ce^{\lambda'' t},$$

indem aus der Natur der aufgegebenen Gleichung klar ist, dass, falls die aus den drei Bedeutungen von λ entspringenden Werthe $\omega = P$, $\omega = Q$, $\omega = R$, einzeln genommen, derselben angemessen sind, dann auch gesetzt werden könne

$$\omega = AP + BQ + CR.$$

Es entsteht nämlich alsdann eine Summe dreier Gleichungen, deren jede für sich, daher auch ihre Summe $= 0$ ist.

So entspringt hier aus dreien particulären Integralen das vollständige; zu erkennen an den drei willkürlichen Constanten, deren gerade so viele zu einer Differentialgleichung des dritten Grades gehören.

Hat die cubische Gleichung für λ zwei unmögliche Wurzeln, so muss die Form der daraus entspringenden Glieder um etwas abgeändert werden. Es sei

$\lambda' = \mu + \nu\sqrt{-1}$ und folglich $\lambda'' = \mu - \nu\sqrt{-1}$, so ist $Be^{\lambda' t} + Ce^{\lambda'' t} = e^{\mu t}(Be^{\nu t\sqrt{-1}} + Ce^{-\nu t\sqrt{-1}})$.

Es ist $Be^{\nu t\sqrt{-1}} = B\cos.\nu t + B\sin.\nu t\sqrt{-1}$

und $Ce^{-\nu t\sqrt{-1}} = C\cos.\nu t - C\sin.\nu t\sqrt{-1}$.

Die Constanten B und C sind noch unbestimmt. Man nehme an, es sei $2B = B' - C'\sqrt{-1}$; $2C = B' + C'\sqrt{-1}$; so ist $B + C = B'$; $B - C = -C'\sqrt{-1}$; und

$$Be^{\lambda' t} + Ce^{\lambda'' t} = e^{\mu t}(B'\cos.\nu t + C'\sin.\nu t)$$

Man kann die neuen Constanten abermals verändern. Es sei $B' = B'' \sin.\varphi$, $C' = B'' \cos.\varphi$, so folgt:

$$Be^{\lambda' t} + Ce^{\lambda'' t} = e^{\mu t}.B'' \sin.(\varphi + \nu t)$$

demnach $\omega = Ae^{\lambda^0 t} + e^{\mu t}.B'' \sin.(\varphi + \nu t)$ .... [C]

Die Constanten A, B'', φ, müssen aus ω, $\frac{d\omega}{dt}$, $\frac{d^2\omega}{dt^2}$ für $t = 0$ bestimmt werden. Alsdann nämlich ist aus der gegebenen Gleichung

$$\omega = 0,\ \frac{d\omega}{dt} = \frac{r\varrho}{\Pi},\ \frac{d^2\omega}{dt^2} = -\left(\frac{r}{\Pi} + m\alpha\right).\frac{r\varrho}{\Pi}$$

Aber aus der eben gefundenen ist alsdann

$$\omega = A + B'' \sin.\varphi;$$

$$\frac{d\omega}{dt} = \lambda^0 Ae^{\lambda^0 t} + \mu e^{\mu t}.B'' \sin.(\varphi + \nu t) + e^{\mu t}.B''\nu \cos.(\varphi + \nu t)$$

verwandelt sich alsdann in

$$\frac{d\omega}{dt} = \lambda^0 A + \mu B'' \sin.\varphi + \nu B'' \cos.\varphi$$

und endlich

$$\frac{d^2\omega}{dt^2} = \lambda^{02} Ae^{\lambda^0 t} + \mu^2 e^{\mu t}.B'' \sin.(\varphi + \nu t) + \mu e^{\mu t}.B''\nu \cos.(\varphi + \nu t)$$
$$- e^{\mu t}.B''\nu^2 \sin.(\varphi + \nu t) + \mu e^{\mu t}.B''\nu \cos.(\varphi + \nu t)$$

geht über in

$$\frac{d^2\omega}{dt^2} = \lambda^{02} A + (\mu^2 - \nu^2) B'' \sin.\varphi + 2\mu\nu B'' \cos.\varphi$$

Also haben wir die drei Gleichungen

$$0 = A + B'' \sin.\varphi$$

$$a' = \frac{r\varrho}{\Pi} = \lambda^0 A + \mu B'' \sin.\varphi + \nu B'' \cos.\varphi$$

$$b' = -\left(\frac{r}{\Pi} + \mu\alpha\right)\frac{r\varrho}{\Pi} = \lambda^{02} A + (\mu^2 - \nu^2) B'' \sin.\varphi + 2\mu\nu B'' \cos.\varphi$$

woraus $\frac{2\mu a' - b'}{\lambda^{02} + \mu^2 + \nu^2 - 2\mu\lambda^0} = B'' \sin.\varphi = -A$

$$\frac{b'\nu - 2\mu\nu a'}{a'(\mu^2 - \lambda^{02} - \nu^2) - b'(\mu - \lambda^0)} = \operatorname{tang}.\varphi$$

$$\frac{-A}{\sin.\varphi} = B''.$$

Angewandt auf das obige Beispiel, ist λ zu suchen aus der Gleichung

$$0{,}14055 + 0{,}2444\lambda + 1{,}1392\lambda^2 + \lambda^3 = 0$$

Die mögliche Wurzel ist nahe $= -1{,}03375 = \lambda^0$

die beiden unmöglichen sind $= -0{,}05272 \pm 0{,}36420.\sqrt{-1}$

also $\mu = -0{,}05272$, und $\nu = 0{,}36420$.

Es findet sich $A = -0{,}33682$

$\varphi = 77^0\ 50'\ 45''$

$arc.\ \varphi = 1{,}35866$

$B'' = 0{,}34454$

demnach

$$\omega = -0{,}33682e^{-1{,}03375t} + 034454e^{-0{,}05272t}.\sin.(1{,}35866 + 0{,}3642t)$$

Digitized by Google

Für $t=1$ ergiebt sich hieraus $\omega=0{,}2032\ldots$, wozu man aus §. 89 die Verbesserung $-\frac{Fmn^3\alpha}{120}(\vartheta-\eta)t^5$ etc. nehmen muss, (denn die obere Reihe der Verbesserung ist jetzt in der Formel schon inbegriffen,) um den Werth $\omega=0{,}2029$ zu erhalten, der oben schon gefunden wurde.

Für das Maximum und für $\omega=0$ die Zeit zu finden, ist wegen der Verwickelung transcendenter Grössen in ω und $d\omega$, nicht ganz leicht. Man kann jedoch entweder durch Versuche, oder nach Anleitung der obigen Formeln, und der aus ihnen gefolgerten für den Zeitpunct des Maximum, sich der Bestimmung der erwähnten Zeiten nähern, und alsdann mit Hülfe des taylorschen Lehrsatzes die Näherung weiter treiben.

Was die Zeit fürs Maximum anlangt: so suche man im Beispiele zuerst ω für $t=1{,}5$; wegen der Angabe im §. 90. Es findet sich $\omega=0{,}2264$; etwas grösser als nach der obigen Berechnung; obgleich von der Verbesserung nach §. 89 das erste Glied mit zugezogen ist. Ferner gehört zu diesem Zeitpuncte $\frac{d\omega}{dt}=+0{,}0103\ldots$, also ist hier das Maximum noch nicht erreicht. Nimmt man nun von der Reihe des taylorschen Satzes nur die ersten beiden Glieder, und setzt $\frac{d\omega}{dt}=p=ft$, den Zuwachs der Zeit bis zum Maximum aber $=t'$, so kommt

$$f(t+t')=0=p+t'\cdot\frac{dp}{dt},\ \text{also}$$

$$t'=-p\cdot\frac{dt}{dp},$$

woraus $t'=0{,}075\ldots$, also die ganze Zeit bis zum Maximum $=1{,}575\ldots$ Dafür wird $\omega=0{,}2268$. Es würde leicht sein, aus mehrern Gliedern der taylorschen Reihe ein genaueres Resultat zu erhalten; hier kam es nur auf kurze Bezeichnung einer brauchbaren Methode an.

Um den fernern Gang der Grösse ω kennen zu lernen, insbesondere um zu sehen, ob sie eben so schnell abnehme, als sie zunahm, verdoppeln wir die eben gefundene Zeit, und suchen ω für $t=3{,}15$. Es findet sich $\omega=0{,}11\ldots$ Also hat es noch ungefähr die Hälfte seines grössten Werthes.

Allein jetzt ist es in einem schnellern Abnehmen begriffen. Durch Versuche findet man es $=0$ ungefähr für $t=3{,}7\ldots$, mit welcher Angabe wir uns hier begnügen können. Eine genaue Bestimmung dieses Zeitpuncts wird immer mühsam bleiben.

Digitized by Google

§. 92.

Was von *a* und *b* zusammengenommen gehemmt wird, das lässt sich, nach §. 88 so ausdrücken:

$$na\int\omega dt + n^2 a\int dt\int\omega dt + n^3 a\int dt\int dt\int\omega dt \quad \text{etc.}$$

Fragt man nach dem Maximum dieser Grösse: so ist offenbar, dass das Differential des ersten Gliedes $=0$ ist für $\omega=0$, dass aber alsdann die übrigen Glieder ihr Maximum noch nicht erreicht haben. Also bis $\omega=0$ wächst die Hemmung von *a* und *b* immer fort. Hier aber ist sie wirklich am grössten, weil hier die Bedeutung der Formel aufhört, indem ω nicht negativ werden kann. — Auch ohne Formel folgt es so aus der Natur der Sache. Die hemmenden Vorstellungen, indem sie schon ω zum Sinken bringen, müssen doch auch allemal ihren Theil von der vorhandenen Hemmungssumme übernehmen. Nur erst, nachdem diese verschwunden, das heisst hier, nachdem ω wieder den Nullpunct erreicht hat, können und müssen jene sich erheben.

Jetzt aber erhält auch die Bestrebung der Hülfe, wodurch ω gehoben wurde, wiederum ihre ganze Spannung, indem sie nun so unbefriedigt ist, wie zu Anfang. Es kommt daher wirklich, falls nicht veränderte Umstände eintreten, zu einer Art von Oscillation, wie es die Formeln für ω andeuten. Eine kleine Zeit muss verfliessen, während welcher ω auf der Schwelle bleibt, weil die Gewalt, womit es dahin gebracht ist, und durch die es noch tiefer hätte sinken sollen, nicht eher nachlassen kann, als bis *a* und *b* sich wieder etwas erhoben haben. In dieser Zeit wird das helfende *P*, auf welches ein Theil der Hemmung fällt, der schon vorhandenen, nur nicht plötzlich befolgten, Nöthigung zum Sinken, noch fortdauernd nachgeben. Aber bald muss der Moment eintreten, wo *P* gespannt genug, *a* und *b* nachgiebig genug sind, damit ω wieder gehoben werden könne. Es muss jetzt abermals eine endliche Grösse im Bewusstsein erreichen, denn nicht anders kann es als Hemmungssumme einen neuen endlichen Widerstand finden, durch den es wieder zum Sinken gebracht werde. Doch wird es nicht so hoch steigen wie das erstemal, weil es sich jetzo während einer noch vorhandenen Spannung der widerstrebenden

Digitized by Google

Kräfte erhoben hat. So weit ungefähr mögen die Conjecturen reichen, die man hier ohne Berechnung wagen darf*. —

Wir sollten jetzo untersuchen, was erfolgen müsse, wenn mit einer Vorstellung *P*, sich mehrere *Π*, *Π'*, *Π''* u. s. w. verschmolzen finden, ja auch wenn diese unter einander verbunden sind; oder, wenn *Π'* nicht mit *P*, wohl aber mit *Π* verbunden ist, u. dgl. Allein statt dessen müssen wir vielmehr in dem Geschäfte, zu neuen psychologischen Untersuchungen den Grund zu legen, fortfahren.

Nur eine Bemerkung, welche bei den eben angedeuteten Untersuchungen, und noch bei manchen andern in Betracht kommen wird, soll hier anhangsweise eine Stelle finden.

§. 93.

Mehrere Vorstellungen, die durch verschiedene Ursachen zur Schwelle gesunken waren, können entweder durch die Wirkung der Verschmelzungs- und Complicationshülfen, oder weil sie zugleich frei von einer Hemmung werden, gleichzeitig wieder ins Bewusstsein hervortreten. Man würde sich irren, wenn man die Hemmung, welche sie jetzo wider einander ausüben, nach den ersten Grundsätzen der Statik ermessen wollte. Dieselbe ist beträchtlich kleiner; denn die Hemmungssumme entsteht jetzt nur allmälig durch das Steigen der entgegengesetzten Vorstellungen, während sie bei solchen, die zugleich aus dem ungehemmten Zustande sinken, gleich Anfangs vollständig vorhanden ist, und ihre volle Wirkung äussert. Eine ganz kurze Berechnung für zwei Vorstellungen, die mit einander steigen, kann dies genugsam erläutern.

Dieselben seien a und b; was von ihnen hervorgetreten, heisse α und β; der Hemmungsgrad sei $= m$. So ist, wenn $a > b$, die Hemmungssumme nach Verlauf der Zeit t, oder S, $= m\beta$. Davon sinkt im Zeittheilchen dt der Theil $m\beta dt$; und dieser ist zu zerlegen in $\frac{bm\beta dt}{a+b}$, welches von a, und in $\frac{am\beta dt}{a+b}$, welches von b gehemmt wird. Nun würde ohne Hemmung das Steigen von b ausgedrückt durch $d\beta = (b - \beta)dt$; also mit der Hemmung

---

* Diese Untersuchungen mögen Andre fortsetzen. Sie können sehr wichtig werden in Hinsicht auf Alles, was sich mit zwischenfallenden Pausen im Gemüthe gleichmässig wiederholt; auf die Stösse erneuerter Anstrengung; desgleichen auf Hebung und Senkung in der Metrik und Musik.

Digitized by Google

$$\left(b - \beta - \frac{am\beta}{a+b}\right) dt = d\beta,$$

woraus $\beta = \frac{b}{\varkappa}\left(1 - e^{-\varkappa t}\right)$ wenn $\varkappa = 1 + \frac{am}{a+b}$.

Also β nähert sich der Grenze $\frac{b}{\varkappa}$. Es sei $m = 1$, $a = b$, so ist $\varkappa = 1 + \frac{1}{2}$, und b und a können zusammen steigen bis zu $\frac{2}{3}$ ihres Werths. Eben diese Vorstellungen, wenn sie aus dem ungehemmten Zustande mit einander sinken, müssen sich hemmen bis zur Hälfte ihres Werths. Der Unterschied, der sich hier zeigt, ist besonders merkwürdig wegen der innigern Verschmelzung, die aus dem gemeinschaftlichen Steigen hervorgehn muss. Man denke an den Werth häufiger Wiederholung beim Lernen, erneuerter Versuche im Forschen; und ganz besonders an den Unterschied der spätern und der frühern Jahre in Ansehung dessen, was oftmals wiederkehrend bearbeitet wird.

FÜNFTES CAPITEL.

Vom zeitlichen Entstehen der Vorstellungen.

§. 94.

Es mag scheinen, dass dieses Capitel hätte das erste dieses Abschnitts sein sollen; indem die Vorstellungen erst entstehen müssen, ehe sie da sein können. Aber es wird sich bald zeigen, wie schwierig die vorstehenden Untersuchungen ausgefallen wären, wenn wir in ihre Voraussetzungen den zeitlichen Ursprung der Vorstellungen aufgenommen hätten.

Der Gegenstand, den wir jetzt auffassen, gehört zunächst der allgemeinen Metaphysik. Man wolle zuvörderst das dritte Capitel des ersten Abschnitts wieder nachlesen; an dessen Ende der Satz vorkam, dass die Vorstellungen nichts anderes sind als Selbsterhaltungen der Seele in ihrem eignen Wesen; wobei denn die Mannigfaltigkeit der Vorstellungen von der Mannigfaltigkeit der Störungen herrührt, welchen die Seele in jeder Selbsterhaltung widersteht.

An den Begriff der Störung knüpft sich in der allgemeinen Metaphysik der Begriff des Zusammen; welches ein unvollkommenes sein kann, und alsdann Grade hat, die auf das vollkommene Zusammen wie Brüche auf die Einheit müssen bezogen werden.

Digitized by Google

Dem vollkommenen Zusammen entspricht die vollkommene Störung und die vollkommene Selbsterhaltung, — welche letztere hier eine Vorstellung im Maximum der Stärke sein würde, dergleichen sich in der Erfahrung nicht nachweisen lässt. Gleichwohl, indem die Grade des Zusammen auf Grade der Störung und auf Grade der Selbsterhaltung hindeuten, muss das Maximum der Stärke, die eine Vorstellung erhalten könnte, als die ideale Einheit angesehen werden, wovon jedes wirkliche Vorstellen ein Bruch ist.

Wie die Seele gestört, und dadurch zu Vorstellungen gebracht werde, ist nicht bloss eine einfache metaphysische, sondern zugleich eine höchst verwickelte physiologische Frage, über welche ich an diesem Orte gänzlich schweigen muss.

Hier aber bemerke man vorzüglich, *dass einmal gebildete Vorstellungen in der Seele bleiben* (sonst könnte, nach den obigen Untersuchungen, nimmermehr ein Selbstbewusstsein zu Stande kommen); *dass also, wenn eine gewisse Störung eine Zeitlang dauert, alsdann das in jedem Augenblick neu entstehende Vorstellen sich ansammelt,* demnach ein Integral ergiebt, wovon das augenblicklich erzeugte Vorstellen das Differential ist.

Dies Differential nun wäre constant, und sein Integral verhielte sich gerade wie die Zeit, wenn die augenblickliche Zunahme des Vorstellens sich immer gleich bliebe. Alsdann aber ginge das ganze Quantum des anzusammelnden Vorstellens ins Unendliche, so wie die Zeit.

Giebt es hingegen ein Maximum der möglichen Stärke für jede Vorstellung, so sieht man auf den ersten Blick, dass die augenblickliche Zunahme, oder jenes Differential, sich verhalten muss wie die Entfernung vom Maximum. Alsdann nämlich ist ursprünglich die Möglichkeit, eine solche Vorstellung zu erzeugen, eine endliche Grösse; und diese Möglichkeit nimmt um eben so viel ab, als wieviel das Quantum des schon erzeugten Vorstellens der nämlichen Art beträgt. Wir werden dieselbe mit dem Namen der *Empfänglichkeit* bezeichnen. Sie sei *ursprünglich* $=\varphi$; und folglich eine Constante; im Laufe der Zeit t werde erzeugt ein Quantum des Vorstellens $=z$, so beträgt am Ende von t die Empfänglichkeit noch $\varphi-z$. Ferner die Stärke der Störung sei $=\beta$, (hiebei denke man sich die Stärke, mit der ein sinnlicher Eindruck gegeben wird, also die Helligkeit einer Farbe, die Intensität eines Ge-

Digitized by Google

ruchs, eines Geschmacks, eines Tons;) auch bleibe β der Kürze wegen unverändert: so haben wir die Gleichung

$$\beta(\varphi - z)\,dt = dz$$

$$\text{woraus } z = \varphi(1 - e^{-\beta t})$$

In unendlicher Zeit wird $z = \varphi$, oder erreicht das fortdauernd anwachsende Vorstellen sein Maximum.

Ungeachtet der physiologischen Dunkelheiten der sinnlichen Wahrnehmung werden wir die eben gefundene Formel ferner zum Grunde legen. Sie enthält das einfachste Gesetz über den Anwachs eines gleichartigen Vorstellens während der Dauer einer sinnlichen Affection, was wir annehmen können, wenn wir nicht diesen Anwachs der Zeit proportional glauben wollen. Dem widerspricht aber, nicht bloss der allgemein-metaphysische Grundsatz, dass in jedem Wesen jede Selbsterhaltung, die aus dem vollkommenen Zusammen dieses Wesens mit einem andern Wesen hervorgeht, anzusehen ist als die Einheit und zugleich als das Maximum, wornach die minderen Selbsterhaltungen beim unvollkommnen Zusammen der nämlichen Wesen abzumessen sind: — sondern auch die Erfahrung; welcher gemäss, *erstlich* zwar jede Wahrnehmung eine kleine Zeit erfordert, wenn das durch sie gewonnene Vorstellen einen endlichen Grad von Stärke unter den übrigen Vorstellungen erlangen soll; aber auch *zweitens, eine Wahrnehmung, über eine gewisse mässige Zeit hinaus verlängert, keinen Gewinn für die dadurch entstandene Stärke des Vorstellens mehr spüren lässt.* Beides wird man durch die eben gefundene Formel ausgedrückt finden. — Man bemerke noch, dass aus derselben die Stärke des augenblicklichen Anwachses des Vorstellens, oder $\frac{dz}{dt} = \beta\varphi e^{-\beta t}$.

§. 95.

Aus dem Vorigen versteht sich von selbst, dass eine Vorstellung, die nicht gerade die erste ihrer Classe ist, für das vorstellende Wesen, schon andere entgegengesetzte im Bewusstsein antreffen wird; und dass sie von der Hemmung durch dieselben zu leiden hat, schon während der Zeit ihrer allmäligen Erzeugung. Dieses ergiebt die wichtige Folge, *dass die successiv erzeugten Elemente des Vorstellens nicht vollständig verschmelzen können; dass also die aus ihnen entspringende Total-*

Digitized by

kraft bei weitem nicht gleich kommt der ganzen Summe des Vorstellens.

Und hiemit haben wir nun den Gegenstand unsrer nächsten Untersuchung. Es fragt sich nämlich: wie gross ist am Ende der Zeit *t* der eigentliche Gewinn der Wahrnehmung, die aus den unendlich kleinen Elementen erwachsene endliche Stärke der gegebenen Vorstellung? — Um dieses zu beantworten, müssen wir vor Allem den Verlauf der Hemmung des Wahrgenommenen während der Wahrnehmung näher betrachten.

Zunächst ist die veränderliche Hemmungssumme zu bestimmen. Dieselbe sei $= r$, so nimmt sie im Zeittheilchen dt, wegen der wirklichen Hemmung ab um rdt. Sie nimmt aber auch zu um $\pi\beta\varphi e^{-\beta t}\,dt$, wenn π der Hemmungsgrad des Wahrgenommenen gegen die schon vorhandenen Vorstellungen. Denn $\beta\varphi e^{-\beta t}$ ist die Stärke des augenblicklichen Anwachsens (§. 94), und es ist kein Zweifel, dass die erst entstehende Vorstellung, welche, Anfangs wenigstens, die schwächste von allen ist, selbst mit in die Hemmungsumme eingehe; obgleich dieses weiterhin sich ändern kann. (Man vergleiche §. 52.) Demnach

$$dr = \pi\beta\varphi e^{-\beta t}\,dt - rdt$$

$$\text{woraus } r = \frac{\pi\beta\varphi}{1-\beta} e^{-\beta t} + Ce^{-t}.$$

Es können nun die früher im Bewusstsein vorhandenen Vorstellungen beim Anfange der Wahrnehmung von ihrem statischen Puncte um etwas entfernt sein;* alsdann ist für $t = 0$ nicht $r = 0$, sondern $r = S$, wo S den Rest bedeutet, der *von einer frühern Hemmungssumme* noch vorhanden ist. Folglich

$$S = \frac{\pi\beta\varphi}{1-\beta} + C$$

$$\text{und } r = \frac{\pi\beta\varphi}{1-\beta} \cdot e^{-\beta t} + \left(S - \frac{\pi\beta\varphi}{1-\beta}\right) e^{-t}$$

Nur für $\beta = 1$ ist $\frac{e^{-\beta t} - e^{-t}}{1-\beta} = \frac{0}{0}$, daher alsdann $r = \pi\beta\varphi te^{-t} + Se^{-t}$.

Das Hemmungsverhältniss ist ebenfalls veränderlich; und zwar, wenn man die Sache genau nehmen will, auf eine höchst verwickelte Weise. Denn erstlich: die frühern Vorstellungen, noch in gegenseitiger Hemmung begriffen, sind in einem Mit-

* Dieses ist genau genommen immer der Fall, weil niemals die Hemmungssummen ganz sinken. Vergl. §. 74.

Digitized by Google

telzustande angefangener und noch nicht vollendeter Verschmelzung. Vergl. §§. 68, 69 und 76.) Zweitens: diese Verschmelzung wird aufgehalten, und selbst vermindert, durch die hinzukommende Wahrnehmung, welche den Conflict vermehrt. Drittens: das Wahrgenommene ist eine veränderliche Kraft, die gegen die Hemmung einen veränderlichen Widerstand leistet.

Unsre Aufmerksamkeit ist jedoch hier nur auf den letzten Umstand gerichtet; daher wir jene beiden ganz ignoriren, welches um so eher erlaubt ist, weil statt der schon geschehenen Verschmelzung die vorhandenen Vorstellungen etwas grösser mögen gedacht werden; die während der Wahrnehmung noch zunehmende Verschmelzung aber kaum bedeutend sein kann, eben wegen des vermehrten Conflicts.

Bei nahe stehenden Vorstellungen hätten wir auch noch die Verschmelzung *vor* der Hemmung in Betracht zu ziehn (§. 72). Allein wir können grössere Hemmungsgrade voraussetzen, um auch diesen Umstand zu beseitigen.

Da wir nun bloss den veränderlichen Widerstand des Wahrgenommenen ins Auge fassen: so sei die Kraft, welche dasselbe dem Druck der Hemmungssumme entgegengesetzt, vorläufig $=x$; alsdann lässt sich der Bruch, welcher das von dem Wahrgenommenen zu hemmende Quotum bezeichnet durch $\frac{`c}{cx + `c}$ ausdrücken, wenn c und $`c$ ein paar Constanten sind, die man aus den frühern Vorstellungen und den zugehörigen Hemmungsgraden herleiten muss. (Man vergleiche §. 54, und daselbst für drei Vorstellungen die Formel, welche das Gehemmte der schwächsten Vorstellung anzeigt. Dieses ist $= \frac{ab\theta S}{bc\iota + ac\eta + ab\theta}$, das dortige $ab\theta$ heisse hier $`c$, das dortige $b\iota + a\eta$, womit die schwächte Vorstellung, dort c, hier x, multiplicirt ist, — wird jetzo durch c bezeichnet.)

Nun aber tritt die grösste Schwierigkeit hervor. Was soll x sein? Es wäre $=z$ oder $=q(1-e^{-\beta t})$, wenn am Ende der Zeit t alles während derselben Gegebene als eine Gesammtkraft wirken, und sich der Hemmung widersetzen könnte. Aber die Hemmung hat vom Anfang an das Wahrgenommene verdunkelt; sie hat nur eine mangelhafte Verschmelzung des später mit dem früher Gegebenen gestattet. Hätte sie jedes Element des Vorstellens, so wie es erzeugt war, auch vollständig

Digitized by Google

auf die Schwelle des Bewusstseins niederdrücken können, so wäre gar kein Widerstand vorhanden, denn die Summe aller vereinzelten, unendlich kleinen Elemente, vermag gar nichts wider die vorhandenen endlichen Kräfte. Irgend etwas von Totalkräften muss durch Verschmelzung jener Elemente gebildet worden sein. Aber wiederum nicht Eine Totalkraft; denn auch was schon verschmolzen war zu einer endlichen Grösse, das musste dennoch fortdauernd sinken, wenn schon während des Sinkens noch in stets vermindertem Grade verschmelzend mit dem Nachfolgenden.

Wir nehmen hier zu Grenzbestimmungen unsere Zuflucht. Nämlich x ist kleiner als z, aber grösser als $z-Z$, wenn Z das Gehemmte vom Wahrgenommenen am Ende der Zeit t bedeutet. Es wäre $x=z-Z$, wenn bloss $z-Z$ verschmolzen wäre, und eine Totalkraft gebildet hätte. Wegen der vor Ablauf der Zeit t schon zu Stande gekommenen, aber unter sich nicht vollkommen vereinigten endlichen Kräfte, die einen eben so unvollkommen concentrirten Widerstand gegen die Hemmung leisten, muss x etwas grösser sein, denn es soll sie alle repräsentiren. Indessen ist offenbar die Voraussetzung $x=z-Z$ weniger unrichtig als $x=z$.

Nun würde die letztere Annahme geben:

$$\frac{'cvdt}{cz+'c}=dZ$$

hingegen die erstere giebt

$$\frac{'cvdt}{c(z-Z)+'c}=dZ$$

das heisst

$$'cvdt=czdZ-cZdZ+'cdZ$$

Nun lässt sich zwar $\frac{'cvdt}{cz+'c}=dZ$ am leichtesten integriren; allein bei der minder richtigen Annahme wollen wir uns hier gar nicht aufhalten. *

Die Differentialgleichung könnte Glied für Glied integrirt

* Schon im dritten Heft des Königsberger Archiv für Philosophie u. s. w. habe ich die gegenwärtige Aufgabe behandelt, und dort die Rechnungen ausführlicher als hier dargestellt, auch einige Erörterungen und Folgerungen umständlicher entwickelt;[1] indessen wolle man lieber die neue Bearbeitung in der Abhandlung: *de attentionis mensura*, vergleichen.

[1] Vgl. die Abhandl. *über die Stärke einer Vorstellung als Function ihrer Dauer.*

Digitized by Google

werden, wenn nicht $czdZ$ bei gehöriger Substitution sich verwandelte in $c\varphi dZ - c\varphi e^{-\beta t}dZ$, in welchem letztern Gliede die veränderlichen Grössen vermengt sind.

Verlangt man keine grosse Genauigkeit (dergleichen die Rechnung ihrer ganzen Anlage nach nicht zulässt), so kann man in $c\varphi e^{-\beta t}dZ$ anstatt dZ setzen $\frac{{}^{\backprime}c v dt}{cz + {}^{\backprime}c}$.

Folgendes ist alsdann der Gang der Rechnung.

Erstlich muss man $c\varphi e^{-\beta t} \cdot \frac{{}^{\backprime}c v dt}{cz + {}^{\backprime}c}$ integriren. Durch Substitution der Werthe für v und z entsteht hieraus

$$c\varphi \cdot \frac{{}^{\backprime}c\pi\beta\varphi}{1-\beta} \cdot \frac{e^{-2\beta t}\,dt}{c\varphi(1-e^{-\beta t}) + {}^{\backprime}c} + c\varphi \cdot \frac{{}^{\backprime}c\left(S - \frac{\pi\beta\varphi}{1-\beta}\right) e^{-(1+\beta)t}\,dt}{c\varphi(1-e^{-\beta t}) + {}^{\backprime}c}$$

Es sei $e^{-\beta t} = x$, woraus $dt = \frac{-dx}{\beta x}$; so folgt

$$\frac{e^{-2\beta t}\,dt}{{}^{\backprime}c - c\varphi e^{-\beta t}} = \frac{-xdx}{\beta[(c\varphi + {}^{\backprime}c) - c\varphi x]}$$

$$= \frac{-xdx}{\beta \cdot (c\varphi + {}^{\backprime}c)(1-rx)}, \text{ wenn } r = \frac{c\varphi}{c\varphi + {}^{\backprime}c}.$$

Das Integral, so genommen, dass es für $t=0$ verschwinde, ist

$$\frac{1}{\beta \cdot (c\varphi + {}^{\backprime}c)} \cdot \left(\frac{x-1}{r} + \frac{1}{r^2} \log. \frac{rx-1}{r-1}\right)$$

$$\text{ferner } \frac{e^{-(1+\beta)t}\,dt}{c\varphi(1-e^{-\beta t}) + {}^{\backprime}c} = \frac{-x^{\frac{1}{\beta}}\,dx}{\beta \cdot (c\varphi + {}^{\backprime}c)(1-rx)}.$$

Hier muss für β ein Werth in Zahlen angenommen werden. Es sei $\beta = \frac{1}{2}$. So wird das Integral

$$\frac{2}{c\varphi + {}^{\backprime}c} \cdot \left[\frac{x^2-1}{2r} + \frac{x-1}{r^2} + \frac{1}{r^3} \log. \frac{rx-1}{r-1}\right].$$

Nach dieser Vorbereitung nehme man die ganze vorgegebene Differentialgleichung. Sie ist

$$\frac{{}^{\backprime}c\pi\beta\varphi}{1-\beta} e^{-\beta t}\,dt + {}^{\backprime}c\left(S - \frac{\pi\beta\varphi}{1-\beta}\right) e^{-t}\,dt =$$
$$(c\varphi + {}^{\backprime}c)\,dZ - c\varphi e^{-\beta t}\,dZ - cZdZ$$

Da nun $\int \beta e^{-\beta t}\,dt = 1-x$, und $\int e^{-t}\,dt = 1-x^2$, (das letztere wegen $\beta = \frac{1}{2}$); so kommt

$$(c\varphi + {}^{\backprime}c)Z - \tfrac{1}{2}cZ^2 =$$
$$2\,{}^{\backprime}c\pi\varphi(1-x) + {}^{\backprime}c(S-\pi\varphi)(1-x^2)$$
$$+ 2\,{}^{\backprime}c\pi\varphi\left[(x-1) + \frac{1}{r}\log.\frac{rx-1}{r-1}\right]$$
$$+ 2\,{}^{\backprime}c(S-\pi\varphi).\left[\frac{x^2-1}{2} + \frac{x-1}{r} + \frac{1}{r^2}\log.\frac{rx-1}{r-1}\right]$$

oder nach Weglassung dessen was sich aufhebt:

Digitized by Google

$$(c\varphi + {}'c)\, Z - \tfrac{1}{2}\, cZ^2 =$$
$$\frac{2\,'c}{r} \cdot \left[\left(\pi\varphi + \frac{S-\pi\varphi}{r}\right) log. \frac{1-rx}{1-r} - (S-\pi\varphi)(1-x)\right].$$

Um Beispiele zu berechnen, setzen wir zuvörderst $\varphi = 10$ (obgleich eigentlich φ als Einheit zu betrachten, die aber durch ihren zehnten Theil gemessen werden mag), auch sei $c = 10$, $'c = 25$ (welche Zahlen man unter andern erhalten kann, wenn man ein paar frühere Vorstellungen a und b, jede $= 5$, und alle Hemmungsgrade gleich annimmt), endlich $S = 1$, $\pi = 1$; so wird $c\varphi + {}'c = 125$; $\frac{1}{2}\, c = 5$; $r = \frac{4}{5}$; $\frac{2\,'c}{r} = 62{,}5$; $S - \pi\varphi = -9$; $\pi\varphi + \frac{S-\pi\varphi}{r} = -1{,}25$; $\frac{1-rx}{1-r} = 5 - 4x$; endlich $\frac{c\varphi}{'c} = 4$, und $log.\ nat.\ 4 = 1{,}38629\ldots$ Demnach wird die Formel:

$$Z^2 - 25\, Z = 12{,}5\, [1{,}25\, log.\, (5 - 4x) - 9\, (1 - x)].$$

Man sieht sogleich, dass für $t = \infty$, Z einen endlichen, sehr mässigen Werth erlangt. Derselbe ist $= 4{,}199\ldots$ Aber diesem Werthe nähert sich Z sehr bald. Schon für $t = 3$ ist $Z = 2{,}964\ldots$ Für $t = \frac{1}{10}$ findet sich $Z = 0{,}1085$.

In der ersten der oben angeführten Abhandlungen habe ich aus der Differentialgleichung, ohne $dZ = \frac{'cvdt}{cz + 'c}$ in dieselbe zu setzen, auf eine hievon ganz verschiedene, sehr mühsame Weise, ein kleines Täfelchen berechnet, worin die zusammen gehörigen Werthe von z, Z, und $z - Z$ sich bei einander finden. Es ist folgendes:

	$\beta = \frac{1}{4}$, $S = 3.125$, $\pi = 0{,}78125$	$\beta = \frac{1}{2}$, $S = 0$, $\pi = 0.78125$	$\beta = \frac{1}{2}$, $S = 1$, $\pi = 1$	$\beta = 1$, $S = 3{,}125$, $\pi = 0.78125$
$t = \frac{1}{2}$	$z = 2.2119$ $Z = 1{,}3824$	$z = 2{,}212$ $Z = 0{,}253$	$z = 2{,}212$ $Z = 0.652$	$z = 3.93$ $Z = 1.24$
	0,8295	1,959	1,560	2,69
$t = 1$	$z = 3{,}9347$ $Z = 2{,}4592$	$z = 3{,}935$ $Z = 0{,}671$	$z = 3.935$ $Z = 1.330$	$z = 6.32$ $Z = 2{,}12$
	1,4755	3,264	2,605	4,20
$t = 2$	$z = 6{,}3211$ $Z = 3{,}9507$	$z = 6.321$ $Z = 1{,}390$	$z = 6{,}321$ $Z = 2.530$	$z = 8{,}65$ $Z = 3.21$
	2.3704	4.931	3,791	5,44
$t = 3$	$z = 7{,}7686$ $Z = 4{,}8554$	$z = 7{,}77$ $Z = 1.89$	$z = 777$ $Z = 3.33$	$z = 9{,}50$ $Z = 3.71$
	2,9132	5,88	4,44	5,79
$t = 4$	$z = 8{,}6466$ $Z = 5.4041$	$z = 8{,}65$ $Z = 2.20$	$z = 8{,}65$ $Z = 3{,}84$	$z = 9{,}81$ $Z = 3.92$
	3,2425	6,45	4,81	5,89
⋮	⋮	⋮	⋮	⋮
$t = \infty$	$z = 10$ $Z = 6{,}25$	$z = 10$ $Z = 2{,}7$	$z = 10$ $Z = 4{,}64$	$z = 10$ $Z = 4{,}1$
	3,75	7,3	5,36	5,9

Zu diesem Täfelchen, welches unter den oben erwähnten Grenzbestimmungen diejenige ergiebt, die der Wahrheit am nächsten kommt, gehört noch folgendes minder vollständige, zur Andeutung der andern Grenze aus $dZ = \frac{{}'c\,r\,dt}{cz + {}'c}$.

	$\beta = \frac{1}{2}$ $S = 3{,}125$ $\pi = 0{,}78125$	$\beta = \frac{1}{2}$ $S = 0$ $\pi = 0{,}78125$	$\beta = \frac{1}{2}$ $S = 1$ $\pi = 1$	$\beta = 1$ $S = 3{,}125$ $\pi = 0{,}78125$
$t = \frac{1}{2}$	$Z = 1{,}138$	$Z = 0{,}244$	$Z = 0{,}599$	$Z = 1{,}066$
$t = 1$	$Z = 1{,}845$	$Z = 0{,}614$	$Z = 1{,}180$	$Z = 1{,}756$
⋮	⋮	⋮	⋮	⋮
$t = 4$	$Z = 3{,}486$	$Z = 1{,}918$	$Z = 2{,}957$	$Z = 3{,}177$
⋮	⋮	⋮	⋮	⋮
$t = \infty$	$Z = 3{,}915$	$Z = 2{,}334$	$Z = 3{,}494$	$Z = 3{,}333$

Vergleicht man mit beiden Täfelchen die vorhin gefundenen Werthe von Z: so sieht man, dass dieselben zwischen den Grenzen liegen; wie natürlich, indem bei der hier gebrauchten Methode beide Grenzen, vermöge der gemachten Substitution, $dZ = \frac{{}'c\,r\,dt}{cz + {}'c}$, gewissermaassen vermischt worden.

Diese Methode giebt also wahrscheinliche Werthe; nur ohne Bestimmung, wie weit man fehlen könne. In Hinsicht der letztern, und überhaupt wegen der sorgfältigern Behandlung dieses Gegenstandes, beziehe ich mich auf die angeführte Abhandlung.

§. 96.

Man kann fordern, die Grösse β solle veränderlich sein, d. h. die Wahrnehmung solle an Stärke zu oder abnehmen. Nur kurz wollen wir diesen Gegenstand hier berühren.

In der Gleichung $\beta(q - z)dt = dz$ (man sehe §. 94), sei $\beta = ft$, eine Function der Zeit; so kommt

$$dz + zftdt = qftdt$$

$$\text{woraus } z = e^{-\int ftdt} \, . \, (\int e^{\int ftdt} qftdt + C)$$

Nun kann man überlegen, welche Form man der Function von t geben wolle, damit nicht schon diese erste Integration erschwert werde.

Es sei $ft = \frac{p}{m + nt}$, welcher Form man durch Abänderung der Werthe von p, m, n, mannigfaltige Bedeutungen geben kann. (Die Buchstaben p, m, n, haben hier nicht mehr die

Digitized by Google

Bedeutung, wie im vorhergehenden §.)

So ist $\int ft p t = \frac{p}{n} \log. (m + nt)$ und

$e^{\int ft dt} = (m + nt)^{\frac{p}{n}}$; ferner $\varphi \int e^{\int ft dt} ft dt = \varphi (m + nt)^{\frac{p}{n}}$,

daher $z = (m + nt)^{-\frac{p}{n}} \cdot \left(\varphi (m + nt)^{\frac{p}{n}} + C\right)$

$$= \varphi + C (m + nt)^{-\frac{p}{n}}$$

oder endlich, damit $z = 0$ für $t = 0$,

$$z = \varphi \left(1 - m^{\frac{p}{n}} \cdot (m + nt)^{-\frac{p}{n}}\right)$$

für $p = n$ wird hieraus $z = \varphi \cdot \frac{nt}{m + nt}$

für $p = 2n$ wird $z = \varphi \cdot \frac{2mnt + n^2 t^2}{(m + nt)^2}$, u. s. w.

Wird $t = \infty$, so ist $\beta = \frac{p}{n \infty}$, und z gelangt zu seiner Grenze $= \varphi$. *Das Gesetz der abnehmenden Empfänglichkeit bewirkt, dass bei verminderter sowohl als bei gleichbleibender Stärke der Wahrnehmung in unendlicher Zeit doch einerlei Quantum des Wahrgenommenen herauskommt.*

Soll aber die Stärke der Wahrnehmung wachsen: so muss n negativ sein. Alsdann gilt die Formel $\beta = \frac{p}{m + nt}$ nur bis $m = -nt$, oder bis $t = -\frac{m}{n}$, wofür β unendlich wird. Es kann aber m gross genug genommen werden, damit diese Zeit sich erstrecke so weit man will.

Setzt man nun $p = -n$, so wird $z = \frac{\varphi p t}{m}$. Für $t = -\frac{m}{n} = \frac{m}{p}$ ist wiederum $z = \varphi$. Zugleich ist $dz = \frac{\varphi p}{m} dt$. Demnach: unter der jetzigen Voraussetzung erreicht z seine Grenze in einer endlichen Zeit, und sein Differential ist constant. Wir haben also hier auch rückwärts *dasjenige Gesetz der anwachsenden Stärke der Wahrnehmung* gefunden, *vermöge dessen, ungeachtet der abnehmenden Empfänglichkeit, das Quantum des Wahrgenommenen der Zeit proportional bleibt.*

Erneuern wir nun die obige Frage nach dem Verlauf der Hemmung des Wahrgenommenen während der Wahrnehmung: so ist allgemein

$$dv = \pi p \varphi m^{\frac{p}{n}} (m + nt)^{-\left(\frac{p}{n} + 1\right)} dt - v dt$$

$$v = e^{-t} \left(\int e^t \cdot \pi p \varphi m^{\frac{p}{n}} (m + nt)^{-\left(\frac{p}{n} + 1\right)} dt + C\right)$$

Digitized by Google

Man setze $\frac{p}{n}+1=\varrho$, so kommt es nun darauf an, $e^t(m+nt)^{-\varrho}\,dt$ zu integriren. Zur Umformung sei $e^t=x$, so bekommt das Differential diese Gestalt: $\frac{dx}{(m+n\,log.\,x)^\varrho}$.

Es ist $d.\frac{x}{(m+nlx)^\alpha}=\frac{dx}{(m+nlx)^\alpha}-\frac{\alpha n dx}{(m+nlx)^{\alpha+1}}$ folglich

$$\int\frac{dx}{(m+nlx)^{\alpha+1}}=-\frac{1}{\alpha n}\cdot\frac{x}{(m+nlx)^\alpha}+\frac{1}{\alpha n}\int\frac{dx}{(m+nlx)^\alpha}$$

Hieraus kann eine Reductionsformel gebildet werden, die bis $\alpha=1$ herabläuft. Und

$$\int\frac{dx}{m+nlx}=\frac{1}{n}e^{-\frac{m}{n}}.\,li.\,e^{\frac{m}{n}+t}$$

Hier bedeutet *li* so viel als *Integrallogarithmus;** und es ist $li.\,x=\int\frac{dx}{lx}$. Die eben angegebene Formel findet man auf folgende Weise: Es ist

$$\int\frac{dx}{m+nlx}=\int\frac{e^t\,dt}{m+nt}=\frac{1}{n}\int\frac{e^t\,dt}{\frac{m}{n}+t};$$ und es ist zugleich

$$d.\,li.\,e^{\frac{m}{n}+t}=\frac{e^{\frac{m}{n}+t}\,dt}{\frac{m}{n}+t}=e^{\frac{m}{n}}\cdot\frac{e^t\,dt}{\frac{m}{n}+t}$$

Doch genug, um ermessen zu lassen, in welche Schwierigkeiten sich die Berechnung von Z und $z-Z$ für abnehmende Stärke der Wahrnehmung verwickeln würde. Hingegen der oben bemerkte Fall der zunehmenden Stärke, wo $z=\frac{qpt}{m}$, ist leichter zu behandeln. Für diesen ist

$$dr=\frac{\pi qp}{m}\,dt-rdt,$$

$$r=\frac{\pi qp}{m}(1-e^{-t})+Se^{-t}$$

Um nun der Differentialgleichung $crdt=czdZ-cZdZ+cdZ$ einen bequemen und wahrscheinlichen Ausdruck abzugewinnen, setzen wir, wie vorhin, in $czdZ$ wiederum $dZ=\frac{crdt}{cz+c}$; und suchen zuerst $\int czdZ$.

* Von den Integrallogarithmen sehe man *Soldners theorie et tables d'une nouvelle fonction transcendante, à Munic*, 1809; und Herrn Professor *Bessels* Aufsatz im ersten Stück des Königsberger Archiv's für Naturwissenschaft und Mathematik.

Es ist $\frac{cz\,.\,{}'cvdt}{cz + {}'c} = \frac{c'c\varphi pt\left(\frac{\pi\varphi p}{m} + \left(S - \frac{\pi\varphi p}{m}\right)e^{-t}\right)dt}{m\left(\frac{c\varphi pt}{m} + {}'c\right)}$

wovon das erste Glied $\frac{c'c\pi\varphi^2 p^2 tdt}{m(c\varphi pt + m'c)}$ leicht zu integriren ist. Denn $\int\frac{\lambda tdt}{\mu t + \nu} = \lambda\left[\frac{t}{\mu} + \frac{\nu}{\mu^2}\,log.\,\frac{\nu}{\mu t + \nu}\right]$, welches $= 0$ für $t = 0$. Mehr Mühe macht das zweite Glied $\frac{c'c\varphi p\left(S - \frac{\pi\varphi p}{m}\right)e^{-t}tdt}{c\varphi pt + m'c}$. Denn die Form $\frac{te^{-t}dt}{\varepsilon t + \eta}$ führt auf Integrallogarithmen.

Nämlich anstatt $\frac{te^{-t}dt}{\varepsilon t + \eta}$ schreibe man zuvörderst $\frac{1}{\varepsilon}\,.\,\frac{te^{-t}dt}{t + \frac{\eta}{\varepsilon}}$. Nun ist ferner

$$d\,.\,t\;li\,.\,e^{-\left(t + \frac{\eta}{\varepsilon}\right)} = dt\;li\,.\,e^{-\left(t + \frac{\eta}{\varepsilon}\right)} + e^{-\frac{\eta}{\varepsilon}}\,.\,\frac{te^{-t}dt}{t + \frac{\eta}{\varepsilon}},\text{ also}$$

$$\int\frac{te^{-t}dt}{t + \frac{\eta}{\varepsilon}} = e^{\frac{\eta}{\varepsilon}}\,.\left[t\;li\,.\,e^{-\left(t + \frac{\eta}{\varepsilon}\right)} - \int dt\;li\,.\,e^{-\left(t + \frac{\eta}{\varepsilon}\right)}\right]$$

Die Exponentialgrösse $e^{-\left(t + \frac{\eta}{\varepsilon}\right)} = e^{-\left(t + \frac{m'c}{c\varphi p}\right)}$ ist äusserst klein, sobald man, um t nicht in zu enge Grenzen einzuschliessen, m einigermaassen gross nimmt (indem nach dem Obigen t höchstens $= \frac{m}{p}$). Aber die Integrallogarithmen ganz kleiner Grössen verstatten einen sehr bequemen abgekürzten Ausdruck. Es ist allgemein $li\,.\,x = \int\frac{dx}{lx} = \frac{x}{lx} + \int\frac{dx}{(lx)^2}$; eine Auflösung, die man beliebig fortsetzen kann, und wobei für kleine x allemal das am Ende zurückbleibende Integral viel kleiner sein muss, als die entwickelten Glieder. (Man stelle sich, wie schon Herr *Soldner* erinnert, die Differentiale $\frac{dx}{lx}$, $\frac{dx}{(lx)^2}$, $\frac{dx}{(lx)^3}$, u. s. w. als Differentiale einer Fläche vor, welche bestimmt wird von den Ordinaten $\frac{1}{lx}$, $\frac{1}{(lx)^2}$, u. s. w., so ist offenbar die Fläche $\int\frac{dx}{lx}$ für ein kleines x eine sehr kleine negative Grösse; aber $\int\frac{dx}{(lx)^2}$ ist noch viel kleiner, und kommt neben $\frac{x}{lx}$ wenig oder gar nicht in Betracht.) Es sei nun $e^{-\left(t + \frac{\eta}{\varepsilon}\right)} = y$, daher $\frac{dy}{y} = -\,dt$, so ist $\int dt\;li\,.\,e^{-\left(t + \frac{\eta}{\varepsilon}\right)} = \int -\frac{dy}{y}\,li\,.\,y$. Setzen wir hier

Digitized by Google

abkürzend $li\,.\,y = \frac{y}{ly}$, so haben wir $\int -\frac{dy}{ly}$ oder $-li\,.\,y$; und dem zufolge

$$\int \frac{te^{-t}\,dt}{\varepsilon t + \eta} = \frac{e^{\frac{\eta}{\varepsilon}}}{\varepsilon} \,.\, (t+1)\; li\,.\,e^{-\left(t + \frac{\eta}{\varepsilon}\right)}$$

worin, wie bekannt, $\varepsilon = c\varphi p$, und $\eta = m{}'c$. Auch ist noch mit $c{}'c\varphi p \left(S - \frac{\pi\varphi p}{m}\right)$ zu multipliciren, um das zweite Glied von $\int czdZ$ zu haben.

Jetzt ist $\int {}'crdt$ zu bestimmen. Und es findet sich

$$\int {}'crdt = \frac{{}'c\pi\varphi p}{m}\,(t + e^{-t}) - {}'c\,Se^{-t}$$

Zusammen genommen ergiebt sich

$$\tfrac{1}{2}cZ^2 - {}'cZ = \begin{cases} {}'cS(e^{-t} - 1) - \frac{{}'c\pi\varphi p}{m}(t + e^{-t} - 1) \\ + \frac{c{}'c\pi\varphi^2 p^2}{m} \,.\, \left[\frac{t}{c\varphi p} + \frac{m{}'c}{c^2\varphi^2 p^2}\, log.\, \frac{m{}'c}{c\varphi pt + m{}'c}\right] \\ + {}'c\left(S - \frac{\pi\varphi p}{m}\right) \,.\, e^{\frac{m{}'c}{c\varphi p}}\left[(t+1)\,li\,.\,e^{-\left(t + \frac{m{}'c}{c\varphi p}\right)} - li\,.\,e^{-\frac{m{}'c}{c\varphi p}}\right] \end{cases}$$

Zum Gebrauche dieser Formel bedarf es zuvörderst einer Bemerkung über die Grösse S. Nämlich die Stärke der Wahrnehmung, oder $\beta = \frac{p}{m - pt}$, ist während des grössten Theils der Zeit sehr gering, wenn m gross ist gegen p. Allein im Anfange der Wahrnehmung, also für $t = 0$ ist das Gehemmte $= Sdt$; während das Wahrgenommene $= \beta\varphi dt$. Jenes darf nicht grösser sein als dieses, also S nicht $> \beta\varphi$. Soll daher das Wahrgenommene von Anfang an zum Theil verschmelzen, und eine endliche Grösse erlangen, so muss bei der jetzigen Untersuchung S entweder sehr klein, oder $= 0$ genommen werden. Der Kürze wegen geschehe hier das Letztere. Auch sei $p = 1$, und $m = c\varphi$; überdies werde bei den Integrallogarithmen die obige Abkürzung $li\,.\,y = \frac{y}{ly}$ angewendet; so können wir die Formel auf folgende Weise zusammenziehn:

$$Z^2 - \frac{2{}'c}{c} Z = \frac{2\pi{}'c}{c^2}\left[1 - e^{-t} + {}'c\, log.\, \frac{{}'c}{t + {}'c} + \frac{(t+1)\,e^{-t}}{t + {}'c} - \frac{1}{{}'c}\right]$$

Setzt man, wie oben, $\varphi = 10$, $c = 10$, ${}'c = 25$, $\pi = 1$; so findet sich zusammen:

für $t = 1$	für $t = 4$	für $t = 10$	für $t = 15$
$z = 0,1$	$z = 0,4$	$z = 1$	$z = 1,5$
$Z = 0,036$	$Z = 0,294$	$Z = 0,91$	$Z = 1,57$
0,064	0,106	0,09	−0,07

Digitized by Google

Offenbar ist der letztere Werth von Z unbrauchbar, denn das Gehemmte kann nicht grösser sein, als das Wahrgenommene. Aber er verräth, dass irgendwo der Rest des Wahrgenommenen ein Maximum hatte, und weiterhin $= 0$ wurde, ungeachtet die Summe der elementarischen Wahrnehmungen nicht bloss zunimmt, sondern sogar die Stärke der Wahrnehmung im Wachsen begriffen ist. Dies erklärt sich aus der vermehrten Spannung der entgegenwirkenden Vorstellungen. Rückwärts, aus der anfänglich äusserst geringen Spannung der letztern ist einzusehn, wie es überhaupt möglich war, dass bei den angenommenen Grössen noch irgend ein positives $z - Z$ herauskommen konnte. Der Annahme $c = 10$, $c = 25$, entsprechen ein paar gegenwirkende Vorstellungen a und b, jede $= 5$; aber die Stärke der Wahrnehmung, oder β, ist bei $t = 0$, nur $\frac{1}{100}$; bei $t = 15$ noch nicht mehr als $\frac{1}{85}$.*

§. 97.

Die Untersuchungen des zweiten und dritten Capitels beruheten auf der Voraussetzung, dass eine neue Vorstellung *plötzlich* zu den schon vorhandenen hinzutrete. Diese Voraussetzung *kann* der Wahrheit nahe kommen, da, wie wir jetzt sehen, bei etwas bedeutender Stärke der Wahrnehmung eine sehr geringe Zeit hinreicht, um eine mässig starke Vorstellung entstehen zu machen. (Man setze z. B. im §. 95, $\beta = 3$, oder gar $= 10$; und man wird sehen, wie wenig Zeit nöthig ist, damit sich eine Stärke des Vorstellens erzeuge, die den Beispielen des zweiten und dritten Capitels entsprechen könne. Es versteht sich, dass hier von *Verhältnissen* der neuen Vorstellung gegen die vorhandenen die Rede ist, da wir für das, was Wenig oder Viel sei, keinen andern Maasstab haben; was aber das Zeitmaass anlangt, so wird darüber erst im zweiten Theile etwas können gesagt werden, woraus zu erkennen ist, dass man sich die Zeiteinheit, im Vergleich mit unsern Minuten und Secunden, als eine nicht ganz kleine Grösse zu denken hat.)

Es kann aber auch begegnen, und begegnet meistens, dass eine schwächere Wahrnehmung erst durch längere Dauer eine Vorstellung zu ihrer Energie erhebt; und alsdann entsteht die

* Die Untersuchung dieses §. gebe ich unvollendet, wie sie ist; weil sie, ohne mir besonders wichtig zu sein, Andre veranlassen kann weiter zu gehn.

Digitized by Google

Frage, welche Abänderungen daraus für jene früher betrachteten Ereignisse entspringen?

Zuvörderst, dasjenige Sinken der schon vorhandenen Vorstellungen, welches die Hemmung des Wahrgenommenen begleiten muss, ist aus den vorhergehenden Formeln leicht zu berechnen. Die ganze Hemmungssumme war $= v$, das Gehemmte in jedem Augenblick $= vdt$; das Gehemmte am Ende der Zeit t ist $= \int vdt$; folglich $\int vdt - Z$ ist dasjenige, was von den früher vorhandenen Vorstellungen zusammengenommen gehemmt wird, und welches man nur nach den Hemmungsverhältnissen vertheilen muss, um das Sinken jeder einzelnen von diesen Vorstellungen zu bestimmen.

Ferner, hieraus ergiebt sich auch das Gesetz für eine, dem Wahrgenommenen gleichartige, ältere Vorstellung, die sich jetzo, da sie von der Hemmung frei wird, wieder ins Bewusstsein erhebt. Wir verweilen hiebei wenigstens in so fern, als nöthig ist, um den Anfang dieser Wiedererhebung kennen zu lernen, der sich nach §. 82 verhält wie das Quadrat der Zeit. Die dortige Formel $(x - y)\,dt = dy$ wird uns auch hier leiten; jedoch ohne Rücksicht auf die im §. 84 erwogene, schwer zu berechnende, aber ziemlich unbedeutend gefundene, Wirkung der Verschmelzungshülfe. Auch werde eine gleichförmig beharrende Stärke der Wahrnehmung vorausgesetzt, also die Rechnung an jene des §. 95 angeknüpft.

Hier nun würden wir auf jeden Fall die Formel für Z viel zu verwickelt finden, um sie in einen fernern Calcül einzuführen, böte sich nicht ein Abkürzungsmittel dar. Man habe nämlich eine Reihe berechneter Werthe von Z vor sich, etwa wie das Täfelchen jenes §. sie angiebt. Alsdann ist leicht zu erkennen, dass Z sich nahe durch z ausdrücken lässt, wenn man die Zeit t nicht zu gross nimmt; hier aber kommt es uns bloss auf den Anfang der Zeit an. Es sei $Z = C + {}'az + {}'bz^2$. So ist gewiss $C = 0$, denn Z und z sind zugleich $= 0$. Man braucht also nur ein paar berechnete Werthe von Z nebst den zugehörigen z, um hieraus die nöthigen Constanten $'a$ und $'b$ zu bestimmen, so wird die Formel sehr nahe auch die zwischenfallenden Werthe von Z aus den ohne Mühe zu findenden z herleiten helfen.

Dies vorausgesetzt, so ist nun $\int vdt - {}'az - {}'bz^2$ an die Stelle jenes x im §. 82 zu setzen, das die Entfernung desjenigen

Digitized by

Punctes, wohin y strebt, von der Schwelle des Bewusstseins, bezeichnete; indem y, das Hervortretende der älteren Vorstellung, sich gleichsam in dem Raume auszudehnen strebt, welcher frei wird durch das Zurückweichen der Kräfte, von denen es gehemmt war. Und so haben wir nun anstatt $(x-y)\,dt = dy$ folgende Gleichung:

$$\left(\int v\,dt - {}^{\backprime}az - {}^{\backprime}bz^2 - y\right) dt = dy$$

Zuerst folgt hieraus

$$y = e^{-t} \int e^t \left[\int v\,dt - {}^{\backprime}az - {}^{\backprime}bz^2\right] dt$$

Man nehme nun v aus §. 95; nämlich

$$v = \frac{\pi\beta\varphi}{1-\beta} e^{-\beta t} + \left(S - \frac{\pi\beta\varphi}{1-\beta}\right) e^{-t}$$

daher $\int v\,dt = \frac{\pi\varphi}{1-\beta}(1 - e^{-\beta t}) + \left(S - \frac{\pi\beta\varphi}{1-\beta}\right) . (1 - e^{-t})$

ferner $z = \varphi\,(1 - e^{-\beta t})$, also

$${}^{\backprime}az + {}^{\backprime}bz^2 = {}^{\backprime}a\varphi + {}^{\backprime}b\varphi^2 - ({}^{\backprime}a\varphi + 2\,{}^{\backprime}b\varphi^2)\, e^{-\beta t} + {}^{\backprime}b\varphi^2\, e^{-2\beta t}$$

Hieraus wird nach gehöriger Rechnung:

$$y = \left.\begin{array}{l} \frac{\pi\varphi}{1-\beta} \\ + S - \frac{\pi\beta\varphi}{1-\beta} \\ -({}^{\backprime}a\varphi + {}^{\backprime}b\varphi^2) \end{array}\right\} . (1 - e^{-t}) + \left.\begin{array}{l} -\frac{\pi\varphi}{(1-\beta)^2} \\ \frac{{}^{\backprime}a\varphi + 2\,{}^{\backprime}b\varphi^2}{1-\beta} \end{array}\right\} . (e^{-\beta t} - e^{-t})$$
$$- \frac{{}^{\backprime}b\varphi^2}{1-2\beta}(e^{-2\beta t} - e^{-t}) - \left(S - \frac{\pi\beta\varphi}{1-\beta}\right) te^{-t}$$

Es verlohnt sich, diesen Ausdruck in eine Reihe zu entwickeln, um zu sehen, wie die verschiedenen Potenzen von t mit ihren Coëfficienten nach einander bedeutend werden. Es ist

$(1 - e^{-t}) = t - \frac{1}{2}t^2 + \frac{1}{6}t^3 - \ldots$

$e^{-\beta t} - e^{-t} = (1-\beta)\,t - \frac{1}{2}(1-\beta^2)\,t^2 + \frac{1}{6}(1-\beta^3)\,t^3 - \ldots$

$e^{-2\beta t} - e^{-t} = (1-2\beta)\,t - \frac{1}{2}(1-4\beta^2)\,t^2 + \frac{1}{6}(1-8\beta^3)\,t^3 - \ldots$

$te^{-t} = t - t^2 + \frac{1}{2}t^3 - \ldots$

Man sieht nun sogleich, dass der Coëfficient von t bei gehöriger Zusammenfassung $=0$ wird. Um den zweiten Coëfficienten näher kennen zu lernen, muss man zu der Annahme: $Z = {}^{\backprime}az + {}^{\backprime}bz^2$ zurückgehn. Aus derselben ist $dZ = ({}^{\backprime}a + 2\,{}^{\backprime}bz)\,dz$, also für $t=0$ ist $dZ = {}^{\backprime}a\,dz$. Aber aus der Grundformel $\frac{{}^{\backprime}cv\,dt}{c\,(z-Z) + {}^{\backprime}c} = dZ$ ist für $t=0$, $dZ = v\,dt = S\,dt$, und ebenfalls für $t=0$ ist $dz = \beta\varphi\,dt$; daher $\frac{dZ}{dz} = {}^{\backprime}a = \frac{S}{\beta\varphi}$. Vermittelst dieser Substitution wird auch der zweite Coëfficient $=0$. Es heben sich unter einander alle Glieder desselben, welche S enthalten; ferner alle, welche π, und endlich alle, die ${}^{\backprime}b\varphi^2$ enthalten.

Digitized by Google

Erst der Coëfficient für t^3 bekommt einen realen Werth. Damit ist der merkwürdige Satz bewiesen, *dass die Bewegung der wieder hervortretenden Vorstellung sich Anfangs verhält wie der Cubus der Zeit;* so dass sie weniger scheinen muss *hervorzutreten,* als vielmehr *hervorzuspringen.*

Es ist übrigens sehr natürlich, dass durch eine fortdauernde Wahrnehmung, die ihr gleichartige ältere Vorstellung mehr hervorgeschnellt wird, als durch den Stoss, welchen eine plötzlich hinzukommende, dann gleich von der Hemmung ergriffene, neue Vorstellung auszuüben vermag. Aus dem Stosse erfolgt eine im ersten Zeittheilchen schnellere, aber nicht so sehr beschleunigte Bewegung (obgleich auch da noch eine Beschleunigung stattfindet, da wir oben sahen, dass die Bewegung sich Anfangs nach dem Quadrate der Zeit richtet). Die eben gefundene Erhebung der älteren Vorstellung, gemäss dem Cubus der Zeit, geht in den ersten Zeittheilchen langsamer, weil die hervorrufende Wahrnehmung sich nur allmälig bildet; jedoch bald um so geschwinder, weil jeder Augenblick die Begünstigung vermehrt, vermöge welcher die zuvor unterdrückte Kraft sich jetzo in einem freiern Raume ausbreitet.

SECHSTES CAPITEL.

Ueber Abnahme und Erneuerung der Empfänglichkeit.

§. 98.

Jedes Continuum möglicher Vorstellungen ist zugleich ein Continuum möglicher Selbsterhaltungen der Seele. Und zu solchen Vorstellungen, die unendlich nahe sind, gehören Selbsterhaltungen fast von völlig gleicher Art, deren eine also nur eine unendlich geringe Modification der andern ist. Etwas entfernteren Vorstellungen entsprechen minder gleichartige Selbsterhaltungen; doch nicht eher als beim vollen Gegensatz der Vorstellungen können völlig verschiedene Selbsterhaltungen stattfinden.

Um dieses gehörig zu verstehen, bedenke man, dass Selbsterhaltungen der Seele und Vorstellungen völlig Eins und dasselbe sind, nur in verschiedenen Beziehungen; ungefähr so wie Logarithmen und Potenz-Exponenten.

Durch das Wort *Vorstellungen* deuten wir zunächst auf das

Digitized by Google

Phänomen, sofern es sich im Bewusstsein antreffen lässt: hingegen der Ausdruck Selbsterhaltung der Seele bedeutet den realen Actus, der unmittelbar das Phänomen hervorbringt. Dieser reale Actus ist nicht Gegenstand des Bewusstseins, denn er ist die Thätigkeit selbst, welche das Bewusstsein möglich macht. So gehören Selbsterhaltung der Seele und Vorstellung zusammen wie *Thun* und *Geschehen*. —

Dies vorausgesetzt: so ist offenbar, dass die Abnahme der Empfänglichkeit, deren Gesetz im vorigen Capitel angegeben wurde, sich nicht bloss auf völlig gleichartige, sondern auch auf zum Theil ungleichartige Vorstellungen erstrecken muss. Eine Selbsterhaltung, sofern sie schon vollzogen ist, und fortdauernd geschieht, kann nicht noch einmal geschehn: darauf beruht die Abnahme der Empfänglichkeit. Folglich, *wenn eine Selbsterhaltung oder Vorstellung der andern zum Theil gleichartig ist, so wird durch die erste auch die Empfänglichkeit der andern zum Theil erschöpft.* Hieraus haben wir nun die nächsten Folgerungen zu ziehen.

Zwei Wahrnehmungen des nämlichen Continuums können entweder gleichzeitig stattfinden, oder einander nachfolgen.

Sind die gleichzeitigen zum Theil gleichartig (wie roth und violett, oder wie ein paar Töne der nämlichen Octave), so ist die Empfänglichkeit, die sie erschöpfen, zum Theil die nämliche. Man muss hier die Zerlegungen der Vorstellungen in Gleiches und Entgegengesetztes (nicht in der Wirklichkeit, sondern im Denken) wieder anwenden, die schon oben in den §§. 67, 71, 72 vorkamen. Sofern die Wahrnehmungen gleichartig sind, in so fern geschieht in beiden nur einerlei Selbsterhaltung, Anfangs mit verdoppelter Intensität; die aber nur um so schneller abnimmt, je stärker sie im ersten Beginnen war. Hingegen wiefern die Vorstellungen einander entgegen sind, in so fern liegt in den Selbsterhaltungen etwas Verschiedenartiges; dieses beginnt mit geringerer Intension, und die Abnahme der Empfänglichkeit kann in Hinsicht dessen nicht so schnell fortschreiten. Daraus folgt, erstlich, dass die Quantität des Vorstellens, gleichsam die Masse desselben, minder gross ausfällt, als sie sein würde, wenn jede ber beiden Vorstellungen besonders, und mit unversehrter Empfänglichkeit gebildet werden könnte. Zweitens, dass des Gleichartigen für beide zusammengenommen, verglichen mit dem Entgegengesetzten, verhältniss-

Digitized by Google

mässig weniger ist, als in der Summe beider sein sollte, wenn sie abgesondert entstanden wären. Drittens: nichts desto weniger sind beide Vorstellungen genau die nämlichen, die sie abgesondert sein würden. Denn des Gleichartigen entsteht während der gleichzeitigen Wahrnehmung beider Vorstellungen nur in so fern weniger, als es schon vorhanden ist; vorhanden als Gemeingut für beide Vorstellungen in der Einen Seele, und hinreichend vorhanden, damit beide Wahrnehmungen in ihrer eigenthümlichen Qualität fortdauern können.

Hier muss man zurückrufen, was schon im §. 72 bemerkt wurde. In den Rechnungen, welche sich auf das Verhältniss des Gleichartigen zum Gegensatze in ein paar Vorstellungen beziehn, kommt das Gleichartige nur als Eins in Betracht, wenn es schon in beiden Vorstellungen, und also zweimal vorhanden ist. Denn Gleichartigkeit ist nichts was einer Vorstellung allein zukäme: sie liegt bloss in dem Grade von Einerleiheit eines mannigfaltigen Thuns in der Seele. Eben darum auch ist es in dieser Hinsicht einerlei, ob eine der beiden Vorstellungen stärker oder schwächer sein möge: wovon sonst *auch* das Quantum des Gleichartigen, im Vergleich mit dem Entgegengesetzten, abhängen müsste.

Nur wenn von der Masse der Kraft die Rede ist, welche jene beiden, in gleichzeitiger Wahrnehmung entsprungenen Vorstellungen, einer andern Kraft im Bewusstsein entgegenzustellen haben, dann kommt es in Betracht, wie gross die Stärke sei, die ihnen beiden zusammen, als einer unzertrennlichen Einheit, angehören möge. Die Kraft wird, nach den eben aufgestellten Sätzen, grösser ausfallen, wenn die Vorstellungen weniger gleichartig sind. Allein es ist nicht ausser Acht zu lassen, dass die minder gleichartigen, also mehr entgegengesetzten, sich schon während der Wahrnehmung um so mehr hemmen, daher die Elemente der Wahrnehmung sich weniger zu Totalkräften vereinigen können. Dieser Umstand mag sich mit jenem ungefähr aufheben. Es könnte hierüber eine Rechnung angestellt werden, die den Berechnungen des vorigen Capitels analog sein würde, und die wir eben deshalb hier übergehen.

Eher mag es sich verlohnen, über *successive* Wahrnehmungen in Rechnungen einzutreten.

Die Wahrnehmung z' gehe voran der Wahrnehmung z''; ihr Hemmungsgrad sei $= 1 - \alpha$, damit wir den Grad der

Gleichartigkeit $=\alpha$ setzen können. Man denke sich $z''=u+\omega$, so, das u das Quantum des Gleichartigen, was die Vorstellung z'' enthalten wird, hingegen ω das Entgegengesetzte bedeute. So bieten sich folgende Gleichungen dar:

$$[\alpha(\varphi-z')-u]\,\beta dt=du;\quad[(1-\alpha)\varphi-\omega]\,\beta dt=d\omega$$

Nämlich die Empfänglichkeit φ zerfällt in die Theile $\alpha\varphi$ und $(1-\alpha)\varphi$, sofern z'' zerlegt wird nach α und $1-\alpha$; aber die Empfänglichkeit $\alpha\varphi$ ist vermindert um z', sofern darin Gleichartiges mit z'' liegt, d. h. um $\alpha z'$. Wie zuvor bedeutet hier β die Stärke der Wahrnehmung, die wir als beständig ansehn, daher β als eine Constante zu behandeln ist.

Aus den beiden Gleichungen ergiebt sich

$$u=\alpha(\varphi-z')(1-e^{-\beta t});\quad\omega=(1-\alpha)\varphi(1-e^{-\beta t})$$
$$u+\omega=z''=(\varphi-\alpha z')(1-e^{-\beta t})$$

welches letztere Resultat sich vorher sehn liess, da $z'=\varphi.(1-e^{-\beta t})$ nach §. 94.

Es folge weiter eine dritte Wahrnehmung $=z'''$, die wir in Gleichartiges und Entgegengesetztes auf doppelte Weise zerlegen müssen; sowohl im Vergleich mit z' als mit z''. Zur Erleichterung führen wir noch die Voraussetzung ein, dass alle drei Vorstellungen in der gleichen Linie liegen (wie in der Tonlinie), oder dass ihre Verschiedenheit bloss auf dem Mehr oder Minder des Gegensatzes beruhe. Alsdann lässt sich z''' *selbst* durch eine Linie darstellen, die man nur nicht für eine Darstellung des linearischen Continuums halten muss, von welchem z''' sowohl als z'' und z' nur einzelne Puncte sind.

γ | $1-\gamma$
${}'\alpha$ | $1-{}'\alpha$

Die ganze Linie bedeutet die Vorstellung z'''. Ihre Qualität sei in Rücksicht auf z' zu zerlegen in Gleichartiges $={}'\alpha$ und Entgegengesetztes $=1-{}'\alpha$; in Rücksicht auf z'' aber in Gleichartigen $=\gamma$ und Entgegengesetztes $=1-\gamma$. Das Gleichartige $=\gamma$ zerfällt in gemeinsam Gleichartiges $={}'\alpha$ und in besonderes Gleichartiges $\gamma-{}'\alpha$. Daher sind eigentlich drei Theile vorhanden, nämlich ${}'\alpha$, $\gamma-{}'\alpha$, und $1-\gamma$; auch ist $\gamma z''={}'\alpha z''+(\gamma-{}'\alpha)z''$. In Rücksicht auf den Theil ${}'\alpha$ ist nun an der Empfänglichkeit für z''' nicht nur durch z', sondern auch durch z'' etwas verloren gegangen; nämlich zusammengenommen ${}'\alpha z'+{}'\alpha z''$. In Rücksicht auf den Theil $\gamma-{}'\alpha$ ist nur verloren $(\gamma-{}'\alpha)z''$. In Rücksicht auf den dritten Theil $1-\gamma$ ist die

Digitized by

Empfänglichkeit noch unversehrt. Daher folgende drei Gleichungen, worin die drei *quantitativen* Theile von z, welche dem ${}^{\backprime}\alpha$, $\gamma - {}^{\backprime}\alpha$, und $1 - \gamma$ entsprechen, mit u, v, ω, bezeichnet sind:

$$[{}^{\backprime}\alpha(\varphi - z' - z'') - u]\,\beta dt = du;$$
$$[(\gamma - {}^{\backprime}\alpha)(\varphi - z'') - v]\,\beta dt = dv;$$
$$[(1 - \gamma)\varphi - \omega]\,\beta dt = d\omega.$$

Woraus nach der Integration $u + v + \omega$ oder

$$z''' = (\varphi - {}^{\backprime}\alpha z' - \gamma z'')(1 - e^{-\beta t})$$

Für eine vierte Wahrnehmung z'''' findet man

$$z'''' = (\varphi - {}^{\backprime\backprime}\alpha z' - {}^{\backprime}\gamma z'' - \delta z''')(1 - e^{-\beta t})$$

und so lässt sich die Reihe ohne Mühe fortsetzen.

Substituirt man die Werthe von z', z'', z''', und setzt für einen bestimmten Zeitabschnitt $(1 - e^{-\beta t}) = f$, so kommt

$$z' = \varphi f$$
$$z'' = \varphi(f - \alpha f^2)$$
$$z''' = \varphi(f - ({}^{\backprime}\alpha + \gamma)f^2 + \gamma\alpha f^3)$$
$$z'''' = \varphi(f - ({}^{\backprime\backprime}\alpha + {}^{\backprime}\gamma + \delta)f^2 + (\grave{\alpha}\dot{\gamma} + {}^{\backprime}\alpha\delta + \gamma\delta)f^3 - \alpha\gamma\delta f^4)$$

u. s. f.

§. 99.

Verwandt hiemit ist folgende mehr verwickelte Aufgabe: ***eine Wahrnehmung durchlaufe unabgesetzt und im gleichförmigen Zuge ein Continuum von Vorstellungen; es soll das ganze Quantum des hiedurch entstandenen Vorstellens gefunden werden.***

P ——————|——————|—————— Q
M R

Hier soll nun die Linie PQ nicht, gleich jener vorhin gebrauchten Linie, eine einzige Vorstellung, sondern das zu durchlaufende Continuum möglicher Vorstellungen bedeuten; und zwar das ganze Intervall zwischen zweien solchen Vorstellungen, die im vollen Gegensatze stehen. R sei fürs erste ein fester Punct an einer beliebigen Stelle. M dagegen ein Punct, der von P nach R hin vorrückt. Auch sei $PQ = A$, $MR = x$, $RQ = m$. T sei die Zeit, in welcher von der wandelbaren Wahrnehmung das ganze Intervall A durchlaufen wird. Während der veränderlichen Zeit t sei der Raum $PM = A - x - m$ durchlaufen. Wegen gleichförmiger Bewegung ist nun

$$t : T = (A - x - m) : A$$

$$x = A\left(1 - \frac{t}{T}\right) - m$$

In dem Zeittheilchen dt, während welches die fortrückende

Wahrnehmung sich im Puncte M befindet (d. h. diejenige Vorstellung hervorbringt, welche in dem ganzen Continuum die Stelle M einnimmt,) wird zugleich ein Quantum von R gegeben (nämlich von der Vorstellung, welcher die Stelle R zukommt). Denn R hat gegen M den Hemmungsgrad x, folglich mit ihm einen Grad der Gleichartigkeit $= 1 - x$; oder $A - x$, in so fern die Einheit der Gleichartigkeit denselben Ausdruck ihrer Grösse bekommt, wie die Einheit des Gegensatzes. Da dieses in allen Zeittheilchen statt gefunden, während welcher das von P ausgegangene Wahrnehmen bis zu der jetzigen Stelle gekommen ist: so giebt es ein Integral, welches ausdrückt, *wieviel von R schon vorher, als enthalten in den frühern, dem R zum Theil gleichartigen Vorstellungen, gegeben ist, ehe der veränderliche Punct M, oder, wenn man will, ehe der veste Punct R selbst, erreicht wird.* Dieses Integral zu bestimmen, ist eine nothwendige Vorbereitung zur Auflösung unserer Aufgabe.

Für bekannte Bedeutungen von φ, β, z, haben wir folgende Gleichung:

$$(\varphi - z)\,\beta\,(A - x)\,dt = dz$$

$$\text{oder } \beta\left(\frac{At}{T} + m\right) dt = \frac{dz}{\varphi - z}$$

$$\text{woraus } \tfrac{1}{2}\beta A\,\frac{t^2}{T} + \beta m t = log.\,\frac{\varphi}{\varphi - z}$$

$$\text{und } z = \varphi\left(1 - e^{-\left(\frac{1}{2}\beta A\frac{t^2}{T} + \beta m t\right)}\right)$$

Nun rücke der Punct M vor, bis er in R eintrifft; alsdann ist $t = (A - m)\frac{T}{A}$, und

$$z = \varphi\left(1 - e^{-\frac{\beta T}{2A}(A^2 - m^2)}\right)$$

So viel ist von derjenigen Vorstellung, die dem Puncte R entspricht, schon gegeben, ehe die fortrückende Wahrnehmung den Punct R selbst erreicht; um eben so viel ist also die Empfänglichkeit für diese Vorstellung schon im voraus erschöpft. Dies abgezogen von der ursprünglichen Empfänglichkeit, lässt nun die Bestimmung zurück: *wie viel an neuer Wahrnehmung eben in dem Augenblick erzeugt werden könne, da das wandelbare Wahrnehmen sich in dem Puncte R selbst befindet.* Es ist nämlich dieses $= \beta(\varphi - z)\,dt$, wo z in der so eben gefundenen Bedeutung genommen wird. Allein hier war z eine Constante; statt dessen muss es eine veränderliche Grösse werden, indem nun der Punct R als wandelbar, und damit auch m als verän-

Digitized by Google

derlich, und zwar als eine Function von t betrachtet wird. Denn nur dadurch werden wir das verlangte ganze Quantum des allmälig entstandenen Vorstellens finden, wenn wir dessen Differential, das was durch jede augenblickliche Wahrnehmung in jedem Puncte des Continuums gegeben wird, integriren. Daher muss jeder Punct durch R angedeutet sein können, indem R das ganze Continuum von P bis Q durchläuft.

Aus der Proportion $t : T = (A - m) : A$ folgt $m = A\left(1 - \frac{t}{T}\right)$; dadurch wird

$$\beta(\varphi - z)\, dt = \beta q e^{-\beta A\left(t - \frac{t^2}{2T}\right)} dt$$

Wir können hier A wiederum $= 1$ setzen; es war nur vorhin zu mehrerer Deutlichkeit besonders bezeichnet worden.

Die Integration scheint am leichtesten von Statten zu gehn, indem man $t - \frac{t^2}{2T} = \frac{1}{2} T(1 - u^2)$ setzt. Daraus wird $t = T(1 - u)$; $dt = -T du$, also das ganze Differential

$$= -T\beta q e^{-\frac{1}{2}T\beta\,.\,(1-u^2)} du = -T\beta q e^{-\frac{1}{2}T\beta}\,.\,e^{\frac{1}{2}T\beta u^2} du.$$

Die Form $e^{\lambda u^2} du$ lässt sich bequem durch Entwickelung in eine Reihe integriren, sobald λ, hier $\frac{1}{2} T\beta$, nicht zu gross genommen wird. Denn aus

$e^{\lambda u^2} = 1 + \lambda u^2 + \frac{1}{2}\lambda^2 u^4 + \frac{1}{6}\lambda^3 u^6 + \frac{1}{24}\lambda^4 u^8 + \ldots$ wird $\int e^{\lambda u^2} du = u + \frac{1}{3}\lambda u^3 + \frac{1}{10}\lambda^2 u^5 + \frac{1}{42}\lambda^3 u^7 + \frac{1}{216}\lambda^4 u^9 + \frac{1}{1320}\lambda^5 u^{11} \ldots + Const.$

Das Integral muss $= 0$ werden für $t = 0$; aber für $t = 0$ ist $u = 1$. Es sei $\beta = \frac{1}{2}$, $T = 4$, also $\lambda = 1$, so ist $Const. = -(1 + \frac{1}{3} + \frac{1}{10} + \frac{1}{42} + \ldots = 1{,}4626\ldots)$. Demnach das ganze Integral

$$= 7{,}3576\ldots \times (1{,}4626 - u - \tfrac{1}{3}u^3 - \tfrac{3}{10}u^5 - \tfrac{1}{42}u^7 \ldots)$$

wo $u = 1 - \frac{t}{T}$. Für $t = T$ aber ist $u = 0$, also das ganze Quantum des gewonnenen Vorstellens, vermöge einer Wahrnehmung, die während der Zeit $T = 4$ das Intervall voller Hemmung gleichförmig durchläuft, ist $= 10{,}761$. Dies Resultat bleibt das nämliche, so lange das Product $T\beta$ unverändert bleibt, z. B. für $\beta = 1$, $T = 2$. Zur Vergleichung sei $t = \frac{1}{2} T$, so kommt $6{,}5446$; mehr als die Hälfte, wie natürlich wegen der abnehmenden Empfänglichkeit, die in der zweiten Hälfte der Zeit nicht noch ein gleiches Quantum des Vorstellens hervorzubringen erlaubt. Noch halte man hiemit zusammen das erste Täfelchen des §. 95, wo für $\beta = \frac{1}{2}$, $z = 8{,}646\ldots$, wenn $t = 4$, und $z = 6{,}321\ldots$, wenn $t = 2$, oder $= \frac{1}{2} T$ nach unserer jetzigen Annahme, gefunden wird. Die jetzigen Werthe sind beidemal grösser, weil die Empfänglichkeit bei veränder-

Digitized by

licher Qualität der Wahrnehmung weniger leidet, als bei gleichbleibender.

So viel von der Abnahme der Empfänglichkeit. Da die Erfahrung dieselbe schon in einer minutenlangen Wahrnehmung deutlich genug spüren lässt, indem das Gemüth sich bald unbeschäftigt findet, und andre zurückgedrängte Vorstellungen sich wieder erheben, zum Zeichen, *dass die zurückdrängende Kraft nicht mehr wächst;* so dürfen wir die noch unbestimmt gebliebene *Zeiteinheit* gar nicht für besonders gross nach unserem Zeitmaasse halten; und daraus entsteht denn die wichtige Frage, ob die einmal erschöpfte Empfänglichkeit immer so schwach bleibe, oder ob es für sie eine Erneuerung gebe? Und wie eine solche sich denken lasse?

Dass die Empfänglichkeit sich erneuere, muss man schon der Erfahrung gemäss höchst wahrscheinlich finden. Wenige Stunden, vollends Tage, müssten nach den bisherigen Betrachtungen die ursprüngliche Empfänglichkeit zwar nicht im strengsten Sinne *ganz* erschöpfen (hievon lehren die Formeln das Gegentheil), aber doch sie auf einen äusserst kleinen, mit ihrer ursprünglichen Stärke kaum vergleichbaren, Bruch herabbringen, der selbst noch immer abnimmt, und bald wiederum mit seiner eignen früheren Grösse fast nicht zu vergleichen ist. Dies auf die menschliche Lebensdauer angewendet, so müsste die erste kindliche Empfänglichkeit schnell verschwinden, bis auf beinahe Nichts, der Empfänglichkeit reifer Jahre aber müsste man eine undenkbare Kleinheit beilegen, — wenn sie ein für allemal verbraucht wäre.

Allein auch *wie* die Empfänglichkeit sich erneuere, lässt sich begreifen und näher bestimmen, sobald man sich nur hütet, die metaphysischen Gründe ihrer Abnahme nicht über die gehörigen Schranken auszudehnen. Jede Selbsterhaltung der Seele, also jede Vorstellung, hat ein Aeusserstes, bei welchem sie vollbracht sein würde, wenn sie es erreichte. Sie kann nur wachsen, wiefern sie zu diesem Aeussersten noch nicht gelangt ist. Die Empfänglichkeit nimmt ab, in wiefern das, was durch die Wahrnehmung in der Seele geschehen soll, schon geschehen ist. — Rückwärts also, *die Empfänglichkeit nimmt nicht ab, in wiefern das, was geschehen soll, eben jetzt noch nicht geschieht.*

Hieraus könnte man schliessen, die Empfänglichkeit erneuere sich schon dadurch, dass die in früherer Wahrnehmung gebil-

Digitized by Google

deten Vorstellungen *gehemmt* werden; welches doch, ohne nähere Bestimmung ausgesprochen, zu viel geschlossen wäre. Denn so lange jene Vorstellungen nur zum Theil gehemmt, so lange sie noch in einer fortgehenden Hemmung begriffen sind, eben so lange wirken sie noch im Bewusstsein, und es richten sich nach ihnen die Zustände der übrigen Vorstellungen. Allein, wenn sich eine Vorstellung auf der *statischen* Schwelle befindet, alsdann ist, wie wir längst wissen, alles was im Bewusstsein vorgeht, von ihrem Einflusse unabhängig. Ja sogar in dem Augenblicke, wo sie die Schwelle erreicht, tritt ein neues Bewegungsgesetz für die noch im Bewusstsein vorhandenen Vorstellungen ein, welches der Ausdruck und Erfolg dieser Unabhängigkeit ist (§. 75). Nun strebt zwar die Seele fortdauernd, auch diese Art der Selbsterhaltung, oder diese Vorstellung, wieder herzustellen. Allein sie ist in diesem Streben völlig gebunden; ja dieses Streben ist eine isolirte Modification der Seele, indem es die wirkliche Thätigkeit, die Zustände des Bewusstseins, nicht im mindesten abzuändern und nach sich zu gestalten vermag. Also ist hier wirklich der Fall, wo die Empfänglichkeit nicht vermindert sein kann. Die frühere Vorstellung befindet sich nicht unter den *wirklichen* Thätigkeiten der Seele, weder unmittelbar als Vorstellung, noch mittelbar durch ihre Einwirkung auf die Zustände des Bewusstseins. Vielleicht noch einleuchtender wird dies durch die Vergleichung mit Vorstellungen auf der mechanischen Schwelle (§. 79). Diese sind ebenfalls aus dem Bewusstsein verschwunden, aber nur um so vollständiger ist auch die Spannung, mit der sie dasjenige bestimmen helfen, was im Bewusstsein vorgeht. Von ihnen also dürfen wir nicht sagen, dass in Hinsicht ihrer die Empfänglichkeit unvermindert sein werde.

Wohl aber dürfen wir den Satz aufstellen: *die Empfänglichkeit für eine gewisse Wahrnehmung erneuert sich, indem die frühere, gleichartige Vorstellung auf die statische Schwelle getrieben wird.*

Und hiedurch muss sich die Empfänglichkeit *vollständig* und *plötzlich* erneuern. Nichts desto weniger sind hiebei Umstände zu bemerken, welche dieser Behauptung nur eine augenblickliche Gültigkeit gestatten.

Indem eine neue Wahrnehmung eintritt, beginnt auch jede frühere gleichartige Vorstellung, (ja selbst die nur zum Theil

Digitized by

gleichartigen,) sich zu erheben, weil die vorhandenen hemmenden Kräfte zurückwichen (§. 81 u. s. w.). Sogleich also verschwindet die Bedingung, unter der eine vollständig erneuerte Empfänglichkeit vorhanden sein konnte.

Jedoch verschwindet dadurch die erneuerte Empfänglichkeit bei weitem nicht ganz. Man muss hier die Untersuchungen des dritten Capitels zurückrufen. Diesen zufolge erhebt sich die ältere gleichartige Vorstellung im ersten Anfange nur langsam; sie übt dabei gar keine eigne Wirkung gegen die widerstrebenden Kräfte: bloss als Verschmelzungshülfe verbindet sie sich mit der neu eintretenden Wahrnehmung in dem geringen Grade des wiedererweckten Vorstellens. Also ändert sich der Zustand, in welchem sich diese Vorstellung auf der statischen Schwelle befand, nur allmälig und nicht um gar Vieles. Dem gemäss verliert auch die vollständig erneuerte Empfänglichkeit nur allmälig und nur ein mässiges Quantum.

Hierauf können nun wieder Nebenumstände Einfluss haben. Gesetzt, die wiedererweckte Vorstellung sei durch eine Menge von Verschmelzungs- und Complicationshülfen verbunden mit den im Bewusstsein vorhandenen Vorstellungen; sie sei nur so eben erst durch eine andringende entgegenwirkende Kraft aus dem Bewusstsein verdrängt: so lässt sich, wenn sie auch schon wirklich auf der statischen, und nicht etwa nur auf der mechanischen Schwelle sich befand, dennoch wohl denken, dass die Zusammenwirkung vieler Kräfte ihr jetzt, da sie durch eine gleichartige Wahrnehmung wieder geweckt wird, eine Geschwindigkeit und Lebhaftigkeit ertheile, wodurch die erneuerte Empfänglichkeit schnell und beträchtlich leidet.

Aber nicht bloss diese Nebenumstände, sondern ein allgemeiner Grund bewirkt eine Abänderung in dem, was zuvor über den geringen Verlusst der erneuerten Empfänglichkeit bemerkt wurde.

Freilich, wenn nur Eine ältere, gleichartige Vorstellung in der Seele ruhet, deren Erwachen der neuen Wahrnehmung Abbruch thun kann: alsdann gilt das zuvor Gesagte; und es ist leicht zu übersehen, dass die zwar verminderte Empfänglichkeit dennoch eine beträchtliche Stärke des Vorstellens durch die jetzige Wahrnehmung zu erzeugen vermag. Es geschehe nun wirklich also; und nicht bloss einmal, sondern vielemal wiederholt: so werden bei jedem künftigen Eintreten einer neuen

gleichartigen Wahrnehmung, sich alle jene einzelnen, zuvor gebildeten Vorstellungen durch eigne Kraft, und zum Theil verstärkt durch ihre Verbindungen unter einander, zumal hervorheben. Offenbar bilden sie auf diese Weise eine Summe, die immer beträchtlicher wird, und wodurch die, zwar vollständig erneuerte, Empfänglichkeit doch immer schneller vermindert, ja endlich, bei sehr häufiger Wiederholung der nämlichen Wahrnehmung, beinahe plötzlich von ihrer ersten Stärke auf einen äusserst geringen Grad kann herabgebracht werden. In diesem Falle befinden wir uns mit den Dingen, die wir täglich um uns sehn, und die eben deshalb keinen merklichen Eindruck auf uns machen.

Unter solchen Umständen ergiebt sich dann von selbst, dass unmöglich die *einzelnen*, aus den wiederholten Wahrnehmungen gewonnenen, Vorstellungen sich ins Bewusstsein hoch erheben können. Denn die Summe des wirklichen Vorstellens kann nicht jenen äussersten Grad übersteigen, in welchem die volle und ganze Selbsterhaltung dieser Art bestehen würde. Desto grösser und anhaltender aber kann die *Anstrengung* sein, mit welcher sich eine Gesammtheit gleichartiger Vorstellungen im Bewusstsein behauptet.

SIEBENTES CAPITEL.

Von den Vorstellungsreihen niederer und höherer Ordnungen; ihrer Verwebung und Wechselwirkung.

§. 100.

Wir dürfen jetzt freiere Blicke wagen. Bisher waren wir eng eingeschlossen durch die Nothwendigkeit, die Vorstellungen als einzelne zu betrachten, um die Elemente ihrer Wirksamkeit kennen zu lernen. Jetzt fange der Leser damit an, sich alles Vorhergehende gleichsam nach einem grösseren Maassstabe ausgeführt zu denken. Tausende oder Millionen von Vorstellungen, die auf einmal im Bewusstsein sind, und, sich gegenseitig hemmend, ins Gleichgewicht treten! Complexionen, die nicht *entweder* vollkommen *oder* unvollkommen seien, sondern in welchen mit zehn oder zwanzigen völlig verbundenen, noch unzählige andere mit allen möglichen Abstufungen minder und minder zusammenhängen! Statt zweier oder dreier

Digitized by

Töne, deren musikalische Intervalle wir in der Lehre von der *Verschmelzung vor der Hemmung* im Auge hatten, denke man sich jetzt eine Menge unendlich nahe stehender, zusammenfliessender einfacher Empfindungen; so wird in der unauflöslichen Mischung aller, zwar nicht ein scharf bestimmtes ästhetisches Urtheil, aber ein Gefühl des Angenehmen oder Unangenehmen entspringen. Auch die Bewegungen der Vorstellungen bei ihrer mittelbaren oder unmittelbaren Reproduction seien dergestalt mannigfaltig, dass die Hemmungssummen, während sie abnehmen, schon wieder neue Zusätze bekommen; und dass, indem aus neuen Verbindungen stets neue Gesammtkräfte entstehn, auch die Gleichgewichtspuncte, wohin das ganze System sich neigt, stets verrückt werden, folglich die Bewegung nie zur Ruhe komme, sondern in immer neuen Richtungen fortlaufe. Doch dies Letzte ist noch nicht verständlich genug; wir sind jetzt im Begriff, die Gründe davon anzuzeigen.

Man gehe zurück ins vierte Capitel, von der mittelbaren Reproduction. Dort haben wir (§. 88) den grossen Hauptsatz gefunden, aus welchem sich der Ursprung der Reihenbildung in den Vorstellungen erklärt.

Nun sei nicht bloss, wie dort, eine Vorstellung P mit verschiedenen Π, Π', Π'', u. s. w. verschmolzen; sondern es sei a mit b, c, d, e, ... und eben so b mit c, d, e, ... und gleichfalls c mit d, e, ... u. s. w. verschmolzen: so wird das dort (a. a. O.) gefundene Gesetz der Reproduction nicht bloss einmal, sondern so vielemal zur Anwendung kommen, als wie viele Vorstellungen zu der Reihe gehören. Dies wird sich vollständiger entwickeln lassen, wenn wir erst die beiden Bedingungen erwägen, unter denen sich eine solche Reihe bilden kann. Die eine hängt von der Zeit ab, die andre von der Qualität der Vorstellungen.

1) Wenn zuerst a, dann gleich darauf b gegeben (durch Wahrnehmung producirt) wird: so wird zuvörderst a sogleich von der Hemmung durch andre, eben vorhandene, ihm entgegengesetzte Vorstellungen ergriffen. Hiedurch sinke es bis auf den Rest r; jetzt trete b hinzu; so verschmilzt b mit dem Reste r von a; (wir wollen nämlich hier die Hemmung zwischen a und b bei Seite setzen; denn wenn auch eine solche vorhanden ist, so wird dadurch nur die Grösse r um etwas vermindert, und auch b verschmilzt dann nicht *ganz* mit r; dadurch wird

Digitized by Google

die Sache nicht wesentlich verändert, sondern erhält nur eine leichte Modification.) Es sinke weiter sowohl a bis auf den Rest r', als b bis auf den Rest R; jetzt komme c hinzu; so verschmilzt das ganze c mit r' und R. Nun sinke a bis auf den Rest r'', B bis auf den Rest R', c bis auf den Rest ϱ, jetzt mögen alle diese Reste mit dem eben eintretenden d, verschmelzen. Man sieht wie dies fortgeht, nach folgendem Schema:

a				
r	b			
r'	R	c		
r''	R'	ϱ	d	
r'''	R''	ϱ'	$\mathfrak{r}$	u. s. w.
.	.	.	.	
.	.	.	.	
.	.	.	.	
$r^{(n)}$	$R^{(n-1)}$	$\varrho^{(n-2)}$	$\mathfrak{r}^{(n-3)}$	u. s. w.

Gesetzt, alle diese Vorstellungen werden, nachdem sie in solche Verknüpfung mit einander geriethen, auf die Schwelle des Bewusstseins gedrückt; nachmals aber finde sich Gelegenheit, dass eine von ihnen sich wieder erheben könne: so wirkt sie auf alle übrigen reproducirend. Wie dies geschehe: ist in dem Falle, dass a sich zuerst erhebe, unmittelbar klar aus §. 88; es reproducirt nämlich nach der Reihe am schnellsten b, minder schnell c, noch langsamer d, u. s. f. Wäre es aber c, das sich zuerst erhöbe, so würde dieses mit *seiner eignen ganzen Kraft und Geschwindigkeit* die Reste R und r' reproduciren, und dann erst würde es die Reihe d, e, f, u. s. w. ablaufen machen.

2) Die Vorstellungen a, b, c, d, u. s. f. brauchen nicht *nach einander* gegeben zu werden; wenn sie dagegen in *wachsenden Hemmungsgraden* unter einander stehn, und einander an Stärke gleich sind, so wird ihre Verbindung und die davon abhängende Wirksamkeit gerade die nämliche wie vorhin. Ist nämlich c mehr als b, d mehr, als beide u. s. f., dem a entgegengesetzt, und kann die Verschmelzung ungehindert dem Grade des Gegensatzes *umgekehrt gemäss* erfolgen (d. h. so dass je weniger Gegensatz, desto mehr Verschmelzung,) so entsteht eine Vorstellungsreihe, deren Anordnung durch die Qualität der Vorstellungen bestimmt ist.

Im analytischen Theile werden wir auf diesen Gegenstand seiner grossen Wichtigkeit wegen, zurückkommen, und ihn dort

Digitized by

nochmals in Verbindung mit seinen Anwendungen auf die Erklärung der psychologischen Phänomene in Betracht ziehn.

Hier wollen wir, damit der Leser sich in die Sache hineindenke, nur *irgend eine Vorstellung aus der Mitte einer Reihe* ins Auge fassen. Es gilt von ihr der merkwürdige Satz, dass ihr ein *Weiterstreben* beiwohnt, wodurch sie eine *Wirkung wider sich selbst* ausübt, um anderen Platz zu machen; unter der Voraussetzung, dass zwischen den ihr in der Reihe vorhergehenden und nachfolgenden Gegensatz vorhanden sei.

Man betrachte noch einmal das obige Schema, und in ihm die Vorstellung *c*. Es ist ihr, vermöge der eingegangenen Verbindung, wesentlich, dass mit ihr der Rest R von b, und der Rest r' von a *zugleich* im Bewusstsein gegenwärtig sei; hierauf ist ihr Streben in demselben Grade gerichtet, womit sie sich selbst im Bewusstsein zu erhalten, oder sich in dasselbe zu erheben sucht; denn das *ganze* c ist mit R und r' verschmolzen. Aber es ist ihr auch, wenn gleich in *abnehmendem* Grade, wesentlich, dass sie *allmälig* das *ganze* d, das *ganze* e, das *ganze* f, u. s. w. hervorrufe. Wenn nun d, e, f, dem b und a entgegengesetzt sind, so ist ein Streben, d, e, f zu erheben, zugleich ein Druck auf b und a, folglich auch auf das mit ihnen verbundene c selbst. Also wirkt c wieder sich selbst; und *man würde sich irren, wenn man glaubte, diese Wirkung zerstöre sich selbst.* Denn angenommen, c sinke wirklich bis auf den Rest ϱ, so verliert es damit noch nichts an seinem Vermögen, d zu erheben; mit welchem es gerade nur durch seinen Rest ϱ verbunden war. Erst wenn es tiefer, als bis auf diese Grösse ϱ niedergedrückt wird, kann seine Wirkung auf d abnehmen. Gesetzt: es sei nun bis auf seinen zweiten Rest ϱ' gesunken: so wirkt es noch eben so stark wie Anfangs, um e zu heben; und eben so wird f von dem Reste ϱ'', g von ϱ''', u. s. w. immer gleich stark wider a und b gehoben, so lange nicht c unter ϱ', ϱ'', ϱ''' ... successiv herabgedrückt ist.

Was nun hier von c gesagt worden, das gilt eben so von d in Beziehung des ihm Vorhergehenden und Nachfolgenden, desgleichen von e, f, ... mit einem Worte, von *jedem* mittlern Gliede einer Reihe; nur nicht vom ersten und vom letzten. Denn das erste Glied, indem es die nachfolgenden successiv hebt, überschreitet weder hierin den Grad von Verbindung, den es mit den nachfolgenden eingehn konnte (und darin

Digitized by Google

gleichen ihm auch die mittlern Glieder), noch hat es solche Vorhergehende, denen die Nachfolgenden zuwider wären; das aber ist eben der Umstand, weswegen die mittlern sich selbst niederdrücken. Was das letzte Glied anlangt: so ist es der natürliche Ruhepunct für die ganze Reihe; es hat nichts mehr hinter sich, wodurch es wider das Vorhergehende wirken könnte; und seinem inwohnenden Streben geschieht Genüge, so lange, bis alle Vorhergehenden auf den Punct der mit ihm eingegangenen Verschmelzung herabgesunken sind; ist alsdann noch ein fremdartiger Grund zur fernern Hemmung vorhanden, so verliert sich allmälig die ganze Reihe aus dem Bewusstsein.

Sollte nun in dem, was hier vorgetragen worden, noch irgend etwas dunkel scheinen: so liegt es an mangelhafter Auffassung des vierten Capitels; welches man übrigens bei weitem noch nicht ganz zu verstehen braucht, um das Gegenwärtige zu fassen. Alles kommt darauf an, dass man vollkommen einsehe, weshalb eine Vorstellung ihre Nachfolgenden *ganz*, aber *successiv*, hingegen ihre Vorhergehenden *partial* und *abgestuft*, aber *simultan*, hervorzuheben trachtet. Hieraus ergiebt sich das Uebrige von selbst.

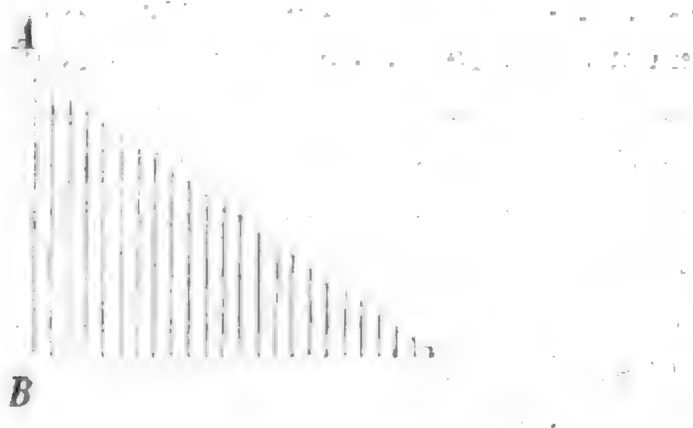
Jetzt ist noch ein wichtiger Umstand zu erwägen, der von der *Länge* der Reihen abhängt. Wir wollen hiebei die Reihe als *gleichartig* betrachten, das heisst, die Reste $r, R, \varrho, \ldots$ gleich setzen, desgleichen die Unterschiede $r' - r''$, $R' - R''$ u. s. f., so dass die $r, r', r'' \ldots$ u. dgl. eine gemeine arithmetische Reihe bilden; folglich in der Vorstellungsreihe die Distanz der Glieder allein den Grad der Verbindung bestimme. Alsdann kommt es nur noch auf die Grösse der Differenz $r - r'$ an; sie wird bestimmen, *mit wie vielen folgenden* eine jede *vorhergehende* Vorstellung verschmelze; ob z. B. a schon ganz gesunken sei, ehe die Vorstellungen g, h, i, k, hinzukommen, während die Reihe sich bildet: oder ob vielleicht x, y, z, noch etwas von a im Bewusstsein antreffen, womit sie verschmelzen können. Wenn nämlich während des Entstehens der Reihe, sich a noch mit x, y, z, verbindet, so wird es sie auch bei der Reproduction wieder zu heben suchen; erreicht aber a nicht einmal g, h, i, k, so geht auch sein Streben, andre hervorzurufen, nicht bis in diese Entfernung hinaus. Unterschiede dieser Art haben einen wesentlichen Einfluss auf die Kraft der gan-

Digitized by

zen Reihe, sich *geordnet zu reproduciren*, oder kurz, auf ihr *Evolutionsvermögen;* und dies ist's, was wir jetzt untersuchen wollen.

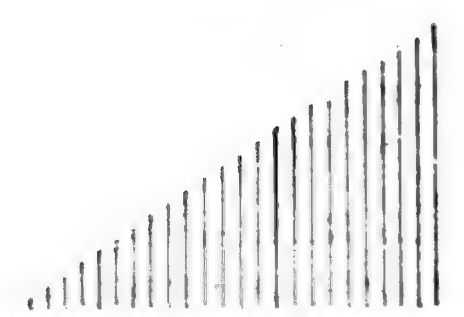
Wir nehmen an, die Reihe sei eine Zeit lang ganz aus dem Bewusstsein verschwunden gewesen; jetzt könne sie sich wieder erheben; aber es sei *gleich viel Grund* zu dieser Erhebung für alle, in der Reihe enthaltenen, Vorstellungen vorhanden: nun fragt sich, ob dennoch die Reihe geordnet hervortreten werde? Es ist nämlich klar, dass wenn auch nur das erste und das vierte — oder überhaupt das *m*te und das *n*te Glied — zugleich ins Bewusstsein kämen, alsdann Verwirrung entstehn müsste; denn das vierte würde die folgenden schon reproduciren, die vorigen schon herabdrücken, während das erste noch im Streben zur Reproduction des zweiten und dritten begriffen wäre.

Um die Sache leichter zu übersehen, wollen wir uns abermals ein Schema entwerfen. Die einzelnen Vorstellungen in der Reihe sollen durch Linien angedeutet werden; und eben so die Verschmelzungshülfen, die sie von andern Vorstellungen empfangen. Man wird leicht folgende Bezeichnung verstehn:



Die Linie *AB* soll die erste Vorstellung oder das Anfangsglied in der Reihe bedeuten. Die erste Linie rechts neben ihr zeigt die Verschmelzungshülfe, welche ihr die zweite Vorstellung derselben Reihe leistet; die folgenden Linien deuten auf die immer geringeren Strebungen der nachfolgenden Vorstellungen, wodurch sie das Anfangsglied ins Bewusstsein zu rufen wirken. Also die *ganze* Figur bezeichnet die *Gesammtkraft*, womit das Anfangsglied hervorgehoben wird. Dem ähnlich würden wir das Endglied so ausdrücken:

Digitized by



Dabei ist nun gleich zu bemerken, dass, wenn auch das Endglied eben so viele Verschmelzungshülfen durch die ihm vorangehenden Vorstellungen bekömmt, wie das Anfangsglied durch die ihm nachfolgenden, die Wirkung dennoch nicht gleichartig ist; denn auf das Anfangsglied wirken alle Hülfen simultan; hingegen auf das Endglied dergestalt successiv, dass es durch seine schwächere Hülfen langsamer, als durch die stärkeren gehoben wird. Eins der mittlern Glieder aber kann so bezeichnet werden:

Ein Glied in der Gegend der Mitte erhält nämlich, falls die Reihe lang genug ist, eben so viele Hülfe von seinen vorhergehenden und nachfolgenden, als das Anfangs- und das Endglied zusammen genommen. Soll dies *nicht* geschehn: so muss die Reihe *kürzer* sein; und man sieht sogleich, dass dies die *Bedingung des Evolutionsvermögens* ist. Denn wenn die Mitte durch eine gleiche, simultan wirkende Kraft gehoben wird, wie der Anfang, so ist unmöglich, dass die Reihe geordnet ablaufe, da alsdann Mitte und Anfang zugleich ins Bewusstsein kommen.

Wir wollen nun die Reihe kürzer nehmen; und zwar dergestalt, dass sich das Anfangsglied gerade noch beim Verschwinden, also durch seinen kleinsten Rest, mit dem Endgliede verbunden habe. Alsdann muss unsre Figur für das Mittelglied sowohl rechts als links etwas verlieren; denn die ganze Basis derselben muss jetzt nicht doppelt, sondern nur einfach so lang sein, wie die des Anfangs- oder Endgliedes. Die Figur besteht nunmehr nicht aus zwei an einander gestellten rechtwinklichten Dreiecken, wie vorhin, sondern aus zwei

Digitized by Google

Trapezien. Der Inhalt eines jeden dieser Trapezien liegt sogleich vor Augen, wenn die Figur als ein Continuum, oder die Menge der Vorstellungen in der Reihe unendlich gross, und die Verschmelzung continuirlich abnehmend gedacht wird. Die Höhe der Figur sei $= a$, ihre halbe Basis $= b$, so ist jedes Trapezium $= \frac{1}{2} ab - \frac{1}{2} a \cdot \frac{1}{2} b \cdot \frac{1}{2} = \frac{3}{8} ab$; und dies ist die ganze, *simultan wirkende*, Kraft zum Hervorheben der mittlern Vorstellung; die successiv wirkende, welche das andre Trapezium darstellt, kommt hier nicht in Betracht. Da nun das Anfangsglied mit der Gesammtkraft $\frac{1}{2} \cdot ab$ simultan gehoben wird, wie unmittelbar einleuchtet: so hebt es sich um $\frac{1}{8} ab$ stärker als die Mitte; es tritt demnach hervor, und bestimmt das geordnete Ablaufen der Reihe.

Es ist leicht, dies allgemeiner zu fassen. Ein unbestimmter Theil der Linie b sei die Basis unseres Trapeziums; diesen Theil nennen wir bx; so findet sich die kleinere, auf der Basis senkrechte Seite des Trapeziums durch die Proportion

$$b : a = (b - bx) : a\,(1 - x).$$

Folglich das kleine Dreieck, durch dessen Wegnahme vom grössern das Trapezium entsteht, ist nun $= \frac{1}{2} a . (1 - x) . b . (1 - x) = \frac{ab\,(1-x)^2}{2}$; und das Trapezium selbst $= \frac{1}{2} ab\,(2x - x^2)$. Wenn nun die Reihe nicht zu lang ist: so entsteht das Ganze der Verschmelzungshülfe für das Anfangsglied aus allen ihm nachfolgenden Gliedern, in so weit es mit ihnen verschmolzen ist; aber für das mittelste Glied nur aus denen, die ihm folgen (so fern von der *simultan* wirkenden Kraft geredet wird). Die eben gefundene Formel gilt demnach zwar für beide; allein x ist in ihr halb so gross für das mittelste Glied als für das erste; dies giebt für die Mitte eine Kraft $= \frac{1}{2} ab\,(x - \frac{1}{4} x^2)$. Also verhält sich die Kraft für das Anfangsglied zu der für das mittlere wie $2 - x$ zu $1 - \frac{1}{4} x$. Und nimmt man x unendlich klein, oder die Reihe unendlich kurz: so hat man das Verhältniss $2 : 1$, das heisst, der Anfang besitzt zum Hervortreten doppelt so viel Kraft wie die Mitte.

Man sieht hieraus, *dass die Reihen desto mehr Evolutionsvermögen besitzen, je kürzer sie sind.*

Hat dagegen eine Reihe durch ihre Länge — oder durch irgend welchen andern Grund, — sich einmal dergestalt verwirrt, dass ihre Glieder näher verschmelzen als es ihre Anord-

Digitized by Google

nung mit sich bringt, so ist die Reihe *verdorben;* weil sie jetzt verschiedenen in ihr entstandenen Reproductionsgesetzen, die unter einander unverträglich sind, zugleich Genüge zu leisten strebt. (Hieher gehören falsche Gewöhnungen in Allem, was durch Wiederholung und Uebung gelernt werden soll.)

Weit besser als lange Reihen, sind *Reihen von Reihen,* oder auch *Reihen aus Reihen von Reihen* u. s. f., dergleichen vielfältig und in sehr bunten Zusammensetzungen beim *geordneten Denken* vorkommen. (Auch gehört aller *Rhythmus* hieher; denn er beruht auf *Hauptreihen* mit weit entfernten Gliedern, deren jedes eine kurze, *untergeordnete* Reihe zwischen einschaltet.) Die Glieder solcher Reihen können selbst verwickelte Complexionen sein.

Ganz vorzüglich wird die *Verwebung* mehrerer Reihen zu weitern Untersuchungen Stoff geben.

Es ist das Wesentliche der Verwebung, dass in Einem Puncte mehrere Reihen sich kreuzen; oder auch, dass man von demselben Puncte anfangend, mehrere Reihen zugleich durchlaufe; dieses *Zugleich* aber bedeutet, dass diese Reihen nicht etwan successive Glieder einer höhern Reihe seien, sondern wenn sie ja als ein Früheres oder Späteres gedacht würden, die Succession unter ihnen sich auch umkehren liesse.

Gegen die psychologische Möglichkeit solcher Verwebung lassen sich Zweifel erheben. Mag a der gemeinsame Anfang zweier Reihen sein, die durch b, c, d, und durch β, γ, δ, fortlaufen: so scheint es, die Reihen könnten nicht *zwei geschiedene* bleiben, sondern es müssten Complexionen $b\beta$, $c\gamma$, $d\delta$ entstehn, indem der Rest r von a sowohl b als β, der Rest r' von a sowohl c als γ, der Rest r'' von a sowohl d als δ durch einen untheilbaren Act der Reproduction hervorrufe.

Wir wollen uns nun hier nicht auf die Thatsache berufen, dass zwei Radien eines Kreises, indem sie durch alle concentrische Kreise laufen, wirklich zwei solche Reihen darstellen: sondern es zeigt sich hier die Nothwendigkeit dessen, was die Thatsache vor Augen legt; nämlich dass b und β, wenn sie geschieden bleiben sollen, etwas *zwischen sich schieben* müssen, wodurch und um wie viel sie getrennt sind. Allerdings ist hier ein *Streben zur Vereinigung* vorhanden; und die Vereinigung muss wirklich zu Stande kommen, wenn nicht ein *Widerstreben* wegen der Reproduction des Zwischenliegenden hinzutritt.

Digitized by

Gerade hierin nun besteht die Verwebung der Reihen, dass, indem ihrer mehrere ablaufen, zugleich nicht nur jedes Glied eine von ihm ausgehende Reihe anregt, sondern dass auch die secundären Reihen sich nach einer Regel in andern Reihen Glied für Glied vereinigt finden; so dass die Vereinigungspuncte jedesmal mehrfach gegeben sind, und dass die Construction unendlich vielfach *in sich selbst zurücklaufe*, ohne mit sich selbst in Misshelligkeit zu gerathen. Das Product solcher, sich gegenseitig hervorrufender Reihen ist allemal ein *Räumliches*, obgleich nicht nothwendig eins im sinnlichen Weltraum.

(Denkt man sich die drei Hauptfarben Roth, Gelb, Blau, sammt allen Zwischenliegenden, die aus ihnen gemischt oder in sie zerlegt werden können: so erscheint das ganze System nothwendig als ein gleichseitiges Dreieck, — gleichseitig, weil gleichviel Verschiedenheit der möglichen Mischung zwischen Roth und Blau, Blau und Gelb, Roth und Gelb liegt.* Auf dem Inhalte dieses Dreiecks, der eine vollständige Fläche ausmacht, angefüllt von allen Mischungen aus dreien Farben, kann man in Gedanken alle möglichen Figuren zeichnen, darunter auch ähnliche, oder gleiche, mit den bekannten geometrischen Eigenschaften. Dieses Farbendreieck hängt mit dem sinnlichen Weltraum durchaus nicht zusammen; hat auch mit ihm kein gemeinsames Maass, sondern seine Maasse müssen aus ihm selbst genommen werden; z. E. ein Zehntheil der Distanz zwischen Roth und Blau; dies ist eine völlig bestimmte Grösse für das Farbendreieck, und ein zulängliches Maass für alle darauf zu entwerfenden Figuren. Wollte man aber das Farbendreieck aufs Papier zeichnen, so könnte es eben so gut ein Differentialdreieck sein, als eine Quadratmeile im sinnlichen Weltraum einnehmen. — Es giebt noch andre Veranlassungen, Raum zu construiren; der intelligible Raum in der Metaphysik gehört hieher. Genau genommen, liegen auch die Gegenstände der reinen Geometrie nicht im sinnlichen Weltraum; dieser letztere ist theils von Körpern erfüllt, theils liegt es leer zwischen ihnen; die geometrischen Kreise, Quadrate, Polygone aber sind *nirgends* in ihm, haben in ihm nicht einmal Platz, wurden auch nicht durch Begrenzung aus ihm herausgehoben, sondern der

* Diese Voraussetzung gegen mögliche Einwürfe zu rechtfertigen, ist hier nicht nöthig. Andre Voraussetzungen werden andre Constructionen ergeben, auf deren Gestalt hier nichts ankommt.

Digitized by Google

Geometer macht jeden von ihnen ganz von vorn an, und würde aus jedem derselben einen ganz vollständigen Raum, als dessen Umgebung, produciren, wenn ihm daran gelegen wäre, so dass auch dieser Raum gar keine bestimmte Lage gegen oder in dem sinnlichen Weltraum hätte, sondern man einen davon sich aus dem Sinne schlagen müsste, um den andern zu denken. Bequemer ist es, die Constructionen, die nicht nothwendig geschieden bleiben müssen, in einander fallen zu lassen; eigentlich aber ist zwischen dem Kreise des Geometers und den sämmtlichen sinnlich wahrnehmbaren Kreisen das Verhältniss einer platonischen Idee zu ihren Nachahmungen; wobei man sich erinnern wird, dass eine solche Idee durchaus nicht selbst einen Platz in der Sinnenwelt hat, wo sie könnte gefunden oder auch nur dürfte gesucht werden. — Ja sogar der sinnliche Weltraum ist nicht ursprünglich nur Einer; sondern Auge, und Gefühl oder Getast, haben *unabhängig von einander* Gelegenheit zur Production des Raums gegeben; später ist beides verschmolzen und erweitert. — Man kann nicht oft genug gegen das Vorurtheil warnen, als gebe es nur Einen Raum, den des sinnlichen Weltalls. Es *giebt* ganz und gar keinen Raum; aber es giebt Veranlassungen, dass Systeme von Vorstellungen ein Gewebe von Reproductionsgesetzen durch ihre Verschmelzung erzeugen, dessen *Vorgestelltes* nothwendig ein Räumliches — nämlich für den *Vorstellenden* — sein muss, und solcher Veranlassungen finden sich mehrere, die nicht alle gleichen Erfolg haben; denn manche angefangene Raumerzeugung bleibt unvollendet im Dunkeln liegen. Das Vorurtheil aber, von dem hier die Rede ist, reicht schon für sich allein zu, alle Metaphysik zu verderben. Dagegen ist jeder Lichtstrahl, der auf die Lehren vom Raume fällt, der Metaphysik im Ganzen wohlthätig. Wie viel hat *Kant* nicht schon allein dadurch gewirkt, dass er zu neuer Untersuchung über den Raum wenigstens die erste Anregung gab!)

Obgleich wir hier mehr und mehr auf Gegenstände kommen, die sich ohne Hülfe des analytischen Theils der Psychologie kaum deutlich machen lassen: so muss doch wenigstens mit kurzen Worten angemerkt werden, dass die Reihenbildung unter den Vorstellungen auch auf die Hemmung, und auf die Schwellen des Bewusstseins, einen sehr starken Einfluss ausübt. Im allgemeinen lässt sich dieses leicht einsehn. Gesetzt, eine

Digitized by

Wahrnehmung reproducire eine früher gebildete Reihe, zugleich aber gebe sie Anlass zur Verknüpfung ihrer Partialvorstellungen in eine andre Reihe: so muss nothwendig eins das andre stören. Allein hier ist an keine vestbestimmte *Hemmungssumme*, und eben so wenig an ein fixirtes *Hemmungsverhältniss*, zu denken: denn die Reproductionsgesetze wirken allmälig, und eben so allmälig gerathen sie in Conflict. Damit ist aber nicht gesagt, dass sich Gegenstände dieser Art niemals würden der Rechnung unterwerfen lassen; vielmehr haben wir schon im fünften Capitel sowohl veränderliche Hemmungssummen, als auch veränderliche Hemmungsverhältnisse in die Rechnung eingeführt.

Dies ist jedoch nicht Alles. Wo *Hemmung wegen der Gestalt* (so nenne ich kurz diesen Conflict der Reproductionen) stattfindet, da giebt es auch *Begünstigung wegen der Gestalt*, oder das Gegentheil; und wo dieser psychologische Process durch die Auffassung eines gewissen Gegenstandes herbeigeführt wird, da heisst in gewöhnlicher Sprache, die nur das *Vorgestellte* bezeichnet, von dem verborgenen Act des *Vorstellens* aber nichts aussagen kann, — der Gegenstand *schön oder hässlich*. Will man jemals über das *Schöne im Raume* nähere Kenntniss erlangen: so wird man die Mechanik des Geistes bis hieher fortführen müssen.

Alle *Vorstellungen im engern Sinne*, das heisst, solche, die ein *Bild* sind von irgend einem, gleichviel ob wirklichen, oder scheinbaren, oder erdichteten Gegenstande, sind Gewebe von Reihen, die in einer schnellen Succession unmerklich fortfliessend, durchlaufen werden. Der Schwung durch die Partialvorstellungen lässt einen Gesammteindruck zurück, der jeden Augenblick auf die geringste Veranlassung wieder in irgend eine innere Bewegung gerathen kann. Man betrachte drei Puncte; sollte die Anschauung gleichmässig auf diesem Bilde ruhen, so müsste das Auge auf den Mittelpunct des Kreises gerichtet werden, der das Dreieck umschliesst; allein dies geschieht gewiss nicht bei solchen Dreiecken, die vom gleichseitigen bedeutend abweichen; hier giebt es einen andern Punct, in welchen das *Maximum des Zugleich-Auffassens* der sämmtlichen Winkelpuncte fallen würde. Aber auch da ruhet das Auge nicht, eben deswegen, weil hier noch immer Ungleichheit statt findet, indem einer von den Puncten am mei-

Digitized by Google

sten, ein anderer am wenigsten gesehen wird; nur ein successives Sehen kann dies ausgleichen. Was nun vom Vorstellen dreier Puncte (aufs Sehen mit dem leiblichen Auge kommt hier nichts an), das gilt um so mehr von vielen Puncten, von ganzen Figuren und Körpern.

Durch diesen Schwung im Vorstellen wird nun die Hemmung zwischen den Theilen des Bildes bei weitem weniger merklich, als sie sonst sein würde. Was wir schnell (aber doch nicht ganz gleichmässig, sondern mit successivem Vorherrschen einzelner Theilvorstellungen) übersehen können, das gilt uns für eine simultane Wahrnehmung; nur dürfen die darin enthaltenen Reihen sich nicht verwirren; sonst trübt sich das Bild wegen der wider einander strebenden Reproductionen, durch welche jeder Punct auf die übrigen führt.

Anmerkungen.

Gegen das Ende des vorhergehenden Paragraphen wird der Leser eine Dunkelheit bemerkt haben, die sich nicht hinwegräumen lässt. Sie liegt nicht in der Sache, aber in der nothwendigen Form des Vortrags. Wir nähern uns dem Ende des synthetischen Theils; es kommt darauf an, dass derselbe sich mit dem folgenden, analytischen, gehörig verbinde. Wird dafür nicht im voraus gesorgt: so steht der synthetische Theil zu nackt, und späterhin wird die Anknüpfung zu schwer. Hier muss der Leser mit eignem Denken dem Buche, welches an *diesem* Orte nur Andeutungen der analytischen Betrachtung geben kann, zu Hülfe kommen. Er muss sich dabei vor Uebereilungen hüten; sonst entstehen Deuteleien, wodurch das Gegebene entstellt, und die Theorie auf falsche Wege geleitet wird; wovon die Beispiele in unserer neuesten Philosophie (da, wo sie irgend welche Naturgegenstände deducirt zu haben glaubt,) nur zu reichlich vorhanden sind.

Wollte man die Gegenstände, welche des analytischen Verfahrens zur deutlichen Darstellung bedürfen, im synthetischen Theile noch ganz unerwähnt lassen: so würde noch eine andre Unbequemlichkeit entstehn. Manches, das in den psychologischen Erscheinungen auf verschiedene Weise zum Vorschein kommt, und deshalb im analytischen Theile an verschiedenen Orten seinen Platz hat, ist gleichwohl einfach für die synthetische Betrachtung, denn es ist ein und derselbe Grund für eine

Digitized by

Mehrheit von Folgen, die unter verschiedenen nähern Bestimmungen daraus entspringen. Um es in dieser Einheit darzustellen, muss es im synthetischen Theile mit aufgeführt werden. Deshalb will ich hier noch nebenher ein paar wichtige Puncte berühren, die mit den übrigen Gegenständen dieses Capitels nicht in gerader Linie liegen, und daher in den Paragraphen selbst nicht füglich ihre Stelle erhalten konnten.

A. Involution der Vorstellungsreihen. Es ist im Vorhergehenden vom Ablaufen der Vorstellungsreihen, und von ihrem Evolutionsvermögen gehandelt worden. Man weiss, dass hiebei alles auf die verschiedene Wirksamkeit der Reste r, r', r'', u. s. f. ankommt, wodurch jede einzelne Vorstellung in verschiedenem Grade mit den andern Vorstellungen verknüpft ist. Damit aber diese Verschiedenheit irgend eine Folge habe, muss eine solche Vorstellung im Bewusstsein wenigstens so hoch hervorgehoben sein, als der grösste jener Reste anzeigt. Wäre z. B. von der Vorstellung a wohl das kleinere Quantum r'' im Bewusstsein gegenwärtig, nicht aber der grössere Rest r' und noch weniger der grösste r: so würde die mit r'' verbundene Vorstellung d gerade so geschwind gehoben, als die mit r' verknüpfte c, und die mit r verschmolzene b. Folglich könnten nun b, c, d, nicht als Glieder einer Reihe auseinander treten; und dieser Theil der Reihe a, b, c, d, e, f, g, wäre demnach eingewickelt; während die nachfolgenden Glieder e, f, g, zwar wohl unter sich zur Evolution bereit wären; aber deshalb einem andern Nachtheil unterworfen sein würden, weil b, c, d nicht gehörig nach einander ihr Maximum erreicht hätten und von da wieder herabgesunken wären, also gewissermaassen noch im Wege stünden, und das Bewusstsein anfüllten.

Befinden sich nun die Vorstellungsreihen im Zustande der Involution (und das ist immer der Fall, wenn nicht ein besonderer Grund zu ihrer hinlänglichen Aufregung wirkt), so ist die Mehrheit und Verschiedenheit ihrer Glieder unbemerkbar; sie gelten alsdann für Einheiten, wie z. B. die Vorstellung eines Buches, eines Flusses, eines Beweises; wo die Mannigfaltigkeit der Beispiele deutlich zeigt, dass aus der Lehre von der Involution sich Folgerungen ergeben müssen, die an ganz verschiedene Orte des analytischen Theils hinzuweisen sind. Es ist übrigens von selbst klar, dass unsre Vorstellung eines Buchs nichts anderes enthält, als die einzelnen Vorstellungen

Digitized by Google

von dem, was auf den verschiedenen Blättern desselben nach einander zu lesen steht, sammt der entsprechenden Reihe von Gedanken und Gefühlen während des Lesens; und so auch in den andern Beispielen, die man ohne Mühe vervielfältigen kann. Man denke nun an eine Bibliothek, eine Stromkarte, und eine systematische Theorie; so wird man sogleich gewahr, dass hier Bücher, Flüsse, Beweise, wiederum einzelne Glieder von Reihen und von Geweben aus diesen Reihen geworden sind; gerade so, wie, noch weiter fortschreitend, wir einer Bibliothek einen Platz in der Reihe der Merkwürdigkeiten einer Stadt anweisen.

B. Wölbung und Zuspitzung der reproducirten Vorstellungen. Was ich durch diese figürlichen Ausdrücke bezeichne, das hat einen noch viel grössern Umfang als das Vorige, und ist in der Erfahrung nicht so leicht aufzufinden. Man erkennt es jedoch an dem so wichtigen Unterschiede der schärfern oder stumpferen Auffassungen, von denen der Grad der Bestimmtheit im Wahrnehmen und im Denken abhängt. Um von der synthetischen Seite her den Gegenstand deutlich zu machen, wollen wir uns fürs erste zurückversetzen zu ganz einfachen Vorstellungen, etwa zum Hören eines Tons, oder zum Sehen einer Farbe; die Anwendung auf die Vorstellungsreihen wird alsdann leicht sein.

Wenn eine Vorstellung eben jetzt erzeugt, oder, wie man zu sagen pflegt, durch die Sinne als Empfindung gegeben wird: so reproducirt sie nicht bloss die völlig gleichartigen, sondern man kann sie mit einem Lichte vergleichen, das einen Schein ringsumher verbreitet. Denn indem die neue Vorstellung alles ihr Entgegengesetzte zurückdrängt, was sich so eben im Bewusstsein findet, wird auch alles das, worauf dieses Entgegengesetzte hemmend wirkte, mehr oder weniger frei. Es erhebt sich also, wenn wir z. B. einen Ton hören, nicht bloss die völlig gleichartige ältere Vorstellung eben dieses Tones, sondern beinahe in gleichem Falle mit ihm befinden sich die nächst höheren und niedrigeren Töne; daher streben sie gleichfalls empor ins Bewusstsein; und so geht das in abnehmendem Grade auf die entfernteren Töne fort. Also kommt eine ganze Tonmasse, oder in einem andern Beispiele eine ganze Farbenmasse in Bewegung; nur nicht so merklich, als ob alle diese Töne und Farben wirklich wahrgenommen würden. — Jetzt

Digitized by Google

kommt es aber darauf an, ob die Empfindung des wirklich gehörten Tones länger anhalte. Wenn das geschieht: so stösst diese Empfindung mehr und mehr die nicht völlig gleichartigen Vorstellungen wieder zurück; und hiebei wird der innere Widerstreit um desto stärker, je mehr die älteren Vorstellungen unter sich verschmolzen, und je geneigter sie deshalb sind, alle in Gesellschaft ins Bewusstsein zu kommen. Vergleicht man nun die ganze aufgeregte Masse der Vorstellungen mit einem Gewölbe: so kann man fortfahren zu sagen, das Gewölbe werde vom äussern Umfange gegen die Mitte hin mehr und mehr niedergedrückt; und endlich müsse es sich dergestalt zuspitzen, dass gerade nur die, der neuen Wahrnehmung völlig gleichartige ältere Vorstellung hervorrage. So geschieht es, so oft wir einen Gegenstand bestimmt als *diesen* und *keinen andern auffassen*; denn hierin liegt offenbar ein Actus der Ausschliessung dessen, was wegen der nähern oder fernern Aehnlichkeit ins Bewusstsein mit hervorgetreten war.

Die Uebertragung des hier Gesagten auf unvollkommene Complexionen und auf Reihen ist sehr leicht. Wird ein einzelnes Glied derselben neu gegeben: so regt sich der Verbindung wegen die ganze Complexion oder die ganze Reihe; und im letztern Falle ist nun die Reihe im Begriff abzulaufen. Damit aber tritt eine Hemmungssumme ins Bewusstsein, welche wieder sinken muss; unter der Voraussetzung nämlich, die neue Auffassung dauere noch fort, und die gleichartige ältere Vorstellung könne daher ihrem Weiterstreben nicht nachgeben.

Man erinnere sich hiebei des Gefühls, welches entsteht, wenn eine Folge von Vorstellungen langsamer, als gewöhnlich dargeboten wird. Z. B. wenn eine Reihe von Wagen vorüberfährt beim Leichenzuge; oder wenn Jemand sehr langsam spricht; oder wenn eine bekannte Melodie auffallend langsam gesungen wird. Alles Langsame, wenn es nicht aus andern Gründen widrig ist, nähert sich dem Feierlichen; es stösst die schneller forteilenden Vorstellungsreihen zurück. So gerathen wir ins Gebiet der ästhetischen Beurtheilung. Hier versteht sich von selbst, dass das Langsame nicht matt und schwach sein muss, sondern energisch genug, um den Fluss des Vorstellens wirklich anzuhalten, und das Vordrängende zurück zu zwingen.

Andererseits kommt es darauf an, ob der Mensch sich Zeit lasse, und ob in ihm der Drang der Vorstellungen von zufälli-

Digitized by Google

gen Hemmungen frei sei. Schwache und langsame Köpfe sind nicht aufgelegt zu scharfen, wohlbegrenzten Auffassungen. Der beschriebene Process erfordert nämlich, dass Energie in der Reproduction sei; sonst kommt es gar nicht zum Anstossen an eine Grenze, welches allemal das innere Streben voraussetzt, dieselbe zu überschreiten, es kommt also nicht zu dem Conflict, von dem wir reden. Die Complexionen und Reihen müssen auf inniger Verbindung ihrer Glieder beruhen; sonst ruft nicht eine Vorstellung die andere so lebhaft auf, dass dadurch eine starke Zurückstossung könnte veranlasst werden. Aber auch deshalb kann die letztere unmerklich werden, weil ihr nicht Zeit gelassen wird. Uebereilung ist das Gegentheil des Scharfsinns, auch bei sonst lebhaften Naturen. Verweilung bei jedem einzelnen Puncte ist die psychologische Bedingung des genauen Denkens; sonst lassen sich Verwechselungen, sammt allen ihren Täuschungen, nicht vermeiden; die Vorstellungen wölben sich wohl, aber zum Zuspitzen gelangen sie nicht, das heisst, die Gedanken kommen nicht zur Reife.

§. 101.

Da es an diesem Orte bloss noch darauf ankommt, die Verbindung zwischen dem synthetischen und dem analytischen Theile der Psychologie zu vermitteln: so werde ich auch einige andre, an sich höchst wichtige Gegenstände, hier nur so betrachten, wie sie sich als Folgen aus dem bisher Vorgetragenen gleichsam aus der Ferne zeigen lassen.

Ursprünglich fällt jede Vorstellung, indem sie entsteht, in mehr als Eine Reihe. Sie verknüpft sich zum Theil mit denen, die sie eben im Bewusstsein vorfindet; theils mit gleichzeitig gegebenen; theils mit denjenigen, deren Reproduction sie, erst unmittelbar, dann mittelbar, veranlasst. Geht man den reproducirten weiter nach, so sind diese ehemals auf ähnliche Weise, seltener oder öfter, Verbindungen mit anderen eingegangen. Daher finden sich in der dritten von jenen drei Arten der Verknüpfung mancherlei nähere Bestimmungen, die nur allmälig entwickelt werden können. Vermöge der ersten Art bekommt die Vorstellung eine Stelle in der Zeit; vermöge der zweiten einen Ort im Raume; vermöge der dritten einen Platz im Reiche der Begriffe.

Bei jeder neuen Reproduction strebt diese Vorstellung, alles Verbundene theils simultan, theils successiv (§. 100) ins Be-

Digitized by

wusstsein zu bringen; hierin wird sie theils begünstigt, theils gehindert; und sofern die Reproduction wirklich zu Stande kommt, ist sie das Resultat des Zusammenwirkens vieler zugleich strebender Vorstellungen. In der Regel kehren diejenigen Vorstellungen am leichtesten wieder, die erst kurz vorher im Bewusstsein waren; denn die Zeitreihe, in der sie liegen, hebt sich von zwei Puncten aus, vom jetzigen und von jenem früheren; diese Zusammenwirkung wird bei längeren Zwischenzeiten unwirksam, wenn nicht gewisse hervorragende Momente in der Zeitreihe (die man *Epochen* nennen kann), unter sich eine stärkere Verbindung eingegangen waren.

Wir wollen nun annehmen, einerlei Vorstellung sei schon *sehr oft* gegeben worden: so wird sie mit sehr Vielem verbunden sein; und dies Viele wird in mancherlei Gegensätzen stehn; daraus werden vielerlei theils *materiale* Hemmungen (wegen der Beschaffenheit der einzelnen Partial-Vorstellungen), theils formale (*Hemmungen wegen der Gestalt*, nach vorigem §.) entspringen. Nun sollte zwar die oftmals gegebene Vorstellung eine grosse Gesammtkraft besitzen; allein ihr Verbundenes steht sich und ihr im Wege; es verdunkelt sich gegenseitig, und sie wird dadurch im Aufstreben gehindert.

Hiebei ist insbesondere zu merken, dass wegen der *successiven* Reproductionen (nach §. 88) das Verbundene jener Hauptvorstellung nur allmälig mehr und mehr ins Bewusstsein treten sollte; die Folge davon lässt sich leicht einsehn. Nämlich wenn die Hauptvorstellung mit vielen Reihen verbunden ist, diese Reihen aber unter einander entgegengesetzt sind, so muss die Wirksamkeit, womit sie einander widerstreben, nothwendig *wachsen*, indem die Zeit verläuft; denn während dieses Zeitverlaufs sollen die Reihen sich im Bewusstsein entwickeln. Weil sie sich nun daran gegenseitig mehr und mehr hindern, je weiter ihre Entwickelung nach dem Reproductionsgesetze fortschreiten müsste: so leidet die Hauptvorstellung selbst hiedurch einen wachsenden Widerstand; sie kann sich im Bewusstsein nicht lange halten, sondern erliegt gar leicht unter der Last ihrer Verbindungen.

(Dies ist die eigenthümliche Schwierigkeit, welche sich bei Menschen ohne wissenschaftliche Bildung dann äussert, wann sie allgemeine Begriffe vesthalten sollen. Die Gedanken vergehn ihnen; sie wissen gar bald nicht mehr, wovon die Rede

Digitized by Google

ist; sie werden müde und gähnen. Umgekehrt erhellet hieraus die Kraft der Beispiele, das Denken zu unterstützen, indem jedes derselben eine bestimmte Reihe veststellt, und den Widerstand der übrigen abwehrt.)

Gleichwohl bereitet sich durch den eben erwähnten Hemmungsprocess ein wichtiger Fortschritt in der geistigen Bildung. Ist nämlich die Hauptvorstellung nur gehörig gebildet worden, durch möglichst vollständiges Verschmelzen ihrer früheren Theile mit den späteren, so oft sie gegeben wurde (vgl. §. 85), und hat nur nicht irgend ein physiologisches Hinderniss diese Verschmelzungen verkümmert (wie bei Kranken, bei Blödsinnigen, oder schon bei schwachen Köpfen), so giebt ihr die häufige Wiederholung unter verschiedenen Umständen dennoch Kraft genug, um in der Mitte andrer Vorstellungen einen Platz zu behaupten. Zugleich erscheint sie nun beinahe *isolirt*, weil das Ablaufen der ihr anhängenden, sich unter einander hemmenden, Reihen nicht mehr merklich ist. Sie ist also abgelöset von ihren zufälligen Verbindungen nach Zeit und Ort. Mehrere Vorstellungen dieser Art können nun unter sich in solche Verbindungen treten, die von ihnen selbst, von ihrem Inhalte, ihrem Vorgestellten, abhängen; kurz, sie können sich nach ihrer *Qualität* verknüpfen. In so fern aber werden sie dem *Verstande* zugeschrieben, und heissen *Begriffe*.

Man kann von den Begriffen auch sagen, sie seien die Vorstellungen in dem Zustande, worin sie unmittelbar an die *Sprache* geknüpft seien; und von der Sprache: sie sei ganz eigentlich das, was verstanden oder nicht verstanden werde, so dass hieraus sich die ursprüngliche, obgleich nicht die ganze Bedeutung des Wortes *Verstand* ergebe. Hierauf werden wir sogleich zurückkommen; zuerst müssen wir aus der Lehre von den Vorstellungsreihen noch eine andre Betrachtung ableiten.

Eine Complexion aus den Vorstellungen A und B sei im Begriff sich zu bilden. Wenn sie zu Stande kommen soll, so müssen die Reihen, welche von A ausgehn, und die, welche an B geknüpft sind, einander nicht dergestalt hemmen, dass ihr ferneres Ablaufen dadurch unmöglich würde; sonst wirkt die Hemmung auf A und B zurück, und die Complication muss unterbleiben. Aber gesetzt, die Evolution der Reihen bis zu dem Puncte ihres Zusammenstossens würde aufgehalten, so würde die Complexion sich dennoch, wenigstens vorläufig bil-

Digitized by Google

den, und so lange dauern, bis jene Gegenwirkung der Reihen hervorträte und sie zerstörte. Dass diese Art der vorläufigen, aber unhaltbaren Complication, das Wesentliche des *Traums* ausmacht, lässt sich leicht übersehen; dasselbe ist beim Wahnsinn der Fall, nur so, dass hier das Ablaufen der Reihen sich bis zur Heilung des Kranken verzögert, während die Träume nur des Aufwachens bedürfen, um ihrer Ungereimtheit überführt zu werden; so wie der Unverstand der Kinder, deren Vorstellungsreihen noch kurz, und mangelhaft verknüpft sind, durch zunehmende Erfahrung und durch reifere Gedankenverbindung allmälig verscheucht wird.

Erinnern wir uns nun der Sprache: so sehn wir sogleich, dass *jedes* gesprochene Wort für den Hörer ein Anfangspunct von Reihen ist, welche sich *alle* in einander verweben müssen, wofern die Rede soll verstanden werden. Alles, was diesen Process der Verwebung hindert, macht die Rede unverständlich.

Aber die Sprache liegt nicht bloss in den Worten, sondern auch in den Dingen. Der Verständige erräth das Verborgene, indem er den Zusammenhang ergänzt; und er verwirft die thörichten Meinungen und Pläne, indem er den Lauf der Begebenheiten vorwärts und rückwärts in Gedanken verfolgt. Es ist klar, dass hiebei alles auf das Zusammenwirken seiner Vorstellungsreihen ankommt; gleichviel ob vom praktischen oder vom theoretischen Verstande die Rede ist. Man kann dem Verstande zwei Dimensionen zuschreiben: *Weite* und *Tiefe*. Die Weite hängt ab von der Menge und Mannigfaltigkeit solcher Reihen, deren Partialvorstellungen möglichst genau, und ohne Verwirrung, verschmolzen und geordnet seien; die Tiefe bezieht sich auf die Reproduction der gleichartigen Vorstellungen, wodurch sie Begriffe sind. Oberflächliche Menschen reproduciren heute nur das Gestrige und Vorgestrige; bei tiefen Charakteren bewegt jeder Gedanke den Stamm des ganzen frühern Lebens.

Für die Sprache sind alle Begriffe, als solche, Substantiva; das Gehen und Stehen eben sowohl als der Baum und das Haus; das *Wenn* und das *Aber* eben so gut wie das Süsse und das Kalte. Aber keine unserer Vorstellungen ist bloss und ursprünglich ein Begriff; eine jede, wie sehr sie auch isolirt zu sein scheine, hängt noch immer in allen ihren, wie sehr auch verdunkelten, Verbindungen; darum liegt in jeder ein mannig-

Digitized by Google

faltiges *Weiterstreben,* so wie es oben (im vorigen §.) beschrieben wurde. In diesem Weiterstreben müssen die Gedanken sich gegenseitig tragen und halten; darum biegt die Sprache ihre Worte, und baut daraus *Perioden.* Hiezu dienen ihr vorzüglich ihre *verba activa* und *passiva;* ohne uns aber bei den Worten weiter aufzuhalten, müssen wir noch einen Blick werfen auf die Begriffe des *Thuns* und *Leidens;* und wir werden darauf sogleich kommen, nachdem wir noch zuvor angemerkt haben, dass die Bildung der Perioden auf dem Gegensatze *Ja* und *Nein* (auf der sogenannten *Qualität des Urtheils*) beruht, und dieses wiederum ein mögliches *Schweben zwischen* Ja und Nein voraussetzt. Das *Nein,* welches gewiss kein Erfahrungsbegriff sein kann, da alle Erfahrung nur Positives giebt, ist nichts anderes als eine veste Hemmung, wogegen eine Vorstellungsreihe anläuft. Absolut vest braucht die Hemmung nicht zu sein; nur so vest, wie die Aussenwelt sich uns zeigt, wenn sie, unsern Wünschen und Bemühungen trotzend, uns *fortwährend* einerlei Wahrnehmung *erneuert;* so dass dagegen unsre Wünsche vergeblich anlaufen und hiedurch verneint werden. Dass auch diese Art von relativer Vestigkeit nicht ursprünglich in den einzelnen Vorstellungen liegt, weiss man aus den ersten Elementen der Statik des Geistes; bei fortschreitender Ausbildung aber kann sehr leicht in einem Systeme von Vorstellungen eine Wirksamkeit entstehn, die sich gegen ein anderes eben so fortwährend erneuert, wie die äussere Anschauung gegen die von innen hervordringenden Gedanken.

§. 102.

Die Lehren der Mechanik des Geistes sind so allgemein, dass sie auch dann noch gelten müssten, wenn wir in einer ganz anderen Natur, als in der wirklichen, lebten; so wie die Mechanik der vesten Körper sich, *mutatis mutandis,* ohne besondre Schwierigkeit auch auf eine Astronomie würde übertragen lassen, deren Grundgesetz eine Anziehung verkehrt wie der Würfel der Entfernung sein möchte. Damit würden aber die Erscheinungen der Himmelskörper keinesweges zusammenstimmen; will der Astronom, während er rechnet, die Thatsachen nicht ganz aus den Augen verlieren, so muss er innerhalb solcher Voraussetzungen bleiben, die zu den Thatsachen passen. Eben so: wollen wir allmälig uns vorbereiten, die Mechanik des Geistes mit dem zu verknüpfen, was wir in uns

Digitized by Google

fühlen, und aus der Erfahrung von uns wissen: so ist es nöthig dass wir uns nun bestimmter, als zuvor, an unsre Welt, das heisst, an die eigenthümlichen Beschaffenheiten solcher Vorstellungsreihen erinnern, die sich im menschlichen Geiste unter den vorhandenen menschlichen Verhältnissen, unwillkürlich bilden.

Hier kommen uns nun zuerst die Unterschiede des Thätigen und Leidenden entgegen. Viele Complexionen wahrgenommener Merkmale, — oder, in unserer gewöhnlichen Sprache, viele *Dinge*, — zeigen sich und ihre Veränderungen in der Regel nur als *Endpuncte* von Reihen, die von andern Dingen ausgehn; oder doch nur in so fern als *Anfangspuncte*, wie fern sie zuvor Endpuncte früherer Reihen waren. Weit seltener sind die andern Dinge, von denen eben so oft Reihen ausgehn, als bei ihnen anlangen. Jene erstern nun werden als *Stoff*, als *Materie, die mit sich machen lässt*, bezeichnet; diese letztern, so fern sie von vielen verschiedenen Reihen die möglichen Anfangspuncte sind, denkt man als *thätig*, als Quelle und Ursprung von Ereignissen.

Man unterscheide hier sorgfältig, was die Worte: Thun und Leiden, eigentlich bedeuten sollten, von dem, was sie in gemeiner Sprache wirklich bedeuten. Jenes ist eine metaphysische Frage, deren Gewicht der gemeine Verstand gar nicht empfindet, und deren Beantwortung nicht hieher gehört; aber die zweite, psychologische Frage ist schon vollständig beantwortet durch das, was oben von den Vorstellungsreihen gelehrt wurde. Wer sich ein *Thun* denken will, der versetzt sich in einen Zustand, als ob in ihm eine Reihe dergestalt abliefe, dass sie vorzugsweise durch das reproducirende Streben des Anfangsgliedes hervorgehoben würde; um den Verlauf der Reihe bekümmert er sich dabei nicht. Deshalb ist eine *Quelle* das natürliche Symbol des Thätigen; obgleich sich bei näherer Betrachtung finden würde, dass auch hier alles, was das sinnliche Auge wahrnimmt, sich lediglich leidend zeigt, indem ja die Einfassung der Quelle ruhet, und das Wasser bloss hervortritt, um fortzufliessen, ohne irgend etwas, wenn nicht zufällig, zu ergreifen und abzuändern. Aber unsern eigenen Gemüthszustand, indem eine Vorstellung die von ihr ausgehende Reihe hervorzuheben strebt, leihen wir der Quelle; darum belebt sie sich für uns, als ob auch in ihr etwas wäre, welches sich an-

Digitized by

strengte, das Wasser zu heben und zu fördern. Ueberhaupt bedeutet im gemeinen Sprachgebrauche die Redensart: *das kommt davon*, genau so viel als: dies hier ist die Wirkung von jener Ursache dort; und wenn hiemit der gemeine Verstand noch ein dunkles Gefühl des Widerspruchs verbindet, der in dem Leidenden entstanden wäre, wenn es sich selbst verändert hätte, so geht er schon weiter als die *kantische* Schule ihn führen würde, die, freilich seltsam genug, in dem Causalbegriff auch nichts anderes zu finden wusste, als den Anfang einer Reihe.

Ein zweiter Umstand, den wir aus unserm Verhältnisse zur Aussenwelt hervorheben müssen, ist die *Beweglichkeit des Menschen in seiner Umgebung.* Ohne diese würden die Anschauungen der Dinge stets für die Dinge selbst gehalten werden; dadurch aber, dass der Mensch einen Unterschied des Abwesenden und des Gegenwärtigen fasst, lernt er, dass den Gegenständen ihr Erscheinen oder Nicht-Erscheinen zufällig ist. Die Gegenstände bekommen, so fern sie vest stehn, auch veste Plätze in seinen sich allmälig bildenden, ordnenden, und verknüpfenden Vorstellungsreihen, worin die Reihenfolge der Anschauungen aufbewahrt wird. Ihr Erscheinen aber (ihre Sichtbarkeit, Hörbarkeit u. dergl.) wird ihnen wie eine Art von Ausstrahlungssphäre zugeschrieben, die mit wachsender Entfernung an Stärke abnimmt. Sie selbst, die Gegenstände, werden betrachtet als das, woher das Erscheinen kommt; und der Mittelpunct in welchem die Strahlen des Erscheinens sich von allen Seiten her vereinigen und kreuzen, legt den Grund des *Ich*, welches zu seiner Ausbildung noch der *innern Welt* bedarf, die in der Mitte der Aussenwelt oder des Nicht-Ich sich umherbewegend, nicht bloss Reihen in sich aufnimmt und endigt, sondern auch andre Reihen theils von sich aussendet, theils auszusenden im Begriff ist, durch welche sie den einströmenden begegnet; dergestalt, dass man nicht sagen kann, ob das Ich mehr activ oder passiv erscheine, indem fast stets beides zugleich und nahe in gleichem Maasse statt findet. Die innere Welt aber, oder die Welt der innern Wahrnehmung, ist in steter Fortbildung begriffen, und nach der Art ihrer Bildung höchst verschieden; sie erscheint anders dem Dichter, anders dem Philosophen, und beiden anders als dem schuldbewussten Sünder, oder als dem Tugendhaften, der sich in fromme Selbstbetrachtung versenkt. Jedesmal aber baut sie sich aus nach ähnlichen

Digitized by Google

Formen wie die Aussenwelt; so dass auch in ihr das Ich wie ein umherwandelnder Punct erscheint, dem bald diese bald jene Gegend in ihr mehr sichtbar wird; und will man sie zerlegen, so wird man finden, dass sie gerade so wie unsre Aussenwelt, aus Vorstellungsreihen besteht; mit dem Unterschiede, dass in ihr die Gesetze der Wirksamkeit und Reizbarkeit dieser Reihen mehr selbstständig regieren, als in der Aussenwelt, in welche wir jeden Augenblick neue Vorstellungen aufnehmen müssen, weil unser Verhältniss zu dem, was wirklich ausser uns existirt, sich unaufhörlich ändert.

Bei dieser Grenze wollen wir stehen bleiben. Nicht als ob die innere Wahrnehmung nicht in die Mechanik des Geistes gehörte. Unstreitig muss eine Zeit kommen, wo man auch das Verhältniss derjenigen *Vorstellungsmassen*, die sich zu verschiedenen Zeiten unter verschiedenen Umgebungen und Umständen bildeten, auf synthetischem Wege vollständiger untersuchen wird, wie es auf analytische Weise geschehen kann. Vielleicht wird man selbst mit der Genauigkeit der Rechnung einige von den Gesetzen erkennen, nach welchen von den stärkeren und älteren jener Vorstellungsmassen die schwächern appercipirt werden; ähnlich der Aneignung neuer Wahrnehmungen des äussern Sinnes durch die älteren Vorstellungen, während wir anschauen, und das Angeschaute beurtheilen. Die Aufforderung, Untersuchungen dieser Art anzustellen, ist von der dringendsten Art; denn es kommt darauf an, die Bedingungen der *Selbstbeherrschung* zu finden, von welcher offenbar die Apperception des eignen Inneren die erste Voraussetzung ist. Es kommt darauf an, die *praktische Vernunft* zu ergründen, welche man durch die praktische Philosophie *allein* noch nicht hinreichend kennen lernt. Denn die Vernunft ist kein blosses *Sollen*, sie ist auch ein wirkliches *Handeln;* sie vollzieht allemal in einigem Grade das, was sie gebietet; es bewegt sich allemal durch sie der innere Mensch, wenn er auch nur erschüttert, und nicht von der Stelle gerückt wird.

Sollen aber die *synthetischen* Untersuchungen so weit fortgeführt werden: so müssen die Elemente, welche ich hier vortrug, erst geprüft, dann vollständiger ausgearbeitet werden. Diese Mühe, wer wird sie übernehmen? Ohne Zweifel der Erste, dem dies Buch begegnet, wenn er so viel Mathematik versteht, als nöthig ist, und wenn er sich in das Ganze meiner

Digitized by Google

Lehre zu finden weiss. Allein damit pflegt es nach meinen Erfahrungen etwas lange zu dauern. Manchmal habe ich bemerkt, dass Zuhörer, die ungefähr auf dem Puncte standen, wohin ich den Leser jetzt geführt habe, nun erst irre wurden an dem Ich; nun erst bemerkten, mit welchem schwierigen Probleme sie von Anfang an beschäftigt gewesen waren; nun erst in die Stimmung des Nachdenkens geriethen, worin sie vom ersten Anfang an hätten sein sollen. Wohl denen, die, wenn auch spät, doch wenigstens irgend einmal dazu gelangen, sich zum ernstlichen Forschen aufgeregt zu fühlen!

Nun erst werden auch diejenigen Untersuchungen gelingen können, mit welchen sich das philosophische Publicum in den letzten Zeiten vergebens beschäftigt hat.

Kant begann ein preiswürdiges Unternehmen, indem er den frühern Dogmatismus durch Kritik des Erkenntnissvermögens, — das heisst: durch die Frage nach der Möglichkeit des Erkennens, — erschütterte, und neue Anstrengungen des Denkens hervorrief. Aber in so fern er damit ein neues System begründen wollte, fehlte es ihm selbst am Grunde und Boden. Dem starken Geiste fehlten die nothwendigen Hülfsmittel und Vorarbeiten.

Es liegt mir ob, im zweiten Theile dieses Werks die Möglichkeit des Erkennens aus psychologischen Principien zu erklären und zu begrenzen. Dort aber wird sich diese Absicht meiner Bemühungen vielleicht zu sehr unter den übrigen verlieren; daher, und um einigen Lesern mehr Anknüpfungspuncte darzubieten, will ich hier noch anhangsweise einige Bemerkungen über die *kantische* Lehre, sofern sie *Kritik* sein soll, hinzufügen. Dabei könnte ich mich auf den Erfolg berufen, und diesen gegen *Kant* gelten machen. Die Sätze, dass Räumliches und Zeitliches blosse Erscheinung, Substanzen und Ursachen nur unsre Gedanken, Einheit und Regierung der Welt nur Ideen der Vernunft seien, haben bekanntlich die Nachfolger verleitet, sich die Welt *a priori* zu construiren; und sich in sich selbst zu versenken, um die Dinge wie sie sind, aus der Idee hervorgehen zu lassen. Diese ganz unkritische Art zu philosophiren setze ich fürs erste bei Seite, denn sie war nicht *Kant's* Absicht, der vielmehr das Wissen vom Glauben trennen, und es auf Erfahrung beschränken wollte. Was aber mich

Digitized by

eigentlich beschäftigt, das ist das Unkritische der *kant'schen* Kritik selbst.

Kann man das Erkenntnissvermögen kritisiren, wenn man den *Process* des Erkennens ganz und gar verkennt? wenn man nicht einmal nach diesem Processe fragt; wenn man unterlässt, die Nachforschung auf ihn zu richten?

„Was sind Raum und Zeit?" So stellt *Kant* die Frage seiner transscendentalen Aesthetik. Er macht also *den* Raum und *die* Zeit zu Objecten seines Denkens. Kein Wunder, dass seine Antworten sich auf den Weltraum beziehn, der übrig bleibt, wenn die Körper weggedacht werden; und auf die Zeit, worin die Weltbegebenheiten geschehen; dergestalt, dass dieser Raum und diese Zeit die nothwendigen Voraussetzungen der Sinnenwelt selbst auszumachen scheinen. So wird das Leere dem Vollen vorausgeschickt; das Nichts wird zur Bedingung des Etwas. Gewiss die seltsamste und ungereimteste aller Täuschungen!

In der That aber ist der Raum nur die Möglichkeit, dass Körper da seien, und die Zeit nur die Möglichkeit, dass Begebenheiten geschehen. Diese Möglichkeiten lassen sich nicht mehr ableugnen, *nachdem* einmal *wirkliche* Körper *wirklich* als ein Räumliches, Ausgedehntes und Begrenztes aufgefasst, und *nachdem* einmal wirkliche Begebenheiten als dauernd eine bestimmte Zeit, und als solche, die gerade nicht früher eintraten und nicht später endigten, sind vorgestellt worden. Gerade dasselbe gilt von allem, was sich jemals in der Wirklichkeit vorgefunden hat. Man denke einmal alle wirklichen Töne und Laute, alles Hörbare hinweg! Das kann man; aber die Möglichkeit, dass Töne gehört werden könnten, kann man nicht leugnen. Folglich bleiben auch alle Regeln der Musik gerade so unwandelbar stehn, wie die Geometrie ohne Körperwelt. Das Verhältniss der Terzen, Quinten, Octaven, die Nothwendigkeit, den Leitton nach oben, die kleine Septime aber nach unten hin aufzulösen, dies alles steht vest *a priori*, ob nun in diesem Augenblick wirkliche Saiten und Ohren vorhanden sind oder nicht. Desgleichen denke man alle Farben hinweg; aber die Möglichkeit der Farben kann man nicht leugnen; folglich auch nicht den Satz, dass das Farbendreieck zwei Dimensionen, hingegen die Tonlinie nur eine Dimension habe. Nichts desto weniger beziehen sich alle diese Sätze auf vorausgesetzte

Digitized by Google

Töne und Farben, die wirklich gehört und gesehen werden könnten; und eben so bezieht sich das Ausser-Einander auf irgend ein *a* und *b*, welches könnte eins hier und das andre dort sein; und das Nach-Einander auf ein *α* und *β*, wovon eins früher und ein andres später kommen soll. Die Form der Zusammenfassung ist freilich losgerissen vom Zusammengefassten; sie ist über dasselbe hinaus, ins Unendliche erweitert worden, weil die Erweiterung, nachdem sie einmal in Gang kam, durch keine Grenze aufgehalten wurde; das heisst, weil eine *Unmöglichkeit des weitern Ausser- und Nach-Einander nirgends anfängt.* Gerade so fanden wir oben das Ich losgerissen von allen individuellen Bestimmungen. Aber nichts desto weniger bezieht sich das Ich auf die Individualität, der Raum auf das Räumliche, die Zeit auf das Zeitliche; und die *kantische* Untersuchung, die eher vom Raum als vom Räumlichen redet, behandelt die leere Form als eine Sache, zerreisst Beziehungspunct und Bezogenes; kehrt das Hinterste nach vornen, und klebt an nichtigen Hirngespinnsten.

Was geschieht in mir, indem ich *a*, *b*, *c*, *d* neben und ausser einander *denke*? Denn vom Anschauen mit dem leiblichen Auge ist hier nicht nöthig zu reden. Welche Modification erleidet mein Vorstellen des *a* dadurch, dass sich mit ihm das Vorstellen des *b*, *c*, *d* durch die Bestimmung verbindet, *b* liege *zwischen* *a* und *c*, und wiederum *c* *zwischen* *b* und *d*? Warum ist mein Vorstellen im Uebergange von *a* zu *d*, oder von *d* zu *a* begriffen, und warum geschieht dieser Uebergang nicht sprungweise? Da alle diese Vorstellungen in mir sind, nehmen sie denn auch in mir einen Raum ein? Etwa so, wie die eingebildeten materialen Ideen, das heisst, Gehirneindrücke, in verschiedenen Theilen der Gehirnmasse *neben* einander liegen sollten? Wenn dies eine lächerliche Hypothese ist, wie geht es denn zu, dass mein Vorgestelltes sich ausser einander, und reihenförmig darstellt, während doch die Acte des Vorstellens hiebei schlechterdings nicht auseinander gerissen werden dürfen?

Das sind die Fragen, die beantwortet werden müssen. Sie passen auf die Landkarte von Utopien eben so gut, als auf die von Europa; und, mit gehöriger Abänderung auf die Zeit übertragen, eben so wohl auf die Geschichte von Udepoten, als auf die vom Erdball und vom Sonnensystem. Die Antworten

Digitized by Google

darauf müssen eben so wohl die Raumvorstellungen des Hundes und des Hasen erklären, als die des Menschen, obgleich von den Thieren schwerlich jemand glauben wird, sie stellten Raum und Zeit als unendliche gegebene Grössen vor. Wo und wie irgend ein Räumliches oder Zeitliches gedacht, oder gedichtet, oder geträumt, oder gesehen, oder gefühlt, oder als Symbol gleichnissweise zur Erläuterung unsinnlicher Gegenstände gebraucht und gestaltet wird, in diesen und allen erdenklichen Fällen muss das Vorgestellte *darum* geordnet auseinander treten, weil in dem Vorstellen ein geordnetes Streben ist, vermöge dessen jede kleinste Partialvorstellung alle die andern in bestimmter Reihenfolge nach sich zieht, und in sie hinüberfliesst. *Zu erklären, wie dieses Streben und Wirken in die Vorstellungen komme*, das war die Aufgabe; aber ein paar unendliche leere Gefässe hinzustellen, in welche die Sinne ihre Empfindungen hineinschütten sollten, ohne irgend einen Grund der Anordnung und Gestaltung, das war eine völlig gehaltlose, nichtssagende, unpassende Hypothese.

Eben so unkritisch war die Uebereilung, darum, weil Raum und Zeit Formen unseres Anschauens sind, zu behaupten, sie wären *nicht* Formen der Auffassung unsinnlicher Gegenstände, oder mit andern Worten, sie kämen den Dingen an sich nicht zu. Gerade umgekehrt! Dieselben Gründe, derenwegen das Farbige und das Fühlbare sich räumlich ordnet, kehren mit geringer Veränderung auch dort wieder, wo eine Mannigfaltigkeit des unsinnlichen Realen im zusammenfassenden Denken soll überschauet werden. Wir schauen freilich bloss mit den Sinnen, wenn Schauen eine formale Modification des *Empfindens* sein soll. Aber die *Form* des Anschauens hat eine viel weitere Sphäre; sie ist Form des geordneten Zusammenfassens überhaupt, der Gegenstand sei welcher er wolle. Nur allein da, wo alle Zusammenfassung wegfällt; da, wo man das primitive Reale *einzeln* betrachten will: hier gilt auch keine Form der Zusammenfassung; hier müssen Raum und Zeit verneint werden. Räumliches und Zeitliches ist seinem Begriffe nach ein *Relatives;* jedes Reale an sich betrachtet ist ein *Absolutes;* darum, und aus keinem andern Grunde, ist das Reale an sich unzeitlich und unräumlich.

Ungeachtet aller Mängel behält gleichwohl die *kant'sche* transscendentale Aesthetik immer noch ihr grosses Verdienst durch

Digitized by Google

die einfache Bemerkung, dass Raum und Zeit Formen des Vorstellens sind. Dasselbe Verdienst besitzt auch die transscendentale Logik in Ansehung der sogenannten Kategorien; indessen ist längst bemerkt worden, dass dieser Theil der *kant'schen* Lehre noch viel hohler und verworrener ist als jener. Man würde ein weitläufiges Werk schreiben müssen, um die ungeheure Masse von Fehlern aller Art, welche sich hier aufgehäuft findet, auseinander zu setzen; und niemals hat sich die Blindheit der Sectirer auffallender gezeigt, als an den Kantianern, die viele hundertmal diese Fehler nachgebetet, und der Welt als hohe Weisheit angepriesen haben.* Nichts in diesem ganzen Abschnitte der Vernunftkritik ist gesund; von dem eingebildeten Leitfaden zur Entdeckung der reinen Verstandesbegriffe, der in einer falschen Tabelle der logischen Functionen bestehn soll, bis zu der dreisten und völlig grundlosen Behauptung einer Wechselwirkung aller Substanzen, wobei das Zugleichsein der Dinge für eine *objective* Bestimmung derselben ausgegeben wird, (als ob daraus, dass der Jupiter im Zeichen der Zwillinge steht, und dort mit den Sternen dieses Zeichens zugleich wahrgenommen wird, ein Causalverhältniss zwischen diesem Planeten und jenen Fixsternen folgte,) ist hier Alles leere Systemkünstelei, und Misshandlung der wichtigsten metaphysischen Grundbegriffe. Von dieser meiner Behauptung, die ich im Nothfalle durch einen ausführlichen Commentar belegen werde, kann ich hier nur den einen Punct näher beleuchten, welcher den obigen Fehlern der transscendentalen Aesthetik analog ist.

Was ist Einheit und Vielheit? Was Realität und Negation? Was Substanz und Ursache? Was Möglichkeit und Nothwendigkeit? Sind es leere Gefässe, aufgestellt im menschlichen Verstande, in welche die Erfahrung ihre Anschauungen hineinschütten und bunt durch einander werfen soll? Auf welche Anschauung (die als solche allemal positiv ist) passt die Kategorie der Negation; und wann ist von irgend einem anschauenden Wesen ein Negatives unmittelbar wahrgenommen worden?

* Die Starrheit mancher Kantianer ist so gross, dass sie als Grösse etwas Achtungswerthes bekommt. Auch haben diese Männer darin Recht, dass sie nicht mit den rüstigen Führern der Zeit *vorwärts* eilen wollten; aber sehr unrecht, wenn sie vom Standpuncte *Kant's* auch nicht weiter *rückwärts* gehen wollen.

Digitized by Google

Welche Substanz, in ihrem *Gegensatze* als letztes Subject *gegen* ihre Prädicate, Attribute und Accidenzen, und als Beharrliches gegen das Mancherlei, was an ihr wechselt, ist jemals ins Reich der Erscheinungen eingetreten? Welche Kraft hat je die Nothwendigkeit, womit aus ihr die Wirkung folgt, den Sinnen dargeboten? Welche Möglichkeit, in ihrem Gegensatze gegen das Wirkliche, hat jemals ihren Platz mitten unter den Erfahrungen, die als solche lauter Wirklichkeiten sind, eingenommen und behauptet? — Wenn nun die Anschauung, unmittelbar und für sich allein, ganz unfähig ist, sich der zu ihr gehörigen Kategorien zu bemächtigen: wie kommen denn *diese* dazu, sich *jener* zu bemächtigen? Durch den Verstand? Also hat der Verstand die Realität früher als das Reale, die Substantialität früher als bestimmte Substanzen, die Causalität eher als bestimmte Ursachen, die Wirklichkeit eher als wirkliche Dinge! Gerade so hatte die Sinnlichkeit eher die leeren Undinge, Raum und Zeit, als das Räumliche und das Zeitliche! Aber Realität, Substantialität, Wirklichkeit u. s. f. sind nichts als abstracte, und, wie die Geschichte der Metaphysik bezeugt, sehr dunkle Begriffe, die, wenn sie zu den Anschauungen gleichsam als eine fremde Zuthat hinzukämen, ihnen den sehr schlechten Dienst leisten würden, sie zu verfinstern und zu verwirren, anstatt sie zu ordnen und verständlich oder verständig zu machen. Ist der Verstand ein Vermögen, die Anschauungen zu verderben? ihrer Klarheit ein trübes Element beizumischen? Dass für ihn zu fürchten sei, er werde im Vergleich mit der Sinnlichkeit verlieren, scheint *Kant* gefühlt zu haben; denn sonst lag ihm die Versuchung sehr nahe, seine transscendentale Logik und Aesthetik ganz analog und parallel abzufassen. Den bekannten vier Sätzen der metaphysischen Erörterung über Raum und Zeit wären dann folgende vier Behauptungen gegenüber getreten:

1) Damit gewisse Empfindungen als Attribute auf eine Substanz, als Wirkungen auf eine Kraft u. s. w. bezogen werden, dazu müssen die Vorstellungen von Substanz, Kraft u. s. f. schon zum Grunde liegen.

2) Substanz, Kraft, Reales, Nothwendiges u. s. f. sind nothwendige Vorstellungen *a priori*. Man kann sich niemals eine Vorstellung davon machen, dass gar Nichts sei und wirke, ob-

Digitized by Google

gleich man sich ganz wohl denken kann, dass jedes einzelne Ding, jede einzelne Thätigkeit aufgehoben würde.

3) Substanz, Realität, Kraft u. s. w. sind keine discursiven, allgemeinen Begriffe, sondern reine Anschauungen. Denn erstlich kann man sich nur eine einzige Substanz vorstellen; und wenn man von vielen Substanzen redet, so verstehet man darunter nur Theile einer und derselben alleinigen Substanz. Diese Theile können auch nicht vor der einigen allbefassenden Substanz gleichsam als deren Bestandtheile (daraus ihre Zusammensetzung möglich sei) vorhergehen, sondern nur in ihr gedacht werden. Sie ist wesentlich einig; das Mannigfaltige in ihr, mithin auch der allgemeine Begriff von Substanzen überhaupt, beruhet lediglich auf Einschränkungen. Hieraus folgt, dass in Ansehung ihrer eine Anschauung *a priori* allen Begriffen von derselben zum Grunde liegt. So werden auch alle naturphilosophische Grundsätze, z. E. dass alle Substanzen in der Welt in Wechselwirkung stehn, niemals aus allgemeinen Begriffen von Substanz und Welt, sondern aus der Anschauung, und zwar *a priori*, mit apodictischer Gewissheit abgeleitet.

4) Die Substanz wird als eine unendliche gegebene Grösse vorgestellt. Diese Unendlichkeit bedeutet Nichts weiter, als dass alle bestimmte Grösse von Substanzen nur durch Einschränkungen einer einzigen zum Grunde liegenden Substanz möglich sei. Daher muss die ursprüngliche Erkenntniss der Substanz uneingeschränkt gegeben sein.

Wer *Kant's* Kritik aufschlägt, wird sehn, dass ich hier mit geringer Veränderung wörtlich abgeschrieben habe. In diesen Sätzen spiegelt sich aber die heutige sogenannte Naturphilosophie so klar, dass Niemand mir die veränderte Lesart als meine Erfindung zurechnen wird.

Nun hat *Kant*, obgleich er die Symmetrie, die er hier so leicht erlangen konnte, nur gar zu sehr liebte, doch nicht für gut befunden, sich selbst in der Lehre von den Kategorien abzuschreiben. Er lässt es sich vielmehr eine saure Mühe kosten, seine Kategorien als *Formen* der Verknüpfung darzustellen, wodurch das Mannigfaltige der *Erfahrung*, nicht bloss so, wie es in der Zeit zufällig zusammenkomme, sondern wie es in der Zeit objectiv sei, zu einer Erkenntniss von Objecten zusammentrete. Die Substantialität ist daher bei ihm keine Substanz, die Realität kein Reales, die Causalität keine Kraft, sondern es sol-

Digitized by Google

len erst Substanzen, reale Gegenstände, Kräfte u. s. w. in der zeitlichen Erfahrung gefunden werden; und nach seiner ausdrücklichen Versicherung „hat die Kategorie keinen andern Gebrauch zur Erkenntniss der Dinge, als ihre Anwendung auf Gegenstände der Erfahrung.“

Kant sah also ein, dass in Ansehung der wahren Bedeutung der Kategorien alles auf die Frage ankomme: *wie bildet sich unsre Erfahrung?*

Wenn er nun dies einsah: wie mag es zugegangen sein, dass er in einer so wichtigen Untersuchung die einfachsten Zeugnisse der Erfahrung selbst überhörte?

Es ist nämlich klare Thatsache: *dass in Ansehung des Gebrauchs, den wir von den Kategorien zu machen haben, die Erfahrung noch bei weitem nicht vollständig bestimmt, dass sie nichts Fertiges, sondern im Werden und im Schwanken begriffen ist.*

Das Universum, ist es *Eins?* Oder ist die Welt nur eine Summe von ursprünglich *Vielem?* Darüber ist Streit! Das geistige Erdenleben des Menschen, ist es eine *Realität*, oder eine *Negation*, und blosse *Einschränkung* eines höheren Daseins? Darüber ist Streit! Die Imponderabilien, Licht, Wärme, Elektricität u. s. w., ja die Seele selbst, sind es *Substanzen* oder *Accidenzen?* Darüber ist Streit! Die sogenannten freien Handlungen der Menschen, sind sie *zufällig* oder *nothwendig?* Darüber ist Streit!

Wie sollen diese Streitfragen zu ihrer Beantwortung gelangen? Durch die Kategorien? Allerdings müsste es so geschehen, wenn dieselben den vollständigen Grund ihrer Anwendung auf Erfahrungsgegenstände in sich selbst enthielten. Warum aber, wenn die Kategorien in jedem menschlichen Verstande die nämlichen, wenn die Verfahrungsarten und Gesetze des Verstandes in uns Allen die gleichen sind, warum finden wir nicht alle die Beantwortung dieser Fragen auf gleichlautende Weise? Ohne Zweifel darum, weil weder unser Nachdenken vollendet, noch unsre Wahrnehmung und Beobachtung vollständig ist.

Noch weit weniger vollendet ist die Erfahrung des gemeinen Mannes, so wie er sie sich denkt. Er empfindet jeden Augenblick Wärme oder Kälte; aber die Fragen: *ist die Wärme eine Substanz? muss man die Kälte als blosse Negation der Wärme, oder umgekehrt die Wärme als Aufhebung der Kälte betrachten?*

Digitized by

— diese Fragen fallen ihm nicht ein. Er hält von Jugend auf das Wasser für eine Substanz; aber bei weiterer Ausbildung lässt er sich geduldig belehren, das Wasser sei nur eine Verbindung des Eises mit der Wärme, das Eis aber nur eine Form, wie Sauerstoff und Wasserstoff verbunden sich in der Erscheinung darstellen. Seine Kategorien haben ihn nicht belehrt, und widersetzen sich der Belehrung nicht; sie verhalten sich bloss passiv!

Die kritische Untersuchung des Verstandes, was will sie nun eigentlich wissen? Die Anzahl der ursprünglich vorhandenen Kategorien? Angenommen, es gäbe dergleichen ursprüngliche Denkformen wirklich: so sind dieselben für sich allein nur leere Begriffe, aber kein wirkliches Denken und Erkennen; dasjenige aber, was wir kritisiren wollten, um es besser zu leiten, war eben das wirkliche Erkennen. Die *Bewegung*, welche in uns vorgeht, während wir denken, die *Aufregung*, die *Erregbarkeit* selbst, welche dabei vorausgesetzt wird, diese musste untersucht werden.

Hat aber diese Bewegung bestimmte Gesetze, denen sie mit Nothwendigkeit folgt: so können auch die Kategorien *Erzeugnisse* des Denkens sein; und zwar *unvollendete* Erzeugnisse eines *noch weiter fortzusetzenden* Denkens. Die Nothwendigkeit, welche einigen Lehrsätzen über dieselben beiwohnt, ist alsdann zwar nicht empirisch, sondern *a priori*; jedoch auf eine Weise, die mit präformirten Begriffen nicht die geringste Aehnlichkeit hat. Hierüber schweigen aber die Argumente der *kant'schen* Schule gänzlich, und das ist sehr natürlich, denn sie hat vom Mechanismus des Denkens keine Kenntniss.

Kant dachte sich seine Kritik als Propädeutik zu einem künftigen System. Hinwiederum seine Lehre von den Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes sollte die Vorbereitung ausmachen zur Kritik der Vernunft im engern Sinne. Allein ich glaube jetzt hinreichend gezeigt zu haben, dass noch etwas ganz anderes, nämlich die Hauptansichten der Statik und Mechanik des Geistes, vorausgehn müssen, wenn selbst das, was *Kant* als seine Elementarlehre betrachtete, zum Gegenstande einer gründlichen Untersuchung soll gemacht werden. Im allgemeinen hat man längst erkannt, dass der *kant'schen* Kritik irgend etwas vorangeschickt werden müsse. Aber man wird sich nicht verhehlen können, dass *Reinhold*, *Fichte* und *Schel-*

Digitized by Google

ling sich in ihren Bemühungen, die *kant'schen* Untersuchungen besser zu begründen, sehr weit von diesem Gegenstande entfernten; während *Fries*, *Krug* u. a. der Darstellung ihres Meisters so nahe blieben, dass eigentlich nur die Form des Vortrags geändert wurde. Die deutsche Philosophie befindet sich nun noch immer in einer solchen Lage, dass *Kant's* Schriften die Hauptwerke sind, welche Jeder lesen muss, um sich zu orientiren; dass also auch der Gang, welchen *Kant* einmal eingeschlagen hat, eine ganz entschiedene historische Wichtigkeit behauptet, wie man auch übrigens darüber urtheilen möge. Daher können wir diese Lehren von den Formen der Sinnlichkeit und des Verstandes weder bei Seite setzen, noch sie mit allen ihren Fehlern so lassen wie sie sind; es bleibt nichts anderes übrig, als sie genauer zu prüfen. Wollen nun einige Leser dieses Buchs sich vorläufig selbst versuchen, ob sie aus dem, was hier vorgetragen worden, sich Rechenschaft über den Ursprung unserer Vorstellungen von Raum, Zeit, und den Kategorien herleiten können: so wird dies für sie eine zwekmässige Vorbereitung auf den zweiten Theil dieses Werks sein; obgleich meine Absicht, indem sie die ganze Psychologie umfasst, sich beträchtlich weiter erstreckt.

Durch *Fichte*, und ganz unstreitig schon durch seinen Vorgänger *Kant*, war die Philosophie auf den Weg des Idealismus gerathen; hier stand ihr ein theoretischer, höchst durchgreifender Irrthum im Wege, und sie konnte nicht von der Stelle kommen. Später sind die Dinge des Wissens und des Glaubens, die *Kant* sorgfältig geschieden hatte, wieder durch einander gemengt worden; daher ist der Untersuchungsgeist gelähmt; der Nebel der Mystik hat sich überall ausgebreitet; und die Philosophie liegt wiederum still. Den Idealismus zerstört die Untersuchung über das Ich, schon in der noch unvollendeten Gestalt, wie ich sie hier (mit dem Vorbehalte, sie im zweiten Theile dieses Werkes wieder aufzunehmen,) fürs erste liegen lasse. Damit die Mystik sich von der Wissenschaft zurückziehe, braucht nur die Verbindung zwischen Mathematik und Philosophie, die ich hier wieder angeknüpft habe, gehörig benutzt zu werden. Daher schliesse ich diesen Theil mit der Ueberzeugung, schon jetzt das Nothwendige geleistet zu haben, um die Wissenschaft von ihren Hindernissen zu befreien. Nur guter Wille muss hinzukommen; diesen kann ich nicht schaf-

Digitized by Google

fen, ich kann ihn nur wünschen, nicht mir, sondern der Wissenschaft. Wenn man nicht nachdenken *will*, so gehn nicht bloss meine Bemühungen verloren, sondern jeder Andere, der Aehnliches versucht, wird gleiches Schicksal haben. Glaubt dies heutige Geschlecht, es dürfe nur mit alten Formen und Gebräuchen auch alte Meinungen und Irrthümer wieder auf die Bahn bringen; versinkt es in den Wahn von einer goldnen alten Zeit, die Einige in die Jahre unserer Väter, Andre ins Mittelalter, noch Andre in eine vorhistorische Periode hineindichten; kennt es keine andre Weisheit als den Empirismus, und liebt es kein geistiges Wohlsein ausser Träumen und Ahnungen: so wird der psychologische Mechanismus, der in der Weltgeschichte wie im Einzelnen wirkt, die nächsten Jahrhunderte so fortführen, wie er die vorhergehenden geführt hat; man wird abwechselnd von Freiheit und von Gesetzmässigkeit reden, und weder Eins noch das Andere erreichen; die Literatur wird die Bibliotheken sprengen; aber aus allem Schreiben und Lesen, ja aus allem Beobachten und Versuchen wird kein wahres Wissen hervorgehn. Einer spätern Zeit aber ist es alsdann vorbehalten, sich das Licht, was man hatte ausgehn lassen, noch einmal anzuzünden. Was geschehen kann, das geschieht irgend einmal gewiss. Dem menschlichen Geiste ist es möglich, seine wahre Natur zu erkennen; darum wird er sie erkennen; alsdann werden die Wege des Lebens sich erhellen; der Mensch wird wissen was er thut, er wird seine Kräfte nutzen, und nicht mehr blindlings sein Heil zerstören.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Digitized by

Digitized by Google

JOHANN FRIEDRICH HERBART'S

SÄMMTLICHE WERKE

HERAUSGEGEBEN

VON

G. HARTENSTEIN.

SECHSTER BAND.

SCHRIFTEN ZUR PSYCHOLOGIE.

ZWEITER THEIL.

LEIPZIG,

VERLAG VON LEOPOLD VOSS.

1850.

Digitized by

Digitized by Google

JOHANN FRIEDRICH HERBART'S

SCHRIFTEN ZUR PSYCHOLOGIE

HERAUSGEGEBEN

VON

G. HARTENSTEIN.

ZWEITER THEIL.

PSYCHOLOGIE ALS WISSENSCHAFT NEU GEGRÜNDET AUF ERFAHRUNG, METAPHYSIK UND MATHEMATIK. ZWEITER THEIL.

LEIPZIG,

VERLAG VON LEOPOLD VOSS.

1850.

Digitized by Google

INHALT.

PSYCHOLOGIE ALS WISSENSCHAFT, NEU GEGRÜNDET AUF ERFAHRUNG, METAPHYSIK UND MATHEMATIK.

Seite

Zweiter, analytischer Theil.

Vorrede 3
Einleitung 18
A. Bruchstücke der Statik des Staats 31
B. Bruchstücke der Mechanik des Staats 40
A. Vorläufige Betrachtung des Verstandes nach seinen Beziehungen 52
B. Vorläufige Betrachtung der Vernunft nach ihren Beziehungen 55

Erster Abschnitt. Vom geistigen Leben überhaupt.

1 Cap. Ueber die Verbindung der sogenannten drei Hauptvermögen der Seele (§. 103—105) 68
2 Cap. Von den Affecten und Leidenschaften, nebst Rückblicken auf das Vorhergehende (§. 106—108) 97
3 Cap. Vom räumlichen und zeitlichen Vorstellen (§. 109—116) . . 114
4 Cap. Von den ersten Spuren des sogenannten obern Erkenntnissvermögens (§. 117—124) 150
5 Cap. Von der Apperception, dem innern Sinne, und der Aufmerksamkeit (§. 125—128) 188

Zweiter Abschnitt. Von der menschlichen Ausbildung insbesondere.

1 Cap. Von den Hülfsmitteln der Ausbildung, welche dem Menschen von Natur eigen sind; und von deren Erfolgen, den Kategorien der innern Apperception (§. 129—131) 206
2 Cap. Vom Selbstbewusstsein (§. 132—138) 228
3 Cap. Von unserer Auffassung der Welt und den damit verbundenen Täuschungen (§. 139—145) 260
4 Cap. Von der höhern Ausbildung (§. 146—152) 314

Digitized by Google

Seite

Dritter Abschnitt. Von den äussern Verhältnissen des Geistes.

1 Cap. Von der Verbindung zwischen Leib und Seele (§. 153—159) 390

2 Cap. Von denjenigen Geisteszuständen, worauf der Leib einen bemerkbaren Einfluss hat (§. 160—168) 419

Schluss 450

Digitized by Google

PSYCHOLOGIE ALS WISSENSCHAFT,

NEU GEGRÜNDET AUF

ERFAHRUNG, METAPHYSIK UND MATHEMATIK.

ZWEITER, ANALYTISCHER THEIL.

1825.

Digitized

Digitized by Google

VORREDE.

Man wird sich erinnern, dass gleich im Anfange des ersten Theils von einer natürlichen Umwandlung gewisser Begriffe gesprochen wurde, welche den Philosophen unwillkürlich begegne, während sie dieselben bearbeiten. Mit Recht erwartet man im vorliegenden zweiten Bande genauere Auskunft darüber, wie die Möglichkeit solcher Umwandlung, so fern sie nicht absichtlich vollzogen wird, in den allgemeinen psychologischen Gesetzen gegründet ist. In der That werden wir die Formen der Erfahrung, — welche bloss darum *a priori* in uns zu liegen scheinen, weil sie, von der Materie der Empfindung unabhängig, die Resultate der Complicationen und Verschmelzungen ausdrücken, — allmälig vor unsern Augen hervortreten, und der Wissenschaft zu fernerer methodischer Umarbeitung gleichsam entgegenkommen sehen. Aber ein besonderer Fall, wiewohl er nur dem Gebiete der Meinungen angehört, verdient schon hier, in der Vorrede, die sich natürlich an das *jetzige* Publicum wendet, eine Erwähnung.

Als *Jacobi* sich entschloss, sein berühmtes Gespräch mit *Lessing* bekannt zu machen: da musste er darauf gefasst sein, dass die Leser sich in zwei Partheien theilen würden, je nachdem seine, oder Lessings Auctorität bei ihnen grösser, und sie selbst entweder mehr dem Denken, oder dem Fühlen geneigt wären. Die beiden Partheien haben sich gebildet; und stehn bis heute einander gegenüber. Nun muss jede neue Lehre sich gefallen lassen, bei Allen, die von ihr hören, irgend eine Befangenheit in diesen Streit anzutreffen; und das ist *hier* um desto gewisser der Fall, weil die Partheien gar wohl wissen, dass die Psychologie, deren Zustimmung nicht fehlen darf, wofern die von ihnen angegebenen Erkenntnissweisen als zulänglich betrachtet werden sollen, für sie keinesweges gleich-

Digitized by Google

gültig sein kann. Daher so verschiedene Lobreden auf die Vernunft; die fast klingen, als wäre sie ein Orakel, das man bestechen muss, damit es weissage wie man verlangt. Die Psychologie war schwach genug, logische Klassenbegriffe der innern Ereignisse für reale Seelenvermögen zu halten; darum hofft man noch einmal auf ihre Schwäche; man spart keine Zudringlichkeit, sie auch noch für intellectuale Anschauungen und Ahnungen zu gewinnen, die freilich noch etwas weiter als jene von der Wahrheit entfernt sein würden.

Was aber war der Gewinn, welchen die gelehrte Welt erlangte, als sie erfuhr, *Lessing* sei Spinozist gewesen? Dies, wenn das *Gewinn* heissen kann, dass der Spinozismus allgemeiner bekannt wurde. Früher war er, wie ein Gespenst, von Wenigen im Dunkeln mit Grauen gesehen worden; jetzt zeigte es sich, dass er bei hellem Mittage gewissen kirchlichen Lehrsätzen nachfolgt wie ihr Schatten. Diejenige Umwandlung der Begriffe nun, welche hiebei unwillkürlich vorgeht, könnte heutiges Tages, wo der Spinozismus für die Religion der Aufgeklärten gilt, und wo Jeder entweder klug wie *Lessing*, oder doch unterrichtet wie *Jacobi* sein will, ohne Bedenken ausführlich vorgetragen werden; allein um eindringlicher zu reden, verweise ich lieber auf die Geschichte. Man weiss, dass *Spinoza* durch *Des-Cartes* seine philosophische Bildung empfing. Wer nun die Werke des *Des-Cartes* lieset, der sieht, dass derselbe, nachdem er seine ersten Zweifel überwunden hat, gar bald wiederum sich den gewohnten Jugendeindrücken überlässt, und dass er ganz auf ähnliche Weise, wie die Kirche zu thun pflegt, die ersten Religionsbegriffe entwickelt. Anfangs wird Gott als ausserweltliches Wesen vorausgesetzt. Wie könnte man anders?

Den Menschen, der eignen Willen hat, und der stolz darauf ist, den eignen Sinn durchzusetzen, weiset ja die Kirche hin zu Gott; sie sucht dabei durch die stärksten Motive auf den Willen zu wirken; also ist sie weit entfernt, zu glauben, dieser Wille, so roh wie sie ihn antrifft, sei schon ein göttliches Leben im Menschen. Um aber den Sünder zu demüthigen, um den Gläubigen zu stärken, ist ihr kein Ausdruck zu hoch, kein Geheimniss zu wunderbar; einzig beschäftigt mit ihrem Zwecke, bemerkt sie nicht, dass es für sie eine Gefahr der Uebertreibung giebt. Und doch, wie leicht wäre es, einen überspann-

Digitized by

ten Theismus aufzustellen, aus welchem sich geradezu ergäbe: eine solche Sinnenwelt, wie die unsrige, mit ihrer Zeitlichkeit, Vergänglichkeit, Schwäche, mit ihrem unsichern, von Manchen ganz abgeleugneten Fortschritte zum Bessern, — der, wenn er auch geschieht, doch nur allmälig, vielfach unterbrochen, mit steter Gefahr der Rückfälle, zu Stande kommt, und niemals vollbracht wird, — *könne* gar nicht existiren; dürfe nicht einmal in der Erscheinung vorkommen. Denn die Allmacht und Weisheit, ganz abgewendet vom Todten und vom Schlechten, schaffe nur vollkommen reine Geister; auch diesen aber lasse sie nichts übrig zu thun; indem sie nichts Fehlendes dulde, vielmehr alles selbst vollbringe, damit es richtig vollbracht werde. — Ein solcher Theismus ist consequent! Aber wachend kann man ihn nicht vesthalten; denn es ist das Wesen des Wachens, dass man empfänglich sei für die Erfahrung; die ihn widerlegt. Eben so leicht nun kann es geschehen, dass man die Schöpfung und Erhaltung der Welt so stark sublimire, bis die Welt sich von ihrem Urheber nicht mehr sondern lässt. Sind die Dinge nichts ohne ihn, so verliert in Hinsicht ihrer, (wie *Des-Cartes* bemerkte,) das Wort *Substanz* seinen wahren Sinn. Man braucht alsdann nur noch, mit *Spinoza*, denselben Gedanken anders *auszusprechen:* so ist Gott die einzige Substanz. Folglich sind die Dinge nur eine Form seines Daseins; und aus der Weltschöpfung wird eine blosse Umwandlung des einzig wahren Seins. Dahin ging ganz und gar nicht die Absicht der Lehre; aber das findet in ihr unwillkürlich die erste Reflexion, die sich auf sie richtet!

Noch ohne Rücksicht auf den Streit, der sich hier erhebt, und, achtlos auf fremdes Eigenthum, auch über die Fluren der Psychologie sich fortwälzt, kann man nicht umhin zu bedauern, dass sich das wahre Verhältniss der Kirche zur Religionsphilosophie so sehr verschoben hat. Was wollte denn eigentlich die Kirche? Gewiss wollte sie mehr ermahnen, als lehren; wenigstens wollte sie einen sehr allgemeinen Unterricht für Jedermann ertheilen, um die Menschen in der Gesinnung zu vereinigen, wenn sie auch im Denken von einander abgingen. Hier nun befindet sie sich in dem Falle des Redners; der den Affect, welchen er aufregen will, zwar allerdings selbst empfinden muss, doch aber sich von ihm nicht darf überwältigen und fortreissen lassen, sondern vor allen Dingen für die

Digitized by Google

Aufrechthaltung seiner eigenen Besonnenheit zu sorgen hat. Diese Besonnenheit, dieser Verstand der Kirche sollte die Religionsphilosophie sein. Sie ist es aber freilich nicht, wenn sie das Alles, was die Kirche in ihrer Begeisterung geredet hat, buchstäblich vesthält, statt es auf seine ursprüngliche Absicht und Meinung zurückzuführen. — Schon *Platon* wusste das Princip der Endlichkeit, dessen auch der reinste Theismus nicht entbehren kann, wenn er für diese Erde taugen will, — so zu fassen, dass dadurch keine andern, keine engeren Schranken, als nur diejenigen, welche das sichtbare Universum nun einmal unwiderleglich darthut, herbeigeführt wurden; er hielt die Dinge, (wie man gegen *Spinoza* durchaus thun muss,) dem Sein nach ausser Gott; und doch in Hinsicht dessen, *was* sie sind, wenigstens was sie *für uns* sind, bedeuten, und *werth* sind, — unterwarf er sie der Vorsehung. So war der Pantheismus, dieser gefährliche Feind, den die Kirche unvermerkt in ihrem eignen Schoosse hervorbringt und ernährt, vermieden. Nun wird zwar wohl die Kirche niemals die Sprache des *Platon* reden; sie kennt aus der Geschichte die Missdeutungen, welche daraus entstehn können. Aber wenn einmal nicht gefragt wird, was man in Reden, die sich an Viele wenden, sagen solle, sondern was die Denkenden denken werden, dann findet es sich, dass die Lehre des *Platon* besser ist, während die des *Spinoza* besser klingt. Und dieses findet sich um desto gewisser, da die Kirche nicht bloss dem Pantheismus abgeneigt ist, welcher das Princip der Endlichkeit in Gott hineinversetzt, sondern auch, und zwar nicht minder, demjenigen überspannten Theismus, der, um jenes für lästig gehaltene Princip zu verflüchtigen, oder vielmehr zu ignoriren, (denn das Verflüchtigen gelingt nicht,) sich von der Erfahrung absichtlich hinwegwendet, und in allerlei Formen sich durch eine vorgeschützte Unwissenheit zu helfen sucht. Kann die Kirche eine solche Hülfe annehmen? Sie will ja leben und wirken in unserer Welt! Sie weiss sehr gut, dass sie auf dem irdischen Boden steht; ja noch mehr, sie hat eine alte, noch jetzt nicht ganz erloschene Neigung, das Princip der Endlichkeit sogar zu idealisiren und zu personificiren. Daher die Hölle und der Teufel. Der Magnetismus im menschlichen Geiste — kein neues, magisches, sondern ein natürliches und wirksames Princip, nämlich das bekannte Streben nach Effect, welches nicht

Digitized by

eher ruht, als bis die Gegensätze zu ihrem Maximum gesteigert sind, — *macht* sich überall Pole, auch wo man keine sieht; wie hätte er den Gegenpol des Himmels weglassen können? *Platons* Lehre nun ist nichts als die äusserste Milderung dieser Polarität. Hingegen der freie Abfall der bösen Geister, (eine förmliche Rebellion im Reiche Gottes,) ist deren schärfste und härteste Spitze; nicht bloss Gegensatz, sondern Trotz wider den Allerhöchsten! Gewiss ein poetischer Trotz! Aber consequent ist dessen Zulassung für den Begriff des heiligsten Wesens eben so wenig, als der Pantheismus; vielmehr muss man eingestehen, dass die Langmuth gegen den Fürsten der Finsterniss, um das Gelindeste zu sagen, die unbegreiflichste aller göttlichen Eigenschaften, das geheimste der Geheimnisse sein würde.

Wir blicken jetzt zurück auf jene streitenden Partheien, und überlegen, welches Schicksal sie wohl der Philosophie bereiten mögen? Jede von beiden will siegen; aber schon der erste Anfang des Streits konnte zeigen, dass die Burg des Pantheismus eben so vergeblich belagert als vertheidigt wurde. Vergebens schmeichelt man sich, die *schellingische* Schule werde allmälig verstummen; denn lange vor *Schelling*, und unabhängig von *Lessing*, haben sehr ausgezeichnete Köpfe das vergötterte Weltall des *Spinoza* für den erhabensten Gedanken gehalten, dessen die menschliche Vernunft mächtig werden könne. Für die blosse Contemplation ist Gott ohne Welt ein völliges Dunkel; sie will Etwas erblicken; sie will Vieles umfassen; sie will Alles vereinigen. Sie sucht für die schon anderwärts erworbenen Kenntnisse einen Ruhepunct des Wissens. Sie verlangt *auch* eine Art von Gefühlsphilosophie; aber das Gefühl der blossen Betrachtung will sich nicht vermengen mit den andern, dem menschlichen Leben entsprossenen Gefühlen, denen die *Vorsehung* Bedürfniss und Linderung ist. Dennoch lassen auch *diese* Gefühle sich nicht hinwegschaffen; das Leben erzeugt sie jeden Augenblick von neuem. Daher wird der Streit fortdauern; und die Philosophie wird in diesem Falle schwach bleiben durch innern Krieg! Oder wollen wir annehmen, eine von beiden Partheien besönne sich auf ihr eigenes Unrecht, und ginge freiwillig über zu der andern? Vielleicht fühlen die in der Burg, dass sie Unrecht haben; dass sie engherzig einem lediglich contemplativen Wohlbehagen sich hingaben; vielleicht

Digitized by Google

erweitert sich ihr Gemüth, und sie lassen nun das wärmere Gefühl gelten für das wahre. Was wird daraus entstehn? Man verbannt die Klarheit der Reflexion, unterjocht den kalten Verstand; es giebt alsdann nur positive Auctoritäten im geistigen Gebiete; man glaubt und ahnet, weil man glauben und ahnen will. Die Philosophie wird in diesem zweiten Falle unvermeidlich eine alte Geschichte, eine veraltete Sitte. Redekünste treten an ihre Stelle; man disputirt höchstens noch zum Schein; der klügste Redner überlistet den, welcher sich weniger auf die Kunst versteht, den Geist durchs Gemüth zu beherrschen. Oder endlich, setzen wir den dritten Fall, dass die Belagerer der Burg freiwillig die Hand zum Frieden bieten, weil sie *einsehn*, dass sie, für ihre Personen, Unrecht haben zu streiten, während ihre innersten Gedanken, bei aufrichtiger Entwickelung, dem Pantheismus zustreben. Dann wird in der Burg ein Versöhnungsfest gefeiert werden, wobei der gefährlichste Feind vergessen ist; nämlich der *Boden* selbst, auf welchem die Burg erbauet wurde. Dieser Boden ist vulkanischer Natur. Auch der Pantheismus hat seine innere Gährung, seine nothwendige Umwandlung; er ist nicht das Palladium des Wissens. Denn ein Urwesen, das sich ohne Noth und Zweck aus einer Form in die andere wirft, ist ein ungereimtes Ding; es existirt nicht; es kann nicht einmal gedacht werden. Da jedoch die nothwendigsten Umwandlungen der Begriffe oft gerade diejenigen sind, welche die menschliche Trägheit am spätesten vollzieht: so wollen wir uns für jetzt den Pantheismus als Sieger denken, und nur fragen, was alsdann die Philosophie zu erwarten habe? Was anderes werden die Sieger thun, als ihre Ansicht überall anbringen, durchführen, die ganze Natur derselben unterwerfen, und in den Metamorphosen der Dinge, wovon uns ohnehin die Erfahrung belehrt, lauter offenbare Bestätigungen ihrer Lehre erblicken? Aber die Lehre wird alsdann den Punct erreicht haben, wo sie, gleich *Fichtes* Staate, sich selbst überflüssig macht und aufhebt. Denn um die Dinge so veränderlich, und in der Veränderung dennoch beharrend, zu sehen, wie sie sich wirklich den Sinnen darstellen, dazu braucht man keine Lehre; das blosse Auge verbunden mit witzigen Combinationen, die sich von selbst darbieten, sieht davon genug für den, welchem so etwas genügen kann. Also auch in diesem Falle ist es mit der Philosophie zu Ende; denn

Digitized by

ihr Werk ist abgethan, und man kann sie weiter nicht gebrauchen.

Wer wird sich verhehlen, dass alle drei Fälle schon längst wirklich neben einander statt finden, weil ihre Voraussetzungen theilweise zugleich erfüllt wurden? Schon während man noch stritt, hatte man zugleich dem Empirismus und der Schwärmerei Thür und Thor geöffnet; man hatte nach allen Seiten hin Blössen gegeben. Jetzt wird die philosophirende Symbolik von den Philologen, das Naturrecht von den Rechtshistorikern, die Naturgeschichte Gottes* von den Supernaturalisten, die Naturphilosophie von den Physikern zurückgewiesen und überflügelt! Es fehlte nur noch, dass eine philosophische Schule selbst auf den Einfall kam, alles Denken sei blosse Wiederholung des unmittelbaren Wissens, und könne die Erkenntniss nicht im Geringsten erweitern; auch diese Behauptung, die bloss die Frage übrig lässt, *warum denn nicht Alles sich von jeher von selbst verstand?* wird jetzt laut gepredigt! — Das ist die Geistesnahrung, wovon das Publicum lebt, welchem nunmehr dieses Buch *muss* übergeben werden! Und zwar in einem Zeitpuncte, wo es an allen Orten Psychologien und Anthropologien geregnet hat.

Dass die Schulen ihren alten Irrthum in allerlei Formen giessen, und ihm unter andern, zur Abwechselung, einmal solche Namen geben, die von der Seele und vom Menschen hergenommen sind, dies ist eine gleichgültige Sache. Daher ist nicht nöthig, hier einzelne Beispiele anzuführen. Wiewohl, was könnte mich hindern, ein paar Bücher, die mit jenen Titeln versehen sind, näher zu bezeichnen, worin die Unkenntniss des geistigen Thuns und Wesens sich versteckt hinter transscendentalen Kosmogonien, und hinter Hypothesen über den Kern der Erde? Und ein drittes, worin die Psychologie verbogen ist durch den Zweck, sie einem längst fertigen Systeme, dessen Vorurtheile sollten beibehalten werden, als Grundlage unterzuschieben? Und ein viertes, dessen Verfasser sich mit seinem Recensenten in der unvermeidlichen Amphibolie der transscendentalen Freiheitslehre herumdreht, vermöge welcher in einem Augenblicke der freie und der gute Wille identisch gesetzt

---

* So nannte der treffliche *Krause* (früher in Königsberg, dann in Weimar, wo er starb,) die *schelling'sche* Religionslehre.

Digitized by Google

werden, im nächsten aber, wann man das Böse erklären will, die Freiheit sich in ein völlig gesetzloses Vermögen verwandelt, welchem zwar die Vernunft ein Gesetz vorhält, aber dergestalt, dass der Erfolg rein zufällig bleibt. Und ein fünftes, sechstes, siebentes, deren Verfasser zwar mit Recht auf die Seite durchgängiger Naturordnung treten, aber keinen Begriff haben von *geistiger* Natur, nichts kennen als Materie, und selbst diese verkennen; daher sie um so mehr den Geist verletzen und beleidigen. Und ein achtes, worin mein Lehrbuch der Psychologie nachgeahmt und entstellt, aber nicht angeführt wird. Und ein neuntes, zehntes, und wer weiss wie viele sonst, worin die Abtheilung der Seelenvermögen (die freilich Niemandem genügen kann) zwar verändert wird, aber mit erkünstelten Theilungsgründen; und mit Beibehaltung der Meinung, *Alles komme auf innere Wahrnehmung an*, — als hätten wir heute einen schärfern innern Sinn, wie *Kant* oder *Locke!* Den guten Willen aller dieser Schriftsteller bezweifle ich nicht; wenn aber dereinst ein Geschichtschreiber ein hartes Urtheil fällt, und etwa von ihnen sagt: *sie wussten, dass die Psychologie schwach war; darum gingen sie statt behutsamer, desto dreister mit ihr um,* dann fragt es sich, ob ihre Werke sie vertheidigen können, worin das Schwerste und Wichtigste leicht genommen ist?

Das einzige Bedeutende, was der Psychologie neuerlich begegnet ist, besteht in jenen vorerwähnten, ihr zugemutheten Anschauungen, Offenbarungen, Ahnungen, die jede Parthei nach ihrer Art näher bestimmt, um ihre Religionsansichten dadurch zu sichern. Diese Zumuthungen sind für jede nüchterne, wenn auch nur empirische Psychologie, so durchaus unerträglich, dass man hoffen kann, sie werden nützlich sein durch Hervorrufung einer kräftigen Reaction.* Man glaube nicht, dass die Kirche sie dagegen beschützen werde! Ihr sind die Vernunftoffenbarungen oft genug angeboten worden; sie kennt deren wandelbare Natur, und empfindet sehr stark das Bedürf-

* Dass überhaupt die Psychologie, so sehr sie auch durch das von ihr ausgehende Licht alle andern, zur Metaphysik im weitesten Sinne gehörigen Untersuchungen erleichtert, doch nicht die Stelle derselben vertreten kann: dies wird der Leser vielfältig wahrzunehmen Gelegenheit haben. Ganz umsonst sucht man in Lehren über Sinn, Verstand und Vernunft, den Ersatz für das, was man anderwärts versäumte und verdarb.

Digitized by Google

niss der Vestigkeit in diesen ohnehin wandelbaren Zeiten. Man glaube eben so wenig, dass der innere, selbstständige Werth der Gefühle, aus welchen jene Zumuthungen hervorgehn, ihnen Nachdruck geben werde. Denn dieser Werth wird gar nicht angefochten, vielmehr sehr gern anerkannt; aber geleugnet wird, dass er der Werth eines Beweises sei. Sehr gut gemeint, sehr schön empfunden ist Manches, was gleichwohl nur einen poetischen, keinen wissenschaftlichen Werth besitzt. Sehr tiefe Gefühle kann ein Individuum in sich erzeugen, ohne dass darum die Lehre vom Gefühlvermögen, oder gar die vom Anschauen und Erkennen nur den geringsten Zusatz bekäme. Die subjective, individuale Natur der Gefühle, ihr inniger Zusammenhang mit der Zeitgeschichte, und mit den Partheiungen, die sie herbeiführt, ist eben so bekannt, als die eigenthümliche Weichheit derjenigen Charaktere, die sich darin gefallen, Gefühle zu Grundlagen ihrer Ueberzeugung zu machen.

Der Leser weiss übrigens schon aus dem ersten Theile dieses Werks, dass es viel zu alt ist, viel zu lange im Pulte gelegen hat, um die Absicht einer Reaction gegen die heutige Zeit in sich zu tragen. Der Schluss dieses Buchs wurde im Jahre 1814 geschrieben. Seitdem sind allmälig manche Zusätze gemacht worden; so dass ein kritischer Geist, wie sie heute sind, wohl auf den Einfall kommen könnte, verschiedene Federn nachzuweisen, die daran geschrieben und interpolirt hätten. Wohl nicht sicherer, als eine solche Kritik, ist das Vorgefühl des Verfassers, dieses Buch werde nach einem oder ein paar Jahrzehenden anfangen zu wirken, wann die Umwandlung dessen was jetzt die Köpfe trübt, soweit wird vorgeschritten sein, dass die Natur der Sache einen und den andern von selbst auf die Bahn hinleiten kann, die man hier zuerst betreten, und soweit es gelingen wollte, verfolgt sicht. So späte Ereignisse können den Verfasser für seine Person wenig interessiren. Nichts desto weniger hegt er den Wunsch, dass die seltenen Menschen, welche im Stande sind, sich von den Einflüssen des Zeitalters frei zu erhalten, die zuvor beschriebene Lage der Philosophie, — worin sie durch diejenigen, die ihre Pfleger sein wollten, nun einmal ist versetzt worden, — vest ins Auge fassen, und wohl beherzigen mögen; denn ihre Pflichten sind um desto grösser, je schwerer ihnen die Erfüllung derselben von allen Seiten gemacht wird! Sie sollen be-

Digitized by Google

denken, dass jedes System, je weniger es von der nothwendigen Umwandlung der Begriffe erkennt, desto weniger dieselben leiten kann, und desto sicherer von ihr ergriffen und fortgerissen wird. Sie sollen ferner bedenken, dass ein Publicum, welches die Nothwendigkeit solcher Umwandlung nicht einsieht, gerade deshalb die wechselnden Systeme für bloss spielende Erscheinungen hält. Sie sollen durch die Geschichte belehrt sein, dass der Faden dieser Umwandlungen Gefahr läuft, vor der Zeit seiner Abwickelung zerrissen zu werden, sobald ein öffentlicher Unglaube an Systeme als solche, dahin strebt, dieselben im Entstehen zu vernichten. Griechenland verlor den Faden, als seine besten Köpfe Skeptiker wurden; sie wurden es aber, als die Anregung, welche die Natur dem Denken giebt, überwogen wurde von dem Abschreckenden, welches der Streit der Lehrmeinungen mit sich bringt. Deutschland steht jetzt auf demselben Puncte! Und die Fluth der Journale, welche den Tag beherrschen, weil es für die Jahrzehende keine sichere Herrschaft mehr giebt, steigert bei uns das Uebel noch weit höher. — Die Philosophie gilt in solchen Zeiten für einen geistigen Luxus; und es finden sich Menschen genug, deren rasche Federn sich zu Dienerinnen dieses Luxus herabwürdigen. Diese geben der Philosophie den letzten Stoss. Sie werden sie auch bei uns vernichten, wenn nicht der reinste Wille, verbunden mit ächter speculativer Kraft, sich entgegenstemmt, und in demselben Geiste fortarbeitet, welcher die grossen Denker der Vorzeit getrieben hat.

Ganze Jahrhunderte können philosophiren, und mit allem Fleiss und Eifer sich streiten und Schulen bilden, ohne dass darum die Philosophie selbst (die nur Eine ist, soviel auch von *Philosophieen* in der Mehrzahl geplaudert wird,) nur einen Schritt weiter käme. Hätte der ächte Tiefsinn der Eleaten sich mit dem richtigen Geschmack des *Platon* und der logischen Uebung und Gelehrsamkeit des *Aristoteles* vereinigt: so würden die Griechen die wahre Philosophie gefunden haben. Statt dessen ging nach *Aristoteles* die Wissenschaft stets rückwärts. Die Stoiker predigten und die Epikuräer conversirten nur, um die Skepsis zu ernähren; *Arkesilaus* und *Karneades* waren die eigentlichen Häupter ihrer Zeit; ihr Samen wuchs auf, wie *Cicero* und *Sextus Empiricus* es bezeugen; die frühern richtigen Anfänge waren unwiederbringlich verloren. Die Skepsis fand

Digitized by

endlich ihr Grab in der Schwärmerei. So verwandelt sich der bis zur Demokratie verdorbene Staat endlich in die Tyrannei; wie *Platon* längst gelehrt hat. In diesem Spiegel mag auch die heutige Zeit sich beschauen. Das Ende des vorigen Jahrhunderts erzeugte eine hohe Fluth, welche das Schiff hätte über die Klippen tragen können; aber ungeschickte Lootsen trieben es aus dem Fahrwasser. Der rechte Augenblick ist verloren gegangen. Gleichwohl besitzt dieses Zeitalter unermessliche Hülfsmittel, wie kein früheres; und der rechte Augenblick würde sogleich wieder da sein, wenn man sich ernstlich anstrengen wollte! Aber die *Faulheit*, nach *Fichte* das Grundlaster des Menschen, lässt es dahin nicht kommen. Deutschland ist nur für positive Gelehrsamkeit regelmässig fleissig; für eigentliche Kunst oder Wissenschaft hat es Anwandlungen, welche kommen und wieder gehn.

Hätte nun bei den Griechen zu jener Zeit, da die Stoiker mit angenommenem Ernst, in der That aber nach Art der Modephilosophie aller Zeiten, ein Gemenge aus Reminiscenzen bereiteten, indem sie Weltseele und Vorsehung, Naturphilosophie und Divination, magere Trugschlüsse und aufgeblasene Paradoxa durcheinander wirrten, — hätte damals Einer versuchen wollen, ein ächtes, in sich zusammenhängendes Denken zurückzuführen: welcher Weg würde ihm zu diesem Versuche offen gestanden haben? Doch wohl kaum ein anderer, als Zurückweisung zu den alten, zwar noch verehrten, aber doch grossentheils vergessenen, Denkern; nicht um ihre Lehrsätze, (denn die waren nicht verloren, sie waren vielmehr das Metall, was man fortwährend umprägte, um die neuen Münzen zu verfertigen,) sondern um die Art ihres Forschens, die Antriebe ihres Strebens zu erneuern; und um eben in *den* Puncten durchzudringen, wo sie mitten in den Schwierigkeiten stecken geblieben waren. Damit möchte sich denn ganz natürlich die Ermahnung verknüpft haben, den Glauben an die gütige und gerechte Vorsehung lieber in seiner sokratischen Einfachheit und Natürlichkeit zu lassen, als ihn durch dialektische Künste zu ängstigen, und in Streitigkeiten zu verwickeln; das Lob des philosophischen Erfindungsgeistes dagegen lieber auf den Feldern des eigentlichen Wissens zu suchen, wo noch genug Arbeit zu verrichten, genug zu säen und zu ärndten sei.

Was diese Andeutung sagen will: wird ohne grossen Com-

Digitized by Google

mentar verständlich sein. Schon die Vorrede des ersten Theils enthielt die Bitte, der Leser wolle sich zurückversetzen in die Periode, da *Kant*, *Reinhold* und *Fichte* blüheten; den gegenwärtigen zweiten Theil wird schwerlich Jemand verstehen, ohne diese Bitte zu erfüllen! Insbesondere mit *Kant* wird man den Verfasser so lebhaft beschäftigt finden, als ob es noch nie Jemanden hätte einfallen können, zu behaupten, dass heut zu Tage *Kant's* Schriften wenig mehr gelesen würden, und der jetzigen Generation nur noch obenhin bekannt seien. Gute Beobachter wollen zwar so etwas bemerkt haben; vielleicht aber ist es noch eben Zeit, sich zu stellen, als ob man davon nichts wüsste. Fortdauernde Beschäftigung mit den Werken eines grossen Mannes ist die Art von Ehrenbezeugung, die ihm gebührt; jede andre kann er entbehren. Sehr leicht wäre es sonst gewesen, die häufige Polemik gegen *Kant*, den Worten nach weit mehr zu mildern, als für nöthig ist erachtet worden; ohne dabei der Aufrichtigkeit im mindesten Abbruch zu thun. Zum Ueberflusse sei indessen hier noch bezeugt, dass, indem der Verfasser während der letzten Ueberarbeitung dieses Buchs die Kritik der reinen Vernunft von neuem durchlief, die Grösse des mit Recht hochberühmten Werks so deutlich, wie noch niemals zuvor, in den einfachen, würdevollen Umrissen desselben vor ihn hintrat. Weit mehr, als der Inhalt verlieren konnte, gewann die Form. Und selbst die Seelenvermögen ertheilten nun dem Ganzen einen ähnlichen Reiz, wie durch einen Mythenkreis das darauf gebauete Epos zu erhalten pflegt. Leser, welche im Stande sind, diesen Reiz zu empfinden, werden das vorliegende Buch nicht darum der Verkleinerungssucht beschuldigen, weil es, seinem Hauptzwecke gemäss, der Vernunftkritik beinahe Schritt für Schritt auf dem Fusse folgen musste.

Im allgemeinen wird dieser zweite Theil meiner Arbeit einer weit grössern Menge von Lesern zugänglich sein, als der erste, dessen Metaphysik und Mathematik nur auf einen kleinen Kreis rechnen kann. Wenn man es nicht verschmäht, durch Seiten- und Hinterthüren in ein Gebäude einzugehen, dessen Haupteingang eine etwas steile Treppe unvermeidlich forderte: so wird man solcher Nebenthüren hier eine grosse Menge antreffen. Denn hier ist von sehr bekannten Gegenständen die Rede; und man wird die Bemühung des Verfassers nicht ver-

Digitized by Google

kennen, durch auffallende, aus der Mitte der Erfahrung gegriffene Züge dasjenige deutlich vor Augen zu stellen, was der Analyse sollte unterworfen werden. Freilich verträgt auch dieser Theil nicht das gedankenlose, halb träumende Lesen, woran Manche durch eine Unzahl von schlechten Büchern, die nicht anders gelesen werden können, sich gewöhnt haben; wie sie durch ihre ewigen Missverständnisse verrathen. Aber hinweggesehen von denen, die von philosophischen Schriften nur die äussern Umrisse sehn, und den Ton hören wollen: giebt es doch immer noch eine Menge von achtungswerthen Männern, welche zum Verstehen sowohl den Willen als die Kraft besitzen, und denen an der *Sache* gelegen ist! Diese nun ersuche ich, zu bedenken, dass die natürliche Verwickelung der psychologischen Erfahrungen durch keinen wissenschaftlichen Vortrag auf einmal kann dargestellt werden; sondern dass man sich bald unbequeme Trennungen, bald auch ein Hinübergreifen aus einem Gegenstande in den andern muss gefallen lassen; wobei freilich bald die Sache, bald die logische Ordnung scheinen kann, verletzt zu werden. So habe ich es nicht vermeiden können, die Lehre von den Begierden gleich Anfangs zwar zu berühren, aber sehr viel weiter nach hinten erst fortzusetzen; und dagegen von den Gefühlen ausführlich schon in den ersten Paragraphen zu handeln. Denn jene mussten vorzugsweise in ihrem Gegensatze gegen die sogenannte praktische Vernunft betrachtet werden; hingegen bei den Gefühlen kam es hauptsächlich darauf an, die räthselhafte Verbindung zwischen Gemüth und Vorstellungsvermögen zu erklären; und diese Erklärung hielt ich für ein so dringendes Bedürfniss, dass ich, um die innere Erfahrung klar genug zu vergegenwärtigen, gleich Anfangs den *ganzen* Gefühlszustand des Menschen zu schildern suchte, ohne mich darum zu bekümmern, ob hiebei von den Gefühlen des höher gebildeten Menschen, oder von den niedern gesprochen werde, die eigentlich allein in diesen Vordergrund gehören. Bei solchen Licenzen wird natürlich auf die Gefälligkeit des Lesers etwas gerechnet; der, wenn er die Sache aus andern Gesichtspuncten betrachten, z. B. den Zusammenhang der Begierden mit den Gefühlen genauer verfolgen will, sich alsdann die im Vortrage getrennten Theile nach dieser seiner Absicht näher zusammenrücken muss. Das Hauptaugenmerk des Verfassers konnte kein anderes sein, als überall

Digitized by Google

die psychologische Analyse in die Bahn der synthetischen Untersuchung zurückzulenken; aus welcher, sobald man sie anzuwenden weiss, die Erfahrung begreiflich wird. Der Selbstthätigkeit solcher Leser, die dem Buche von vorne herein nicht überall folgen konnten, bleibt es überlassen, sich das ganze Werk nach ihrem Bedürfnisse *umzuwenden*; dergestalt, dass sie aus der Analyse auf die dazu gehörige Synthesis zurück schliessen, und aus jener sich diese, soweit sie können, verständlich machen. Dies wird ihnen grossentheils gelingen; denn man braucht weniger die Rechnung selbst, als den allgemeinen Begriff derselben, um wenigstens von dem gröbern Theile der bisher herrschenden Irrthümer sich zu befreien. Hingegen vollkommenere Ausführung des Ganzen wird durchaus einen sehr gebildeten mathematischen Geist erfordern; der sich aus den synthetischen Principien mancherlei mögliche Fälle zu construiren vermöge, um diejenigen auszuwählen, die zu gegebenen psychologischen Phänomenen passen. Der Verfasser hat sich nie für einen Mathematiker gehalten; er weiss nur zu gut, wieviel er Andern zu thun übrig lässt.

Was der Aufmerksamkeit des Lesers am meisten muss empfohlen werden, ist das Studium der Lehre von den Reihenformen; auf welche, gewiss gegen die allgemeine Erwartung, beinahe die ganze Untersuchung über die sogenannten Kategorien zurückführt*; und ohne welche selbst über Verstand und Vernunft sich nichts Deutliches sagen lässt. — Die Abhandlung über diese vermeinten Seelenvermögen wird dem minder geübten Leser auf den ersten Blick sehr zerrissen scheinen; denn, abgesehen von den vorbereitenden Betrachtungen der Einleitung, findet sich ein Theil derselben im vierten Capitel des ersten Abschnitts, ein anderer Theil erst im dritten und vierten Capitel des zweiten Abschnitts. Allein wenn dies Unordnung scheint, so liegt die Schuld an der bisherigen übeln Gewohnheit der Psychologen. Die Erklärung des gemeinen Denkens, und seiner Hauptbegriffe, ist ein durchaus verschiedener Gegenstand von der Frage nach der Möglichkeit des

* Man hätte dies gleichwohl schon längst vor der genauern Untersuchung erwarten sollen. Denn die Sprache verräth die Sache. Die Worte: *Substanz* und *Inhärenz*, sind vom Raume entlehnt; und eine Logik zu liefern ohne räumliche Metaphern, wie *Umfang*, *Inhalt* u. s. w. ist ganz unmöglich.

Digitized by Google

eigentlichen Wissens, und schon des Strebens nach diesem Wissen mit Gefahr eines mannigfaltigen Irrthums. Die gewöhnlichen Lehren, welche dies und jenes vermengen, stellen den gemeinen Verstand zu hoch; den wissenschaftlichen zu niedrig. Daraus entsteht erstlich eine zu grosse Kluft zwischen Mensch und Thier, die zwar unserm Stolze schmeichelt, aber von der Erfahrung nicht bestätigt wird; — zweitens eine ganz ungebührliche Erniedrigung des menschlichen Wissens, dessen speculativer Aufschwung sich in eine nicht bloss lächerliche, sondern geradezu unmögliche Thorheit verwandeln würde, wenn nichts anderes, als ein Kategorien-Verstand und eine glaubende Vernunft dabei zum Grunde läge. Die gemeine Psychologie hat den Menschen zugleich nach Oben und nach Unten gezerrt; ihn mit eben soviel Unmuth als Uebermuth erfüllt, die wahre Psychologie muss das doppelte Unheil dieser falschen Selbstbetrachtung wieder gut machen. Insbesondere muss der Metaphysik, die so wenig zum Dogmatismus erstarren, als in sublimer Schwärmerei davon fliegen darf, ein, zwar bescheidener, jedoch vester Muth zu einer regelmässigen Bewegung zurückgegeben werden. Für den Glauben wird immer noch ein unendlich weiter Raum übrig bleiben, wohin jene Bewegung des Wissens gar nicht einmal gerichtet ist.

Soll ich endlich noch einige Worte sagen über den Anstoss, den Mancher nehmen könnte, weil in der Einleitung dem Herrn *v. Haller*, der jetzt das allgemeine Vorurtheil wider sich hat, einige Auctorität *in seiner Sphäre*, der Politik, ist eingeräumt worden? Wohl eher hätte man Ursache zufrieden zu sein, dass hier auf ein merkwürdiges psychologisches Phänomen hingewiesen wird; denn Herr *v. Haller* ist ein solches. Nicht eifrige Kunstliebe, nicht Frömmelei, nicht politischer Egoismus erklärt die bekannten Schritte dieses Mannes. Das aber ist gewiss, dass die Vaterlandsliebe des *Schweizers* schwer verwundet wurde durch jene Staatsumwälzung, welche Frankreich mit Arglist und Gewalt erzwang. Und womit endete die Bitterkeit, die sich, auf gerechte Weise veranlasst, seitdem in ihm vestsetzte? Nicht bloss damit, ihn der römischen Kirche zuzuführen; sondern sie hat ihn dahin gebracht, *sein Vaterland zu meiden*; und selbst französisches Bürgerrecht anzunehmen, wenn anders eine neuerlich gedruckte Notiz ganz sicher ist. — Möchten doch diejenigen, die es nicht fassen können, dass der

Digitized by Google

Mensch sich theoretisch widersprechende Vorstellungsarten bildet, indem er auf nothwendige Beziehungen nicht achtet, — sich vorläufig einmal darin üben, die häufig vorkommenden Fälle im praktischen Leben genau zu betrachten, wo sich Einer mit offenen Augen Schicksale bereitet, denen zu entgehen, vermöge der ursprünglichen Natur seiner Motive, durchaus seine grösste Sorge hätte sein müssen. *Solche* Fälle wird man natürlich finden; aber nicht minder natürlich sind jene ersteren. Die Erfahrung hat Manches längst gesagt, was die Theorie nur deutlicher ausspricht. Aber wie Viele sind wohl deren, die mit vollem Rechte den Vorwurf ablehnen dürften, dass sie ihre Vorurtheile mehr lieben, als Theorie und Erfahrung? Mag daher auch immerhin dies Buch nur für Wenige lesbar sein; wer es darauf ankommen lässt, man solle ihm seine Vorurtheile gewaltsam entreissen, der mag sie behalten!

Digitized by Google

EINLEITUNG.

Von der Erfahrung sind wir ausgegangen, zur Erfahrung kehren wir zurück. Denn alle Speculation, die nicht auf einem vesten, das heisst, unbestreitbar *gegebenen* Grunde beruht, ist leeres Hirngespinst; und selbst als Uebung im Denken nur von zweideutigem Werthe. Allein in der Behandlung der Erfahrung zeigt sich ein bedeutender Unterschied zwischen dem synthetischen, und dem jetzt folgenden analytischen Theile der Psychologie.

So wie die mathematische Physik, wollte sie gleich Anfangs die ganze Masse der Erfahrungen, die wir über die Körperwelt besitzen, zu ihrem Gegenstande machen, — wollte sie von chemischen, elektrischen, magnetischen Kräften, von Licht und Wärme, von tropfbaren und elastischen Flüssigkeiten auf einmal reden, — sich in die unheilbarste Verwirrung stürzen würde; wie sie dagegen fürs erste sich begnügt, unter allen bewegenden Kräften nur Eine, die Schwere nämlich, in Untersuchung zu nehmen: eben so haben wir aus dem unermesslichen Vorrath empirisch-psychologischer Thatsachen das einzige Factum des Selbstbewusstseins herausgehoben, und in ihm den Stoff und die Aufforderung zu einer langen, noch jetzt nicht geendigten Arbeit gefunden. Es kommt nicht allein darauf an, die Erfahrung aufzufassen, sondern sie zu verarbeiten. Die Speculation muss nicht bloss Grund haben, sondern sie muss in dem Grunde kräftig wurzeln, und die Wurzel muss einen fruchtbaren Baum erzeugen. Dazu gehört Zeit; in der That mehr Zeit als die Lebensdauer eines einzelnen Menschen. Mag indessen der Baum ferner wachsen; für mich ist es nöthig, meine Bemühungen nunmehr auf andre Weise fortzusetzen.

Dem analytischen Theile der Psychologie, der sich, was die *Tiefe* der Untersuchung anlangt, auf den synthetischen verlässt,

Digitized by Google

kommt es zu, sich einen Werth von anderer Art zu verschaffen, nämlich durch die *Weite* des Gesichtsfeldes, das er umspannt. Er muss das geistige Leben im Ganzen auffassen; daher gehört eigentlich das ganze Thierreich in seine Sphäre; und es ist das erste Kennzeichen mangelhafter psychologischer Darstellungen, wenn man ihnen ansieht, dass sie bei Gegenständen, in Ansehung deren sich Menschen und Thiere gleichartig zeigen, doch von der Beobachtung jener erstern allein abgezogen sind, und auf die letztern nur mit Zwang übertragen werden können. Andererseits ist freilich alle Beobachtung der Thierwelt so beschränkt, so unsicher, und besonders so innig mit physiologischen Dingen verwebt: dass ich wenigstens für mich darauf Verzicht thue, einen positiven Gewinn aus dieser grossen Klasse von Thatsachen zu ziehen; genug wenn es mir glückt, einer natürlichen Auslegung dessen, was die Thiere uns zeigen, nicht durch übereilte Behauptungen in den Weg zu treten.

Je gewisser ich nun in dieser Hinsicht eine Unvollständigkeit meiner Arbeit voraussehe: desto mehr wünschte ich, nach einer andern Richtung hin die psychologische Untersuchung zu erweitern. Der Mensch ist Nichts ausser der Gesellschaft. Den völlig Einzelnen kennen wir gar nicht; wir wissen nur soviel mit Bestimmtheit, dass die Humanität ihm fehlen würde. Noch mehr: wir kennen eigentlich nur den Menschen in *gebildeter* Gesellschaft. Der Wilde ist uns nicht viel klärer wie das Thier. Wir hören und lesen von ihm; aber wir fangen sogleich unwillkürlich an, unser eignes Bild in ihm, als einem Spiegel, wieder aufzusuchen. Eine schlechtere Art, zu beobachten, kann es nun gar nicht geben; denn wenn das Wort *Erschleichen* irgend einen Sinn hat, so hat es diesen: *in ein fremdes, gegebenes Phänomen sogleich die alten bekannten Dinge wieder hineinzudenken.* Uebrigens, wenn wir auch diesen Fehler zu vermeiden stark genug wären: wie Viele von uns, die wir uns mit Psychologie beschäftigen, sind in Neuseeland gewesen? Wie Viele haben Gelegenheit, die Wilden in ihren Wohnsitzen zu beobachten? —

Wir müssen uns begnügen, den heutigen gebildeten Menschen zum unmittelbaren Gegenstande unserer Betrachtung zu machen. Aber diesen wenigstens müssen wir so vollständig als möglich auffassen. Er ist ein Product dessen, was wir

Digitized by

Weltgeschichte nennen. Wir dürfen ihn nicht aus der Geschichte herausreissen.

In ihm setzt sich eine geistige Production fort, deren Anfang nicht in ihm liegt. Anregungen, die jetzt allgemein an jeden gelangen, der nicht etwa zu den Zigeunern gehört, waren ursprünglich höchst seltene Erzeugnisse der ausserordentlichsten Geister, oder auch grosser Massen von Menschen, die sich innig berührten, oder heftig zusammenstiessen. So *kann* es wenigstens sein, und schon auf die blosse Möglichkeit müssen wir Rücksicht nehmen.

Dieser Umstand macht, dass man sich einer richtigen Auffassung der psychologischen Thatsachen nicht auf einmal, und auf einem geraden Wege fortgehend, sondern nur allmälig, mit abwechselnd hin und her gelenkten Schritten wird annähern können. Der Einzelne ist nicht vollständig aufgefasst ohne die Geschichte; aber die Geschichte entsteht rückwärts aus der Zusammenwirkung der Einzelnen; und aus diesem Grunde sollte die Psychologie zuerst das Individuum erklären, und erst später zur Geschichte kommen. Allein wir können die Erfahrungsgegenstände nicht aus ihren einfachen Bestandtheilen zusammensetzen; und wie der Krystall zuerst seine Gestalt in einer grössern Masse offenbart, aus welcher dann auf die Grundform der kleinsten Theile geschlossen wird, eben so zeigen sich manche psychologische Gesetze wirklich deutlicher in den grossen Umrissen der Geschichte als bei dem einzelnen Menschen; und manche irrige Vorstellungen, deren Widerlegung nicht leicht ist, so lange sie den Einzelnen treffen, entblössen sich von selbst, wenn sie auf ein grösseres Ganzes angewendet werden. So ist z. B. das *Gleichgewicht von Europa* ein längst bekannter Gegenstand, obgleich die Untersuchung über das *Gleichgewicht der Vorstellungen in uns* manchem neu und fremd klingen mag. Auch hat, meines Wissens, noch niemand daran gedacht, einer Familie, oder gar einem Staate, die *transscendentale Freiheit* beizulegen; während dieser Irrthum in Ansehung des einzelnen Menschen sich unter den Philosophen des Zeitalters in Deutschland allgemein verbreitet hat. — Wir werden daher den einzelnen Menschen nicht bloss *vollständiger* auffassen, wenn wir ihn als einen Theil des Menschengeschlechts ins Auge nehmen, sondern wir werden ihn

Digitized by Google

auch *leichter* erkennen, wenn wir zuerst sein vergrössertes Bild im Staate beschauen.

Wem wird hier nicht *Platon's* Republik einfallen? Bekanntlich ist dies Werk eigentlich keine Staatslehre, sondern eine Untersuchung über den Begriff dessen, was Recht sei. Allein nachdem im ganzen ersten Buche, und in einem Theile des zweiten, die Schwierigkeit, das Recht zu bestimmen und in seiner unbedingten Würde darzustellen, ist erwogen worden: wendet sich *Platon* zum Staate wie zu einer grössern, und leichter lesbaren Abschrift dessen, was im Original für schwache Augen mit allzukleinen Buchstaben ausgedrückt sei.

Es ist nun auch meine Absicht, einige Grundzüge der Politik zu benutzen, um dadurch den entsprechenden psychologischen Gesetzen, die im ersten Theile dieses Werkes entwickelt worden, mehr Deutlichkeit zu verschaffen; weil ich keine lichtvollere Anwendung derselben zu finden weiss, und gleichwohl sehr viel daran gelegen ist, dass sich der Leser erst jene psychologischen Gesetze, wie sie durch Rechnung gefunden worden, geläufig mache, ehe ich nach Art der Vernunftkritiken unternehme, die Psychologie zur Aufhellung der Metaphysik zu benutzen. Dies Letztere ist mein eigentlicher Hauptzweck in dem vorliegenden zweiten Theile; jenes erstere ist nur das Mittel zum Zwecke. Daher werde ich keineswegés, dem *Platon* nachahmend, mich in die Staatslehre vertiefen; sondern bloss soviel aus diesem Gebiete entlehnen, als mir zur Einleitung, und zur Vorbereitung auf schwierigere Gegenstände nützlich sein kann.

Jedoch darf ich mich nicht so eng beschränken, dass aus der Kürze Dunkelheit entstehen könnte, die leicht zu irrigen Auslegungen Anlass geben möchte. Um Missdeutungen zu begegnen, schicke ich zwei Bemerkungen voran.

Erstlich: ich werde hier nur *eine* Seite der Staatslehre in Betracht ziehn; die rein theoretische, welche vielleicht Mancher die Kehrseite nennen möchte. Diese Einseitigkeit darf ich mir erlauben, weil ich längst die andre Seite, die der praktischen Ideen, beleuchtet habe; nämlich in meiner praktischen Philosophie; und zwar auf eine Weise, wodurch Niemand zum politischen Schwärmer verbildet, wohl aber vielleicht hie und da Jemand vor Schwärmerei ist gehütet worden.

Zweitens: um jeden Gedanken, als ob ich versteckter Weise

Digitized by

auf die heutigen Staaten zielte, rein abzuschneiden: will ich offen anzeigen, wie ich, falls dies meine Absicht wäre, zu Werke gehn würde. Alsdann nämlich wäre nach meiner Ueberzeugung zuerst von dem Umstande zu reden, dass die heutigen europäischen Nationen zu ihrer Sicherheit einer stehenden Kriegsmacht bedürfen. Daher würde ich den Grad der militärischen Spannung eines jeden Staates untersuchen; und hiebei unterscheiden, welche Staaten in einer solchen Spannung sich ihrer Lage nach befinden müssen, welche andre dies nicht nöthig haben, und wiederum welche zu schwach sind, um dadurch etwas Wesentliches erreichen zu können. Hieraus würde sich der natürliche innere Zustand der verschiedenen Staaten grossentheils entwickeln lassen; besonders wenn man hinzunähme, dass zur Kriegsmacht nicht bloss Truppen, sondern auch Geld und Verstand gehört; und dass der Erwerb dieser drei Requisite an sehr verschiedene Bedingungen geknüpft ist. So fruchtbar nun diese Betrachtungen werden könnten, so wird man sie doch in dem Nachfolgenden nicht finden. Sie gehören nicht hieher; und ich empfinde kein Bedürfniss, Alles zu sagen, was ich denke; am wenigsten über Dinge, die hundert Andre besser verstehn.

Platon musste seiner Absicht gemäss, den Staat von der Seite der praktischen Ideen auffassen; und wirklich hat er *eine* der Ideen, die der *Harmonie zwischen Einsicht und Wille,* (die nämliche, welche ich *innere Freiheit* nenne,) trefflich entwickelt.

Sein Hauptgedanke ist, dass die Einsichtsvollen regieren, die Starken sie unterstützen, und das Volk gehorchen solle; so dass *Jeder das Seinige thue,* und sich *auf seinen Beruf beschränke.* Hingegen *Vielgeschäftigkeit* ist beim Platon soviel als *Ungerechtigkeit.* Darüber ist nun die eigentliche Idee des Rechts bei ihm im Dunkeln geblieben; desgleichen die übrigen praktischen Ideen, welche alle gleichmässig ins Licht zu setzen, und gehörig zu verknüpfen, eigentlich seine Aufgabe gewesen wäre. Jedoch, so fern er nicht den Staat in der Wirklichkeit, sondern nur die *Idee* desselben zeichnen wollte, (freilich ist er diesem Vorsatze nicht ganz getreu geblieben, sondern hat mit angenehmer Nachlässigkeit sich gehen lassen,) kann man ihn nicht sowohl einseitig, als unvollständig nennen; denn die Idee der innern Freiheit ist wirklich die erste von allen; und diejenige, welche sich auf alle übrigen bezieht, um sich in ihnen zu

Digitized by Google

realisiren, so fern man von Realität in der Ideenwelt überhaupt reden kann. Ueber dies Alles bitte ich meine praktische Philosophie nachzusehn, und gehörig zu vergleichen.

Meiner jetzigen Absicht gemäss sollte ich am nächsten mit einem andern Manne, dem bekannten Antiprotestanten, *Herrn von Haller*, zusammentreffen; in dessen *Handbuche der allgemeinen Staatenkunde, des darauf gegründeten allgemeinen Staatsrechts, und der allgemeinen Staatsklugheit*, von religiöser Schwärmerei eben so wenig als von eigentlichem Staatsrechte, etwas zu finden ist; der aber dagegen näher, als irgend ein andrer mir bekannter Schriftsteller, dabei war, den *wirklichen Staat im allgemeinen* richtig darzustellen; ein grosses Verdienst, wenn er wenigstens *dieses* Ziel völlig erreicht hätte. Für einen Schmeichler muss man ihn nicht halten; sein Patrimonialfürst soll kein Recht einer directen willkürlichen Beschatzung der Unterthanen haben, sondern in der Regel seine Ausgaben aus eigenem Vermögen bestreiten; die Beihülfe der Unterthanen muss gesucht und bewilligt werden.* Die Conscription ist nach ihm ein Geschenk des philosophisch genannten Jahrhunderts, des erdichteten speculativen Staatssystems, das sich für freiheitbringend verkündigte, und Sclaverei gebracht hat; er will dagegen, dass die Hülfsleistung von Seiten der Unterthanen im Kriege des Fürsten nur auf moralischer Pflicht, auf eigenem Interesse, und auf besondern Dienstverträgen beruhen soll.** Sein Fürst ist eigentlich ein sehr reicher Herr, an den sich die Dürftigen freiwillig angeschlossen haben, so dass sie nun zu seinem Hause gehören. „*Jeder Mensch, den Glück und* „*Umstände vollkommen frei machen, wird eo ipso ein Fürst.* „Das *aliis imperare* ist, um sich nach Art der Logiker auszu„drücken, nur das *genus proximum*, das *nemini parere* der *cha*„*racter specificus* eines Fürsten oder einer Republik. Es ist „daher unrichtig, und führt zu gefährlichen Verirrungen, beide „nur *Regenten* und *Regierungen* zu heissen, und so die Benen„nung nur von einem einzelnen *Nebenumstande*, und nicht, wie „ehemals, von dem Wesen der Sache herzunehmen."*** Es scheint doch, dass die Fürsten und die Republiken anderer

* Handb. der Staatenk. §. 25. Auf dies Buch allein beziehn sich die nachfolgenden Bemerkungen.

** A. a. O. §. 22.

*** Ebendaselbst §. 14.

Digitized by

Meinung sind. Denn warum führen sie Löwen, Adler, Leoparden und andere drohende Zeichen in ihren Wappen, — warum ging schon bei den alten Deutschen der freie Mann stets in Waffen, als deshalb, weil die Unabhängigkeit behauptet sein will durch Gewalt, und durch die Anstrengung des Herrschens? *Vollkommene* Unabhängigkeit, die keiner Gewalt bedürfte, und von der kein Theil der Kraft durch die Anstrengung des Herrschens *gebunden* oder *verbraucht* würde, ist überirdisch, so lange es wahr bleibt, dass ein Mensch den andern fürchtet, und des andern bedarf. Schon diese Probe kann zeigen, dass auch Herr *von Haller*, bei allem Schelten auf die Philosophen, doch immer noch ein wenig in den Lüften schwebt, und sich noch nicht ganz auf den rauhen Boden der Erde herabgelassen hat. So gehts, wenn Einer, der über Staatsklugheit schreibt, sich vom Staatsrechte nicht lossagen will! Das unselige *Vermengen* der theoretischen und der praktischen Philosophie hat von jeher beide zugleich verdorben; und deshalb ist an *gesetzmässige Verbindung* beider nun vollends nicht zu denken. Eine *solche* Unabhängigkeit und vollkommene Freiheit, wobei das Regieren und Herrschen zum *Nebenumstande* herabsänke, wäre freilich eine schöne moralische Aufgabe; aber sie kann auch nur durch moralische Kräfte gelöset werden. Unter guten und gebildeten Menschen ist sie längst gelöset; gegen sie bedarf es keiner Anstrengung des Herrschens.

Jedoch an den Fragepunct, der mir hiebei im Sinne liegt, und den man in meiner Untersuchung über die Wirkungsart *roher, nicht moralischer Kräfte,* wie sie etwa in den Zeiten des *Faustrechts* waren, weiterhin leicht erkennen wird, — hat vielleicht Herr *von Haller* nicht einmal gedacht. Seine Aufmerksamkeit ist eigentlich auf einen andern, wiewohl mit jenem eng verbundenen Gegenstand gerichtet. Er nennt seine Fürsten und Republiken darum vollkommen unabhängig, damit ihre Gewalt *ursprünglich* sei, und nicht erst *übertragen.* In diesem Puncte, über welchen er eifrig gegen die von ihm sogenannten Philosophen streitet, werde ich ihm nicht widersprechen. Vielmehr, wenn vom wirklichen Staate die Rede ist, bin ich völlig der Meinung, dass übertragene Macht nicht veststehn, folglich nicht *Macht* sein würde. Und selbst vom Standpuncte der praktischen Philosophie aus betrachtet, kann man sagen: es ist im allgemeinen, und hinweggesehen von Orten und Zeiten,

Digitized by Google

für den Staat gleichgültig, woher die Macht stammt, wenn sie nur da ist, und richtig gebraucht wird. Der Bürger, der Unterthan, gehorcht der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat; er beurtheilt nicht das Recht des Herrschers; ihm liegt nur an der Wirkung der Herrschaft. Und warum sollte man Herrn *von Haller* widersprechen, wenn er behauptet: „*der Mächtigere* „*herrschet, sobald man seiner Macht bedarf;*" ja wenn er sogar ausdrücklich hinzusetzt: „*die Macht allein giebt nur Ansehen,* „*und noch keine Herrschaft; zur Bewirkung der letztern muss ein* „*Bedürfniss hinzukommen.*" * Diese Worte sind zwar keine scharfe Bezeichnungen eines Rechtsverhältnisses; und noch weniger genügen sie als Aussagen dessen, was, laut Zeugniss der Geschichte, sich zu ereignen pflegt: jedoch können sie kein Motiv abgeben, um Herrn *von Haller* in Hinsicht seines grossen Eiferns wider die Philosophen, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Vielmehr könnte daraus leicht ein Streit entstehn, der am Ende nicht viel mehr als Wortstreit wäre.

Das bisher Angeführte zeigt ein Schwanken zwischen Staatsrecht und Staatsklugheit; es ist billig und nützlich, ein paar andre Züge bemerklich zu machen, woraus die richtige Beurtheilung des wirklichen Staats hervorgeht.

Nachdem Herr *von Haller* den *Missbrauch* der Macht darein gesetzt hat, dass sie *Bedürfnisse schaffe*, statt sie zu *befriedigen*: führt er fort: „allein den möglichen Missbrauch der höchsten „Gewalt, d. h. derjenigen, die keine höhere über sich hat, „durch menschliche *Einrichtungen* hindern zu wollen, ist ein „Problem, *welches sich selbst widerspricht.*" Genau dieses Nämliche habe ich gleichzeitig mit Herrn *von Haller*, und unabhängig von ihm, gelehrt, und noch etwas weiter ausgeführt. ** Ueber das bekanntlich vorgeschlagene Mittel, die Theilung der Macht, urtheilt Herr *von Haller* Folgendes: „es ist unbegreif„lich, wie die von Montesquieu erdichtete Idee von einer Thei„lung der Gewalten in *gesetzgebende* und *vollziehende* (und *rich*„*terliche*) so sehr in alle Köpfe hat eindringen können. Allein „bei der Unwissenheit von den Dingen selbst, sucht man sich „mit dergleichen, *bloss logischen*, Distinctionen, herauszuhel-

---

* A. a. O. §. 10.

** In meiner praktischen Philosophie, S. 318 [2 Buch, 6 Cap.]; wo aber der ganze Zusammenhang muss nachgesehen werden.

Digitized by

„fen, die ohne Realität einen leeren Schein von Wissenschaft „an sich tragen." Vollkommen wahr! Die Politik befindet sich mit dieser Theilung der Gewalt genau in demselben Falle, wie die Psychologie mit ihren Seelenvermögen; sie kann die drei Gewalten nicht als eine *vollständige* Theilung deduciren; sie kann die Grenzen zwischen ihnen nicht festsetzen; sie kann das Causalverhältniss unter denselben weder seiner Möglichkeit nach begreiflich machen, noch angeben wie es sein sollte; sie kann daher das Getrennte nicht wieder vereinigen. Sie hat bloss *zerrissen,* und keinesweges getheilt. Denn es ist sonnenklar, dass eine bloss gesetzgebende Macht, wenn sie nichts ausführen soll, gar keine Macht ist, weil sie gar nichts wirkt. Es ist eben so klar, dass eine bloss ausführende Macht, ganz abhängig von der ihr entfremdeten Gesetzgebung, nichts anderes ist, wie die Armee ohne den König; diese ist bekanntlich *keine* Macht; und es ist viel daran gelegen, dass sie es niemals werde! Es ist wiederum klar, dass der Richter abhängt von dem, welcher ihn einsetzt, so wie von dem, welcher seinen Richterspruch vollziehen wird; ja dass er überhaupt nur durch die Duldung und den guten Willen dessen existirt, der wirklich *die Macht,* — die eine und untheilbare, — in Händen hat.

Auf *einem* Boden kann nur *eine* Macht sein; das ist der evidenteste Satz der ganzen Politik. Sind ihrer mehrere, so kann man sich auf keine verlassen; ihr Streit steht bevor, oder bricht aus, vernichtet eine, oder die andre, oder beide.

Die Unbegreiflichkeit, welche Herr *von Haller* darin findet, dass so viele sonst gute Köpfe sich mit jener offenbaren Ungereimtheit getragen haben, lässt sich näher beleuchten; und indem ich es thue, wird der Leser meine Absicht, weswegen ich gerade hier — scheinbar am unrechten Orte — von diesen Dingen rede, deutlich einsehen.

Zuvörderst: der Begriff des Staats, als einer Gesellschaft, die *geschützt* sei durch eine in ihr selbst liegende *Macht,* ist ein vollkommener Widerspruch. Denn die Macht kann eben so gut *zerstören,* als schützen. Sollte die Gesellschaft dagegen *gesichert* sein, und zwar durch eine in ihr selbst liegende Macht, so wäre diese Macht, *a)* nothwendig sehr viel stärker als die erste, denn sonst entstünde ein Kampf mit zweifelhaftem Ausgange, also kein Schutz; *b)* dadurch würde die vorige Macht gebunden, also unnütz, und *c)* die zweite Macht wäre nun noch

Digitized by Google

gefährlicher, als die erste; und das Bedürfniss des Schutzes wäre nicht befriedigt, sondern gesteigert.

Zweitens: wenn der Staat, schon seinem Begriffe nach, unmöglich ist, so kann er nicht existiren, und hat niemals und nirgends existirt.

Drittens: hier widerspricht die Erfahrung! Es gab und giebt Staaten; wir alle leben in ihnen, und empfinden keinesweges eine solche Furcht, wie wir nach obiger Entwickelung nothwendig müssten.

Also viertens: *der obige widersprechende Begriff des Staats ist kein richtiger Ausdruck des Wirklichen. Er muss sich versteckter Weise beziehen auf Merkmale, die in ihm nicht gedacht wurden, die ihm aber gleichwohl zukommen und das Widersprechende in ihm aufheben.*

Derjenige, welcher den ersten Theil dieses Werkes aufmerksam gelesen hat, weiss nun ohne Zweifel, was ich will. Nicht Politik zu lehren, ist meine Absicht, sondern eine *Wiederholung* dessen zu veranlassen, was ich oben, in dem ganzen ersten Abschnitte des ersten Theils, gelehrt habe.

Der Begriff des Staats ist nur ein neues, sehr auffallendes *Beispiel* von solchen Begriffen, die *gegeben* sind in der Erfahrung, und die sich gleichwohl widersprechen.

Dass man die Ungereimtheit dieses Begriffs, so lange er seine nothwendigen *Beziehungspuncte* noch nicht gewonnen hat, und durch sie ist *ergänzt* worden, nicht wahrnimmt, nicht eingesteht, nicht entwickelt, nicht hinwegräumt; — dass man sich dagegen in unnütze Streitigkeiten verwickelt, sich in Partheien theilt: — das ist nichts als ein neues Beispiel zu jenen metaphysischen Streitigkeiten, über das *Ich*, über die *Substanz*, über die *Causalität*, über das *Continuum*, ja selbst über das *Universum*. Alte Gewohnheit, und alte Gemächlichkeit, das ist die nächste und allgemeinste Erklärung, nicht bloss jener Unbegreiflichkeit, wie man sich bei der bloss logischen Distinction der drei Gewalten habe beruhigen können, (worüber Herr *von Haller* klagt,) sondern der noch viel weiter reichenden Unbegreiflichkeit, wie man, *mit* und *ohne* Logik, eine *Metaphysik* Jahrtausende lang hat suchen können, ohne auch nur den ersten, einzig nothwendigen Schritt zu thun, durch welchen man sich ihr hätte nähern können.

Indessen findet sich doch ein sehr wichtiger Unterschied

Digitized by

zwischen dem Begriffe des Staats, und den metaphysischen Begriffen. Der Staat ist ein unendlich wichtiger praktischer Gegenstand; er ist von den grössten, rechtschaffensten, würdigsten und klügsten Männern nicht bloss besprochen, sondern auch behandelt worden; und zwar bei den verschiedensten Verfassungen, in ruhigen sowohl als in unruhigen Zeiten. Die Ansichten dieser Männer waren freilich höchst verschieden; aber wie unzulänglich auch ihre Theorieen im allgemeinen sein mochten, in der Praxis konnten sie nicht dasjenige, worauf die ganze Möglichkeit des Staats überhaupt beruht, verfehlen; sie müssen es im Einzelnen erkannt haben, wenn sie es auch nicht mit wissenschaftlicher Genauigkeit ausgesprochen haben.

Fragt man den gemeinen, verständigen Bürger, warum er nicht den Wahnwitz des Caligula, nicht die Grausamkeit des Nero, — und überhaupt keinen orientalischen Despotismus fürchte; so wird er antworten: „das kommt bei uns nicht vor! „Es ist nicht Sitte. Es fällt dem Fürsten nicht ein; oder setzen „wir den äussersten Fall, es fiele ihm, wie ein böser Traum, „so etwas ein, so würde er sich dennoch enthalten, die Nation „in Versuchung zu führen."

Und fragt man den grossen, vom Herrn *von Haller* so hart angeklagten, Montesquieu, wie denn seine vertheilten Gewalten zusammen wirken sollen: so antwortet er in dem berühmten Capitel von der englischen Verfassung:* *ces trois puissances devraient former un repos, ou une inaction. Mais comme, par le mouvement nécessaire des choses, elles sont contraintes d'aller, elles seront forcées d'aller de concert.*

In beiden Aussagen liegt die Andeutung derjenigen *psychologischen* Kräfte, worauf der Begriff des Staats sich versteckter Weise bezieht; dergestalt, dass er in *dem Grade* realisirt wird, als in welchem Grade diese Kräfte in ihm sind und wirken. Die Beziehungspuncte aber sind: theils die Sitte, theils die Nothwendigkeit, dass die Geschäfte gehen, sammt der Anerkennung und Einsicht, dass sie gehen müssen. Diese Nothwendigkeit selbst aber ist theils eine innere, theils eine äussere. Es wird am deutlichsten sein, wenn ich von der letztern zuerst rede.

Viele Staaten können gar nicht begriffen, und ihrer Mög-

---

* *Esprit des loix, liv. XL, chap. VI* gegen das Ende.

Digitized by Google

lichkeit nach erklärt werden, wenn man nicht ihre äussern Verhältnisse zugleich mit in Betracht zieht. Von der Art war das alte republicanische Rom. In ihm war in der That die Gewalt getheilt; und eben darum erblickt man in seinem Innern während ganzer Jahrhunderte nichts als einen Staat, der in jedem Augenblick im Begriff steht, sich durch bürgerliche Unruhen aufzulösen. Man preise nur ja nicht die Verfassung des alten Roms; sie taugte gar nichts; denn sie ernährte fortwährend zwei Partheien, deren jede beständig auf gelegene Zeiten hoffte, um das Uebergewicht zu erlangen. Diese Partheien waren auch nicht in Ruhe, wie *Montesquieu* meint oder will, sondern sie regten sich, wann sie konnten; und das werden alle Partheien zu allen Zeiten thun. Aber es gab dort eine sehr nothwendige „*Bewegung der Dinge*“; wodurch die streitenden Kräfte „gezwungen“ wurden, *(forcées!)* eine gemeinsame Richtung zu nehmen; welches sich denn zum Theil in *Sitte* und *Gewohnheit* verwandelte. Rom war nämlich der allgemeine Feind aller Nachbarn. Und die glücklichen Krieger waren Eins in dem Stolze des Sieges, wie in der Noth vorübergehender Unfälle. Der Baum lebte, so lange er wuchs. Als der Druck, der von aussen her Alles zusammenhielt, nachliess, brach das Unheil los. Blutvergiessen in den Strassen Roms wurde nun Sitte. Die Imperatoren setzten die Sitte fort, so lange sie sich fürchteten. Die Furcht hörte späterhin auf, Ruhe trat ein (für eine Zeitlang,) aber kein wahrer Staat. Ein solcher war auch nie vorhanden gewesen. Die erste Probe des wahren Staates ist die, dass er den Frieden ertragen könne.

Will man nun die Geschichte der Staaten begreifen: so fange man vor allen Dingen damit an, die Kriege, welche sie geführt haben, abgesondert zu betrachten, und so genau als möglich die Wirkung des Druckes zu schätzen, die dadurch angezeigt wird. Man gehe weiter, und überlege die Furcht vor dem äussern Drucke, welche mitten im Frieden, mitten im grössten Glanze noch übrig bleibt. Und man wird finden, dass die meisten Staaten eigentlich gar nicht wissen, was sie sein würden, wenn sie ganz allein stünden, ganz sich selbst überlassen wären. Eben so, wie der Mensch nicht weiss, wer er sein würde ausser aller Gesellschaft.

Es steht uns nun allerdings frei, *in der Idee* einen ganz allein stehenden Staat auszusinnen. Wollen wir uns ein speculatives

Digitized by Google

Vergnügen machen, — und uns dabei vor übereilten Anwendungen auf die Wirklichkeit hüten, — so können wir auch überlegen, wie wohl eine Kraft beschaffen sein müsste, die gegen den Missbrauch der Macht den gesuchten Schutz leistete. Eine solche Kraft müsste gar nicht von selbst activ sein, (wie die römischen Tribunen so oft gegen den Senat wirkten,) sondern nur auf ausserordentliche Reizungen müsste sie einen Gegendruck leisten, der seiner Natur nach nicht über den vorgeschriebenen Punct hinausgehn könnte. — Hiebei fallen mir die Gesetze der Verschmelzungshülfen ein, die ich im ersten Theile beschrieben habe. Aber wenn es auch gelingen könnte, daraus die psychologische Natur der Sitte begreiflich zu machen: so ist doch der Leser noch lange nicht genug vorbereitet, um eine solche Untersuchung anzustellen.

Nachdem ich über den Begriff des Staats, als einen widersprechenden, gleichwohl in der Erfahrung gegebenen, und in *so fern* auflösbaren Begriff, der durch Nachweisung seiner verborgenen Beziehungen muss ergänzt werden, so viel gesagt habe, als zur Erinnerung an die ähnlichen metaphysischen Probleme des ersten Theils dienlich war: setze ich meinen Weg weiter fort zu den Grundsätzen der Statik und Mechanik; die es wohl noch mehr, als jene, bedürfen werden, durch eine auffallende Anwendung geläufiger gemacht zu werden, ehe ich sie für die eigentliche Psychologie benutze.

A. Bruchstücke der Statik des Staats.

Die im zweiten Abschnitt des ersten Theils aufgestellten Lehren sind nicht *unmittelbar* aus dem Begriff eines erkennenden Wesens abgeleitet; sie passen vielmehr auf alle innern Bestimmungen irgend welcher Gegenstände, so fern dieselben unter einander entgegengesetzt sind, und dergestalt zusammentreffen, dass sie nach dem Maasse ihres Gegensatzes einander hemmen, dass ihr Gehemmtes sich in ein Zurückstreben zum vorigen Zustande verwandle, und dass die noch ungehemmten Reste zu Gesammtkräften verschmelzen.

Die in der Gesellschaft wirksamen Kräfte sind unstreitig ihrem Ursprunge nach psychologische Kräfte. Sie treffen zusammen, so fern sie sich darstellen durch Sprache, und durch Handlungen in der gemeinsamen Sinnenwelt. In der letztern

Digitized by Google

hemmen sie einander; das ist das allgemeine Schauspiel streitender Interessen, und gesellschaftlicher Reibungen. Auch die Verschmelzung ist ohne Zweifel vorhanden; doch um diese kümmern wir uns für jetzt noch nicht.

Das Zusammentreffen hängt hier von sehr verschiedenartigen Bedingungen ab, unter denen die räumliche Nähe oder Entfernung der Menschen am auffallendsten ist. So gewiss, wie das Zusammenwirken der Vorstellungen im Bewusstsein, ereignet es sich niemals. Und man muss deshalb darauf gefasst sein, die Resultate nach den Umständen mannigfaltig beschränkt zu finden.

Auch der Hemmungsgrad ist hier sehr veränderlich. Und wo physische Gewalt ins Spiel kommt, da geht die Hemmung nicht bloss bis zur Unterdrückung, sondern manchmal bis zur Vernichtung der Kraft. Alles dies hat Einfluss; aber indem man sich vorbehält, denselben in Abrechnung zu bringen, kann man dennoch im allgemeinen die Statik des Geistes auch dann zur Grundlage der Betrachtung machen, wann es darauf ankommt, das Gleichgewicht in der Gesellschaft zu bestimmen. Man lernt dadurch wenigstens beobachten, wenn sich auch sehr wenig *a priori* erkennen lässt; man lernt fragen; und die Erfahrung wird antworten.

Wir nehmen also an, dass unter zusammenlebenden Menschen dieselben Verhältnisse eintreten, die nach dem Obigen unter Vorstellungen in Einem Bewusstsein statt finden. Wir untersuchen die Folgen der gegenseitigen Hemmung.

Diese Hypothese ist von dem bekannten *bellum omnium contra omnes* eben so weit entfernt, als von ihrem Gegenstücke, dem ursprünglichen Gesellschaftsvertrage. Man wird die Resultate am leichtesten finden, wenn man die Menschen nicht mehr ganz einzeln stehend, sondern durch die natürliche Geselligkeit schon in verschiedene, grössere und kleinere Gruppen vereinigt annimmt. Alsdann werden viele, sehr ungleiche Kräfte in Conflict gerathen. Doch eben dies findet, wiewohl nicht in dem Grade, auch schon da statt, wo leibliche und geistliche Anlagen, Vortheile und Beschwerden des verschiedenen Lebensalters, des Geschlechts, der Glücksumstände vorhanden sind.

Das Erste nun, was dem Leser einfallen wird, sind die bekannten *Schwellen des Bewusstseins;* die sich hier in *Schwellen*

Digitized by

des gesellschaftlichen Einflusses verwandeln. Es leuchtet nämlich unmittelbar ein, dass *wenige stärkere*, oder von Anhängern unterstützte Personen eine *wie immer grosse* Zahl von *schwächern*, einzeln stehenden Individuen, bei nur einigermaassen starkem Conflicte aller Kräfte gegeneinander, nach den oben entwickelten Rechnungen, *völlig unwirksam* machen können und müssen. Alsdann bleibt aber zwischen den stärkern Personen oder Partheien ein Druck und Gegendruck, wie wenn jene Schwachen gar nicht vorhanden gewesen wären. Von der Thätigkeit eines Jeden wird ein Theil gebunden; Niemand bleibt ganz frei von der Hemmung. (Der völlig und absolut Unabhängige des Herrn *von Haller* ist nirgends in der Rechnung zu finden.) Auch kann Einer, oder Eine Parthei, die ganz allein aus der Menge hervorragt, die Schwächern, wenn sie einander nahe gleich sind, niemals ganz zu Boden drücken, sondern es müssen der Mächtigern mehrere, einander entgegenstrebende, vorhanden sein, wofern das Angegebene erfolgen soll.

Die mathematischen Beweise dieser Sätze liegen, unter Voraussetzung unserer Hypothese (welche mehr oder weniger zutreffen wird) vollständig, und ohne irgend einer Erläuterung zu bedürfen, in den §§. 41—56.

Man muss aber die Hypothese nicht unbehutsam dem *heutigen* gesellschaftlichen Zustande europäischer Länder anpassen wollen; denn von unsern ausgebildeten gesellschaftlichen Verknüpfungen, welche als das Gebäude über dem Grunde errichtet sind, und ihn gleichsam bedecken, und verbergen, ist hier durchaus nicht die Rede. Vielmehr ist das Vorstehende ein Hülfsmittel, um von dem Zustande solcher Zeiten einen Begriff zu erlangen, in welchen es eine Menge ganz kleiner Ortschaften und Gemeinden gab, die einander fremd waren, und für die *Fremder* und *Feind* gleich galten; — oder besser, in welchem selbst die kleinsten Gemeinden noch fehlten, und eben im Begriff waren zu entstehen.

Sie entstanden aber aus der Verschmelzung nach der Hemmung. Es vereinigten sich die, welche nicht bis zur Schwelle herabgedrückt waren. Hingegen die völlig Unterdrückten konnten an der Vereinigung keinen Theil nehmen. Und die Vereinigung unter jenen war weder eine gleiche, noch eine vollständige; sondern ihr Werth für jeden Einzelnen bestimmte sich nach den Producten aller Reste, paarweise genommen (vgl. §. 63—70).

Digitized by Google

Zu diesem einfachen Grundtexte der Statik des Staats mögen nun noch einige Bemerkungen kommen.

1) Das Wort *Staat* bezeichnet einen vesten Stand der gegenseitigen Lage der Menschen. Die Vestigkeit ist das Gegentheil der Schwankung; der Staat ist Gleichgewicht im Gegensatze der Unruhe. Dass aber das Gleichgewicht niemals vollkommen, jedoch sehr bald *beinahe* eintreten könne: wissen wir aus der Mechanik des Geistes (§. 74).

2) Die vorausgesetzte Ungleichheit der Kräfte, ein Werk der Natur, des Glücks, der Umstände, — kann auf die verschiedenste Weise angenommen werden. In den allermeisten Fällen wird sie so gross sein, dass, wenn man successiv die stärkste Kraft, und die nächste, und so fort, hinwegdenkt, doch immer noch die Uebrigbleibenden unter einander in ein solches Gleichgewicht treten würden, wodurch eine Menge der Schwächeren unter die Schwelle des gesellschaftlichen Einflusses fallen müsste. Man erinnere sich hiebei an solche Perioden der Geschichte, wo das Oberhaupt fiel, und mit ihm die edelsten Geschlechter untergingen.

3) Diejenigen, welche unter die Schwelle fallen, müssen ihrer Bedürfnisse wegen, sich aufs Bitten legen, sie werden sich zum Dienen gebrauchen lassen. Sie schliessen sich also bestimmten Personen an, die auf ihre Dienste zählen. So lange nun nicht die Gemeinde (die nach der Hemmung Verschmolzenen) sich ihrer annimmt, gehören sie jenen, als ihren Herrn; sie werden von denselben als ein nutzbares Eigenthum betrachtet; und hiegegen haben sie kein Mittel, als den Versuch, zu entfliehen, ohne zu wissen, wohin. So entsteht das Verhältniss der *Freien* und *Unfreien*.

4) Vermöge eines psychologischen Grundes entsteht unter denen, welche die Gemeinde bilden, eine neue Abtheilung. Die Mitglieder derselben beobachten einander; das heisst, jeder erzeugt in sich die *Vorstellungen* aller Andern. Gesetzt, diese Vorstellungen seien ihrer Stärke nach ursprünglich in demselben Verhältnisse, wie die, *nach der Hemmung noch frei gebliebene, und daher noch sichtbare* Kraft der vorgestellten Personen: so beginnt nunmehr in dem Geiste eines jeden Beobachters eine *neue* Hemmung unter diesen Vorstellungen. Auch hier ereignet es sich abermals, dass die Reste der Vorstellungen bei weitem ungleicher ausfallen, als die Vorstellungen ur-

Digitized by Google

sprünglich waren; und dass Viele unter die Schwelle des Bewusstseins fallen, neben wenigen Hervorragenden. So scheiden sich diese Wenigen, die *Angesehenen*, von denen, die nicht beachtet werden, den *Gemeinen*.

5) Da jedoch die Kräfte nicht wirklich so ungleich sind als sie scheinen: so fühlt jeder für seine Person, dass er mehr ist, als er gilt. Hingegen täuscht er sich über die, welche ihm gleich sind, er *hält sie* für schwächer, als er *sich fühlt*. Daher verschmilzt, in seinem Bewusstsein, sein Selbstgefühl viel näher, als es der Wahrheit nach sollte, mit der Vorstellung dessen, der in der Gemeine das höchste Ansehn hat. Für diesen Angesehensten nun, dem Alle sich nähern, entsteht hieraus ein neuer Vortheil; sie richten sich nach seinen Bewegungen; er ist *Fürst*, selbst noch ehe er es wollte. Mit ihm sind Alle mehr verschmolzen, als unter einander; sie hängen an ihm; er findet sie lenksam. Das ist die älteste, die natürliche Monarchie; keine absolute, denn die Lenksamkeit hat ihren bestimmten Grad, und sie kann sehr leicht durch Unbehutsamkeit verdorben werden; keine beschränkte, denn es giebt noch keine Gesetze. Man denke an Odysseus, oder Nestor, oder an die Häuptlinge der schottischen Clane.

6) Der Fürst steht nun in zweien merkwürdigen Verhältnissen zu seinem Adel, — denn das sind die Angesehenen neben ihm, sofern er sie dafür erkennt, — und zu den Gemeinen. Am lenksamsten für ihn sind die Gemeinen; denn bei ihnen weicht die scheinbare Kraft am meisten ab von der wahren; ihr Selbstgefühl erhebt sie am weitesten über ihre Geltung, und nähert sie dadurch am entschiedensten dem Fürsten. Aber die Gemeinen würden in ihrer Geltung nicht so herabgedrückt sein, und folglich der Fürst nicht so hoch über ihnen stehn, ohne den Adel. Daher sind Adel und Gemeine auf ganz verschiedene Weise wichtig für den Fürsten. Es kann nicht fehlen, dass er dies im Laufe der Zeit wahrnehme, und dem Adel eine gewisse mittlere, vortheihafteste Stellung zu geben suche. — Man vergleiche hier im §. 55 die beiden Gleichungen *A* und *B*; welche zeigen, dass die mittlere Kraft *b* zwischen zweien ziemlich nahen Grenzen liegen muss, um nicht unnöthig gross, und doch stark genug zu sein, damit *c* neben *a* und *b* auf der Schwelle verharre.

7) Der natürliche Gegenstand der Besorgniss für den Für-

Digitized by Google

sten sind die Ersten neben ihm; denn sie können durch die kleinste Veränderung ihm gleich werden. Das natürliche Hülfsmittel ist, dass er diejenigen, welche er am lenksamsten und am wenigsten gefährlich findet, — die Gemeinen, — nicht zu heben, aber in eine nähere Verbindung unter einander zu bringen sucht. Ruft er sie nun zusammen, giebt er ihnen gemeinsame Angelegenheiten: so verschmelzen sie weit inniger; sie werden *Bürger*. Man denke an die Geschichte; an das, von den Fürsten begünstigte Emporkommen der Städte.

Anmerkung.

Wie man dem Gebirge ansieht, es sei ehedem Meeresboden gewesen: so kann man es dem Bürgerverein ansehn, dass er sich unter einem Druke stärkerer Kräfte gebildet hat. Die bürgerliche Gleichheit ist kein ursprüngliches Naturproduct; die natürlichen Ungleichheiten sind nicht bloss an sich zu gross, sondern sie wachsen durch die angegebenen psychologischen Gründe in ihren Folgen immer höher; und es findet sich keine Gegenkraft, welche eine rückgängige Bewegung hervorbringen könnte. Republiken sind nur möglich, wenn ein Druck vorhanden war, der zwar späterhin verschwunden ist, aber erst, nachdem er die Ungleicheiten zurück gedrängt, und den Boden gleichsam geebnet hatte; also wenn der Bürgerverein bleibt, nachdem das regierende Haus entweder unterging, oder sonst irgendwie von ihm getrennt wurde. Auch muss die bürgerliche Gleichheit immer mit Absicht, mit gutem Willen oder mit Kunst, erhalten werden, oder sie hört bald auf; denn sie hat stets den inneren Widerstand zu überwinden, den die wahre, noch vorhandene oder neu entstandene Ungleichheit der Bürger entgegengesetzt, die sich ins Gleichgewicht zu setzen sucht. Darum ist das Leben in Republiken an gar manche Beschränkungen gebunden, die in Monarchien wegfallen. Man vergleiche z. B. *Montesquieu* im *esprit des loix, liv. V, chap.* 5 u. s. w.

8) Wird aber der Bürgerverein dem Fürsten zu mächtig: so ist natürlich, dass er nun auch dem Adel eine innere Verknüpfung zu geben, ihn in ein *Corps* zu verwandeln sucht. Es ist aber diese Verknüpfung nicht bloss die spätere, sondern auch weit weniger innig. Denn persönliches Selbstgefühl des Individuums liegt in der Natur des Adels; auch sind seine

Digitized by

Glieder weniger zahlreich, und der Gewinn der Verbindung nicht so gross als bei den Bürgern durch ihre Menge.

Anmerkung.

Wenn der Fürst beide *corpora* hatte bilden helfen, und er alsdann verschwindet: so sollte die Aristokratie an seine Stelle treten. Aber aus obigem Grunde wird sie schwerlich verhindern, dass nicht neben ihr die Demokratie sich erhebe; wie in Rom, nachdem die königliche Macht sich durch ihren eignen Missbrauch vernichtet hatte. — Man weiss, wie viel Anstrengung sie aufbot, um sich in Venedig zu erhalten. Indessen versteht sich von selbst, dass besondere Umstände dies alles sehr stark modificiren können. Alle psychologischen Kräfte sind höchst beweglich; kommt eine fremde Kraft hinzu, so verrückt sie das Gleichgewicht wenigstens für den Augenblick; unterdess kann sich leicht etwas ereignen.

9) Eine völlige Umänderung des Vorstehenden entsteht oftmals durch Krieg und Eroberung. Doch muss man hier drei Fälle unterscheiden. Der Krieg wird entweder geführt als eine Jagd im Grossen, aus blosser Lust, das Leben zu zerstören, und den Raub zu geniessen. Oder ein Volk sucht bessere Wohnsitze, um dieselben anzubauen; sein Kriegszug ist eine Wanderung. Oder endlich, es strebt, seine Macht zu erweitern und zu bevestigen. Der erste dieser drei Fälle gehört gar nicht hieher; denn die Wuth des Zerstörungsgeistes, wie sie sich im Orient zu zeigen pflegt, erlaubt den Kräften nicht, ins Gleichgewicht zu treten, sondern vernichtet sie; oder lässt sie höchstens so lange fortarbeiten, bis zum neuen Raube die Beute reif und zusammen ist. Weit eher können wir die andern Fälle mit den psychologischen Grundsätzen vergleichen.

10) Ein wanderndes Kriegsvolk hat einen gemeinsamen Zweck; dadurch bildet es eine *Gesellschaft* im eigentlichen Sinne; und die Einzelnen sind hier nicht erst *nach*, sondern *vor* der Hemmung verschmolzen (§ 67 und 71). Wenn diese Gesellschaft sich als *Gefolge* oder *Geleite* eines Heerführers darstellt, so ist dies einestheils die Wirkung des Umstandes, dass der Heerführer den Aufwand vorläufig bestreitet, theils davon, dass die Gefahr in dem fremden Lande, welches erobert werden soll, zur Einheit der kriegerischen Maassregeln zwingt, mithin nur Ein Oberbefehl kann anerkannt werden. Ist aber

Digitized by Google

der Zweck erreicht: dann verschwindet das Band der Gesellschaft: oder es muss von neuem geknüpft werden. Sind die neuen Wohnsitze gewonnen: so will jeder bequem wohnen; der Heerführer theilt den Gewinn, die Einzelnen nehmen ihre Loose in Empfang; und die Gesellschaft würde aufgelöst sein, nachdem jeder mit *seinem* Antheil an der Beute davon ging, — wenn man in dem neuen Lande gefahrlos wohnen könnte. Man kann es nicht, die Gesellschaft sollte also erneuert werden, mit verändertem Zweck, nämlich dem des Schutzes wider die besiegten Feinde. Sie erneuert sich wirklich; unter dem nämlichen Oberhaupte, dem noch stets kriegerisch gerüsteten Heerführer; aber sie kann nicht wieder die vorige Innigkeit der Verbindung erlangen; denn das Kriegsheer ist verändert. Wer auf seinem Loose (dem *Allodial*-Gute) wohnen will, der muss sich halten gegen die Feinde, mit denen er getheilt hat; dahin geht die Richtung seiner Kraft. Das Oberhaupt hat das grösste Loos, folglich die meisten Feinde, nämlich an der alten Bevölkerung; seine Spannung ist schon deshalb die grösste; überdies kommt ihm zu, für Alle zu wachen. Auf jene, die mit ihren eignen Loosen beschäftigt sind, kann er nicht mit Sicherheit zählen. Sein eignes Besitzthum, und seine nächsten Getreuen, müssen ihm aushelfen. Diesen Getreuen, die sich dergestalt an ihn angeschlossen haben, dass sie nicht *neben* ihm als Glieder der Gesellschaft zu gelten, sondern, *ohne alle Hemmung*, seiner Person anzugehören, und dieselbe unmittelbar zu verstärken begehren, — diesen *Dienern*, oder *dienstwilligen Freien*, theilt er von seinem Gute mit, doch unter Bedingungen, wie es die Umstände erfordern. In diesem Kreise seiner *Vasallen* ist er nicht bloss *Fürst*, sondern *Herrscher* in strengem Sinne. — Die Diener ahmen nun allmälig dem Herrn nach; sie selbst werden Herren. Die Allodien weichen den *Lehnen;* und gegen die zu hoch gestiegenen Lehnsträger erheben sich aus dem Schoosse der Macht jüngere Kinder, nämlich *Ministerialen* und *Briefadel.* Die Geschichte lehrt dies ausführlicher.

11) Bei weitem einfacher ist der dritte Fall. Hat sich der Sitz der Macht nicht verändert durch die Eroberung: so wird zwar der fortdauernd zu besorgende Widerstand die Spannung der Macht um etwas vermehren; doch bei weitem weniger als im vorigen Falle, wo Freunde und Feinde vermischt wohnten.

Der Machthaber wird dadurch nur mehr Herrscher als zuvor, denn der Vortheil der Eroberung ist für ihn. Es versteht sich, dass von so verwickelten Verhältnissen, wie wir heute kennen, nicht die Rede ist; sonst müsste überlegt werden, ob nicht manchmal die wachsende Spannung bedeutender sei als der Vortheil?

12) Die allgemeinste Wirkung des Krieges ist die, dass er *grosse Staaten* bildet. Denn nur durch seine heftigen Bewegungen kommen die Kräfte, welche in entfernten Gegenden erzeugt wurden, in Berührung. Allein obgleich nach der Hemmung allemal Verschmelzung der Reste folgt, so reicht doch dieser Begriff nicht zu, um die Verbindung weit getrennter Provinzen zu bezeichnen, die in spätern Zeiten darum noch zu Einem Staate gehören, weil einst der Krieg sie zusammengedrückt hat. Vielmehr passt hier, wo keine gegenseitige Hemmung statt findet, der Begriff der *Complication* (§. 57 u. s. f.), die jedoch theils mit der wachsenden Entfernung im umgekehrten Verhältnisse steht, theils durch sehr viele andre Umstände veränderlich ist. In Zeiten, wo es für ein Wagestück galt, funfzig Meilen weit zu reisen,* konnte die Kraft der Complication kaum vergleichbar sein mit der in unsern Tagen, wo nicht bloss Chausseen und Eisenbahnen, sondern auch ein gleichartiger Unterricht, und eine durchgehends ähnliche conventionelle Bildung den geistigen wie den leiblichen Verkehr unterhalten. Dennoch verlangt man offenbar zuviel, wenn man hofft, der Bürgersinn, wie ihn eine Stadt erzeugt, solle in einem grossen Reiche gleichmässig verbreitet sein. Jede Stadt behält ihren Radius, in dessen Weite ihre Anziehung merklich ist. Aus den Städten sammt ihren Umgebungen, besteht jede Provinz, aus den Provinzen der Staat. Und das Oberhaupt des Staats ist vermöge der Geschäfte weit inniger mit jeder einzelnen Provinz verbunden, als diese unter einander. Im Mittelpuncte der Geschäfte aber erzeugt sich eine ganz andre Art von Complication und von Trennung; es ist die logische,

---

* Vergl. Herrn *v. Rotteck's* Allgemeine Geschichte, Bd. 5, S. 491, 492: „In einigen Ländern waren die Fremden völlig rechtlos. *Fremd* aber war der Genosse *desselben* Staates; kam er nur aus einer andern Provinz. Als unter den schwachen Karolingern die Küstenbewohner Frankreichs, von den wilden Normännern gedrängt, schaarenweise ins innere Land flohen, machte man sie da zu Sklaven!"—

Digitized by Google

nach den verschiedenen Verwaltungszweigen, unter den Räthen, welchen dieselben zugetheilt werden.

Dies erinnert an denjenigen Theil der Politik, welchen ich hier zu berühren keine Veranlassung habe. Er begreift alle künstlichen, absichtlich gemachten Verhältnisse, die ganze Wirkung der *Gesetze*, die aus der Reflexion, aus dem Selbstbewusstsein des Staats hervorgehn; sammt denjenigen Verfassungen, die sich vertragsmässig mögen gebildet haben. Meine Absicht war, an die Hauptbegriffe der Statik des Geistes zu erinnern, ich komme jetzt zur Mechanik.

B. Bruchstücke der Mechanik des Staats.

Wir haben im §. 74 das allgemeine Grundgesetz gefunden, nach welchem die Hemmungssumme allmälig sinkt. Dieses heisst hier soviel als: *die Ungleichheit im Staate nimmt immer zu, so lange ein gegebenes System von Kräften, die zugleich anfingen ins Gleichgewicht zu treten, unverändert das nämliche bleibt.* Dabei sinkt eine der schwächern Kräfte nach der andern zur statischen Schwelle; und so oft dies geschieht, beschleunigt sich die Bewegung für jede der übrigen plötzlich. *Im Ganzen aber wird die Bewegung stets langsamer, und nähert sich ins Unendliche einer Grenze, die niemals vollkommen erreicht wird.* * — Es wird nicht nöthig sein, historische Belege anzuführen. So viele Modificationen auch das Gesagte durch hinzukommende Umstände leidet, so bin ich doch überzeugt, dass man es ohne Mühe in der Geschichte wieder erkennen wird.

Anders verhält es sich, wofern das System der Kräfte nicht das nämliche bleibt. Kommt zu denen, die schon nahe im Gleichgewichte waren, eine neue: so sieht man die Regel der nunmehr entstehenden Bewegung in dem Capitel von den *mechanischen Schwellen* (§. 77 bis 80). Die älteren Kräfte scheinen Anfangs grossen Verlust zu erleiden, allein sie gerathen in stärkere Spannung; dadurch erheben sie sich wieder; und oftmals können sie, nachdem sie schon völlig unterdrückt zu sein schienen (auf der mechanischen Schwelle waren), sich

---

* Ich setze Leser voraus, die Mathematik genug verstehn, um sich hier nicht an den Worten zu stossen; und die wenigstens die Reihe $\frac{1}{x}$, $\frac{1}{x^2}$, $\frac{1}{x^3}$, ... *in infinit*. zu summiren wissen.

vollkommen wieder zu ihrem alten Stande erheben, mit wirklicher Unterdrückung der neu hinzugekommenen Kraft. Es mag der Mühe werth sein, ein paar leichte Corollarien hier beizufügen.

1) Man täuscht sich leicht, wenn man politische Kräfte schätzen will, die sich mit andern entgegengesetzten schon ins Gleichgewicht gesetzt hatten. Sie sind dann allemal weit stärker als sie scheinen. Man sieht nämlich nur ihre Reste nach der Hemmung; gleichsam den über der Oberfläche des Wassers hervorragenden, nicht aber den eingetauchten Theil; und doch richtet sich ihre Wirksamkeit nach ihrer ganzen Stärke, die sogar noch durch Verschmelzungshülfen, (wegen Verbindung der Reste aus früherer Hemmung,) vergrössert sein wird.

2) Man kann sich abermals täuschen, und noch leichter wie zuvor, — wenn man die erste grosse Nachgiebigkeit wahrnimmt, mit welcher sie auf den Impuls der neu hinzukommenden Kraft anfangen zu sinken. Gerade dann, wann sie ganz unterdrückt scheinen, haben sie ihre grösste Spannung.

3) Eine Täuschung von anderer Art würde erfolgen, wenn man die Geschwindigkeit der anfänglichen Bewegungen, sei es des Steigens oder des Sinkens, für gleichförmig halten wollte. Alle psychologischen Kräfte, deren Wirkungsart nicht besonders verwickelt ist, bringen solche Veränderungen hervor, deren Lauf eine kurze Zeit lang nahe gleichförmig ist, aber sehr bald langsamer wird, wiewohl niemals völlig zum Stillstande kommt.

Bevor ich weiter gehe, müssen ein paar allgemeine Bemerkungen Platz finden.

Es ist der beständige Fehler der falschen Politik, Kräfte niederzudrücken, mit denen man sich besser verbinden sollte. So macht es nicht bloss die türkische Despotie, sondern auch die hässliche Demokratie zu Athen, (die weder dem *Xenophon* noch dem *Platon* gefiel,) wusste nichts Besseres als ihren Ostracismus. Klüger wenigstens war *Napoleon*, der seine Herrschaft durch Verbindung mit allen Partheien bevestigte; so jedoch, dass Er selbst der allgemeine Mittelpunct blieb. — Wird eine Kraft niedergebeugt, so wird sie entweder vernichtet; dann schwächt sich der Staat, denn er kann die Kräfte nicht nach Belieben schaffen, sondern nur benutzen; oder sie geräth in

Digitized by Google

Spannung; dann ist ein verborgener Feind geschaffen, mit dem man irgend einmal wird streiten müssen.

Da nun der Staat an seiner Gesammtstärke alle die, gewöhnlich sehr zahlreichen, Kräfte verliert, welche, vermöge der Ungleichheit, unvermeidlich auf die statische Schwelle fallen, (denn seine Stärke resultirt nur aus der Verschmelzung nach der Hemmung,) was soll geschehn? Will man, dass die stärkeren Kräfte geschwächt werden, um mit den andern ins Gleichmaass zu treten? Das ist jener Berührungspunct der Extreme, des revolutionären und despotischen Geistes. Will man, dass die schwächeren sich stärken? Das lässt sich zum Theil bewirken, oder wenigstens veranlassen, durch Hinwegräumung von Hindernissen; aber man bekommt es niemals ganz in seine Gewalt. Die natürlichen Ungleichheiten bleiben, und wirken fort. Jedermann weiss, dass Weiber und Kinder niemals mit den Männern, Lohnknechte und Fabrikarbeiter niemals mit den Herrn auf dieselbe Linie können gestellt werden; anderer Beispiele nicht zu gedenken; die meistens darauf hinauslaufen, dass die Arbeit vollbracht werden muss durch Menschen, die sich ihr widmen.

Man kann also nur die schwächern Kräfte mit den stärkern in *Verbindung* setzen; man muss suchen, den Hemmungen durch die Complicationen und Verschmelzungen zu begegnen; indem man zugleich die Hemmungsgrade (die streitenden Interessen) möglichst vermindert; und die Berührungen der zu stark und zu entschieden entgegengesetzten Kräfte zu vermeiden sich bestrebt. (Das letztere geschieht vorzüglich, indem man jedem eine eigenthümliche Sphäre seines Wirkens anweiset; wovon die Beschützung der Rechtsgrenzen durch gute Justizpflege das bekannteste Beispiel ist.)

Dahin nun streben längst alle geordnete Staaten; aber es lässt sich nicht ganz vollbringen. Nicht Alles kann sich mit Allem compliciren und verschmelzen. Es bleibt die Entfernung durch weite Räume in grossen Staaten; Verschiedenheit der Gewohnheiten und Meinungen in verschiedenen Ständen u. s. w.

Also erzeugt sich, anstatt Einer allgemeinen Verbindung Aller mit Allen, eine Menge von kleineren Gruppen; anstatt einer unmittelbaren Verknüpfung giebt es einen Zusammenhang durch *Mittelglieder*; die Menschen ordnen sich in *Reihen*

Digitized by

und in *Gewebe von Reihen;* so dass jeder seinen Platz habe in einem kleinen Kreise, dessen Radien jedoch weiter fortlaufen, und einen *Weg* zeigen, den man durch das Ganze der Gesellschaft verfolgen könne.

Dies nun ist der Punct, den ich erreichen wollte.

Der wichtigste Theil der ganzen Mechanik des Geistes ist die Lehre von den *Vorstellungsreihen* (§. 86 bis 92 und §. 100). Dort ist der Grund aller *Ordnung* im menschlichen Geiste nachgewiesen; die Anwendung davon auf die Gesellschaft würde zeigen, wie es zugeht, dass jeder Mensch sich an einer bestimmten *Stelle* unter den übrigen findet, die ihm in den verschiedenen Reihen der Unterordnung und Nebenordnung zukommt. Wohlgeartete Bürger im wohl eingerichteten Staate halten sich selbst an dieser ihrer Stelle; sie wirken an ihrem Platze, sie wirken das, was sie zu thun haben, indem sie zugleich das erreichen, erwerben, geniessen, was dieser ihrer Stelle zukommt. Sie greifen Andern nicht vor; allein sie setzen voraus, dass die frühern Glieder in der Reihe, so weit sie dieselbe übersehen können, schon gehandelt haben, und es ist in ihnen ein Streben, dass zu den nachfolgenden Gliedern die allgemeine Thätigkeit, wozu sie ihren Beitrag geben, weiter fortlaufen möge. Vermöge dieses Zusammenhangs wirkt der Reiz, welcher an irgend einem Puncte in der Gesellschaft angebracht ist, dergestalt fort, dass er sich durch das Ganze verbreitet; die vorhandenen Reihen und deren Verwebungen sind die Conductoren, an denen er fortläuft.

Jenes merkwürdige *Weiterstreben,* das wir im §. 100 gefunden haben, jenes *Wirken wider sich selbst, um andern Platz zu machen,* lässt sich hier, wo vom wohlgearteten Staatsbürger die Rede ist, leichter anschaulich machen, als dort, wo es in den Vorstellungen, den Gliedern der Reihen, gefunden wurde. Dem Menschen in der Gesellschaft ist zwar von Natur ein eben solches vordringendes Streben eigen, wie den Vorstellungen; aber theils will er nicht *allein* vordringen, sondern in Verbindung mit Anderen, die ihm nahe stehn, — theils, was hier die Hauptsache ist, richtet sich sein Streben dergestalt auf das Gesammtwirken Aller, welche mit ihm in Verbindung stehn, dass er selbst zurücktritt, wenn an den Andern die Reihe ist, sich hervorzuthun. Man könnte in Versuchung gerathen, darin eine Aeusserung der Moralität zu suchen; allein dies Zurück-

Digitized by

treten ist nichts mehr als das Pausiren des Musikers, welcher voraussetzt und will, dass die übrigen Stimmen fortfahren, damit das Tonstück, was ihm vorschwebt, vollständig, im rechten Tacte und Vortrage, herauskomme. Weder in dem Musiker, noch in dem Staatsbürger, könnte ein solches Streben sein, wäre es nicht zuvor, nach den, im ersten Theile entwickelten, mathematisch-psychologischen Gesetzen, in den Vorstellungen begründet. Denn der Musiker spielt seine Noten in solcher Ordnung, solchem Rhythmus, wie er sich die Töne denkt; sein Vortrag ist der unmittelbare Ausdruck des Strebens in seinen Vorstellungen. Der Bürger fühlt sich auf gleiche Weise getrieben zum regelmässigen Handeln mit Andern, und in Uebereinstimmung mit Andern; dergestalt, dass, wenn sie säumten, er sie ermahnen würde, das Ihrige zu thun; darum, weil für ihn in dem Gedanken seines eignen Thuns schon das dazu gehörige Thun der ihm nahe Stehenden mit inbegriffen, mit einbedungen ist. Der Lauf seiner Vorstellungen wird aufgehalten, *das darin wirksame Streben erleidet eine Hemmung*, wofern er seine Nächsten nicht vollführen sieht, was ihnen zukommt.

Was nun hier, als ob es die Wirkung eines Naturtriebes wäre, vor Augen liegt, das muss erklärt und begriffen werden aus jenen Gesetzen der Mechanik des Geistes.

Die *Kraft der Ordnung* im Staate ist nun die Gesammtkraft aus allen den einzelnen Kräften, welche sich in den einzelnen Staatsbürgern regen, um ein Theilchen der allgemeinen Ordnung im nächsten Kreise, worin jeder steht, zu erzeugen oder zu erhalten. Unmöglich könnte von einem, oder von wenigen Puncten aus, eine so grosse Masse von Menschen in Ordnung gehalten werden, wenn nicht in Allen, oder doch in den Meisten ein solches Streben wäre. Der geringste Wind würde diese Masse, wenn sie nicht durch sich selbst verbunden wäre, aus einander stäuben; und bei der geringsten entstandenen Unordnung würde das Gebäude, da es aus so beweglichen Steinen besteht, wie die Köpfe und die Gemüther der Menschen sind, in allen Puncten aus einander fahren. Statt dessen zeigt bekanntlich jeder, nur leidlich geordnete Staat, eine ungeheure Kraft, sich nach den heftigsten Erschütterungen wieder herzustellen.

Aber diese Kraft ist bei weitem nicht in allen Staaten und

Digitized by Google

zu allen Zeiten die nämliche; sie ist gerade so verschieden an Art und Grösse, wie die Structur der Reihen, die sich im Staate aus Menschen, — in den Köpfen der Menschen aus Vorstellungen gebildet haben. Schon im ersten Theile ist erwähnt worden, dass die Reihen, und so auch die *Reihen von Reihen*, ja die *Reihen von Complexionen*, und deren Verwebungen, höchst mannigfaltige Gestalten haben, dass sie verdorben werden können, und dass sie in ihrem Ablaufen sehr häufig wider einander anstossen. Dies erwartet die *Kunst des Staatsmannes!* — Wohl zusammengefügte Reihen sind der Sitz des Lebens und der Gesundheit für den Geist und für den Staat; das Gegentheil droht Krankheit und Tod.

Man redet von der *Organisation* des Staats; hier hat man das rechte Wort; aber darum noch nicht den rechten Begriff. Denn was ist ein Organismus? Worin besteht das organische Leben? Wem es Ernst ist, dies erforschen zu wollen: der fange damit an, sich umzusehn im Staate! Hier kann er weit mehr lernen, als jemals der Staatsmann lernen wird vom Anatomen und vom Physiologen. Denn der Staat besteht ganz deutlich aus einer *endlichen* Zahl von Menschen; diese sind *zufällig* in demselben beisammen; man kann auch jeden, einzeln genommen, befragen um seine Gesinnung, und beobachten in seinem Handeln. Hingegen die lebendigen Leiber bestehn aus *Materie;* diese ist nach dem *irrigen Vorgeben* fast aller Physiker und Metaphysiker ins Unendliche theilbar; aus diesem Irrthume hilft keinesweges die Erfahrung; man kann die einzelnen Theile nicht beobachten; man sieht zwar, dass die Nahrungsmittel *zufällig* hineinkommen, aber es ist schwer, diesen Wink der Erfahrung zu verstehen; und unsre Zeit hat sich nun vollends in die *Unwahrheit* verliebt: *im Organismus gehe das Ganze den Theilen voran.*

Sollte sich jemals ein Staatsmann dahin verlieren, diesen Irrthum auf den Staat zu übertragen, so wird er wenigstens den Zwang fühlen müssen, den ihm unaufhörlich die Erfahrung entgegensetzt.

So gewiss aber, allen falschen Auslegungen zum Trotz, die Analogie zwischen dem Staate, dem Organismus, und dem System der Vorstellungen im denkenden Geiste, wirklich vorhanden ist: eben so gewiss wird auch dereinst die wahre Psychologie bis dahin durchdringen, wo jetzt noch, im Scheine von

Digitized by Google

Irrlichtern, Gespenster umherschweben. Das heisst: die nämlichen Grundsätze der Mechanik des Geistes, welche die Reizbarkeit der Vorstellungsreihen erklären, werden auch das organische Leben, als eine Verkettung einfacher Wesen, und die lebendige Kraft des Staats, als einer Verbindung von einzelnen Menschen, auf ähnliche Weise begreiflich machen. Dann wird man die Kunst des Staatsmanns besser schätzen, — aber auch die unendlich höhere Kunst, welche das organische Leben schuf, reiner verehren als heute.

Ungeachtet der erwähnten Analogie zwischen dreien Gegenständen, die beinahe das Wichtigste sind, was in die Sphäre der menschlichen Untersuchung fällt, muss man sich doch hüten, die Aehnlichkeit zu übertreiben. Dahin gehören folgende Bemerkungen:

1) Weder der menschliche Geist noch der Staat haben *ursprünglich* die Beschaffenheit eines bestimmten organischen Keims.* Hätten sie ihn: so würden Erziehungskunst und Staatskunst sich in eine Art von Gärtnerei verwandeln, die nur dem Keime Gelegenheit giebt, sich zu entwickeln, ihn aber nicht umschaffen kann. Aber beide, der Geist und der Staat, *nähern sich allmälig* der Natur eines organischen Wesens; indem jeder Grad von schon empfangener Bildung dazu beiträgt, die Art von Assimilation zu bestimmen, wodurch das Neue vom Alten angeeignet wird.

2) Der lebende Organismus hat seine Perioden des Wach-

* Diesen Satz will ich *hier* nicht beweisen; in Ansehung des menschlichen Geistes geht er sehr leicht aus der allgemeinen Metaphysik, und mit vermehrter Evidenz aus dem Ganzen dieses Werks hervor. — Vor nicht langer Zeit erscholl gegen mich von zweien, oder gar von mehrern Seiten der Vorwurf: „*Nichts bewiesen!*" Diejenigen, welche den Ruf ertönen liessen, führten durch den ganzen Zusammenhang den factischen Beweis, dass sie sich nicht die geringste Mühe gegeben haben, meine längst geführten Beweise in meinen frühern Schriften aufzusuchen, und verstehen zu lernen. Wer wissen will, was ich bewiesen oder nicht bewiesen habe, der muss meine praktische Philosophie, meine Hauptpuncte der Metaphysik, die Abhandlungen *de attractione elementorum* und *de attentionis mensura*, nebst meiner Einleitung in die Philosophie, und zu dem gegenwärtigen Werke, genau kennen. Er versuche, zu widerlegen! — Uebrigens dienen deutlich ausgesprochene Behauptungen, *ohne* Beweis, zwar nicht *statt* der Beweise; wohl aber zum *Verstehen;* auch ist das Vertrauen, der Leser werde sehr nahe liegende Mittelglieder eines Beweises selbst finden, in mathematischen Schriften längst üblich.

Digitized by Google

sens und Abnehmens; man hat dies oftmals auf Staaten übertragen, als ob sie schwach würden vor Alter. Da ich hier die Grundsätze der Mechanik des Geistes angewandt habe, so könnte ich in Versuchung gerathen, eben dieselbe Behauptung anzuknüpfen an die Lehre von der abnehmenden Empfänglichkeit (§. 94—99). Allein dazu ist kein Grund vorhanden. Die Einheit des Staats ist zusammengesetzt aus den Individuen, den absterbenden und heranwachsenden. Hingegen die Einheit der Seele ist die strengste, die es geben kann, und gerade daher rührt, wie am gehörigen Orte gezeigt worden, die Abnahme der Empfänglichkeit. (Jede vollkommene Selbsterhaltung, um dies nochmals kurz zu wiederholen, ist einfach, wie das einfache Wesen, das sich selbst erhält; denn es ist in ihr sich selbst *vollkommen gleich.* Darum ist sie eine absolute Einheit, die eben so wenig wachsen kann, als sie aus Theilen besteht. Wenn aber ihre Bedingung, das Zusammen, nur unvollkommen eintritt: dann erzeugt sie sich Anfangs in minderem Grade; und dieser Grad kann erhöht werden, bis er der Einheit gleich wird, nur nicht weiter. Die Möglichkeit der Erhöhung bis zur vollen Einheit ist die in jedem Augenblicke noch übrige Empfänglichkeit. Das Gesetz, nach welchem dieselbe continuirlich abnimmt, findet sich im §. 94.)

Was in der Gesellschaft, folglich mittelbar im Staate, altert und sich abstumpft, das ist die Empfänglichkeit für öfter angewendete Formen der Kunst und der Wissenschaft. Die lebhafte, allgemeine Aufregung, welche ehedem *Wieland* und *Klopstock* hervorbrachten, kann sich auf die nämliche Weise nicht wiederholen. — Wenn der Staat die neuen Eindrücke fürchtet, (wie die Alten den neuen Tonweisen der Musiker eine gefährliche Wichtigkeit beilegten,) so kann ihn die Abstumpfung trösten.

Kunst und Wissenschaft wirken weder so *viel*, als der erste Eifer, der erste Stoss neuer Eindrücke, zu versprechen scheint; noch so *wenig*, als die nachmalige Kälte glauben macht, denn theilweise gehemmte Kräfte wirken noch immer in dem Verhältnisse ihrer vollen Stärke, nur ruhiger.

Wenn aber im Staate die Ungleichheit dergestalt anwächst, dass ganze Klassen unterdrückt werden, weil ihnen Niemand half, und weil das Glück freies Spiel fand, Güter und Vorrechte auf wenigen Puncten anzuhäufen: dann freilich befällt den Staat die Auszehrung; aber man muss darum nicht sein höheres Al-

Digitized by Google

ter anklagen. Nicht die Jahre schaden ihm, sondern Mangel an Vorsicht in den wichtigsten Puncten.

Diese Bruchstücke der Mechanik des Staats schliesse ich mit derselben Erinnerung, wie jene der Statik; ich habe nämlich nicht vom künstlichen, sondern vom kunstlosen Mechanismus des Staats zu sprechen Veranlassung gehabt. Alle Wirkung der Reflexion, folglich der *positiven Gesetze*, musste bei Seite gesetzt werden, weil die psychologischen Vorarbeiten des ersten Theils darüber noch kein Licht geben. Nur die allgemeine Bemerkung will ich beifügen: dass die Gesetze, indem sie den natürlichen Neigungen der Menschen einen Zügel anlegen, die *Continuität* unterbrechen, womit der Naturmechanismus, sich selbst überlassen, fortwirken würde. Aber er gleicht dem Strome, der anschwillt vor dem Damme. Hat er dessen Höhe erreicht, so stürzt er hinüber, und reisst ihn fort. Der kluge Staatsmann lässt es dahin nicht kommen; seine Kunst gleicht der des Wasserbaues.

Das Vorstehende konnte dienen, durch eine auffallende Anwendung auf vielbesprochene Gegenstände die Erinnerung an den ersten Theil zu beleben und zusammenzudrängen. Aber noch eine andre Vorbereitung ist nöthig für diesen zweiten Theil; der bei seinen Hauptgegenständen nur in so fern die *Anwendung* der frühern Lehren auf die Erfahrung gestattet, als diese letztere durch *Analyse* dafür empfänglich gemacht wird.

Wenn ein Kasten vor uns stände, in welchem etwas eingepackt läge, das wir einzeln besehen wollten: so würden wir es unmöglich in *der* Ordnung auspacken können, in der es hineingekommen war; sondern nur in der umgekehrten. Oben auf liegen würde das, was zuletzt hineingelegt war; und wollten wir nicht Alles durch einander werfen, und es mannigfaltiger Beschädigung aussetzen, so müssten wir das, was beim Einpacken seinen Platz am Boden gefunden hatte, nicht zuerst herausreissen, sondern zuletzt herausnehmen.

Die Erfahrung zeigt den Menschen in zeitlicher Entwickelung begriffen. Als reife Männer beobachten wir uns zum Behuf der Psychologie; aber für diejenigen Zustände, in welchen wir als kleine Kinder die ersten räumlichen und zeitlichen Sinnesanschauungen bildeten, die Muttersprache uns aneigneten,

Digitized by Google

uns selbst von den Dingen unterschieden, die Begriffe von Ursachen und Wirkungen in uns erzeugten u. s. w., haben wir die Erinnerung völlig verloren. Und doch beginnen die *empirischen* Psychologien von dem, in Hinsicht dessen für jeden die einzig ächte, nämlich seine eigne unmittelbare Erfahrung, unwiederbringlich entflohen ist! Die *Sinnlichkeit*, meint man, sei das Gemeinste, darum das Leichteste!

Freilich jetzt und hier, da wir die Grundlinien der Statik und Mechanik des Geistes schon haben, ist es auch richtig, von dem auszugehn, was sich zuerst durch den psychologischen Mechanismus bildet; und so werden wir tiefer unten wirklich verfahren. Aber wo hätten diejenigen anfangen sollen, die nun einmal das undankbare Geschäft, mathematische Gegenstände ohne mathematisches Auge zu betrachten, über sich nahmen? Unstreitig da, wo die hellste Gegend der Erfahrung ist; da, wo die Dichter sich am freiesten bewegen; mitten im Leben, worin der Mann sich mit seines Gleichen vereinigt findet; und bei den obersten der sogenannten Seelenvermögen am liebsten; denn was man ihnen zuschreibt, das ist das Neueste, was entstand; und im Kasten liegt es oben auf.

Auch von Vernunft und Verstand ist zwar genug geredet worden; aber es ist nicht überflüssig, auch hier noch davon zu reden. Der Weg muss gezeigt werden, der für Andre offen lag; wir brauchen zu dem Ende nur wenige Schritte auf diesem Wege zu gehn, und wenn er gleich zunächst nur zu *Namenerklärungen*, und zu Erläuterungen von nicht grösserem Werthe führt, so wird doch dadurch gar mancher Irrthum, der späterhin blenden könnte, im voraus abgelehnt. Wir versetzen uns demnach für eine kleine Weile auf den Standpunct der empirischen Psychologie; um von dort aus die obern Vermögen zu betrachten.

Beruft man sich auf Erfahrung: so muss man sie in sinnlicher Klarheit hinstellen; wenige scharfe Züge reichen zu. Verstand hat der Mann; Unverstand zeigt das Kind und der Knabe; ihm ähnlich ist der, welcher den Verstand verlor.

Dort schlägt das kleine Mädchen ihre Puppe mit der Ruthe; denn die Puppe ist unartig! Dort spielen die kleinen Knaben mit bleiernen Soldaten; die grösseren tragen selbstgeschnitzte Weidenzweige statt der Degen an der Seite, einige spielen Pferde; sie haben den Bindfaden in den Mund genommen, um

Digitized by Google

Zaum und Zügel vorzustellen. Wenn der Mann das thäte: so würde man sagen, er habe *den Verstand verloren.*

Die Scheiterhaufen der Inquisition nennt man nicht *unverständig,* sondern *vernunftwidrig;* denn der Verstand des Egoismus leuchtet hervor neben der Schwärmerei; aber diese Art des Cultus ist gerade so vernünftig, wie der Dienst des Moloch, in dessen glühende Arme das Kind von der Mutter geworfen wurde. Auch wer die Lehren der Astronomie leugnet (um ein rein theoretisches Beispiel anzuführen), ist unvernünftig. Und nicht minder unvernünftig jeder, der wissentlich, und unberufen, in sein Verderben rennt. Am empörendsten für die Vernunft ist eine vollendete, vorbedachte Schandthat eines gleichwohl nicht schändlichen Menschen. Mit Entsetzen und Schaudern denke ich an den unglücklichen *Sand.* Man fühlt sich zerrissen, wie man seine That auch überlegen möge. Doch hinweg von diesem Bilde! Zurück zu gewöhnlichen, zu gemeinen Dingen! — —

In Gesellschaft findet man unverständig denjenigen, der sich bekannter Beziehungen, wodurch sein Gespräch doppelsinnig wird, nicht erinnert; hingegen den, welcher ohne Grund wissentlich Andere reizt, nennt man unvernünftig.

Die unartige Puppe, die bleiernen Soldaten, wodurch verstossen sie wider den männlichen Verstand? Durch ähnliche Ungereimtheit, wie der Traum wider das Wachen. Diese Ungereimtheit sieht das Kind nicht; es sieht nicht Blei, nicht Holz; es denkt nicht an die Weichheit des Metalls; von dem harten Krieger und seiner Spannung weiss es noch wenig; es ist ihm nicht geläufig, Holz und Mensch wie Stoff und Kraft gegen einander zu stellen. Es ist vertieft in die Bedeutung seines schlechten Symbols, so weit es sie kennt; und bedarf nicht mehr zur Illusion und zur Unterhaltung. Es betrachtet nicht die wahre Qualität des Gegenstandes; so wenig wie derjenige, der Unkluges redet, indem er Ort und Zeit und Gesellschaft aus den Augen verliert. *Thäten die Vorstellungen ihre volle Wirkung,* erhielten sie ihre *ganze* Entwickelung, so wie es den *vorgestellten Gegenständen* angemessen ist, so würde der Unverstand fühlbar werden. Kluge Maassregeln gehn aus von der Umsicht, berichtigen sich durch Beobachtung, erweitern sich durch Berechnung der möglichen Erfolge, gelangen zur Ausführung durch stete Besonnenheit und Gegenwart des Geistes.

Digitized by Google

Darum stellte ich längst die Definition auf: *Verstand ist das Vermögen, uns im Denken nach der Qualität des Gedachten zu richten.**

Hingegen Vernunft ist das Vermögen, dasjenige zu vernehmen, wofür der Unvernünftige taub ist; und das sind — *Gründe.* Also: *Vernunft ist das Vermögen, zu überlegen, und nach dem Ergebniss der Ueberlegung sich zu bestimmen.*

Dem Unvernünftigen (z. B. dem Inquisitor) *muthen wir an, dass er anderen Betrachtungen Gehör gebe; dem Unverständigen, dass er seine eigenen, schon vorhandenen Gedanken vollends entwickele.*

Kein Wunder, dass man *Begriffe* dem Verstande zueignet, und *Schlüsse* der Vernunft. Jene bestimmen die Qualität des Vorgestellten; diese fügen eins zum andern, den Untersatz zum Obersatze. Aber dadurch allein würde noch keine brauchbare Namenerklärung gewonnen sein; wie tiefer unten ausführlicher soll gezeigt werden. Hier kümmern wir uns nicht um die Bestimmungen der Schulen, sondern um den Sprachgebrauch; denn wir reden nicht von wirklichen Dingen, sondern vom Sinn der Worte, von den allgemein vorhandenen Auffassungen, die durch sie angezeigt werden. Wir meinen demnach nicht, es *gebe nun wirklich ein besonderes* Vermögen, das dazu bestellt sei, die Gedanken nach der Qualität des Gedachten zurechtzustutzen; auch nicht, es sei wirklich die Sache eines *eignen* Vermögens, zur Ueberlegung, zur innern Berathschlagung die sämmtlichen stimmfähigen Meinungen und Absichten zu berufen, während ihres Votirens und Streitens das Protokoll zu führen, und das letzte Resultat in die innere Gesetzsammlung einzutragen: wohl aber bemerken wir, dass etwas dem Aehnliches wirklich in uns vorgeht; wir fassen es auf, heben es weg, und sehen nach, was tiefer darunter verborgen liegen möge?

* Man vergleiche den Anfang der Logik, in meiner Einleitung in die Philosophie; desgleichen mehrere hieher gehörige Stellen meines Lehrbuchs der Psychologie.

Digitized by Google

A. Vorläufige Betrachtung des Verstandes nach seinen Beziehungen.

Da der Verstand die Fähigkeit ist, sich im Vorstellen nach der Qualität des Vorgestellten zu richten; da ferner der Verstand spät erwacht, sich langsam entwickelt, bei den Thieren fast ganz zu fehlen scheint: so richten sich nicht immer, nicht ursprünglich und von selbst, die Vorstellungen nach der Qualität des Vorgestellten.

Nun ist zuvörderst klar, dass hier nicht von jenen *einfachen* Vorstellungen die Rede sein kann, die wir im ersten Theile meistens betrachteten, und etwa mit *a*, *b*, *c*, bezeichneten; um sie als Grössen in der Rechnung zu behandeln. Denn diese einfachen Vorstellungen, — die man *Empfindungen* nennt, wenn man auf den Augenblick ihres ersten Entstehens hinweisen will, — *haben kein Vorgestelltes ausser sich selbst*, mit dessen Qualität sie zusammenstimmen könnten oder auch nicht. Es sind innere Zustände der Seele, die man nur uneigentlich Vorstellungen nennt, da sie kein Bild eines Gegenstandes geben.

Demnach sind wir in der Region der *zusammengesetzten* Vorstellungen. Und es wird noch überdies ein Unterschied angenommen zwischen dem zusammengesetzten *Vorgestellten*, wie es sei, unabhängig vom Vorstellen; und dem wirklichen Geschehen eben dieses *Vorstellens*, das mit jenem übereinstimmt oder auch nicht.

Nach diesem Unterschiede brauchen wir nicht weit zu suchen. Die Erfahrung erinnert uns fürs erste an unzählige Gegenstände, denen es zukommt, auf bestimmte Weise *vorgestellt zu werden*, indem sie sich zur Wahrnehmung darbieten; so dass, wenn einmal Einer sie anders vorstellt, ihm sogleich hundert andre Menschen zurufen, er habe sich geirrt.

Aber zweitens wissen wir aus der Lehre von den Complicationen und Verschmelzungen, dass der wirkliche Actus des Vorstellens allemal von bestimmten Reproductionsgesetzen abhängt, die sich sogleich bilden, indem die einfachen Empfindungen *zusammenkommen*, und sogleich wirken, indem, sei es auch nur nach der geringsten augenblicklichen Hemmung, die Vorstellungen sich wieder heben. Wir wissen, dass hier alles auf die *Ordnung* und *Stärke* der Auffassungen ankommt; und überdies, dass zufällige Hemmungen die Reproduction der

Digitized by

Reihen, und ihrer Verwebungen, sehr leicht verkürzen und verkümmern, — ja dass eine Reihe, an welcher einige Glieder fehlen, *neue falsche Verbindungen* eingehn kann, die sie nicht würde zugelassen haben, wenn sie sich im Bewusstsein *vollständig* entwickelt hätte. (So gehts im Traume.)

Wir werden uns also nicht wundern, wenn ein zerstreuter Mensch, der nicht recht zuhört und zusieht, abweicht von der Qualität des Vorgestellten, wie der genaue Beobachter es findet; oder wenn ein Trunkener oder Träumender, dessen Vorstellungsreihen einer ungewöhnlichen Hemmung unterworfen sind, Zeichen des Unverstandes giebt.

Was aber die Kinder angeht, so können sie mitten in Kinderspielen doch für ihre Jahre verständig genug sein. Nur den Verstand der Männer muss man von ihnen nicht fordern, aus dem einfachen Grunde, weil es bei den Männern eine Menge von *Verbindungen*, und gerade deshalb von *Gegenkräften* unter den Vorstellungen giebt, welche zu erwerben jene noch nicht Zeit und Gelegenheit hatten. Dasselbe gilt von den Thieren, die auch in *ihrer* Art verständig genug sein können, obgleich sie dem Menschen, der sie mit fremdem Maasse misst, unverständig dünken.

Der Verstand bezieht sich also auf die Zusammensetzung der Vorstellungen, sammt den davon abhängenden Reproductionsgesetzen; und das Verständigwerden bezieht sich auf die fortschreitende Vermehrung und Berichtigung der vorhandenen Vorstellungsreihen. Bei jeder solchen Berichtigung muss ein Stoss erfolgen, denn die ablaufende Reihe wird dadurch in dem Puncte gehemmt, wo die Berichtigung eintritt; sie wird genöthigt, hier ein neues Glied aufzunehmen.

Wir kennen diese Stösse aus der Erfahrung; es sind die *Urtheile*, wodurch den Subjecten wider Erwarten Prädicate gegeben werden.

Wäre hiebei *kein* Stoss erfolgt, so würde die Vorstellung, welche das Prädicat ausmacht, *ohne Weiteres* mit der des Subjects verschmolzen sein. Das heisst: man könnte die *Fuge* oder den *Kitt* zwischen beiden nicht wahrnehmen, welchen man gewöhnlich die *copula* nennt; sondern es wäre ganz unmerklich eine solche Verbindung eingetreten, wie wir sie unzählig oft zwischen den Partialvorstellungen einer Anschauung finden. Wie wenn Einer sich das Gesicht eines Andern merkt, ohne

Digitized by Google

sich die Verbindung der Nase, der Augen, des Mundes u. s. w. in eben so vielen Urtheilen auseinanderzusetzen, als wie viele Combinationen darin liegen.

Also in jedem Falle, in welchem der sogenannte Actus des Urtheilens merklich wird, *muss* ein solcher Stoss, wie zuvor beschrieben, statt finden. Das Subject, welches ein Prädicat eben jetzt bekommt, muss zuvor eine *anders bestimmte* Vorstellung gewesen sein; jedoch pflegen wir dieselbe in den meisten Fällen eine *unbestimmte* zu nennen, nämlich wenn die Bestimmung im Dunkeln blieb.

Hier kann wiederum die Erfahrung zu Hülfe kommen. Sie versorgt uns mit unzähligen Vorstellungen, denen Unbestimmtheit, das heisst, eine *Frage nach Bestimmungen*, anklebt, darum, weil sie *vielfach* und *entgegengesetzt sind bestimmt worden.* Aus einer Menge grossentheils gleichartiger Anschauungen, erzeugt sich eine Gesammtvorstellung, welcher das Streben inwohnt, alle ungleichartigen Nebenbestimmungen mit sich hervorzuheben, die den einzelnen Fällen eigen waren. Dies Streben ist's, welches den Stoss des Prädicats auffängt, sobald die Gesammtvorstellung von neuem Subject eines Urtheils wird. Man kann das Gesagte unmittelbar anknüpfen an den §. 101.

Es ist dort gezeigt, dass gerade das Uebermaass entgegengesetzter Verbindungen es ist, wodurch eine Vorstellung dahin gelangt, dass sie für *isolirt* gelten kann, und nunmehr für neue Verbindungen bereit liegt, wobei bloss ihre Qualität die bestimmende Ursache ausmacht; welches denn bei den *logischen* Anordnungen der *Begriffe* geschieht. Davon wird weiter unten ausführlich geredet werden. Aber es ist einer der ärgsten, wie der gemeinsten, Missgriffe, deren sich die empirische Psychologie schuldig gemacht hat, den Verstand für das *Vermögen der Begriffe* (oder auch Vermögen, durch Begriffe die Gegenstände zu denken) zu erklären (wobei noch obendrein, um einen zweiten Fehler zu begehn, Begriffe für *allgemeine Vorstellungen* ausgegeben werden, als ob es keine *einzelnen* Begriffe gäbe). Diese Definition ist viel zu eng; und sie taugt deshalb nichts; auch dann noch, wann wir von dem Vorurtheil der Seelenvermögen ganz hinwegsehn. Die empirische Psychologie muss dem Sprachgebrauche genügen; und dieser erlaubt schlechterdings nicht, nach der Cultur der Begriffe die Grösse des Verstandes abzumessen. Frauen, Staatsmänner, Feldherrn, Künst-

Digitized by

ler, Kaufleute, suchen den Verstand in keiner logischen Schule; obgleich sie hier allerdings diejenige, zwar wichtige, aber ziemlich eng beschränkte *species* des Verstandes suchen sollten, welche von der Anordnung und scharfen Bestimmung der Begriffe abhängt.

Der logische Zuschnitt der Gedanken ist nicht ihre Bewegung, und doch ist diese noch nöthiger als jener, wenn sie sich nach der Qualität des Gedachten richten sollen. Wenigstens im Leben; denn anders verhält sichs in der Wissenschaft, der nicht vorgeschrieben ist, sie solle an einem bestimmten Tage fertig sein. Daher sind die Köpfe, welche viel Verstand *in einer gegebenen Zeit* haben, weit verschieden von grossen Denkern, denen er leicht fehlen kann in dem Augenblick, wo man ihn fordert; denn die Vertiefungen des wissenschaftlichen Denkens richten sich zwar nach den Begriffen, aber nicht nach der Uhr.

Man gewöhne sich endlich gleich hier an eine Unterscheidung, die öfters nöthig ist; die des *Absichtlichen* und *Unabsichtlichen*. Es giebt ohne allen Zweifel eine starke Selbstbeherrschung, durch welche man sich *zwingt*, seine Gedanken nicht von der Qualität des Gedachten abschweifen zu lassen; diese Selbstbeherrschung ist der Nerv des Philosophirens. Aber sehr mit Unrecht würde man den ganzen Verstand auf diese Absicht zurückführen. Die natürliche Leichtigkeit, womit kluge Köpfe das Verwickelte durchschauen und behandeln, ist auch Verstand; und darüber können sich nur diejenigen wundern, welchen im Ernste jedes Seelenvermögen Eins und ein Ganzes ist, das man denn freilich nicht zerstückeln und zerplittern darf!

B. Vorläufige Betrachtung der Vernunft nach ihren Beziehungen.

Die Analyse der Vernunft ist merklich schwerer, als die des Verstandes. Zum Theil schon deswegen, weil man sich leicht versucht fühlt, die Betrachtung sogleich auf die *species*, theoretische und praktische Vernunft, zu richten, und darüber den allgemeinen Charakter dessen, was Vernunft heisst, nämlich *Ueberlegen und Entscheiden* zu verfehlen.

Das erste Merkmal der Ueberlegung nun ist, dass sie *Zeit* braucht, damit sich eine Reihe von Vorstellungen entwickele.

Digitized by Google

Also bezieht sich die Vernunft (nämlich die *endliche*, die ein empirischer Gegenstand ist,) wiederum auf die Reproductionsgesetze, die wir aus der Mechanik des Geistes kennen.

Allein es kommt etwas hinzu, wodurch das Ueberlegen sich vom Reproduciren des Gedächtnisses und der Phantasie unterscheidet.

Zuvörderst: die Reproduction wird innerlich beobachtet. Nun beruht alle Beobachtung auf einem unbestimmten Erwarten dessen, was kommen könnte. Also ist hier ein *unbestimmtes Vorstellen* zugegen, dergleichen nur eben zuvor beim Verstande, und seinem Uebergange ins Urtheilen, bemerkt wurde. In der That kann man den Gegenstand, welcher überlegt wird, — den Fragepunct, — ansehn als ein noch unbestimmtes Subject, dem ein Prädicat bevorsteht.

Die Vernunft bezieht sich also auf eine *Theilung* des geistigen Thuns in *wenigstens zwei* Theile, die sich verhalten wie Beobachtetes und Beobachter; oder kürzer, wie Object und Subject.

Zweitens: der Ueberlegende beobachtet nicht bloss in sich die Reproduction einer bekannten, oder einer zufällig neu entstehenden Reihe, — wie wenn er das früher Memorirte wiederholen, oder dem Spiele seiner Phantasie zuschauen wollte, — sondern er erwartet ein Ereigniss, das sich innerlich zutragen soll, wodurch eine noch nicht vorhandene Bestimmung seiner Gedanken eintreten wird. Dazu kann *eine* Reihe allein nicht hinreichen; es müssen deren zwei, oder mehrere sein, die auf einander treffen; die irgendwie zusammenstossen.

Die Vernunft bezieht sich also nicht bloss auf die Theilung des Objects und Subjects, sondern auch auf eine Theilung in dem Objectiven, welches zusammenstossen soll.

Hieraus sieht man, dass der Syllogismus eins der leichtesten Beispiele für das Thun der Vernunft darbietet; aber das Beispiel ist nicht der Begriff selbst; und es war eine sehr enge Definition, da man die Vernunft für das Vermögen zu schliessen erklärte.

Indem wir die Erfahrung zurückrufen, und uns der oftmals langen und zweifelnden Ueberlegungen erinnern, sehn wir, dass die Entscheidung keinesweges immer so rasch erfolgt, wie in einem gewöhnlichen Schulbeispiele der Logiker. Dies liegt zum Theil an der Länge der Reihen, die sich nur allmälig ent-

Digitized by

wickeln, und oft rückwärts und seitwärts sich ausbreiten, (wie wenn Beweise und Belege der Prämissen gesucht werden;) oftmals aber tritt der Beobachter hervor; er ist afficirt worden von dem Zusammenstoss; er nimmt Parthei, weil Streit unter den Reihen war, und es erfolgt ein Machtspruch statt der Entscheidung. Oder er sondert die Partheien, um sie zu vereinigen. Kurz, es geht im Innern, wie in berathschlagenden Versammlungen. Auch bleibt oft der Mensch selbst nach der Ueberlegung noch innerlich in Zwiespalt; besonders wenn dieselbe nicht *vollständig* war; das heisst, wenn nicht alle Gedankenreihen, die zusammenstossen konnten, sich entwickelt haben, und die säumigen erst später nachkommen.

Ist nun die Vernunft ein Seher, der Offenbarungen, oder ein Monarch, der Befehle ertheilt? Ich glaube, sie begnügt sich mit dem bescheidenen Titel eines Präsidenten, oder beständigen Secretairs. Bestimmter darf ich hier nicht sprechen, denn ich befinde mich im Felde der Namenerklärungen, und davon abhängiger Analysen, wodurch Untersuchungen nur vorbereitet, aber nicht abgeschlossen werden können.

Zum mindesten aber ist hier der Sprachgebrauch dergestalt beobachtet worden, dass nun alles Gesagte mit gleicher Leichtigkeit bezogen werden kann auf die theoretische, wie auf die praktische Vernunft.

Denn die Beschaffenheit der Reihen, welche sich entwickeln sollen, ist unbestimmt geblieben. Und die Vernunft, als solche, *bezieht sich demnach nicht* auf bestimmte Reihen, noch auf einen bestimmten Ursprung derselben. Wir haben freilich etwas vernommen von einer *reinen* Vernunft, die einen Vorrath von *Ideen* und *Befehlen* in sich trage; aber die Thatsache gehört zu den bestrittenen; und dergleichen muss man in empirischen Untersuchungen nicht mit den unbestrittenen vermengen; auch können wir dieselben für jetzt noch nicht füglich mit den Grundsätzen der Statik und Mechanik des Geistes in Verbindung bringen; viel weniger die Erklärung zulassen: *die Vernunft sei das Vermögen der Principien.*

Aus dem Vorstehenden wird der Leser nun ohne Zweifel den Satz klärlich einsehn: *der Verstand hat Vernunft.* Denn wie könnte man immer seine Gedanken nach der Beschaffenheit des Gedachten einrichten, ohne manchmal Ueberlegung zu Hülfe zu nehmen? — Eben so klar ist ein zweiter Satz: *die*

Digitized by Google

Vernunft hat Verstand. Denn wie könnte die Ueberlegung zur richtigen Entscheidung führen, wenn die Gedankenreihen, die in der Ueberlegung sich entwickeln, nicht der Beschaffenheit des Gedachten gemäss wären? Eben so leicht würde man beweisen können, dass beide, Verstand und Vernunft, auch ein Gefühlvermögen und ein Begehrungsvermögen haben; da beide sich *bestreben*, zu denken; und es *fühlen*, wenn sie zum Ziele ihres Strebens gelangen. Wer wird sich darüber wundern? Jedes Seelenvermögen ist längst in unsern Psychologien gewohnt, als eine vollständige Person handelnd aufzutreten; es fehlt nur noch, dass der Verstand neben den andern Vermögen, die er schon hat, auch noch *Verstand* — die Vernunft neben den übrigen Vermögen, die sie schon längst besitzt, auch noch *Vernunft* bekomme!

Doch ich würde den Leser beleidigen, wenn ich diesen Scherz verlängern wollte. Die nächste Absicht der zuvor gegebenen Analysen des Verstandes und der Vernunft, — das heisst, der Begriffe, welche der Sprachgebrauch mit diesen Worten verknüpft, um ein paar natürliche Ansichten des geistigen Lebens damit zu bezeichnen, — wird erreicht sein, wenn man aus der kurzen Probe gesehn hat, wie eine blosse Zergliederung des empirisch Gegebenen dann aussieht, wann sie ohne Einmischung von Hypothesen angestellt wird; und wie wenig auf diesem Wege kann gewonnen werden. Sie giebt nämlich dann keinen Irrthum, aber auch wenig Wahrheit; nichts Besseres und nichts Schlechteres ist von der eigentlichen empirischen Psychologie zu sagen. Die Analysen der übrigen sogenannten Vermögen sind leichter, bei einiger Aufmerksamkeit kann jeder sie selbst finden, es mag auch nützlich sein, sie von den obern Vermögen zu den niedern fortschreitend (aus dem oben angedeuteten Grunde,) weiter zu vollführen; allein ich werde mich nicht dabei aufhalten. Es wird jetzt schon soviel Licht auf einige wichtige Puncte des bevorstehenden Weges gefallen sein, als nöthig ist, um ihn anzutreten; insbesondre liegt uns nunmehr als Thatsache vor Augen, dass in unserm Geiste *mehrere Vorstellungsmassen* zusammenwirken, wenn wir auch noch nicht einsehn, in wie fern sie gesondert, oder verknüpft sein mögen. Die eigentlichen Aufschlüsse hierüber lassen sich nicht anders erlangen, als indem wir mit der Analyse allemal sogleich bei ihrem Anfange diejenige Hülfe verbinden, die wir uns im syn-

Digitized by Google

thetischen Theile bereitet haben. Und dies nun ist unser Vorsatz.

Wie schon oben bemerkt, können wir mit unserm vollen Rechte die Analyse da anfangen, wo wir die frühesten Producte des, seinen Grundgesetzen nach uns schon bekannten, geistigen Mechanismus erwarten dürfen. Die obige Analyse des obern Vermögens, — womit jede nackte, von keiner synthetischen Nachforschung unterstützte, empirische Psychologie anfangen sollte, — gehört demnach nicht mit in die Reihenfolge der bevorstehenden Untersuchungen; welche dort, wo sie auf Verstand und Vernunft zurückführen, schon mit mehrern Hülfsmitteln ausgerüstet sein müssen. Sondern wir beginnen in der gewöhnlichen Ordnung von dem, was man das *Unterste* im menschlichen Geiste nennt, nur nicht von dem blossen sinnlichen *Vorstellungsvermögen*, welches eine Abstraction ist, sondern von der Gesammterscheinung des Vorstellens, Fühlens, und Begehrens, wie sie bei allen lebenden Wesen, sofern wir sie beobachten können, angetroffen wird. Man wird in dem gegenwärtigen Werke, welches die Psychologie neu begründen, aber nicht bis ins kleinste Detail verfolgen soll, keine Abhandlung über die einzelnen Sinne und sinnlichen Gefühle erwarten, — wir können überall nur die grössern Parthien, und deren gegenseitige Verhältnisse im Auge haben. So werden wir nun auch an jene Gesammterscheinung des Vorstellens, Fühlens und Begehrens, zwar sogleich eine Betrachtung der wichtigsten Klassen der Gemüthszustände anknüpfen; aber nur das Allgemeinste erwägen, ohne uns um die Arten der Affecten, der Leidenschaften u. s. w. zu bekümmern. — Fast gleichzeitig mit den ersten Gefühlen und Begehrungen beginnt auch der psychologische Mechanismus schon die *Reihen* der Vorstellungen zu produciren, deren Formen unter den Benennungen *Raum* und *Zeit* am meisten bekannt sind; sie werden uns ziemlich lange beschäftigen und uns sehr bestimmt an die Mechanik des Geistes erinnern; ohne mehr als die ersten Elemente einer unabsehlichen Untersuchung darzubieten, welche auf andere Arbeiter wartet. Darauf wenden wir uns zu denjenigen Anfängen des obern Vermögens, von denen man nicht hinreichenden Grund hat, sie ausschliessend dem Menschen beizulegen; und wir rechnen hieher auch den innern Sinn, dessen Verwandtschaft mit der Vernunft schon oben, bei der vor-

Digitized

läufigen Analyse der letztern, wird aufgefallen sein. Vom Gedächtniss und der Phantasie werden wir aber nicht besonders sprechen; denn die Reproduction ist in Hinsicht ihrer ersten Gründe und Gesetze sehr sorgfältig im ersten Theile behandelt worden; und das Detail müssen wir überall weglassen.

Die erwähnten Untersuchungen zusammengenommen nun geben die Hauptumrisse eines Bildes vom geistigen Leben überhaupt; ohne Unterschied zwischen dem Menschen und den höheren Thieren. Und ein solches Bild muss der bestimmteren Schilderung des menschlichen Geistes nothwendig vorausgehn, wenn man aus der Verwunderung über den Menschen, in welchem soviel Ungleichartiges beisammen zu wohnen scheint, jemals herauskommen will. Es ist eine alte Bemerkung, dass sich das Thier einer weit vollkommenern Einheit mit sich selbst zu erfreuen scheint, als der Mensch; auch sind die Thiere von einer Art einander sehr ähnlich, während beim Menschen beinahe jedes Individuum seine eignen Kennzeichen hat, und die Menschheit, in Hinsicht des Geistigen, nur ein Abstractum ist, das man aus den verschieden gearteten Exemplaren kaum herauszufinden vermag. Daher scheint der Mensch das Product einer neuen Gährung zu sein, welcher der psychologische Mechanismus sich nicht nothwendig zu unterwerfen braucht; und deren wichtigste Ursachen wohl in den geselligen Reibungen liegen dürften. Könnte man nun die Ruhepuncte finden, bei welchen, ohne Aufregung durch das gesellschaftliche Leben, der psychologische Mechanismus stehen bleiben würde; so hätte man den Begriff einer sich selbst genügenden geistigen Existenz, ohne thierische Instincte, welche aber als das Urbild, als das Beste angesehen werden möchte, was dem Thiere erreichbar wäre, ohne in die Unruhe des Menschen hineinzugerathen.* Und eine solche Existenz müsste sich aus den Principien der Statik und Mechanik ableiten lassen, für welche dann die hinzutretenden Bedingungen des Lebens, wie sie bei den einzelnen Thiergeschlechtern sich finden, nur Beschränkungen wären. Der erste Abschnitt dieses zwei-

* Für diesen Begriff giebt es keine Erfahrung. Die edlern Thiere, die wir kennen, haben eine so frühzeitige Pubertät, und die Entwickelung derselben ist bei ihnen so gewaltsam, dass eine rein psychologische Vergleichung mit dem Menschen unmöglich ist.

Digitized by

ten Theils, welche die angedeuteten Untersuchungen in sich fasst, mag als Vorarbeit dazu angesehen werden.

Dem unruhigen Dasein des Menschen ist alsdann der zweite Abschnitt gewidmet. Nach den ersten Betrachtungen über die natürlichen Vorzüge des Menschen folgt daselbst die erneuerte Untersuchung über das Ich, wodurch der erste Abschnitt des ersten Theils ergänzt wird. Man wird eine sehr unruhige, sehr wandelbare Ichheit darin finden. Hieran knüpfen sich eben so wandelbare Auffassungen der Welt, die sich, wie schon am Ende des ersten Theils bemerkt, in keine veste Kategorie einschliessen lassen; so wenig, als die höhere Ausbildung, von der zuletzt gesprochen wird, eine veste Richtung und Begrenzung in sich trägt. Hiemit schliesst der zweite Abschnitt, und mit ihm die eigentliche Psychologie. Glücklich, wenn auch das Buch damit schliessen dürfte! Aber das erlaubt die heutige Zeit nicht. Durch eine Physiologie, die nicht bloss empirisch ist, und die neuerlich einen wundernswürdig raschen Lauf genommen hat, wird die Psychologie in Gefahr gesetzt, *umgerannt* zu werden, wenn sie sich nicht hütet. So lange als möglich habe ich gesucht, ihr auszuweichen; und schon dies allein würde mich abgehalten haben, meinem Buche den jetzt üblichen Titel einer *psychischen Anthropologie* zu geben, wenn ich auch nicht andre Gründe dagegen hätte.* Aber am Ende fand ich doch nöthig, die allgemeinen Untersuchungen, welche ich über die Materie angestellt habe, hier zu benutzen, um den heutigen Biologen wenigstens etwas mehr *Vorsicht* zu empfehlen; indem es noch Ansichten — und auch Gründe dafür — in Ansehung des materiellen Daseins und des leiblichen Lebens giebt, an die sie in der That nicht aufs entfernteste gedacht haben. Indess mache ich mir wenig Hoffnung, diese Herrn zu überzeugen. Die Metaphysik ist so oft todt gesagt worden, dass sich das Leben längst ihrer Aufsicht entbunden glaubte, und um desto williger, in der Theorie wenigstens, mit sich spielen liess. Nun ist zwar schon Mancher des Spiels müde geworden; man findet in der Regel, dass diejenigen, die

* Der Titel würde passen, wenn eine wissenschaftliche Psychologie aus der Anthropologie als ein Theil derselben könnte herausgehoben werden. Aber die Psychologie ist ein Theil der Metaphysik; und die Somatologie ist es auch; die Anthropologie aber besteht aus beiden, in ihrer Beschränkung auf den Menschen.

Digitized by Google

sich einmal das Geständniss ablegen mussten, in der Theorie geirrt zu haben, von diesem Zeitpuncte an bloss noch auf reine Erfahrung hören mögen; für jede neue Theorie aber taub sind. Und dies ist einer von den Gründen, weshalb ich den letzten Abschnitt dieses Buchs nicht ausführlicher bearbeitet habe. Die Leser, für welche ich schrieb, wissen ohne Zweifel, dass man den Geist nicht herleiten kann aus dem Leibe; und um der Versuchung, in welche sie durch falsche Theorien gerathen können, Widerstand zu leisten, dazu werden sie am Ende dieses Buchs mehr Hülfe finden, als sie brauchen. Eine philosophische Beleuchtung der Physiologie erfordert durchaus die genaueste metaphysische Auseinandersetzung der Lehre von der Materie und vom intelligibeln Raume; diese aber ist den psychologischen Untersuchungen völlig fremdartig; und wer sie in einem Anhange zu den letztern vollständig verlangt, der weiss nicht, was er fordert.

Anmerkung.

Die Anmaassung der Physiologie gegen die Psychologie, als ob sie dieselbe ihren höchst schwankenden Meinungen, die im besten Falle mit den offensten Bekenntnissen der Unwissenheit gerade in den wichtigsten Puncten zu endigen pflegen, — unterordnen könnten: ist heut zu Tage so allgemein, dass man sie nicht etwa bloss bei den sogenannten Naturphilosophen, sondern auch bei solchen Schriftstellern findet, welche sich durch kritischen Geist und geordnete Schreibart eben so sehr als durch grosse Gelehrsamkeit und Erfahrung auszeichnen. Ihre Entschuldigung liegt freilich in der Schwäche der Anthropologien, die sie vorfanden; allein ich kann mich damit nicht begnügen; wer sich von jenen Anmaassungen imponiren lässt, für den habe ich umsonst geschrieben. Daher werde ich sogleich dieser Einleitung ein paar Worte beifügen, die wenigstens dazu dienen können, mich mit jenen Herrn auseinanderzusetzen.

Herr Professor *Rudolphi* spricht in der Vorrede zu seiner Physiologie folgendes merkwürdige Wort: „Wenn alle Ver„fasser physiologischer Werke befragt werden sollen, welches „darunter sie für das erste hielten, so kann Niemand etwas „dagegen haben, wenn sie das ihrige nennen; allein, wenn man „sie weiter fragt, welches sie für das zweite halten, so bin ich

Digitized by Google

„überzeugt, dass sie alle ohne Ausnahme *Hallers* Physiologie „nennen werden. Was allen Verfassern aber das zweite scheint, „ist gewiss das erste."

Demnach wird es ja wohl nicht unschicklich sein, wenn ich *Hallers* Physiologie in Beziehung auf das Verhältniss zwischen Seele und Leib hier anführe. In den *primis lineis physiol. Cap. VII,* §. 556, sagt er von der Fortpflanzung der Empfindung des Nerven in die Seele: *Nihil ultra scitur, nisi nasci in anima cogitationem novam, quotiescunque mutatio, in quocunque sensorio nata, ad primam eius nervi originem perfertur, qui patitur.* Und im §. 569: *aliam naturam animae esse a corpore, infinita demonstrant, maxime ideae, et adfectiones animae, quibus nihil in sensu respondet. Quis enim superbiae color, aut quaenam magnitudo est invidiae? curiositatis? cuius nihil simile in animalibus est; neque id bonum, quod concupit gloria, novaram idearum quasi adquisitio, ad aliquam corpoream voluptatem referri potest. Potestne corpus ita duplices vires adipisci, ut eius infinitae particulae in unam massam coalescant, quae non suas adfectiones solas conservent, sibique repraesentent, sed in unam, communem, totalem cogitationem consentiant, quae ab omnium attributis differat, omnia tamen ea attributa recipiat, et comparet? Estne aliquod exemplum corporis, quod absque externa causa ex quiete in motum transeat, motus directionem absque occurrente alia causa mutet, reflectat, ut in anima observatu facillimum est? — Et tamen haec anima, adeo diversa a corpore, arctissimis cum eo ipso conditionibus religatur.* Und wie endet der grosse Mann sein Werk? *Mortui hominis cadaver putredini traditur. Ita adeps et aqua, et gluten, resoluta avolant; terra suis destituta vinculis sensim dilabitur, et ad humum se admiscet: anima eo abit, quo deus iusserit, quam in morte non destrui vel ex frequente phaenomeno arguas: plurimi enim mortales, quando nunc corporis vires dissolutae dilabuntur, serenissimae et vegetae, et laetae demum mentis signa edunt.*

Mit dieser, *nicht von mir* aufgestellten, Auctorität mögen nun ein paar entgegengesetzte Meinungen verglichen werden; man sehe zu, welche von beiden ihr am nächsten kommt!

Herr Prof. *Rudolphi* sagt in seiner Physiologie §. 3. Folgendes: „Der Organismus ist nicht nur die *Quelle* der körperlichen, sondern auch der geistigen Thätigkeit. —

Sollte jedoch die *psychische Seite des Lebens* hier eben so ausführlich behandelt werden, wie die physische, so würde es die Grenzen einer — *Vorlesung* überschreiten!"

§. 225 dagegen lautet: „Ausser der geistigen Kraft, *die ganz für sich steht*, scheint es mir hinreichend, von der allgemeinen Erregbarkeit die Spannkraft, Muskelkraft, und Nervenkraft zu unterscheiden."

§. 227: „Das Dasein oder *Hinzutreten* eines *Geistes* oder einer *Seele* zum Körper erklärt uns das Leben nicht im Geringsten." (Sehr wahr! Die Seele ist nicht zum Dienste der Physiologie vorhanden.)

Blicken wir nun in den zweiten Theil jenes Werkes hinein: so sehen wir sogleich, dass das Versprechen, die geistige Kraft allein für sich hinzustellen, nicht gehalten worden, vielmehr dieselbe wirklich wie eine *psychische Seite des Lebens* (das heisst, wie ein Stückchen Modephilosophie,) der Physiologie eingemengt ist. Denn es wird dort der Plan der Untersuchung so angelegt, dass die Lehre *von dem Empfindungsleben* zerfällt in die vom Nervensystem, von der Empfindung, von den äussern Sinnen, und — viertens! — *von dem Seelenleben*. Da ist denn wirklich in bunter Reihe, *untergeordnet* dem *Empfindungsleben*, die Rede von der Urtheilskraft so gut als von den Thierseelen, und von dem Willen ebensowohl als vom Schlafwandeln!

So lange die Physiologie so aussieht, kann die Psychologie mit ihr in keine Gemeinschaft treten.

Das Seelenleben ist — ein verführerisches Wort, aber kein Begriff, der ein wissenschaftliches Gepräge hat. Freilich beginnt hier der Sprachgebrauch die Verwirrung, indem er den Ausdruck *Leben* für zwei ganz und gar — nicht entgegengesetzte, — sondern disparate, keiner Vergleichung fähige, Begriffe zugleich anwendet. Alle physiologischen *Erscheinungen*, sowohl jene, vermöge deren die Nerven als Leiter der Sinnesaffectionen und der Willensregungen betrachtet werden, als die der Irritabilität und der Ernährung, fallen in den *Raum*. Aber alle Fragen, wie Materie, gleichviel ob todt oder belebt, im Raume existiren und wirken könne, fallen in die Metaphysik. Wenn dieses *forum* seine Schuldigkeit nicht thut, so haben das die Physiologen nicht zu verantworten; wollen sie aber über jene Fragen nicht bloss mitreden, sondern mit untersuchen, so

Digitized by

müssen sie — das ist unerlasslich! — erst Metaphysiker werden. Alles, was sie, ohne diese Bedingung zu erfüllen, darüber vorbringen, ist so beschaffen, dass statt dessen nichts anderes als ein ganz reines, unumwundenes Bekenntniss der völligen Unwissenheit am rechten Platze gewesen wäre. Vollends aber die *psychologischen* Untersuchungen mit den physiologischen vermengen, ist nicht bloss ein metaphysischer, sondern ein logischer Fehler. Die psychologischen Erscheinungen fallen *nicht* in den Raum; sondern der Raum selbst, mit allem, was in ihm wahrgenommen wird, ist ein psychologisches Phänomen; und zwar eins der ersten und zugleich der schwersten für die Psychologie, die sich in der Behandlung desselben sehr ungeschickt benehmen würde, wenn sie dabei von der Nervenkraft zu reden anfinge. Denn ihre Frage ist nicht, woher die Empfindungen kommen? sondern, wie die Empfindungen, *wenn sie da sind*, gleichviel woher, ja sogar gleichviel was auch das *Empfundene* sei, — *alsdann* die räumliche Form annehmen mögen?

Nun aber behaupte ich weiter, dass der Unterschied zwischen todter und belebter Materie, das heisst, zwischen Physik und Physiologie, nicht eher begriffen werden könne, als bis man den Geist durch Hülfe der Psychologie kennt. Denn in jedem der unzählbaren (nicht unendlich vielen) Elemente des organischen Leibes — sowohl in der Pflanze als im Thiere, — ist ein Analogon der geistigen Ausbildung, welches man unmöglich auf der Oberfläche der Erscheinungen finden kann. Ein Fragment *unserer eignen* geistigen Bildung nehmen wir innerlich wahr; dieses Fragment ergänzt die speculative Psychologie, gestützt auf Metaphysik, zu einer wissenschaftlichen Einsicht; alsdann kommt ihr eine andre, gleichfalls metaphysische Wissenschaft, die Naturphilosophie, mit dem Begriffe der Materie entgegen; einer solchen Materie nämlich, wie man sie durch Chemie und Mechanik kennt; nun erst lässt sich weiter fragen, wie wohl eine Materie beschaffen sein würde, deren einzelne Elemente nicht bloss durch ihre ursprüngliche Qualität, sondern auch durch eine, der geistigen analoge, Bildung bestimmt wären? Nun lässt sich einsehen, dass eine so geartete Materie im Raume durch Bewegungen erscheinen müsse, die nicht bloss nach mechanischen und chemischen Gesetzen geschehen können. Und dann endlich tritt die Erfahrung hinzu mit ihrer Aussage, es gebe wirklich solche Materie, an der

Digitized by Google

die Erklärungen der Mechanik und Chemie nothwendig scheitern müssen; es gebe aber sehr verschiedene Stufen, in welchen sich dieselbe über die chemischen und mechanischen Gesetze erhebe; diese Stufen seien nicht bloss an den Pflanzen und Thieren überhaupt, sondern an den einzelnen Theilen und Systemen derselben verschieden; auch steige in der sogenannten Assimilation solche Materie, die als Nahrungsstoff aufgenommen worden, continuirlich höher in ihrer Bildung; wie denn dieses Alles nach jenen, *a priori* gefundenen, Gründen nicht anders zu erwarten war.

Aber der Sprachgebrauch benennt mit dem Worte *Leben* — erstlich die *innern* Erscheinungen der *geistigen* Bildung, welche wir *in uns* wahrnehmen; zweitens die *räumlichen* Erscheinungen, wodurch Pflanzen und Thiere sich über Metalle und Steine, Luft und Wasser erheben. Wenn nun diese räumlichen Erscheinungen (wie so eben gesagt) nichts anderes sind als Resultate der innern Bildung; die *nicht* erscheinen kann, ausser in unserm Bewusstsein von dem, was *in uns* vorgeht: so ist in dem Worte *Leben* die schlimmste Vermengung, die nur irgend sich denken lässt. Nicht anders, als ob Einer die *Gedanken eines* Individuums verwechseln wollte mit den *Worten anderer* Individuen; oder genauer, das *Innere* des Einen mit den *äussern Zeichen* vom Innern nicht bloss *Eines Andern*, sondern Vieler, ja unzählig vieler *zusammenwirkender Andern*. Diese Verwechselung ist um desto ärger, je unvollkommner einerseits unser Wissen von uns selbst, so wie die dunkele innere Wahrnehmung es darbietet; je mangelhafter andererseits unsre Kenntniss der physiologischen Thatsachen; je *entfernter* endlich *die Analogie* unseres Innern mit dem, was *in den einzelnen Elementen der Thiere und Pflanzen auf allen den unzähligen Bildungsstufen derselben* vorgeht. Ja! kennten wir dieses letztere genau, dann erst würde die ungeheure Schwierigkeit hervortreten, *aus den innern Zuständen die äussern, räumlichen Veränderungen zu erklären.* Und das grösste Unglück ist, dass unsre Physiker von dieser Aufgabe nicht einmal den ersten Begriff haben. Sie wissen gar nicht, dass Materie überhaupt, gleichviel ob todte oder lebende, nichts anderes ist als *das Resultat der innern Zustände, worein sich die einfachen Elemente gegenseitig versetzen.* Sie wissen es nicht, obgleich es ihnen schon Chemie und Mineralogie so deutlich vor

Digitized by Google

Augen legen, als die Erfahrung dergleichen Dinge aussprechen kann. Ein paar dürftige Hypothesen von Polaritäten, elektrischen Kräften, — und das allmächtige Wort *Leben*, — diese sollen alle jene ungeheuren Klüfte und Lücken unseres Wissens bedecken; damit ja Niemand sich einfallen lasse, zu Fleiss und Genauigkeit im speculativen Denken aufzufordern! Aber ich lasse mich dadurch nicht abhalten.

Herr Professor *Rudolphi* wird mir nach diesen Erklärungen verzeihen, wenn ich den Streit, den er in seinem §. 324 mit mir angefangen hat, nicht fortsetze. Es gereicht mir zur Ehre, dass er auf mein Lehrbuch der Psychologie einige Rücksicht hat nehmen wollen; allein so sehr ich wünschte, mit einem so ausgezeichneten Gelehrten in Untersuchung gemeinschaftlich eintreten zu können, so müssten doch die Anfangspuncte unserer Discussion ganz anders gewählt werden, wenn einige Hoffnung des Erfolgs vorhanden sein sollte. Auf jeden Fall aber ist gerade Herr Prof. *Rudolphi* derjenige unter den Physiologen, (so weit ich sie kenne,) dem ich noch am ersten mich nähern könnte; denn jene Puncte, worin er von meiner Ansicht sich freilich weit entfernt, charakterisiren, wie es mir scheint, nicht sowohl ihn, als vielmehr die jetzige Lage der Wissenschaft, der jeder einzelne Gelehrte natürlich mehr oder weniger nachgeben wird.

Diejenigen aber, welche dem Empirismus zugethan sind, könnten, wenn sie wirklich für die Lehren der Erfahrung Empfänglichkeit besitzen, aus dem heutigen Zustande der Physiologie lernen, wie viel, oder vielmehr wie wenig, die blosse Erfahrung leiste. Als empirische Gelehrsamkeit steht die Physiologie auf einer Höhe, die Niemand verachten wird, sie wandelt überdies im Lichte der heutigen Physik; gleichwohl hat sie begierig, wie der Schwamm das Wasser, jene Naturphilosophie in sich gesogen, die eben deswegen nichts weiss, weil sie damit anfing, das Universum *a priori* zu construiren. Gegen diesen Irrthum hat keine andre Wissenschaft sich so schwach, so zu allem Widerstande unfähig gezeigt, als eben die Physiologie. Das Gerede vom Leben ist das todte Meer geworden, in welchem der philosophische Untersuchungsgeist ertrunken liegt, so dass er jetzt, wofern überhaupt eine Art von Auferstehung für ihn zu hoffen ist, sich in ganz unbefangenen Köpfen von neuem erzeugen muss.

Digitized by Google

ERSTER ABSCHNITT.

VOM GEISTIGEN LEBEN ÜBERHAUPT.

ERSTES CAPITEL.

Ueber die Verbindung der sogenannten drei Hauptvermögen der Seele.

§. 103.

Vorstellen, Fühlen, und Begehren, sind bekanntlich die drei obersten Klassenbegriffe, durch deren Zusammenfassung man das geistige Leben, ohne Rücksicht auf den Unterschied zwischen dem Menschen und den Thieren (welchen wir in diesem ersten Abschnitte noch bei Seite setzen,) glaubt bezeichnen zu können. Allein, *wie* man sie zusammenfassen müsse, um die Einheit des geistigen Lebens richtig zu erkennen? das ist die Frage, welche man aus blosser Erfahrung nicht beantworten konnte; und woran wir nun zuerst uns wagen wollen, um zu sehen, ob unsre synthetischen Untersuchungen etwas Brauchbares zur Verzeichnung der äussersten Umrisse der Psychologie geleistet haben? Denn hoffentlich wird für jetzt noch Niemand verlangen, dass wir den Faden der Nachforschung über das Selbstbewusstsein schon hier wieder aufnehmen sollten; die ausserordentlich grossen Schwierigkeiten dieses Gegenstandes, (den wir dem folgenden Abschnitte vorbehalten,) werden in frischem Andenken sein; und es will sich noch nicht zeigen, dass die Statik und Mechanik des Geistes dieselben erleichtert hätten.

Nothwendig aber müssen wir einen Augenblick bei der Vorfrage verweilen: ob wohl Jemand jetzt noch geneigt sei, die Seelenvermögen wieder herbeizubringen, und sie mit den zuvor nachgewiesenen Kraftäusserungen der Vorstellungen selbst in Verbindung zu setzen. Die Lehren vom Gedächtniss und von

Digitized by Google

der Einbildungskraft, von der Sinnlichkeit und der Vernunft, werden ohne Zweifel noch lange ihre Liebhaber behalten; allein hier kommt es nur darauf an, ob wohl *mit* und *neben* den Gesetzen der Mechanik von der unmittelbaren und der mittelbaren Wiedererweckung der Vorstellungen, an eine Wirksamkeit solcher besondern Vermögen, wie Gedächtniss und Einbildungskraft, könne gedacht werden? Hier möchte denn doch wohl Jedermann in Verlegenheit gerathen, wenn er angeben sollte, wie die Seelenvermögen eingreifen in die schon in vollem Gange begriffene Thätigkeit der Vorstellungen selbst! *Nach welchen Gesetzen* sollte es doch geschehen, dass die, schon gesetzmässig wirkenden, Vorstellungen gestört würden von jenen, ihnen fremden, Gewalten? — Vermuthlich *nach gar keinen Gesetzen;* denn bekanntlich ist an genaue Bestimmung der Bedingungen, wann, wie, und wie stark sich irgend eins der Seelenvermögen rege oder nicht, noch niemals in den Psychologien zu denken gewesen; die Vermögen sind sammt und sonders lauter transscendentale Freiheiten.

Wenn man nun fürs erste auch nur soviel einsieht, dass wenigstens einige Functionen des Gedächtnisses und der Einbildungskraft ohne die dazu bestimmten Vermögen von Statten gehn; — und dass sich der hierüber aufgestellten Theorie die genannten Vermögen nicht schicklich mehr anfügen lassen: so wird man ein gerechtes Misstrauen auch gegen die andern Seelenvermögen, deren vermeinte Functionen noch nicht erklärt sind, zu fassen nicht umhin können.

In der That aber sind wir schon um ein Beträchtliches weiter vorgerückt. Denn wenn man die Statik und Mechanik aufmerksam durchläuft: so findet man darin nicht bloss Spuren des sogenannten Erkenntnissvermögens, sondern auch Nachweisungen solcher Gemüthszustände, die zu den Gefühlen müssen gerechnet werden. Hierüber sind nur noch einige Erläuterungen nöthig, welche der folgende §. enthalten soll.

Mit den Gefühlen hängen die Begierden sehr nahe zusammen. Auch von diesen werden wir die einfacheren Regungen bald kennen lernen.

Demnach ist die Frage: ob die Vermögen des Vorstellens, Fühlens und Begehrens nur zufällig beisammen seien, oder ob sie wesentlich zusammengehören? schon so gut als beantwortet; und es wird sehr bald einleuchten, dass man dieselben bis zu

Digitized by Google

den niedrigsten Thieren hinab stets verbunden zu finden erwarten müsse; wie dieses auch der Erfahrung entspricht.

Aber man findet auch durch das ganze Thierreich die Wahrscheinlichkeit, dass alle geistig lebende Wesen etwas von den Vorstellungen des Räumlichen und Zeitlichen besitzen. Man findet bei höheren Thieren sogar Spuren von allgemeinen Begriffen, wenigstens von Erwartung ähnlicher Fälle; desgleichen vom Verstehen der Zeichen, die man ihnen giebt; wobei zu bemerken, dass nicht alle Sprache nothwendig Wortsprache sein muss; und, was den innern Sinn anlangt, so hat man keinen zureichenden Grund, ihnen diesen gänzlich abzusprechen. Die natürliche Vermuthung, dass zu der ursprünglichen Verknüpfung des Vorstellens, Fühlens und Begehrens auch die eben genannten Vorstellungsarten mit gehören, wird im Folgenden bestätigt werden.

Hingegen die eigentlich sogenannten oberen Vermögen, durch welche der Mensch sich über das Thier erhebt, werden wir zwar nicht als einen unabhängigen, selbstständigen Zuwachs zum niederen Vermögen, jedoch als eine weitere Entwickelung kennen lernen, die bei den Thieren nicht genug begünstigt, vielmehr so sehr erschwert ist, dass sie nicht merklich werden kann.

Bei allen Aufschlüssen hierüber wird dies der wichtigste Umstand sein, dass wir uns der Frage nach dem Causalverhältnisse der Seelenvermögen, nach ihrem Einflusse auf einander, im voraus überhoben finden; indem jene, aus der innern Erfahrung bekannte, rasche und beständige Abwechselung des Vorstellens, Fühlens, Begehrens, mit allen dazu gehörigen Modificationen, wobei keins dieser Drei die andern ganz verdrängt, vielmehr jedes fast immer zugleich auch die übrigen beiden in sich schliesst, so dass eigentlich nur das Uebergewicht unter ihnen wechselt, — sich uns von selbst als der einzig natürliche und nothwendige Verlauf der geistigen Ereignisse wird zu erkennen geben.

In der That sind es nur Abstractionen, denen wir uns hingeben, — es sind Benennungen *a potiori*, mit denen wir uns behelfen, wenn wir sagen, ich fühle, oder ein andermal, ich begehre, oder wiederum ein andermal, ich denke. Denn jedesmal, indem wir fühlen, wird irgend etwas, wenn auch ein noch so vielfältiges und verwirrtes Mannigfaltiges, als ein Vorgestelltes

Digitized by Google

im Bewusstsein vorhanden sein; so dass dieses bestimmte Vorstellen in diesem bestimmten Fühlen eingeschlossen liegt. Und jedesmal, indem wir begehren, fühlen wir zugleich die Entbehrung, und haben auch dasjenige in Gedanken, was wir begehren; so wie jedesmal, indem wir denken, eine Thätigkeit wirksam ist, die, wenn sie aufgehalten würde, wenn sie sich durch Hindernisse durchdrängen müsste, alsbald sich als ein Begehren, den Gedanken hervorzuholen, verrathen würde. Gedanken, kann man sagen, sind die Begierden, die im Entstehen sogleich erfüllt werden; Begierden hingegen sind aufgehaltene Gedanken, die sich dennoch ins Bewusstsein drängen; Gefühle endlich sind zusammengewachsene Begierden, die einander entweder aufheben oder befriedigen. Doch in diesen Ausdrücken liegt keine wissenschaftliche Genauigkeit.

Bevor wir dies alles mit mehr Bestimmtheit erörtern, soll hier noch eine allgemeine Erinnerung statt finden, welche nicht vergessen werden darf, wenn man sich in psychologischen Untersuchungen wissenschaftlich orientiren will. Diese nämlich, dass eine nicht geringe Vertrautheit mit den Ansichten des *Idealismus* nöthig ist, um die psychologischen Probleme richtig aufzufassen.

Es giebt überhaupt keinen gründlichen Realismus, als nur allein den, welcher aus der Widerlegung des Idealismus hervorgeht. Wer unmittelbar auf das Zeugniss der Sinne sich beruft, wenn von der Realität der Aussendinge die Rede ist, der ist unwissend in den ersten Elementen der Philosophie.

Die Welt, welche uns erscheint, ist unser Wahrgenommenes; also in uns. Die reale Welt, aus welcher wir die Erscheinung erklären, ist unser Gedachtes; also in uns. Dem gemäss sollten wir unser eignes Ich Allem zu Grunde legen. Aber hievon ist die Unmöglichkeit und völlige Ungereimtheit im Anfange des ersten Theils dieses Buchs ausführlich nachgewiesen; und diese Ungereimtheit würde nur noch grösser werden, wenn man (nach *Fichte*) das reine Ich zugleich denken wollte als ursprünglich setzend ein Nicht-Ich. Daraus entspringt die Ueberzeugung, dass wir, um *uns selbst*, sammt *unsern Vorstellungen* von der Welt, *denken* zu können; und um hiebei nicht in eine bodenlose Tiefe des Unsinns zu gerathen, ein mannigfaltiges Reales in allerlei Verhältnissen und Lagen, voraussetzen müssen; dessen Bestimmungen die allgemeine Metaphysik soweit beschreibt, als sie zur Denkbarkeit der Erfahrung nöthig sind.

Digitized by Google

So gewiss nun solchergestalt die wahre Philosophie streng und vollkommen realistisch ist: so bleibt es dennoch wahr, dass alle Gegenstände des gemeinen und des philosophischen Wissens lauter Vorstellungen sind; dass alles Anschauen und Denken, alle Entbehrung und Befriedigung der Begierden, alle Lust und Unlust, in die Eine grosse Klasse der psychologischen Ereignisse fällt, und also auch einer psychologischen Erklärung bedarf. Obschon die allgemeine Metaphysik lehrt, dass man auch die von uns unabhängige, reale Welt durch Begriffe des Raums und der Zeit denken müsse, so darf man sich doch nicht einbilden, dass *dieser* Raum und *diese* Zeit gleichsam von aussen her in die Seele kämen, und in die Wahrnehmungen der Sinne hinübergingen; sondern *in dem ganz unräumlichen Vorstellen* müssen die räumlichen Bestimmungen *des Vorgestellten* sich von vorn an erzeugen. Obschon zur Befriedigung unserer Begierden wirkliche, *reale* Gegenstände nöthig sind: so dringen doch *diese* Gegenstände nicht in die Seele; was uns *unmittelbar* befriedigt, das ist eine blosse Vorstellung, in einem psychologisch zu bestimmenden Verhältnisse zu andern, schon vorhandenen Vorstellungen. Obschon wirkliche Schwingungen von Körpern ausser uns nöthig sind, damit wir harmonische Verhältnisse von Tönen mit Lust vernehmen können: so geschieht doch nicht das Mindeste, was mit diesen Schwingungen auch nur die entfernteste Aehnlichkeit hätte, in der Seele selbst; sondern etwas ganz Heterogenes (Verschmelzungen vor der Hemmung) muss in uns geschehn, woraus diese, und auf ähnliche Weise auch andere Lustgefühle, sich rein psychologisch erklären lassen. Mit einem Worte, die Psychologie hat mit dem Idealismus alle Fragen gemein; nur nicht die Antworten. Und die Seele wohnt zwar in einem Leibe, auch giebt es correspondirende Zustände des einen und der andern; aber nichts Leibliches geschieht in der Seele, nichts rein Geistiges, das wir zu unserm Ich rechnen könnten, geschieht im Leibe; die Affectionen des Leibes sind keine Vorstellungen des Ich, und unsre angenehmen und unangenehmen Gefühle liegen nicht unmittelbar in dem begünstigten und gehinderten organischen Leben.*

* Mangel an Uebung in den Ansichten des Idealismus ist gerade der Hauptgrund, weshalb selbst scharfsinnigen Physiologen die Behandlung

Digitized by

§. 104.

Wir gehn nunmehr an das Geschäft, die Gefühle und Begehrungen in dem Kreise des Bewusstseins aufzusuchen; das heisst, in der Mitte desjenigen Vorstellens, was in jedem Augenblicke von der schon geschehenen Hemmung noch übrig ist. Eine negative Bestimmung muss vorausgehn, um die Grenzen abzustecken, innerhalb welcher man die positiven zu suchen hat.

Die Zustände des Vorstellens, Begehrens und Fühlens, sind sämmtlich *Zustände des Bewusstseins; folglich kann ihre unmittelbare Erklärung nicht liegen in demjenigen, was die Statik und Mechanik von Vorstellungen lehrt, sofern sie sich nicht im Bewusstsein befinden.*

Dahin nun gehört *zuvörderst* alles dasjenige, was wir oben ein *Streben vorzustellen* genannt haben. Wenn demnach im gemeinen Leben, oder auch wohl in philosophischen Untersuchungen, von *Bestrebungen* gesprochen wird, *deren man sich bewusst sei,* so sind diese niemals geradezu selbst jenes Streben vorzustellen, wenn sie schon darin ihre nächste Ursache finden können. Das wirkliche Streben vorzustellen, ist, wie wir längst wissen, nur in so fern vorhanden, als die Vorstellungen nicht wirklich von Statten gehn, als ihr Object verdunkelt ist, oder mit andern Worten, als sie aus dem Bewusstsein verdrängt sind, und folglich nicht mehr im Kreise der innern Wahrnehmung liegen. Hingegen die Bestrebungen deren man sich bewusst ist, können überall nicht unmittelbar für wirkliche Bestrebungen gelten; sie sind *Phänomene,* über deren Realität erst ihre Erklärung den Ausspruch thun muss.

Manche Philosophen stehn in dem Wahne, der eigentlich reale Begriff der *Kraft* komme uns im Selbstgefühle des eignen Strebens, Wollens, und Handelns. Daraus entsteht eine heillose Pfuscherei in der allgemeinen Metaphysik, die an Psychologie nur gar nicht mehr erlaubt zu denken. Metaphysische Begriffe können überall nicht durch Gefühle bestimmt werden; in der Psychologie aber muss man sich sehr hüten, die noch ungeläuterten metaphysischen Begriffe, die wir *aus dem gemei-*

---

psychologischer Gegenstände so schlecht gelingt. Sie kleben immerfort am Räumlichen; Uebersinnliches, und *genaues* Denken, sind ihnen entgegengesetzte Pole.

Digitized by Google

nen Denken auf uns selbst zu *übertragen* pflegen, nicht in dieser rohen Gestalt für Offenbarungen des Selbstbewusstseins zu halten; da sie nicht einmal zu richtigen Ausdrücken der Phänomene taugen, welche sich der innern Wahrnehmung darbieten. Wir können von realen Kräften, Vermögen, Strebungen, gar Nichts unmittelbar in uns wahrnehmen; und alle Einbildungen der Art, von der rohen Leibeskraft bis zur transscendentalen Freiheit sind nur Beweise, dass es eben an *der* Wissenschaft fehle, die wir hier suchen.

Es folgt nun, *zweitens*, von selbst, dass auch das *Sinken* unserer Vorstellungen nicht unmittelbar dasjenige sein kann, worin die Zustände des Vorstellens, Wollens, und Fühlens bestehn. Denn die sinkenden Vorstellungen verschwinden aus dem Bewusstsein gerade in so fern und gerade um so viel, als sie sinken. — Schon oben ist daran erinnert worden, dass man sein eignes Einschlafen nicht wahrnehmen kann; dasselbe gilt von dem Einschlafen *jeder einzelnen* Vorstellung auch während der Zeit, da der Mensch übrigens wacht. Ja es gilt von jedem Grade der Verdunkelung einer noch zum Theil wachenden Vorstellung. Und daher ist kein Uebergang zu einem mehr gehemmten Zustande für sich selbst fähig, eine Bestimmung dessen abzugeben, was in uns geschieht, in so fern dieses genau das nämliche sein soll, was wir in uns wahrnehmen.

Es bleibt also zur nächsten Erklärung des Vorstellens, Begehrens und Fühlens nichts anderes übrig, als nur das Bestehen unserer Vorstellungen im Bewusstsein, und das Emporsteigen derselben zu einem kläreren Bewusstsein. Denn von den vier möglichen Bestimmungen der Vorstellungen, dass sie entweder im Bewusstsein stehen, oder sich im gehemmten Zustande befinden, oder dass sie steigen, oder dass sie sinken, — hievon sind zwei abgewiesen; und wir müssen nun nachsehn, was die übrigen beiden leisten können.

Dass eine Vorstellung im Bewusstsein bestehe, heisst bekanntlich nichts anderes, als nur, das sie eben jetzt ihr Object wirklich vorstellt. Besteht eine Vorstellung des Blauen im Bewusstsein, so wird das Blaue nun wirklich vorgestellt. Desgleichen, dass eine Vorstellung steige, heisst nichts anderes, als, dass sie ihr Vorgestelltes jetzo klärer, mit mehr Intension vorbilde, als unmittelbar zuvor, da sie noch in einem mehr gegehemmten Zustande war.

Digitized by

Offenbar bezieht sich dieses alles bloss auf das sogenannte Vorstellungsvermögen; und es möchte bald scheinen, als müssten wir doch am Ende noch auf ein eignes Vermögen des Begehrens und Fühlens zurückkommen. Doch die scheinbare Verlegenheit verschwindet durch folgende Bemerkungen:

1) Wenn eine Vorstellung *steht* im Bewusstsein, so ist ein Unterschied, ob sie selbst mit den hemmenden Kräften im Gleichgewichte ruht, oder aber ob sich an ihr eine hemmende und eine emportreibende Kraft das Gleichgewicht halten. Im ersten Falle befindet sie sich in Hinsicht des vorhandenen Grades von wirklichem Vorstellen, in einem unangefochtenen Zustande; denn da sie im Gleichgewichte ruht, so muss die Hemmungssumme gesunken, das heisst, der Nöthigung zum Sinken Genüge geleistet sein. — Hingegen im zweiten Falle ist der Nöthigung zum Sinken keinesweges Genüge geschehn; die Vorstellung besteht vielmehr *wider* diese Nöthigung, und *trotz* derselben, indem eine andre mitwirkende Kraft, z. B. eine Verschmelzungshülfe, oder eine ganze Summe solcher Hülfen, ihr nicht erlaubt, dem Drucke, von dem sie getroffen wird, nachzugeben. — Dieser Unterschied ist kein Unterschied für das Vorstellen; vielmehr das Vorgestellte hat im einen und im andern Falle die gleiche Klarheit. Dennoch ist dieser Unterschied für das Bewusstsein vorhanden, denn er betrifft die Vorstellung gerade in wie fern sie wacht, und nicht gehemmt ist. Mit welchem Namen sollen wir nun die letztere Bestimmung des Bewusstseins, da ein Vorstellen zwischen entgegenwirkenden Kräften eingepresst schwebt, benennen, zum Unterschiede von jener ersten Bestimmung, da dasselbe, nicht hellere und nicht dunklere, Vorstellen vorhanden ist, ohne eine Gewalt zu erleiden? Wie anders werden wir den gepressten Zustand bezeichnen, als durch den Namen eines mit der Vorstellung verbundenen *Gefühls*?

2) Wenn eine Vorstellung steigt: so ist ein Unterschied, ob sie sich selbst überlassen steige, (etwa nach dem Gesetze des §. 81), oder ob ihr in diesem Steigen ein Hinderniss begegnet, das nur nicht völlig stark genug ist, ihr das Steigen gänzlich zu verwehren; oder ob noch antreibende, vielleicht auch nur begünstigende Kräfte (nach §. 87) mitwirken. Die nähern Modificationen hievon können sehr mannigfaltig sein, wie schon die obigen, zur Mechanik des Geistes gehörigen Untersuchun-

Digitized by Google

gen deutlich genug zeigen. Auch diese Unterschiede können nicht unbewusst bleiben, denn sie betreffen das wirkliche Vorstellen. Aber sie sind nicht *Gegenstände* des Vorstellens, sondern Arten und Weisen, *wie* das Vorstellen sich ereignet; diese Bestimmungen des Bewusstseins, in so fern sie über das blosse Vorstellen hinausgehn, können nur Gefühle heissen. Dabei nun sind sie die Begleiter *aufstrebender*, und eben deshalb *wirksamer* Vorstellungen, es verbinden sich also mit den schon erwähnten Bestimmungen des Bewusstseins noch Wirkungen und Abänderungen theils in andern Vorstellungen und Gefühlen, theils vielleicht in der Wahrnehmung, wenn nämlich ein äusseres Handeln, also eine Thätigkeit des Organismus nach physiologischen Gründen hinzugekommen ist. — Mit welchem Namen sollen wir nun die fortlaufenden Uebergänge aus einer Gemüthslage in die andre bezeichnen, deren hervorstechendes Merkmal das Hervortreten einer Vorstellung ist, *die sich gegen Hindernisse aufarbeitet*, und dabei mehr und mehr alle andern Vorstellungen nach sich bestimmt, indem sie die einen weckt, und die andern zurücktreibt? Man wird keinen andern Namen finden, als den des *Begehrens*.* Denn dieses eben unterscheidet sich von dem Gefühle, so wie vom Vorstellen, dadurch, dass es nicht als ein Zustand, sondern nur als eine Bewegung des Gemüths gedacht werden kann; wie daraus klar ist, dass es bei gegebener Gelegenheit sogleich handelnd ausbricht, oder, wenn die Gelegenheit fehlt, wenigstens Pläne zum künftigen Handeln hervorruft. Diese Pläne aber sind nichts anderes als zusammengetriebene Vorstellungen, welche wegen ihrer Verschmelzungen und Complicationen mit jener aufstrebenden, sich sämmtlich nach ihr richten, ja sich so zusammenfügen müssen, dass aus ihnen keine, oder doch die geringste mögliche Hemmung, für jene vorherrschende, entspringe. — Will man aber, um hiegegen Einwürfe zu machen, den Versuch anstellen, sich eine unbewegte, völlig vestgehaltene Begierde zu denken, so wird man leicht bemerken, dass hiebei Verwechselungen vorgehn. Zwar giebt es allerdings Stillstände im Begehren, (sobald die hemmenden Kräfte Spannung genug erlangen,) und nach denselben neue Ausbrüche, (durch neu gegebene oder erweckte Vorstellungen);

* Die Hauptsätze über das Begehren finden sich im §. 150.

Digitized by Google

aber die Stillstände sind *unbehagliche Gefühle*, und die neuen Ausbrüche sind *neues Begehren*. Jene sind Pausen im Begehren; und nur dann, wann sie von kurzer Dauer sind, werden sie so wenig bemerkt, dass man die Begierde als fortdauernd ansieht.

3) Wenn eine Vorstellung sinkt: so ist ein Unterschied, ob sie ohne Weiteres den hemmenden Kräften nachgiebt; oder ob sie, zwar sinkend, und vielleicht durch immer zunehmende Hemmung fortgetrieben, doch durch Verbindungen gehalten, oder durch neue Wahrnehmungen verstärkt, noch *zaudert*, aus dem Bewusstsein vollends zu entweichen. Auch dieser Unterschied muss sich im Gefühle verrathen; und überdies ist hieraus das *Verabscheuen* herzuleiten. Dieses ist eigentlich auch ein Begehren; aber nicht ein Begehren, das in irgend einer einzelnen, hervorragenden Vorstellung seinen Sitz hätte, wie die Begierde im gewöhnlichen Sinne. Vielmehr liegt es in dem ganzen Systeme zusammenwirkender Vorstellungen; die sich wider eine einzelne, sie alle drückende Vorstellung in Freiheit zu setzen streben, und die damit aus irgend einem Grunde nicht sogleich zu Stande kommen können. Begierde und Abscheu kommen darin überein, dass in beiden gewisse Vorstellungen gegen einander drängen. Aber sie unterscheiden sich durch das Object, das in ihnen am lebhaftesten vorgestellt wird. In der Begierde ist die *Vorstellung des begehrten Gegenstandes* zugleich die lebhafteste und die herrschende; im Abscheu ist die *einzelne Vorstellung* des verabscheuten Gegenstandes *klärer* als jede einzelne der gegenwirkenden Vorstellungen; aber *alle gegenwirkenden zusammengenommen* ergeben ein herrschendes Totalgefühl, und bilden eine Gesammtkraft, durch deren Thätigkeit die Gemüthslage auf ähnliche Art in einen continuirlichen Uebergang versetzt wird, wie beim Begehren.

Zu allem diesem kommt nun noch

4) die ganze Mannigfaltigkeit solcher Gemüthszustände, welche aus der Verschmelzung vor der Hemmung, oder dem dahin zielenden Streben, entspringen müssen. Man vergleiche hier die §§. 71 und 72. Man gehe ferner zurück zu §. 61, 66 und besonders zum §. 87. Allein um hierüber deutlicher zu sprechen, ist eine Analyse nöthig, die wir dem Folgenden vorbehalten.

Genug, wenn man jetzt einsieht, nicht bloss *dass* die Zustände des Vorstellens, Begehrens und Fühlens in der innig-

Digitized by Google

sten Verbindung stehn, und mit einander zum geistigen Leben gehören: sondern auch, *wie* sie verbunden sind, indem die Begierden und Gefühle nur Arten und Weisen sind, wie unsre Vorstellungen sich im Bewusstsein befinden.

Allein das Ungewohnte dieser Ansicht steht ihr im Wege. Es wird nöthig sein, zu dem Gewohnten zurück zu gehn, und es mit dem so eben Vorgetragenen zu vergleichen.

Machen wir zu einer solchen Vergleichung einen kurzen Versuch, bloss in einer kleinen Probe. Ich nehme eins der neueren, mit Achtung aufgenommenen, psychologischen Werke zur Hand; *Maass von den Gefühlen;* nicht in der Absicht, gegen dieses Werk zu polemisiren, da man in hundert älteren und noch neueren Schriften eben so grosse, und grössere, Fehler finden würde; sondern damit der heutige Zustand der Wissenschaft zu Tage komme; und weil die Gefühle in einem, ihnen insbesondere gewidmeten Werke doch am ersten erwarten können, mit Aufmerksamkeit behandelt zu werden.

Gleich im Anfange des ersten Abschnitts, S. 14 u. s. w. lese ich Folgendes: „Die grösste Stärke haben Gefühle, (so wie „alle Empfindungen überhaupt,) unter übrigens gleichen Um„ständen, alsdann, wann sie uns noch neu und ungewohnt „sind.“

Schon hier ist eine starke Verwechselung ganz heterogener Dinge. Die Neuheit der *Empfindungen*, wenn die Rede ist von Wahrnehmungen, begünstigt darum ihre Stärke, weil die *Empfänglichkeit* (welches Wort in dem obern genau bestimmten Sinne zu nehmen ist,) dafür noch nicht erschöpft ist. (Vergleiche oben §. 94, wo wir diesen Gegenstand der Rechnung unterworfen haben.) Die Neuheit der *Gefühle*, nämlich von Lust und Unlust, ist deshalb für ihre Stärke wichtig, weil die Gemüthslage, die aus den wider einanderwirkenden Vorstellungen entspringt, nicht haltbar ist, sondern sich, eben durch die Thätigkeit dieser Vorstellungen selbst, insbesondre durch das Sinken der Hemmungssummen, allmälig in einen ruhigern Zustand verlieren muss. Uebrigens kann Niemand behaupten, dass die Gefühle gerade im Augenblicke des Entstehens ihr Maximum hätten, wie dieses von der Stärke der augenblicklichen Wahrnehmung gilt, nach obigen Lehrsätzen.

Herr Professor *Maass* fährt fort:

„Denn 1) je mehr ein Gefühl noch neu und ungewohnt ist,

Digitized by Google

„desto weniger Fertigkeit hat das Gefühlvermögen schon er„langt, dasselbe aufzufassen, und desto mehr muss es sich also „dabei anstrengen. Je mehr dies aber der Fall ist, desto „mehr beschäftigt uns das Gefühl, und desto stärker ist es „also.“

Sollen wir dies wörtlich nehmen: so ist das Gefühlvermögen nicht etwan ein Vermögen, Gefühle zu *erzeugen*, sondern irgend welche, vermuthlich schon vorhandene, Gefühle *aufzufassen*. Wir wollen nicht fragen, woher denn die aufzufassenden Gefühle kommen, und wie sie in das Gefühlvermögen hineinkommen mögen. Nur Folgendes dringt sich auf: eine Fertigkeit macht ihren Besitzer geschickter zu seinem Geschäft, und das Werk dieser Fertigkeit wird durch sie selbst grösser und vollständiger. Hier aber lernen wir ein Vermögen (nämlich das Gefühlvermögen,) kennen, das seine Sachen um so besser macht, je *weniger* Fertigkeit es hat; und dessen Product, (das Gefühl,) um so geringfügiger ausfällt, je *mehr* die Fertigkeit zunimmt!

„2) Alles Neue spannt die Aufmerksamkeit an, und setzt die „Kräfte in Bewegung. Denn es giebt, oder verspricht, (wenn „auch oft nur dem Scheine nach,) eine Erweiterung unserer „Erkenntniss und eine Vermehrung von Gegenständen des Ge„fühls und des Begehrens. Alle Kräfte aber haben ein ange„bornes Bestreben, sich zu äussern, und regen sich, sobald „sich nur Veranlassung darbietet. Daher muss alles Neue, „und folglich auch ein neues Gefühl, bloss darum, weil es neu „ist, die Aufmerksamkeit anspannen, und alle unsre Kräfte in „Bewegung setzen.“

Wir lernen hier, dass nicht bloss die Seele angeborne Kräfte besitzt, sondern dass den Kräften wiederum Bestrebungen angeboren sind; daher vermuthlich abermals den Bestrebungen gewisse fernere Bestimmungen werden angeboren sein. Es ist ein schlimmes Zeichen für eine Kraft, wenn sie, statt ohne Weiteres zu *thun*, was ihres Amts ist, erst noch ein Bestreben hat, und auf Veranlassungen wartet. Solche wartende Kräfte sind gar nicht, was ihr Name verheisst; sie sind missgeborne Kinder einer falschen Physik oder Metaphysik; dergleichen freilich in der Bücherwelt genug herumlaufen. Das Scheidewasser im Glase wartet nicht, dass ein Metall sich darbiete, um aufgelöset zu werden; sondern der Physiker ist's, welcher die

Digitized by Google

wartende Kraft in das Scheidewasser hineindichtet; die wahre Metaphysik aber könnte ihn eines Bessern belehren.

Warum denn mögen die neuen Gefühle stärker sein, die älteren schwächer? Verliert sich etwa das angeborne Bestreben mit der Zeit? Gesetzt, der Magnet habe ein angebornes Verlangen nach Eisen: so wird dies Verlangen gewiss stärker, je länger man ihm sein Eisen lässt; denn bekanntlich trägt er je länger desto mehr! Warum ist es anders mit dem Streben des Gefühlvermögens, Gefühle aufzufassen? — Man sieht, der zweite Grund ist $= o$; daher bleibt es bei dem ersten; die Fertigkeit zu Fühlen wird grösser, *darum* werden die Gefühle — *schwächer!*

Weiterhin kommt bei Herrn *Maass* noch die Bemerkung vor, das Gefühlvermögen halte die zu starken Gefühle nicht lange aus, weil jede *endliche* Kraft, je stärker sie angespannt wird, um so eher wieder nachlassen und erschöpft werden muss.

Wäre es mir um eine Instanz zu thun: so würde ich verschweigen, dass meine Metaphysik alle räumlichen, anziehenden und abstossenden Kräfte verwirft; und alsdann fragen, ob denn die anziehende Kraft der Sonne gegen die Erde, oder die anziehende Kraft des Sauerstoffs gegen den Wasserstoff, etwan *unendliche* Kräfte, und *darum* ausgenommen sind von der Regel, dass angespannte Kräfte nachlassen müssen? Jetzt aber will ich lieber fragen, was für ein Begriff hinter dem Worte *Anspannung* verborgen sei, — welches bekanntlich zunächst nur auf die Körperwelt, auf vergrösserte räumliche Ausdehnung passt; und dessen Anwendung auf das Gefühlvermögen zwar vortrefflich ist im rhetorischen Gebrauche, aber sehr misslich an den Orten, wo es der empirischen Psychologie nach *ihrer Laune* beliebt, nun einmal *nicht bloss* empirisch sein, sondern auch etwas *erklären* zu wollen. Ich selbst habe mich oben des Ausdrucks *Spannung* auch für geistige Kräfte bedient; aber diesen Ausdruck schon im §. 42 genau erklärt, woraus unter andern hervorgeht, dass die Spannung der Vorstellungen ihre Kraft im geringsten nicht vermindert, erschöpft, oder abnutzt, sondern stets auf gleiche Weise die Bedingung ihrer Wirksamkeit ausmacht. Und so gebührt sichs für Alles, was mit Recht den Namen der Kraft trägt.

§. 105.

Wir können nunmehr die Analyse der Gefühle unternehmen,

Digitized by Google

so weit sie für diesen Abschnitt gehört. Dabei muss aber vorausgesetzt werden, dass der Leser sich in die Beobachtung seiner selbst versenke; das Fühlen ist seine eigne Sache; und nur zur Reflexion darüber, zur Sonderung des sehr verwickelten Mannigfaltigen, welches er finden wird, kann die Theorie ihn leiten.

Man erinnere sich zuerst der Bemerkung, welche schon in der Einleitung, den vorläufigen Analysen des Verstandes und der Vernunft voranging; dass man nicht anfangen muss bei dem Ersten und Frühesten, welches in unserer Kindheit entstand, als wir noch nichts in uns beobachten konnten; sondern bei dem Neuesten, eben jetzt im Werden Begriffenen, welches eben darum, weil es gegenwärtig geschieht, sich auch gegenwärtig beobachten lässt. Dies muss erst gleichsam oben abgehoben werden, ehe man das tiefer Liegende, gleichsam Verschüttete, heraus holen kann, welches man verunstalten würde, wenn man es voreilig ergreifen wollte.

A. Nun findet sich jeder Mensch an irgend einem Platze in der Gesellschaft. Er gehört entweder zu den Dienenden, oder zu den gemeinen Freien, oder zu den Angesehenen, oder er steht an der Spitze; (man vergleiche die Sätze über die Statik des Staats in der Einleitung;) welche Bestimmungen mancher Modificationen fähig sind, die jeder für sich selbst aufsuchen kann. Hievon hängt der äussere Umriss seines Gefühlszustandes ab. Er ist nämlich bis auf einen gewissen Grad eingetaucht in die allgemeine gesellschaftliche Hemmung. Gewisse Hoffnungen sind ihm abgeschnitten, und Aussichten versperrt; hiedurch ist die Möglichkeit solcher Gefühle, wie sie aus den ganz gehemmten, demnach für ihn so gut als nicht vorhandenen Vorstellungen, *hätten* entstehen können, aufgehoben. Der ganz Arme kennt nicht die Gefühle des Reichen als solchen; er ist frei von den Sorgen der Güterverwaltung; der Unwissende weiss nichts vom literarischen Ehrgeize; dem Bauern kann nicht die Empfindlichkeit des Angesehenen für die Kränkungen der Ehre beiwohnen. Es giebt zwar Einzelne, die sich in höhere Stände hinein phantasiren; allein die grossen Dichter wären nicht so ausserordentlich selten, wie sie wirklich sind, wenn jenes Phantasiren, welches die gesellschaftliche Hemmung abzuwerfen scheint, in den wirklichen Zustand, in

die wahren Gefühle der Höheren einzudringen fähig wäre, ohne sich den mannigfaltigsten Täuschungen zu unterwerfen.

Was die Hemmung übrig lässt, das bestimmt eben sowohl das Feld der Gefühle, als den Horizont der Vorstellungen.

Jeder fühlt sich mit der ihm noch übrigen Regsamkeit seiner Vorstellungen irgendwo, in bestimmten Puncten, geklemmt von der Gesellschaft. Man erinnere sich an das Stehen und Steigen der Vorstellungen wider eine Hemmung; wovon im vorigen §. die Rede war.

Man begreift nun sogleich, dass diese grosse Klasse von Gefühlen in verschiedene Arten zerfällt, je nachdem das Streben, was gegen die Grenze drängt, an sich beschaffen ist. Anders fühlt sich der moralische Mensch gedrückt von der Last des Bösen in der Welt; anders der wagende Kaufmann von denen, die neben ihm speculiren; anders der Gelehrte und Denker in der Mitte entgegenstehender Theorien; anders der Feldherr, welcher zwischen Sieg und Niederlage schwebt. Aber genau besehen, ist das Gefühl, geklemmt zu sein, in allen solchen Fällen von einerlei Art; und die Verschiedenheit liegt nicht in diesem Gefühle selbst, sondern in der *Beimischung irgend eines andern Gefühls, was in der Vorstellungsmasse, die gegen die Hemmung drängt, schon an sich enthalten ist.* So liegt ein eigenthümliches Gefühl in dem sittlichen Gedankenkreise des Menschen, welches das nämliche bleibt, auch wenn die Gesellschaft der Guten und Bösen ganz weggenommen wird, ein anderes Gefühl in dem Suchen und Erlangen oder Verlieren des Reichthums, welches von der Reibung wider Andre, die eben dahin streben, nicht abhängt, eben so hat die wissenschaftliche Evidenz, und der Besitz der Kenntnisse, eigne, starke Gefühle, die (glücklicherweise!) von dem Getöse des literarischen Markts zwar für Augenblicke unterbrochen werden, aber in sich unverändert bleiben; und selbst der Feldherr, obgleich dessen Spannung ganz vom Kriege abzuhängen scheint, wird doch noch ein Gefühl der Zuneigung für den vaterländischen Boden, oder eine Abneigung gegen den fremden in sich haben können, welches in das Gefühl der Kriegführung sich zwar einmischt, so lange der Krieg dauert, aber früher entstand und später nachbleibt. — Die Unterscheidung, welche wir hier gemacht haben, bietet uns eine sehr wichtige Analogie dar für das Folgende.

Digitized by Google

B. Den äussern Hemmungen in der Gesellschaft ähnlich sind die inneren zwischen den verschiedenen Vorstellungsmassen. Hier gehe man zurück zu der, in der Einleitung gegebenen, vorläufigen Analyse der Vernunft. Man vergegenwärtige sich den Zustand der Ueberlegung. Es sei z. B. ein ungerechter Angriff abzuwehren. Soll es mit Worten, soll es mit Gewalt geschehen? Was ist zu hoffen von der Gewalt? Wird sie nicht die Kräfte des Gegners noch mehr concentriren und spannen? Was ist zu erlangen durch Worte? Lässt sich der Gegner versöhnen? Kann man sogar den Feind umschaffen in den Freund? Könnte man ihn vielleicht bloss durch Satyre demüthigen? Könnte man ihn durch Grossmuth beschämen? Oder ist es rathsamer, ihn zu beschäftigen, ihm anderwärts zu thun zu geben, seine Hülfsmittel zu theilen, ihn in neue Feindschaften zu verwickeln, ihm Freundschaft zu heucheln, und alsdann mit Arglist und Trug ihn im Netze zu fangen? — Aber hier erhebt sich das moralische Urtheil; und in die Ueberlegung mischt sich der Schreck! Konnte ein so schändlicher Gedanke in mir aufsteigen? Bin ich ein Neuling, ein Schwächling im Dienste der Tugend, so sehr, dass die ersten Grundsätze des ehrlichen Mannes in mir wanken? Welche Abwesenheit des Geistes? Wohin könnte sie führen? Zurück zu andern Gedanken, andern Mitteln, Auswegen, Plänen! Sie müssen sicher, kräftig, aber tadelfrei, schicklich, würdig sein, und vor allen Dingen den Streit nicht noch mehr aufregen, sondern ihn möglichst besänftigen. — Nachdem nun solche Mittel und Maassregeln gefunden sind, welche allen Rücksichten Genüge leisten, endigt die Ueberlegung in ein Gefühl der innern Harmonie, und der Entschluss stellt sich vest; auch beginnt nun von neuem das gewohnte Handeln in den Kreisen des täglichen Lebens, welches, so lange die Ueberlegung dauerte, war gehemmt worden; nicht ohne ein Gefühl eines Druckes wie *von aussen her;* indem die täglichen, gewöhnlichen Geschäfte gleichsam ungeduldig wurden, und nicht länger warten wollten.

Diese unvollkommne Skizze hat längst von den Dichtern ihre mannigfaltige Ausmalung erhalten. Aber hier kommt es nicht an auf den Schmuck, sondern auf Unterscheidung der verschiedenen, zusammenstossenden Gedankenzüge; deren jeder, in gewissem Grade, den andern widerstrebt; und zwar so, dass jeder von den andern eine gewisse neue Aufregung und Len-

Digitized by Google

kung annimmt; nur allein das moralische Urtheil ausgenommen, welches, so fern es wacht, unbiegsam vest steht; dagegen aber Gefahr läuft, mit Glimpf oder Gewalt, — durch Sophisterei oder durch die Begierde, ja oftmals und ganz besonders, durch die grosse Geläufigkeit des weltklugen Handelns, niedergedrückt zu werden. Dass der letztere Fall wiederum zwiefach ist, indem das moralische Urtheil entweder betäubt, oder verachtet wird, (der Unterschied der Schwäche und des Bösen,) gehört nicht hieher.

Ueberhaupt ist die Gegenwart des moralischen Urtheils für unsre jetzige Untersuchung nichts Wesentliches, sie dient hier bloss als ein bekanntes und vorzüglich passendes Beispiel für den *Stoss, den eine Vorstellungsreihe von der andern erleidet,* und für das *Gefühl, welches daraus entsteht.* Vergleicht man aber diesen Stoss mit jener gesellschaftlichen Hemmung, von welcher vorhin die Rede war: so wird auffallen, dass jetzt beide wider einander wirkende Kräfte in Einem und demselben Bewusstsein vorhanden sind; während dort die Gesellschaft von aussen her wirkte und klemmte. Welche von zweien zusammenstossenden Vorstellungsreihen wollen wir nun vergleichen mit der *äussern* hemmenden Kraft; und welche andre mit dem Gegenstreben, worin, nach dem Obigen, das *Gefühl der Klemmung* enthalten war? Offenbar können wir sie *beide* mit dem letzteren vergleichen. Also entsteht auch hier das nämliche Gefühl der Klemmung, aber nicht *einmal*, sondern *zweimal.* Und nun muss noch bedacht werden, dass jede der geklemmten Vorstellungsreihen, gerade so wie oben, ihr *eigenthümliches* Gefühl in sich selbst enthalten kann. Also haben wir ein *vierfaches* Gefühl, wenn zwei Vorstellungsreihen zusammenstossen, und ein schnell wechselndes, wenn, wie in der vorhin kurz bezeichneten Ueberlegung, ihrer viele schnell nach einander hervordringen.

In jenem Beispiele war nun noch etwas mehr enthalten, nämlich nach der Klemmung während der Ueberlegung noch die Harmonie, worin sie sich auflöset. Darauf werden wir später zurückkommen.

C. Das Gegenstück zu der zwiefachen Klemmung, sowohl in der Gesellschaft, als in unserm eignen Innern, ist das *Lebensgefühl*, welches uns immer, wenn gleich oft bis zum unmerklichen geschwächt, begleitet. Ich rede hier nicht von dem or-

Digitized by Google

ganischen Gemeingefühl der Physiologen, was den beschäftigten und gesunden Mann nur selten so stark anwandelt, dass es sich über der Schwelle des Bewusstseins halten könnte, während es freilich den Hypochondristen (und vielleicht nicht viel minder den sanguinischen Lüstling) unaufhörlich necken mag. Der Anfangspunct meiner Untersuchung liegt im Gebiete der Psychologie, und zwar im Capitel von der unmittelbaren Reproduction (§. 81—85); und auch die mittelbare Wiedererweckung hängt damit zusammen. Was wir *geistiges Leben* nennen, das ist ohne Zweifel jenes fast continuirliche Hervorquellen neuer Gedanken, die freilich auch der lebhafteste Kopf nicht aus sich selbst allein schöpft, die er aber doch veranlasst, indem er die Anreizung dazu, die man *Unterhaltung* und *Beschäftigung* nennt, in der Aussenwelt aufsucht.

Auf den ersten Blick möchte man glauben, dieses Hervorsteigen der Vorstellungen, die nach aufgehobener Hemmung sich in Freiheit setzen, und mit ihren Verschmelzungshülfen auch andre emporheben, — werde unmittelbar gefühlt. Allein das Gegentheil ist im vorigen §. gezeigt. Aufhören der Hemmung ist Aufhören der Verdunkelung, also Vermehrung des wirklichen Vorstellens, aber schlechthin nichts weiter. Um jenes Lebensgefühl zu begreifen, wollen wir ein ähnliches Verfahren anwenden, wie zuvor; nämlich zuerst ein *äusseres* Verhältniss in Betracht ziehn, um alsdann das *innere* analoge, leichter zu verstehen.

a) Wenn Jemand im äussern Handeln (dessen Möglichkeit wir hier nicht zu erklären haben) seine Gedanken realisirt, und ihm nun diejenigen Anschauungen zu Theil werden, die jenen Gedanken entsprechen: so verliert er darum nicht die Erinnerung an den frühern Zustand der Dinge. Vielmehr, *die ganze Umgebung, und von den Merkmalen des behandelten Gegenstandes alle diejenigen, die unverändert geblieben sind, reproduciren ihm denselben Zustand seiner Vorstellungen, welcher zuvor, durch die frühere Lage der jetzt abgeänderten Dinge, war gebildet worden.* Die Folge ist, dass auch der Zustand des Begehrens, dessen Ausdruck die Handlung war, zurückgerufen wird. Dieses Begehren nun, so vielfältig und mannigfach wie es in den sämmtlichen frühern, jetzt reproducirten Zuständen war, löset sich auf in die Anschauung des Vollbrachten, oder glücklich Gewonnenen; und die Befriedigung, welche in dem Uebergange

Digitized by

dieser Auflösung gefühlt wird, ist desto stärker, je weiter der Mensch zurückschaut zu einem länger vergangenen Zeitpuncte; je mehrere Bestrebungen, die seitdem sich realisirt haben, er zusammenfasst. — Um dies richtig zu verstehn, muss man in den vorigen §. zurückblicken, und das unter 1) und 2) dort Gesagte hier anwenden. Es kommt nämlich darauf an, dass wir uns das *Streben* der Vorstellungen, welches zuerst gerade als derjenige Zustand derselben bezeichnet wurde, da sie *aus dem Bewusstsein verdrängt* sind, jetzt *in das Bewusstsein herein* versetzt denken. Sonst könnte es nicht ein Gefühl ergeben, welches ohne Zweifel im Bewusstsein ist. Nun wissen wir längst, dass die Forderung sehr leicht, sehr stark, und sehr mannigfaltig kann erfüllt werden, wenn eine Vorstellung mit Vielen andern *verbunden* ist; weil alsdann der Druck, den sie leidet, sich jenen Verbundenen mittheilt, von welchen gleichsam getragen, sie *unter dem Drucke besteht.* * So gewiss dieses Bestehen eine Bestimmung der Art und Weise abgiebt, wie die Vorstellung *im Bewusstsein* ist: eben so gewiss macht auch die *Erlösung aus dem nämlichen Drucke* eine Bestimmung der Art und Weise aus, wie die Vorstellung im Bewusstsein ist. In dieser Erlösung liegt die Befriedigung des Begehrens. So oft, und so vielfach man sich in die frühere Lage des Begehrens zurückversetzt, eben so oft erneuert sich die Befriedigung. Und eben dies thut der Mensch unaufhörlich, weil ihm immer eine kürzere oder längere Strecke seines frühern Lebens vorschwebt; wäre es auch nur, dass er einen Brief schriebe, dessen schon hingeschriebene Worte ihm beim Ueberblick über das nächstvorgehende stets alle Momente des Begehrens, vermöge dessen er schrieb, gegenwärtig erhalten. — Daher fühlt sich der Mensch in jedem Augenblicke seines Daseins als vorwärts oder rückwärts gehend; mit bestimmter Geschwindigkeit, und folglich auch mit entsprechender Intensität des frohen oder beklommenen Lebensgefühls. Hiezu jedoch giebt nun auch das Folgende einen höchst wichtigen Beitrag.

b) Wir versetzen jetzo wiederum das äussere Verhältniss ins Innere. Wir wissen schon, dass es im Innern verschiedene Vorstellungsmassen giebt, und jeder kann sich dies durch

---

* Dies ist schon am Ende des §. 61 erwähnt worden, und man wird wohl thun, ihn mit §. 104 zu vergleichen.

Digitized by

Beobachtung seiner selbst leicht näher bestimmen. Wer im Begriff ist, irgend eine geistige Arbeit (etwa des Rechnens, oder des Denkens, oder des Dichtens) zu unternehmen: der wartet nun auf die Gedanken, welche ihm kommen werden. Er hat sich im allgemeinen durch den Zweckbegriff von seiner Arbeit bestimmt, zu welcher Klasse die Gedanken gehören sollen; er weiss im allgemeinen, wie und wozu er sie gebrauchen will. *Dieses Wissen ist eine Vorstellungsmasse für sich allein.* Nun kommen die Gedanken, oder sie bleiben aus. Das Kommen an sich, so fern es lediglich nach den Reproductionsgesetzen geschieht, ohne nähere Bestimmung, wird eben so wenig gefühlt, als das Ausbleiben. Aber aus den gesammelten und gefügten Gedanken entsteht allmälig ein Ganzes, welches den Umriss ausfüllt, den der Zweckbegriff bestimmte. Dies geschieht mit bestimmten Graden von Geschwindigkeit und Genauigkeit. Dadurch befriedigt sich das Begehren, was im Zweckbegriffe lag. Der Mensch fühlt, dass er in seinem Innern weiter kommt. Er wird es desto mehr fühlen, je weiter er zurück schaut, je mehr er sich in den Zustand seines frühern Wartens auf sich, seiner Ansprüche an sich, zurückversetzt. Ja er trägt oft genug ein solches Begehren, und solche Ansprüche, in späterer Zeit auf eine frühere hinüber, als ob er sie damals schon gemacht hätte, und sie nunmehr erfüllt fände. — Im Zusammenwirken mit Andern, und schon im Gespräch, wodurch auch eine Art von gemeinschaftlichem Werke entsteht, geht Alles schneller und leichter; das gesellige Lebensgefühl hat daher weit mehr Intensität als das des Einzelnen, allein das Phänomen ist mehr zusammengesetzt.

D. Sowohl für jene, unter *A* und *B* erwähnten Gefühle der Klemmung, als für diese, unter *C* bezeichneten, des Fortkommens, müssen nun die nähern Bestimmungen dadurch aufgesucht werden, dass man die eigenthümlichen Gefühle unterscheidet, welche schon, unabhängig vom Zusammenstoss oder von der Förderung, in den *Partialvorstellungen* liegen, aus denen die Massen und Reihen bestehn. Auf das Verdienst, dieselben vollständig aufzuzählen, mache ich nicht Anspruch; allein es ist offenbar, dass dahin diejenigen Gefühle gehören, welche man *Lust* und *Unlust, Angenehmes* und *Unangenehmes*, und *ästhetische Gefühle* nennt. Was ich darüber im allgemeinen sagen kann, besteht in Folgendem:

Digitized by Google

1) Jede Vorstellungsreihe, welche nach den im §. 100 angegebenen Gesetzen sich zu evolviren im Begriff ist, wird in der Regel unter den mannigfaltigen, gleichzeitig gegenwärtigen Vorstellungen und Zuständen irgend etwas antreffen, wodurch ihre Bewegung, wenn nicht ganz gehindert, so doch mehr oder weniger erschwert wird. Trifft es sich nun, dass zugleich auch eine andre Reihe sich entwickelt, welche wider das nämliche Hinderniss wirkt, so begünstigen sich beide Reihen *gegenseitig* durch Besiegung dieses Hindernisses. Sie sind nämlich beide in so fern als *Begierden* zu betrachten, wiefern sie sich gegen das Hinderniss hervorarbeiten; und beide Begierden werden hier eine durch die andre *befriedigt*, in so weit sie einander zu Hülfe kommen.

2) So oft ein paar Vorstellungen durch den Lauf der übrigen dergestalt zusammengeführt werden, dass sie in ihrem Begegnen sogleich verschmelzen: so entsteht aus ihnen eine neue Gesammtkraft, wodurch das statische Gesetz, von welchem ihr Bestehen unter den Hindernissen abhängt, zu ihrem Vortheile verändert wird. Sogleich gewinnt also das Ablaufen der mit ihnen verbundenen Reihen eine neue Energie; und die, nach dem eben zuvor Gesagten, darin liegende Begierde, erhält eine Befriedigung. Dies erkennt man ohne Mühe in dem erhöhten Lebensgefühl, welches mit jedem neu gebildeten Syllogismus, ja mit jeder neuen Combination jeder neu gewonnenen Ansicht verbunden ist.

3) Es scheinen nun zuvörderst alle Gefühle der Lustigkeit und Munterkeit zu dem ersten, und theilweise auch zu dem zweiten der beiden hier angegebenen Fälle zu gehören, denn eine oft schnelle, manchmal auch langsamere, stets aber aus *mehrern*, correspondirenden Vorstellungsreihen zusammengesetzte *Bewegung* und *Aufregung* des Geistes ist leicht darin zu spüren. Diese Gefühle sind es, welche ich, sammt ihrem Gegentheile, ganz eigentlich durch die Worte *Lust* und *Unlust*, dem Sprachgebrauche gemäss glaube bezeichnen zu müssen. Weiter unten mehr davon!

4) Es giebt eine Menge von *Gegenständen*, deren eigenthümliche Beschaffenheit es mit sich bringt, ja von denen ein Theil sogar künstlich darauf eingerichtet ist, dass ein auffassender Geist, ein Zuschauer, wenn er sich ihnen hingiebt, und nicht schon von entgegenwirkenden Gedanken angefüllt ist, in meh-

Digitized by Google

rere Vorstellungsreihen eingeführt werden muss, deren correspondirendes, sich gegen Hindernisse gemeinsam aufarbeitendes Ablaufen, die zuvor beschriebene gegenseitige Befriedigung mit sich bringt. Es giebt ferner *Beschäftigungen*, die darauf eingerichtet sind, dass sie mancherlei, zum Theil dem Zufall überlassene, Combinationen von ähnlicher Wirkung, wie jene Gegenstände, hervorbringen können. Solche Beschäftigungen, in so weit sie ausserdem keinen Zweck haben, nennt man *Spiele;* jene Gegenstände aber, in so fern sie von der Wirkung, auf die sie berechnet sind oder scheinen, ein Prädicat erhalten, gehören zu der Klasse der *ästhetischen Gegenstände;* und ihre Aehnlichkeit mit dem Spiele ist durch die Sprache längst anerkannt, denn man redet vom *Spiele eines Künstlers*, vom *Schauspiele* u. dgl.

5) Damit ist aber nicht gesagt, *dass alles Aesthetische nur Spiel sei*, wie Manche sich einzubilden scheinen. Das Wort *Spiel* drückt nur die Abwesenheit des ernsten, vestgestellten, nothwendigen Zwecks aus. Aber die ästhetische Natur, selbst des Spiels, liegt nicht in dieser Negation, sondern sie ist rein positiv, und besteht eben so gut mit dem tiefsten, strengsten, heiligsten Ernste, als mit derjenigen Entfernung von Sorgen, worauf der Künstler bei seinem Zuhörer rechnet. Diese Beseitigung der Angelegenheiten und Pflichten des täglichen Lebens dient nur, um Platz zu gewinnen für den neuen Ernst, den die, keinesweges immer scherzende und schmeichelnde, Kunst, an die Stelle setzen will. Alle Künste weihen sich der Religion; und wenn sie nun in ihrer Zusammenwirkung den Menschen wirklich über das Irdische emporgetragen haben, wollen wir dann sagen, sie haben *gespielt?*

6) Im §. 71 und 72 war die Rede von der *Verschmelzung vor der Hemmung*. Es wurde gezeigt, dass dieselbe von einer ganz eigenthümlichen Art des Strebens der Vorstellungen abhänge, wobei ihre Stärke ganz und gar nicht, sondern bloss ihr *Hemmungsgrad* in Betracht kommt. Das Gegentheil desselben ist der Grad der *Gleichartigkeit;* und man wird sich erinnern, dass Vorstellungen, in so fern sie als gleichartig zu betrachten sind, in ein völlig ungetheiltes Eins zusammenfliessen müssen; dass eben deshalb solche Paare von Vorstellungen, die sich, eine mit der andern verglichen, in Gleichartiges und Entgegengesetztes *zerlegen* lassen, in Hinsicht des Gleichartigen zusammenfliessen *sollten,*

Digitized by Google

welches sie jedoch nicht können, weil sich das Gleichartige vom Entgegengesetzten nicht in der Wirklichkeit, sondern nur in Begriffen — durch *zufällige Ansichten* — trennen lässt.* Hieraus entsteht ein innerer Streit zwischen der Kraft, die zur Verschmelzung treibt, und den entgegengesetzten Kräften; und es giebt verschiedene Resultate dieses Streits, je nachdem die Kräfte grösser oder kleiner, das heisst, je nachdem der Grad der Gleichartigkeit, folglich der Hemmungsgrad, grösser oder kleiner angenommen wird. Die Berechnung darüber ist in den angeführten Paragraphen, wenigstens zum Theil, geführt worden. Aber auf welchen Gegenstand soll sie angewendet werden? — Schon dort wurde erinnert, dass sie auf die Intervalle *einfacher Töne*, auf die ersten Elemente der Musik passt. Gleichwohl ist offenbar, dass die Töne, als solche, gar kein besonderes Vorrecht haben, sich die Anwendung jener Rechnungen ganz allein zu vindiciren. Die Sphäre derselben muss weit grösser sein; denn der Begriff des grössern oder kleinern Hemmungsgrades gehört zu den allgemeinsten, die es für die ganze Psychologie nur geben kann; und bloss *das* ist dabei zu bedenken, dass hier von *einfachen* Vorstellungen, die wir *Empfindungen* zu nennen pflegen, die Rede ist; also nicht von jenen Reihen und Geweben, wobei allemal die Reproductionsgesetze, und das in ihnen liegende Begehren, zunächst das Gefühl bestimmen.

Nun hat man zwar sehr Ursache, die Anwendung der allgemeinen Gesetze *aller Verschmelzung vor der Hemmung* zuerst bei den Verhältnissen der Töne zu versuchen. Denn dieser Gegenstand ist bei weitem am einfachsten, und am bekanntesten. Es ist auch ganz unwidersprechlich, dass die Unterschiede der Consonanz und Dissonanz in der Musik einzig und allein durch das Intervall jedes Paars von Tönen, das heisst, durch den Hemmungsgrad, bestimmt wird; diese *Thatsache* liegt deutlich vor Augen. Man mag nachsehn, was ich in den Hauptpuncten der Metaphysik, und im zweiten Heft des Königsberger Archivs[1] darüber gesagt habe.

---

* Man hat Ursache, sich hiebei an die Metaphysik zu erinnern; aber man hüte sich vor Verwechselungen! Vorstellungen sind nicht einfache Wesen; und *vice versa*.

[1] Vgl. die Abhandlung: *Psychologische Bemerkungen zur Tonlehre* im VII Bd.

Digitized by

Allein es ist nicht erlaubt, hiebei stehn zu bleiben. Die Farben sind ja auch einfache Empfindungen mit bestimmten Hemmungsgraden zwischen jedem Paare. Sollte es denn für sie keine Verschmelzung *vor der Hemmung* geben? — Man hat wohl von *Farbenklavieren* gehört; und es hat demnach gewiss Menschen gegeben, welche den Farbencontrast, der in der Malerei so unstreitig wirksam ist, nach Analogie der Tonkunst benutzen wollten. Warum das nicht gelingen konnte, liegt am Tage. Das Farbenklavier musste irgend welche gefärbte Figuren abwechselnd dem Auge darbieten. Aber die Wahl dieser Figuren war in jedem Falle wichtiger als die Wahl der Farben; wegen der ästhetischen Beurtheilung des Räumlichen, welcher man nicht ausweichen konnte, und doch hätte ausweichen müssen, wenn die Farben hätten die Rolle der Töne in der Musik übernehmen sollen.

Also ist es die fremdartige Einmischung eines *andern* Aesthetischen, welches die, aus der Verschmelzung vor der Hemmung sonst entspringende, ästhetische Beurtheilung im Gebiete der Farben verdunkelt; da man niemals Farben ohne Formen wahrzunehmen im Stande ist. Hiezu kommt nun allerdings noch der eigenthümliche Unterschied der Tonlinie, die nach zwei Seiten ins Unendliche geht, und der Farben, die nur ein begrenztes, obwohl flächenförmiges, und in so fern grösseres Continuum bilden; doch hieraus allein würde man die Unbedeutsamkeit der Farbenspiele im Vergleich mit den Tonspielen um so weniger begreifen, da ja auch die Musik eigentlich nur der Octave bedarf, innerhalb welcher sie alle ihre Verhältnisse beisammen findet. —

Wir müssen aber unsern Weg noch weiter fortsetzen. Denn es giebt ausser den Tönen und den Farben noch unzählig viele andre Empfindungen. Nur nicht *einfache* Empfindungen! wird man sagen, und dies gerade ist der Punct, auf den wir zielten. Geruch und Geschmack vermögen schon nicht mehr, die Empfindungen gesondert darzubringen; aus Essig und Zucker, aus dem Dufte der Lilie und Nelke, wird ein Mittleres für die Zunge und die Nase. Es ist also die Frage, ob sie je ein wahrhaft Einfaches dargeboten haben. War nicht schon der saure Geschmack, und eben so, der süsse, ein Zusammengesetztes? Desgleichen der Geruch der Lilie ein Gemisch aus Empfindungen, die wir nicht scheiden können; und der Duft

Digitized by Google

der Nelke ein anderes Gemisch? — Diese Frage lässt sich aus einem metaphysischen Grunde bestimmt bejahen. Alle einfachen Selbsterhaltungen der Seele müssen gerade so einfach sein, wie sie selbst. Dafür nun kann man wohl den einfachen Ton, die reine Farbe, annehmen; allein nicht den Geruch und Geschmack, sobald sie sich nicht mehr begnügen, irgend ein Empfundenes als *dieses* oder *jenes*, das man wieder zu erkennen und von andern zu unterscheiden vermöge, darzustellen, sondern es uns auch *noch obendrein* als ein *Angenehmes* oder *Unangenehmes* aufdringen. Hier ist schon Ueberfluss, schon keine reine Einfachheit, sondern Mischung *aus anderm Einfachen, das wir nicht kennen.* — Wie aber, wenn es uns bekannt würde? Dann ohne Zweifel würden wir die Gesetze der Verschmelzung vor der Hemmung darauf anwenden. Dann würden, wie bei den Tönen, und minder deutlich bei den Farben, einige Zusammensetzungen uns gefallen, andre missfallen. — Dürfen wir uns denn wundern, wenn die Mischungen, welche Geruch und Geschmack aus unbekannten Ingredienzien zusammensetzen, uns bald angenehm sind, bald unangenehm? Was wir erwarten mussten, trifft zu. Es fehlt bloss die Möglichkeit, die Bestandtheile der Mischungen einzeln zu betrachten, die Hemmungsgrade derselben zu untersuchen, und darnach, wie in der Musik, mit eigner Wahl die Zusammensetzung anzuordnen. Darum *verschmilzt* bei diesem Angenehmen, und seinem Gegentheil, *die Summe der einfachen Empfindungen* mit dem *Gefühl der Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit.** Und da wir das Gefühl nicht Uns gegenüber stellen können, findet sich auch hier *kein vestbestimmter Gegenstand, den wir zum Subject eines Urtheils machen könnten;* folglich tritt an die Stelle des ästhetischen Urtheils hier das blosse Fühlen; und hiemit ist das *Angenehme* getrennt vom Gebiete des *Schönen.*

Ungeachtet nun auf diese Weise das sinnlich Angenehme und Unangenehme, mit allen dahin gehörigen körperlichen Sensationen, (denn das Gesagte ist nicht nothwendig auf Geruch und Geschmack eingeschränkt,) seine höchst wahrscheinliche Erklärung im allgemeinen erhält: so zeigt sich doch auch eben hierin die Unmöglichkeit, demselben jemals näher auf

* Man vergleiche hier meine praktische Philosophie, in der Einleitung, S. 32—37 [d. Ausg. v. J. 1808].

die Spur zu kommen. Denn kein Rosengeruch und kein Zahnschmerz lässt sich analysiren; und kein Einfaches ist gegeben, woraus man unternehmen könnte, beides zu construiren. Physiologische Erklärungen aber würden hier ganz am unrechten Orte sein, da wir zuerst wissen wollen, was sich im *Bewusstsein* ereigne, ehe uns die Frage interessiren kann, wie die Bedingungen desselben, welche *ausserhalb* des Bewusstseins liegen mögen, beschaffen seien. Diese zweite Frage hat gar keinen Beziehungspunct, bevor die erstere beantwortet ist.

Also ist die Sinnlichkeit — zu welcher man das Entstehen der einfachen Empfindungen, der Gefühle des Angenehmen und Unangenehmen, und die Auffassungen des Räumlichen und Zeitlichen rechnet, — kein so leichter Gegenstand, dass die Psychologen, welche ihre Analysen hier, als bei dem leichtesten Puncte, anfingen, besonderes Lob verdienten. Die Entstehung der einfachen Empfindungen muss aus der metaphysischen Lehre von den Selbsterhaltungen erklärt werden. Die Gefühle des Angenehmen und Unangenehmen erfordern die, nicht eben leichte, Betrachtung über die Verschmelzung *vor* der Hemmung. Und die Vorstellungen des Räumlichen und Zeitlichen, die wir bald näher ansehen wollen, beruhen auf der Verschmelzung *nach* der Hemmung; und den daraus entspringenden Reproductionsgesetzen.

7) Die Verschmelzung *vor* der Hemmung *kann* nun zwar bei sinnlichen Empfindungen vorkommen, und dieselbe in ein Gefühl verwandeln: aber *sie ist keinesweges an die Sinnlichkeit* (als eine Receptivität, und Passivität gegen den Leib) *gebunden.* Man gehe in den §. 72 zurück, und man wird finden, dass durchaus Nichts auf die Frage ankommt, woher die verschmelzenden Vorstellungen stammen, sondern Alles lediglich darauf, dass sie da seien. Wären die Vorstellungen aller Töne in der Tonlinie dem Menschen angeboren, könnte er durch blosse Spontaneität je zwei und je drei oder vier solcher Vorstellungen ins Bewusstsein bringen; hörte er dagegen niemals ein Instrument, niemals eine Singstimme: gleichwohl würde, gerade wie jetzt, für ihn die Octave das Verhältniss des vollen Gegensatzes, die Quinte, (deren Gleichartigkeit $=\sqrt{2}-1$ neben beiden Gegensätzen $=2-\sqrt{2}$ gerade auf die statische Schwelle fällt, also unwirksam gemacht wird,) das der Octave in Hinsicht der Consonanz am nächsten stehende Intervall

Digitized by Google

sein; die falsche Quinte, deren Gleichartigkeit den Gegensätzen gerade gleich ist, die stärkste Dissonanz ergeben, (wegen des stärksten möglichen, unausgeglichenen Widerstreits zwischen den drei durch die Zerlegung entstandenen Kräften;) ja es würden sich auch für ihn die Töne des reinen Accordes gegenseitig in drei Kräfte brechen, nahe im Verhältniss der Zahlen 3, 4, und 5, oder genauer so, dass auch hier die schwächste in der Brechung entstehende Kraft, neben den andern auf der statischen Schwelle sei;* und auch für ihn würde es nicht mehr und nicht weniger als zwei reine Accorde geben können. Denn die Gründe, warum dies alles so sein muss, sind ganz allgemein, und für den körperlosen Geist genau die nämlichen wie bei uns sinnlichen Menschen; trotz allen den thörichten Versuchen, Dinge dieser Art von Schwingungen der Nerven, oder gar der Saiten und Luftwellen abhängig zu machen; damit ja die Psychologie auf immer die Sclavin der Physiologie und der Physik bleiben möge!

Dasselbe, was hier von den Gefühlen in der Verschmelzung vor der Hemmung bemerkt worden, gilt nun auch, und sogar noch auffallender, von jenen andern Gefühlen, deren Sitz in den zugleich ablaufenden Reihen, ihrer gegenseitigen *Begünstigung* oder *Hemmung*, zu suchen ist. So gewiss diese bei sinnlicher Lust und Unlust, während aller rauschenden Vergnügungen, aller flüchtigen, aus vorübergehendem Kitzel entstehenden Geniessungen, zutrifft; und so weit man auch das Symbol solcher Lust, nämlich *Tanz nach der Musik*, ausdehnen kann in seiner Bedeutung: eben so *gewiss können die zugleich und in Verbindung ablaufenden Reihen auch eben so wohl ganz unabhängig sein von den Sinnen*; und alsdann das reinste *geistige* Wohlsein, oder sein Gegentheil erzeugen. Daher jene Harmonie nach geendigter Ueberlegung, oder beim Ueberblick wohldurchlebter Jahre, oder beim Durchdenken consequenter Systeme, zusammenstimmender Beweise, kluger, nützlicher, und wohlthäthiger Anstalten und Einrichtungen.

8) Daher darf man sich gar nicht wundern, in der Reihe der, aus der letztern Quelle entspringenden Gefühle auch jene

---

* Die *Art* der Brechung, welche hier gemeint, und im zweiten Heft des Königsberger Archivs (von 1811) entwickelt ist, kann der Leser zunächst in gegenwärtigem Werke §. 98, gegen das Ende, nachsuchen.

Digitized by Google

einfachen und ursprünglichen Billigungen und Missbilligungen zu finden, auf deren Hervorhebung und deutlichen speculativen Darstellung die *praktische Philosophie* beruht. Mehrmals hat man von mir die psychologische Erörterung des Ursprungs der praktischen Ideen gefordert; meist mit einem Vorurtheil, welches die mindeste Bekanntschaft mit ästhetischen Gegenständen irgend einer Art hätte widerlegen können; nämlich als ob die ästhetische Evidenz durch psychologische Erklärung derselben irgend etwas an Sicherheit und Stärke gewinnen könnte; obgleich man längst weiss, dass ein Gedicht, wenn es nur verständlich ist, sich von Analysen und Commentaren keinesweges eine grössere Wirkung zu versprechen hat; und dass Aufklärungen über die Entstehung und Verfertigung der Kunstwerke zwar wohl dem Künstler, aber nicht dem Werke eine grössere Bewunderung schaffen können. Und wahrlich! die praktische Philosophie wird, in Ansehung ihrer *ersten Gründe*, der Psychologie niemals den geringsten positiven Zusatz an Kraft und Werth verdanken, aber sie ist den neugierigen Blicken der letztern einmal ausgesetzt; sie leidet überdies von hineingetragenen Irrthümern *falscher* Psychologie, die nur durch *wahre* Psychologie können fortgeschafft werden. Daher will ich es nicht vermeiden, denjenigen, welche in diesem Puncte mehr Neugierde haben als ich, wenigstens meine Meinung zu sagen, wie sie ihre Untersuchung anzustellen haben, wenn sie sich nicht in Täuschungen über die wichtigsten Gegenstände verwickeln wollen.

Zuerst haben sie zu verhüten, dass sie hier nicht die Frage von der wahren Natur des Willens einmengen. Diese müssen sie nothwendig ganz unbestimmt lassen; denn, wie *Kant* sehr richtig bemerkt hat, die Sittenlehre muss nicht bloss für Menschen gelten; sie muss uns sogar in unserer Gottesverehrung Licht geben; der göttliche Wille ist aber sicherlich kein Gegenstand einer menschlichen Psychologie.

Auch liegt in den *ersten* Grundgedanken der praktischen Philosophie nicht der mindeste Anspruch, den wirklichen Willen zu lenken, und auf ihn zu wirken; welches, wenn es statt fände, freilich die Forderung herbeiführen könnte, man müsse den Willen, um über ihn Gewalt zu erlangen, erst seiner wahren Beschaffenheit nach kennen. Allein die Grundgedanken der praktischen Philosophie sind keine Befehle, sondern Urtheile

Digitized by Google

des Lobes und Tadels, über einen Gegenstand, nicht *wie er ist*, sondern *wie er gesehen wird.*

Darum muss zuerst die Frage so gestellt werden: *wie wird der Wille gesehen? wofür wird er allgemein gehalten? welche Vorstellung von ihm liegt den Urtheilen zum Grunde, durch welche er gelobt und getadelt wird?*

Nun ist offenbar, dass der Wille als *Anfangspunct von Reihen* betrachtet, und dass sein Sitz mitten im *Wissen* gesucht wird. Die Handlungen nämlich, welche man ihm zuschreibt, sind die ersten Glieder gewisser Reihen von Ereignissen. Der Anfangspunct von Reihen ist nach gemeinen Begriffen so viel als eine *erste Ursache*, worüber vorläufig §. 102 zu vergleichen ist; tiefer unten wird mehr davon vorkommen. Aber man sucht keinen Willen da, wo kein Wissen ist; und obgleich der Wille allerdings für einen Anfangspunct gehalten wird, so setzt man doch voraus, das Wissen sei der Boden, in dem er entspringe; und hiedurch unterscheidet man ihn von allen blind wirkenden, keiner Auswahl fähigen Kräften.

In diesem Begriffe wird sogleich ein Widerspruch gefühlt, wenn das Wissen einen andern Weg zeigt, als das Wollen geht. Eine solche Erscheinung bietet dem Zuschauer zwei Reihen dar, deren Ablaufen zu vereinigen ihm nicht gelingt; während im Gegentheil, wenn das Wissen sich gleichlautend ausspricht, wie die Handlungen den Willen verkündigen, alsdann die Reihen in der Beobachtung des Zuschauers einander begünstigen.

Ferner zieht der Wille selbst mehrere Linien; er tritt auch in Verhältnisse zu andern Willen, die gleichfalls dem Zuschauer als Anfangspuncte von Reihen vor Augen stehn. In allen Fällen dieser Art, (von denen die praktische Philosophie die allgemeinen Begriffe vollständig zur Beurtheilung vorlegt,) entspringen für den Zuschauer gewisse bestimmte Gefühle, die von der eigenthümlichen Art und Weise abhängen, wie in ihm die Reihen mit einander gehen oder wider einander stossen.

Dass der Zuschauer völlig unbefangen sei, wird dabei vorausgesetzt. Es soll nicht an ihm, sondern lediglich an der jener ihm dargebotenen Reihen liegen, *welches Gefühl* sie in ihm erregen. Darum spricht er seine Gefühle in der Form einer Beurtheilung des Gegenstandes aus. Und der Gegenstand heisst aus eben diesem Grunde mit Recht ein ästhetischer. Denn was ist ein ästhetischer Gegenstand? Nichts anderes als ein

Digitized by

solcher, *dessen blosse Vorstellung geeignet ist, in dem ihm hingegebenen, affectlosen Zuschauer ein bestimmtes Gefühl zu erregen.* Uebrigens versteht sich von selbst, dass in der Betrachtung der Willensverhältnisse, aus deren Beurtheilung die praktischen Ideen entspringen, der Wille nicht so erscheint, als ob wirkliche, bestimmt anzugebende Reihen, die aus einzelnen Gliedern bestünden, von ihm abliefen. Er ist nur der Anfangspunct *möglicher* Reihen; und Alles beruht hier auf dem ihm zugeschriebenen *nisus*, gewissen Reihen, die aus ihm hervorzutreten im Begriff sind, ihre Richtungen anzuweisen. —

Im gegenwärtigen Paragraphen musste Mancherlei berührt werden, das erst weiterhin mehr entwickelt werden kann. Der fühlende Mensch sollte sich in der gegebenen kurzen Darstellung so viel als möglich wieder erkennen, zu diesem Behuf war nöthig, das Knäuel so zu nehmen, wie es vorliegt; und nicht gar zu ängstlich diejenigen Gefühle abzusondern, die nur erst bei höherer Ausbildung entstehen können.

ZWEITES CAPITEL.

Von den Affecten und den Leidenschaften; nebst Rückblicken auf das Vorhergehende.

§. 106.

Eine vollständige, und möglichst sichere, *Analyse* der Begehrung und des Gefühls würde sich nicht unmittelbar an die allgemeinen Begriffe vom Begehren und Fühlen wenden dürfen. Denn diese Begriffe sind *aus Erfahrungen* durch eine weit fortgesetzte Abstraction gewonnen worden. Sondern die Wissenschaft würde, von unten aufsteigend, zuerst die ganz speciellen Arten der Begierden und Gefühle aus den *unmittelbar gegebenen Thatsachen*, den ächten Erfahrungsprincipien, zu erkennen suchen; und alsdann die höhern abstracten Begriffe allmälig bilden, nicht aber dieses Geschäft als vom gemeinen Verstande schon vollbracht voraussetzen, wobei mancherlei Fehler können mit untergelaufen sein, wenigstens die Begriffe selbst keine völlige Bestimmtheit erlangen werden. Dies ist der Gang, der ganz besonders den weitläuftigen, ins Einzelne gehenden Abhandlungen ziemen würde, dergleichen jener zuvor genannte Psychologe über die Leidenschaften und über

Digitized by Google

die Gefühle geschrieben hat; dies das Verfahren, woraus man das Streben nach einer ächt analytischen Methode erkennen sollte, die vor allem Anderen dahin sehen muss, *dass sie die zu analysirenden Begriffe unmittelbar aus der Quelle schöpfe.* Eingestreute Beispiele machen den Fehler nicht gut, der in der ganzen Anlage steckt, wenn die Analyse, anstatt gebührender Maassen von den eigentlichen Thatsachen zu den Begriffen und allgemeinen Sätzen, vielmehr gerade verkehrt vom Allgemeinen zum Besondern hin, gleich einer synthetischen Nachforschung über Gegenstände des reinen Denkens, ihre Richtung nimmt. —

Aber die Auffassung der einzelnen Thatsachen, woraus die allgemeinen Begriffe von Begierden und Gefühlen erhalten werden, ist vermischt mit physiologischen Beobachtungen; ja diese Thatsachen sind eben sowohl physiologische als psychologische Thatsachen, in so fern wir sie als Erkenntnissgründe gebrauchen, und von ihnen auf ihre realen Bedingungen und Ursachen schliessen wollen. Daher führen sie in einen dichten Wald der mannigfaltigsten Nachforschungen; der schwerlich wird durchdrungen werden, wenn man nicht vorläufig das *Bekannteste* der Thatsachen des Bewusstseins, nach seinen *klärsten* Merkmalen, mit den synthetischen Principien der Statik und Mechanik vergleicht, um nachzusehen, in wiefern man von diesen die Erklärung des Vorgefundenen erwarten kann, und wie sich mit ihnen die physiologischen Gründe verbinden lassen. Es ist wichtig, dass man in schwierigen und verwickelten Untersuchungen immer von demjenigen anfange, welches am unmittelbarsten einleuchtet, und am wenigsten Zweifel aufregt. Einen solchen Punct von vorzüglicher Klarheit aber hoffen wir jetzt zu finden, indem wir zu den *Affecten* fortgehn, deren Erklärung aus den Gründen der Mechanik und Statik des Geistes sich beinahe nicht verfehlen lässt.

Bekanntlich sind es die *Affecten* und die *Leidenschaften,* die man als die *stärksten* Aeusserungen des Fühlens und Begehrens betrachtet. Wir können also hoffen, in ihnen vorzüglich deutliche Merkmale für die Analyse und zur Vergleichung mit der Synthese anzutreffen.

Sogleich kommen uns die ersteren mit ihrer Eintheilung in *rüstige* und *schmelzende* Affecten entgegen; oder, wie *Carus* sie besser nennt, *entbindende* und *beschränkende* Affecten. Die

Digitized by Google

Eintheilung selbst giebt hier das Hauptmerkmal des eingetheilten Begriffs zu erkennen; *die Affecten nämlich sind Gemüthslagen, worin die Vorstellungen beträchtlich von ihrem Gleichgewichte entfernt sind;* und zwar dergestalt, dass die rüstigen Affecten ein *grösseres* Quantum des wirklichen Vorstellens *ins Bewusstsein bringen*, als darin bestehen kann, die schmelzenden ein grösseres Quantum daraus *verdrängen*, als wegen der Beschaffenheit der vorhandenen Vorstellungen daraus verdrängt sein sollte.

Sind aber wohl die Affecten, genau genommen, selbst die Kräfte, von denen die Vorstellungen sich regieren lassen? — Nach unsern vielfältigen Erörterungen bedarf dies gar keiner neuen Widerlegung. Vielmehr liegt die Kraft in den Vorstellungen selbst; nicht die Affecten sind das Bindende und Entbindende, sondern, wenn durch gewisse Vorstellungen andere entbunden werden, so dass sie ihre statischen Puncte weit übersteigen, dann bezeichnet man die hieraus entspringende Gemüthslage mit dem Namen des rüstigen Affects; wenn im Gegentheil durch einige Vorstellungen andere tief unter ihre statischen Puncte herabgedrückt werden, — wenn wohl gar eine Menge derselben auf der mechanischen Schwelle verweilen muss, — alsdann bekommt die so entstandene Gemüthslage die Benennung des beschränkenden Affects.

Hieraus ergiebt sich augenblicklich das Vorübergehende aller Affecten. Die Gemüthslage muss sich dem Gleichgewichte vermöge der allgemeinsten Gesetze des psychologischen Mechanismus wieder nähern, sobald die Spannung der Vorstellungen gross genug wird, um die den Affect erregenden Ursachen zu überwinden.

Hieraus erklärt sich ferner das körperlich Angreifende aller Affecten, sobald überhaupt ein Zusammenhang zwischen Gemüthslagen und dem Organismus eingeräumt wird. Denn man bedenke die Gewalt, welche auf einer Seite eine ausserordentlich vergrösserte Hemmungssumme (bei den rüstigen Affecten); oder auf der andern Seite eine Menge von Vorstellungen, die auf der mechanischen Schwelle, oder derselben nahe sind (bei den schmelzenden) ausüben muss. Die Gesetze, nach welchen dadurch die Geschwindigkeit in der Veränderung der Gemüthslage zunimmt, sind in den obigen Untersuchungen zu erkennen; und von dieser Geschwindigkeit hängt ohne Zweifel die An-

Digitized by Google

strengung ab, welche dem Organismus in seinen begleitenden Bewegungen angemuthet wird.

Am alleroffenbarsten passt die gegebene Erklärung auf den *Schreck.* Was hier durch eine plötzliche, den vorhandenen Vorstellungen fremdartige, neue Wahrnehmung im Gemüthe bewirkt werde, das wird sich beinahe gänzlich aus §. 77 u. s. f. erkennen lassen. Nicht minder verräth sich beim *Zorne* der Anwachs entbundener Vorstellungsmassen, bei der *Furcht* das Drängen verhaltener Vorstellungen gegen die wenigen noch im Bewusstsein vorhandenen. Es zeigt sich ferner in eben den angegebenen Merkmalen das Aehnliche des Zorns und der Begeisterung, so wie das Unterscheidende der Furcht von der Behutsamkeit.

Allein um die Affecten näher kennen zu lernen, müssten wir ohne Zweifel die Qualität der verschiedenen Gefühle in Betracht ziehn, durch welche sich die Affecten unterscheiden.

Dieses erinnert an die oben erwähnte, den Psychologen gewöhnliche Ansicht, die Affecten seien gesteigerte Gefühle. Verhält es sich also, alsdann muss es so viele Affecten geben als Gefühle, und das Maass der Gefühle muss zugleich das Maass der Affecten sein.

Oben ist bemerkt worden, dass die Gefühle in gewissen Arten und Weisen, *wie* unsre Vorstellungen sich im Bewusstsein befinden, ihren Sitz haben; indem andre hemmende und emportreibende Kräfte darauf einwirken. Hiebei kommt es nicht darauf an, wie viele Vorstellungen im Bewusstsein vorhanden seien; auch nicht darauf, ob diejenigen Vorstellungen, welche die Einwirkung erleiden, sich gerade in einem mehr oder minder gehemmten Zustande befinden, welcher Unterschied sich vielmehr auf das Vorstellen als auf das Fühlen bezieht; sondern darauf, wie stark das Drängen der mit einander und wider einander wirkenden Kräfte ausfalle. Mit Beiseitesetzung mancher nähern Bestimmungen, die hier noch nicht eingesehen werden können, lässt sich das Wesentlichste durch folgendes Gleichniss erläutern: man denke sich einen Hebel, und die Bedingungen seines Gleichgewichts. Gesetzt, dies Gleichgewicht wäre verletzt: so neigte sich derselbe nach der einen oder andern Seite; damit vergleiche man das Steigen und Sinken der Vorstellungen, also die objectiven Bestimmungen des Bewusstseins, welche *nicht* Gefühle genannt werden. Aber das Gleich-

Digitized by

gewicht kann bestehn, während sehr verschiedene Gewichte, in sehr verschiedenen Entfernungen von der Stütze des Hebels, an ihm angebracht werden. Diese drehen den Hebel nicht; gleichwohl würde er sie *fühlen*, wenn er Bewusstsein hätte; und immer anders und anders fühlen, je nachdem grössere oder kleinere Gewichte an ihm so oder anders angebracht wären. Ja auch alsdann, wenn er wirklich gedreht würde, müsste mit jeder seiner Lagen ein gar mannigfaltig verschiedenes Gefühl verbunden sein, je nachdem er von vielen oder wenigen, starken oder schwachen, mit oder wider einander wirkenden Kräften gedreht würde.

Also bei den Gefühlen soll es nicht vorzugsweise darauf ankommen, wie viele und wie weit gehemmte Vorstellungen sich im Bewusstsein befinden; ganz andre Umstände sollen die Stärke der Gefühle bestimmen. Hingegen bei den Affecten kommt es nach dem Obigen gar sehr darauf an, ob mehr oder weniger Vorstellungen wach seien, als mit ihrem Gleichgewichte bestehen kann. *Folglich ist es unrichtig, dass die Affecte gesteigerte Gefühle seien; es giebt ein verschiedenes Maass für Affecten und Gefühle; ja die ersten und die andern gehören gar nicht zusammen wie Art und Gattung; sondern es sind verschiedenartige, wiewohl sehr häufig und mannigfaltig verbundene, Bestimmungen der Seelenzustände.*

Was hier mit Hülfe synthetischer Principien geschlossen wurde, das liegt schon bei blosser Analyse so klar vor Augen, dass es nie hätte können verfehlt werden, wären die allgemeinen Klassenbegriffe, Vorstellen, Wollen und Fühlen, denen alles sollte untergeordnet werden, nicht schon im voraus hingestellt gewesen. Die Affecten sind freilich weder Vorstellungen noch Begehrungen; *also* (meinte man,) müssen sie wohl Gefühle sein! — Anders schloss *Wolff*; er hatte noch kein eignes Fachwerk für die Gefühle; darum sind seine Affecten, Begehrungen und Verabscheuungen.*

Wie sehr Unrecht thut man doch gerade den edelsten Gefühlen, indem man sie zu einem, noch obendrein unbestimmbaren, Mittelmaass verurtheilt, auf dass sie nicht in Affect über-

*) *Affectus sunt actus animae, quibus quid vehementer vel appetit, vel aversatur; vel sunt actus vehementiores appetitus sensitivi et aversationis sensitivae. Wolffii Psych. empirica* §. 603.

Digitized by Google

gehn! Man betrachte das Selbstgefühl, mit welchem Jemand sich bei empfangener Kränkung vor Gegenbeleidigungen hütet, indem er die Hoffnung fasst, seine Ehre werde vest genug stehn, und er dürfe verzeihen! Wenn dieses Selbstgefühl auch nicht ohne Affect ist, so wird doch Niemand den Affect für so stark halten, wie dieses höchst lebhafte Gefühl. Oder man nehme das reinste, zugleich äusserst süsse, Gefühl der Freundschaft, besonders in Augenblicken, nicht der Noth und Dienstleistung, sondern des blossen Gesprächs, welches eine vollkommene Zusammenstimmung der innersten Gesinnungen entfaltet. Kein anderes Gefühl wird mehr als dieses beglücken; aber der Affect, der es begleitet, ist äusserst gelinde; die Seele kommt dadurch eher *in* Ruhe als *aus* der Ruhe. Man nehme endlich die Gemüthsstimmung aller charactervollen Männer, in den Augenblicken, da sie etwas Wichtiges vest beschliessen: gewiss ist der Entschluss vom lebhaftesten Gefühle begleitet; aber Affecten konnten sich eher in die vorgängige Ueberlegung mischen; in den Abschluss der Ueberlegung kann bei dem besonnenen Manne sich der Affect nur durch einen Rest menschlicher Schwäche einen geringen Einfluss verschaffen.

§. 107.

Wie der Affect zum Gefühle, so soll sich die Leidenschaft zur Begierde verhalten.* Werden wir das zweite Verhältniss gesunder finden als das erste?

Kant, so viel ich weiss, war der erste, der überhaupt Affecten und Leidenschaften, die bis dahin verwirrt unter einander gelegen hatten, gehörig sonderte. Bei *Wolff* steht noch die Ruhmsucht zwischen der Reue und der Scham; ja es heisst bei ihm: *gloria est affectus* u. s. w.

Seitdem nun sind die Leidenschaften zu den Begierden gezogen, und zwar zu den *sinnlichen* Begierden**, wodurch der Begriff der Sinnlichkeit eine Ausdehnung bekommt, die statt aller Widerlegung dienen sollte. Denn so gehören die Wahrnehmungen nach Verhältnissen des Raums und der Zeit in eine Klasse mit den Strebungen des Lüstlings, und zugleich mit dem, nur allzuoft leidenschaftlichen, Enthusiasmus für Freiheit

---

* *Carus* Psychol. S. 306.

** Unter andern bei *Maass über die Leidenschaften*, S. 58, und überhaupt in diesem Werke.

Digitized by

und Vaterland, ja für Religion und Wissenschaft; und die Sinnlichkeit muss sich in vielen Fällen geradezu in das Gebiet der Vernunft versteigen, um durch diese die *Gegenstände* der Leidenschaften nur erst *kennen zu lernen*, während sie sonst gewohnt ist, selbst die ersten Anfänge der Erkenntnisse darzubieten! —

Wie bei allen Erfahrungsbegriffen, wird auch hier die Analyse erleichtert werden, indem wir in den Umfang des Begriffs der Leidenschaft hinabsteigen, wodurch wir der Erfahrung, also der Erkenntnissquelle, näher kommen.

Fassen wir auf der einen Seite die Leidenschaften für sinnliche Genüsse, die Spielsucht, die Sucht nach Neuigkeiten, Curiositäten u. s. w. zusammen, auf der andern die Rachsucht, Eifersucht, Ruhmsucht, und ihres Gleichen: so fällt leicht der Unterschied ins Auge, dass jene in etwas Aeusseres versinken, diese das eigne Selbst hervorheben, und dagegen das Aeussere herabdrücken. Daneben findet sich alsdann eine dritte Klasse, die beiderlei Kennzeichen vermengt. Der Geiz ist versunken in das Geld, und zugleich in das eigne Selbst, in die Anschauung der eignen Person als des Besitzers; die Habsucht erhöht noch dazu das eigne Selbst vor Anderen, die sie beraubt; der Fanatismus aller Art ist versunken in Verehrung seines Götzen, und zugleich will er die Verehrer dieses Götzen, die *Seinigen*, allein glänzen sehn, und den Anblick eines andern Cultus nicht dulden.

Nehmen wir nun rückwärts den Weg der Abstraction, so sehen wir, *dass im allgemeinen jeder Leidenschaft eine herrschende Vorstellung zum Grunde liegt, die nicht etwan nur einmal, nur auf Veranlassungen, sondern fortwährend, und vermöge einer bestehenden Disposition des Gemüths, sich als Begierde äussert.* Wo die Vorstellung des begehrten Gegenstandes nicht selbst die herrschende ist, wo vielmehr ihr Hervorstreben grossentheils durch andre, mit ihr verbundene bestimmt wird, da ist keine Leidenschaft.

Die Begehrungen des Sinnengenusses sind *alsdann nicht* Leidenschaften, wenn sie nur zu Zeiten, durch Naturbedürfnisse veranlasst, hervortreten. Die Sorge für Ehre und Geld ist *nicht an sich selbst* Leidenschaft, *wenn* sie ausgeht von der Nothwendigkeit, Vertrauen zu besitzen für eine Wirksamkeit und für den Umgang unter Menschen, die Kosten bestreiten

Digitized by Google

zu können für einen anständigen Lebensunterhalt. Die Regungen des Fanatismus werden sich legen, sobald die Untersuchung seines Gegenstandes beginnt; und derjenige wird nicht fanatisch verfahren, der aus Einsicht in die Gründe seines Cultus handelt.

Was ist es, das durch die Leidenschaften zunächst *leidet?* Es ist die Fähigkeit, sich nach Motiven zu bestimmen, sich nach den Umständen zu richten, *in wiefern* diese ein solches Handeln widerrathen, wozu die Leidenschaft antreibt. — Verwandelt man diese Fähigkeit in ein Gemüthsvermögen, etwan unter dem Namen des Verstandes oder der Vernunft, so kommt sogleich die Ungereimtheit zu Tage, dass die Leidenschaften dasselbe Vermögen unterdrücken, welches sie doch auch zu ihrem Dienste gebrauchen; als ob die Metapher, der Verstand sei ein *Sklave* der Leidenschaften geworden, ein exacter philosophischer Begriff wäre, und als ob man dem Verstande, gleich dem Sklaven, einen Willen und einen zweiten Verstand beilegen könnte, vermöge deren er sich in die Sklaverei, in die er unglücklicherweise gerathen, nun auch zu schicken wisse!

Um den Begriff einer Leidenschaft gehörig fassen zu können, bedarf es keines Vermögens, wogegen die Leidenschaft sich stemme, and eben so wenig eines andern Vermögens, woraus sie selbst hervorgehe; denn *ihre Gewalt ist offenbar und geradezu die Gewalt der herrschenden Vorstellung* selbst, die sich gegen eine stets erneuerte Hemmung aufarbeitet.* Wohl aber bedarf es der Voraussetzung einer richtigen Verbindung und eines richtigen Verhältnisses der verschiedenen Vorstellungen unter einander, welches vorhanden sein *sollte*, so dass *im Gegensatze mit demselben* die Leidenschaft aus einer *übermässig* starken und *übel verbundenen* Vorstellung oder Vorstellungsmasse entspringe.

Leidenschaften sind demnach nicht selbst Begierden (Acte des Begehrens), sondern *Dispositionen zu Begierden, welche in der ganzen Verwebung der Vorstellungen ihren Sitz haben.* Und aus diesem Grunde lässt sich begreifen, dass es nicht bloss einzelne Leidenschaften, sondern *leidenschaftliche Naturen* giebt, *ja dass überhaupt der Zustand der Rohheit in der Regel mit all-*

---

* Es versteht sich von selbst, dass hier nicht von einer einfachen Vorstellung, sondern von der ganzen Masse und Verbindung einfacher Vorstellungen die Rede ist, die den Gegenstand der Leidenschaft betreffen.

Digitized by Google

gemeiner Leidenschaftlichkeit behaftet ist. Denn je mehr die Vorstellungen vereinzelt geblieben, je weniger sorgfältig und regelmässig sie unter einander verknüpft sind, desto gewaltsamer wirkt jede für sich allein, sobald sie aufgeregt ist; und erweckt und erträgt nur diejenigen, welche, ohne sie zu hemmen, mit ihr in Verbindung treten können. Man vergleiche hier den **§. 76.** Was Wunder, dass wilde Völkerschaften der Leidenschaftlichkeit unterliegen; dass in der Barbarei gerade die Leidenschaften zuerst anfangen verständig zu werden, indem die herrschenden, und selbst nicht beherrschten Vorstellungen sich allmälig die übrigen Vorstellungen unterwerfen, sie mit sich, und dadurch sie unter einander verbinden, und sie nach sich discipliniren?

Diesen Durchgang durch die Barbarei, dessen Uebergang in wahre Cultur höchst unsicher, und keinesweges nothwendig ist, erspart den Kindern gebildeter Menschen die Erziehung. Und eben darin unter anderm zeigt sich die *gute* Erziehung der frühesten Jahre, dass sie den Kindern die Leidenschaftlichkeit unmöglich macht, indem sie jeder Spur davon sogleich Zwang entgegensetzt, und die ganze Masse der Vorstellungen schon während des Entstehens in einen solchen Fluss bringt, dass keine einzelne zu einer heftigen Aufregung gelangen kann.

Was Wunder endlich, dass auch selbst die wahre Cultur, dass die ächt moralische Gesinnung ihre Leidenschaften hat? Die Vorstellung der Gottheit, ja die abstracte Vorstellung der Tugend, oder des Rechts, der Freiheit, der Gleichheit, oder selbst jeder erste beste theoretische Begriff irgend einer Wissenschaft, habe eine vorzügliche Stärke erlangt; sei aber entweder gar nicht oder schlecht verbunden mit den Begriffen von den gesellschaftlichen Verhältnissen der einzelnen, *wirklichen* Menschen unter einander: alsbald wird man sehen, wie unvernünftig bei gegebener Gelegenheit die letztern gemisshandelt, wie ungestüm die erstern durchgesetzt, und wie dabei den niedrigsten Affecten, diesen gewöhnlichen Gesellen der aufgeregten Leidenschaften, so viele Freiheiten zugestanden werden!

§. 108.

Nachdem wir die Affecten von den Gefühlen unterschieden, die Leidenschaften vielmehr für Dispositionen zu Begierden als für stärkere Acte des Begehrens erkannt haben: bleibt in dieser Gegend der Untersuchung noch Einiges theils nachzu-

Digitized

holen, theils zu ergänzen übrig, wodurch die vorigen Paragraphen (besonders §. 105) nicht noch mehr sollten angeschwellt werden. Zuerst muss ich von dem Cirkel sprechen, in welchem bei manchen Schriftstellern Gefühl und Begierde sich zu drehen scheinen.

Fragen wir hierüber Herrn *Maass*, so antwortet er uns in seinem Werke über die Gefühle (Th. I, S. 39): „ein Gefühl „ist angenehm, so fern es um sein selbst willen begehrt, unan„genehm, sofern es um sein selbst willen verabscheuet wird.“ Aber in dem Werke über die Leidenschaften (Th. I, S. 2) lernen wir, man begehre, was als *gut*, man verabscheue, was als *böse* vorgestellt werde; und weiterhin (S. 7), die Sinnlichkeit *stelle das als gut vor*, wovon sie *angenehm* afficirt werde, *das Gegentheil* als *böse*. So sind wir im Cirkel herumgeführt, das Angenehme ist das Begehrte, das Begehrte ist das Angenehme. Wobei wir billig fragen müssen, ob denn dieses oder jenes ursprünglich bestimmt sei? Ob das Begehrungsvermögen zuerst begehre, und sein Begehrtes nun angenehm empfunden werde; oder ob das Gefühl zuerst das Angenehme vom Gleichgültigen und vom Unangenehmen unterscheide, und alsdann sich die Begehrung zu dem Herausgefühlten hinlenke?

Es ist offenbar, dass eben die Schwierigkeit dieser Frage den obigen Cirkel veranlasst hat.

Carus (in seiner Psychologie S. 399 u. s. w.), nachdem er mehrere irrige Meinungen geprüft hat, erklärt sich also: nur das Gefühl werde angenehm, was unser *Selbstgefühl* verstärke, und dies geschehe nur *durch inniges Innewerden unsrer eignen im Fortschreiten begriffenen Verstärkung unsrer Kraft*. Aber hier ist das Klärere durch das Dunklere erklärt; und man darf wohl von den angenehmen Gefühlen behaupten, dass sie es sich nur gefallen lassen, von der Reflexion hintennach als Selbstgefühle in uns hinein versetzt zu werden, indessen sie selbst uns gar oft aus uns heraus versetzen.

Eberhard in seiner Preisschrift: allgemeine Theorie des Denkens und Empfindens *, S. 78 der neuen Ausgabe, spricht von

* Dies schätzbare Buch kommt in meinen Augen dem Geiste einer ächten psychologischen Forschung bei weitem näher, als das meiste Neuere, mir Bekannte. Es ist vom Jahre 1776; und hält sich an *Leibnitz's* Lehren; ein Umstand, der für Psychologie in mancher Hinsicht wohlthätig sein muss.

Digitized by Google

einer *Vereinigung der geringeren Perceptionen*, woraus das Angenehme entspringe. Hierbei bemerkt er *Abstufungen* der Vereinigung, mit deren Hülfe er *aus dem nämlichen Princip* die Auffassungen des *Angenehmen*, *Schönen*, *Guten* und *Wahren* erklärt. Darin liegt eine richtige Ahnung, die wir mehr ins Licht zu setzen haben.

Die Gefühle der Lust und Unlust sind specifisch verschieden vom Angenehmen und Unangenehmen. Nicht auf die erstern passt die Zusammenstellung mit dem Schönen, Guten, und Wahren; wohl aber passt sie auf das Letztere.

Die Gefühle der Lust und Unlust sind es, welche von der Art und Weise abhängen, wie sich unsre Vorstellungen im Bewusstsein befinden; und zum reihenförmigen Ablaufen angeregt sind. Den Vorstellungen selbst, (insofern sie nicht etwa schon eine feste Construction erlangt haben,) ist eine solche Art und Weise zufällig; die daraus entspringenden Gefühle sind ihnen alsdann eben so zufällig.

Wie es einer Vorstellung vermöge ihrer Verbindungen und der hinzukommenden Aufregungen begegnen kann, dass sie sich als Begierde äussert, eben so trifft es sich wohl auch, dass mit ihren verschiedenen Stellungen im Bewusstsein heute Lust, morgen Unlust verbunden ist, ohne dass darum sie selbst etwas mehr als ein gleichgültiges Object ins Bewusstsein zu bringen hätte. Dergleichen bemerken wir bei allen Gegenständen unsrer Beschäftigung; sie kommen uns bald gelegen, bald ungelegen, nach den Umständen.

Ganz anders verhält es sich mit dem eigentlich Angenehmen und Unangenehmen. Wem es in diesem Augenblicke völlig ungelegen ist, sich zu baden, der kann gleichwohl mit dem eingetauchten Finger prüfen, ob das schon bereitete Bad eine angenehme Wärme habe. Wer Wohlgerüche scheut, als ungesund, oder sie verachtet, der kann dennoch einen Ausspruch darüber thun, ob dies oder jenes angenehmer rieche. Wer einen körperlichen Shmerz höchst gelassen erduldet, wird ihn dennoch unangenehm nennen, so dass der Schmerz ein Prädicat bekommt, was vom Erdulden desselben unabhängig besteht.

Auf diese Weise giebt es eine, nicht eben gar grosse, Anzahl von Gefühlen, denen ihre Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit *wesentlich* zugehört. Jede solche Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit ist *von eigner Art*, jede hat ihren eignen

Digitized by

Grad; der darum nicht grösser noch kleiner wird, ob man ihr viel oder wenig Wichtigkeit beilege; wofern nicht etwa die Empfänglichkeit des Fühlenden sich ändert, welches nicht hieher gehört.

Es fehlt nicht viel daran, dass die Aussage von solcher Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit die Form eines Urtheils bekomme. Wirklich spricht man oft: dieser Wind ist unangenehm, der elektrische Schlag ist unangenehm. Allein bei genauer Prüfung zeigt sich ein Fehler im Subjecte solcher Sätze. Nicht der bewegten Luft, nicht dem hervorspringenden Funken, kommt jenes Prädicat zu; auch ist es nicht so gemeint, sondern unsrer eignen Empfindung beim Eindringen jener Luft oder dieses Funkens, schrieben wir die Annehmlichkeit oder Unannehmlichkeit zu. Nun lässt sich aber die Empfindung gar nicht vorstellen, ausser als angenehm oder unangenehm. Sie, als das wahre Subject des Satzes, schliesst dergestalt das Prädicat in sich, dass nicht einmal Raum ist für einen analytischen Actus der Aufmerksamkeit, dergleichen sonst vorgeht, wo ein Subject unter eins seiner Merkmale subsumirt wird. Daher kann man jene Sätze beinahe tautologisch nennen; besonders da der Begriff des Unangenehmen, in seiner Allgemeinheit, äusserst dunkel ist, und man sich fast nothwendig auf etwas unmittelbar Gefühltes besinnen muss, um ihn zu verstehen; welches denn im Falle jener Sätze nichts anderes sein wird als eben ihr Subject.

Merkwürdig aber bleibt immer die Neigung, den Begriff des Angenehmen oder des Unangenehmen als Prädicat zu gebrauchen. Gesetzt, es wäre möglich, das Subject für dies Prädicat *anders aufzufassen*, so, dass in dem Denken des Subjects, nur nicht unmittelbar, das Prädicat schon läge, sondern dass noch eine Fortrückung möglich bliebe vom Denken des Subjects zum Denken des Prädicats, dass also in der That der Actus des Urtheilens könnte ausgeübt werden: alsdann käme eine Klasse von Urtheilen zum Vorschein, die *in psychologischer Hinsicht* den Gefühlen des Angenehmen und Unangenehmen nahe verwandt wäre, wenn sie schon in ihren Folgen sich weit von ihnen entfernen möchte.

Dieses nun ist wirklich der Fall, und zwar bei den *ästhetischen Urtheilen.* Man prüfe das Urtheil: *dieses Bild ist schön.* Zuvördert, nicht die Leinwand, oder die Pigmente, oder die

Digitized by Google

dadurch reflectirten Lichtstrahlen sind schön, sondern unsre eigne Vorstellung, in welcher die Auffassungen aller Theile des Bildes sich vereinigen. Diese nähere Bestimmung ist ganz ähnlich jener, da wir das Unangenehme nicht dem Winde noch dem Funken, sondern unserem Gefühle zuschrieben. Allein nun tritt die Verschiedenheit hervor. Unsre Vorstellung des Bildes lässt sich zerlegen in die ganze Summe ihrer Theilvorstellungen; aber von allen einzelnen gefärbten Puncten, die wir sahen, ist kein einziger schön; also auch nicht ihre Summe, so lange sie bloss als Summe gesehen wird. Nun kann man aber wirklich das Bild sehen als eine blosse Summe sichtbarer Stellen; und ohne Zweifel wird es also gesehen von Thieren, von Kindern, vom rohen Volke, das, wie man zu sagen pflegt, keinen Sinn hat für das Schöne. Und auch der Kenner muss einen Uebergang machen von dem Sehen des Aggregats von Farben zu dem Sehen des Schönen in dem Bilde; er muss sich die Verhältnisse erst herausheben, er muss der Vorstellung dieser Verhältnisse eine kleine Weile zu ihrer Ausbildung gönnen, ehe der Unterschied zwischen seinem Sehen und dem des Volkes fertig wird. Dieser Uebergang gleicht dem vom Subjecte zum Prädicate im ästhetischen Urtheile; jenes ist die blosse Materie des Wahrgenommenen, dieses entspringt in der Auffassung der Form.

Was aber mag leichter sein zu ergründen, das, was beim ästhetischen Urtheile, oder was bei den Gefühlen des Angenehmen und Unangenehmen in der Seele vorgeht? Offenbar das erste. Denn beim ästhetischen Urtheile sind uns die Partialvorstellungen gegeben, die zusammen das Schöne ausmachen; auch können wir mit ihnen experimentiren, sie mannigfaltig abändern, und bemerken, wie dadurch das Schöne sich ins Schönere oder ins Hässliche verwandelt. — Es giebt ja so einfache ästhetische Urtheile, dass sich bei ihnen alles, was ihr Gegenstand ins Bewusstseins bringt, der Rechnung unterwerfen lässt; daher es möglich sein muss, alles aufs vollständigste kennen zu lernen, was bei diesen Urtheilen in der Seele sich ereignet. Dieses sind bekanntlich die Grundurtheile der Musik, über das Consonirende oder Dissonirende zweier und dreier Töne.

Die Vergleichung dieser ästhetischen Urtheile mit den Gefühlen des Angenehmen und Unangenehmen wirft, wie schon

Digitized by Google

oben gezeigt worden, ein Licht auf die Natur der letztern; nämlich in Rücksicht auf die Frage: was doch bei ihnen das Gefühlte vor einem blossen Vorgestellten auszeichnen möge? worin der Grund des Vorziehens und Verwerfens liegen möge, welches bei ihnen Angenehmes vom Unangenehmen, so wie dieses beides vom Gleichgültigen, dem *blossen* Vorgestellten, — unterscheide? Wir kennen schon folgende Antwort: *das Vorgestellte im Gefühl des Angenehmen oder seines Gegentheils ist nicht einfach, sondern zusammengesetzt aus Partialvorstellungen, die sich von einander im Bewusstsein nicht absondern lassen, die aber unter einander in ähnlichen Verhältnissen stehn, wie die Partialvorstellungen bei ästhetischen Gegenständen.* Kennt man daher die letzteren, so wird man sich einen Begriff machen können von jenen. Dem gemäss wird sich auch über die Anfangs aufgeworfene Frage wegen des Cirkels, worin das Angenehme und das Begehrte sich zu drehen scheinen, etwas Bestimmteres sagen lassen. Nämlich *das eigentlich Angenehme und sein Gegentheil gehen der darauf sich richtenden Begierde voran*; (abgesehen davon, dass auch dieses, so wie jedes Gleichgültige, *zufälliger Weise* ein Gegenstand der Begierde werden kann, wobei zu bemerken, dass der Erfahrung gemäss gar nicht selten sogar das an sich Unangenehme begehrt wird, z. B. wenn es den Reiz der Neuheit hat.) — Allein das bei weitem grösste Quantum der Lust und Unlust, die im menschlichen Leben vorkommt, hängt nur in geringem Grade ab von dem eigentlich Angenehmen und Unangenehmen; indem darüber viel öfter die im §. 104 unter Nro. 1, 2, 3 bezeichneten Gemüthslagen entscheiden; aus denen *Gefühle und Begierden zugleich* entspringen, *welche an gar keine Qualität des Vorgestellten gebunden sind, sondern sich nach dem durch Umstände bestimmten psychologischen Mechanismus richten.* Hier ist die Entbehrung mit Unlust verbunden; die Befriedigung aber *darum* mit Lust, *weil die Begierde voranging*, die ihrem Gegenstande *einen ihm ausserdem nicht zukommenden Werth* beilegte.

Hievon wollen wir nun eine kurze Anwendung machen auf die Leidenschaften, von denen wir wissen, dass sie die Stämme sind, aus denen ein heftiges Begehren, sich gleichartig wiederholend, hervorwächst. Es kann uns nämlich jezt nicht mehr wundern, wenn wir sehen, dass die Leidenschaften den seltsamsten und widrigsten Contrast nicht bloss mit dem bilden,

Digitized by

was wirklich zum Wohlsein des Menschen gehört, sondern auch mit dem, was er als sein wahres Glück anerkennt, was er bei ruhiger Ueberlegung wirklich anstrebt, ja selbst was er in seinen Phantasien sich als heitern Lebensgenuss ausmalt. Dies könnte nicht stattfinden, wenn die zu Leidenschaften gesteigerten Begierden in irgend einem wesentlichen Zusammenhange stünden mit den Gefühlen des Angenehmen und Unangenehmen.

Weit davon entfernt, stören sie noch überdies das heitere Spiel mannigfaltiger Vorstellungsreihen, woraus die Lustgefühle hervorgehn. Die Leidenschaften sind vielmehr der Ausdruck des rohen psychologischen Mechanismus, wie er sich da erzeugt, wo natürliche Begierden lange unbefriedigt bleiben; wo alte Gewohnheiten ohne Schonung Gewalt erleiden; wo betäubende Geniessungen oftmals wiederkehren; wo einerlei Affect sich unbewacht und ungedämpft durch fortwährende Reizung erneuert; wo das wahre ästhetische Urtheil ungebildet blieb, und dagegen vorgespiegelte Güter und Uebel den Geist lange beschäftigen; und wo die Spannung, der Krampf, welcher in solchen Lagen entstand, die Vorstellungsreihen hier hemmte, dort verknüpfte, so dass die Reproductionsgesetze sich darnach einrichten, von allen Seiten auf denselben Punct zurückführen, und hiedurch unter wechselnden Umständen doch immer dasselbe Leiden erneuern. Hat sich nun früherhin die gesunde Ueberlegung ausgebildet: so ist so lange noch Hülfe gegen die Leidenschaft, wie lange sie nicht durch ihre Regungen bis zum eigentlichen Affecte aufsteigt, in welchem, weil die Vorstellungen aus dem Gleichgewichte kamen, auch der Leib — die Nerven und das Blut — in eine Aufregung gerathen, die nicht sogleich vorübergeht, sondern gegen den Lauf der Vorstellungen hemmend zurückwirkt. Kommt es erst dahin: so gleicht der Anfall der Leidenschaft mehr oder weniger dem Traum und dem Wahnsinn; das Uebel lässt zwar nach, aber nur um künftig desto furchtbarer wiederzukehren. Der Mensch bedarf alsdann Hülfe von aussen: und nur zu oft überliefert ihn das Bewustsein dieses Bedürfnisses solchen Seelenärzten, die das Schlimme noch schlimmer machen.

Man hat unter mancherlei nähern Bestimmungen oftmals, nicht bloss gerathen, sondern versucht, eine Leidenschaft durch die andre zu bezwingen. Es giebt ja sogar Lobredner der Leidenschaften; es finden sich Leute, die zum Beispiel einer

Nation, welche bis dahin von politischen Leidenschaften wenig wusste, gern dergleichen einimpfen möchten! — —

Dass auch gute Aerzte zuweilen durch ein künstliches Geschwür, — welches sie wieder heilen können, und das in ihrer Gewalt bleibt, — dringende Gefahren *vorläufig* abwenden, ist bekannt. Wer sich aber einbildet, man könne aus entgegengesetzten Leidenschaften die moralische Gesundheit erzeugen, der gleicht den Politikern, welche im Ernste zwei Mächte auf Einem Boden begehren. Nicht Ruhe, sondern völlige Zerrüttung ist davon die nothwendige Folge.

Weit besser ist ein anderes Mittel, welches unsre Moralisten seit *Kant* zu sehr verschmäht haben. Es ist eine verständige Glükseligkeitslehre, welche das Bewusstsein des wahrhaft Angenehmen und Erfreulichen zurückführt. Ein Mensch, der ein anhaltend genussreiches Leben führt, ist darum keinesweges gut und edel, aber er ist gesund! Hierauf werde ich weiterhin, bei den Betrachtungen über die Ausbildung der Maximen, zurückkommen.

Am sichersten ist es ohne Zweifel, der Entstehung von Leidenschaften vorzubeugen. Dazu ist aber nicht bloss die eigne Aufmerksamkeit des Menschen auf sich selbst, sondern auch eine solche äussere Lage und Behandlung nöthig, die ihn vor heftigen Reizungen, und vor dem Mangel des Unentbehrlichen schütze. Barbarische Behandlung macht Barbaren! Man kennt die Schilderungen der heutigen Griechen. — Dagegen hat man neuerlich die unerwartete Erfahrung gemacht, dass selbst reissende Thiere durch gute Pflege, welche ihren Bedürfnissen abhilft und zuvorkommt, sanftmüthig erhalten werden können. Was hindert uns, anzunehmen, dass die Raubsucht des Tigers und der Hyäne eine Leidenschaft sei, die aus unbefriedigtem heftigen Hunger enstand, und alsdann habituel wurde? * Wir sehen wenigstens, dass der Kettenhund, durch sein langes

* Zwar hat man den Thieren die Leidenschaften abgesprochen; z. B. Herr Hofrath *Schulze* (Psychische Anthropologie S. 382), weil Hemmung des Verstandesgebrauchs ein wesentliches Merkmal der Leidenschaften sei. Eher würde ich mich darauf berufen, dass die Vernünftelei, die wahnwitzige Ueberlegung des leidenschaftlichen Menschen, bei den Thieren fehle. Allein die Disposition zur Begierde, die Reizbarkeit zum Affecte, findet sich doch vor; und die Abwesenheit eines negativen Merkmals dürfte wenig Gewicht haben, wenn man nicht um Worte streiten will.

Digitized by

Leiden, eben so wohl bösartig gemacht wird, als dies beim Menschen der Fall sein würde.

Dies erinnert an eine andre Aehnlichkeit zwischen Menschen und Thieren in Ansehung des *Temperaments*,* welches auf Affecten und Leidenschaften einen so grossen und unläugbaren Einfluss hat. Bekanntlich ist das Temperament nicht bloss bei *einzelnen* Thieren, sondern noch weit auffallender bei den *Thiergattungen* verschieden. Das phlegmatische Rind, der sanguinische Singvogel, der cholerische Hund, — und soll ich sagen, die melancholische Eule? — sind stark von der Natur gezeichnet; und wir können uns nicht weigern anzuerkennen, dass der Organismus seinen mächtigen Einfluss auf Gemüthsbewegungen hiedurch sehr deutlich documentirt. Die Folgen solcher Verschiedenheiten greifen ins Leben tief genug ein. Wenn wir aus einem Hause ins andre ziehn, so geht der Hund willig mit uns, und lässt sichs beim neuen Ofen eben so wohl sein als beim alten, sobald er nur die Erlaubniss hat, in Gesellschaft seines Herrn zu leben; — aber die Katze will uns nicht folgen; sie bleibt in der alten Wohnung, getreu dem Heerde und den Schlupfwinkeln, die sie kennt, anhänglich mehr für das Todte als für das Lebendige. Warum? Ohne Zweifel hat die Katze niemals ganz den *ersten Affect* überwunden, den der Mensch ihr bei der ersten Annäherung einflösste; und das war die Furcht. Beim Hunde hingegen ist es der Zorn, der seiner Natur nach schneller vorübergeht. Daher bleibt der Hund stets unvorsichtig; die Katze aber hütet sich; sie ist schlau, weil sie sich fürchtet. Wir wollen die Physiologen nicht fragen, welches von den beiden Thieren hierin Recht oder Unrecht habe? Sie würden sonst ohne Zweifel die Katze loben müssen, die, viel klüger als der Hund, sich gewissen grausamen Experimenten entzieht, so lange sie kann. Sollte aber wohl die vergleichende Anatomie jemals dahin kommen, uns über den Grund, weshalb das Temperament und der erste natürliche Affect bei Verschiedenen verschieden sind, Aufschluss zu geben? Wenn die Physiologen es dahin bringen, so werden sie uns etwas von dem lehren, was wir zu wissen verlangen; während sie bisher (z. B. in der Angabe des Sitzes

* Wegen dieses Puncts kann §. 90 meines Lehrbuchs der Psychologie [§. 132 der 2. Ausg. Vgl. Bd. V, S. 93] nachgesehen werden. Ich glaube nicht, alle Einzelnheiten aus jenem Buche hier wiederholen zu müssen.

verschiedener Seelenvermögen,) freigebig gewesen sind mit Antworten, zu denen in der wahren Psychologie leider! die entsprechenden Fragen nicht angetroffen werden.

Im dritten Abschnitte wird gezeigt werden, dass, ungeachtet das Leben des Geistes und das Leben des Gehirns zwei durchaus verschiedene Dinge sind, dennoch wegen des Causalverhältnisses zwischen Leib und Seele, die Abhängigkeit der letztern von jenem noch *ohne allen Vergleich grösser* müsste erwartet werden, als sie sich in der Wirklichkeit findet. Dem gemäss müsste auch der Mensch, in welchem Grade er über die Thiere hervorragt, in demselben Grade stärker einen entschiedenen Gattungscharakter in Hinsicht des Temperaments und des ersten Affects zeigen, als dieses bei den Thiergattungen der Fall ist. Aber gerade das Gegentheil! Was wir beim Menschen in der zu erwartenden Vergrösserung antreffen, und mit den Namen der verschiedenen Temperamente belegen, das ist nichts anderes als die vergrösserte Verschiedenheit, die sich bei den *einzelnen* Thieren von *einerlei* Gattung ganz deutlich vorfindet. Ich habe nicht Lust, von meinen zwei Hunden zu erzählen; man wende sich an Jäger, und an Pferdekenner, und man wird von jener Verschiedenheit genug zu hören bekommen. Die Unterschiede des Temperaments sind beim Menschen unbegreiflich gering gegen die scharfe Zeichnung des *allgemeinen menschlichen* Temperaments, (das, wenn wir die individualen Verschiedenheiten gegen einander aufheben, wohl gleich Null sein dürfte,) welche statt finden müsste, wenn *psychische Anthropologie* das rechte Wort wäre statt *Psychologie*. Aber gesetzt, der Mensch fehlte auf der Erde: dann würde kein Zuschauer aus den übrigen Thieren eine zusammenhängende empirische Psychologie herausdeuten können; er müsste sich mit einer *psychischen Zoologie* begnügen. Denn je tiefer wir zu den niedrigern Thierarten herabsteigen; desto mehr verliert sich die Psychologie in die Physiologie.

DRITTES CAPITEL.

Vom räumlichen und zeitlichen Vorstellen.

§. 109.

Begierden und Gefühle sind so sehr mit unsern Vorstellungen des Umgebenden verflochten, dass eine tiefer eindringende

Digitized by Google

Untersuchung der einen und der andern sich unvermeidlich in Erörterungen über unsre Art und Weise, die Dinge in der Welt aufzufassen, verwickeln muss. Aber das Verwickelte wird nur verständlich nach vorgängiger Kenntniss des Einfacheren. Daher lassen wir die bisher gelieferten Anfänge der Untersuchung über Begierden und Gefühle jetzt fürs erste liegen* und wenden uns zu den Hauptformen der weltlichen Vorstellungsarten; unter denen bekanntlich die räumlichen und zeitlichen sich zu allererst zur Analyse darbieten.

Hier bemerke man zuerst den Unterschied zwischen räumlichen und zeitlichen Vorstellungsarten auf einer Seite, und Vorstellungen *des* Raumes und *der* Zeit auf der andern. Jene sind unstreitig allen Menschen eigen, dergestalt, dass Niemand ihre erste Entwickelung in früher Kinderzeit nachzuweisen unternimmt, da sie jenseit der ersten Puncte liegt, die das Gedächtniss zu erreichen vermag. Allein wenn Manche behaupten, Raum und Zeit selbst, diese *leeren Formen* für Körper und Begebenheiten, würden als unendliche gegebene Grössen von uns vorgestellt: so muss man sich dabei sogleich erinnern, dass das Unendliche eine wissenschaftliche Vorstellungsart ist, zu der sich ungebildete Köpfe nicht erheben, wenn sie gleich von einem Etwas *jenseit der ihnen bekannten* Sinnensphäre eine Ahnung haben. Nicht einmal die drei Dimensionen des Raumes und des Räumlichen werden *ursprünglich* unterschieden; wer dies annimmt, erschleicht eine Thatsache, die sich nicht nachweisen lässt.

Setzen wir nun fürs erste die Vorstellungen des Raumes und der Zeit ganz bei Seite, und halten uns an denen des Räumlichen und Zeitlichen: so scheint es zwar auf den ersten Blick, als hätten wir hier einen recht klaren Gegenstand, welchem die Analyse ohne Mühe seine Merkmale abgewinnen werde. Denn das Räumliche und Zeitliche lässt sich ja messen und zählen! Es lässt sich im eigentlichen Verstande mit Händen greifen, und wird durch die Worte unserer Sprachen unmittelbar, ohne Metaphern, (die vielmehr von ihm entlehnt sind,) bezeichnet! Auch haben wir es nur mit den gemeinsten Vorstellungsarten zu thun; und die metaphysischen Fragen, nach dem wahren Wesen des Körperlichen, nach der Möglichkeit des Veränderlichen bekümmern uns hier gar nicht.

* Die Fortsetzung dieser Materie kann erst im §. 150 Platz finden.

Digitized by Google

So wahr dieses ist: eben so bekannt ist dagegen auch, dass der Sinn für räumliche Auffassungen in den frühesten Kinderjahren eine Uebung erlangt, die ursprünglich nicht vorhanden war, welche aber, *einmal angenommen, sich nicht wieder abstreifen lässt.* Die Hand des Kindes *lernt* erst greifen, das Auge *lernt* erst sich gehörig richten; aber der Erwachsene vollzieht unwillkürlich, was er gelernt hat; er trübt sich unwillkürlich die reine sinnliche Wahrnehmung durch Zusätze, die seine vorhandene Ausbildung hineinmischt. Wie mit dem Räumlichen, also auch mit dem Zeitlichen. Wir messen die Zeit, durch Vergleichung mit bekannten Zeitgrössen, mit Secunden, Minuten, Stunden, Tagen; wir theilen kleine Zeitabschnitte mit Leichtigkeit in Hälften und in Drittheile; und wer einmal an rhythmische Auffassungen gewöhnt ist, bei dem stellen sie sich überall ein, ohne sein Wollen und Zuthun. Aber es giebt Menschen ohne solche Uebung und Gewöhnung; es giebt deren, die über die rohesten Unterscheidungen des Langsamern und des Schnelleren nicht hinauskommen. Uns in den Gemüthszustand derselben zurück zu versetzen, nachdem wir ihn einmal überschritten haben, wird uns nicht gelingen; dagegen werden wir uns um so eher von der Einbildung hinreissen lassen, als sei eine so ausgebildete, ja künstliche Auffassung des Zeitlichen und des Räumlichen, wie uns nun einmal anklebt, eine wahrhaft ursprüngliche menschliche Anlage.

Diejenigen endlich, welche mit heutiger Schulphilosophie sich zu beschäftigen gewohnt sind, müssen sich an diesem Puncte die dringende Warnung gefallen lassen, nicht in die gemeine Verwechselung zweier gänzlich verschiedenen Untersuchungen zu gerathen. Die Frage, wie wir zu unsern Vorstellungen des Räumlichen und Zeitlichen kommen mögen, nämlich zu den gemeinen, und von Kindheit auf gehegten Vorstellungen, — eben die Frage, die uns hier beschäftigt, — muss nothwendig gesondert werden von der völlig heterogenen Frage, ob wirklich etwas ausser uns in räumlichen Verhältnissen existire? Was diese letztere Frage anlangt, die in die allgemeine Metaphysik (oder, mit dem alten Namen, in die Ontologie) hineingehört: so wird sie von *Leibnitz* bejahet, während *Kant* alle positive Beantwortung derselben verbietet. Aber was sind *Kant's* Gründe? Er sucht zu beweisen, die räumlichen Formen entspringen aus einer Urform unserer Sinnlichkeit, sie

Digitized by

kommen keinesweges von aussen in uns hinein. Gesetzt, das werde eingeräumt: ist nun damit *Leibnitz* widerlegt? So wenig, dass er vielmehr gerade das nämliche auf das bestimmteste behauptet. Denn nach der prästabilirten Harmonie entspringen alle unsere Vorstellungen in uns selbst, aus der eigenen Anlage unserer Seele, ohne den geringsten Causalzusammenhang mit dem, was draussen ist. In *Leibnitz's* Lehre bestehen zwei ganz verschiedene Behauptungen völlig mit einander; die eine psychologische: Raum und Zeit sind Vorstellungen, die sich lediglich aus unserer ursprünglichen Anlage entwickeln, (so wie alle unsere Vorstellungen;) die zweite allgemein-metaphysische, die wahren Wesen, welche von uns abhängig existiren, sind wirklich auf räumliche Weise ausser uns, und ausser einander; die wahren Begebenheiten, welche theils ausser uns, theils in uns vorgehen, sind wirklich zeitliche Begebenheiten, und das Zeitliche ist keineswegs eine bloss menschliche, sondern in der wahren Erkenntniss eines jeden Vernunftwesens unentbehrliche Vorstellungsart. — Ich behaupte *mit Leibnitz* den letztern, metaphysischen Satz; ich behaupte *wider Leibnitz und Kant* das Gegentheil jenes erstern, psychologischen Satzes; ich werde über meine psychologische Behauptung hier Rechenschaft ablegen, während mich der allgemein metaphysische Satz, über den ich anderwärts gesprochen,* hier gar nichts angeht.

Dennoch wird es im Anfange meiner Entwickelung scheinen, als müsse ich mit *Leibnitz* und *Kant* gerade in dem Puncte zusammenstimmen, worin ich ihnen beiden widerspreche. Der Leser aber wird mich am leichtesten verstehn, wenn er es über sich erhalten kann, weder an *Leibnitz* noch an *Kant* zu denken, sondern lediglich dem Faden meiner Untersuchung zu folgen.

§. 110.

Schon im §. 103 wird aufmerksam gemacht auf die vollkommne Intensität alles unseres Vorstellens, wegen der völligen Einheit und Einfachheit der Seele. Alle Unterschiede des Rechts und Links, Oben und Unten, die in unserem *Vorgestellten* vorkommen, verschwinden gänzlich, sobald von dem Actus des *Vorstellens* selbst die Rede ist. Oder vielmehr, —

---

* In den Hauptpuncten der Metaphysik, und in der Abhandlung *de attractione elementorum*.

Digitized by Google

da doch das Vorstellen dem Vorgestellten vorauszusetzen ist,— sie sind in dem Vorstellen noch gar nicht vorhanden; dieses ruhet in dem Einen und untheilbaren Schoosse der Seele; und es *bleibt* auch in demselben; es kann gar nicht aus demselben heraus — folglich auch gar nicht wirklich auseinander treten.

Mag also immerhin die allgemeine Metaphysik ihren Satz behaupten, es gebe wirklich Wesen ausser uns, und ausser einander; mag, auf irgend eine, rechtmässige oder unrechtmässige Weise, die Physiologie sich mit jener in Verbindung setzen, und erzählen von dem Bilde auf der Netzhaut des Auges, worin alle Proportionen der äusseren, wirklichen Gegenstände, sich unverändert wiederfinden: das alles fällt zusammen, es wird ein ungeschiedenes Chaos, sobald daraus ein wirkliches Vorstellen in der Seele entspringt. Sie, die Seele, muss nun ganz von vorn an die völlig vernichteten Raumverhältnisse erzeugen; und dieses muss sie leisten, ohne ihre Vorstellungen nur im allergeringsten auseinanderrücken zu können; sie muss es so leisten, dass, während das Vorstellen intensiv bleibt, sein Vorgestelltes doch auseinander trete.

Allein das Vorgestellte ist eben weiter nichts als nur ein Vorgestelltes; es ist nichts Wirkliches; also tritt auch nicht wirklich etwas auseinander; sondern das wirkliche psychologische Ereigniss des räumlichen Vorstellens ist etwas völlig Unräumliches. — Man kann leicht zeigen, dass auch das Vorstellen des Zeitlichen etwas solches ist, worin sich Nichts von der *dadurch vorgestellten* Zeit befindet. Dabei aber entstehn leicht Verwechselungen zwischen *dem successiven* Vorstellen und dem Vorstellen *des Successiven*; daher bleiben wir fürs erste beim Vorstellen des Räumlichen; welches immerhin, ohne Sorge wegen eines möglichen Missverstandes auch *räumliches* Vorstellen genannt werden kann, eben darum, weil es kein Vorstellen giebt, das selbst etwas Räumliches wäre.

Nun muss aber doch das Vorstellen des Räumlichen gewisse Aehnlichkeiten haben mit dem Räumlichen selbst, weil sonst das Vorgestellte dieses Vorstellens eher alles andere als ein Räumliches sein würde.

Ohne Mühe sieht man: es muss ein mannigfaltiges Vorstellen sein; ferner ein verbundenes und geordnetes. Ja die Ordnung lässt sich näher bestimmen. Sie muss für jede Dimension gleichen der Ordnung der Buchstaben *a*, *b*, *c*, *d*, *e*, u. s. w.;

Digitized by

dergestalt, dass jeder von diesen der erste sein könne, aber dass zwei bestimmte andre, (die nächsten zu beiden Seiten,) mit ihm *zuerst* verbunden seien, noch zwei andre nur *mit der Verbindung jener mit ihm*, und so ferner. Sei *c* der erste; mit ihm sind ohne weiteres verbunden *b* und *d*; hingegen *a* und *e* nur mit der Verbindung des *b* mit *c*, und des *d* mit *c*. Sei *b* der erste; so ist mit ihm ohne weiteres verbunden *c*, aber *d* mit *b* nur so fern *c* mit *b* verbunden ist.

Doch diese analytische Betrachtung des räumlichen Vorstellens, und der Erscheinung eines *neben einander* Geordneten, würde entweder gar nicht, oder nur mit grossem Aufwande künstlicher Speculation so weit fortgeführt werden können, bis sich aus ihr die wirkliche geistige Thätigkeit, die dabei zum Grunde liegt, mit Bestimmtheit erkennen liesse. — Die Synthesis muss uns zu Hülfe kommen; ja sie bietet sie uns dar, auf eine völlig unzweideutige Weise.

§. 111.

Wir wollen zuvörderst versuchen, den Leser so schnell und so gerade als möglich auf den Hauptpunct hinzuweisen; ohne uns gleich in das Einzelne der nöthigen Erläuterungen zu verlieren.

Aus der so eben angestellten analytischen Betrachtung, (die übrigens auf die Zeit und die Zahl eben so gut passt als auf den Raum,) lässt sich wenigstens so viel erkennen, dass auf *Abstufungen in der Verbindung der Vorstellungen* alles ankommen müsse.

Diese haben wir aber in der Mechanik des Geistes (§. 86—91 und §. 100) mit einer früherhin niemals erreichten Genauigkeit kennen gelernt. Und hieher sind wir demnach durch die Analyse gewiesen; es fragt sich nur, welche Modificationen die dortige allgemeine Untersuchung annehmen könne und müsse, um die gesuchten Erklärungen zu liefern. So viel leuchtet gleich von selbst ein, dass eine geringe Anzahl von Vorstellungen, wie die dortige P, π, π', π'', u. s. w. und eine eben so kleine Anzahl bestimmt verschiedener Reste r, r', r'', u. s. w. hier nicht zureichen könne; denn beim sinnlichen Auffassen des Räumlichen giebt jede kleinste, farbigte oder betastbare, Stelle ihre eigne Vorstellung; und jede Vorstellung verschmilzt mit allen andern. Es muss also die Anwendung jener allgemeinen Lehren eine unermessliche Mannigfaltigkeit in sich schliessen.

Digitized by Google

Nun ist es gewiss, dass, während wir sehen und tasten, eine unermessliche Menge, nicht bloss *von Vorstellungen*, sondern auch für jede einzelne unter ihnen, (wenn man anders eine einzelne herausheben kann, welches z. B. beim Anblick des gestirnten Himmels, unter Voraussetzung eines guten Auges, allerdings eintritt,) eine unermessliche Menge *von Abstufungen ihres Verschmelzens* mit den übrigen entsteht. Folglich ist so viel unzweifelhaft, dass wirklich die Reproductionsgesetze, welche in der Mechanik nachgewiesen worden, hier zur Anwendung kommen. Gesetzt demnach, wir dächten nicht daran, eine Erklärung des räumlichen Vorstellens zu suchen: so müssten wir doch schon der Theorie wegen, und bloss *a priori*, irgend eine Folge von diesen Reproductionsgesetzen, die nicht unterlassen könne, im empirischen Bewusstsein merklich zu werden, erwarten und durch die innere Erfahrung aufzufinden uns bemühen.

Unter welchen Bedingungen aber entstehn die verschiedenen Abstufungen des Verschmelzens einer jeden Vorstellung mit allen übrigen? — und unter welcher neuen Bedingung gelangen die aus den verschiedenen Abstufungen entstandenen Reproductionsgesetze zur Wirksamkeit?

Die ganz einfache Antwort auf beides zugleich ist: wenn man das beschauende Auge und den tastenden Finger *vorwärts* und *rückwärts* bewegt.

Denn beim Vorwärtsgehn sinken allmälig die ersten Auffassungen, und verschmelzen, während des Sinkens sich abstufend, immer weniger und weniger mit den nachfolgenden. Beim mindesten Rückkehren aber gerathen sämmtliche früheren Auffassungen, begünstigt durch die eben jetzt hinzukommenden, die ihnen gleichen, ins Steigen; und mit diesem Steigen ist ein *nisus* zur Reproduction aller übrigen verbunden, dessen Geschwindigkeit genau dieselben Abstufungen hat wie die zuvor geschehene Verschmelzung.

Dies nun ist das Wesentliche, was der Leser suchen muss sich gleich jetzt so deutlich zu denken, als es ihm gelingen will. Er wird alsdann gewahr werden, dass *jede* Vorstellung *allen* ihre Plätze anweist, in denen sie sich *neben* und *zwischen* einander lagern müssen; während doch der Actus des Vorstellens rein intensiv ist und bleibt.

Das ruhende Auge aber sieht keinen Raum. Dies ist in der

Digitized by

Erfahrung etwas schwer zu erkennen, weil wir so leicht den längst bekannten Raum erschleichen und einschieben. Doch versuche man, ganz starr vor sich hinzusehen; man wird spüren, dass der Raum schwindet, und dass, im Bemühen, ihn wieder zu gewinnen, man sich über einer kaum merklichen Bewegung des Auges ertappen kann. Beim Beschauen neuer Gegenstände ist übrigens die unaufhörliche Regsamkeit, womit der Blick die Gestalt umläuft, sehr leicht wahrzunehmen.

Die räumliche Auffassung liegt also nicht in der allerersten, unmittelbaren Wahrnehmung, hier *kann* sie nicht liegen, denn es ist evident, dass die vollkommne Intensität des Vorstellens, so lange noch die Vorstellungen in eine einzige Masse zusammenschmelzen, und so lange jede für alle nur einen *einzigen, gleichen nisus* der Reproduction aufzubieten hat, alle Räumlichkeit aufhebt. Vielmehr kommt allerdings aus dem Innern etwas hinzu, welches der Wahrnehmung die räumliche Form giebt. Aber dieses Etwas ist nicht ein Seelenvermögen: sondern es sind die schon vorhandenen Vorstellungen, welche in ihrem Wieder-Hervortreten ein gewisses Gesetz befolgen; ein Gesetz der Ordnung, nach welchem jede auf das Hervortreten der mit verbundenen wirkt. Sofern nun die augenblickliche Wahrnehmung mit diesen schon geordneten Vorstellungen verschmilzt, wird sie selbst geordnet; und ist daher allerdings die fortdauernde Wahrnehmung in einem beständigen Uebergange zur räumlichen Form begriffen.

Man kann nun das *Auge* und den *Finger* aus der Voraussetzung weglassen: so bleibt übrig, dass die Seele auf irgend eine Weise, (wenn man will, bloss aus sich selbst,) Vorstellungen erzeuge, die auf die nämliche Weise, wie jene, mit einander zuvörderst verschmelzen; worin noch nichts Räumliches liegt; dass alsdann andere und wieder andere Vorstellungen eintreten, während jene, nun auch verschmelzend mit den hinzukommenden, im Bewusstsein sinken, (statt der vorigen Annahme, das Auge bewege sich vorwärts;) dass die Seele noch einmal neue, aber den erstern völlig gleichartige, Vorstellungen erzeuge, (vorhin: dass das Auge rückwärts gehe;) woraus denn folgt, dass die Gesunkenen wieder hervortreten. Wenn man nun alle Umstände so annimmt, dass die Verschmelzung die nämliche werde, wie unter Voraussetzung des sehenden Auges und des tastenden Fingers: so wird der Erfolg ebenfalls der

Digitized by Google

nämliche sein müssen; indem jede Regung einer Vorstellung in ihrem eignen Hervortreten zugleich alle, von ihr ausgehenden, Verschmelzungshülfen anregt. — Diese Erklärung kann also auch der Idealist und der Leibnitzianer gebrauchen; aber die besondere angeborne Anlage, nach welcher die menschliche Seele nun einmal eigensinniger Weise soll genöthigt worden sein, sich alles räumlich vorzustellen, was ihr Sichtbares und Fühlbares vorkommt, diese muss er weglassen.

[Im Zusammenhange der ganzen Metaphysik kann es übrigens bestimmt behauptet werden, dass wir die äussern Gegenstände darum geordnet wahrnehmen, weil sie wirklich räumlich geordnet sind. Denn jenes Reproductionsgesetz hängt von den vielfach abgestuften Verschmelzungen ab; die Verschmelzungen hängen von der Wahrnehmung ab; woher kommt nun der Wahrnehmung dieses Abgestufte? Aus der allgemeinen Metaphysik weiss man, dass in der Seele gar nichts dafür prädisponirt sein kann, dass vielmehr die Wahrnehmungen sich nach Störungen der Seele durch von ihr verschiedene Wesen richten, dass in diesen Störungen keine andre Regelmässigkeit sein kann, als solche, die ausser der Seele, und unabhängig von ihr, begründet sein muss, man weiss endlich eben daher, dass man den Wesen einen intelligibelen Raum zugestehen muss, in welchem sie sich bewegen, und dass nach ihren Bewegungen sich ihre Störungen unter einander, folglich auch diejenigen Störungen richten, welche die Seele erleidet. Dem gemäss entscheidet die Räumlichkeit, welche den Wesen (zwar nicht als reales Prädicat) zukommt, auch über diejenige *erscheinende* Räumlichkeit, welche die Seele ihren *sinnlichen* Vorstellungen zuschreiben muss.]

Die gegebene Erklärung ist noch nicht entwickelt; man kann sie aber entwickeln vermittelst der Bestimmung des Reproductionsgesetzes, das sich aus den schon angeführten Untersuchungen der Mechanik des Geistes ergeben wird. Es ist also in unserer Gewalt, dasjenige nachzuweisen, was bei den räumlichen Auffassungen in uns vorgeht; ja es muss möglich sein, *für jede Figur, die wir im Raume wahrnehmen, das besondere, ihr zugehörige Gesetz anzugeben, vermöge dessen sie gerade als diese und als keine andere Figur erscheint.* Dies ist der Punct, woran die Erklärung aus vorausgehenden angebornen Formen in der Seele, nothwendig scheitert, indem daraus nicht

Digitized by Google

klar wird, warum ein Wahrgenommenes *so*, ein anderes *anders geformt* erscheine.

In die unabsehliche Weite dieser Untersuchungen mich zu verlieren, kann hier nicht meine Absicht sein; nur etwas Weniges werde ich hinzufügen, um die Gründe und das daraus zu Erklärende näher zusammen zu rücken.

§. 112.

Die Reproductionsgesetze, worauf hier alles beruht, lassen sich zwar bei gehöriger Vergleichung unserer Annahme mit den angeführten Sätzen aus den Grundlinien der Mechanik des Geistes, deutlich genug erkennen. Leichter fasslich aber lässt sich der ganze Gegenstand machen, wenn wir eine minder verwickelte Frage, deren Beantwortung zwar schon im §. 100 gegeben worden, uns hier noch einmal vergegenwärtigen.

Es ist bekannt, dass eine Reihe von Wahrnehmungen nicht bloss in Hinsicht der Materie des Gegebenen (der einzelnen sinnlichen Empfindungen), sondern auch *als Reihe*, als bestimmt geordnete Folge, vom *Gedächtnisse* aufbehalten wird. So beruhen die Worte nicht bloss auf Sprachlauten, sondern auf bestimmten Folgen von Sprachlauten; als solche werden sie behalten und verstanden, keineswegs aber verwechselt mit den mancherlei Anagrammen, die man daraus machen kann.

Wie geht es nun zu, — wie ist es nur denkbar, dass dergleichen Reihenfolgen gemerkt und reproducirt werden? Nachdem die Totalauffassung der gegebenen Reihe von Wahrnehmungen geendigt ist: machen alle dazu gehörige Partialvorstellungen ein intensives Eins. Und in dieses Intensive würde gerade dasselbe hineingekommen sein, wenn in einer andern Folge die nämlichen und gleich starken Wahrnehmungen wären gegeben worden. Auch alsdann wären alle die nämlichen Vorstellungen in der Seele gewesen, geblieben, aufbehalten; auch alle mit allen verbunden; was unterscheidet denn noch jetzt, nachdem die Wahrnehmung sammt der ihr eigenthümlichen Succession vorbei ist, den davon zurückgebliebenen Seelenzustand von allen andern, die durch eine andere Succession der nämlichen Wahrnehmungen konnten hervorgebracht werden? Ja was bewirkt eine so feine Unterscheidung, dass wir sogar den Rhythmus, in welchem die gegebene Reihe der Wahrnehmungen fortschritt, mit aufbehalten?

Um die Antwort zu finden, überlegen wir zuerst bloss die

Digitized by Google

Art der Verschmelzung für zwei auf einander folgende Wahrnehmungen; und halten uns der Kürze wegen an die Formel: $\omega = \varrho(1 - e^{-\frac{rt}{\Pi}})$, im §. 86, worin das Wesentlichste dessen, was die nachfolgenden Untersuchungen lehren, gleichsam vorbedeutet ist.

Die Wahrnehmung P gehe voran; die Wahrnehmung Π folge nach. Jede von beiden besteht aus einer Menge von momentanen Auffassungen während der Dauer des Auffassens. Jede momentane Auffassung von P beginnt augenblicklich zu sinken, nachdem sie gegeben war (§. 95); und alle sind um etwas gesunken, — die frühern mehr als die späteren, indem Π eintritt. Die momentanen Auffassungen von Π sind im ungehemmten Zustande, indem sie schon anfangen, mit den zum Theil gehemmten von P zu verschmelzen. Folglich ist gewiss am Ende der Rest ϱ von Π grösser als der mit ihm verschmolzene Rest r von P; wenn wir übrigens P und Π gleich setzen. Nun mögen beide Vorstellungen im Bewusstsein sinken. Gesetzt aber, es erhebe sich eine von beiden aufs neue: so wird ein Unterschied sein in der Reproduction der einen durch die andre, je nachdem sich P oder Π wieder erhob.

P trete zuerst hervor: so strebt es, das Quantum ϱ zu reproduciren, die Kraft aber, die es anwendet, ist nur $= r$. *Diese schwache Kraft soll ein grosses Werk vollbringen; dazu nimmt sie sich viel Zeit,* wie in der Formel zu erkennen ist.

Π trete zuerst hervor: so strebt es, das Quantum r zu reproduciren. Die Kraft, die es dazu anwendet, ist $= \varrho$; und statt $\varrho(1 - e^{-\frac{rt}{\Pi}})$ kommt nun $r(1 - e^{-\frac{\varrho t}{P}})$. *Die Wirkung der stärkeren Kraft eilt jetzt viel schneller ihrer minder weit gesteckten Grenze zu.*

Statt P und Π nehmen wir jetzt die Folge von Wahrnehmungen, a, b, c. Hier wird das sinkende b zugleich mit dem mehr gesunkenen a und dem minder gesunkenen c verschmolzen sein. Gesetzt, nach einer Weile werde eine, dem b gleichartige Vorstellung neu gegeben: so erhebt sich b, und mit ihm zugleich a und c, aber auf verschiedene Weise. Nämlich b ist jetzt für a, was zuvor Π für P, aber zugleich ist b für c, was vorhin P für Π. *Also b hebt a schneller, aber minder hoch; es hebt zugleich c langsamer, aber höher.* Dadurch wird a wie ein vorangehendes, c wie ein nachfolgendes vorgestellt.

Digitized by Google

Oder aber es werde eine, dem *a* gleichartige Vorstellung neu gegeben. So hebt sich *a*; und mit ihm steigen *b* und *c*; aber in so fern auf verschiedene Weise, als von *a* mehr verschmolzen ist mit *b* wie mit *c*, *daher es b schneller, aber darum nicht höher hebt als c*. So läuft hier die Reproduction in der nämlichen Folge, worin die Wahrnehmung gegeben war. — Dieses muss man näher bestimmen durch die Untersuchungen über das Maximum und das nachfolgende Sinken der reproducirten Vorstellung (§. 88 u. s. w.)

Oder endlich, es werde eine dem *c* gleichartige Vorstellung neu gegeben: so erhebt sich *c*, und reproducirt *a* und *b*. Nun war *c* mit diesen beiden zugleich verschmolzen; dabei befand es sich selbst in einerlei Zustande, allein ein grösseres Quantum von *b*, ein kleineres von *a* ist mit *c* verschmolzen. Die Geschwindigkeit also, welche *c* dem *a* und dem *b* ertheilt, ist eine und dieselbe Function der Zeit, allein mit einer verschiedenen Constante; und *es wird dadurch ein grösseres Quantum von b als von a gehoben.* Die Erinnerung an das Mehrvergangene ist schwächer als die an das Näherliegende. *Diese Reproductionsgesetze müssen ganz genau gemerkt werden.*

Nun wird man auch die Reproduction der Rhythmen begreifen können. Man mag *a*, *b*, *c*, als Noten von verschiedenem Zeitwerthe betrachten: so ist nur nöthig zu bedenken, dass bei längern Noten die ersten momentanen Auffassungen, (welche wegen der abnehmenden Empfänglichkeit die stärksten sind,) mehr Zeit haben zu sinken, bevor sie mit den nachfolgenden Noten verschmelzen, und dass sie eben deshalb langsamer reproduciren; dagegen die kürzeren Noten aus dem umgekehrten Grunde eine schnellere Reproduction des Nachfolgenden bewirken.

Uebrigens ist wohl zu bemerken, dass wir hier nur eine Reproduction in ähnlicher Folge haben, als worin die Wahrnehmung gegeben wurde; also eine *Vorstellungsreihe*; aber noch keine Vorstellung des Successiven als eines solchen, vielweniger eine Vorstellung der Zeit selbst. Dies muss unter andern deshalb beachtet werden, damit es nicht scheine, als ob die Vorstellung des Räumlichen, die auf einem *successiven* Vorstellen *beruht*, deshalb die Vorstellung *von* etwas Successivem *als Merkmal enthalte.*

Digitized by Google

§. 113.

Von dem Vorstehenden die Anwendung auf das Räumliche zu machen, ist leicht. Eine bunte Fläche gehe in gerader Richtung vor dem Auge vorüber, — oder auch, es sei das Auge, was sich umgekehrt bewege, und die Fläche bleibe in Ruhe: so würde hiebei, ganz wie oben, eine Folge von Wahrnehmungen entstehen, wenn jedesmal *nur* der Mittelpunct des Gesichtsfeldes sichtbar wäre, und alles Umgebende völlig finster. Statt dessen ist der mittlere Theil des Gesichtsfeldes *am meisten* sichtbar; das seitwärts Liegende aber ist um desto unbedeutender, weil nach der Hemmung die Reste der Vorstellungen verhältnissmässig noch weit mehr an Stärke verschieden ausfallen, als die Vorstellungen selbst. (Man vergleiche §. 44.) So nun entsteht zwar etwas mehr Verwickeltes, aber doch Aehnliches, wie vorhin.

Aber das Auge, wenn es eine Gestalt auffassen will, bewegt sich, wie schon oben erinnert, nicht in Einer geraden Linie, sondern es läuft hin und wieder. Durch jede Bewegung vorwärts erzeugt sich eine Menge von Reproductionsgesetzen; durch jede Bewegung rückwärts werden sie wirksam, wegen des erneuerten Anblicks des früher Gesehenen. Was ist schneller, als die Bewegungen eines geübten Auges*; und was also wird schneller fertig als eine räumliche Auffassung?

Da aber der Begriff des Raumes auf dem Merkmale des *Aussereinander* beruht, so wollen wir jetzt noch genauer die psychologische Möglichkeit erwägen, dass etwas als aussereinander könne wahrgenommen werden.

Das Aussereinander erfordert *einen Punct ausser dem andern;* und strenge genommen weiter gar Nichts, nicht einmal ein *Mittleres zwischen beiden;* wie sogleich daraus erhellt, dass, wofern ein solches Mittleres vorhanden ist, alsdann *dasselbe* sich *ausser jedem der beiden,* dadurch getrennten, Puncte, befindet, folglich zur Darstellung des Aussereinander nun schon Einer der beiden Puncte überflüssig wird, und die *einfachste* Dar-

* Hiebei darf man nicht gerade voraussetzen, das Auge gehe genau auf *einer* Linie vorwärts und rückwärts; welches vielmehr sehr selten geschehen wird. Aber jede, auch die kleinste, *krummlinigte* Bewegung geht vorwärts und rückwärts in Ansehung des Perpendikels auf die Sehne des Bogens.

Digitized by Google

stellung des Aussereinander schon überschritten ist. Woher es nun komme, dass dennoch die Phantasie sich sträubt, sich etwas als Aussereinander vorzustellen *ohne* ein Mittleres dazwischen, — wobei ihr noch obendrein Geometer und Philosophen so kräftig als möglich das Wort geredet haben, — davon wird sich der Grund auf dem Wege der psychologischen Forschung entdecken.

Ferner, das Aussereinander erfordert *gleichmässiges Vorstellen beider,* aussereinander gelegenen Puncte. Denn es seien *a* und *f* die beiden Puncte: so ist nicht minder *f* ausser *a*, als *a* ausser *f*; beide tragen gleichviel bei zu dem Aussereinander; und dasselbe schliesst die Vorstellung beider in gleichem Grade in sich.

Es kann scheinen, als würde dieser letzte Umstand sich aus den erwähnten Reproductionsgesetzen nicht hinreichend erklären lassen. Denn das beschriebene successive Vorstellen reproducirt zwar von jedem Puncte aus die übrigen, näheren und entfernteren, in ihrer Ordnung; aber dabei ist die Vorstellung Eines Punctes die reproducirende, diejenige also auch, welche vor allen andern lebhaft hervortritt, während da, wo wir zweier Puncte Entfernung auffassen, unserer Meinung nach keiner von beiden vorherrschend soll aufgefasst werden.

Dennoch gebe man Acht auf sich selbst, was da vorgehe, wo man die Entfernung zweier Puncte mit den Augen messen will. Man wird wohl wahrnehmen, dass es Mühe kostet, den einen Punct nicht mehr noch weniger als den andern zu sehen, und einen ruhigen Blick auf beide gleichmässig zu vertheilen. Man wird sich leicht überzeugen, dass ursprünglich das Auge zwischen beiden hin und hergeht, dass es die Entfernung vorwärts und rückwärts durchläuft; dass dadurch *zwei Reproductionsgesetze* gebildet werden, indem *jeder von beiden Puncten* erst das Mittlere, Zwischenliegende, und dann den andern Punct reproducirt. Man wird einsehn, dass erst nachdem das hiemit verbundene *zwiefache* successive Vorstellen sich ins Gleichgewicht gesetzt hat, erst *nachdem beide entgegengesetzte Reproductionen wider einander zu laufen beginnen,* jene gleichmässige Vorstellung des Aussereinander möglich wird; die also noch weiter von der ursprünglichen, gegebenen Empfindung absteht, als das erste Auseinandertreten, die erste räumliche Ausbreitung des Wahrgenommenen. Daher würde man das eigentliche und

Digitized by Google

vollkommene Aussereinander besser einen ***Begriff***, als eine ***Anschauung*** nennen.

In dieser Erläuterung haben wir nun schon angenommen, es gebe zwischen den beiden Puncten ein Mittleres; dieses Mittlere werde durch die Vorstellung eines jeden seiner Endpuncte eiliger reproducirt, als der andere Endpunct; und so schiebe eine jede Reproduction das Mittlere gerade so zwischen die Endpuncte, wie es wirklich dazwischen liegen möge. Sollten wir nun dieses Zwischenliegende gar nicht entbehren können? Sollten die Puncte wirklich in einander schwinden, wenn das Zwischenliegende wegfiele? Und ist es denn wirklich nicht möglich, sich zwei nächste Puncte, genau an einander liegend, vorzustellen?

Gewiss ist es unmöglich, so lange wir in dem Kreise der hier beschriebenen, sinnlichen Vorstellungsart verbleiben.

Denn das räumliche Vorstellen beruht, wie wir gesehen haben, auf einer abgestuften Verschmelzung einer Vorstellung mit einer Reihe anderer Vorstellungen. Wenn nun die Vorstellung a verschmolzen ist durch ihren Rest r mit b, durch ihren kleineren Rest r' mit c, durch ihren noch kleineren Rest r'' mit d u. s. w., was würde nöthig sein, damit c und d so nahe erschienen, dass nichts mehr dazwischen Platz hätte? Nichts Geringeres, als dass zwischen den Resten r' und r'' kein mittlerer, folglich zwischen den durch sie bestimmten Reproductionsgesetzen für c und d ebenfalls kein Mittleres stattfinden könnte. Nun aber besteht die Vorstellung a gewiss nicht aus den Differenzen ihrer Reste; sie besteht überhaupt nicht aus Theilen; sondern verschiedene Grade der Verdunkelung erleidet sie zufälligerweise durch andre Vorstellungen; und sie kann deren unendlich viele erleiden. Und ***diese unendlich vielfache Möglichkeit, zwischen je zwei Resten, wie r' und r'', noch unzählige andre zu bestimmen, die ebenfalls ihre Verschmelzungen eingegangen sein könnten, ist der Grund der unendlichen Theilbarkeit des sinnlichen Raums.***

Dieser psychologische Grund hat mit den geometrischen Gründen für die unendliche Theilbarkeit des Raums nicht das Geringste gemein; aber er unterstützt, unerkannt, den ***Glauben*** an die letztern auf das kräftigste; indem jede Bemühung, sich ein ***sinnliches Bild*** von aneinander liegenden Puncten zu machen, unfehlbar mislingt; welches denn, etwas übertrieben, so ausge-

Digitized by

sprochen zu werden pflegt: wir können uns keine aneinander liegenden, und doch gesonderten Puncte *gedenken*. — Wenn nun auf der andern Seite die Metaphysik zeigt, dass man sich ein *Continuum* nicht denken könne, und dass der Begriff des Aussereinander völlig verdorben werde, sobald man sich erlaube, aneinander liegende Puncte für ineinander schwindend auszugeben, wobei man Extension und Intension vermische: so ist es nicht die grössere Gründlichkeit der Geometrie, sondern es ist ein psychologisch erklärbares Vorurtheil, welches die Untersuchungen der Metaphysik zurückweist. Eigentlich ist gar kein Streit zwischen der Geometrie und Metaphysik über das Continuum; denn auch die Metaphysik kommt in ihren Constructionen auf dasselbe; sie kann es nur nicht als primäre Vorstellungsart zulassen, sondern muss es in den Rang der secundären verweisen; daher sie denn auch nicht duldet, dass geometrische Raumbegriffe unmittelbar auf die Materie, als das, wenigstens scheinbare, Reale im Raume, angewendet werden *.

§. 114.

Jetzt noch einige, zum Theil sehr nothwendige, und für die richtige psychologische Theorie des Raums unentbehrliche Bemerkungen über das Auffassen der *bestimmten Gestalten* im Raume.

Erstlich: keine Gestalt wird gesehen, ohne Gegensätze im Farbigten. Man denke sich eine Figur mit unsichtbarer Tinte gezeichnet. Die Figur ist vorhanden; ihr Umriss wird auch *gesehen*, aber er wird nicht eher *unterschieden*, als bis durch ein hinzukommendes Mittel die Zeichnung eine, von der übrigen Fläche abstechende Farbe bekommt. Diese abstechende Farbe hält den Blick an, der über die Fläche forteilen will; sie fängt gleichsam das Auge innerhalb des Umrisses, und macht es an demselben herumlaufen; dadurch wird die Gestalt erkannt.

Zweitens: schon ein einziger abstechender Punct wird bemerkt auf einer gleichfarbigen Fläche **; und ein einziger Flecken wird um so auffallender, je reiner übrigens die Fläche ist. Was geht hier vor? Diese Frage kann durch die blosse Erwähnung

* *De attractione elementorum*, §. 17—27.

** Ohne abstechende Puncte würde ursprünglich gar keine Fläche gesehen; denn die Stellen der Fläche unterscheiden sich nur durch die verschiedene Verschmelzung mit dem Abstechenden.

Digitized by Google

des Contrastes nicht beantwortet werden; denn wenn man auch mit dem Worte *Contrast* einen bestimmten Begriff verbindet, so muss man sich doch wundern, dass die ganze Masse des Vorstellens, welches die Auffassung einer weissen Fläche erzeugt, nicht die schwache Vorstellung eines kleinen, dunkeln Punctes beinahe gänzlich hemme; man muss sich wundern, dass, scheinbar gegen alle statische Gesetze, die schwache Vorstellung sogar vorzugsweise heraustrete. Wir erinnern uns hier vor Allem der abnehmenden Empfänglichkeit für die Wahrnehmung der, überall entgegenkommenden Farbe der Fläche; der mehr geschonten Empfänglichkeit für die Auffassung des einzelnen Punctes (vergl. §. 94). Ferner: indem der Blick, die Fläche durchlaufend, an den Punct stösst, erleidet die Vorstellung der Farbe der Fläche ein plötzliches Sinken (§. 77). Ueberdies verschmilzt die Vorstellung des Punctes mit jener der Fläche, (nämlich mit jeder Stelle der Fläche in einem eigenen, bestimmten Grade,) und zwar erhält sie hier eine sehr beträchtliche Verschmelzungshülfe (vergl. §. 69). Rückt also der Blick wieder über den Punct hinaus, oder fasst er auch nur zugleich mit demselben das Umliegende auf: so treiben doch, wegen der Verschmelzung, alle neuen Auffassungen der Fläche die, zwar zum Sinken gedrängte, Vorstellung des Punctes wieder hervor, insofern sie die frühern, ihnen gleichartigen, aber mit jener verschmolzenen, Vorstellungen fortdauernd beleben. Hieraus kann man erkennen, was in der Seele vorgehe, indem sie beschäftigt ist im Merken auf den Punct in der Fläche.

Drittens: die Richtung des fortlaufenden Blickes durchschneide eine auf der Fläche gezeichnete Linie (oder auch den Umriss einer Gestalt). Das Auge wird an der Linie fortlaufen; und zwar in einem stumpfen Winkel gegen seine vorige Richtung. Denn es wird Anfangs, indem der Blick die Linie schneidet, gleichsam von zwei Kräften getrieben; eine davon ist eben jene Verschmelzungshülfe, welche auch schon auf den einzelnen Punct das Auge zurückwirft; die aber jetzt nur nöthig hat, senkrecht auf die, überall gleichgefärbte Linie das Auge, nachdem es die Linie durchschnitten hatte, oder zu durchschneiden im Begriff war, zurückzuwenden; anstatt der andern Kraft dient die einmal vorhandene Geschwindigkeit des forteilenden Blickes. Diese Zusammenwirkung ändert unaufhörlich, und sehr schnell, die Direction, in welcher der Blick fortgeht, bis

Digitized by Google

die letztere mit der Linie zusammentrifft. Man muss dabei bedenken, dass der Anfang der Abänderung nicht erst dann geschieht, wenn der Mittelpunct des Gesichtsfeldes auf die Linie trifft, sondern sobald der Contrast zwischen der Linie, und dem jenseits gelegenen Theile der Fläche merklich werden kann.

Viertens: in geringer Entfernung von der Linie sei gleich Anfangs ein Punct aufgefasst, und dessen Vorstellung, wie sich versteht, verschmolzen mit den übrigen Auffassungen. Indem das Auge an der Linie fortläuft, entfernt es sich von diesem Puncte; die Vorstellung desselben wird gehemmt, aber eben dadurch gespannt, und dasselbe begegnet der Verschmelzungshülfe. Zugleich nimmt die Empfänglichkeit für die Auffassung der überall gleichfarbigen Linie ab. Abgesehen nun von andern, etwa störenden Umständen, kommt ein Augenblick, wo die Vorstellung des Punctes mächtiger vordringt, als dass die fortgehende neue Auffassung sie zurückhalten könnte; dann sucht das Auge den Punct; es kehrt zurück, und fasst ihn mit der durchlaufenen Strecke der Linie zusammen.

Fünftens: das eben Beschriebene wird mannigfaltiger und verwickelter, wenn mehrere Puncte der Linie gegenüber stehn; wenn mehrere Linien neben einander sichtbar sind; wenn diese Linien zusammenhängen, oder in allerlei Richtungen einander kreuzen. Es wird nicht bloss mannigfaltiger, sondern auch bequemer, wenn die Linien gekrümmt sind, so dass sie das an ihnen fortlaufende Auge von selbst auf die gesuchten Puncte zurückführen; wie z. B. die Kreislinie, die das Auge niemals weiter vom Mittelpuncte entfernt. Hieraus kann man beurtheilen, was geschehen müsse, wenn in einem Kreise ein Punct sichtbar ist, aber nicht in der Mitte; oder wenn der Kreis unrichtig gezeichnet ist. So etwas ist *hässlich;* und wir sind also hier an der Pforte der *ästhetischen Urtheile* über das Räumliche.

Ueberhaupt aber ist kein Zweifel, dass es müsse *a priori* bestimmt und berechnet werden können, welche Bewegungen, welches Umherlaufen des Blickes einer jeden Gestalt zukomme, unter der Voraussetzung, dass das Auge sich der Gestalt hingebe, und keinem fremden Antriebe folge. Eben so gehört zu jeder Gestalt ein endlicher Ruhepunct für das Auge, dem es im Umherlaufen sich wenigstens annähern soll. Wäre jenes und dieses bekannt, so würde man dem ungeübten Auge seine

Digitized by Google

Wege vorzeichnen, es würde einen Unterricht im Sehen geben können. Wäre die Pädagogik weiter ausgebildet, als sie ist, so müsste man hierauf in Rücksicht der Anschauungsübungen aufmerksam machen.

Uebrigens liegt in dem Ganzen dieser Bemerkungen eine physiologische Voraussetzung, nämlich *dass sich das Auge dem Antriebe der Vorstellungen gemäss bewege.* Dies geschieht eben so gewiss, als wir die Hand nach den begehrten Gegenständen ausstrecken; die Gründe des einen und des andern aber werden eine allgemeine Beleuchtung erhalten im letzten Abschnitte dieses Buchs.

Man wird nach diesen Vorerinnerungen nun leichter die Wirkung derjenigen, aus der Erfahrung bekannten, Umstände beurtheilen können, von welchen die Auffassung eines *räumlichen Ganzen* abhängt. Deren sind, nach Beiseitsetzung der Begriffe, die etwan auf einen Gegenstand möchten übertragen werden, — hauptsächlich vier, die geschlossene Gestalt, die gegen den Hintergrund abstechende Farbe, die Beschäftigung des Auges innerhalb des Umrisses, und, was am wichtigsten ist, die *Bewegung des Ganzen vor dem Hintergrunde.*

In Ansehung der geschlossenen Gestalt können diejenigen Figuren Zweifel erregen, deren Umriss nur durch nahe stehende Puncte angedeutet wird. Das Auge springt hier leicht über die Zwischenräume weg; man könnte fast sagen, es fülle sie aus; wenn sie nicht um gar zu grosse Abstände von einander entfernt sind. Verschiedene Ursachen wirken dabei zusammen. Theils verschmilzt sogleich die Vorstellung eines Puncts mit den nächsten des Hintergrundes, wohin das Auge von ihm kommt; theils wird der Punct noch fortdauernd gesehen, weil das Gesichtsfeld nicht aufs Centrum beschränkt ist; und, dadurch gehoben, wird die Vorstellung des Puncts, die zugleich wegen der Auffassung des Hintergrundes sinken soll, in den Zustand des *Begehrens* versetzt (§. 104), theils endlich giebt es eine physiologische Nachwirkung des Reizes im Auge, wie jene, vermöge deren eine glühende Kohle, im Kreise geschwungen, den ganzen Kreis leuchtend auszufüllen scheint. — Kommt das Auge aus der Mitte der Figur gegen die Grenze hin: so bewegt sich das *ganze* Gesichtsfeld, als eine ungetheilte Einheit; daher können selbst Puncte die Fortschreitung aufhalten.

Was die Färbung anlangt: so dürfte man beinahe den Satz

Digitized by Google

aufstellen, dass entweder der Gegenstand, oder der Hintergrund, schlicht sein müssen, damit die Figur zusammengefasst werde. Sind beide bunt: so giebt es keine zulängliche Bevestigung der Grenzen, an welche anstossend, der Blick zurückkehren sollte. Dies wird am stärksten dann empfunden, wenn viele krumme Linien sich in einander einwickeln. Wer kennt nicht das Geschlinge der Himmelskarten, und die Beschwerde, die man überwinden muss, um die Figuren aus dem allgemeinen Gewirre herauszusondern?

Die Beschäftigung des Auges innerhalb der Figur setzt voraus, dass *Figur in Figur*, eine Zeichnung in der andern, enthalten sei; wodurch der Blick selbst innerhalb des Umrisses vielfältig aufgehalten, zurückgeworfen, umhergeführt wird; wie es bei den allermeisten sinnlichen Gegenständen der Fall ist, über die man nicht so leicht hinwegkommt, wie über eine einfache geometrische Zeichnung. Die Wirkung der in einander eingeschalteten Figuren ist im allgemeinen eine verstärkte Auffassung durch die Verweilung; während über eine ganz einfarbige Fläche das Auge sehr schnell hinweggleitet; da es mit schon erschöpfter Empfänglichkeit noch immer dasselbe sieht: die nähern Bestimmungen dieser Wirkung können sehr mannigfaltig sein. Es kommt alles darauf an, wie die verschiedenen Reproductionsgesetze, welche aus den einzelnen Zügen der Zeichnung entstehn, zusammen passen. Je nachdem sie einander im Ablaufen der Reihen begünstigen oder widerstehen, ist der Gegenstand *schön* oder *hässlich*. Ein leichtes Beispiel der Begünstigung geben die vielen Parallelen in Werken der Architectur, die durch ein einziges schief liegendes Parallelogramm könnten entstellt werden, wie etwa durch ein schiefes Fenster u. d. gl.

Endlich die Bewegung des Ganzen vor seinem Hintergrunde, (sei sie auch nur scheinbar, wie wenn uns im Spazierengehn ein Baum vor der dahinter liegenden Landschaft vorüberzuwandeln scheint,) hat offenbar die Folge, dass sich das Ganze losreisst von der Umgebung. Allein diesen Punct müssen wir, der Folgen wegen, genauer überlegen.

Aehnliche Reproductionsgesetze, wie die zwischen den Partialvorstellungen des Ganzen, verknüpfen auch die Vorstellung des Ganzen mit denen der Umgebung. Wer den Spiegel an der Wand erblickte, der wird an der Wand zuverlässig ver-

Digitized by Google

möge der Reproduction den Spiegel vermissen und suchen, nachdem derselbe weggenommen ist. Hängt aber nunmehr der Spiegel an einer neuen Wand: so entsteht eine neue Verschmelzung. Wird die Stelle des Spiegels abermals verändert: so sollten jene beiden Wände, als seine Umgebung, zugleich reproducirt werden; allein schon jetzt entsteht eine Hemmung unter den Reihen, welche stets grösser wird, wenn der Spiegel seinen Platz noch öfter verändert. Von der solchergestalt allmälig vollständiger erfolgenden *Isolirung* der Vorstellungen war schon im §. 101 die Rede; allein dort konnte noch nicht derjenige Hauptumstand ins Licht gesetzt werden, welcher die Vorstellungen des Räumlichen als solche betrifft.

Es bewege sich ein Gegenstand continuirlich vor einem bunten Hintergrunde vorüber. Da seine stets veränderte Umgebung immer mit ihm verschmilzt; so muss in der gesammten Reproduction aller Umgebungen sich endlich jede bestimmte Zeichnung und Färbung durch gegenseitige Hemmung auslöschen; aber das Gemeinsame aller dieser Reproductionen, nämlich die Ordnung des Zwischenliegenden, also die Räumlichkeit, muss dennoch bleiben. Daher nun der *Raum selbst*, in welchem wir jeden sichtbaren oder fühlbaren Gegenstand, als in eine unbestimmte Umgebung, hineinversetzen, sobald wir ihn denken! Was ist dieser Raum? Nichts anderes als eine unzählbare Menge höchst gehemmter Reproductionen, die von dem Gegenstande nach allen Richtungen ausgehn.

Nachdem für eine Menge gesehener Gegenstände ein solcher Umgebungsraum in der frühesten Kindheit einmal war erzeugt worden: konnte es nicht fehlen, dass jede neue Gesichtsvorstellung, indem sie ihre ganz oder nahe gleichartigen zurückrief, sich auch in deren Umgebungsraum versetzte, sich etwas davon aneignete. Für das reifere Alter hat sich ein solcher Ueberfluss an leerem Raume gesammelt, dass wir gegenwärtig auf ihm alle unsre Bilder zeichnen, ihn durch sie bestimmen.

Hierauf nun endlich gründet sich ein sehr merkwürdiges psychologisches Phänomen, nämlich die *Reproduction wegen der Gestalt*. Sie ist etwas so Alltägliches, dass man sie an einem ganz leichten Beispiele zureichend erkennen wird. Es ist uns gleich, ob eine Schrift schwarz auf weiss, oder (auf der Schiefertafel) weiss auf schwarz vor unsern Augen liegt; wir lesen sie auch eben so leicht, wenn sie mit rother Tinte, oder mit

Digitized by Google

goldenen Buchstaben geschrieben ist. Wie kann das sein? Sicherlich nur durch eine Reproduction der einmal bekannten Zeichen. Aber wer die schwarzen Buchstaben gelernt hat, wie können dem diese schwarzen Figuren wieder einfallen, wenn er die rothen oder die goldnen sieht? Zwischen den einfachen Empfindungen *roth* und *schwarz* ist Hemmung; das Gegentheil der Reproduction. Diese letztere konnte *unmittelbar* durchaus nicht erfolgen; gleichwohl geschieht sie mit grösster Leichtigkeit. Also ist ein Mittelglied dazwischen getreten; und dies ist eben jenes dunkle Raumbild, welches sich auf gleiche Weise an Rothes und Schwarzes anschliesst, und aufgerufen vom einem, sogleich das andere herbeiführt, von welchem es eine ähnliche Bestimmung erhielt. Es ist der gemeinste Stoff, den wir haben, viel wohlfeiler als alle sinnlichen Empfindungen; wir verarbeiten ihn unaufhörlich, mengen, versetzen und verfälschen alles mit ihm, — und kennen ihn doch nicht, wenn er uns in der Metaphysik als ein unendliches Nichts entgegentritt!

Dass nun mit der *Reproduction wegen der Gestalt* auch *Hemmung wegen der Gestalt* verbunden sein kann, versteht sich von selbst. Und hier schiesst sich diese Untersuchung an jene gegen das Ende des §. 100.

Anmerkung.

Ueber räumliche Constructionen.

Der Raum hat in seinem Ursprunge nur *zwei Dimensionen;* er ist eine Ebene. Beim ersten Entstehen des räumlichen Vorstellens bildet sich sogar nur eine *Linie*, und zwar eine *gerade;* denn das erste Reproductionsgesetz erzeugt sich nur in so fern, als in der Bewegung des Gesichtsfeldes ein Vorwärts und Rückwärts angenommen werden kann (§. 111). Und dieses Reproductionsgesetz ist Anfangs nur eins; seinem Wege kann man nur zwei völlig entgegengesetzte Richtungen zuschreiben. Allein das räumliche Auffassen des Gefärbten oder Betasteten ist noch keine Vorstellung *des Raumes selbst;* der, wie vorhin gezeigt, erst von der Bewegung der Gegenstände auf ihrem Hintergrunde allmälig erzeugt wird. Wenn es dahin kommt: dann ist längst das Vorwärts und Rückwärts nach allen Richtungen in der Ebene des Gesichtsfeldes geläufig geworden. Hingegen die dritte Dimension kann bekanntlich ursprünglich nicht gesehen werden; man muss sie als etwas Hinzukommendes um

Google

so mehr betrachten, da die Vorstellung des ganzen vollständigen Raumes sich in die drei Combinationen: *Länge und Breite, Länge und Dicke, Breite und Dicke,* immer wieder auflöset.

Man setze nun einen Punct auf die Ebene. Dieser Punct, als im Raume befindlich, ist der Anfang aller möglichen Richtungen in der Ebene; und die Vorstellung desselben steht im Begriff, nach allen Richtungen gleichmässig auseinander zu gehn. Der Punct ist nichts anderes als ein concentrirtes System aller Reproductionen, die zur Darstellung des Aussereinander geeignet sind. Wer daran nicht glauben will: der versuche einmal den Punct *ohne* die Ebene, und überhaupt ohne alle Umgebung — das heisst, ohne alle davon ausgehende reihenförmige Reproduction zu denken. Das wird nicht gelingen; man kann den Punct nur *irgendwo* denken.

Man ziehe eine Linie. Das heisst, man bewege den Punct. Im ersten Beginnen dieser Bewegung wird demnach aus allen möglichen Reproductionen, die von ihm ausgehn konnten, *eine* hervorgehoben; aber die nunmehr hervortretende Vorstellung gleicht vollkommen der vorigen, daher betrachtet man sie als dieselbe, als den nämlichen Punct, von dem man sagt, *er, der eine und gleiche,* bewege *sich.* Also ist das ganze System von Richtungen, die von ihm ausgingen, von einerlei Vorrückung ergriffen, und alles, was darin mag unterschieden werden, ist um gleich viel von der Stelle gekommen. — Soll nun die Vorrückung eben so gleichmässig fortgesetzt werden: so wird die Linie *gerade.* Und *die gerade Linie ist diejenige, deren Normalen* (oder andre von ihr seitwärts ausgehende Richtungen) *sich stets parallel fortbewegen, während sie selbst gezogen wird.*

Es mag wohl sehr befremden, dass ich den für so räthselhaft gehaltenen Parallelismus ganz unbedenklich in die Erklärung * der geraden Linie hineinbringe. Allein mit allem Respect gegen die Mathematiker, mit denen ich hier nicht gern streiten möchte, bitte ich, dass man auf sich Acht gebe, was man thue, wenn man in Gedanken eine Linie zieht. Jedermann wird bekennen, dass ihm dabei ein Raum vorschwebe, der *seitwärts* von der Linie liegt, und den sie selbst in der Mitte durchschneidet. Dieser Raum gehört nun freilich nicht in die

* Eine *logische* Erklärung soll es überhaupt nicht sein, sondern eine psychologische Bezeichnung des *nisus* in unsern Vorstellungen.

Digitized by

Erklärung, die man von der Linie *gern geben möchte*, um bloss die *in ihr* liegenden Merkmale anzugeben; aber er gehört sehr wesentlich zur psychologischen Beschreibung dessen, was im Geiste während des Ziehens der Linie vorgeht; denn die Puncte, zu denen man gelangt, wären nicht Raumpuncte, wenn sie nicht den *nisus* in sich trügen, nach allen Seiten zu reproduciren. Bewegt sich ein Punct, so nimmt er diesen *nisus* überall hin mit, wohin er kommt. Soll er sich selbst in diesem *nisus* nicht stören: so muss die Linie gerade fortgehn, wie sogleich noch klärer werden wird.

Man ziehe zwei convergirende Linien. Bei der mindesten Convergenz, und indem man nur anfängt, ihr gemäss den Zug zu beginnen, drängen und streiten schon die seitlichen Reproductionen wider einander, denn die Forderung der Convergenz bedeutet gerade so viel, als: man soll im Fortgange das, von beiden Linien sich begegnende, *Zwischenschieben* (durch die Reproductionsgesetze) nunmehr vermindern; wodurch diesen Gesetzen offenbar Abbruch geschieht. — In dem Augenblicke, wo die Linien sich schneiden, wird den Reproductionen die grösste Gewalt angethan; nach dem Durchkreuzen hingegen werden sie wiederum in Freiheit gesetzt. Und nun folgt eine andre Art von Anstrengung. Man muss nämlich, um die sich immer weiter entfernenden Linien doch noch in Gedanken zusammenzuhalten, immer *mehr* zwischen sie einschieben; das heisst, man muss sie selbst langsamer vorrücken lassen, damit den seitlichen Reproductionen Zeit gelassen werde, einander zu begegnen. Zieht man die Linien zu rasch: so entläuft eine der andern.

Man ziehe eine krumme Linie. Man soll also die Richtung, in der man fortgeht, jeden Augenblick ändern. Beim ersten Beginnen hätte man ohne Zweifel eine Richtung, das heisst, ein gleichmässiges Fortgehen des Anfangspuncts mit allen seinen Reproductionen. Jede solche Reproduction, die, wenn man sie ins Bewusstsein höher hebt, selbst eine Seitenlinie ergiebt, und *nun wiederum von jedem ihrer Puncte aus seitwärts reproducirt*, — war um gleichviel fortgeschoben; das heisst, sie war zum zweitenmale dargestellt, und so neben sich selbst gelegt, dass die zuvor beschriebene Convergenz oder Divergenz nicht eintreten konnte. — Jetzt aber soll die erste Linie sich krümmen. Also müssen ihre correspondirenden Seitenlinien nun-

Digitized by Google

mehr die vorige Negation der Convergenz oder Divergenz verlieren; das heisst, sie müssen convergiren und divergiren; wobei eine Gewalt, die wir unsern Vorstellungen anthun, dunkel *gefühlt* wird. Daher wird das Krumme zum Symbol des Falschen und des Bösen; hingegen das Gerade zum Symbol des Rechten.

Man ziehe Parallelen, gleichviel ob krumme oder gerade. Hier kommen uns glücklicherweise die Mathematiker zu Hülfe; die den Parallelismus *krummer* Linien längst auf die seitliche gleich grosse Reproduction zurückgeführt haben, indem sie fordern, man solle alle Normalen einer Curve ziehen, hierauf gleiche Stücke abschneiden, und die Endpuncte verbinden, um die Parallele jener Curve zu haben. Warum denn bei den *geraden* Linien so grosse Umstände? —

Die Geometrie nimmt *den Punct, als liegend in der Ebene, und als beweglich in derselben*, an. Dieses ihr erstes Gegebenes, um dessen Ursprung sie sich nicht kümmert, sollte sie gleich Anfangs doch wenigstens *analysiren*. Statt dessen springt sie ab von der Sache; sie construirt zwei, drei, von einander unabhängige Linien, lässt sie zum Dreiecke zusammen stossen, und meint nun erst recht in ihrem Elemente zu sein, wenn sie anfangen kann, von der Congruenz der Dreiecke zu reden. Kein Wunder, dass ihr hinterher die Begriffe fehlen, die sie übersprang, als es Zeit war, sie zu entwickeln. Bekanntlich kommen bei den Parallelen drei Umstände vor, die zusammen gehören: das *Nichtschneiden, der gleiche Abstand, und die gleiche Richtung.* Diese drei Umstände mussten gleich in der Construction der Parallelen mit gleicher Deutlichkeit, und in ihrer nothwendigen Verbindung, zugleich hervortreten; aber die künstlichen Mittel, durch die man sie hintennach zusammenfügen will, sind nichts als Nothbehelfe, welche selbst dann, wenn sie vor der geometrischen Kritik sich rechtfertigen könnten, (wenn das, was die Geometer unter dem Namen einer Parallelentheorie noch immer suchen, gefunden würde,) die frühere Vernachlässigung nicht wieder gut zu machen im Stande wären. Ich weiss nicht, ob ich es den Geometern werde recht machen können; aber auf Folgendes will ich aufmerksam machen.

Die Ebene *umgiebt* den Punct, der *in* ihr liegt; und man kann *aus* ihm *in* sie treten. Man vollziehe dies Heraustreten

Digitized by Google

mit der mindesten Bewegung, aber auf eine bestimmte Weise. Alsdann ergiebt sich:

1) Der Punct, den man verliess, liegt nun *mitten zwischen* der Stelle, wohin man gelangt ist, und einer andern, von der man sich *genau um eben so viel entfernt* hat, als um wie viel man fortrückte. Geht man rückwärts, das heisst, tritt man wieder in den Punct, aus dem man kam, so nähert man sich jener Stelle um ebensoviel.

2) Bei der ersten Fortrückung hat man einen Theil der Ebene dergestalt durchschnitten, dass dieselbe zu beiden Seiten liegen blieb; und man ist *neben* dem, was zerschnitten wurde, vorübergegangen. Ohne Zweifel konnte man auch in dieses Nebenliegende der Ebene aus dem Puncte übergehn; man kann also auch jetzt den gemachten Uebergang dergestalt verändern, dass er in das Nebenliegende der einen oder der andern Seite eintrifft. Aber diese beiden Veränderungen sind entgegengesetzt; der erste Uebergang liegt *mitten zwischen* ihnen, die Veränderung nach der einen Seite hin ist also Entfernung von der andern. Oder mit andern Worten: auch für die Drehung giebt es zwei Richtungen.

3) *Jeder* Uebergang liegt auf diese Weise zwischen zweien andern. Die Ebene aber umgiebt den Punct gleichförmig. Also ist die Möglichkeit der Veränderung des Uebergehens allenthalben um den Punct herum gleichförmig; oder kurz, die Radien des Kreises um den Punct liegen allenthalben gleich dicht.

4) *Alle Krümmung ist Drehung; die gerade Linie aber verfolgt eben in so fern einerlei Richtung, in wiefern sie die Drehung vermeidet.* Um dies einzusehn: überlege man nur die einfachste, — wenn man will, unendlich kleine Fortrückung. Da der Punct, welcher eine Linie beschreibt, jede Stelle, die er durchläuft, fortdauernd bezeichnet, (er wird nämlich in Gedanken überall da, wo er war, auch vestgehalten; sonst würde die gezogene Linie hinter ihm erlöschen): so versetzt er sich mit allen von ihm ausgehenden Richtungen von einem Orte zum andern. Beim Fortrücken nun zieht er jene eben zuvor (1) bezeichnete Stelle, von der man sich um eben so viel entfernt, als das Fortrücken beträgt, — hinter sich her; sie muss in den vorigen Ort des Puncts fallen, welcher genau die *Mitte* ist *zwischen* ihrem vorigen und seinem jetzigen Platze. *Dies liegt unmittelbar in dem Grundbegriffe des Zwischen, welcher der wahre*

Digitized by Google

Ursprung aller Reihenformen ist. Wiederholt sich das Fortrücken: so zieht entweder der Punct wiederum dieselbe Stelle hinter sich her; — oder eine andre. Im letztern Falle geschieht zweierlei zugleich; vorn eine Krümmung, hinten eine Drehung. Im ersten Falle bleibt hinten die Richtung, und vorn geht die Linie gerade fort.

5) Man betrachte den Punct an zweien Orten auf der geraden Linie, die er beschrieben hat. Man verändere an beiden Orten die Richtung um gleichviel; nach einerlei Seite abwärts von der geraden. So ist die Richtung, die man beidemale erhält, eben so gewiss dieselbe, als der Punct noch derselbe ist; weil auch alles Uebrige gleich ist. Zieht man nun gerade Linien in die zweimal erhaltene Richtung hinaus: so muss auch diese Handlung des Ziehens als eine und dieselbe angesehen werden, und beide Linien müssen stets gleich lang sein. Sie können sich nie schneiden, ja, ohne besondere Anlässe kann nicht der Gedanke ihres Schneidens entstehn, weil im Durchschnittspuncte verschiedene Richtungen zusammenstossen müssten; es soll aber keine Krümmung, also auch keine Drehung vorgefallen sein. Der Eine, ungetheilte Actus des Ziehens beider zugleich, führt die anfängliche Linie, welche ihre Entfernung zuerst bestimmte, (gleichviel ob unmittelbar oder vermittelst eines davon abhängenden Perpendikels) stets mit sich fort, so dass von ihr die Fläche eines wachsenden Parallelogramms beschrieben wird. Dabei kann nie eine Drehung vorfallen. Denn jede der beiden Linien zieht immer nur einerlei Stelle hinter sich her, deren Winkel gegen die anfängliche Gerade ein für allemal bestimmt ist. Geschähe aber das Ziehen ungleichmässig: dann freilich würde die Linie zwischen den jedesmaligen Endpuncten sich, indem sie die Fläche beschreibt, zugleich drehen; und dies müsste sich verrathen, indem man diejenigen Endpuncte zusammenfasste, die durch den gleichmässsigen Zug hätten entstehen sollen.

Ohne Zweifel wird man diesen Gedanken ein mehr geometrisches Kleid geben können; allein darauf kommt es mir nicht an. Auch muss der Gegenstand in der Metaphysik noch etwas anders behandelt werden wie hier. Doch in der Erklärung der Parallelen kommen beide Untersuchungen überein; es sind *vervielfältigte Darstellungen Einer Richtung.* Darauf gründet sich das Nicht-Schneiden und der gleiche Abstand ganz unmittel-

Digitized by Google

bar; die Unmöglichkeit des Schneidens ist die Identität der Richtung; und der Abstand (oder statt seiner die dritte durchschneidende Linie, welche das Parallelogramm schliessen hilft,) hält die Darstellungen dieser Richtung als ein Vieles auseinander. Lässt man den Abstand schwinden, so fallen die Parallelen in Eine Linie zusammen; gestattet man das Schneiden, so entzweit man die Richtung. Der psychologische Ursprung der Parallelen ist das Vesthalten des *allgemeinen Begriffes* der Richtung; während der Punct, von dem man ausgeht, an verschiedene Orte zugleich hinversetzt wird. Könnte man den allgemeinen Begriff der Richtung auf der Tafel zeichnen, so würden die Geometer schwerlich je über Parallelen gestritten haben; da man es nicht kann, werden sie vielleicht ewig darüber streiten.

Die übrigen räumlichen Constructionen lassen sich zum Theil aus dem Vorigen leicht ableiten; (so ist z. B. das Perpendikel auf eine Linie, psychologisch betrachtet, nichts anderes als die von derselben seitwärts gehende Reproduction, nachdem in ihr alles Entgegengesetzte sich gehemmt hat, wie man aus der Zerlegung der Richtungen sogleich findet;) theils würden sie hier zu weitläuftig werden.

Aber merkwürdig ist, dass, nachdem einmal geometrische Constructionen auf dem leeren oder als leer betrachteten Raum in Gang gekommen sind, sie sich überall, mit und ohne Willkür einschieben; — so wird eine Reihe von Bäumen als eine gerade Linie, ein Polygon von mehr als etwa sechs Seiten als ein Kreis gesehen, — ja dass sie sich aufdringen, als das, was sein *sollte*, im Gegensatz der Sinnendinge wie sie sind. Dies ist zunächst nur ein Zeichen des Uebergewichts der ältern, längst vielfach verknüpften und ausgebildeten Vorstellungsmassen über die momentanen, mit schwacher Empfänglichkeit erzeugten, neuen Wahrnehmungen; ästhetische Urtheile können noch hinzukommen, und das eigentliche *Sollen* herbei bringen, welches allemal, wo es vorkommt, von *ihnen* ausgeht, und ihren Gegensatz gegen das Wirkliche bezeichnet.

§. 115.

Betrachtungen über die dritte Dimension bis zu denen über das Solide * versparend, kommen wir jetzt auf die Vorstellun-

* Im §. 143.

Digitized by Google

gen des Zeitlichen. Diese sind offenbar mit denen des Räumlichen sehr nahe verwandt; daher wird das Vorstehende hier nur einige Modificationen erhalten.

Das Zeitliche, mit seinem bestimmten Unterschiede des Vorher und des Nachher, gestattet keine solche, auf gleiche Weise wider einander laufende, Reproductionsfolgen, wie das Räumliche (§. 113). Dennoch genügt auch hier nicht das einfache Ablaufen einer Vorstellungsreihe, welches von einer einzigen reproducirenden Vorstellung ausgehn könnte, nach §. 112. Vielmehr, die Vorstellung des Zeitlichen als eines solchen kommt darin mit der des Räumlichen überein, dass *eine Strecke desselben auf einmal vorliegen muss, wie sie eingeschlossen ist zwischen ihrem Anfangs- und Endpuncte.* Ein fliessendes Vorstellen, fortgleitend von dem Anfangspuncte, würde zwar selbst Zeit verbrauchen; aber es würde die Zeit nicht darstellen, indem es von dem Successiven einen Theil über dem andern fahren liesse, anstatt das ganze Successive zusammenzufassen.

Beide, der Anfangs- und der Endpunct, gehören gleich wesentlich zur Auffassung des Zeitlichen, und müssen darin mit gleicher Klarheit vorkommen. Dass sie aber mit einander nicht verwechselt werden, dafür sorgt schon die Wahrnehmung selbst, welche das Zeitliche zu unserer Kenntniss bringt. Denn sie gestattet nicht, dass wir in ihr, wie in der räumlichen Auffassung, jeden beliebigen Punct zum ersten machen, und die Reproductionsfolgen nach Gefallen rückwärts und vorwärts kehren. Vermöge der Verschmelzung, die in dem zeitlich Wahrgenommenen entstehen muss, reproducirt zwar jeder Punct sowohl Vorhergehendes als Nachfolgendes, aber jedes auf verschiedene Weise. Hierüber ist im §. 112 ausführlich geredet worden.

Wir brauchen also nur eine Voraussetzung anzunehmen, unter welcher der Anfangspunct und der Endpunct einer Zeitstrecke gleiche Klarheit im Bewusstsein erlangen können; alsdann wird sich das Uebrige von selbst finden. Gesetzt demnach, von einer Reihe wohl verschmolzener successiver Wahrnehmungen werde am Ende die erste und die letzte wiederholt: so reproducirt jede von beiden das zwischenliegende, aber jede nach ihrer Art. Die Reproduction des Endpuncts stellt die ganze Reihe auf einmal vor Augen, aber mit rückwärts ab-

Digitized by Google

nehmender Stärke, so dass die vordersten Glieder der Reihe wie in einen dunkeln Hintergrund treten. Zugleich durchläuft die Reproduction des Anfangspunctes alle Glieder von vorn nach hinten, oder eigentlich, sie wirkt auf alle zugleich, aber lässt die frühern eiliger als die spätern hervorkommen, so dass die ganze Reihe in einem solchen unaufhörlichen Uebergehn in allen ihren Theilen schwebend erhalten wird, wie es der wirklichen successiven Wahrnehmung analog ist.

Indem nun jene erste Reproduction gleichsam eine Perspective in die Ferne eröffnet, und die zweite aus dieser Ferne etwas näher kommen lässt: fehlt noch das Merkmal, das Entfernte sei nicht; es fehlt die Negation in dem Begriffe des Aufhörens. Aber wenn man von dem Zeitlichen als einem Sinnlichen und Anschaulichen redet, so wird man dieses Merkmal in dem Nacheinander nun schon entbehren müssen. Denn wie auch der Unterschied zwischen Anschauungen und Begriffen möchte bestimmt werden, so wird doch Niemand behaupten, dass eine Negation könne angeschaut werden. Daraus ergiebt sich, dass, wie oben von dem Aussereinander im eigentlichsten Sinne, eben so hier von dem Nacheinander zu sagen ist, die Vorstellung desselben sei vielmehr ein Begriff als eine Anschauung. Bis an die Grenze der Begriffe aber haben wir beiderlei Vorstellungen nunmehr verfolgt und ihren Ursprung psychologisch erkannt.

Es bleiben nun noch einige Bemerkungen über die Zeit zu machen übrig, welche theils jenen frühern über den Raum analog sind, theils ihrerseits Veranlassung geben können, den Raum genauer zu untersuchen.

Am Ende des §. 114 haben wir gesehen, wie die Vorstellung *des Raumes selbst*, verschieden von denen des Räumlichen entsteht. Das dunkle Bild des leeren Raums ist ursprünglich das Gemisch der gegenseitig beinahe gänzlich sich hemmenden Reproductionen, welche von der Vorstellung eines Gegenstandes ausgehn, dessen Bewegung vor einem bunten Hintergrunde man zuvor beobachtet hat. Natürlich bildet sich auf ähnliche Weise eine Vorstellung der leeren Zeit. Um den Gegenstand so deutlich als möglich in der Erfahrung zu erblicken: erinnern wir uns, dass die leere Zeit am stärksten dann wahrgenommen wird, wenn sie als *Pause* in der Rede oder in der Musik vorkommt. Gesetzt, der Prediger auf der Kanzel, der

Digitized by Google

Lehrer auf dem Katheder stocke mitten in seinem Vortrage; oder es sei in einem Tonstück (wie die Componisten zuweilen absichtlich thun) ein ganzer Tact Pause für alle Instrumente absichtlich angebracht: so wird jeden Augenblick der Fortgang des Vortrages erwartet; und in diesem Erwarten mehr als jemals sonst, die leere Zeit wahrgenommen. Man kann auch das letzte Beispiel abändern. Mitten in einer sehr vollstimmigen Musik, worin, wie etwan in der Fuge, ein Gewühl von Melodien gleichzeitig durcheinander fuhr, sei auf einmal nur *eine* Stimme hörbar, welche eine lange Note aushält, während alle übrigen Stimmen schweigen. Hier wird nicht leere Zeit eintreten, denn man hört fortwährend die ausgehaltene Note. Aber dagegen wird dieser eine Ton als *dauernd* wahrgenommen; warum? weil auf ihn die Töne der andern Instrumente, welche man erwartet, aber nicht hört, übertragen werden. Der Grund liegt hier ganz klar am Tage. Die Bewegung des bis dahin vernommenen Vortrags hat die Vorstellungen dergestalt aufgeregt, dass sie alle mit einem *unbestimmten Streben* zur Reproduction fortwirken. Unbestimmt ist es jedoch nur in so fern, als die zuletzt aufgefassten Theile des Vortrags früher schon mannigfaltig mit andern Vorstellungen in den verschiedenen Abstufungen ihrer Reste verschmolzen waren. Aus dieser Ursache löschen sich die Reproductionen beinahe aus, und es bleibt nichts als die Form derselben, das Nacheinander, noch merklich. Anders verhält es sich, wenn mitten in einer *bekannten* Melodie die Pause eintritt. Hier ist die Reproduction bestimmt; sie ruft den gewohnten Fortgang herbei.

Jedermann weiss, dass mit dem Warten sich ein sehr *unangenehmes Gefühl* verbinden kann. Wenn in dem *bekannten* Vortrage (eines Liedes, eines Gedichts, eines Schauspiels) eine Stockung eintritt: so ergänzt zwar der Hörer sogleich das Nächstfolgende; allein eben dadurch rückt *in ihm* die bekannte Reihe weiter vor; fängt nun der Redner oder Sänger nach seiner Verspätung da wieder an, wo er vorhin stehn blieb, so *verschiebt* sich die Reihe der Wahrnehmungen gegen die der Reproductionen; die Glieder beider Reihen, welche gleichmässig ablaufen mussten, treffen falsch auf einander; und dies stört nicht bloss die Vorstellungen einzeln genommen, sondern auch das an sie geknüpfte, von ihnen fortwährend ausgehende Streben zum fernern Reproduciren.

Digitized by Google

Aber auch wenn die Reihe der Wahrnehmungen noch nicht zuvor bekannt war: so ist dennoch ihre Unterbrechung widrig. *Das Gefühl der leeren Zeit ist an sich unangenehm.* Warum? Weil es aus Reproductionen von entgegengesetzter Art entsteht, die sich, eben indem sie ins Bewusstsein fortwährend vordringen, gegenseitig Gewalt anthun. Hieher gehört das peinliche Gefühl der *Langenweile;* analog dem des *wüsten* leeren Raums. Die Pause in der Musik gleicht einer leeren Stelle in einem alten Gemälde, von welchem hie und da die Farbe abgeschabt ist; oder auch dem Loche in einem Kleide.

Gesetzt, wir haben ein Gespräch geführt, das oftmals abbrach; und immer von neuem angesponnen, doch niemals recht in Zug kam: so sagen wir am Ende, die Zeit sei uns lang geworden. Hier kommt nun zu den unangenehmen Empfindungen während der Pausen noch etwas anderes. Wir irren uns in Hinsicht der verflossenen Zeit; wir schätzen sie unrichtig; unsre Uhr sagt uns, es sei nicht, wie wir meinten, eine ganze, sondern nur eine halbe Stunde verflossen. Dagegen, wenn ein Gespräch so fortläuft, dass sein Anfangspunct uns während der ganzen Zeit mit allem, was hinzukommt, wohl verschmelzend noch gegenwärtig bleibt am Ende; dann täuschen wir uns auf entgegengesetzte Weise; wir haben Mühe, zu glauben, dass schon soviel Zeit verlaufen sei. Um dies zu erklären: erinnere man sich an die Eigenthümlichkeit der *rückwärts* gerichteten Reproduction. In der Reihe *a, b, c, d, e,* stehe man am Ende bei *e.* Diese letzte Vorstellung ruft die vorhergehenden jedesmal *simultan* zurück; aber abgestuft; so weit die Verschmelzung reicht. Waren damals, als *e* eintrat, *a* und *b* schon ganz gesunken: so kann jenes nur *d*, und minder *c* hervorrufen. Indem, hiedurch freier von der Hemmung, sich nun durch eigne Kraft *c* höher hebt: steigen allmälig auch *a* und *b.* Aber eben diese Vorstellungen konnten auch unmittelbar von *e* hervor gehoben werden, wenn nur damals, als die Reihe sich bildete, *a* und *b* noch im Bewusstsein gegenwärtig blieben, indem *e* hinzutrat. Ueberdies fällt die Abstufung verschieden aus, je nachdem die Reihe in ihrem Entstehen sich zusammenfügt. Wäre das ganze *a*, das ganze *b*, und so ferner, völlig ungehemmt gewesen, als *e*, das letzte Glied, hinzukam: so würde gar keine Abstufung in der Reproduction sein; und *e* würde die vorigen Glieder gar nicht als ein Vergangenes,

Digitized by Google

sondern als ein Gegenwärtiges reproduciren. Dieser Aufhebung der Zeitform nähert sich nun die Reproduction um so mehr, je grössere Reste der frühern Glieder sich mit den späteren vereinigt haben; die verflossene Zeit erscheint also in diesem Maasse kürzer; im umgekehrten Falle desto länger.

Es ist nun nicht schwer einzusehn, dass die Langeweile zwei entgegengesetzte Ursachen haben kann. Steht der Zuhörer hoch über dem Vortrage, der ihm gehalten wird, so langweilt er sich; steht er tief darunter, so begegnet ihm dasselbe. — Im ersten Falle schiebt er als gedankenreicher Kopf seine eignen, schnell hervorspringenden Vorstellungen überall zwischen ein, und drängt hiedurch die Glieder der ihm dargebotenen Reihe gleichsam auseinander, so dass sie nicht gehörig verschmelzen kann; überdies hemmt er als Kritiker durch seinen Tadel die einzelnen Glieder, welches die vorige Einwirkung noch vermehrt. Der Ungebildete würde sich dem Vortrage hingegeben, und die ihm dargebotene Unterhaltung fröhlich genossen haben. Dagegen wenn auf gebildete, kenntnissreiche Männer eine Unterhaltung berechnet ist: so gehören zu der dargebotenen Reihe alle die Gedanken, die sie selbst hinzuthun sollen. Man redet mit ihnen eine bekannte Sprache; die aber für den Unkundigen nichts bedeutet. Das Unverstandene giebt dem Letzteren verworrene Reproductionen; und eben diese sind der Sitz der Langenweile.

Wir können hier noch die Frage berühren, wie weit überhaupt die psychologische Möglichkeit reiche, den Unterschied der Zeiten wahrzunehmen. Es ist gewiss, dass wir diese Möglichkeit als in sehr enge Grenzen eingeschlossen betrachten müssen. Wenn eine Folge von Vorstellungen in solchen Zeitabschnitten gegeben wird, welche dem Vorrücken des Erdballs um einen Fuss, oder gar dem Fortschritte des Lichts um einen Zoll, entsprechen: so ist kein Zweifel, dass hunderte solcher Vorstellungen, wiewohl sie nach einander eintreten, für uns als absolut gleichzeitig zu betrachten sind. Um nun wenigstens etwas Licht auf diesen dunkeln Gegenstand zu werfen: mache ich zwei Bemerkungen:

1) Während eine Vorstellung allmälig sinkt, und mit ihren verschiedenen Resten sich den nachfolgenden anschliesst: welche von diesen Resten sind geschickter, die Zeit fein zu zertheilen, die ersten, grösseren, oder die letzten, kleineren? Offenbar

Digitized by Google

jene. Denn wir wissen, dass die Bewegung des Sinkens Anfangs am geschwindesten geschieht; daher werden die Unterschiede der grössern Reste beträchtlicher, als die der kleinern, wenn übrigens die nachfolgenden Vorstellungen im gleichbleibenden Zeitmaasse gegeben werden. Also werden auch die davon abhängenden Geschwindigkeiten der Reproduction mehr verschieden seyn; worauf ganz allein der bemerkbare Unterschied der Zeiten beruht.

2) Kann denn auch die feinste Zertheilung der grössten Reste einer Vorstellung im Bewusstsein merklich werden? Die Antwort fällt verneinend aus. Soll die Reproduction mit verschiedener Geschwindigkeit, gemäss der Grösse der Reste, erfolgen: so müssen diese Reste wirksam sein können; das heisst, die ganze Vorstellung muss wenigstens bis auf *den* Grad ins Bewusstsein ungehemmt hervorgetreten sein, welcher dem grössten *derjenigen* Reste gleich ist, deren gesondertes Wirken man verlangt. Also müsste sie ganz und gar ungehemmt wieder hervortreten können, wenn auch die Unterschiede unter den *grössten* ihrer Reste, die ihr selbst beinahe gleich sind, einen merklichen und entsprechenden Unterschied in den Geschwindigkeiten der davon abhängenden Reproductionen ergeben sollten. Aber sie kann niemals ganz ungehemmt wieder hervortreten, wie wir schon im §. 82 gesehn haben. — Die kleinsten Zeittheilchen, welche Jemand unterscheiden kann, hängen demnach davon ab, wie hoch er seine Vorstellungen ins Bewusstsein wieder zu erheben vermöge. Wenn nun zu den allgemeinen psychologischen Hindernissen noch besondere individuelle hinzukommen: so nähert sich sein Zustand theils dem des Schlafenden, welchem gar keine Zeit fliesst, theils dem, welcher aus einer fixen Idee oder fixen Begierde hervorgeht. Denn sobald irgend eine Art von Erstarrung anstatt des gewöhnlichen Flusses der Vorstellungen eintritt, so kann die Zeit nicht mehr wahrgenommen werden.

§. 116.

Beinahe so wichtig, als das Entstehen der Reihen, ist das Abbrechen und Verändern derselben. Eigentlich sollten *alle* successive Vorstellungen während des ganzen Lebens eine einzige Reihe bilden. Aber oft genug werden wir innerhalb eines zusammengefassten Ganzen beschäftigt und aufgehalten (§. 114); oft genug dringen Vorstellungen aus unserm Innern hervor,

Digitized by Google

welche das fernere Merken auf die Wahrnehmung abschneiden (§. 95 bis 97, wenn $S > \beta q$); endlich, was am merkwürdigsten ist, wenn eine Reihe durch *Versetzung* ihrer Glieder verändert wird, so ändern sich die dadurch bestimmten Reproductionen. Durchläuft die Ternion *a b c* alle ihre sechs Versetzungen: so verschmilzt jedes Glied auf gleiche Weise mit allen, und die Reproductionen kreuzen sich nach allen Richtungen; das bestimmte *Zwischen* verschwindet; es erzeugt sich dagegen die unbestimmte Vorstellung des *Vielen*. Der Anblick einer *Heerde*, einer *Schaar von Menschen*, oder selbst nur unser Umhergehn unter einer Menge von Gegenständen giebt die Beispiele dazu. — Das *Viele* wird näher bestimmt theils durch den *allgemeinen* Begriff des in ihm vorhandenen Gleichartigen, theils durch *Zahlbegriffe*. Von allgemeinen Begriffen handelt das nächste Capitel. Hier aber mag ein schicklicher Ort sein, um im Vorübergehn etwas über die Vorstellung von der *Zahl* zu sagen. Ein Gegenstand, der zwar in der That noch zu früh kommt, den aber ein ziemlich gangbarer Irrthum hieher versetzt. Denn seit *Kant* hat man oft genug wiederholt, die successive Addition von Einem zu Einem ergebe diese Vorstellung, welche hiemit an die *Zeit* gebunden sei.

Zu dieser Meinung hat offenbar die gemeine Operation des Zählens den Anlass gegeben, in welcher die Zahl $n+1$ erzeugt wird aus der nächstvorhergehenden Zahl n, durch Zusetzung der Einheit.

Demgemäss denkt man sich die Zahlen bestehend aus Einheiten; allein die Eins selbst weiss man nicht zu erklären; und wenig fehlt, dass man sie gar für eine angeborne Idee halte.

Es ist hier einer von den Fällen, wo eine Verlegenheit entsteht, weil man vergisst, zu einem Beziehungsbegriff seinen Beziehungspunct aufzusuchen, und diesen alsdann genau vestzuhalten. Man besinne sich nur zuvörderst, dass beim Zählen allemal Etwas vorhanden ist, welches gezählt wird; und dass die Vorstellung von diesem Etwas immer gleichartig bleiben muss, indem bekanntlich ungleichartige Dinge, z. B. Federn, Papierbogen, Siegellackstangen, sich nicht zusammenzählen lassen, es sei denn, dass man sie als gleichartig (durch den allgemeinen Begriff der Schreibmaterialien) auffasse. Jede Zahl nun bezieht sich auf solche Weise auf einen allgemeinen Begriff des Gezählten; dieser Begriff aber kann ganz unbestimmt bleiben, indem für

Digitized by

die Zahlbestimmung es gänzlich gleichgültig ist, *was* man zähle. Gleichwohl muss man die Beziehung auf diesen unbestimmten Begriff stets vor Augen behalten, sonst wird man verleitet zu jener falschen Vorstellungsart, von Einheiten als Bestandtheilen der Zahlen. Zu der Zahl 12 denke man hinzu den allgemeinen Begriff eines Stuhls, oder eines Thalers, so wird man gewahr werden, dass sich die Zahlbestimmung ungetheilt, und auf einmal, dem Begriffe anschliesst; und dass es unter den zwölf Stühlen nun weder einen ersten, noch einen zwölften Stuhl giebt, weil der Gedanke von allen zusammen schlechthin zugleich gefasst wird. Uebrigens kann man allerdings das Dutzend successiv durchzählen, und es besteht alsdann auch aus allen einzelnen Stühlen; aber die Zahl Zwölf besteht darum doch nicht aus zwölf Einheiten, denn die Einheit würde auf diese Weise in den Platz des allgemeinen Begriffs von dem Zählbaren treten, (also das *sich Beziehende* in den *Beziehungspunct* verwandelt werden;) während die Eins vielmehr selbst eine Zahl ist, das heisst, eine von den möglichen Antworten auf die Frage: wieviel?

Es entstehn die grösseren Zahlen nicht aus der Eins, sondern gerade umgekehrt die Eins aus der Mehrheit. Denn wenn ein Gegenstand nur einmal vorhanden ist, so fällt der allgemeine Begriff, und dessen Anwendung, zusammen; und nur in den Fällen einer Mehrheit des Gleichartigen kann der *Gattungsbegriff* desselben, welcher der Beziehungspunct und folglich die *conditio sine qua non* des Zahlbegriffs ist, *von den einzelnen Gegenständen* ursprünglich unterschieden werden. Sind aber schon Begriffe einer Mehrheit, wenn auch noch nicht völlig bestimmte Begriffe der grössern Zahlen, vorhanden, dann bedarf man auch der Eins, *die nun das Einzelne bezeichnet, was man aus der grössern Menge absondert oder ihr entgegensetzt.*

Wenn aber auch eingeräumt werden könnte, dass die Zahlen durch successive Addition von Einheiten entständen; so würde daraus noch ganz und gar nicht folgen, dass irgend etwas von Zeitbestimmung oder Succession in den Vorstellungen der Zahlen enthalten sei. Vielmehr fordert die Zahl die vollkommenste Simultaneität, und löscht die Succession des Durchzählens, wodurch man bis zu ihr gelangt sein mag, gänzlich aus. Die Zahl hat demnach mit der Zeit nicht mehr gemein, als hundert andre Vorstellungsarten, die auch nur allmälig konnten er-

Digitized by Google

zeugt werden. So gelangen wir auch im Raume aus einer bekannten Gegend nach und nach durch Erweiterung unseres Gedankenkreises in die unbekannten und entlegenen; das Erstaunen über die Entfernung der Sonne, der Fixsterne, der Nebelflecke, ist noch weit stärker als das über Trillionen oder Centillionen in Zahlen; zum Zeichen, dass wir in den entfernten Räumen nicht heimisch sind, sondern langsam und mühsam uns dahinaus fortbewegen. Wer wird darum zweifeln, dass im Raume Alles zugleich sei? Oder wer wird die Vorstellung des Raums von der Vorstellung der Zeit abhängig machen?

Endlich der eigentlich wissenschaftliche Begriff der Zahl, welcher kein andrer als der des Mehr und Minder, und dabei empfänglich ist nicht nur für alle Brüche, sondern auch für alle irrationale Grössen: dieser ist von noch früherem Ursprunge als die ganzen Zahlen. Denn das Mehr und Minder erkennt man gar leicht an Raumgrössen. Einerlei Reproduction giebt einerlei Raumgrösse; darauf beruht das Messen mit dem Auge; aber *wenn die Reproduction entweder nicht ausreicht, um sich einem Gegebenen anzupassen, oder wenn sie sich gehemmt findet, ehe sie zu Ende kommt, so wird in jenem Falle ein Mehr, in diesem ein Minder bemerkt.* Die allgemeinen Begriffe hievon, und mit ihnen auch die bestimmten Zahlbegriffe, bilden sich allmälig aus, wie alle andern allgemeinen Begriffe; wovon das Weitere im nächsten Capitel.

VIERTES CAPITEL.

Von den ersten Spuren des sogenannten obern Erkenntnissvermögens.

§. 117.

Vorwärts schreitend in der Richtung, die wir im Anfange des dritten Capitels genommen, trifft die Analyse jetzt zunächst auf das Factum, dass wir nicht bloss ein Räumliches und Zeitliches überhaupt, sondern räumliche *Dinge* und zeitliche *Begegnisse, die sich mit den Dingen zutragen,* wahrzunehmen glauben. Nun kann zwar auf keine Weise eingeräumt werden, dass in den gemeinen Vorstellungen der Dinge schon der Begriff der *Substanz,* in denen der Begegnisse der Begriff von *Wirkungen* gewisser *Kräfte,* enthalten sei; und eben so bestimmt muss ge-

Digitized by

läugnet werden, dass nach *Kant's* Behauptung, (§. 15 der Kritik der rein. Vern.) eine besondere *Verstandeshandlung* nöthig sei, um das Mannigfaltige einer Anschauung zur Einheit eines Objects zu verbinden. Allein die Psychologen, welche sich durch Unterscheidung der Seelenvermögen ein Verdienst zu erwerben glaubten, haben nun einmal den Verstand in die Auffassung der Dinge eingemischt; sie rechnen auch einstimmig den Verstand zum obern Erkenntnissvermögen; daher wird nach dem gangbaren Sprachgebrauche die Ueberschrift dieses Capitels nicht unpassend sein für die darin abzuhandelnden Gegenstände.

Zur bequemeren Uebersicht erst einige Vorerinnerungen! Wir beschäftigen uns in diesem ganzen Abschnitte mit dem geistigen Leben überhaupt, also noch nicht mit dem Eigenthümlichen der menschlichen Ausbildung. Da nun das obere Vermögen der Vorzug des Menschen vor den Thieren sein soll: so müssten wir dieses Vermögen hier noch gar nicht berühren. Allein die ganze Unterscheidung zwischen Mensch und Thier ist so höchst sckwankend, dass die Psychologen sogar ausdrücklich den Thieren ein *analogon rationis* einräumen; gleichsam eine schwache Nachahmung der menschlichen Vernunft; während doch ohne Zweifel jedes Thier in seiner Art eine ursprüngliche Vollständigkeit besitzt, so gut wie der Mensch.

Ferner: drei Hauptpuncte sind es, welche wir in diesem Capitel betrachten werden; die Vorstellungen von Dingen, die Gesammteindrücke gleichartiger Gegenstände, und die Urtheile. Hiebei ist vorläufig zu merken, dass die Ausbildung der ächten allgemeinen Begriffe, welche mit den Gesammteindrücken ähnlicher Gegenstände nicht verwechselt werden dürfen, den Urtheilen nicht vorangeht, sondern erst durch dieselben zu Stande kommt, und also ihnen nachfolgt.

Eben so nöthig ist es, zu merken, dass das Anschauen, welches gewöhnlich zur Sinnlichkeit gerechnet wird, erst viel tiefer unten, nach der Lehre vom Selbstbewusstsein, kann in Betracht gezogen werden.

Desgleichen wolle man hier nicht nach dem innern Sinne fragen. Er soll den Gegenstand des folgenden Capitels ausmachen. Für jetzt haben wir andre, noch dringendere Angelegenheiten zu besorgen.

Zur Uebersicht kann es nützlich sein, wenn ich an diesem

Digitized by Google

Orte die schon in der Einleitung gegebenen Analysen von *Verstand* und *Vernunft* wieder in Erinnerung bringe; und daran noch ein paar Nebenbestimmungen knüpfe.

Verstand nenne ich das Vermögen, sich im Denken nach der Qualität des Gedachten zu richten.

Das Gegentheil hievon ist der Unverstand, der sich als Mangel an Fassungskraft, als Zerstreutheit, Thorheit, Verblendung durch Affecten äussert.

Die Qualität des Gedachten ist unabhängig von der Stärke, welche zufällig eine Vorstellung vor andern besitzt, und eben so von ihrer momentanen Aufregung. Aber zur Qualität des Gedachten gehört

1) die Aehnlichkeit und Verschiedenheit in demselben. Daher ist der Verstand ein logisches Vermögen.

2) Die Verknüpfung. Daher ist dem praktischen Verstande stets die ganze Lage der Dinge gegenwärtig; daher auch werden Zeichen verstanden, Sprachen gelernt u. dgl. m.

Vernunft nenne ich das Vermögen der Ueberlegung. In dieser aber werden mehrere Vorstellungen, oder deren schon vorhandene Verbindungen, im Bewusstsein zusammen gehalten; sie durchdringen sich gegenseitig und geben ein gemeinschaftliches Resultat.

Das Gegentheil hievon ist die Unvernunft, die keine Gründe hören will oder kann; daher auch die Schwäche der Kinder und der Thiere, die sich über den Eindruck des Augenblicks nicht erheben können; und die Verblendung der Leidenschaften mit ihrer falschen Vernunft.

Die Ueberlegung kommt vor

1) bei Prämissen eines Schlusses. Daher ist auch die Vernunft ein logisches Vermögen.

2) Bei der Erweiterung der Begriffe zum Unendlichen und Unbedingten. Nach einer gegebenen Regel des Fortschritts werden hier einige Fortschreitungen wirklich gemacht, und dann die Möglichkeit der noch zu machenden in einen Gedanken zusammengefasst.

3) Beim Wählen unter Zwecken; also bei der Veststellung praktischer Maximen. Daher ist die Vernunft ein moralisches Vermögen.

Die Erläuterungen hievon werden sich allmälig darbieten. Soviel sieht man auf den ersten Blick, dass nach diesen Er-

klärungen Verstand und Vernunft einander nicht coordinirt werden können, weil sie sich nicht mit Genauigkeit ausschliessen. Allein darin eben liegt der Fehler, den man begeht, dass man sie coordiniren will, um daraus reale Seelenvermögen machen zu können. Gute Namenerklärungen müssen dem Sprachgebrauche angemessen sein; und der geht nicht darauf aus, dass die Begriffe einander vollkommen ausschliessen sollen; er bezeichnet oftmals nur verschiedene Gesichtspuncte für einerlei Erscheinungen, durch die Verschiedenheit der Worte. Jetzt kehren wir zurück in den Zusammenhang des Vortrags.

§. 118.

Die Grenze zwischen dem obern und untern Erkenntnissvermögen wird durch eine Verschiedenheit der Erklärungen darüber, die sich bei *Wolff* und *Kant*, den hauptsächlichsten Absonderern der Seelenvermögen, findet, — nicht wenig zweifelhaft gemacht. *Wolff* setzt die Deutlichkeit der Erkenntniss zum Scheidepuncte; daher beginnt auch seine Lehre vom obern Erkenntnissvermögen mit der *Aufmerksamkeit*, welche die Theilvorstellungen einzeln hervorhebe. *Kant* (in der Anthropologie, S. 25,) ist hiemit sehr unzufrieden; er beschuldigt *Leibnitz*, als Platoniker angeborne reine Verstandesanschauungen (Ideen) angenommen, und in deren Beleuchtung und Verdeutlichung alle wahre Erkenntniss gesetzt zu haben;* er will dagegen, dass die *Passivität* der Sinnlichkeit, die *Spontaneität* des Verstandes, den Unterschied machen solle. Hieher gehört jener §. 15 u. s. w. der Kritik der reinen Vernunft, wo *Kant* etwas sehr Wichtiges zu lehren glaubt, indem er erinnert, aller Analysis müsse eine Synthesis vorangehn; und diese sei eine *Handlung* des Verstandes, auch wenn sie nur das Mannigfaltige der Anschauung in die Vorstellung Eines Objects vereinige.

In der That ist dieses ein sehr wichtiger, sehr durchgreifender und verderblicher *Irrthum* für die ganze *kantische* Lehre.

* Wie schlecht dies zur prästabilirten Harmonie passt, nach welcher *Alles ohne Ausnahme* angeboren ist, springt in die Augen. Ich kann mir manche verfehlte Aeusserungen *Kant's* gegen *Leibnitz* kaum anders erklären, als durch die Voraussetzung, *Kant* habe sich dem Eindrucke, den *Leibnitz's nouveaux essays* wohl machen können, zu sehr hingegeben; und nicht auf die Accommodation an Locken geachtet, über die sich *Leibnitz* gleich im Anfange dieses Werks erklärt. Auch scheint *Kant* nicht genug Unterschied zwischen *Leibnitz* und *Wolff* zu machen.

Digitized by Google

Denn freilich mussten wohl Seelenvermögen angenommen und abgetheilt werden, wenn das Mannigfaltige der Anschauung nicht anders zusammenkommen, nicht anders Objecte zu erkennen geben konnte, als nachdem *sua sponte* gleichsam ein höherer Geist, der Verstand, den sinnlichen Stoff ergriffen und geformt hatte! Schwerlich giebt es im ganzen Gebiete der Wissenschaften ein stärkeres Beispiel von unnützer Bemühung, das zu erklären, was sich schlechthin von selbst versteht.

Wie sollen denn wohl die mehrern Vorstellungen Eines erkennenden Subjects es anfangen, getrennt zu bleiben? Was denkt man sich bei dieser Trennung? Etwa dass die Vorstellungen *ausser* einander liegen? Und was denkt man sich bei der Verbindung der zuvor Getrennten? Etwa dass irgend ein besonderes, *neues Bindungsmittel* dazu komme? Das wohl nicht; aber was denn sonst? — —

Alle unsere Vorstellungen, bloss und lediglich darum, weil sie in uns beisammen sind, würden ein einziges, aus gar keinen Theilen bestehendes, gar keiner Art von Absonderung fähiges, Object vorstellen, — und zwar eben sowohl ein unzeitliches als ein unräumliches Object; — wenn die bekannten Hemmungen und Gegensätze der Vorstellungen nicht wären.

Was nun die Hemmungen nicht trennen, (unmittelbar oder mittelbar,) *das bleibt beisammen, und wird vorgestellt als Eins.*

Man frage also gar nicht, wie es zugehe, dass, wenn wir z. B. eine *Glocke* wahrnehmen, und sie durch ihre verschiedenen Merkmale als Ein Ding auffassen, die Farbe und Gestalt der Glocke mit ihrem Klange und ihrer Härte und Kälte zusammengefasst werde. Man frage auch nicht, welche Verstandeshandlung aus Blättern und Zweigen, Blüthen und Früchten, den Aesten und dem Stamme, einen Baum construire. Sondern man frage lieber, warum nicht die Glocke auch noch mit dem Gebälke, woran sie hängt, der Baum auch noch mit dem Boden, worin er steht, zusammengefasst, und für ein einziges Ding gehalten werde? Darauf ist alsdann die Antwort, dass allerdings diese letzte Art der Auffassung die ursprüngliche ist; dass wir die gleichzeitige Umgebung nur bloss darum nicht als Ein Ding, sondern als eine Summe von Dingen ansehen, weil diese Umgebung zerreisst, indem die Dinge von ihren Plätzen rücken, oder auch der Sinn bald mehr bald weniger von ihnen zusammen fasst, oder endlich der Standpunct des

Digitized by Google

Wahrnehmenden geändert wird; wobei neue Complexionen von Vorstellungen gebildet werden, die mit den früheren in mancherlei Hemmungsverhältnisse gerathen. Nichtsdestoweniger aber bleiben auch die früheren Complexionen noch wirksam; so entstehen *Ganze* und *Theile*; so bleibt, in unserer Vorstellung, der Baum im Walde, und der Wald in der Landschaft. — Ganz auf die nämliche Weise geht es mit denjenigen Associationen, worauf die *Erwartung ähnlicher Fälle* beruht. Diese verknüpft eben so gut für den Wahrsager das Zeichen mit dem vorbedeuteten Erfolge, als für den Physiker die Wirkung mit der Ursache. *Ursprünglich ist jedes Vorhergehende ein Vorzeichen*, lediglich darum, (und ohne alle andre Bedeutung, als) *weil die Vorstellung desselben mit der des nachfolgenden in Ein Bewusstsein zusammenkommt und verschmilzt.* Bei fortgehender Erfahrung aber zerreisst auch hier das Band an gar vielen Stellen; Vorstellungsfolgen von entgegengesetztem Ausgange bei gleichem Anfange müssen in der Wahrnehmung sich bilden und in der Seele sich hemmen; dagegen verstärken einander die vielemal wiederholten gleichartigen Vorstellungsfolgen, und machen die Grundlage der gemeinen Lebensklugheit.

Soll nun dergleichen Synthesis den Hauptcharakter des Verstandes bestimmen, so giebt es in der ganzen Psychologie kaum etwas, das sich so sehr von selbst verstünde als der Verstand. Auch ist alsdann das Fundament der Lehre vom Verstande enthalten in den Capiteln der Statik des Geistes, die von Complicationen und Verschmelzungen handeln; und bei denen wir uns schon auf die *Einheit der Seele*, als auf den für sich vollständigen und zulänglichen Erklärungsgrund der Verbindung, gestützt haben. Soll aber der Verstand sich als Eigenthümer der Begriffe von Substanz und Ursache zeigen, so werden wir einen solchen wohl als etwas ausschliessend Menschliches betrachten, und demnach für jetzt noch zur Seite lassen müssen. Denn eine Substanz ist etwas ganz anderes als ein sinnliches Ding, das heisst, als eine Complexion von Merkmalen, bei der noch nach keinem Princip der Einheit gefragt ist, weil das Ding ohne Weiteres für Eins gegolten hat. Eben so, eine Ursache ist etwas ganz anderes als ein Vorzeichen, an dessen Zusammenhang mit dem Erfolge ohne Umstände geglaubt wird, weil der psychologische Mechanismus die eine Vorstellung nach der andern vermöge einer Verschmelzungshülfe zu Tage fördert.

Digitized by Google

Während nun *Kant* sich viel zu viel Mühe macht mit denjenigen Verknüpfungen, wodurch das Mannigfaltige der Empfindung gruppirt wird zu Dingen und Begebenheiten: ist er dagegen bis zur äussersten Vorschnelligkeit freigebig mit dem: *Ich denke*, welches, wie er sagt, alle unsre Vorstellungen muss begleiten *können*. Bei diesem *Können* dringt sich die Frage auf, warum es sie denn *nicht wirklich überall begleitet?* Wann und unter welchen Umständen, nach welchen *Gesetzen*, diese Begleitung wirklich eintritt? Nach welchen andern Gesetzen sie unter andern Umständen ausbleibt? Eine Frage, die freilich eine allgemeine Satyre auf alle *Seelenvermögen* enthält. — Wir aber haben oben gesehen, (ganz im Anfange des ersten Theils dieses Buchs,) dass der Begriff des Ich an innern Widersprüchen leidet; daher es sogar um das *Begleiten-Können* eine bedenkliche Sache ist. Denn entweder ist das Begleitende wirklich die ächte Vorstellung des Ich, — so fragt sich, woher denn diese widersprechende Vorstellung ihren Ursprung nehme, und warum sie sich den Wahrnehmungen anhängen möge: oder es ist nicht die ächte Vorstellung des Ich, als der Identität des Objects und Subjects; — dann fragt sich, welche Verwandtschaft sie mit derselben habe, warum sie mit jener verwechselt werde, — und überdies noch wie oben, wie es zugehe, dass sie sich mit den übrigen Vorstellungen verknüpfe. Dass man alle diese Fragen hat überspringen können, beweiset nichts anderes, als dass man von einer Psychologie zwar viel redete, aber nicht einmal die ersten Bedingungen überdachte, unter denen sich Jemand schmeicheln dürfte, diese Wissenschaft zu besitzen. Uebrigens ist die Erwähnung des Selbstbewusstseins völlig unnöthig da, wo man nur wissen will, *wie unsre Vorstellungen von Objecten sich ursprünglich aus den einfachen Empfindungen der einzelnen Sinne zusammensetzen;* und die überflüssige Einmischung dient nur, *diese* Frage, die wir eben zuvor beantwortet haben, zu verdunkeln.

§. 119.

Wie das Factum zwar seine Richtigkeit hat, dass die einzelnen sinnlichen Vorstellungen im Bewusstsein vereinigt (eigentlich gruppirt) werden; aber *Kant's* Annahme eines vereinigenden Vermögens unzulässig ist: eben so unterliegt zwar die Thatsache keinem Zweifel, dass aus Wahrnehmungen *Begriffe*, und aus undeutlichen Begriffen *deutliche Begriffe* entstehen; aber

Digitized by Google

eine eigentliche Scheidewand zwischen einem untern und obern Erkenntnissvermögen, wie dergleichen *Wolff* hier zu finden glaubte, — so dass es wohl Wesen geben könne oder gar wirklich gebe, die das eine besässen und das andere entbehrten, — ist ein Hirngespinnst; und der *Deus ex machina*, den man *Verstand* nennt, und der sogar (z. B. von *Hoffbauer*) als ein *productives* Vermögen beschrieben wird, kommt der Wissenschaft um nichts gelegener, wenn er Begriffe erzeugen, als wenn er die Synthesis der Wahrnehmungen besorgen will.

Allein die Masse der in einander verstrickten Irrthümer, mit denen uns sogar die gangbaren Logiken entgegenkommen, nöthigt uns, hier etwas weitläuftiger zu werden als bei dem vorigen Gegenstande; und mit einer Vorerinnerung anzufangen.

Wenn wir auch von dem *Verstande* und der *Vernunft* nur Worterklärungen verlangen: so finden wir gerade heutiges Tages die ärgste aller nur immer denkbaren Verwirrungen. — Die entferntern Ursachen zu dieser Verkehrtheit haben schon die frühern bessern Denker gegeben. Diesen schien es bequem, sich hier, wie anderwärts, an die Logik zu lehnen, ohne zu überlegen, ob es denn auch die Sache der Logik sei, das Verlangte zu leisten, und für die ihr angehängten Meinungen Bürgschaft zu übernehmen. Die Logik redet von Begriffen, Urtheilen, Schlüssen. Daraus machte man drei verborgene Qualitäten der Seele, ein Vermögen zu begreifen, ein anderes zu urtheilen, ein drittes zu schliessen. Nun fanden sich in der gemeinen Sprache die Worte Verstand und Vernunft *(intellectus et ratio)*; diese mussten doch etwas bedeuten, sie mussten zu etwas gebraucht werden. Wie konnte man sie besser anwenden, als indem man dem Verstande das Begreifen, der Vernunft das Schliessen auftrug. Ein neuer Name für das mittlere Vermögen zwischen beiden war nöthig — und die *Urtheilskraft* wurde geschaffen.

Ein wenig später besann man sich, dass noch einiges Andere in dem menschlichen Vorstellen und Denken sich ereigne, wofür auch Namen da sein müssten. Das Handeln nach Ueberlegung, nach Gründen, besonders nach sittlichen Maximen, wird im gemeinen Leben vernünftiges Handeln genannt; also musste die Vernunft nicht bloss theoretisch sein, sondern auch praktisch. So wurde das Vermögen zu Syllogismen, zugleich

Digitized by Google

das Vermögen der obersten praktischen Gesetzgebung, — und nun entstand die Aufgabe, nachzuweisen, was für eine wirkliche, nicht bloss logische, Gemeinschaft, was für eine reale Einheit sich möge ausdenken lassen, woraus der Syllogismus und das Gewissen zusammengenommen hervorgehn könnten, so jedoch, dass dabei keinem andern Seelenvermögen etwas von seinem schon angewiesenen Eigenthum geraubt werde. Weder das Gewissen noch der Syllogismus besitzen Gewandtheit genug, um sich in eine für sie nicht passende Gesellschaft zu fügen und zu schicken; eine solche aber schienen diese beiden, einander gewiss sehr ungleichartigen Gegenstände, jeder dem andern, zu leisten; was Wunder also, wenn endlich beide den Platz räumen mussten, und der neuerdings erfundenen *intellectualen Anschauung* überlassen wurde, das Wort *Vernunft* zu ihrem Schmuck zu gebrauchen. — Nach solchem Beispiele haben denn auch die Urtheilskraft und der Verstand sich manches ähnliche müssen gefallen lassen. Jene, die ihr Wesen in der Bejahung und Verneinung hatte, bekam noch das Geschäft, Schönes und Hässliches zu erkennen; welches in der That mit dem grammatischen Geschäfte, Sätze und Perioden zu bilden, ungefähr so viel Aehnlichkeit hat, als das Gewissen mit dem Syllogismus. Der Verstand aber musste neben den übrigen Begriffen, ihren Gegensätzen und Unterordnungen, noch Kategorien aufnehmen, und in diese, man weiss nicht, nach welcher Regel, das Mannigfaltige der räumlichen und zeitlichen Wahrnehmungen vertheilen.

So ist das Fachwerk beschaffen, welches man als Regulativ für die wichtigsten Untersuchungen aufstellte, und lange Jahre hindurch, in der Meinung, hierin die Erkenntniss der geistigen Natur, wie sie sei und wirke, zu besitzen, — ehrfürchtig anwendete!

Weit entfernt, dass die Logik sich dafür verbürge, hat vielmehr sie selbst, wenigstens in der Darstellung, darunter leiden müssen. Wo ist die Logik der neuern Zeit, die nicht mit psychologisch sein sollenden Erzählungen von dem Verstande und der Vernunft anhübe? Gleichwohl ist dieser Fehler gerade so arg, als wenn eine Sittenlehre mit einer Naturgeschichte der menschlichen Neigungen, Triebe, und Schwachheiten beginnt. *Beide, Logik und Ethik, haben Vorschriften aufzustellen,* nach welchen sich, hier das Denken, dort das Handeln richten

Digitized by Google

soll, obgleich es sich eins wie das andere, aus psychologischen Gründen gar oft in der Wirklichkeit nicht darnach richtet, und nicht darnach richten *kann*. Die Schärfe dieses Gegensatzes zwischen dem Sollen und Können ist die schneidendste, die es giebt; unsre Moralisten aber eben so wenig als unsre Logiker sind bis heute dahin gekommen, sie gehörig zu begreifen. Jene stumpfen sie ab durch die transscendentale Freiheit, welche vorgeblicherweise alles kann, was sie will; und diese verderben sie, indem sie meinen, die Lehre von den Begriffen vorbereiten zu müssen durch die vom Verstande, gleich als ob in der Reihe unserer Erkenntnisse der Verstand den Begriffen voranstünde, während kein Mensch vom Verstande reden würde, wüsste er nicht zuvor, was Begriffe sind, und was begreifen und verstehen heisst. Man kann, wenn es nöthig scheint durch eine vollständige Induction beweisen, dass keine einzige von allen, der reinen Logik unbestreitbar angehörigen Lehren, von den Oppositionen und Subordinationen der Begriffe bis zu den Kettenschlüssen, irgend etwas Psychologisches voraussetze. Die ganze reine Logik hat es mit *Verhältnissen des Gedachten*, des Inhalts unserer Vorstellungen (obgleich nicht speciell mit diesem Inhalte selbst) zu thun; aber überall nirgends mit der *Thätigkeit des Denkens*, nirgends mit der psychologischen, also metaphysischen, Möglichkeit desselben. Erst die angewandte Logik bedarf, gerade so wie die angewandte Sittenlehre, psychologischer Kenntnisse, in so fern nämlich als der *Stoff* seiner Beschaffenheit nach erwogen sein muss, den man, den gegebenen Vorschriften gemäss, bilden will.

Damit nun aber doch in die Worte *Verstand* und *Vernunft* ein Sinn hineinkomme, oder besser, damit man denjenigen Sinn dieser Worte erkenne, welcher allen denen gemeinschaftlich vorschwebt, die sich übrigens mit ganz verschiedenen Nebenbestimmungen derselben bedienen: wäre es dienlich gewesen, zu bedenken, dass man den Verstand von der Sinnlichkeit als etwas *Höheres zu unterscheiden*, die Vernunft aber derselben als etwas *sie Besiegendes entgegenzusetzen* pflegt. *Verstand* und Sinnlichkeit bestehen mit einander, indem jener *ausarbeitet*, was diese darbietet. *Vernunft* und Sinnlichkeit dürfen einander nicht zu nahe kommen, sonst *leugnet* jene, was diese behauptet; und *verbietet* die eine, was die andere fordert. Hiemit treffen die im §. 117 und schon in der Einleitung gegebenen Erklärungen

Digitized by Google

zusammen; in so fern nach denselben der Verstand seinen Stoff nicht ändert, die Vernunft aber aus der Ueberlegung neue Resultate ziehen kann.

§. 120.

Um nun näher zur Sache zu kommen, müssen wir zuerst eine Sonderung machen zwischen Begriffen in logischer, und in psychologischer Bedeutung.

Jedes Gedachte, bloss seiner Qualität nach betrachtet, ist im logischen Sinne ein Begriff. Dabei kommt es zuvörderst nicht an auf den Umfang der Begriffe, denn es giebt sowohl *einzelne* Begriffe, d. h. solche, denen kein Umfang zukommt, als solche, unter denen andere enthalten sind.* Ferner kommt Nichts an auf das denkende Subject; einem solchen kann man nur im psychologischen Sinne Begriffe zueignen, während ausserdem der Begriff des Menschen, des Triangels u. s. w. Niemanden eigenthümlich gehört. Ueberhaupt ist in logischer Bedeutung jeder Begriff *nur einmal vorhanden;* welches nicht sein könnte, wenn die Anzahl der Begriffe zunähme mit der Anzahl der, dieselben vorstellenden Subjecte, oder gar mit der Anzahl der verschiedenen Acte des Denkens, wodurch, psychologisch betrachtet, ein Begriff erzeugt und hervorgerufen wird.

Für Manche wird dieser, freilich gar nicht schwierige, Gegenstand, dadurch am geschwindesten klar werden, wenn ich bemerke, dass die *entia* der ältern Philosophie, selbst noch bei *Wolff*, nichts anderes sind, als Begriffe im logischen Sinne. *Wolff's* Ontologie enthält eine Menge von logischen Sätzen, die in eine Metaphysik gar nicht gehören; sie enthält unter andern ein ganzes Capitel *de ente singulari et universali.* Die Einmengung dieser Universalien in die Metaphysik hängt mit einem, durch das Mittelalter hindurch stets wirksamen Reste des Platonismus zusammen, wovon auch bei *Locke* sich Spuren finden, nämlich in den Meinungen, die er anführt, um sie zu bestreiten, wie im dritten Capitel des dritten Buchs, wo er klagt: *the former of these opinions, which supposes these essences, as a certain number of forms or molds, wherein all natural things, that exist, are cast, and do equally partake, has, I imagine, very much perplexed the knowledge of natural things. Locke* selbst aber,

* Fälschlich sind von einigen neuern Logikern die *einzelnen* Begriffe geleugnet worden; hier sollte *ein* Fehler den *andern* decken.

Digitized by Google

mit seiner *real and nominal essence*, unterwirft sich dem Missbrauche des Wortes, den er in folgenden Ausdrücken rügt: *the learning and disputes of the schools having been much busied about genus and species, the word* e s s e n c e *has almost lost its primary signification, and instead of the real constitution of things, has been almost wholly applied to the artificial constitution of genus and species.* — Auch der alte Satz: *essentiae rerum sunt immutabiles,* gehört hieher. Er bedeutet nichts anderes, als: *die Begriffe sind etwas völlig Unzeitliches;* welches von ihnen in allen ihren logischen Verhältnissen wahr ist, daher auch die aus ihnen gebildeten wissenschaftlichen Sätze und Schlüsse für die Alten so wie für uns, — und am Himmel wie auf Erden, — wahr sind und bleiben.

Aber die Begriffe in diesem Sinne, in welchem sie ein gemeinschaftliches Wissen für alle Menschen und Zeiten darbieten, sind gar nichts Psychologisches. Im Gegentheil, wir werden in Hinsicht der *allgemeinen* Begriffe bald erkennen, *dass der Zustand eines Menschen, in welchem das Gedachte seines individuellen Denkens ein Gattungs- oder Artbegriff im strengsten Sinne sein würde, etwas Idealisches ist, welches niemals vollkommen zu erreichen steht.* Doch wir müssen die Allgemeinheit, welche *einigen* Begriffen zukommt, für jetzt noch ganz bei Seite lassen.

In psychologischer Hinsicht ist ein Begriff diejenige Vorstellung, welche den Begriff in logischer Bedeutung, zu ihrem Vorgestellten hat; oder, durch welche der letztere (das Vorzustellende) wirklich vorgestellt wird. So genommen hat nun allerdings ein Jeder *seine* Begriffe für sich; *Archimedes* untersuchte seinen eignen Begriff vom Kreise, und *Newton* gleichfalls den seinigen; es waren dies zwei Begriffe im psychologischen Sinne, wiewohl in logischer Hinsicht nur ein einziger für alle Mathematiker. — Auf den ersten Blick scheint vielleicht diese Unterscheidung eine müssige Subtilität; das Gegentheil wird sich bald zeigen.

Zuvördert müssen wir jetzt den Begriff in psychologischer Bedeutung entgegensetzen der Empfindung, der Einbildung, der Erinnerung; dann wird das Eigenthümliche des Begriffs besser hervortreten.

Gesetzt, es sei in irgend einer Seele ohne Weiteres eine gewisse Vorstellung, — so wie wir in den Grundlinien der Statik

Digitized by Google

des Geistes anzunehmen pflegten, ohne uns darum zu bekümmern, woher diese Vorstellung entsprungen, und wie sie ins Bewusstsein gekommen sei, — alsdann ist diese Vorstellung ein Begriff; und wäre es auch nur die Vorstellung der rothen Farbe, ja selbst nur die einer bestimmten Nüance derselben mit einer bestimmten Gestalt des Gefärbten. Denn Allgemeinheit ist gar kein wesentliches Erforderniss zu einem Begriffe.

Nun aber findet sich in keiner Seele so ganz von selbst eine Vorstellung; die Seele ist vielmehr ursprünglich eine vollkommene *tabula rasa*, ohne alles Leben oder Vorstellen (§. 32). Demnach giebt es keine ursprünglichen Begriffe, auch keine Anlagen dazu; sondern *alle Begriffe sind etwas Gewordenes.* Das erste Werden einer Vorstellung erfordert eine Selbsterhaltung der Seele gegen eine ihr fremdartige Störung (§. 94). Die werdende Vorstellung nun heisst *Empfindung* oder *Wahrnehmung.* So nennt man sie während der ganzen Dauer der Störung (des sinnlichen Eindrucks), ohne in der gemeinen Sprache darauf Acht zu geben, dass eigentlich nur die momentanen Auffassungen den Zustand des Empfindens ausmachen, während das dadurch erzeugte Vorstellen in der Seele bleibt, und sich in so weit zu einer Totalkraft sammelt, als die von Anfang an eintretende Hemmung es gestattet.

Wenn bei gegebener Gelegenheit diese Totalkraft, nachdem sie schon völlig gehemmt war, ihr Vorgestelltes *wieder* ins Bewusstsein bringt (nach §. 81—93), dann heisst sie *Einbildung*; und hieraus kann *Erinnerung* werden, wofern dieselbe in Verbindung mit einer ganzen Reihe verschmolzener Vorstellungen, vollends wenn dieselben etwas Zeitliches zu erkennen geben, (§. 116) wieder hervortritt.

Sehen wir nun auf die Art und Weise, wie unsre Vorstellungen ins Bewusstsein kommen, so sind dieselben *immer*, entweder Wahrnehmungen oder Einbildungen, von welchen letztern die Erinnerungen nur eine Species ausmachen. *Wann denn haben wir Begriffe?*

Wir *haben* dieselben *nicht irgend einmal*, zu einer gewissen Zeit; wir haben sie *nicht neben* und *ausser* den Wahrnehmungen und Einbildungen,* sondern *wir schreiben uns Be-*

* Zu den Einbildungen kann man auch die Erzeugungen neuer Begriffe rechnen, wovon tiefer unten die Rede sein wird. Uebrigens ist in der wis-

Digitized by Google

griffe in so fern zu, in wiefern wir abstrahiren von dem Eintritt unserer Vorstellungen ins Bewusstsein, und dagegen darauf reflectiren, dass sie sich darin befinden, und ihr *Vorgestelltes* (den Begriff im logischen Sinne) nun in der That erscheinen lassen.

Allein mit dieser Erklärung wird man noch nicht ganz zufrieden sein. Denn man ist nicht gewohnt, sich vermöge einer willkürlich vorzunehmenden, oder zu unterlassenden, Abstraction, seine eignen Vorstellungen bald als Begriffe, bald als Einbildungen zu denken. — Aber eine willkürliche Abstraction geht nur hier, in der Wissenschaft vor. Was die gemeine Auffassung anlangt, so liegen in unserm Vorstellen selbst, Unterschiede, vermöge deren die Art ihres Eintritts ins Bewusstsein sich bald verräth, bald unbemerkt bleibt.

Nämlich so lange die Vorstellungen mit ihren räumlichen und zeitlichen Associationen behaftet ins Bewusstsein kommen, verrathen sie sich als reproducirte Wahrnehmungen, als Einbildungen. *Bringt aber eine Vorstellung nichts als sich selbst:* dann bedarf es keiner Abstraction, denn die Thätigkeit ihrer Wiedererhebung ist ohnehin kein Gegenstand des Bewusstseins. — Uebrigens gehört die Frage, *wie wir es machen,* unsre Vorstellungen zu beobachten, und sie entweder als Einbildungen, oder als Begriffe anzuerkennen, noch gar nicht hieher.

Die Hauptfrage aber, worauf die Untersuchung über den Ursprung der Begriffe zu reduciren ist, lässt sich aus dem eben Gesagten schon erkennen. Es ist diese: *wie kommen unsre Vorstellungen los von den Complicationen und Verschmelzungen, in welche sie bei ihrem Entstehen, und bei jedem Wiedererwachen unvermeidlich gerathen?*

Offenbar ist diese Frage um so schwerer, je einfacher die Begriffe sind, auf welche man sie anwendet. Die zusammengesetztern Begriffe sind aus wenigeren Verbindungen frei geworden, und bilden sich daher leichter und früher.

Die Frage wird in ihrer Wichtigkeit fühlbarer, und in Verbindung mit einigen Nebenfragen gesetzt werden, wenn wir die Forderung, dass der Begriff im psychologischen Sinne den

---

senschaftlichen Sprache *Einbildung* nicht *Täuschung*, sondern es hat dies Wort den nämlichen Sinn, wie in dem Ausdrucke *Einbildungskraft*.

Digitized by Google

logischen Begriff zu seinem Vorgestellten haben solle, noch näher betrachten.

1) Sehen wir auf den Inhalt eines logischen Begriffs: so wird derselbe, wofern er nicht einfach ist, mehrere Merkmale einschliessen. Jedes dieser Merkmale ist ihm *gleich* wesentlich wie die übrigen; keins gehört mehr oder weniger zu ihm, als die andern. Nun soll der psychologische Begriff zu diesem logischen sich verhalten wie die Vorstellung zu ihrem Vorgestellten. Folglich wird jener um so unvollkommner sein, je *ungleicher* die Stärke ist, mit welcher die Elemente des complicirten Vorstellens sich beisammen finden.

2) Die Merkmale des Begriffs gehören, logisch genommen, alle *vollkommen* genau zu einander. Aber die Psychologie kennt unvollkommne Complicationen (§. 63 etc.); diese werden, als Begriffe betrachtet, *entweder zu viel oder zu wenig* Verbindung darbieten.

3) In logischer Hinsicht hat jeder Begriff seine Stelle unter den übrigen, die ihm durch irgend eine Classification angewiesen wird. Uebersetzen wir dies in eine psychologische Forderung: so sollen die Begriffe, *aus ihren zufälligen Verschmelzungen* nicht bloss *heraus*, sondern *in andre*, ihnen wesentlich zukommende hineingerückt werden.

4) Der Classification gehören alle Begriffe, die auf dergleichen Subordinationsstufe stehen, in gleichem Grade an. Alle ungleichmässige Auffassung der verschiedenen coordinirten Gegenstände bringt also einen Fehler in das psychologische System der Begriffe.

Betrachten wir dagegen den psychologischen Ursprung der Vorstellungen, so bemerken wir:

5) Unsre Vorstellungen erwachsen allmälig aus momentanen Auffassungen, aus gleichartigen, wiederholten und zum Theil verschmolzenen Wahrnehmungen, bei welchen noch obendrein verwickelte Gesetze der abnehmenden und erneuerten Empfänglichkeit stattfinden. Alles Eigne und Zufällige, was ein gewisses gleichartiges Vorstellen vermöge der Elemente und Umstände, aus und unter denen es zusammengeflossen ist, noch an sich tragen mag, müsste es billig ablegen, um *bloss* und *ganz* das Vorstellen seines Vorgestellten, *und sonst nichts*, zu sein; alle Zustände des Begehrens und Fühlens, in die es gerathen kann, müssten wegbleiben, wenn es vollständig die

Digitized by Google

Function eines Begriffs im psychologischen Sinn erfüllen sollte. — Wo, nach gewohnter Redensart, der Verstand vom Affecte verdunkelt wird, da ist nicht eine gewisse Kraft, *Verstand* genannt, unwirksam geworden, sondern grossentheils sind es die Vorstellungen selbst, welche sonst ganz ruhig ihr Vorgestelltes ins Bewusstsein bringen und alsdann Begriffe heissen, jetzt aber vermöge einer Spannung, in die sie gerathen, nach ganz anderen Gesetzen wirken, als nach solchen, die sich aus den *logischen* Verhältnissen *ihrer Vorgestellten* würden erklären lassen.

Man sieht hieraus, was es für eine Aufgabe ist, Verstand zu haben; vollends wenn wir noch hinzunehmen, dass auch das Denken, oder der fortgehende *Fluss* unserer Begriffe, sich nach der Qualität des Gedachten, oder der Begriffe im logischen Sinne, richten soll.

§. 121.

Alles Bisherige diente nur, die blosse *Frage* nach dem Ursprung der Begriffe deutlich zu machen. Jetzt müssen wir die Mechanik des Geistes zu Rathe ziehn, um zu vernehmen, wie viel wohl der psychologische Mechanismus, so weit wir ihn bis jetzt kennen, für die Erzeugung der Begriffe thun möge.

Im §. 99 haben wir gesehn, dass, wenn einerlei Vorstellung vielemal mit solchen Pausen gegeben wird, in denen die frühere Auffassung jedesmal zur statischen Schwelle sinken kann; alsdann die während jeder Pause erneuerte Empfänglichkeit zwar anfänglich einen beträchtlichen Zuwachs durch neue Auffassung gestattet, aber endlich die Empfänglichkeit beinahe plötzlich wieder erlischt, weil eine *sehr beträchtliche Summe des Vorstellens* aus den *früheren* Wahrnehmungen sich sogleich beim Eintritte der neuen Wahrnehmung hervordrängt.

Hiemit wollen wir verbinden, was wir von den Complicationen und Verschmelzungen wissen; dergleichen bei jeder einzelnen unter den wiederholten gleichartigen Wahrnehmungen werden vorgekommen sein, und zwar bei jeder auf andre Weise, weil zu verschiedenen Zeiten nicht alle begleitenden Umstände gleich zu sein pflegen.

Stehen wir nun zuvörderst still bei zweien gleichartigen Wahrnehmungen: so ist offenbar, dass während der zweiten sich die erste als Einbildung reproducirt, und zwar sammt den Verschmelzungen und Complicationen, in die sie als Wahrneh-

Digitized by Google

mung gerathen war. Namentlich also werden die räumlichen Associationen wieder ins Bewusstsein kommen.

Gehen wir zur dritten unter den gleichartigen Wahrnehmungen, so reproduciren sich die erste und zweite, jede mit ihren Verbindungen. Aber hier giebt es schon eine Hemmung, indem die Verbindungen der einen und der andern sich nicht gleich sein werden.

Gehn wir aber zur zehnten, zur hunderten, zur tausenden jener wiederholten Wahrnehmungen: so ist offenbar, dass die verschiedenartigen Associationen aller vorhergehenden sich bei deren Reproduction so gut als auslöschen müssen. Dabei kann denn freilich auch von jeder einzelnen unter den gleichartigen Reproducirten nur ein geringes Quantum ins Bewusstsein kommen, weil auf sie die Hemmung, die ihre Verschmolzenen leiden, zum Theil fortwirkt. Allein alle zusammengenommen ergeben dennoch ein bedeutendes Quantum, welches eine einzige Totalkraft ausmacht. Das Vorgestellte dieser Totalkraft nun wird einem *Begriffe* sehr nahe kommen. Hiemit hängt die Untersuchung des §. 101 zusammen. Wenn zwei Reihen von gleichartigen Anfangspuncten zu entgegengesetzten Gliedern fortlaufen: so entsteht eine *wachsende* Hemmung; je öfter dies unter mehrern Reihen sich wiederholt, desto mehr *verkürzen* sich die Reihen, weil durch die Hemmung die hintern Glieder unmerklich werden; endlich geht die Verkürzung beinahe in *Isolirung* über, wenn sich die hintern Glieder so gut als ganz aufheben.

Man mache sich nun dieses durch Beispiele klärer. Wir haben einen und denselben Menschen, in allerlei Stellungen, mit verschiedener Miene und Kleidung, an verschiedenen Orten gesehen. Wir sehn ihn noch einmal, — oder nur sein Name wird genannt; — die *Totalvorstellung* von diesem Menschen, welche nun hervortritt, ist der *Begriff* desselben; wohl unterschieden von dem Bilde oder der Einbildung, welche wird hervorgerufen werden, sobald durch Angabe gewisser Zeitumstände an eine *bestimmte* Situation erinnert wird, in der wir den nämlichen Menschen *irgend einmal* gesehen haben. Denn in solchem Falle reproducirt sich die *damals* gewonnene Vorstellung in vorzüglicher Stärke mit allem ihrem Beiwesen; und nun sehen wir den Menschen gerade in der Kleidung, mit der Miene und Gebehrde, worin er sich eben damals darstellte. — Eigentlich

Digitized by Google

sollte der Begriff dieses Individuums ganz frei sein von den Zufälligkeiten, deren schwache Beimischung auch der vorhin erwähnten Totalvorstellung immer noch anhängt. Man sieht leicht ein, dass es dahin nicht eher kommen kann, als wenn eine Handlung des Entgegensetzens vorgeht, welche die Zufälligkeiten ausdrücklich für etwas Abzusonderndes erklärt. Allein die Möglichkeit einer solchen Handlung liegt für jetzt noch fern. Sie setzt voraus, dass eine höhere Reflexion die eigne Vorstellung zu ihrem Vorgestellten mache, und sie als solche bearbeite.

§. 122.

Ganz analog dem ersten Entstehen der individuellen Begriffe ist das der allgemeinen. Eine Menge ähnlicher Gegenstände wird wahrgenommen. Die daraus entsprungenen Vorstellungen schmelzen zusammen; nach gegenseitiger Hemmung durch die widerstreitenden Bestimmungen. Das Gleichartige erlangt in der Totalvorstellung ein bedeutendes Uebergewicht über dem Verschiedenartigen.

Hiebei ist jedoch zu bemerken, dass die Merkmale, durch welche ein einzelner Gegenstand wahrgenommen wird, meistens eine *vollkommene* Complexion bilden werden; indem sie wenigstens grossentheils gleichzeitig, und überdies durch verschiedene Sinne aufgefasst werden, deren Vorstellungsreihen sich unter einander nicht hemmen (vergl. §. 57 u. s. w.). Aber vollkommene Complexionen bleiben sich in allen ihren Zuständen immer ähnlich (§. 61). Daher kann in der Totalvorstellung aller ähnlichen Gegenstände das Unähnliche aus den vollkommenen Complexionen nicht nur nicht entweichen; es kann auch nicht einmal zu dem mit ihm complicirten Aehnlichen ein anderes, als sein ursprüngliches Verhältniss annehmen. Aus diesem Grunde bleibt immer viel fremdartiger Zusatz bei der Totalvorstellung, der sie hindert, dem wahrhaften allgemeinen Begriffe recht nahe zu kommen. Um diese zu erreichen, bedarf es hintennach einer absichtlichen, ja selbst einer wissenschaftlichen Bearbeitung.

Allein eine merkwürdige Annäherung an das Allgemeine durch die Vorstellungsart des *Vielfältigen* darf hier nicht übergangen werden.

Zuerst sei von einer gewissen Art von Dingen ein einzelnes Exemplar wahrgenommen. Dann werde von der nämlichen

Digitized by Google

Art eine Menge beisammen gefunden. So verschmilzt die einzelne frühere, jetzt reproducirte Vorstellung, mit jeder von den jetzt gegebenen. Wiederum erscheine ein einziges Exemplar derselben Art. So verschmelzen sämmtliche zuvor gegebene mit diesem einzelnen. Es ist sichtbar, wie sich hier die Vorstellung von *Vielem*, und von *Einem unter Vielen* erzeugt. Und gewiss ist dieses der Nothbehelf, dessen sich der ungebildete Mensch anstatt der allgemeinen Begriffe durchgängig bedient. Er sieht ein Haus, und erkennt es für ein Haus; aber schon die Sprache erinnert durch den unbestimmten Artikel, dass hier keine logische Subsumtion des Hauses unter den zugehörigen, streng allgemeinen Begriff, vor sich gehe; sondern dass dieses Haus als Eins unter Vielen aufgefasst werde; als Eins, wobei die Bilder vieler zuvor gesehenen Häuser sich ins Bewusstsein drängen, die sich nur nicht entwickeln können wegen der Hemmung durch ihre Gegensätze, daher es bei der vorhin beschriebenen Totalvorstellung bleiben muss.

Solche Totalvorstellungen können ganz eigentlich *verworrene* Vorstellungen heissen, in Ansehung des nach der Hemmung verschmolzenen Ungleichartigen, was sie mit sich führen. Da sie nun gleichwohl im gemeinen Denken die Stelle der ächt allgemeinen Begriffe vertreten, so finden sie in den Philosophen aller Zeiten ihre beständigen Widersacher und Verfolger. Nichtsdestoweniger sollen wir anerkennen, dass auch die deutlichen Begriffe, in welchen der Gegensatz des Allgemeinen gegen jedes ihm unterzuordnende Besondre ausdrücklich zum Bewusstsein gebracht wird, sich aus dem Schoosse jener natürlichen Verworrenheit zuerst haben entwickeln müssen.*

Wir sind jetzt mit den Begriffen ungefähr so weit, wie oben (§. 118) mit den Vorstellungen von Dingen und Begebenheiten. Es ist Zeit nachzusehn, wie weit wir in die Nähe der Urtheile und Schlüsse werden vordringen können, ohne mehr als das bisher Bekannte vorauszusetzen.

§. 123.

In der Logik habe ich die Lehre von den Urtheilen angefangen von der Betrachtung der *Frage;*** indem die Bejahung

* Die Fortsetzung der Untersuchung über die Begriffe folgt im §. 147. Man vergleiche auch den §. 139.

** Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie, im zweiten Abschnitte, §. 52, 53.

Digitized by

oder Verneinung, welche das Wesentliche jedes Urtheils ausmacht, sogleich zwei Arten der Urtheile von einander scheidet: so dass man gleich mit der Eintheilung anheben müsste, wenn man nicht dasjenige Beisammensein des Subjects und Prädicats zuvor erwägen wollte, in welchem dies letztere jenem gleichsam begegnet, ohne ihm noch zugeeignet oder abgesprochen zu sein. Der Logik ziemt ein solcher Gang, eben darum weil sie nicht Psychologie ist, und es ihr ganz gleich gilt, ob wirklich im menschlichen Denken jedem Urtheile die Frage vorangehe, deren Entscheidung es enthält, oder nicht.

Hingegen in der Psychologie kommt es nicht unmittelbar darauf an, was in dem Urtheile das Gedachte, sondern welcher der Lauf des Denkens sei. Dieser nun hebt so wenig allemal von einer *bestimmten* Frage an, dass vielmehr sein Wesentliches viel tiefer liegt, und viel häufiger vorkommt, viel ursprünglicher sich ereignet, als alles, was eine kenntliche logische Form an sich trägt.

Man betrachte zuerst die ganz einfachen Ausrufungen, wie: *Feuer! — Land! — Der Feind! — Der König!* — Hoffentlich wird man diese nicht nach Art der Grammatiker für blosse Ellipsen erklären, bei denen der Rufende eigentlich dächte: *Dort steht ein Haus in Flammen! Dort wird eine Küste sichtbar! Der Feind rückt heran! Der König kommt oder steht dort!* — So viel Weitläuftigkeit machen die Gedanken des Rufenden nicht. Sondern er bezeichnet ein blosses Erkennen des Geschehenen. Der Anblick geht voran, die Vorstellung, die er unmittelbar giebt, weckt eine frühere Vorstellung, welche mit jener verschmilzt; dieser früheren gehört, wie der Name, so das Furchtbare oder Erfreuliche, was den Rufenden in Affect versetzt. Denn der blosse unmittelbare Anblick einer Flamme ist nicht so gar schrecklich, so wenig wie die Gesichtsvorstellung einer entfernten Küste besonders erheiternd. — Ob nun gleich in jenen Ausrufungen weder Subject noch Copula abgesondert hervortreten, so sind sie doch sehr leicht psychologisch zu erkennen, während sie im logischen Sinne wirklich fehlen. Die unmittelbare Wahrnehmung giebt das Subject; die Verschmelzung ist das, was die Copula zu bezeichnen hätte; die frühere, erwachende und mit jener ersten verschmelzende Vorstellung nimmt die Stelle des Prädicats ein. Aber eben darum, weil die Verschmelzung plötzlich geschieht, und schon vollzogen

Digitized by Google

ist, ehe sie einen Ausdruck findet, kann die Logik das in Eins Verschmolzene nicht als Beispiel eines Urtheils brauchen, denn in einem solchen müssen die constituirenden Bestandtheile deutlich zu unterscheiden sein.

Offenbar nun giebt es zahllose Fälle, die jeden Augenblick vorkommen, in welchen alles sich genau so verhält wie in jenen Ausrufungen, nur dass der Affect fehlt, und deshalb auch sein Ausbruch durch die Sprache unterbleibt. Jedes bekannte Ding, das uns eben jetzt zu Gesichte kommt, bewirkt eine Wahrnehmung, eine Wiedererweckung, und eine Verschmelzung, ohne dass uns darum ein Laut entführe, vollends ohne dass wir den höchst einfachen Vorgang in eine logische Form brächten. Die Sache geschieht unbemerkt; und nachdem sie geschehn ist, erkennt Niemand mehr die Fugen, in welchen die frühere und die neue Vorstellung an einander geschmolzen sind.

Fragt man nun weiter, unter welchen psychologischen Bedingungen denn die logische Form des Urtheils wirklich zum Vorschein komme: so bietet sich die Antwort von selbst dar. Dann ohne Zweifel, wann die Verschmelzung durch irgend einen Umstand erschwert und verzögert wird, so dass bei ihr Anfang, Mittel, und Ende sich hinreichend aus einander sondern, um jedes für sich zum Worte kommen zu können. In den Anfang stellt sich alsdann das Subject; denn es ist die zuerst vorhandene Vorstellung, vielleicht schon im Sinken begriffen, während die des Prädicats noch steigt; jedoch so, dass die vom Subject ausgehenden Reihen eben in ihrem Streben zur Evolution begriffen sind, indem das Prädicat hinzukommt, und hiemit einen Theil jenes Strebens befriedigt, einen andern hemmt, oder überhaupt entscheidend auf dasselbe einwirkt. In der Mitte zeigt sich die Copula, der Ausdruck derjenigen Veränderung der Gemüthslage, welche sich in der Verschmelzung ereignet. Zuletzt kommt das Prädicat, eben darum weil dessen Vorstellung erst noch im Steigen begriffen ist. — Leichte Beispiele von der erschwerten und verzögerten Verschmelzung sind die, wo das Subject in einer Veränderung eines seiner Merkmale beobachtet wird; z. B. *der Feind flieht*, oder wo das Urtheil einen Beweis erfordert, das heisst, wo die Verschmelzung nur mit Hülfe eines Mittelgliedes geschehen kann. Im ersten Falle entsteht eine Hemmung zwischen dem neuen Merkmale und dem frühern entgegengesetzten, das jetzt entweicht. Im

Digitized by Google

zweiten Falle haben andre mögliche Vorstellungsarten so lange die Freiheit, sich einzudrängen, bis der Beweis geliefert und durchdacht ist. Wenn indessen die andern möglichen Vorstellungsarten nicht erwachen, vielleicht weil sie noch gar nicht vorhanden sind, so geschieht auch hier die Verschmelzung bald genug, wie sich bei der Leichtgläubigkeit zeigt, die nicht urtheilt, sondern eine einfachere Wirkung des psychologischen Mechanismus ist. Man denke sich demnach überhaupt das Subject als eine unbestimmte Frage; das heisst, als eine solche, die kein bestimmtes Prädicat angiebt; denn wenn auch dieses in manchen Fällen angegeben wird, (in der bestimmten Frage,) so hängt doch davon die Bildung des Urtheils nicht ab. Wohl aber musste das Subject selbst *irgend welchen* Bestimmungen zustreben.

Hier ist auch der Ort für die wichtige Untersuchung über den Ursprung des Begriffs der *Verneinung.* Denn für angeboren kann derselbe eben so wenig gelten, als irgend ein anderer; gegeben werden kann er auch nicht, denn alles Wahrgenommene ist ein Positives. Für sich allein ist er bedeutungslos; er muss auf etwas bezogen werden, *das* er verneine. Und selbst der Gedanke eines blossen *Non-A* würde in keines Menschen Kopf kommen, so lange keine Veranlassung wäre, den bis dahin positiv gedachten Begriff von *A* jetzt auf einmal als ein aus irgend einem Gedanken Auszustossendes, Wegzuschaffendes, oder auch nur als ein daran Fehlendes vorzustellen. Es kann also wohl kein Zweifel sein, dass der Begriff der Negation seinen Sitz in einer Abstraction von den negativen Urtheilen habe. Und wann denn entstehen negative Urtheile?

Zuerst lässt sich an ihnen bemerken, dass ihr Prädicat nicht durch die unmittelbare Wahrnehmung kann dargeboten sein, dass es also aus dem Vorrathe der Seele, von innen her zu dem Subjecte hinzukommen muss. Aber es würde nicht hinzukommen, wenn nicht das Subject, als die vorangehende Vorstellung, es herbeiriefe, die Vorstellung desselben erweckte. Wie kann nun ein Subject eine solche Vorstellung erwecken, die ihm als Merkmal *nicht* zukommt? Unmittelbar gewiss nicht. Wer in diesem Augenblicke etwas Weisses sieht, dem wird nicht das Urtheil einfallen: *weiss ist nicht schwarz;* denn die Vorstellung des Schwarzen wird vielmehr gehemmt durch die des Weissen. Nothwendig also muss da, wo ein negatives Urtheil

Digitized by Google

auf natürlichem Wege entspringen soll, die zuerst erweckte Vorstellung eine andere sein, welcher aber vermöge einer Complication oder Verschmelzung jene anhängt, die den Platz des negativen Prädicats einnehmen soll. — Ich gehe beim Eintritt des Winters aufs Feld. Mir fällt ein bekannter Baum auf, weil er jetzt entlaubt da steht. Hier erzeugt sich das Urtheil: *der Baum hat keine Blätter, er ist nicht belaubt.* Nämlich der Anblick des Baums erweckt die frühere Vorstellung desselben, also auch die des Laubes, mit welchem er ehedem bekleidet war. Diese tritt hervor wider die Hemmung durch den Anblick, und wird auf diese Weise ein Verneintes.

Hiebei wird man sich erinnern an die obige Erklärung der Begierde; die gerade auch in dem Aufstreben wider eine Hemmung ihren Sitz hat (§. 104). Und in der That ist bekannt, dass eben das Vermisste, das Versagte, schon als solches das Begehrte zu sein pflegt. Dass aber nicht *alles* Verneinte begehrt wird, liegt, wie leicht einzusehen, an zweien Gründen; erstlich und hauptsächlich daran, dass die verneinte Vorstellung bei weitem nicht immer die vorherrschende, das Gemüth im Ganzen genommen bestimmende ist; zweitens auch daran, dass, wenn diese Vorstellung stark genug, und mit andern starken Vorstellungen wohl complicirt ist, sie alsdann fast ungehindert ins Bewusstsein treten, und nur bloss nicht verschmelzen wird mit der momentanen Auffassung, die ihr entgegengesetzt ist. In diesem letztern Falle wird dagegen die momentane Auffassung sogleich nach ihrer Entstehung stark gehemmt werden, und es wird eine Weile dauern, ehe sie sich zu einer bedeutend wirksamen Totalkraft ansammeln kann (vergl. §. 95). Die Folge davon wird man sogleich in einem Beispiele erkennen. Ein blühender Baum wurde gesehen; jetzt sind die Blüthen gefallen, aber die Früchte angesetzt. Wer ihn jetzt wieder sieht, der urtheilt zuerst negativ: *der Baum ist ohne Blüthen,* und hintennach erst positiv: *er hat aber Früchte.* — Wer dagegen zum erstenmal in seinem Leben einen Baum, und diesen sogleich voll von Früchten sähe, der würde keins jener beiden Urtheile fällen. Welche Urtheile ihm wirklich in den Sinn kämen, die würden bestimmt sein durch andre, früher gekannte baumähnliche Dinge. Hätte derselbe früherhin Schiffe mit Masten und Segeln gesehen, so würde er jetzt urtheilen: *dieser Mast hat keine Segel; er hat aber Aeste, Laub, Früchte,*

Digitized by

u. s. w. Man glaube nicht, dass eine solche Reminiscenz zu weit hergeholt sei. Kinder übertragen noch viel heterogenere Erinnerungen auf ihre jetzigen Wahrnehmungen; und es ist das Geringste, wenn ihr Bilderbuch ihnen in jeder nur irgend menschenähnlichen Figur diese oder jene bekannte Person vergegenwärtigt. Erst nachdem ein grosser Reichthum von Vorstellungen angesammelt ist, fügen sich die passenden zusammen, und verdrängen die Urtheile nach entfernten Aehnlichkeiten. —

Nach diesen Auseinandersetzungen wird es nun klar sein, dass wir das Wesentliche in dem Act des Urtheilens, so wie das Ursprüngliche der Begriffe (§. 121, 122), eben so wohl bei Thieren erwarten müssen, als bei Menschen. Denn die Grundbedingungen für den Ursprung der Begriffe und Urtheile liegen ganz allgemein in dem Mechanismus der Vorstellungen überhaupt, und erfordern, wenn wir den Sprachausdruck abrechnen, noch nichts ausschliessend Menschliches. Anders verhält es sich mit dem *Aufbewahren* der Urtheilsform. Diese geschieht erst durch die Sprache; welche den, an sich flüchtigen, Uebergang vom Subjecte zum Prädicate fixirt. Auch liegt in der *Vieldeutigkeit der Worte* ein Grund, die Urtheilsform *häufiger anzuwenden;* indem das Wort, wodurch man einen vorliegenden Gegenstand benannt hat, in einer Unbestimmtheit schwebt, welcher durch Angabe eines oder mehrerer Prädicate muss nachgeholfen werden, um den Ausdruck für die Sache einzurichten.

§. 124.

Fast unvermerkt finden wir uns hier auf die berühmte Lehre von den *Kategorien* und *Kategoremen* geführt, die nach der gangbaren Vorstellungsart ein ursprünglicher Schatz sein sollen; ja das unentbehrliche Mittel um Erfahrung aus den Empfindungen zu bereiten, welche (so meint man) dergleichen Begriffe dem Verstande auf keine Weise zuführen konnten. Verhielte es sich wirklich so, dann wäre hier ganz der unrechte Ort, davon zu reden. Nicht dem geistigen Leben überhaupt, sondern nur den Vernunftwesen würden die Kategorien angehören. Die Erfahrung der Thiere wäre nicht nach Quantität und Qualität bestimmt; denn sie hätten nicht die Begriffe von Einheit und Vielheit, nicht die des Wirklichen und Fehlenden (Realität und Negation); auch nicht des Handelnden und Leidenden (Causalität), nicht des Möglichen und Unmöglichen,

Digitized by Google

in ihre Empfindung hineintragen können; da sie von dem Besitze des Verstandes und seiner ursprünglichen Ausstattung ausgeschlossen sind. Das Einzige, was die empirische Psychologie darüber zu sagen nöthig hat, ist: *beobachtet die Hunde!* — Aber die wissenschaftliche oder speculative Psychologie darf so lakonisch nicht reden. Sie muss zeigen, dass die Erfahrung sich nothwendig so bildet, wie es, auf dem Standpuncte der Reflexion, den Kategorien gemäss gefunden wird; dergestalt, dass aus der gebildeten Erfahrung allerdings durch Reflexion die erwähnten Begriffe herausgehoben werden können, nicht, weil sie zuvor in die Erfahrung hineingetragen wären, (als ob sie früher, unabhängig von derselben, vorhanden gewesen wären,) sondern weil sie nichts anderes anzeigen, als die allgemeine Regelmässigkeit der Erfahrung nach den Gesetzen des psychologischen Mechanismus.

Ich behaupte, dass die Kategorien unabhängig von den Empfindungen *darum* zu sein scheinen, weil zu der, ihnen entsprechenden, Form der Erfahrung die Eigenthümlichkeit unserer Empfindungen von Farben, Tönen, Gerüchen u. s. w. nichts Wesentliches beiträgt. Hätten wir ganz andere Sinne und durch dieselben ganz andere Klassen von Empfindungen, — so jedoch, dass die Empfindungen jeder einzelnen Klasse unter einander entgegengesetzt wären, und einander hemmten, wie jetzt; die Empfindungen verschiedener Klassen aber sich complicirten, wie jetzt; auch das Zusammentreffen und das successive Eintreten der Empfindungen eben so geschähe, wie jetzt: dann würde unsre Erfahrung einen ganz andern Inhalt, aber die nämliche Form haben, wie jetzt; und die hinzukommende höhere Reflexion würde die nämlichen Kategorien daraus absondern, wie jetzt.

Wäre aber die Gleichzeitigkeit und die Folge der Empfindungen beträchtlich verändert: dann würde auch die Form der Erfahrungen sich verändert haben. Unser Denken correspondirt mit den Erscheinungen darum, weil *ihre* Regelmässigkeit ihm die *seinige* gegeben hat; denn es ist durch sie und für sie gebildet worden. Wären dagegen in einer Seele nur drei einfache Empfindungen, und es kämen keine neuen hinzu: so würde in Hinsicht ihrer die ganze Psychologie sich auf die ersten Gründe der Statik und Mechanik, jene Lehren von den Schwellen des Bewusstseins und vom Sinken der Hemmungs-

Digitized by Google

summe, beschränken; an Kategorien aber wäre nicht zu denken; der psychologische Mechanismus würde zu solchen Erzeugnissen weder Gesetze noch ein Vermögen in sich tragen.

Den Beweis dieser meiner Behauptungen soll man nun schon längst nicht mehr verlangen; er liegt deutlich genug im Vorhergehenden. Einige Auseinandersetzungen kann man wünschen; und ich werde sie geben.

Die erste nothwendige Bemerkung ist, dass hier von dem *metaphysischen Werthe* der Kategorien, das heisst, von ihrer Fähigkeit, *wahre Erkenntnisse* zu schaffen, nicht im Geringsten die Rede ist. Sie bezeichnen die Form, welche unsre *gemeine* Erfahrung hat; und das reicht vollkommen hin, um sie sehr wichtig und sehr interessant zu machen. Wir wollen unsern Geist kennen lernen, wie er wirklich ist; und wir halten uns weit entfernt von idealischen Träumen, wie wir ihn gern haben möchten, wenn wir uns selbst beliebig machen und einrichten könnten.

Die zweite Bemerkung: es mag wohl sein, dass aus den Kategorien etwas mehr werden kann, wenn man sie absichtlich bearbeitet. Aber in solcher Arbeit sind sie schon nicht mehr die Formen des Denkens, das heisst, die Bestimmungen der Art und Weise, wie das Denken wirklich geschicht: sondern *Objecte* desselben; und davon kann hier nicht die Rede sein.

Die dritte Bemerkung: nur in der Abstraction kann man die Kategorien von den Reihenformen trennen: ihre wirkliche Erzeugung ist mit den Reproductionsgesetzen, wodurch Raum und Zeit entstehn, aufs innigste verwebt.*

Und die vierte Bemerkung: eben darum darf man nicht hoffen, sie vollständig zu besitzen, wenn die auffallendsten derselben in einem kleinen Täfelchen symmetrisch beisammen stehn. Die Constructionen, wozu die Reihenformen veranlassen, sind unerschöpflich; und an diesem Reichthum nehmen die Kategorien Theil. Auch schreitet die Reflexion im weitern Ausbilden der einmal gewonnenen Begriffe unmerklich und ohne Ende fort. Das, was dem Versuch, die Kategorien vollständig

* In den Prolegomenen, S. 119 [Werke, Bd. III, S. 244] wünscht *Kant* sich Glück, die Formen der Sinnlichkeit von denen des Verstandes rein gesondert zu haben. Gerade das ist ein Hauptgrund seiner Täuschungen. Er kannte den Ursprung der Reihenform nicht, und schätzte deren Sphäre viel zu klein.

Digitized by Google

zu finden, voran gehn, oder ihn wenigstens begleiten müsste, wäre eine allgemeine Grammatik; welche vollendet zu besitzen wohl Niemand glauben wird. *Aristoteles* suchte mit grossem Rechte die Kategorien in der Sprache.

Der eben genannte Denker ist wohl unstreitig der erste, welcher überhaupt von Kategorien geredet hat. Bei der Frage: *was sind Kategorien?* wird also zuerst und vorzüglich seine Auctorität in Betracht kommen; besonders wenn die spätere Bearbeitung so voll von Fehlern ist, wie die *kantische.*

Aristoteles nun deutet zuerst an, er wolle nicht von Urtheilen reden, sondern von unverbundenen Begriffen. *Jeder von diesen* aber zeige entweder ein *Ding* an, oder ein *Wieviel,* oder u. s. w. Man sieht, *Aristoteles* suchte *das Allgemeinste, wodurch sich angeben lasse, was unser Vorgestelltes sei.* Er suchte die *Klassen der Begriffe.* Von diesen handelt er nur vier eigentlich ab, nämlich *Realität, Quantität, Relation,* und *Qualität.* Andere werden bloss genannt; unter ihnen das *Wo* und das *Wann;* woraus sich zeigt, dass er zwar nicht die Reihenformen selbst, wohl aber die Bestimmung der *Gegenstände* in Ansehung ihrer, mit zu den Kategorien rechnete.

Auch durch die *kantischen* Kategorien sollen *Objecte der Anschauungen* gedacht werden; so lautet wörtlich *Kant's* Erklärung gleich hinter der Aufzählung der Kategorien.

Um desto mehr hätte *Kant* Ursache gehabt, wenigstens die *erste* der aristotelischen Kategorien unverrückt an ihrem Platze zu lassen, nämlich das *Ding,* die *Sache* (*οὐσία*). Denn das gerade ist die einzige gemeinschaftliche Voraussetzung, wovon er mit dem Aristoteles ausgehn konnte: es solle von *Erkenntnissbegriffen* (gleichviel ob in Bezug auf *wahre* oder bloss *scheinbare* Erkenntniss) die Rede sein; sonst hätte *Aristoteles* eben so gut die sogenannten Prädicabilien, welche in die Logik gehören, oder die allgemeinsten Klassenbegriffe der Aesthetik, *Schön, Hässlich, Gut, Böse,* mit unter die Zahl der Kategorien versetzen können; da sie allerdings zu den allgemeinsten Bestimmungen des Vorgestellten zu rechnen sind.

Damit nun gleich die erste Kategorie *das* anzeige, wovon hier überhaupt die Rede ist: stelle ich mit *Aristoteles* die *οὐσία* an die Spitze; auf Deutsch, das *Ding* überhaupt; denn von *Substanz* im metaphysischen Sinne wissen wir hier noch nicht das Geringste, und es ist einer von *Kant's* stärksten Missgriffen,

Digitized by

in diesem Puncte der gemeinen falschen Uebersetzung des Worts *οὐσία* nachgegangen zu sein. Das Wort sagt nichts weiter als: *das Wirkliche*; und damit man ja nicht etwa sich hier, am unrechten Orte, in tiefsinnige Metaphysik verirre, sagt *Aristoteles* recht deutlich: seine ersten *οὐσίαι* seien zum Beispiele dieser bestimmte Mensch, dieses bestimmte Pferd; die zweiten *οὐσίαι* aber seien Arten und Gattungen, wie Mensch, Pferd, Thier. Ganz so muss die Sache genommen werden, wenn von der ursprünglichen Bildung unserer Erfahrung, von den ersten, gemeinen Begriffen der sinnlichen Objecte die Rede ist. Nur freilich ist der Weg von hier bis zur Kritik der Vernunft etwas weiter, als ihn *Kant* sich gemacht hat.

Die andern hieher gehörigen Kategorien sind nun bloss in so fern Kategorien, als sie im Dienste der ersten stehn; sich auf sie beziehen; kurz, als sie anzeigen, *wie* denn ein Ding gedacht werde. Nun ist im Begriffe des Dinges noch unbestimmt gelassen, *was* es sei. Es kommt aber gar kein Vorgestelltes zu Stande, wenn nicht irgend Etwas vorgestellt wird als ein Solches und kein Anderes. Demnach ist nothwendig die zweite Kategorie die der *Eigenschaft*. Wobei zu bemerken, dass die Eigenschaft entweder durch die Elementarvorstellungen, woraus die ganze Vorstellung des Dinges besteht, unmittelbar bestimmt wird, oder durch deren reihenförmige Verbindung. Im ersten Falle heisst die Eigenschaft im engern Sinne *Qualität*, im zweiten *Quantität*.

Allein die Vorstellungen, welche das *Wie* des Dinges anzeigen, können noch über das eigentliche *Was* hinausreichen. Oder, die Vorstellung des Dinges kann einen bestimmten Grund des Ueberganges zu andern Vorstellungen in sich tragen. Dies ergiebt die Kategorie der *Relation*, mit ihren Unterarten.

Endlich gehört hieher noch der in der Urtheilsform entspringende, aber von da auf Begriffe vielfältig übertragene Begriff der *Verneinung*; welchen *Kant* ausdrücklich, obgleich am unrechten Orte, unter den Kategorien aufzählt; während *Aristoteles* zwar Anfangs, da er nur von unverbundenen Begriffen reden will, ihn bei Seite setzt, späterhin aber doch, bei Gelegenheit der Gegensätze und der Veränderung in seine Abhandlung aufnimmt. *

* *Aristoteles categoriae cap.* 8. *et* 11.

Digitized by Google

Sollen nun bloss die allgemeinsten Klassen der Begriffe von Gegenständen, die in der äussern Anschauung können gegeben werden, nachgewiesen, und deren Ueberschriften mit dem Namen der Kategorien benannt werden: so möchte man schwerlich mehr derselben finden als die angezeigten. Denn dass Einheit, Vielheit, Allheit, der Quantität untergeordnet sind, dass *Wo, Wann, Lage, Thun, Leiden,* zur Relation gehören, dass *Unmöglichkeit,* mit ihren beiden in verschiedener Beziehung genommenen Gegentheilen, der Möglichkeit und der Nothwendigkeit,* nur eine nähere Bestimmung der Verneinung ist; dies ist so einleuchtend, dass es kaum der Entwickelung bedarf. — Will man dagegen sich einmal auf das Untergeordnete einlassen, so kann man unterordnen ohne Ende; wie sowohl *Aristoteles* als *Kant* gethan haben; jener durchgängig in der ganzen Abhandlung, dieser im §. 10 der Vernunftkritik.

Mit einigen der bekanntesten Unterordnungen kann man die Tafel der Kategorien nunmehr so stellen:

Ding
Gegebenes
Gedachtes.

Eigenschaft
Qualität
Quantität
Bestimmte Quantität;
Einheit,
Allheit,
Das Ganze und die Theile.
Unbestimmte Quantität;
Vielheit im Ganzen,
Vielheit ausser dem Ganzen.

Verhältniss
Ort und *Lage*
Bild und *dessen Gegenstand;*
Aehnlichkeit (bei gegenseitigem Abbilden),
Gleichheit.
Besitz und *dessen Gegenstand.*
Wirken und *Leiden;*
Reizbarkeit,
Selbstbestimmung.

Verneintes
Gegensatz.
Veränderung.
Unmöglichkeit nebst ihren Gegentheilen.

Hier stehen *Ding* und *Verneintes* einander mit besserm Rechte gegenüber, als bei *Kant* die Quantität und die Modalität; denn das Ding ist überhaupt das Gesetzte, *Positive.* Ebenso Eigen-

* Man erinnere sich, dass Nothwendigkeit Unmöglichkeit des Gegentheils ist.

Digitized by Google

schaft im weitesten Sinne, und Verhältniss, wovon jene die innern Bestimmungen im Begriffe des Dinges selbst, dieses die äussern, in der Zusammenstellung desselben mit andern, bezeichnet. Ferner sind hier nicht vier Titel zu Kategorien, sondern vier *Haupt-* oder *eigentliche Kategorien* aufgestellt, deren Untergeordnetes unter einander keine Symmetrie bildet, noch irgend erwarten lässt; eben darum, weil die Hauptkategorien unter einander völlig verschieden sind. Alle Symmetrie würde in meinen Augen unter solchen Umständen nur Verdacht erregen.

Wie entstehen nun die Kategorien?

Erstlich: wie entsteht die Vorstellung des Dinges? — Soll die Frage sich auf die Zusammenfassung der Merkmale des *einzelnen* Dinges beziehen: so liegt der Grund in der Complication der Partialvorstellungen wegen der Einheit der Seele; so dass der Actus des Vorstellens nur Einer ist, so weit die Verbindung reicht. Soll aber der Ursprung der Vorstellung vom Dinge *überhaupt* angegeben werden: so muss man zurückgehn zum Gesammteindrucke, der aus den Reproductionen unzähliger, zum Theil ähnlicher Dinge sich allmälig zusammen zu setzen nicht umhin konnte. Dieser Gesammteindruck überträgt sich auf unvollkommne, neue Wahrnehmungen am leichtesten. Ein verschlossener Kasten erregt die unbestimmte Vorstellung dessen, was darin sein möge; ein von fern gesehener Gegenstand lässt errathen, was man bei der Annäherung finden werde; eine Reise verspricht viel Neues, man weiss noch nicht was; aber die aufgeregten dunkeln Bilder sind ganz unstreitig nichts anderes als Zusammensetzungen aus altem Stoffe. Vermuthungen, was doch das Unbekannte sein möge, haben oft getäuscht; die Besorgniss neuer Täuschung schlägt nun die bestimmteren Züge, welche man dem Unbekannten zu leihen geneigt ist, vollends nieder; und nach der Verneinung aller besondern Bestimmungen *soll* bloss ein Vorstellen, dessen Vorgestelltes sich ausgelöscht hat, übrig bleiben. Diese Zumuthung wird niemals völlig erfüllt; aber die Vorstellung gilt nun für die ganz allgemeine des Dinges überhaupt. — Das Nämliche kommt vor, wenn wir ein Wort in einer uns unbekannten Sprache hören, oder unbekannte Schriftzüge erblicken; auch hier ist ein Gemisch von Vorstellungen im Begriff hervorzutreten; aber alle nähere Bestimmtheit wird zurückgewiesen, es bleibt das ganz unbestimmte Streben, irgend etwas zu setzen,

welches durch das Wort bezeichnet werde, noch übrig; ein Beispiel zu dem Begriffe des *gedachten* Dinges, so wie die frühern zu dem des *gegebenen* gehörten. Uebrigens ist es *Aristoteles*, dessen *δεύτεραι οὐσίαι* mich veranlassen, des gedachten Dinges neben dem gegebenen zu erwähnen; er versteht nämlich darunter die Arten und Gattungen.

Zweitens: wie entsteht die Vorstellung der Eigenschaft? Die Antwort ist bei der Lehre vom Ursprunge der Urtheile gegeben; und hängt mit dem nächst Vorhergehenden unmittelbar zusammen. In der Vorstellung des Dinges liegt fortwährend das Aufstreben bestimmter, aber entgegengesetzter, und einander hemmender, früherer Wahrnehmungen. Sobald nun die zuvor unbekannten Gegenstände theilweise bekannt werden, entstehn Urtheile; die gefundenen Merkmale werden Prädicate eben in so fern, als sie von jenem Entgegengesetzten, das zugleich aufstrebte, Einiges hervortreten lassen mit Zurückdrängung des Uebrigen. Je öfter durch dergleichen Urtheile jener unbestimmte Begriff des Dinges, (oder auch andere, unter ihm stehende, minder allgemeine Begriffe gewisser Gattungen und Arten,) sind bestimmt worden: desto mehrere werden der Vorstellungen, welche den Platz und Rang von Prädicaten einnehmen; ein Process, der im Laufe des Lebens immer fortgeht, ohne dass es möglich wäre, für ihn besondere Epochen vestzusetzen. Die geistige Ausbildung macht, der Erfahrung zufolge, nur kleine, kaum merkliche Schritte.

Etwas schwerer zu erklären ist der Begriff der Quantität, so fern derselbe allem Uebrigen, was Eigenschaft heissen kann, gegenüber tritt. Hier muss man sich zuerst erinnern, dass *viele Auffassungen* zusammengenommen keineswegs ursprünglich *als Vieles aufgefasst* werden; und zwar gerade wegen der Verbindung, die sie eingehn. Ohne die Reproductionsgesetze, die Eins *zwischen* Anderes setzen, würde es eben so wenig jemals eine Kategorie der Quantität gegeben haben, als einen Raum und eine Zeit; denn die Einheit der Seele würde die Theile des Vielen so völlig verschlingen, und in sich versenken, dass gar kein Mannigfaltiges mehr in ihm könnte geschieden werden; — genau so, wie die Einheit jedes einzelnen Dinges zu Stande kommt, wie gross auch die Anzahl und die Verschiedenheit der Merkmale sein möge, deren Vorstellungen zusammengenommen die Vorstellung des Dinges selbst sind. Man

Digitized by

muss sich daher dasjenige vergegenwärtigen, was oben über Raum, Zeit, und Zahl gesagt worden; und man muss dies alles jetzt näher bestimmen durch die allgemeine Ueberlegung, dass Gesammteindrücke des Aehnlichen, wie zu allen Begriffen, eben so auch zu Grössenbegriffen die Grundlage abgeben können. Am Ende des §. 114 war von der Reproduction wegen der Gestalt die Rede. Man erweitere dies auf die Reproduction gleicher Rhythmen, und gleicher Fortschreitungen unter den Zahlen; man bedenke, welche Verschmelzung oft wiederholter, ähnlicher Grössenvorstellungen nothwendig vor sich gehn müsse; man wird auf diese Weise den *Weg* zu den *Grössenbegriffen* geöffnet finden.

Was insbesondere die Zahlen anlangt: so scheint hier alles Zwischenliegende, welches die darin enthaltenen Einheiten trennen könnte, zu mangeln; daher denn, nach der obigen Bemerkung, ihre Vielheit ganz zusammen fallen, und jede Zahl gleich Eins werden sollte. Allein gerade dies beweist, dass die Zahlbegriffe nichts Primitives sind, und dass ihnen eine dunkle Voraussetzung anklebt, die man nachweisen muss, um sie zu verstehn. Die ursprünglichen Zahlen sind Anzahlen gesonderter Gegenstände; wie zwölf Stühle, zwölf Personen. Zwischen diesen lag ein Raum, als sie wahrgenommen wurden, aber ihre Anordnung war veränderlich, sie zeigten sich den *Versetzungen* unterworfen. Also hemmten sich die bestimmten Reihen, welche die Wahrnehmung erzeugt hatte. Dennoch blieb das Streben, vermöge dessen die Vorstellung eines jeden Einzelnen im Begriff war, zu den andern überzugehn; und wiewohl ein so sehr sich selbst verdunkelndes Streben sich kaum innerlich beobachten lässt, so darf daran doch nicht gezweifelt werden, da sich die Sache unzweideutig aus der Theorie der Reihenformen ergiebt. — Nachmals bildeten sich die allgemeinen Begriffe des Stuhls, der Person, überhaupt des gezählten Gegenstandes. In ihn sollten nun die einzelnen Vorstellungen zusammenfallen; denn er wird auf alle übertragen. Aber gerade umgekehrt muss dies Drängen zur Einheit die Spannung jenes Strebens, welches die Einzelnen gesondert hält, vermehren. Und das *Uebergehn* von der Einheit des allgemeinen Begriffs zu der Sonderung des Einzelnen, unter ihm Enthaltenen, ist das Wesentliche des *reinen* Zahlbegriffs, des ächten Multiplicators; denn die reinen Zahlen sind nichts anderes als eben

Digitized by Google

Vervielfältigungen, die selbst wiederum durch allgemeine Begriffe gedacht werden, in welchen das Entgegengesetzte der gezählten Gegenstände sich nahe ausgelöscht hat. — Uebrigens ist doch jenes, den Zahlen inwohnende Streben zur Sonderung allerdings auch in der Erfahrung leicht genug zu erkennen, nämlich an seinen Wirkungen. Alle Zahlen suchen sich auseinanderzusetzen; sie streben zur Gestaltung. Daher die allgemeine Neigung, sie bald als Abscissen und Ordinaten darzustellen, bald als figurirt zu betrachten; bald sogar ihnen mystische Eigenschaften beizulegen, denen ästhetische Urtheile versteckt zum Grunde liegen, ähnlich jenen, worauf das räumliche und rhythmische Schöne beruht (§. 114). Alle geraden Zahlen zum Beispiel haben einen fühlbaren Vorzug vor den ungeraden, weil sie sich in correspondirende Hälften zerlegen lassen. Aber die Zahlen *sieben*, *dreizehn*, und andere Primzahlen, gelten für unglücklich; so sehr, dass der dreizehnte Mensch, als überflüssig neben der so leicht anzuordnenden Zahl zwölf, sterben muss, wenn er das harmonische Dutzend gestört und gleichsam auseinander gedrängt hat. — Solche mystische Thorheit ist zu allgemein, um nicht aus einem psychologischen Grunde zu entspringen. — Die grossen Zahlen sind bekanntlich für uns blosse Namen, denen wir ohne das künstliche Hülfsmittel der Potenzen und Producte gar keine Bedeutung würden geben können. Doch klebt ihnen das Gefühl der Schwierigkeit an, die in ihnen liegenden Reihen ganz zu durchlaufen.

Drittens: die Vorstellung des Verhältnisses erfordert, dass zwei Puncte einer Reihenform gegen einander gehalten werden, um den Uebergang von einem zum andern zu bestimmen. Dies kann so vielfältig geschehen, als Reihenformen sind gebildet, und die Arten des Ueberganges bestimmt worden. Wollten wir, im gegenwärtigen Zusammenhange, Ort und Lage auslassen: so würde gerade dasjenige mangeln, was sich zuerst und von selbst darbietet, denn die bekannteste aller Reihenformen ist der Raum; die übrigen Reihenformen sind alle nur Analogien desselben, und minder ausgeführte Productionen. Auch das arithmetische und geometrische Verhältniss im Zahlengebiete kann als analog jenen räumlichen Verhältnissen angesehen werden; es wird nicht nöthig sein, so leichte Sachen zu erläutern. Schwerer ohne

Digitized by

Zweifel scheint das Verhältniss der Aehnlichkeit, oder das noch einfachere zwischen Bild und Original, wovon jenes die nähere Bestimmung ist, denn Aehnliche verhalten sich gegenseitig wie Abbild und Urbild. Hier muss man, wie bei der Zahl, bemerken, dass die Vorstellungen zweier durchaus Aehnlichen in der Einheit der Seele völlig zusammenfallen würden, wenn nicht irgend eine Nebenvorstellung sich dazwischen schöbe. (Man wird dabei an *Leibnitz's* unrichtiges, doch nicht ganz ohne psychologischen Grund behauptetes, *principium indiscernibilium* denken.) Ferner soll das Bild ein Zweites, das Original ein Erstes sein. Wer aber das Bild erblickt, der erkennt darin das Original; zurückschauend vom Zweiten auf das Erste. Also geht hier die Bewegung in der Reihenform rückwärts; welches nur möglich ist, wenn die *ganze* Vorstellung des Bildes verschmolzen ist mit *einem Theile* der Vorstellung des Originals (§. 100 und 112). Davon kann nun der Grund schon in der Zeitfolge gesucht werden; denn in der Regel ist das Original (wie schon das Wort sagt) das frühere, und das Bild erst nach ihm gemacht. Allein dies reicht nicht aus. Es giebt auch *Vorbilder, Modelle, nach* denen das Hauptwerk gearbeitet wird. Der Begriff des Bildes beruht eben so wenig auf der Zeitfolge, als auf dem Umstande, dass Eins sich nach dem Andern richten solle; denn beides leidet eine Umkehrung. Das Vorbild, wie das Nachbild, weiset auf den Hauptgegenstand; beide sind um so vollkommener, je mehr, über ihm, sie selbst vergessen werden. Man denke an die Illusion im Panorama, im Schauspiel. (Wobei freilich nicht zu übersehen ist, dass *während* der Illusion der *Begriff* des Bildes wegfällt.)

Nach diesen Vorerinnerungen wird nun diejenige Art von Reihenformen leichter ins Auge fallen, worin das Bild und sein Gegenstand einander gegenüber stehn. Es ist die Reihe des Wichtigern, und des minder Bedeutenden; oder, am einfachsten, der stärkern und der schwächeren Vorstellungen; allein die Art, wie sich daraus eine Reihe bildet, bedarf einer Erläuterung. Wenn mehrere Gegenstände sich zugleich zur Wahrnehmung darbieten, so wird derjenige, dessen Eindruck der stärkste ist, zuerst aufgefasst, er giebt den Anfangspunct der Reihe. Erst nachdem die Empfänglichkeit für ihn bis auf einen gewissen Grad abgenommen hat (§. 94) und die entstandene Vorstellung mit den frühern, hemmenden, weit genug ins

Digitized by Google

Gleichgewicht getreten ist: können auch die schwächern Wahrnehmungen anderer Gegenstände durch gehörige Verschmelzung ihrer Elemente zu einer endlichen Stärke anwachsen; (man weiss aus den Untersuchungen der §§. 94—97, dass $S < \beta\varphi$ sein muss, wenn nicht die Perceptionen im Enstehen erdrückt werden sollen *;) und indem solchergestalt ein Gegenstand nach dem andern dazu gelangt, sich hinreichende *Aufmerksamkeit* zuzueignen: ordnet sich die Succession, worin das gleichzeitig Gegebene zusammentritt, nach der Stärke des Eindrucks und der Empfänglichkeit; welche beiden Grössen hier als ein Product ($\beta\varphi$) in Betracht kommen. — In dieser Reihe nun nimmt der Gegenstand des Bildes einen frühern Platz ein, als das Bild selbst; und das Verhältniss zwischen beiden prägt sich um desto bestimmter aus, je weiter die Distanz von jenem zu diesem ist. Um desto mehr nämlich schiebt die Vorstellung des Gegenstandes zwischen sich und das Bild, wenn sie ja noch in ihren Reproductionen bis zu demselben hingelangt; hingegen die Vorstellung des Bildes reproducirt wegen der Aehnlichkeit unmittelbar jene des Gegenstandes, womit sie, in ihrer ganzen Stärke, verschmilzt. — Wenn zwei Brüder einen gleich starken Eindruck auf uns machen, so wird für uns keiner das Bild des andern, sondern nur der zweite, den wir später sehen, erinnert an den früher Gekannten. Aber der Bruder eines grossen Mannes bleibt immer *der Bruder;* das Bild von jenem. Im metaphysischen Sinne ist das Bild die blosse Qualität des Gegenstandes ohne seine Realität. Da ist die Distanz beider die zwischen Etwas und Nichts; das heisst, sie ist unendlich. Dass hiemit der *Werth* des Bildes, welcher ihm zugesprochen werden mag, wenn ästhetische Urtheile hinzukommen, in keiner nothwendigen Gemeinschaft stehe, sondern davon ganz unabhängig sein könne, leuchtet von selbst ein. Gleichwohl hat der ästhetische Werth der Ideen einen sichtbaren Einfluss auf *Platon's* Weltansicht gehabt, nach welcher die Ideen, wie das Vornehmste, so auch das eigentliche Reale sind, wozu unsre sogenannte wirkliche Welt nur den Wider-

* Der Leser wird wohl nöthig finden, meine ausführliche Abhandlung *de attentionis mensura* zu Hülfe zu nehmen, um sich die Untersuchung des §. 95 geläufiger zu machen, und sie in ihren Anwendungen bequemer zu verfolgen.

Digitized by

schein hinzufügt. — Vielleicht findet man einen Einwurf in solchen Bildern, die aus kostbaren Stoffen bestehen; dergleichen ein goldenes Kalb sein würde. Aber hier ist das Gold nicht das Bild, und das Bild nicht das Gold, sondern überhaupt eine todte, träge Masse, und als solche weit unter der Würde des lebenden Thieres. Indessen könnte Einer die Sache umgekehrt betrachten; verliebt in die grosse Masse Goldes, und durch jedes lebende Kalb an sie erinnert, könnte er auch alle Kälber als Bilder jener Masse ansehn. — Es giebt auch Bilder, die den Originalen zum Erschrecken ähnlich sind, wie bemalte Statuen und Wachsfiguren, todte Körper, die sich, Gespenstern gleich, in den Kreis der Menschen drängen, und die Vorstellung des Abgebildeten so stark hervorheben, dass die Erwartung menschlichen Handelns, Sprechens, Fühlens, gewaltsam wider die starren Bilder anstossen muss. Doch hierin ist Vieles abhängig von der Gewohnheit. Wer die Bilder als Bilder betrachtet, erschrickt nicht; hingegen Kinder erschrecken selbst vor Gemälden, weil sie nicht einmal hier dahin gelangen, die Distanz von dem Menschen zu der bemalten Leinwand zu durchlaufen, sondern sich von den Augen des Bildes wirklich gesehen glauben. —

Bei bloss ähnlichen Gegenständen, von welchen nicht mit Bestimmtheit einer als das Bild des andern angesehen wird, geht die Vergleichung rückwärts und vorwärts; das heisst, es wird zufälliger Weise der eine als der zweite aufgefasst, welcher an den andern, den ersten, erinnere; und so wechselsweise. Dies lässt sich leicht erkennen bei den Abweichungen von der Aehnlichkeit. Hier ist der eine Gegenstand ein abweichender, wenn der andre die Regel giebt, wornach er müsste verändert werden, um die Aehnlichkeit vollständig zu machen; aber er selbst kann eben so gut zur Regel dienen für den andern, falls derselbe soll als nachgiebig und veränderlich gedacht werden. Den Vorzug, die Regel und das Original zu sein, und die Zurücksetzung, nur ein Bild zu sein, ertheilt man also hier nach Belieben und abwechselnd, oder vielmehr durch unbemerkbare Umstände veranlasst, dem einen oder dem andern.

Die übrigen Verhältnissbegriffe sind ihrem Ursprunge nach aus dem Vorhergehenden leichter zu erklären. Aller Besitz, alles, was die Sprache durch den Genitiv ausdrückt, wie Vater,

Digitized by Google

Sohn, Herr, Diener, Sache und Eigenschaft in ihrem gegenseitigen Verhältnisse, bezeichnet, dass der Gegenstand, dem etwas zugeschrieben wird, in so fern als der *Boden* anzusehen ist, der dem Zugeschriebenen *Platz* darbietet, *wohin* es könne gesetzt werden. Man erkennt hier sogleich die dunkel gedachte *Flächenform*, welche daher rührt, dass der Besitzer, — der, welchem etwas zugeschrieben wird, als Anfangspunct mehrerer Reihen ist gedacht worden, die, wenn sie nicht zusammenfallen sollen, so vorgestellt werden müssen, als ob sie etwas zwischen sich schöben (wie schon im §. 100 bemerkt worden). Daher die alten Ausdrücke: *ὑποκείμενον, subjectum, Unterliegendes,* welches erwartet, dass man etwas darauf setzen werde, was darauf ruhen könne. So ruhet das Prädicat auf dem Subjecte, nicht wie ein schwerer Körper, der fallen will, sondern weil es die aus dem Subjecte hervorstrebenden Reihen, wodurch dasselbe ein Bestimmbares ist, niederdrückt bis auf eine, der es Freiheit giebt sich zu entwickeln. — Die *Inhärenz* (des Merkmals in der Complexion, mit welcher zusammen es für ein Ding gilt,) ist hievon ein specieller Fall.

Das Wirken und Leiden bedeutet auf dem Standpuncte dieser Betrachtung noch nichts weiter, als was der bekannte Ausdruck: *das kommt davon!* anzeigt, worüber im §. 102 schon gesprochen worden, und wo das Wort selbst die ablaufende Reihe deutlich ausspricht. —

Viertens: vom Ursprunge der Verneinungen ist oben geredet worden (§. 123). Dieselben erzeugen sich in den Urtheilen; allein mit diesen übertragen sie sich auf Begriffe, sobald letztere auf eine unpassende Weise als Subjecte und Prädicate zusammengerückt werden; und die Begriffe treten alsdann als *Entgegengesetzte* auseinander. Man achte hier zuerst auf das Wort *Gegen, adversus, contra;* und auf den Ausdruck *Opposition.* Alle diese Worte verkündigen die Reihenform, die bei der Verneinung hinzugedacht wird. Schon im §. 100 wurde erwähnt, dass, wenn die Vorstellungen Gelegenheit haben, nach ihrer Qualität zu verschmelzen, dasselbe dem Hemmungsgrade umgekehrt gemäss geschieht. Solche Gelegenheiten finden sich allmälig für die Begriffe; will man daher z. B. Schwarz und Weiss vereinigen, so trennen sie sich gewaltsam, indem sie alle mittlern Farben, (hier die verschiedenen Nüancen des Grau,) mit denen jedes von beiden näher verschmolzen ist, zwischen

Digitized by

sich schieben, und nun wie in bestimmter Entfernung aufgestellt, einander *gegenüber* stehn; oder, wenn bloss das Streben, in solche Entfernung auseinander zu treten, gefühlt wird, einander *entgegen* gesetzt werden; welcher Ausdruck unbestimmter lautet, weil dem Streben nicht gelingt, ein klares Bild des Zwischenliegenden hervorzubringen. Dies hätte man schon längst aus blosser Analyse der Sprache erkennen sollen.

Es ist aber vorzugsweise die *Veränderung* der sinnlichen Dinge, welche zur Entgegensetzung Veranlassung giebt. Denn sie muthet uns an, einem Subjecte, in welchem ein gewisses Merkmal schon liegt, jetzt dessen Entgegengesetztes zuzueignen.

Hier wird eine *Unmöglichkeit* gefühlt; und in dem sogenannten Satze des Widerspruchs ausgesprochen, *es ist unmöglich, das ein Ding Entgegengesetztes zugleich sei*; wo das Wort *Zugleich* die Reihenform der *Zeit* zu Hülfe nimmt, um doch auf irgend eine Weise die geforderte Auseinandersetzung zu gewinnen. Bei sichtbaren Dingen leistet der Raum dieselben Dienste; es ist unmöglich, dass ein Ding *an der nämlichen Stelle* schwarz und weiss, rund und eckigt sei; hingegen an verschiedenen Stellen ist beides neben einander möglich (weil diese Verschiedenen nicht wirklich Ein Ding sind).

Soviel über die Kategorien. Einen Nachtrag wird man im folgenden Abschnitte finden. — Es würde ein unangenehmes Geschäft für mich sein, die *kantische* Lehre über diesen Gegenstand vollständig zu beleuchten. Soviel springt in die Augen, dass bei *Kant* die Qualität nur dem Namen nach dasteht, denn er hat ihr nichts anderes untergeordnet als Realität und Negation, die nichts weniger sind als Qualitäten; und dass die Relation viel zu eng beschränkt ist. Von Substanz und Ursache wird weiterhin ausführlich zu reden sein. *Kant's* Irrthum, als ob er das Vermögen des menschlichen Verstandes ausgemessen hätte, gab der Philosophie viel Muth und viel Uebermuth; und wird deshalb in der Geschichte der Wissenschaft auf immer denkwürdig bleiben. Wer weitern Stoff zum Nachdenken wünscht, kann ihn in dem zwar nicht sonderlich geordneten, aber reichhaltigen Aufsatze des *Aristoteles* finden.

Die sogenannten Prädicabilien, Gattung, Art, und was dahin gehört, sind nicht eben schwer zu erklären. Ein Ding zeige sich veränderlich; so wird es in seinen verschiedenen Zuständen mit sich selbst verglichen. Zwischen mehrern Dingen

Digitized by Google

bildet sich die Vergleichung dergestalt aus, dass *verschiedene Individuen derselben Art*, und weiterhin *verschiedene Arten derselben Gattung*, eben als solche erkannt und betrachtet werden. Man begegne z. B. einer Menge von Hunden. Jeder folgende reproducirt die ganze Masse von Vorstellungen, die der vorhergehende dargeboten hatte. Der eben jetzt gesehene bildet nun das Subject für die negativen Prädicate, die ihm zukommen, weil er *nicht so* gestaltet, *nicht so* gefärbt ist, wie die vorigen; dann für die positiven, weil er *anders* gebaut, *anders* gefärbt ist u. s. w. Indem aber die Aehnlichkeiten aller Hunde dennoch vorwiegen, und jeder als Einer unter Vielen vorgestellt wird (§. 122), behalten die sämmtlichen Subjecte der entstehenden Urtheile immer die Bestimmung, dass sie Hunde vorstellen, durch ihre Prädicate aber werden daraus Hunde *von verschiedener Art*.

Es werde ferner eine kleinere Masse von beständigen Merkmalen jener grössern Masse gegeben, ohne hemmende Zusätze. So reproducirt sich zunächst die ganze Masse auch mit den übrigen beständigen Merkmalen; dann aber treten auch diejenigen Bestimmungen hervor, welche früherhin solchen Massen bald negativ, bald positiv sind beigelegt worden. Dies giebt den Gemüthszustand des *Fragens*, ob auch diese oder jene Bestimmung zugegen sein möge. — Wir sehen z. B. ein blühendes Gewächs. Wir setzen sogleich voraus, das Gewächs habe eine Wurzel irgend einer Art; denn dies gehört zu den beständigen Merkmalen der Vorstellungsmasse, die hier reproducirt wird. Aber ob die Blüthe auch rieche, ob sie angenehm rieche, ob die Wurzel etwan eine Zwiebel sei u. dgl., das sind die Fragen, welche entstehn, indem in diesen Hinsichten sich mehrere entgegengesetzte Merkmale in der Erinnerung darbieten.

FÜNFTES CAPITEL.

Von der Apperception, dem inneren Sinne, und der Aufmerksamkeit.

§. 125.

Der innere Sinn gehört für den Psychologen zu den gefährlichen Klippen, denen er sich nur mit grosser Vorsicht nahen darf. Das kann man schon schliessen aus den Widersprüchen,

Digitized by

die wir gleich Anfangs im Begriff des Selbstbewusstseins nachgewiesen haben. Aus dieser Ursache wird es nicht zu sehr befremden, dass so vieles Andere und Leichtere vorangeschickt wurde, und wir erst jetzt an die Erklärung desjenigen Gegenstandes gehn, den die Meisten (unter ihnen *Wolff* und *Kant*) in die ersten Zeilen bringen; nicht eben in der Meinung, ein Problem aufzustellen, sondern vielmehr den Grundstein zu allem Nachfolgenden zu legen.*

Wenn der innere Sinn ein Vermögen ist, das die Seele so geradehin unter andern Vermögen *auch noch hat*, so müssen wir hier die schon oft erhobene Frage wiederholen: *wann* wirkt denn dies Vermögen, und *wann* bleibt es unthätig? *nach welchen Gesetzen* ereignet sich eins und das andere? — Und da der innere Sinn ein Vermögen der Selbstbeobachtung sein soll, diese aber auf höhere Potenzen ohne Ende steigen kann, indem der Actus des Beobachtens sich wiederum beobachten lässt, und dies neue Beobachten abermals beobachtet werden kann, und so fort, — warum schliesst der innere Sinn, der sich über die erste Potenz, der Erfahrung gemäss, zuweilen wirklich erhebt, nicht auch alle andern Potenzen in sich? Warum ist es sogar um die einfache Selbstbeobachtung, wenn sie anhaltend und habituell wird, ein so äusserst missliches Ding, dass *Kant* (im Anfange der Anthropologie) denjenigen, der ein Geschäft daraus macht, sich selbst zu belauschen, aus trifftigen Erfahrungsgründen vor dem *Irrenhause* zu warnen nöthig findet?

Aus dem allgemein metaphysischen Princip, dass kein Wesen, auch die Seele nicht, eine ursprüngliche Mannigfaltigkeit von Anlagen enthalten kann, folgt sogleich, dass die Wahrnehmung unsrer eignen Zustände und Vorstellungen gar nicht auf einer besondern Prädisposition beruhe; dass sie vielmehr auf eben so natürlichem Wege, wie alles Andere, in der Seele erst *werden* muss, und dass sie alsdann gerade so weit und nicht weiter reicht, als wie weit sie *geworden* ist. Ein gewisses Quantum von Selbstbeobachtung erzeugt sich unter gewissen Umständen aus gewissen Ursachen; alsdann geschieht die

* *Kant* erklärt sogar, er sehe nicht ein, wie man so viel Schwierigkeit darin finden könne, dass der innere Sinn von uns selbst afficirt werde. Krit. d. rein. Vern. S. 156. [Werke, Bd. II, S. 145.]

Digitized by Google

Selbstbeobachtung *wirklich*, und in andern Fällen unterbleibt sie, weil *keine Möglichkeit* ihres Geschehens vorhanden ist.

Wenn nun die Selbstbeobachtung wirklich vor sich geht, *wer* ist alsdann der Beobachtende, und *wer* wird beobachtet? Hoffentlich wird man nicht antworten: *Ich selbst bin das eine und das andere.* Denn dieser *Ich*, der da Object und Subject zugleich sein will, ist als ein völliges Unding nun einmal bekannt. In der Seele sind nur Vorstellungen; aus diesen muss alles zusammengesetzt werden, was im Bewusstsein vorkommen soll. Also: *Eine Vorstellung, oder Vorstellungsmasse, wird beobachtet; eine andere Vorstellung, oder Vorstellungsmasse, ist die beobachtende.*

So paradox dieser Satz allen denen klingen muss, die in unerkannten Widersprüchen nun einmal leben und weben: so leicht fügt er dem Ganzen unserer Grundsätze sich an; und so passende Aufschlüsse giebt er über die Thatsachen, die den innern Sinn charakterisiren.

Wir haben bisher vielfältig, und noch ganz zuletzt in der Betrachtung über das Entstehen der Urtheile, von der Wirkung gesprochen, welche eine neu eintretende Wahrnehmung auf die schon vorhandenen älteren Vorstellungen haben muss, die sie erweckt, mit denen sie verschmilzt, die sie aber auch hemmt, und von denen sie gehemmt wird, insofern ein Gegensatz zwischen der neuen Vorstellung und der älteren vorhandenen oder erweckten sich bildet.

Es ist ganz offenbar, dass alles dies eine Erweiterung leidet, auf *den Einfluss, den mehrere, in der Seele vorhandene, und im Bewusstsein sich gleichzeitig entwickelnde, Vorstellungsreihen unter einander ausüben müssen.*

Es gebe eine Reihe von Vorstellungen *m, n, o, p, q,...* die bei ihrem Entstehen successiv gegeben sind, und sich nun bei der Reproduction in der nämlichen Folge wieder zu entwickeln streben, nach §. 112. Zugleich sei eine andre Reihe in der Seele vorhanden, *P*, Ρ, *p*, *π*,... und jetzt werde wahrgenommen eine Complexion *Pm*, oder *Pn*, oder Ρ*m*, oder irgend eine dergleichen, die aus jeder der Reihen ein Element enthält. Sogleich beginnen zwei Reproductionen, jede mit dem Bestreben, sich nach ihrem eignen Gesetze zu entfalten. Aber jede von beiden enthält die Vorstellung *p*; es sind nämlich zwei gleichartige Vorstellungen, die wir beide *p* nennen; eine in der ersten

Digitized by

Reihe, die andre in der zweiten. Nothwendig müssen sie, während sie sich allmälig erheben, in Verschmelzung eingehn; und dadurch sich gegenseitig verstärken. Denn es ist für jede von beiden gerade soviel, als ob in äusserer Wahrnehmung etwas Gleichartiges gegeben würde. Zugleich wird hierdurch eine Veränderung *in dem ganzen Verhältniss der wirkenden Kräfte* hervorgebracht, weil eben durch die Verschmelzung eine neue Gesammtkraft erzeugt wird; und die Reproductionen können nicht ganz so fortlaufen, wie eine jede nach ihrem inwohnenden Gesetze gesollt hätte.

Diese Annahme lässt sich nun auf die mannigfaltigste Weise abändern. Man kann — ja man muss, um das zu erreichen, was jeden Augenblick wirklich in uns vorgeht, — ganze Complexionen setzen statt der einfachen Vorstellungen *m, n, o, p*,... und *P*, P, *p*,... Diese Complexionen mögen gleichartige, beinahe gleichartige, mehr oder weniger entgegengesetzte Elemente enthalten. Das wird die mannigfaltigsten Perturbationen in dem Ablaufen der Vorstellungsreihen bewirken.

Ehe wir weiter gehn, muss hier im Vorbeigehn angemerkt werden, dass die angenommenen Umstände reich an Veranlassungen zu sehr mancherlei *Gefühlen* sein werden. Denn die ablaufenden Reihen mögen nun einander begünstigen, etwa nach §. 87, oder hindern: so entstehen hieraus Gefühle der Lust und Unlust eben in so fern, als dadurch noch andere Zustände der Vorstellungen bestimmt werden ausser dem Steigen und Sinken der letztern (§. 104—106). Ja diese Gefühle sind als *ästhetische Prädicate* von Gegenständen zu betrachten, wenn die mehrern, zugleich aufgeregten Reihen auf bestimmte Weise aus der nothwendigen Auffassung der Gegenstände hervorgehn. So ist das *räumliche* und *rhythmische Schöne* ohne allen Zweifel hieher zu rechnen, weil in demselben alles darauf ankommt, wie mehrere, zugleich in Gang gesetzte, Reproductionen in ihrem Ablaufen einander begegnen (§. 114).

Um aber unserem jetzigen Zielpuncte uns zu nähern, setzen wir endlich, statt der blossen Reihen von Vorstellungen oder Complexionen, ganze *Massen*, oder solche Mengen von Vorstellungen, die zum Theil vollkommen, zum Theil unvollkommen complicirt und verschmolzen sind, und in denen viele Reihen, wie man will, mit einander verwebt und verwickelt sein mögen. Aber hier müssen wir zuerst die Möglichkeit nach-

Digitized by Google

weisen, dass in einem menschlichen Geiste mehrere solche Massen vorhanden sein können, ohne sich so in einander zu verweben, dass sie zusammen nur *eine* Masse ausmachen würden. Denn dies ist ohne Zweifel der Zustand, wohin sie, wegen der Einheit der Seele, sich fortdauernd neigen.

Man wird sich am leichtesten orientiren, wenn man sich die Gedanken vergegenwärtigt, zu denen verschiedene Orte und Beschäftigungen veranlassen. Z. B. die Kirche, das Schauspielhaus, das Büreau, der Garten, das Schachbrett, das Kartenspiel u. dgl. Man wird nun sogleich wahrnehmen, dass jedem dieser Dinge eine eigene Vorstellungsmasse entspricht, welche, wenn sie im Bewusstsein Platz nimmt und sich mit allen ihr zugehörigen Vorstellungsreihen ausbreitet, dann gegen jede andre eine hemmende Gewalt äussert, die nicht bloss von der Qualität der einzelnen, in ihr enthaltenen Vorstellungen, sondern ganz besonders von dem Rhythmus der ganzen Vorstellungsreihen nach §. 112, und von den eigenthümlichen Gefühlen, die damit verknüpft sind, abgeleitet werden muss. Daher können die mehrern Massen nur in schwache Berührung kommen, wenigstens nicht leicht so innig sich verweben, dass nicht die eigenthümliche Wirkungsart einer jeden noch deutlich erkennbar bliebe. Wie oft aber eine Berührung unter ihnen entsteht, — besonders wenn eine der Massen beträchtlich stärker oder aufgeregter ist als die andre, so oft ereignet sich etwas, wobei die gemeine Psychologie eine Wirksamkeit des innern Sinnes zu Hülfe ruft.

Der Deutlichkeit wegen erinnern wir zuerst an den äussern Sinn. Die Auffassungen desselben werden appercipirt oder zugeeignet, indem ältere gleichartige Vorstellungen erwachen, mit jenen verschmelzen, und sie in ihre Verbindungen einführen. Angeregte Erwartung befördert die Apperception; so beobachten wir ein Schauspiel, indem gleich der Anfang desselben eine Menge von Vorstellungen in Bewegung bringt, wie das Stück wohl fortgehn *könnte;* mit welchen alsdann der *wirkliche* Verlauf in allerlei Verhältnisse der Hemmung und Verschmelzung eintritt. — Dasselbe nun geschieht auch *innerlich;* ohne dass die Auffassungen *von aussen* gegeben werden. Wenn wir rechnen, so beobachten wir die Zahlen, die sich aus der Rechnung ergeben. Alle Zahlvorstellungen sind aufgeregt; von diesen unabhängig bringt die Rechnung selbst gewisse Zahlen zum

Digitized by Google

Vorschein; so wie aber die letztern herauskommen, treffen sie auf jene schon wartenden Vorstellungen, theils hemmend, theils sich mit ihnen verbindend.

Hier ist der innere Sinn vorhanden, wenn auch die appercipirte Vorstellung nicht immer als *unsere* Vorstellung *Uns* zugeeignet wird, wovon tiefer unten.

§. 126.

Eine Verschiedenheit jedoch zwischen der Apperception der innern Wahrnehmung und der äussern dringt sich auf, die uns den Weg zu versperren scheint.

Nämlich bei der äussern Wahrnehmung ist offenbar diese selbst das Appercipirte; und die aus dem Innern hervorkommende, mit ihr verschmelzende, Vorstellungsmasse ist das Appercipirende. Die letztere ist die bei weitem mächtigere; sie ist gebildet aus allen frühern Auffassungen; damit kommt die neue Wahrnehmung auch bei der grössten Stärke der momentanen Auffassung nicht in Vergleich, zudem wegen der abnehmenden Empfänglichkeit; — und deshalb muss sie sich gefallen lassen, hineingezogen zu werden in die schon vorhandenen Verbindungen und Bewegungen der ältern Vorstellungen.

Aber bei der innern Wahrnehmung, wo beides, das Appercipirte und das Appercipirende, innerlich ist, kann man wohl anstehen und fragen: welche Vorstellung *wird* hier *zugeeignet*, und welche ist die *zueignende*? Bei ein paar Vorstellungsreihen, wie wir oben, ohne weiteren Unterschied, angenommen haben, muss dieses schlechterdings zweifelhaft bleiben; und daraus sehen wir, dass in denjenigen Fällen, wo sich *deutlich* dasjenige offenbart, was man den innern Sinn zu nennen gewohnt ist, noch eine nähere Bestimmung hinzukommen werde.

Wir haben hier Ursache, der Analogie mit der äusseren Wahrnehmung nachzugehen. Denn offenbar ist der psychologische *Begriff des inneren Sinnes* ein nachgebildeter Begriff, der die Aehnlichkeit gewisser Thatsachen des Bewusstseins mit denen der äusseren Wahrnehmung ausdrücken soll. Die zuerst vom innern Sinne redeten, erfuhren in sich selbst etwas, das sie nur mit den Auffassungen durch Auge und Ohr und Getast, zu vergleichen wussten. Eine Aehnlichkeit also muss da sein; und wir werden sie leicht finden, wenn wir uns das Verhältniss *einer* innern Vorstellungsreihe zu einer *andern* ana-

log denken mit dem Verhältnisse des äusserlich Wahrgenommenen zu den ihm von Innen her entgegenkommenden Vorstellungsmassen.

Erstlich also: die Perception geht allemal voran vor der Apperception; hingegen die letztere ist das Nachbleibende. Sie gleicht dem langsam, aber sicher, fortgehenden Geschäfte der Assimilation. Dies zeigt sich ganz klar bei der äussern Wahrnehmung. Das neu Aufgefasste drückt Anfangs auf die vorhandenen Vorstellungen; es drängt sie gegen die mechanische Schwelle hin (§. 77), so fern sie ihm entgegengesetzt sind; es hebt die ihm gleichartigen vorhandenen Vorstellungen im ersten Anfange nur langsam hervor (§. 82, 97); allein sehr bald wird dies Hervortreten lebhafter (ebendaselbst); dagegen wird die momentane Auffassung schwächer wegen der abnehmenden Empfänglichkeit (§. 94), und das Aufgefasste wird mehr und mehr gehemmt, wenn nicht das ihm entgegenkommende Gleichartige es verstärkt und aufrecht hält.

Zweitens: die von Innen her entgegenkommenden Vorstellungsmassen sind die stärkeren, die dominirenden; und die neu aufgefasste, wie schon oben bemerkt, muss sich gefallen lassen, von diesen an ihren Platz gestellt zu werden.

Beides wollen wir nun anwenden auf die innere Wahrnehmung. Wir setzen also voraus: eine *schwächere*, *weniger tief* in dem ganzen Gedankenkreise eingewurzelte Vorstellungsreihe sei aufgeregt, und entwickele sich nach ihrer Art im Bewusstsein; dabei sei eine andere, *stärkere*, *tiefer liegende*, obgleich jetzt mehr im Gleichgewichte mit sich selbst und mit den übrigen Vorstellungen ruhende Gedankenmasse, entweder schon im Bewusstsein, oder sie werde eben durch irgend welche Glieder jener vorigen geweckt und in Bewegung gebracht; (wobei man immer die Reproductionsgesetze der §§. 81—91 und besonders noch des §. 112 sich gegenwärtig erhalten muss.) Wiefern nun zwischen beiden Vorstellungsreihen etwas Entgegengesetztes ist, folgt Anfangs jene erstere, mehr aufgeregte, ihrem eigenen Zuge; sie drängt die andre zurück, nämlich in Hinsicht auf diejenigen Elemente, die gerade den Gegensatz bilden; eben dadurch aber setzt sie dieselbe in Spannung, und nur um so kräftiger dringt nun die andre, ohnehin aufgerufen durch das Gleichartige beider, hervor; jetzt *formt sie die erstere nach sich*, indem sie an den gleichartigen, mit ihr verschmelzenden Ele-

Digitized by Google

menten sie gleichsam vesthält, in andern Puncten sie zurücktreibt, und ihr dadurch eine Menge von passiven Bewegungen ertheilt, bei denen dieselbe weder hoch ins Bewusstsein emporsteigen, noch gegen die Schwelle herabsinken kann, sondern still stehen muss; während die stärkere sich nach eigenen Gesetzen entwickelt, und von immer mehreren Seiten an die erstere anschlägt.

So geschieht es, wenn wir einen plötzlichen Einfall, den irgend ein verborgener psychologischer Mechanismus hervortreibt, (man sehe zum Beispiel §. 85 gegen das Ende,) näher besehen, ihn wie ein Object fixiren, ihn der Prüfung unterwerfen. So geschieht es, wenn ein Affect anfängt sich abzukühlen (vergl. §. 106); wenn nun die durch ihn zurückgedrängten Vorstellungen ihren Platz wieder einnehmen, aber zugleich aus der schon schwindenden Vorstellungsmasse des Affects die gleichartigen Elemente hervorholen, und damit die ganze Masse in ihrer sinkenden Bewegung anhalten, sie wieder vorführen, ohne sie doch ihrer eigenen Entwickelung zu überlassen; woraus eine Menge von *peinlichen Gefühlen* entstehen kann, indem nun alle Elemente, die zu der Vorstellungsmasse des Affects gehören, eingeklemmt sind zwischen den andern der gleichen Masse, (die durch alle ihre Complicationen und Verschmelzungen einen beständigen Einfluss auf einander auszuüben streben,) und zwischen der überwiegenden Gewalt der wiedergekehrten stärkeren Vorstellungen. Hierin liegt eine Bestätigung dessen, was oben über die Gefühle gesagt ist; s. §. 104. — So geschieht es vollends bei der moralischen Selbstkritik, bei dem Rückblick auf ganze Reihenfolgen von Gesinnungen und Handlungen. Die zu diesen Reihenfolgen gehörigen Vorstellungen erleiden schon dadurch eine Gewalt, dass sie als eine *Zeitstrecke* betrachtet und gemustert werden, welches geschieht, indem die jetzt herrschende Vorstellungsmasse in verschiedene Puncte jener Reihenfolgen *zugleich* eingreift, und dadurch die in denselben wirksamen Reproductionsgesetze auf mehr als Eine Weise in Thätigkeit setzt (§. 115). Hiezu kommt nun noch das Widerstreben der nämlichen Reihenfolgen wegen ihres Inhalts; die Anstrengungen von Begierden und Affecten, welche in ihnen gegründet sind, verbunden mit der Bändigung eben dieser Aufregungen durch die Macht der sittlichen Ueberzeugungen, aus denen ein ganzes Gemälde dessen hervorgeht,

Digitized by Google

was hätte gedacht, gewollt, und gethan werden sollen, während das Gegentheil als wirklich geschehen der Erinnerung vorschwebt. In einem solchen Kampfe der Vorstellungsmassen gegen einander, können die bitteren Schmerzen der Reue nicht ausbleiben. Sie erzeugen sich daraus, dass die Vorstellungen von dem, was geschehn ist, in sehr vielen Puncten verschmelzen müssen mit den Vorstellungen von dem, was hätte geschehen sollen; dass sie aber dieser Verschmelzung nicht nachgeben können, weil sie dabei aus ihren eigenen Complicationen und Verschmelzungen herausgerissen werden. Der Conflict, der hier entsteht, ist schon dann schmerzlich fühlbar, wenn alte angenommene Meinungen eine Berichtigung erleiden sollen; die sie so lange als immer möglich von sich stossen; dergestalt, dass eine solche Berichtigung selbst dann nicht immer von Statten geht, wenn moralische Grundsätze einer pflichtmässigen Wahrheitsliebe hinzukommen.

§. 127.

Jetzt können wir uns mit der Frage beschäftigen, unter welchen Umständen die innere Wahrnehmung wirklich erfolge, unter welchen andern sie ausbleibe.

Die gemeine Meinung unterscheidet bei der ausbleibenden innern Wahrnehmung Fälle, in denen sie hätte erfolgen können und sollen, von andern, in welchen sie nicht sei zu erlangen gewesen, oder auch sich gar nicht denken lasse. Z. B. Jemand übereilt sich, er erzählt, was er verschweigen sollte, er lacht oder gähnt, wo dadurch der Anstand verletzt wird. Hier hätte er die ersten Regungen bemerken, und ihnen widerstehen sollen. Dasselbe kommt bei Affecten und Leidenschaften vor, in dem Augenblicke, wo sie den Menschen seinen bessern Gesinnungen entführen. — Dagegen erwartet man das Aufmerken auf seine innern Zustände nicht von dem schwachen und ungebildeten Menschen; nicht von dem Kinde; am wenigsten von dem Thiere. Aber auch von dem gebildeten Manne verlangt man es nicht in Zuständen der Begeisterung; man hält es nicht für möglich, dass ein Dichter und Erfinder über die Gedankenfolge Rechenschaft ablege, die ihn allmälig bis auf den Punct geführt habe, worauf er bewundert wird. Und man würde demjenigen nicht einmal glauben, der da vorgäbe, alle Motive seiner Handlungen vollständig aufzählen und abwägen,

Digitized by Google

die Falten seines eignen Herzens gänzlich durchschauen zu können.

Vergleichen wir hiemit unsre zuvor aufgestellte Theorie: so sehen wir, dass Alles darauf ankomme, ob die appercipirende Vorstellungsmasse vorhanden, ob sie stark genug war, theils um der zu appercipirenden in ihrem Steigen zu widerstehen, theils um dieselbe in ihrem Sinken vestzuhalten, ob sie dazu genug Berührungspuncte mit jener, genug Gleichartiges hatte;* endlich wie bald sie in Wirksamkeit trat, wie schnell sie sich der andern bemächtigte, oder im Gegentheil, wie lange sie dieselbe noch einer eignen freien Bewegung überliess.

Die appercipirende Vorstellungsmasse kann nicht aus neuen, noch in wenigen Verbindungen befindlichen Vorstellungen bestehn; nur in den vielfach zusammengeflossenen und durch einander verstärkten Totalkräften wird man sie suchen dürfen. Also vorzüglich in den Begriffen (§. 121), und in den daraus gebildeten Urtheilen, die man auch *Maximen* nennen kann. Von dem gebildeten Menschen verlangt man, dass er Maximen habe; man muthet ihm an, dass diese stark genug, dass sie rasch und lebendig und in ihrem Wirken unermüdet seien, um ihm gegen das Unkluge, Unanständige, Unsittliche, was freilich in einem jeden Menschen sich regen könne, zuverlässigen Schutz zu gewähren. Aber so genau kennt man den psychologischen Mechanismus nicht, um zu wissen, *wie viel* Kraft die Maximen haben müssen, und *wie wenig* stark die Phantasien und Affecten sein müssen, wenn diese von jenen sollen schnell genug wahrgenommen, und zum Gegenstande der Betrachtung gemacht werden. Auf jeden Fall lässt sich zu jeder Stärke der roheren Aufregungen eine andere Stärke der entgegenwirkenden Vorstellungen hinzudenken, welche hinreichen würde, um jene zu überflügeln, zu fixiren, zu beherrschen. Und dies sind also diejenigen inneren Wahrnehmungen, deren Möglichkeit man im allgemeinen voraussetzt.

Hingegen bei einer schnellen, rasch vorübergehenden, sehr mannigfaltigen, sehr neuen Entwickelung von Gedanken; oder auch bei sehr schwachen Vorstellungen, welche von dem ge-

* Denn man vergesse nicht, dass das Vesthalten durch Verschmelzungen geschieht, und dass die Verschmelzungen von der Gleichartigkeit der Vorstellungen abhängen.

Digitized by Google

ringsten Drucke auf die Schwelle geworfen werden: da ist die innere Wahrnehmung weder möglich, noch auch wird sie für möglich gehalten. Hierüber belehrt die allgemeine Erfahrung einen Jeden deutlich genug. Höchstens wird in solchen Fällen etwas *gefühlt, das sich nicht aussprechen lässt.* Das heisst, die andern, stärkeren, älteren, ruhiger liegenden Vorstellungsreihen, gerathen durch jene in eine ungewöhnliche Bewegung; es verschmilzt mit ihnen etwas unbedeutend Weniges von jenen; sie erhalten einen leichten Anflug, und treten, mit diesem behaftet, höher ins Bewusstsein hervor; aber die Verschmelzug ist zu schwach, als dass durch Hülfe derselben das schon Entflohene könnte vollständiger zurückgerufen, und in allen seinen Theilen einer genauern Bestimmung, einer weitern Formung durch die mächtigern Vorstellungsmassen unterworfen werden.

Diesen Fällen gegenüber stehn diejenigen, wo die Schuld der mangelnden inneren Wahrnehmung an den Vorstellungsmassen liegt, die die Apperception bewirken sollten. In den früheren Kinderjahren sind dieselben noch gar nicht gebildet; darum bleibt hier der einfachste, roheste Mechanismus der kaum gewonnenen Vorstellungen sich selbst überlassen, es ist kein Faden vorhanden, woran die zufälligen Aufregungen derselben könnten aufgereihet werden. Erleidet der Geist einen Druck durch Organisationsfehler: so werden die vorhandenen älteren und mächtigern Massen in ihrer Wirksamkeit gegen die jüngeren unaufhörlich gestört; dasselbe geschieht in Zuständen der Berauschung und der entflammten Leidenschaften. Sind endlich diese Massen im eigentlichsten Verstande nur *blosse* Massen, blosse Anhäufungen ohne innerliche Ausbildung und Anordnung, wie bei rohen Menschen: so können sie unmöglich auf das ihnen im Bewusstsein Begegnende eine solche Wirkung äussern, wie dies bei dem gebildeten Manne sich ereignet.

Uebrigens ist nun klar, dass die innere Wahrnehmung allemal geschieht, wann und in wie weit sie geschehn kann; und dass sie nur dann ausbleibt, wenn sie aus irgend einem Grunde verhindert, oder durch gar keinen Grund hervorgebracht war. Für die gesetzlosen Spiele der sogenannten *transscendentalen* Freiheit ist hier kein Platz; man kann aber schon ahnen, worauf dasjenige beruht, was man mit Recht Freiheit des Willens,

Digitized by Google

der Aufmerksamkeit, der Besonnenheit, nennen mag; ein Gegenstand, zu welchem wir uns jetzt allmälig immer näher werden hinzugeführt finden.

Unter den ferneren Bemerkungen, die sich uns darbieten, ist die nächste ohne Zweifel die, dass nicht bloss zwei Vorstellungsmassen, sondern auch drei oder mehrere einander im Bewusstsein begegnen, wecken, formen und über einander herrschen können. So geschieht es, dass der Mensch nicht bloss den letztvergangenen Gedanken tadelt, sondern wiederum des Tadels spottet, und den Spott bereut. — Ferner, unter den mehreren Vorstellungsmassen, deren jede folgende die vorhergehende appercipirt, oder von denen wohl auch die dritte sich die Verbindung oder den Widerstreit der ersten und zweiten zu ihrem Gegenstande nimmt, muss irgend eine die letzte sein; *diese höchste appercipirende wird nun selbst nicht wieder appercipirt.*

Weiter: blicken wir auf die früher betrachteten Gegenstände zurück; so findet sich keiner, der nicht nähere Bestimmungen bei Gelegenheit der innern Wahrnehmung erhielte. Dass Gefühle, Affecten, Begierden durch sie gemildert werden, ist schon bemerkt; offenbar aber müssen auch dieselben dadurch vermehrt und mannigfaltiger werden. Welche Ausbildung, welche Ausgleichung und Erhebung zu Normalgestalten, (dergleichen die Geometrie zu ihrem Gegenstande macht,) die räumlichen Vorstellungen gewinnen, wenn die jüngeren durch die früher erworbenen appercipirt werden: dies wäre eine sehr interessante Untersuchung, wenn wir uns hier damit befassen könnten. Dass die Begriffe bei innerer Wahrnehmung gleichsam chemisch auf einander wirken, dass sie einander zersetzen, und in neue Verbindungen eingehn müssen, dass dabei Urtheile in Menge zum Vorschein kommen werden: dies alles lässt sich gleichsam in der Ferne erkennen; es mag aber für künftige Untersuchungen dahingestellt bleiben.

Endlich müssen wir jetzt aussprechen, was sich ohne Zweifel dem Leser längst aufgedrungen hat, nämlich dass wir hier in der Nähe des *Selbstbewusstseins* uns befinden. Die früherhin so mühsam gesuchte *Ichheit* kann sich uns nicht lange mehr entziehen. Und wahrscheinlich werden die Meisten es sehr beschwerlich finden, dieses Centrum, ja diese Seele bei den bisher erwähnten Gegenständen zu entbehren. Sie werden fra-

Digitized by Google

gen, ob es denn Begriffe, Urtheile, und innere Wahrnehmungen geben könne, ohne Selbstbewusstsein? Ob auch nur irgend ein räumliches Object sich auffassen lasse ohne Subject, dem es gegenüber stehe?

Die nun solchergestalt eine Menge leicht vorherzusehender Einwendungen gegen unsre Darstellung im Sinne tragen, diese mögen mit sich selbst überlegen, was denn wohl für einen Begriff von dem Vorstellungskreise der Thiere, und insbesondere der edleren Thiere, sie sich zu machen geneigt seien? Wollen sie denselben eine vollkommene Ichheit zugestehn? dergleichen nach allen äussern Zeichen sogar dem menschlichen Kinde eine geraume Zeitlang fehlt! Aber räumliche und zeitliche Vorstellungen, die erstern in beträchtlicher Ausbildung, ferner die roheren Anfänge von Begriffen, Urtheilen, und selbst von inneren Wahrnehmungen, können den edlern Thieren nicht abgesprochen werden. Daher gehört dies alles in die Sphäre derjenigen allgemeineren Betrachtungen, welchen dieser erste Abschnitt gewidmet war.

§. 128.

In den Kreis der Apperceptionen fällt auch ein grosser Theil dessen, was man *Aufmerken* nennt. Allein hier müssen verschiedene Bedeutungen des Worts von einander gesondert werden. Dass die Aufmerksamkeit in die willkürliche und unwillkürliche zerfällt; dass die letztere wiederum zum Theil von der Reproduction abhängt, zum Theil auch hievon unabhängig, durch zwei positive Ursachen, die Stärke des Eindrucks und die Empfänglichkeit, und durch zwei negative, den Hemmungsgrad und die Abweichung vom Gleichgewichte der frühern Vorstellungen, bestimmt wird: dies muss aus der Abhandlung *de attentionis mensura* als bekannt vorausgesetzt werden; deren grösster Theil nur genauere Berechnung des im §. 95 behandelten Problems ausmacht. Doch einen Hauptgedanken muss ich daraus hier anführen.

Ursprünglich ist Aufmerksamkeit nichts anderes als die Fähigkeit, einen Zuwachs des Vorstellens zu erzeugen. Die Grösse dieser Fähigkeit sei $= X$, so ist Xdt der Zuwachs im Zeittheilchen dt; aber eben derselbe ist auch gleich dem Anwachs des Ueberschusses, um welchen die Wahrnehmung in der Zeit t grösser ist als deren Gehemmtes, also $= d(z-Z)$ in der Bedeutung des §. 95; demnach aus $Xdt = d(z-Z)$ folgt

$X = \frac{d(z-Z)}{dt}$, und die Berechnung dieses veränderlichen Differentialquotienten ist unmittelbar die Bestimmung der Aufmerksamkeit; welche meistens in einem nothwendigen Abnehmen begriffen, doch auch in seltenen Fällen Anfangs eine kleine Zeitlang wachsend befunden wird; wie in der genannten Abhandlung ausführlich ist dargethan worden.

Auf diesen Begriff der, von den *primären* Ursachen bestimmten, Aufmerksamkeit wird aber derjenige nur mit Mühe kommen, der sie auf analytischem Wege untersucht. Er hat erstlich zweierlei abzusondern und bei Seite zu setzen, nämlich den *Entschluss*, aufzumerken, welcher der Auffassung vorangeht, und das innerliche *Wiederholen* des Gemerkten (das Memoriren), wodurch die schon geschehene Auffassung eingeprägt wird. Dann muss noch abgeschieden werden das Merken aus *Begierde* (zum Theil blosser Neugierde), und der Zustand gereizter *Empfindlichkeit*, mit dem öfter eine falsche Aufmerksamkeit des Erschleichens und Missverstehens, als die wahre Sammlung des Gegebenen, verbunden zu sein pflegt. Endlich bleibt nun die bloss *appercipirende* Aufmerksamkeit übrig, von der wir hier hauptsächlich zu reden haben; würde aber auch die Apperception hinweggedacht, dann erst käme jene zuvor erwähnte, bloss von den vier primären Ursachen abhängende Aufmerksamkeit $= \frac{d(z-Z)}{dt}$ zum Vorschein. Man sieht, dass wir hier mit einem sehr zusammengesetzten Gegenstande zu thun haben.

Das appercipirende Merken, welches Reproduction einer älteren Vorstellungsmasse voraussetzt, ist am bekanntesten und auffallendsten bei den Meistern jeder Kunst und Wissenschaft, die sogleich den gegen die Regeln derselben begangenen Fehler spüren. Wie schneidet ein Sprachschnitzer ins Ohr des Puristen! Wie beleidigt ein Misston den Musiker! oder ein Verstoss gegen die Höflichkeit den Weltmann! Wie schnell sind die Fortschritte in einer Wissenschaft, deren Anfangsgründe so scharf eingeprägt waren, dass sie sich mit grösster Leichtigkeit und Bestimmtheit reproduciren lassen; wie langsam und unsicher hingegen werden die Anfänge selbst gelernt, wenn nicht die noch einfachern Elementar-Vorstellungen gehörig dazu prädisponirt waren. — Das Merken durch Apperception

Digitized by Google

zeigt sich schon bei kleinen Kindern sehr deutlich, wenn sie in der ihnen noch unverständlichen Rede der Erwachsenen die einzelnen bekannten Worte plötzlich auffassen und nachlallen; ja schon bei dem Hunde, der den Kopf umwendet und uns ansieht, indem wir von ihm sprechen und seinen Namen nennen. Nicht weit davon entfernt ist das Talent zerstreuter Schulknaben während der Lehrstunde, den Augenblick wahrzunehmen, wo ein Geschichtchen erzählt wird; ich erinnere mich an Schulklassen, worin während eines wenig interessanten Unterrichts bei schlaffer Disciplin beständig ein summendes Plaudern zu hören war, das jedesmal eine Pause machte, so lange die Anekdoten dauerten. Wie konnten die Knaben, da sie gar nichts zu hören schienen, den Anfang der Erzählung ergreifen? Ohne Zweifel hatten die Meisten stets wenigstens Etwas von dem Lehrvortrage vernommen; es fehlte aber demselben die Anknüpfung an frühere Kenntnisse und Beschäftigungen, daher fielen die einzelnen Worte des Lehrers, so wie sie gesprochen wurden, der Hemmung anheim, und die Auffassungen blieben unverschmolzen; sobald hingegen alte Vorstellungen erwachten, deren starke Verbindung Reihen hervorzurufen im Begriff war, mit welchen sich das hinzukommende Neue leicht vereinigte, entstand eine Totalkraft aus Altem und Neuem, wodurch die zerstreuenden Gedanken wenigstens auf die mechanische Schwelle getrieben wurden. Ich will mich hier nicht bei pädagogischen Dingen aufhalten; sonst wäre leicht zu zeigen, wie nothwendig es für die Kunst des Unterrichts ist, alle Parthien desselben, — aber besonders die grössern Umrisse, — dergestalt im voraus anzuordnen, dass die *Möglichkeit* des Merkens auf das Nachfolgende aus den früher gewonnenen Kenntnissen hervor gehe; und dass diese Möglichkeit, so weit sie vorhanden ist, stets aufs Vortheilhafteste benutzt werde. (Diejenigen, welche sich noch heute mit der höchst thörichten Streitigkeit zwischen Humanismus und Philanthropinismus tragen, würden davon ohnehin nichts verstehn.) Keineswegs bloss für den Erzieher, sondern in einer viel weitern Sphäre gilt die Erinnerung: man müsse vor allen Dingen überlegen, dass Jeder, während er einem Vortrage zuhört, in derselben Zeit irgend etwas Anderes denken würde, wofern der Vortrag nicht wäre; denn dieses Andere bildet die hemmende Kraft, welche muss überwunden werden, wenn das Merken möglich sein soll. Das

Digitized by Google

Umgekehrte zeigt sich dann, wann wir an den Abschnitt eines interessanten Buches gekommen sind, und uns noch für eine kleine Weile in dem Eindruck so gefangen fühlen, dass wir zu eigenen Betrachtungen nicht kommen können. Die hemmende Kraft ist hier völlig verschwunden, das anziehende Buch hat durch lebendige Darstellung (besonders durch das Poëtisch-Anschauliche eines *Homer*, — oder eines *Walter Scott*,) unsere Gedankenreihen so entfaltet, so fortgelenkt, wie sie, ihrem innern Triebe nach, sich zu entwickeln bereit waren; dann ihren Strom, wenn er stark genug aufgeregt war, durch Hindernisse verdichtet, (ein Punct, wovon anderwärts* die Rede sein wird,) um ihn theilweise wieder frei zu lassen, und ihn mit hinreichender Energie nach verschiedenen Richtungen zu spalten, zu verbreiten, nach mancherlei Wechseln wieder zu sammeln und in einem geräumigen Bette fortfliessen zu lassen. Fortwährend ist hier die Apperception thätig gewesen; immer hat das Neue gepasst zum Früheren, immer war es darauf eingerichtet, die aufgeregten Fragen zu beantworten**, um uns in neue Fragen zu verwickeln; nie war das Eine gleichgültig für das Andere; und indem selbst anscheinende Kleinigkeiten späterhin die Anknüpfungspuncte für wichtige Folgen abgaben, gewann dadurch die nämliche Vorstellungsmasse eine neue Wirkungsart, und eine andre Form ihrer Verwebung, um sich das Hinzukommende in vielen Puncten zugleich anzueignen. — Dass nun eine solche Apperception nicht bloss eine äussere sein kann, sondern auch eine innere: bedarf nach dem, was zuvor über den innern Sinn gesagt worden, keiner Erläuterung mehr. Ohne Zweifel musste sie bei dem Dichter früher eine innere sein, ehe sie für den Leser eine äussere werden konnte. Hätte nicht der Dichter seine zuströmenden Gedanken appercipirt, so hätte er nicht wählen, verwerfen, nicht ordnen und ausbilden können, und der Leser würde in ihm nur den geschmacklosen Phantasten erblicken.

---

* Im §. 150.

** Wenn Erwartung mit dem Merken verbunden ist, so wird durch die ins Bewusstsein getretenen Vorstellungen, welche innerhalb der Sphäre der Erwartung liegen, ein beträchtlicher Theil der Empfänglichkeit im Voraus erschöpft, hingegen wird der Gegensatz vermindert, nämlich für den Fall, wenn die Erfolge der Erwartung entsprechen. Ein unerwarteter Erfolg findet mehr Gegensatz, aber auch mehr Empfänglichkeit. Vgl. §. 98.

Digitized by Google

Die vorhergehenden Capitel wiesen hin auf das Allgemeine, was der psychologische Mechanismus schon bloss darum aus den Empfindungen bereitet, weil die verschiedenen Klassen derselben in der Einen Seele mit ihren Gegensätzen successiv so zusammentreffen, wie die Ordnung der äussern Natur es mit sich bringt. Daher Raum, Zeit, Zahlen, Kategorien; die nämlichen für Alle; selbst wenn die Sinne nicht die nämlichen wären. Darin treffen Menschheit und Thierheit zusammen, und der Unterschied liegt bloss in dem Mehr oder Weniger der Entwickelung; die bei unsern bekannten Thieren auf der Erde allerdings durch mancherlei Nebenumstände gehindert ist, wovon man den Begriff des thierischen Daseins im allgemeinen wohl befreien könnte, ohne gerade das eigenthümliche Gebiet der menschlichen Cultur zu berühren.

Das Gegenstück fängt an sich jetzt zu offenbaren. Zwar nicht alle innere Apperception können wir mit Grunde den Thieren absprechen. Aber dass wir uns hier in einer ganz andern Sphäre befinden, das verräth sich schon durch das minder Bestimmte der Resultate, die wir erhalten. Die Apperception richtet sich nach den älteren, den früher erworbenen und seit längerer Zeit gebildeten Vorstellungsmassen in ihrem Verhältniss zu den späteren, minder starken, minder verschmolzenen, welche eben darum zu jenen in einem Verhältnisse der Abhängigkeit stehen. Wer kann denn sagen, wie diese verschiedenen Vorstellungsmassen eigentlich beschaffen seien? Und wie sie dem gemäss wirken? Das Allgemeinste hievon wird im nächsten Capitel dargestellt werden. Aber die zufälligsten Umstände des äussern Lebens, in Verbindung mit der Organisation, können und müssen darauf einfliessen. Die Erfahrung bestätigt das. Sie zeigt uns in dem Merken, dem Appercipiren der Menschen die grössten Verschiedenheiten. Einige Menschen sehen und hören Alles, was in ihre Umgebung kommt; man darf sie nur rufen, wenn etwas verloren ist, so finden sie es; aber sie werden gefürchtet von denen, die etwas zu verbergen haben. Sehr sichtbar kommt nicht bloss die Beschaffenheit und Verknüpfung der appercipirenden Vorstellungsmassen hiebei in Betracht, sondern auch ganz besonders die Frage, wieviel davon zugleich über der Schwelle des Bewusstseins sich erhalten kann. Physiologische Hemmung, reizbares Temperament, Vertiefung in gewisse Fragen oder Sor-

Digitized by

gen, die fortdauernd den Kopf einnehmen, sind gegenwirkende Kräfte, welche die Sphäre der Apperception enger beschränken. — Wir sehn hier ein wichtiges *Princip der Individualität.* Sogar der Einzelne ist in diesem Puncte von sich selbst verschieden, nach Alter und Geschlecht, nach Lagen und Launen; sein Merken und Nicht-Merken, sammt Allem was davon abhängt, bleibt ihm Zeitlebens ein Räthsel. Für den aufmerksamen Erzieher wird dies Räthsel noch bei weitem grösser. Die offenen Augen und Ohren der einen, der Stumpfsinn der andern, in Allem was Beobachtung erfordert, bei gleicher Behandlung unter gleichen Umständen, — dieser Unterschied ist eine unläugbare Thatsache, die den Erfolg der sorgfältigsten Behandlung im hohen Grade ungewiss macht.

Fasst man die Menschheit überhaupt ins Auge: so verschwinden diese Unterschiede als unbedeutend gegen den Abstand des Menschen und des Thiers. Die Menschheit ist ein Individuum nach vergrössertem Maasstabe. Die Stärke und Thätigkeit der Reflexion, (einer nähern Bestimmung der Apperception,) ist der Sitz, wiewohl nicht der erste Grund, ihrer geistigen Ueberlegenheit.

Digitized by Google

ZWEITER ABSCHNITT.

VON DER MENSCHLICHEN AUSBILDUNG INSBESONDERE.

ERSTES CAPITEL.

Von den Hülfsmitteln der Ausbildung, welche dem Menschen von Natur eigen sind; und von deren Erfolgen, den Kategorien der innern Apperception.

§. 129.

Weder beweisen noch auch nur wahrscheinlich machen lässt sich die Hypothese, dass die menschlichen Seelen eine eigene Art von Seelen ausmachen, in deren Beschaffenheit ursprünglich die menschliche Ausbildung vorbestimmt sei. Vollends eine Mehrheit von Anlagen in dem einfachen Wesen der Seele, ist eine metaphysische Ungereimtheit; wie wir mehrmals erinnert haben.

Die analytische Untersuchung über das eigenthümlich Menschliche muss von solchen Thatsachen ausgehn, die zu den unbezweifelten Grundcharakteren der Menschheit gehören. Sie muss zuerst die nächsten und offenbarsten Folgen derselben hervorheben, und alsdann zusehen, welche nähere Bestimmungen sich aus deren Verbindung mit der allgemeinen Beschaffenheit des geistigen Lebens ergeben.

Der Mensch hat *Hände;* er hat *Sprache.* Er durchlebt eine *lange, hülflose Kindheit;* und nur da, wo diese Kindheit von erwachsenen Menschen gepflegt ist, sieht man ihn beträchtlich über das Thier sich erheben. Von der Gesellschaft, in welcher er heranwächst, ist er äusserst abhängig in Ansehung des Grades von Bildung, den er erreicht.

Das Wesentliche ist hier die Masse von Vorstellungen, und die Verarbeitung derselben, welche aus den angezeigten Eigenthümlichkeiten des Menschen entspringen muss. Die Be-

Digitized by Google

trachtungen, welche sich darüber anstellen lassen, sind bekannt genug; und wir dürfen ihrer nur erwähnen, um sie mit unsern frühern Untersuchungen in Verbindung zu setzen.

Beachtet man ein junges Thier, zu der Zeit, wo es *spielt*, wie wir sagen, oder besser, wo es die äussern Gegenstände nach seiner Art betastet, sie hin und her wirft, und ihnen die mannigfaltigen Erscheinungen, welche sie darbieten können, abzugewinnen sucht: dann muss auffallen, wie sehr dem Thiere die Hände fehlen, schon bloss in so fern dadurch die Dinge genöthigt werden, ihre sinnlichen Kennzeichen zu offenbaren. Das Thier kann nichts eigentlich greifen, nichts bequem zur Anschauung hinstellen; es erfährt nichts von allen dem, was durch den Gebrauch der Hände das menschliche Kind aus den *Versuchen* lernt, die es mit den Dingen vornimmt. Deshalb bleibt der Vorstellungskreis des Thiers schon in seinen allerersten Anfängen hinter dem menschlichen zurück. Hier macht der Elephant mit seinem Rüssel, so wie der Affe mit seinen, der Hand ähnlichen Werkzeugen, gewissermaassen eine Ausnahme, die offenbar ihre bedeutenden Folgen hat.

Dabei müssen wir die Frage erheben, ob das Thier so mannigfaltiger Sensationen durch die gleichen Sinne fähig sei wie der Mensch? Der scharfe Geruch mancher Tiere scheint dennoch das Wohlriechende nicht zu kennen. Auch das Bunte der Farben macht auf sie nicht den Eindruck, den man erwarten müsste, wenn sie die Farben wie wir unterschieden. Da es sogar Menschen giebt, die nach *Kant's* Ausdruck alles gleichsam im Kupferstich sehen,* so ist leicht zu erwarten, dass wenigstens vielen Thiergattungen keine vollkommnere Sinnesempfindung zugetheilt sein möge; wodurch wiederum der ursprüngliche Vorrath an Elementarvorstellungen eine sehr bedeutende Verminderung erleidet.

Vereinigt sich nun beim Menschen die Hand mit den für mannigfaltigere Eindrücke empfänglichen Sinnen, um an jedem Dinge eine bedeutend grössere Zahl von Merkmalen ursprünglich aufzufassen: so ist doch noch wichtiger das *Handeln*, welches von der Hand den Namen wie die Möglichkeit erhalten hat.

Mit denjenigen Gefühlen, die unmittelbar aus den Bewegungen und Beugungen der Hand und ihrer Finger entstehen,

* *Kant's* Anthropologie S. 55. [Werke, Bd. X, S. 161.]

Digitized by Google

complicиren sich die Vorstellungsreihen, wodurch die Veränderungen der durch jene Bewegungen behandelten Gegenstände aufgefasst werden. Aus den Complicationen entstehen Reproductionsgesetze, nach welchen wiederum rückwärts auch die Vorstellungsreihen, durch welche eine ähnliche Veränderung der Gegenstände gedacht oder begehrt wird, die zugehörigen Gefühle hervorrufen. *Hieraus erklärt sich das Handeln*, wenn wir noch den physiologischen Umstand hinzunehmen, dass mit dem Wiedererwachen der Gefühle, welche früherhin durch die Bewegung der Hand hervorgebracht wurden, auch ein Anstoss gegeben ist, der nun rückwärts dieselbe Bewegung hervorbringt. Was diese Verbindung des Leibes und der Seele anlangt, so wird darüber im folgenden Abschnitte etwas gesagt werden. Hier haben wir es noch bloss mit den Verbindungen der Vorstellungen unter einander zu thun.

Das eben Bemerkte gilt nun zwar von allen beweglichen und zugleich empfindlichen Theilen des Leibes, von allen Gliedmaassen, der Thiere sowohl als der Menschen; und es erklärt sich daraus jede Art des leiblichen Handelns, auch ohne Hände. Aber die menschliche Hand, durch ihre ausgezeichnete Geschicklichkeit, bewaffnet die Strebungen und Begehrungen des Geistes ungleich vollständiger, ungleich erfolgreicher, als dies bei den Thiergeschlechtern der Fall sein kann. Die Hand macht aus jeder körperlichen Masse einen Diener und Verkündiger des Willens; ja sie macht aus *einem* Klotze vermittelst eines andern Klotzes durch Schlagen, Stossen, Reiben, endlich ein passendes Werkzeug für bestimmte Absichten; aus den ersten Werkzeugen werden andre kunstreichere; und aus der Zusammensetzung der Werkzeuge werden Maschinen. Auf diesem Wege bilden sich zahllose Beobachtungen und Erfahrungen, die den Gedankenkreis bereichern; und beinahe an jede Begehrung knüpft sich die Vorstellung eines *Mittels*, wodurch dieselbe könnte befriedigt werden.

§. 130.

Das Sprechen ist ursprünglich eine Art des Handelns. Anfangs schreiet das Kind, anstatt zu sprechen; und besonders bei eigensinnigen Kindern, deren Wünsche auf ihr Geschrei mehrmals sind befriedigt worden, sieht man deutlich, wie die Begierde das Schreien in Dienst nimmt, und dasselbe gerade wie ein Werkzeug gebraucht. Auf ganz ähnliche Weise wer-

Digitized by Google

den späterhin die articulirten Laute angewendet, welche mit den Vorstellungen der Gegenstände und ihrer Veränderungen sich compliciren. Denn es bedarf kaum einer Erinnerung, dass die Worte der Muttersprache mit ihren Bedeutungen *vollkommene Complexionen* bilden; deren Bewegungen aus den dahin gehörigen Gesetzen der Statik und Mechanik des Geistes zu erklären sind.

Die Hemmungen unter Complexionen hängen bekanntlich von den Hemmungen unter ihren Elementen ab (§. 58 u. s. w.). Also müssen auch die Hemmungen der Vorstellungen von Dingen bedeutende Modificationen annehmen wegen der Hemmung unter den Vorstellungen der blossen Worte. Und was das Auffallendste ist: auch solche Vorstellungen, die einander für sich allein nicht hemmen, wie *schwarz* und *süss*, oder wie ein Ton und ein Geruch, gerathen doch in eine Hemmung durch die an sie geknüpften Zeichen; indem sowohl die Vocale als die Consonanten der zugehörigen Benennungen, ja endlich die dazu nöthigen Schriftzüge, unter einander entgegengesetzt sind. — Noch mehr: die ganzen Massen und Reihen von Vorstellungen, welche auf einmal, oder doch mit mancherlei gleichzeitigen Bewegungen ins Bewusstsein treten, können nicht eben so zum Worte kommen; sie müssen sich, um ausgesprochen zu werden, in *eine* Reihenfolge ausstrecken; und sie können, nachdem sie ausgesprochen sind, als eine Zeitreihe überschaut werden. — Das Sprechen ist eine *Arbeit*. Wie diese von einer Vorstellungsmasse abhängt, in welcher der Begriff des Zweckes herrscht und beharrt, während die Vorstellungen der succesiv anzuwendenden Mittel in einer bestimmten Folge ablaufen: so auch muss der ganze auszusprechende Gedanke dem Sprechenden beständig vorschweben, doch so, dass die hineingehörigen Theilvorstellungen, und besonders die der hervorzubringenden Sprachlaute, sich in einer regelmässigen Succession entwickeln. Dies muss mannigfaltigen Einfluss auf die Gedanken selbst haben.

Doch die wichtigste Wirkung erfolgt erst da, wo die Sprache zum *Gespräch* wird; sie erfolgt in der *Gesellschaft*.

Durch das Gespräch kann nämlich *eine anhaltende und zusammenhängende Beschäftigung des Geistes mit dem Abwesenden und Vergangenen* entstehen. Wenn Einer die zufällige Erinnerung an ein Abwesendes ausspricht: so erwachen in dem

Digitized by Google

Andern Associationen, welche, abermals ausgesprochen, dem Ersteren zur Verlängerung des Fadens Gelegenheit geben, an welchem sie von nun an beide fortspinnen. Die hörbaren Worte, und die Gegenwart einer mitredenden Person, leihen auch dem Abwesenden eine Art von Gegenwart; und das Abweichende der zusammenstossenden Vorstellungen nöthigen einen Jeden zu einer neuen Bearbeitung der eigenen Gedanken.

Hiebei leistet sowohl das Aussprechen und Heraussagen, als die Absicht, dem Andern etwas mitzutheilen, wesentliche Dienste.

In dem Augenblick des Aussprechens hebt sich die Vorstellung gerade dessen, was eben jetzt ausgesprochen wird, zu einer Höhe im Bewusstsein, auf der sie allein steht, indem sie für diesen Augenblick allem Uebrigen den Zugang zum Worte versperrt. Auf dieser Höhe kann sie sich nicht nur nicht halten, sondern sie sinkt auch unfehlbar um so tiefer zurück, je mehr Gewalt sie gegen die übrigen Vorstellungen ausgeübt, oder je mehr sie nach unserm gewohnten Ausdrucke, dieselben in Spannung gesetzt hat. Nach ihr erhebt sich die jetzt am meisten gespannte, oder durch den herrschenden Hauptgedanken hervorgetriebene, nun um so freier, da das vorige Steigen jener, sie nicht mehr hindert. So kommt nach und nach an alle die Reihe, ausgesprochen zu werden. Und die ganze Reihe wird Gegenstand der innern Wahrnehmung, indem die ausgesprochenen Worte und der Sinn, den sie als Worte geben können, gleichsam wieder aufgefangen wird von der nämlichen Vorstellungsmasse, welche in diesen Worten, passender oder unpassender, vollständiger oder unvollständiger ihren Ausdruck gefunden hat.

Die Absicht, dem Andern etwas mitzutheilen, bringt vollends Ordnung in die Rede, und unterscheidet sie von zerstreut ausgestossenen Lauten. Gerade so, wie überhaupt jede Arbeit dadurch in einen regelmässig fortlaufenden Zug gebracht wird, dass in jedem Augenblick das schon Vollführte unterschieden wird von dem noch zu Vollbringenden. Indessen wegen der Voraussetzung, dass der Andere, dem etwas mitgetheilt werden soll, schon *als Person aufgefasst* sei, können wir an diesem Orte noch nicht deutlich entwickeln was dabei vorgehe; vielmehr gehört der Gegenstand zum Theil in das folgende Capitel.

Wie äusserst folgenreich aber die Verweilung bei dem *Ab-*

Digitized by Google

wesenden und *Vergangenen, wovon* gesprochen wird, ausfallen müsse, dies ist nicht schwer einzusehn. Dadurch wird die Last der unmittelbaren sinnlichen Gegenwart, welche ohne Zweifel das Thier fortdauernd drückt, hinweggehoben; dadurch werden die älteren Vorstellungen in sehr viele neue Verbindungen gebracht, und eben durch diese Verbindungen in ungleich stärkere Totalkräfte umgewandelt. Man erinnere sich hiebei der Grundsätze über Verschmelzungen und Complicationen; und auch des Umstandes, dass zugleich steigende Vorstellungen inniger verschmelzen, als zugleich sinkende (§. 93). Dieses nun ist ohne Zweifel die wesentlichste Grundlage der eigentlich menschlichen Ausbildung, dass es für den Menschen eine *innere Welt* giebt, die, wenn sie gleich Anfangs selbst nur äussere Dinge vorstellt, doch dem *eben jetzt* sinnlich Gegenwärtigen widersteht; so dass der Mensch aus dem Strome der Zeit einen Fuss herauszusetzen, und den Augenblick zu vergessen vermag, dessen Eindrücke sonst nur abgerissene Reminiscenzen aus der Vergangenheit zugelassen, aber eben durch das Abreissen die Vergangenheit selbst zerstört haben würden.

Oder giebt es für das Thier eine Vergangenheit? Kann es die jetzige Zeit unbemerkt fliessen lassen, um sich in der früheren einen Standpunct zu wählen, von wo es vorwärts und rückwärts schaue? — Besässe das Thier eine Vergangenheit, so hätte es auch eine Zukunft. Denn es ist leicht zu sehen, dass nur die einmal gebildete Vorstellung von einer längern Zeitstrecke, auf verschiedene Zeitpuncte als auf Anfangspuncte darf übertragen werden, um auch über den gegenwärtigen fortgeschoben, die Aussicht in die Zukunft, mit allen ihren Erwartungen, Hoffnungen, Befürchtungen, in eine unbestimmte Form hinaus zu eröffnen.

Das Gespräch *kann* die Vorstellungen des Vergangenen und Abwesenden vesthalten, stärken, ausbilden; aber ob dieser Keim der Menschheit sich entwickeln solle oder nicht: das hängt von tausend Nebenumständen ab. Erinnert man sich der wilden Nationen, z. B. der Buschmänner an der Südspitze von Afrika, so sieht man wohl, dass im Menschen nicht allemal die Menschheit gedeiht.

Doch hat die Natur noch eine wichtige Veranstaltung getroffen, welche hiebei dem Menschen weit wohlthätiger wird als dem Thiere. Sie beschäftigt durchgängig das Erwachsene

Digitized by Google

mit den Bedürfnissen des Neugebornen; aber den Menschen zeichnet sie aus durch seine Nacktheit, seine Schwäche und Unbehülflichkeit, durch die Langsamkeit seiner Entwickelung. So spannt sie die Sorgfalt der Mutter, und bei der geringsten Bildung auch des Vaters, weit höher; sie hält Kinder und Eltern weit länger zusammen; sie nöthigt das menschliche Geschlecht zu einem mehr geselligen Leben, und zu gegenseitigen Diensten.

In der langen Kindheit sammeln sich überdies die Vorstellungen weit mehr an, bevor aus dem Handeln in der Aussenwelt eine Routine entsteht, an die sie fortan gefesselt werden könnten. Das menschliche Kind *weiss* viel mehr als das Thier, wann beide in Hinsicht der Versuche mit ihren Gliedmaassen, auf dem gleichen Puncte stehn. Daher sind die Versuche des erstern weit mannigfaltiger und belehrender. Sie dauern auch länger fort, je weniger sie Anfangs der Bedürftigkeit entsprechen, der sie abhelfen sollten.

In den gebildeten Zuständen endlich macht allein die lange Kindheit eine regelmässige Erziehung möglich. Hieraus erklärt es sich grossentheils, warum gerade die schönsten Länder der Erde, bei abgekürzter Kindheit, weniger menschliche Bildung erzeugen.

Doch genug von Betrachtungen, die jeder Unterrichtete nach Belieben verlängern kann. Fragt man nach einem specifischen Charakter der Menschheit, der sie nicht körperlich, sondern in Ansehung des geistigen Lebens, ursprünglich und allgemein auszeichne; und der nicht auf einem Mehr oder Weniger beruhe: so gestehe ich, dass ich einen solchen nicht kenne, und für nicht vorhanden halte. Ich berufe mich dabei nicht auf die Unmöglichkeit, in eine Thierseele hineinzuschauen; obgleich Manches darin vorgehn kann, das wir nicht einmal ahnen; und obgleich Vieles sehr wahrscheinlich darin vorgeht, was diejenigen gern läugnen möchten, die den Menschen durch eine scharfe Linie meinen vom Thiere absondern zu müssen. Ich berufe mich auch nicht auf die grossen Verschiedenheiten der zahlreichen Thiergeschlechter unter sich; indem ich vielmehr gern einräume, dass hier nur von den wenigen edlern Thiergattungen die Rede sein könne, welche dem Menschen zunächst stehen; weil ein Unterschied, der über *sie* erhebt, ohne Zweifel vor dem ganzen Thierreiche Auszeichnung giebt.

Digitized by Google

Wohl aber besorge ich, dass man die grossen Unterschiede, die aus dem Mehr und Weniger, in Rücksicht des Vorraths und der Verbindung der Vorstellungen, entstehn müssen, niemals ernstlich genug erwogen habe; und zudem bin ich völlig überzeugt, dass man viel zu voreilig das Selbstbewusstsein, die sittlichen Gesetze, die Begriffe vom Unendlichen und von der Gottheit, nebst andern ähnlichen, für etwas Ursprüngliches, nicht weiter Abzuleitendes gehalten, und dadurch die Speculation nicht gefördert, sondern beschränkt und gehindert habe, ihr Werk gehörig durchzuführen. Denn es ist reiner Verlust für die Speculation, wenn man das zu Erklärende absolut hinstellt, und es der Frage, warum es also sei, und wie es mit Anderem zusammenhänge, ohne weiteres durch die Behauptung entzieht, *es sei nun einmal so und nicht anders.* — Nicht einmal der am Ende des vorigen §. angegebene Charakter, der Blick in die Zukunft, ist für den Menschen schlechthin unterscheidend. Denn jedes Thier wird schon durch seine Begierden wenigstens *um etwas* über den gegenwärtigen Moment hinausgeführt; da die Befriedigung der Begierde nothwendigerweise *als* etwas Künftiges vorgestellt, wenn gleich keinesweges *durch* einen *abgesonderten Begriff* des Künftigen, gedacht werden muss. — Noch weniger aber können jene Begriffe vom Ich, vom Unendlichen u. s. w. die Menschheit allgemein charakterisiren. Das Kind in seiner frühesten Periode hat sie nicht; der Wilde kommt ihnen vielleicht nicht so nahe als manches Thier. Aber, sagt man, die Anlage dazu ist doch vorhanden! Das *sagt* man, nämlich in der Hoffnung, die Metaphysik werde so geduldig sein, sich die ursprünglichen Anlagen gefallen zu lassen. Wenn sie nun nicht so geduldig ist, so wird man es schon darauf müssen ankommen lassen, ob vielleicht eine fortschreitende Psychologie dies alles als Producte einer Veredelung erklären könne, zu welcher der Mensch wegen der vorzüglichen Hülfsmittel gelangt, die von der Gunst seines höchsten Bildners ihm sind zugetheilt worden.

Anmerkung.

Es ist eine herrschende Liebhaberei, die Vorzüge des Menschen vor den Thieren nicht bloss zu bemerken und anzuerkennen, sondern zu bewundern und zu übertreiben. Wie man früher die Race der europäischen Menschen anpries, und andre

Digitized by Google

Racen, als seien sie zu unedel, aus der Gemeinschaft des gleichen Ursprungs mit jenen ausschloss, ohne dazu hinreichende Gründe zu haben*: so thut man jetzt so spröde gegen die Thiere, als ob die Psychologie (nicht etwan wegen unserer subjectiven Beschränktheit des Wissens, sondern an sich, und in der Wahrheit,) nichts anderes wäre als Anthropologie, und als wenn z. B. die Aufmerksamkeit des Jagdhundes, die Fähigkeit des Pferdes, den rechten Weg zu finden, wenn der Reiter ihn verloren hat, lauter Dinge wären, die sich von selbst verstünden, oder die man wohl den Physiologen überlassen könne. Ich ersuche den Leser, bloss zur Probe den §. 128 in seinen Beziehungen auf die Mechanik des Geistes zu durchdenken; und dann nach diesem geringen Maasstabe, einmal die Grösse der Unwissenheit, wenn auch nur obenhin, zu schätzen, worin sich diejenigen befinden, die über die Thiere so leicht hinwegkommen!

Diese Unwissenheit, die schon anfängt beim Begriffe der rohen Materie, und alsdann fortwächst durch alle Stufen bis zum Menschen hinauf, erzeugt das Vornehmthun des Menschen; und zugleich die grosse Bewunderung, womit er sich selbst deshalb anstaunt, weil ihm zur Erklärung seines eignen Daseins alle Vorbegriffe fehlen.

Insbesondere ist bei einigen Physiologen, wie es scheint, eine Neigung vorhanden, das, was sie anderwärts verderben, hier wieder gut zu machen. In ihrer Einbildung ist das Gehirnleben ein geistiges Leben; da man ihnen nun wegen ihres Materialismus gerechte Vorwürfe macht, so suchen sie sich herauszuhelfen, indem sie das menschliche Gehirn als etwas ganz besonders Vortreffliches auszeichnen, obgleich jeder Unbefangene einsieht, dass eben hier, in der Gemeinschaft der Gehirne, deren Bau nur solche Unterschiede zeigt, die *gegen die Aehnlichkeit* beim Menschen und bei den *höhern* Thieren geringfügig sind, ganz offenbar Menschheit und Thierheit nahe zusammen grenzen; so dass man die Kluft, die sich zwischen beiden findet, an ganz andern Stellen auf der Leiter der organischen Wesen erwarten sollte.

---

* Wenigstens nach dem Urtheile des Herrn Hofr. *Schulze*, in der Anthropologie §. 37. Meine Sache ist es nicht, Partei zu nehmen, wo ich keine hinreichenden Entscheidungsgründe sehe.

Digitized by Google

Früherhin glaubte man, dass denjenigen Thieren, die zunächst auf den Menschen folgen, die *Sprachwerkzeuge* fehlten; und *hierin* schien ein Hauptgrund des Unterschiedes zu liegen, da die Sprache der Anfang aller gesellschaftlichen Bildung ist. Wenn man den Hund bellen, das Pferd wiehern hört, so kann man wohl auch nicht auf den Gedanken kommen, dass diesen sonst klugen Thieren das Sprechen mechanisch möglich wäre; vielmehr liegt die Erwartung nahe, sie würden, wenn ihre Stimmritze nur einige Gelenkigkeit besässe, daraus etwas machen, das ihrem übrigen Betragen angemessen wäre, und hierin das Hülfsmittel zwar nicht einer menschlichen, doch einer höhern Ausbildung finden, als sie jetzt besitzen.

Sehr auffallend war mir daher bei *Rudolphi* (Physiologie §. 32) die Behauptung: *„mechanische Hindernisse sind gewiss nicht Schuld daran, dass die Thiere keine Sprache besitzen.“* Ich weiss nicht, ob ich dieselbe recht verstehe. *Nicht mechanisch; also psychisch;* — das scheint, nach dem Zusammenhange zu urtheilen, der beabsichtigte Sinn zu sein.

Soll sich nun wirklich dieser Satz auch auf die Hunde beziehen? Auf sie, die auf so mancherlei Weise an menschlichen Angelegenheiten Theil nehmen; die dem Menschen so gern Folgsamkeit beweisen, und ihm Hülfe leisten? Also während Papageien und Elstern auf menschliche Töne merken, und sie nachahmen, ohne von dem, was der Mensch wünscht und will, das Geringste zu fassen, kann der Hund, des Jägers und des Hirten treuer und geschickter Gehülfe, nur bellen und heulen, — oder vielmehr, er *könnte sprechen,* und versucht es doch niemals auch nur im Geringsten? —

Herr Professor *Rudolphi* redet an jener Stelle eigentlich von den Affen; und es scheint fast, als habe er an Hunde, Pferde, Elephanten, nicht gedacht. Dass aber die *turpissima bestia,* welche dem Menschen am meisten ähnlich sein soll, sich doch wohl mehr äusserlich als im Wesentlichen, (in Hinsicht des Nervensystems, und des Einflusses desselben auf den Geist,) dem Menschen nähere, schliesse ich aus dem Umstande, dass die Affen der heissen Zone angehören, und dass keine einzige Art dieses zahlreichen Geschlecht sich weiter verbreitet hat, während ein ganz besonderer Vorzug des menschlichen Leibes in seiner Biegsamkeit für die verschiedenen Klimate liegt. Die Biegsamkeit und Nachgiebigkeit des Organismus ist aber, wie

Digitized by Google

sich im dritten Abschnitte zeigen wird, gerade die Hauptsache; er braucht nur den psychologischen Mechanismus nicht zu hindern; alle positive Mitwirkung wollen wir ihm gern erlassen; wenn nämlich vom Nervensystem die Rede ist, und hinweggesehen von der bekannten Verknüpfung des Geistes mit der Aussenwelt durch Empfindung und Bewegung.

Daher halte ich den Einfall eines Franzosen, die Affen sprächen nicht, weil sie nichts zu sprechen hätten, wenigstens nicht für geeignet, auf alle Thiere ohne Unterschied ausgedehnt zu werden. — Ich kann mich nicht rühmen, die Hunde genauer zu kennen, als jeder sie kennt, oder kennen lernen könnte, der ein paar dergleichen um sich hat; allein auf diesem ganz gemeinen Wege, und bei einiger Aufmerksamkeit auf die übrigen bekannten Hausthiere, bin ich, — ganz unabhängig von aller Theorie und mit absichtlicher Abstraction von derselben, zu der Meinung gekommen, dass nicht bloss die Hunde sprechen würden, wenn sie Sprachwerkzeuge hätten*, sondern auch, dass andre Thiere, die schon weit hinter ihnen stehn, noch mehr durch das Unbehülfliche ihrer äussern Organe, als in geistiger Hinsicht beschränkt sind.

Die Einbildung aber, als ob die Ehre des Menschen bei solcher Ansicht etwas leiden könne, ist eine so lächerliche Schwachheit, dass ich nicht Lust habe, darüber noch ein Wort zu verlieren. Und die Erfahrungen, auf welche es hiebei ankommt, sind so unabhängig von dem grossen Werkzeuge der physiologischen Entdeckungen, — dem anatomischen Messer, — dass es sich sogar noch fragt, ob derjenige, der sich zu einer Vivisection entschliessen kann, jemals Gelegenheit haben wird, einen Hund genau zu beobachten. Denn wie fein dies Thiergeschlecht die Menschen unterscheidet, wie bestimmt es das Benehmen zurückgiebt, was ihm widerfährt, dass sieht man desto deutlicher, je sorgfältiger man darauf merkt. Uebrigens ist meine Meinung von den Thieren nur eine Meinung: mehr Nichts als das sind aber auch die positiven Behauptungen, die man in den Anthropologien zu lesen pflegt: „alle Laute, welche

* Es ist übrigens sehr gut, dass sie nicht sprechen können. Ihre Sprache würde höchst unvollkommen bleiben, wegen der übrigen früher angeführten Gründe; und höben sie sich ja merklich über ihren jetzigen Standpunct, so würde der Mensch sie nicht mehr neben sich leiden.

Digitized by Google

die Thiere von sich geben, wenn sie auch einander dadurch anlocken oder warnen, seien nur mechanische Zurückwirkungen ihres Körpers auf einen in demselben erregten Reiz; und werden von ihnen ohne Absicht auf Mittheilung der Erkenntnisse hervorgebracht."

Diese *Worte* (die Sache ist allbekannt) schreibe ich ab aus *Schulze's* Anthropologie; mit einigem Bedauern, dass auch dort von dem *Wunderbaren* der Sprache, mit Beifalle für *Herder*, in Ausdrücken geredet wird, die mir zu stark scheinen.

Worin liegt denn das Wunderbare der Sprache? In ihrem Ursprunge oder in ihren Wirkungen? Wir wollen beides näher ansehn; vorläufig bemerke ich nur, dass schon Herr Hofrath *Schulze* selbst die Erklärung des Ursprungs angedeutet hat.

Wenn Sprache, ihrem Begriffe nach, absichtliche Mittheilung der Gedanken durch willkürliche Zeichen ist, so konnten die *ersten* Mittheilungen unmöglich durch Sprache geschehn. Denn willkürliche Zeichen müssen *verabredet* werden, sonst würden sie entweder nicht verstanden, oder höchstens errathen werden; auf das Errathen aber kann der Sprechende nicht rechnen. Die Sprache setzt also Verabredung, diese aber setzt Sprache voraus; mithin drehen wir uns im Kreise. Man schlage nun den Weg ein, den man durch die Methode der Beziehungen kennt; das heisst, man *entschlage* sich des ungereimten Gedankens; und setze dessen Gegentheil an die Stelle. Die ersten Mittheilungen also geschehen entweder nicht absichtlich, oder nicht durch willkürliche Zeichen; sie waren nicht Sprache. Gleichwohl verstand man einander; und glaubte sich verstanden. Dies errieth man aus dem zusammenstimmenden Handeln, welches den gemeinsamen Gedanken gemäss war; es konnte aber leicht zusammenstimmen, wenn man unter gleichen Umständen gleiche Bedürfnisse hatte. Die Naturlaute, oder zufälligen Aeusserungen bei Gelegenheit des gemeinsamen Handelns, reproducirten sich bei Jedem in wiederkehrender Lage; riefen Jedem den nämlichen Gedanken zurück; und waren mit Erwartung eines ähnlichen gemeinsamen Handelns von beiden Seiten ohne weiteres Fragen und Zweifeln verknüpft. Wie es zugehe, dass Einer den Andern verstehe; und ob er wohl verstehn oder missverstehn werde? das wurde nicht gefragt noch bedacht; sondern das Handeln war es, worauf, ohne alles *Denken an das Denken* des Andern, die Erwartung und die Aufmerksamkeit

sich richtete. Blieb nun aber das erwartete Handeln des Andern aus, dann legte man mehr Anstrengung in den damit complicirten Laut, auf eine Weise und aus einem Grunde, worauf im §. 150 mehr Licht fallen wird. Da fing die Absichtlichkeit des Sprechens an; die *Willkür* in der Ursprache aber ist eine Fiction, wie die Contracte, worauf die Staaten ursprünglich sollen gegründet sein. Die einmal verstandenen Zeichen veränderten sich durch Abkürzung, und durch Zusammensetzung; beides wechselsweise; so dass aus abgekürzter Zusammensetzung die Flexionen und Derivationen entstanden. Dass späterhin die Sprache sich fortbildete wie die Werkzeuge, deren roheres stets das bessere verfertigen hilft, versteht sich von selbst, und bedarf keiner Erläuterung. Die Willkür nahm Platz, als die Sprache schon nicht mehr Ursprache war, so wie die Contracte in die Staaten kommen, nachdem sie schon stehen.

Etwas schwerer mag die Frage von der Wirkung der Sprache sein; doch hat man auch hievon zu viel Aufhebens gemacht. Dass man *vermittelst* der Sprache *denke*, ist ganz unrichtig. Man kann nicht *ohne* die Worte denken, nachdem die Vorstellung der letztern mit den Begriffen complicirt ist, weil der psychologische Mechanismus an die Complication gebunden ist, und vollkommne Complicationen unter gar keinen Umständen können getrennt werden; so, dass mit Sicherheit aus der Trennung auf die Unvollkommenheit der Verbindung zu schliessen ist. Die Summe aber, oder der Grad des Vorstellens, oder die Innigkeit der Verbindung unter den Merkmalen eines Begriffs, dies alles, worauf die Wirksamkeit unserer Vorstellungen beruht, wächst nicht im geringsten durch das angeheftete Zeichen. Eine Täuschung, als ob ein Ding ohne Namen nur unvollständig erkannt wäre, kann daher entstehn, weil, nachdem alle andere Dinge den Ballast eines Worts an sich tragen, dem Namenlosen ein Zusatz zu fehlen scheint, wenn es mit jenen ins Gleichgewicht treten soll. So bildet sich wohl auch Einer, der eine fremde Sprache, noch ausser der Muttersprache gelernt hat, ein, es fehle ihm etwas an der Kenntniss des Gegenstandes, den er in die fremde Zunge nicht übersetzen kann!

Aller Vortheil der Sprache beruhet auf dem geselligen, gemeinsamen Gebrauch; auf der Verlängerung und Berichtigung der eignen Gedanken durch die der Andern. Aber für den Einzelnen ist das Anheften der Gedanken an die Sprache so-

Digitized by Google

gar nachtheilig. Denn hiedurch treten für ihn die mehr und die minder verstandenen Worte, — diejenigen, die für ihn mehr und weniger Sinn haben, — scheinbar in Einen Rang. Daher so viel thörichter Wortkram, und so viel Eitelkeit, Unlauterkeit, falsche Schätzung des Wissens, Dreistigkeit des sinnlosen Plauderns!

Eher würde dem Einzelnen die *Schrift* behülflich sein können. Diese fixirt wirklich manchmal die Gedanken, um sie zu Objecten des weiter fortschreitenden Denkens zu machen. Das zeigt sich jedoch weit mehr beim Rechnen, und beim Aufbehalten des Geschichtlichen, als beim Philosophiren, dem vielmehr das voreilige Niederschreiben unreifer Einfälle unsäglichen Schaden zufügt. Man weiss, wie *Platon* die Buchstaben verklagt; und *Homer* bedurfte ihrer nicht.

Diejenigen, welche die intellectuale Anschauung anpreisen, und das discursive, in der Sprache ausgedrückte Denken herabsetzen, haben in so fern nicht ganz Unrecht, als das Kleben am Symbol, wenn man sich darauf lehnt und stützt, das wahre Wissen zerbröckelt, und das Scheinwissen einschwärzt. Es wäre nur zu wünschen, dass jene selbst sich aus dem Wust ihrer Worte herauszuarbeiten verstünden. Gäbe es eine intellectuale Anschauung: so würde ihr Angeschautes unaussprechlich sein. Gerade dieselbe Eigenschaft hat aber auch das wahre Wissen, welches aus dem discursiven Denken am Ende hervorgeht. Resultate vieljähriger Forschungen bedürfen vieler Worte, um vorgetragen zu werden, aber der Vortrag, der alle diese Worte auf Einen langen Faden reihet, ist nicht das Wissen selbst, welches in beinahe ungetheilter Ueberschauung die ganze Kette der allmälig ausgebildeten Gedanken trägt und festhält.

§. 131.

So wenig nun auch eine scharfgezogene Grenzlinie zwischen Mensch und Thier kann gerechtfertigt werden: so bestimmt lässt sich gleichwohl der Grund angeben, weshalb in dem Gedankenkreise des gesellschaftlich lebenden Menschen sich Keime entwickeln müssen, deren Ausbildung beim Thiere so unmöglich ist, dass eine ungeheuere Kluft in der Gesammterscheinung der Menschheit und Thierheit daraus nothwendig entstehen muss. Um dies zu begreifen, gehe man zurück zur innern Apperception.

Digitized by Google

Es ist nämlich klar, dass auch die innere Wahrnehmung, wenn sie durch die äussere nicht gestört wird, und wenn der Wechsel der aufsteigenden Vorstellungen einigermaassen lebhaft ist, — ihre Reihen bilden muss, die aus der Succession und Verschmelzung jener Vorstellungen entspringen; gerade so wie die äussere Wahrnehmung diejenigen Reihen bildet, die uns die Aussenwelt bereitet. Nur hängt das innere Erscheinen der Vorstellungen vom psychologischen Mechanismus ab, dessen continuirliche Bewegung keine so scharf abgeschnittenen, so plötzlich ganz hervortretenden, und in grosser Fülle gleichzeitig beharrenden Objecte liefern kann, wie sich dergleichen, den äussern Sinnen, und besonders dem Auge, darzubieten pflegen. Dagegen wird die Reihe dessen, was im Innern erscheint, gleichmässiger fortlaufend die Zeit ausfüllen können; statt dass auf eine ganz unbestimmte Weise die Aussendinge bald sehr rasch wechselnd, bald wieder ohne irgend eine merkliche Abänderung während mehrerer Stunden, kommen und gehen, oder stehen und beharren.

Auch werden sich Reihen aus dem, was innerlich erscheint, und dem was äusserlich hinzukommt, zusammensetzen, wenn das letztere den Fluss des Vorhergehenden zwar unterbrechend, aber doch nicht gewaltsam verderbend, sich einmischt. Die stärkeren Vorstellungsmassen werden alsdann Eins mit dem Andern appercipiren und formen. — Unterbrechungen der Art entstehen natürlich dann, wann etwas gesehen, gehört, gefühlt wird, das mit den eben in Bewegung begriffenen Vorstellungsreihen sich näher verbinden kann.

Gesetzt nun, es gäbe für diese, entweder ganz oder zum Theil aus dem innern Flusse der Vorstellungen erzeugten Reihen ähnliche Gesetze, wie für die, welche gemäss der Succession der Empfindungen zusammenschmelzen: so würden für dieselben Reihen nicht bloss Zustände der Involution und Evolution eintreten; sondern auch eine vielfältige Reproduction und Verschmelzung solcher Reihen, die gleiche Anfänge haben; daher aber auch eine ähnliche *Verkürzung* und *Isolirung*, wie wir schon im §. 101, und wieder im §. 121, wo von den *Begriffen* die Rede war, bemerkt haben. Wenn wir nun hier auch unter Begriffen nur Gesammteindrücke des Aehnlichen verstehn: so ist doch vorauszusehn, dass die nämliche logische Cultur, wodurch die sinnlichen Gesammteindrücke zu Begriffen

Digitized by Google

im eigentlichen Sinne verarbeitet werden, auch *Begriffe der innern Apperception* erzeugen könne, wofern nur erst der Stoff dazu vorhanden ist.

Indessen fehlt es hier nicht an Schwierigkeiten. Sind wir denn auch mit den gleichartigen Vorstellungen, die sich im Innern erheben, im nämlichen Falle, wie mit gleichartigen Empfindungen? Wir wollen uns einmal das Vorstellen als eine *Masse* denken, welche im Laufe der Zeit anwächst, und sich in der Seele sammelt. Wenn nun eine Empfindung reproducirend wirkt auf eine ältere gleichartige Vorstellung, und mit derselben verschmilzt, (nach §. 82 u. s. w.), so wissen wir gewiss, dass die Verschmelzenden zwei verschiedene Portionen dieser Masse ausmachen. Die ältere Vorstellung konnte nicht wieder Empfindung werden (§. 82), es ist aber Empfindung hinzugekommen, wozu ein bestimmtes Quantum der Empfänglichkeit nöthig war (§. 94); also bildet sich gewiss in der Verschmelzung beider eine neue Gesammtkraft aus *zweien*, zuvor nicht identischen Theilen. Aber bei den, im Innern wiederholt aufsteigenden gleichartigen Vorstellungen, ist dieses nicht eben so deutlich. Hier ist keine Empfindung. Dagegen kann eine und dieselbe Portion des Vorstellens sich zu verschiedenen Zeiten ins Bewusstsein erheben. Wer nun glaubte, hier seien zwei verschiedene Massen des Vorstellens in Bewegung, der müsste freilich schliessen, die zweite werde reproducirend wirken auf die erste, (durch Hinwegräumen der hemmenden Kräfte, wie immer,) darauf werde Verschmelzung, und Erhebung der von jenen beiden ausgehenden Reihen, endlich Verkürzung dieser Reihen, Isolirung, und Bildung eines allgemeinen Begriffs folgen. Aber dies Alles wären Trugschlüsse, wofern die vermeinten zwei verschiedenen Massen des Vorstellens vielleicht nur eine einzige wären, die sich mehrmals ins Bewusstsein zu erheben Gelegenheit gefunden hätte. — Unstreitig müssen wir vor dieser Verwechselung auf der Hut sein, denn es kann sich so ereignen. Aber es kann auch, und wird vielfältig der andere Fall wirklich eintreten. Denn die Massen der sinnlichen Empfindungen, welche diesem Allen zum Grunde liegen, und woraus eben die Reihen, von denen wir reden, sich wieder erheben, — bilden sich bei sehr verschiedenen Gelegenheiten; und bieten einen sehr reichen Vorrath dar, der keinesweges bei seinem Entstehen schon sich mit allen seinen gleichartigen

Digitized by Google

Theilen so vereinigt, dass dieselben keine gesonderte Bewegung mehr haben könnten. Davon war schon im §. 125 die Rede, wo die Möglichkeit mehrerer Vorstellungsmassen gezeigt wurde; und es kam nur darauf an, wiederum hieran zu erinnern.

Wichtiger scheint eine andre Schwierigkeit. Wenn die reproducirende Vorstellung eben jetzt durch den äussern Sinn gegeben wird, so ist sie im ungehemmten Zustande, und kann hiedurch einen starken Druck ausüben, wodurch das Hemmende zurückgetrieben, und der ältern gleichartigen Vorstellung freier Raum geschafft wird. Allein wie wenn alles bloss innerlich vorgeht? Die reproducirende Vorstellung ist dann selbst eine vorüberschwindende Reihe; kaum wird sie Zeit haben, eine andre gleichartige so hoch emporsteigen zu machen, dass eine bedeutende Verschmelzung erfolgen könnte, sie wird schon zu ihren mittlern Gliedern vorgerückt sein, während nur eben die ersten Glieder der andern sich regen; und die mindeste Hemmung zwischen ihnen, wird beide herabdrücken. Oder ist die andre stark genug, so überflügelt sie jene; *sie* wird nun die vorzugsweise vergegenwärtigte, und es erfolgt wiederum keine merkliche Verschmelzung. Alles ist hier zu unstet und flüchtig.

Dieser Nachtheil, worin die Bildung von Begriffen dessen was bloss innerlich vorgeht, sich gegen die der Aussendinge befindet, ist so offenbar, und zugleich so fühlbar, wenn wir unsre Gedanken absichtlich bearbeiten wollen: dass ein sehr grosser Unterschied eintreten muss, wenn in einem Falle besondere Hülfsmittel vorhanden sind, um die Verschmelzung zu begünstigen, während in andern Fällen dieselben mangeln.

Wenn nun der Mensch durch die Werke seiner Hand, und noch weit mehr im Gespräch, veranlasst wird, sich solche Zustände, da Vorstellungen ursprünglich von innen heraus thätig waren und sind, länger gegenwärtig zu erhalten, und durch Beschäftigung mit dem Abwesenden und Vergangenen öfter zurückzurufen, so muss er dadurch einen ausserordentlichen Vorzug in Hinsicht der Begriffe von innern Ereignissen, vor andern lebenden Wesen erlangen, welchen die erwähnten Veranlassungen fehlen. Und so finden wir es wirklich. Wir haben keine deutlichen Zeichen, dass die Thiere sich von dem, was in ihnen vorgeht, Gesammteindrücke bildeten; vielmehr überwiegt bei ihnen die Auffassung der Aussendinge, wie es zu er-

Digitized by Google

warten war. Aber beim Menschen, selbst auf niedern Culturstufen, ist Beschäftigung mit innern Ereignissen das Vorherrschende des ganzen Gedankenkreises; denn Jeder sucht die *Gesinnungen* der Andern zu erkennen; ihr Empfinden, Streben und Wirken giebt ihm mehr zu denken als Steine und Bäume; er lebt gesellig, freundlich oder feindlich; und das könnte er nicht ohne Begriffe von innern Zuständen.

Aus den verschmolzenen Reihen, die sich in ihm erzeugten, sind mächtige Vorstellungsmassen gebildet; in diesen liegt nun die appercipirende Kraft, womit er beobachtet und deutet, sowohl was in ihm selber fernerhin sich ereignet, als auch was die Andern neben ihm thun, und was in ihnen vorgeht.

Sollen nun die allgemeinsten Begriffe, die zur Apperception dienen, Kategorien heissen, — und das sind offenbar in Hinsicht der Aussendinge die gewöhnlich sogenannten Kategorien, — so wird es deren eben so wohl für die innern Ereignisse, als für die Aussenwelt geben. Nur mit dem sehr natürlichen Unterschiede, dass sie nicht Dinge, — etwas Stehendes, Beharrendes, — sondern ein *Geschehen* andeuten werden; weil alles Innerliche im steten Vorüberschwinden ist, und nur als ein Fliessen, Uebergehn, als eine Reihe von nicht deutlich getrennten Gliedern, kann vorgestellt werden. Doch kann hier nicht der Begriff des Geschehens an die Spitze gestellt werden, weil dieser nicht auf das Innere allein beschränkt ist; wohl aber können folgende Hauptbestimmungen des innern Geschehens als *Kategorien der innern Apperception* angesehen werden:

Empfinden.
Sehen.
Hören.
Fühlen.
Schmecken.
Riechen.

Wissen.	*Wollen*
Erfahren.	*Begehren.*
Verstehen.	*Verabscheuen.*
Denken.	*Hoffen.*
Glauben.	*Fürchten.*

Handeln.
Sich Bewegen.
Etwas Machen.
Nehmen und Geben.
Suchen und Finden.

Digitized by Google

Wegen der Worte *Handeln* und *Sich Bewegen* bedarf es wohl kaum noch der Bemerkung, dass dieselben hier in dem Sinne gebraucht werden, wie man sie auf lebende Wesen bezieht, um deren *innere* Aufregung zu bezeichnen, wovon die äussere Causalität nur das Zeichen ist.

Der Leitfaden, nach welchem die vier Hauptkategorien gefunden sind, ist leicht zu entdecken. Das Empfinden verhält sich zum Handeln wie *Herein* und *Heraus;* Wissen und Wollen sind *Darin;* doch jenes gegen den Eingang, dieses gegen den Ausgang (als bevorstehendes Handeln) hingewendet. Die untergeordneten Begriffe sind hier eben so wenig, als bei den obigen Kategorien, die sich auf Dinge beziehen, vollständig anzugeben.

Es ist der Mühe werth, zu fragen, wofür doch die Kategorien der innern Apperception jenen Männern gelten mögen, die in den Kategorien ein ursprüngliches Eigenthum des Verstandes zu erblicken glauben. Etwa für empirische Begriffe? Doch wohl nicht in dem Sinne, als ob dieselben *unmittelbar* in der Erfahrung gegeben wären? Welche Erfahrung giebt es denn wohl, (um nur vom Leichtesten zu reden,) den Begriff des *Sehens?* — Jedermann weiss, dass das Auge sich selbst nicht sieht. Gerade so wenig sieht das Sehen sich selbst; es sieht die Farbe; diese ist sein einziger Gegenstand. Oder meint man, das Sehen werde als eine innere Handlung wahrgenommen? *Wie sieht denn diese innere Handlung aus?* Man beschreibe doch das, was der innere Sinn thue, oder empfange, in demselben Augenblick wo der äussere Sinn — der, so viel man bemerken kann, während des Sehens ganz allein thätig ist, — sich in die Farbe vertieft! Dasselbe gilt vom Hören, vom Fühlen, und so weiter.

Wäre nun der Umstand, dass man den Ursprung unserer Vorstellungen aus der Empfindung nicht so gar leicht entdecken und erklären kann, schon ein zureichender Grund, gewisse Begriffe für angeboren, oder für ursprüngliche Formen unseres Erkenntnissvermögens zu halten: so möchte man nur immerhin den Begriff des Empfindens, der unmittelbar gar nicht empfunden werden kann, sammt allen seinen untergeordneten, sogleich auch für eine solche ursprüngliche Form ausgeben.

Digitized by Google

Als *Kant* die Geometrie aus der reinen Anschauung des Raums erklärte, da vergass er die Musik mit ihren synthetischen Sätzen *a priori* von den Intervallen und Accorden; die er eben so aus der Tonlinie hätte erklären müssen. Als er die dinglichen Kategorien aufstellte, da vergass er die sämmtlichen Begriffe des innern Geschehens, gleich als ob sein an Kategorien gebundener Verstand nicht nöthig hätte, sich von dem, was in uns vorgeht, Begriffe zu bilden. Hatte denn von allen seinen zahlreichen Nachfolgern keiner eine hinlängliche Veranlassung, diese Lücke wahrzunehmen? Oder wer hat sie wahrgenommen?

Wann eine Farbe in der Empfindung gegeben wird: dann ist *vor ihrem Eintreten* irgend ein inneres Vorgestelltes dem Bewusstsein gegenwärtig. Wird dieses nicht zu heftig gehemmt: so verschmilzt es mit der Empfindung, und es entsteht eine Reihe von wenigstens zweien Gliedern. Wird späterhin dieselbe Farbe nochmals gegeben; so reproducirt sich nicht bloss die ältere Vorstellung der Farbe, sondern auch das vorhergehende Glied, und zwar *als* ein Vorhergehendes; es reproducirt sich ein Uebergehen, und die Farbe wird *als eintretend nach* etwas Anderem vorgestellt. — Unzählige Vorstellungen solches Eintretens verschmelzen; und geben den Gesammteindruck, aus welchem der Begriff des Sehens, das heisst zunächst, des *Erscheinens* der Farbe, sich späterhin bildet. Eben so das Erscheinen des Tones, das Eintreten des Gefühls, und so ferner.

Diese Betrachtung reicht weiter. Wer des Andern Stimme hört, *weiss* hiemit und hiedurch, dass derselbe in der Nähe ist; und allgemein: durch das Zeichen *erfährt* man die Sache. Wenn nämlich die Empfindung einen Theil einer Complexion oder Reihe schon früher ausmachte, so ist *ihr* erneuertes Erscheinen zugleich das Erscheinen, das Eintreten des mit ihr Verbundenen. — Während nun das Wissen nur sein Gewusstes weiss, gerade wie das Sehen nur die Farbe sieht: bildet sich doch auf diesem Wege der Begriff vom *Eintreten des Gewussten,* und sehr häufig vom Beantworten einer *Frage* (nach §. 124 am Ende). Also wiederum der Begriff vom *Uebergehen* aus der Frage ins Entscheiden derselben.

Noch deutlicher sieht man die Vorstellung einer Reihe in den Begriffen des Begehrens oder *Anstrebens,* und des Verabscheuens oder *Zurückstossens;* womit sich ausser den Gemüths-

Digitized by Google

zuständen noch eine Reihe äusserer Anschauungen zum Begriffe des *Handelns* verbinden kann.

Allein es ist kaum möglich, sich über diese Gegenstände deutlich auszudrücken, ohne das Selbstbewusstsein dabei mit in Rechnung zu bringen. Wir sind an den Punct gekommen, wo die Lehre vom *Ich* nunmehr anfängt, sich gleichsam herbeizudrängen. Oder wer kann vom Sehen, vom Denken, vom Wollen reden, ohne dass einem Jeden das: *Ich sehe, ich denke, ich will,* dabei einfällt?

Daher soll hier das Vorstehende nur in so fern erläutert werden, als die unmittelbare Vorbereitung zur Untersuchung des *Ich* darin enthalten ist.

Man achte zuerst genau darauf, in welcher Richtung die vorbeschriebenen Reihen laufen, um nichts misszuverstehn. Wir reden von einer Reihe wie *a*, *b*; aber dergestalt, dass wir zuerst des zweiten Gliedes *b* erwähnen. Ohne uns nun darum zu bekümmern, wie die Reihe von *b* zu *c*, *d*, *e*, fortlaufen möge, bemerken wir nur, dass *b* ein vorhergehendes Glied, *a*, simultan, aber nicht successiv, *so weit* hervorhebe, wie das Vorhergehende mit ihm verschmolzen ist. Hier ist also kein wirkliches Ablaufen, welches sonst rückwärts gehen würde, sondern ein *Voraussetzen*, so, wie jedes spätere Glied seine vorhergehenden voraussetzt. Würde hingegen ein andermal zuerst *a* ins Bewusstsein kommen, alsdann liefe wirklich die Reihe von *a* zu *b*, *c*, *d*, successiv fort. In unserm Falle ist *b* die Farbe, oder der Ton, als ein eben jetzt Eintretendes; weil nun dergleichen einfache Empfindungen schon sehr oft auf irgend ein innerlich Vorgestelltes, welches *a* heissen mag, gefolgt sind, so bringen sie, bei jeder Erneuerung, durch Reproduction der frühern ähnlichen ein dunkel Vorausgesetztes mit sich ins Bewusstsein; welches für sie einen Anfangspunct bilden *könnte*. Da sich dies unsäglich oft wiederholt, so bekommt die zwar dunkle Vorstellung des Vorausgesetzten eine sehr grosse Stärke; ähnlich jener des *Umgebungsraumes* für jeden sichtbaren Gegenstand (§. 114).

Aber gerade wie auf dem Raume ein Punct wahrgenommen werden kann, als Bestimmung desselben, (alsdann nämlich ist die Vorstellung des Raumes die appercipirende, und die des Punctes die appercipirte,) so kann auch jenes dunkel Vorausgesetzte eine Bestimmung sich aneignen, wenn eben besonders

Digitized by Google

lebhafte Vorstellungen oder Gefühle gegenwärtig sind, indem das Gesehene, Gehörte, oder überhaupt das Empfundene, eintritt. Dieses Empfundene reproducirt nun, wie immer, sein Vorausgesetztes; und gerade *als mit einem solchen*, verschmilzt es zugleich mit jener lebhaften, wie immer sonst beschaffenen Vorstellung. Also wird diese letztere von dem Vorausgesetzten, dem gleichsam dunkeln Grunde, ergriffen und angeeignet.

Jetzt wollen wir noch von den übrigen Kategorien der innern Apperception jene des *Denkens* näher betrachten, weil das Ich, dem wir entgegengehen, als das Sich-Denkende anzusehen ist.

Mit einer Reihe *a, b, c, d,* sei eine Vorstellung *A* in allen Gliedern verschmolzen. Wenn die letztere sich hebt, muss jene sich evolviren; denn es ist alsdann für alle Glieder der Reihe gleich viel Grund des Hervortretens vorhanden (§. 100). Nun gebe es für *A* noch andre Vorstellungen, *B, C,* u. s. w. (die auch mit ihren Reihen verbunden sein mögen); und zwar so, dass *A, B,* und *C,* in einem gelinden Schweben gegen einander begriffen seien, wie Vorstellungen, die wenig an Stärke verschieden, zusammen im Bewusstsein bestehen können. (Man denke hier zurück an §. 44 und §. 74.) Während die Reihe *a, b, c, d,* abläuft, bietet sie sich der Apperception durch *B* und *C* dar, wofern nur die, an *B* oder *C* geknüpften Reihen, irgend welche Glieder der Reihe *a, b, c,* enthalten. Dass in einem solchen *Fliessen* und *Auffangen* der eignen Vorstellungen, welches sich mannigfaltig wiederholt, drängt, und durchkreuzt, das Denken bestehe, kann Jeder in sich selbst beobachten. — Es kömmt nun sehr häufig *zu diesem*, eben in Gang gesetzten, oder schon im weitern Verlaufe begriffenen Denken das Empfinden hinzu; dessen Vorausgesetztes alsdann, nach der obigen Auseinandersetzung zu dem Denken in das Verhältniss der Apperception tritt.

Mit Recht können wir nun dem Empfundenen den Namen des *Objects* geben. Denn es schwebt im Bewusstsein als zweites Glied einer Reihe, deren erstes, das Vorausgesetzte, jetzt bestimmt durch das Denken charakterisirt ist. Nur nicht *allein* und ausschliessend durchs Denken; denn an der Stelle desselben, oder mit ihm verbunden, wird sich eben so oft das Wollen und das Fühlen befinden. Dies Alles nun zusammengenommen ergiebt die Complexion, die sich allmälig in der Stelle

Digitized by Google

jenes von der Empfindung Vorausgesetzten bilden muss. Das Vorausgesetzte, oder das *Subject*, ist demnach nicht bloss *das Denken*, sondern *ein Denkendes;* weil Denken nur *ein* Bestandtheil der ganzen *Complexion* ist. Das nämliche Subject wird nun auch als dasjenige vorgestellt, *zu welchem* das eintretende Empfundene, Sichtbare u. s. w. hinzukommt; und dies Hinzukommen zum Subjecte ist eigentlich der Begriff des *Empfindens*, des *Sehens* u. s. f.

Noch vor allen weitern Entwickelungen mag man hiemit die auffallende Bemerkung verbinden, dass gerade die Empfindungen des äussern Sinnes es sind, welche sich am kräftigsten zeigen, um dem in Traum oder Träumerei Versunkenen das nüchterne und klare Selbstbewusstsein zurückzurufen. Wie können sie das, da sie doch gar nicht Theile unserer Vorstellung von Uns selbst ausmachen? Sie führen ihr uraltes Vorausgesetztes, wie es sich durchs ganze verflossene Leben gebildet hat, dunkel und stark zugleich mit sich herbei; nun liegt der Boden vest, nun ist *die Unterlage* (das Subject) vorhanden, auf welche die eben jetzt gegenwärtigen Gedanken und Gefühle sich übertragen, um den *jetzigen* Zustand des Subjects näher zu bestimmen. So bekommt dieses Subject zugleich ein Prädicat und ein Object; und ist demnach Subject in doppeltem Sinne.

Nachdem wir Object und Subject haben, wollen wir das *Ich* suchen.

ZWEITES CAPITEL.

Vom Selbstbewusstsein.

§. 132.

Das Ich soll die *erste* Person sein, der jede zweite, vollends jede Sache, gegenüber steht. Gleichwohl wissen wir aus den Untersuchungen des ersten Theils, dass die Vorstellung des Ich, wenn man sie losreisst aus ihren Reihen, gar kein Object hat. Daher liegt jetzt ganz sichtbar Folgendes vor Augen: *das Ich ist ein Punct, der nur in so fern vorgestellt wird und werden kann, als unzählige Reihen auf ihn, als ihr gemeinsames Vorausgesetztes, zurückweisen.* Kein Wunder, dass es ein *dunkler* Punct ist! Ein natürliches Geheimniss, wie ein Schriftsteller es

Digitized by Google

nennt, der es als ein Vorstellendes noch obendrein viel zu früh meinte begriffen zu haben.* Man mag es auch eine dunkle Gegend nennen, oder ein dunkles Behältniss, aus dem gar Mancherlei herausragt, das man rückwärts, bis ins Innere verfolgen möchte, aber nicht kann; selbst in der Wissenschaft nicht, denn diese bringt es höchstens bis zu allgemeinen Formeln, die das Individuelle zwar unter sich, aber nicht in sich fassen. —

Wir standen am Ende des vorigen Capitels bei der Brücke zwischen Object und Subject. Das hellste Licht fällt auf diese Brücke von der Seite der Objecte her. An die Seite des Subjects stellt die Apperception sehr Vieles, was wir weiterhin mit analysirender Aufmerksamkeit, die sich nicht scheuen darf, selbst ins Kleine zu gehn, verweilender betrachten wollen. Aber was auch dasselbe sein möge: jene Reihe, worin das Empfundene mit seinem Vorausgesetzten liegt, muss dazu gelangen, wirklich abzulaufen, so dass zuerst das Vorausgesetzte als ein wahrhaft Erstes hervortrete. Durch Regungen des Wollens und Handelns, worin die Bewegung auf jener Brücke von der Seite des Subjects zum Objecte hinläuft, geschieht das am leichtesten. Sehr natürlich erklärte daher *Fichte*, in der Sittenlehre: das Ich finde sich ursprünglich als wollend. Und sehr häufig bedeutet das Ich im gemeinen Leben nichts weiter, als die mit den Objecten zusammenstossende Regsamkeit, in dem beständigen Verkehr auf jener Brücke. Nicht allemal erscheint das Ich als getheilt in Object und Subject. — Indessen erfordert der vollständige Begriff des Ich nicht minder, dass jenes, was wir bisher nur als Subject, als Vorausgesetztes der Objecte kennen, auch selbst in den Platz des Objects, folglich das Subject als das Vorausgesetzte, ihm gegenüber trete. So geschieht es vorzugsweise in den Fällen, wo der Mensch sich selbst anredet, von sich etwas verlangt; oder wenn die Dinge eine Aufgabe zu enthalten scheinen, einen Gedanken von einer Veränderung darbieten, die mit ihnen vorgehn könnte oder sollte. Hieraus entsteht eine Zumuthung, dazu die schon ehemals in ähnlichen Fällen angewendete Thätigkeit zu erneuern.

---

* *Reinhold* in der Theorie des Vorstellungsvermögens S. 338. Dies Buch verdient hier verglichen zu werden; es kann zwar nicht zur Erklärung, aber zur analytischen Deutlichkeit der Sache beitragen.

Digitized by Google

Die Vorstellung eines solchen Thuns ist unabhängig von dem jetzigen Fühlen und Begehren; sie wirkt aber aufregend auf dasselbe, wenn auch ein Zurücksinken nachfolgt. Hier ist das Ich innerlich getheilt; es steht dennoch als ein einziges Subject den äussern Objecten gegenüber. Am vollständigsten wird die Theilung des Ich im Moralischen. Da geht die Zumuthung, zu handeln oder nicht, von den ästhetischen Urtheilen aus, oder (wenn man das Wort *moralisch* in einem weitern Sinne zu nehmen sich erlaubt) von Berechnungen der Klugheit. Während solcher Beurtheilung oder Berechnung liegt entweder im Menschen selbst ein sehr grosser Theil derjenigen Vorstellungen, die in ihm aufgeregt werden können, ganz ruhig, und kann eben deshalb durch die Zumuthung gleich einer zweiten Persönlichkeit in Bewegung gerathen, — oder, was bei weitem leichter und ursprünglicher sich ereignet, die Zumuthung kommt von einem Andern, einem Gefährten; sie bildet sich in der Gesellschaft, und wird nur innerlich verstanden und nachgeahmt. — Und noch auf eine andre Weise wirkt die Gesellschaft auf die Ichheit; sie nimmt in ihr einen *pluralis* an; es giebt ein *Wir*. Theils indem Mehrere gemeinschaftlich einem andern Haufen, oder einem Werke gegenüber stehn; theils sogar indem jene Theilung des Ich in Allen gemeinschaftlich vorkommt; denn auch an Gesellschaften richten sich Zumuthungen, und werden von ihnen mit vereintem Thun erfüllt. Ja sogar auf den Einzelnen verpflanzt sich dieses *Wir*. Ursprünglich erscheint ihm alsdann eine innere Mannigfaltigkeit seines Könnens. Daher endlich die Höflichkeit der neuern Sprachen, die selbst den Einzelnen als eine vielfältige Persönlichkeit anredet. — Diese Vorerinnerungen können vielleicht dienen, um unsern Gesichtskreis vorläufig zu erweitern. Wir wollen jetzt mit dem Leichtesten den Anfang machen, um uns das Schwere nicht noch zu erschweren.

Kant beginnt seine Anthropologie mit dem Lobe der Ichheit, als eines unendlich wichtigen Vorzuges des Menschen vor allen andern auf Erden lebenden Wesen. Wiewohl er nun gar nicht zweifelt, dass derjenige, der das Ich noch nicht sprechen kann, es dennoch in Gedanken habe: so fügt er doch mit der, dem wahrhaft vortrefflichen Denker natürlichen Aufrichtigkeit Folgendes hinzu: „Es ist aber merkwürdig, dass das „Kind, was schon ziemlich fertig sprechen kann, doch ziem-

Digitized by Google

„lich spät (vielleicht wohl ein Jahr nachher) allererst anfängt „durch Ich zu reden, so lange aber von sich in der dritten „Person sprach (Karl will essen, gehen, u. s. w.) und dass „ihm gleichsam ein Licht aufgegangen zu sein scheint, wenn „es den Anfang macht durch Ich zu sprechen; von welchem „Tage an es niemals mehr in jene Sprechart zurückkehrt. — „Vorher *fühlte* es bloss sich selbst, jetzt *denkt* es sich selbst. — „Die Erklärung dieses Phänomens möchte dem Anthropolo-„gen ziemlich schwer fallen.“

Ein minder grosser Philosoph hätte vielleicht geglaubt, die Erklärung sei schon geleistet durch den angegebenen Unterschied zwischen dem Sich fühlen und Sich denken. *Kant* im Gegentheil vermisst noch immer die Erklärung, er vermisst sie gerade an der Stelle, wo er jene Unterscheidung gemacht hat. Und wahrlich! er zeigt sich in diesem Vermissen mehr in seinem Lichte, als an andern Stellen, wo er mit dem Ich, als der ärmsten und gehaltlosesten aller Vorstellungen, und mit dem *Ich denke*, das alle andre Vorstellungen soll begleiten können, so gar leicht fertig wird.

Wir haben unsre Untersuchungen mit Nachweisung der Widersprüche in dem Gedanken: *Ich*, begonnen; und wenn wir noch immer nicht wüssten, was denn an dem Ich eigentlich das Denkbare sei, möchten wir wohl noch weniger wissen, was denn das *Fühlbare* am Ich sein möge. Ich hoffe, dass keiner meiner Leser geneigt sei, sich in diesen Schlupfwinkel eines unbestimmten Gefühls zu verkriechen.

Dagegen aber werden wir uns erinnern, dass wir jetzo auf analytischem Wege wandeln; dass es sich gebührt, die Gegenstände der Analysis so zu nehmen, wie sie gefunden werden; dass also auch jenes: *von sich selbst in der dritten Person reden*, welcher *Sprechart* ohne allen Zweifel auch eine ihr angemessene *Denkart* zugehört, aus der sie ihren Ursprung nimmt, — uns am füglichsten zuerst beschäftigen werde; indem die Erfahrung vermuthen lässt, dass hierin eine Vorbereitung zur eigentlichen Ichheit liegen möge. Vielleicht wird die Erklärung dieses Phänomens nicht so schwer fallen, als die Nichtbeachtung desselben die Erklärung des Selbstbewusstseins schwer *machen* würde.

Die dritte Person, als welche das Kind sich selbst bezeichnet, findet ihre erste Grundlage in der Auffassung des Leibes,

Digitized by Google

sowohl im Sehen und Betasten der eignen Gliedmaassen als durch die körperlichen Gefühle. Hieraus entsteht eine höchst zusammengesetzte Complexion; ganz eben so wie sich die Vorstellungen der Dinge um uns her bilden, welche ursprünglich auch nichts anderes sind als Complexionen von Merkmalen, oder, wie man in Hinsicht des Vorgestellten, (nur nicht in Hinsicht des Vorstellens und seines Mechanismus,) auch sagen kann, *Aggregate* von Merkmalen. Denn die Merkmale (das darf man nie vergessen) werden durch *gar kein Band* verknüpft, sie werden auch durch *gar keine Handlung* der Synthesis zusammengefügt; lediglich wegen der Einheit der Seele, und wegen der stets gleichzeitigen, oder doch beinahe gleichzeitigen, Auffassung compliciren sich alle Vorstellungen dieser Merkmale zu einem einzigen ungetheilten Actus des Vorstellens, zu einer einzigen Totalkraft. Dass das Vorgestellte dieser Totalkraft ein Mannigfaltiges, ein Zusammengesetztes ist, wird ursprünglich gar nicht bemerkt; der gemeine Verstand fragt nicht nach einem Grunde der Einheit, vermöge deren die Summe der Merkmale für Ein Ding gelte; er fragt nicht, mit welchem Rechte man diese usurpirte Einheit ohne alles Band, das sich aufweisen liesse, ferner bestehen lassen solle. Alles dieses zu fragen bleibt der Philosophie überlassen; die sogar selbst sich lange und nur zu lange in dieser Frage verwickelt, ehe sie dieselbe nur rein aussprechen lernt. Man vergleiche §. 118.

Gerade so nun, wie überall bei der Vorstellung eines jeden Dinges die Merkmale im gleichzeitigen Vorstellen eine Complexion bilden, wie diese Complexion vielemal wieder ins Bewusstsein gerufen wird, und alsdann neue Merkmale aufnimmt; wie sie zu *Urtheilen*, bald positiven bald negativen, das Subject darbietet (§. 123), — so verhält es sich auch mit derjenigen ersten Vorstellung von uns selbst, die aus der Wahrnehmung unseres Leibes und unserer Gefühle entspringt. Nur ist dabei zu bemerken, dass unsre Gefühle sich ursprünglich in diejenigen Vorstellungen hineincompliciren, welche den äussern Dingen angehören. Darum wird das Feuer heiss genannt, obgleich die Hitze lediglich unser angenehmes Gefühl ist. Eben so bezeichnen die Worte *hart* und *weich*, und zahllose andre, eigentlich unser Gefühl bei der Berührung gewisser Körper; und gelten dennoch für Prädicate dieser Körper.

Digitized by Google

Allein da die Hand, oder ein andrer Theil des Leibes, erst dem heissen oder harten Körper nahe kommen muss, wenn die Wahrnehmung dieser Prädicate des Körpers eintreten soll: so bekommt auch die Hand das Merkmal, dass es sie schmerze; und dies um so mehr, da der Schmerz noch dauert, wenn schon jener Körper entfernt ist. — Auf ähnliche Weise nennt man die Farben *hell* und *dunkel*; ja sogar Orte, Zimmer u. dgl. werden so unterschieden; obgleich dies sich bloss auf unser Sehen bezieht. Nichtsdestoweniger complicirt sich das Erscheinen der Gegenstände auch mit dem Gefühl des Oeffnens der Augenlider, und das Verschwinden jener mit dem Gefühl der Schliessung der letzteren. Sehr viele Erfahrungen sind nöthig, um diejenigen Empfindungen, welche zuerst auf die Gegenstände als deren Merkmale übertragen wurden, auch noch in einem andern Sinne mit der Auffassung des Leibes, der übrigens für ein *Ding* gilt *wie die andern*, zu verbinden. Dass der Leib seine Gefühle mit sich herumträgt, während die übrigen Aussendinge an ihren Plätzen bleiben, ist hiebei die Hauptsache. Denn hier wie bei allen Vorstellungen für sich bestehender Dinge, kommt es darauf an, dass die *Anfangs zu viel befassenden Complexionen späterhin auf dasjenige beschränkt werden, was bei der Bewegung beisammen bleibt.* Auf das Zerreissen der Umgebung, und die dadurch entstehende Sonderung der Dinge, ist schon oben aufmerksam gemacht worden (§. 118).

Wir hätten nun jene dritte Person, wenn wir nur erst eine *Person* überhaupt hätten. Hier wird man sich erinnern, dass die Auffassung der eignen, und der fremden Personen, der Erfahrung gemäss so ziemlich gleichzeitig erfolge. Ursprünglich unterscheidet gewiss das Kind nicht zwischen Sachen, Thieren, und Menschen. Wir werden jetzt suchen, uns von dieser Seite der Auflösung des Problems zu nähern.

§. 133.

Voran folgende Frage: was mag wohl leichter, und eher ausgebildet werden, die Vorstellung des Todten oder des Belebten? Vielleicht sagt man: die des Todten, denn sie ist einfacher, und also fasslicher. Allein man bedenke die Complexionen, welche aus der eignen Empfindung beim Berühren der Gegenstände, vollends beim Anschlagen an dieselben entspringen. Das Kind sei von einem fallenden Körper getroffen:

so oft es denselben von neuem fallen sieht, reproducirt sich die Erinnerung an den Schmerz; und nach einigen Erfahrungen über den Zusammenhang des Schmerzes mit der getroffenen Stelle, wird in jeden Gegenstand, auf welchen dieser Körper fallen möchte, auch dieser Schmerz hineingedacht. Auf diese Weise ist es natürlich, dass Anfangs alle Gegenstände für empfindende gehalten werden.

Allein in derselben Betrachtung ein wenig weiter fortschreitend, können wir leicht die ersten Unterscheidungen des Lebenden und des Todten entdeken. Der Schmerz bringt Aeusserungen durch Ton und Bewegung hervor; auch von diesen complicirt sich die Vorstellung mit jenen ersten Auffassungen. Welcher fremde Gegenstand nun die nämlichen Aeusserungen zu erkennen giebt, der ruft die Erinnerung an den Schmerz nur um so lebhafter herbei; hingegen andre Gegenstände, die sich treffen und schlagen lassen, ohne solche Zeichen zu geben, erhalten dadurch zuvörderst das negative Prädicat, dass bei ihnen diese Aeusserungen vermisst werden; und in diese Negation verwickelt sich auch der Schmerz selbst, sofern er mit seinem Zeichen vollkommen complicirt gedacht wurde. Das heisst, diese Gegenstände werden als unempfindlich angesehen.

Nachdem dieser Unterschied des Empfindenden vom Unempfindlichen einmal gemacht ist, bedarf es nur noch eines Schrittes, um auch den ersten Begriff zu fassen von *Dingen, welchen Vorstellungen von andern Dingen inwohnen;* — ein roher Ausdruck, durch den ich absichtlich die erste Rohheit dieser Auffassung bezeichne.

Mit dem Bemerken der getroffenen und empfindlichen Stelle, z. B. der Hand oder des Fusses, werden sich die übrigen räumlichen Auffassungen verbinden. Daher zieht das Kind die Hand weg, auf dass sie nicht von einem Schlage, der sie bedroht, getroffen werde; und so läuft auch das Thier vor der nahenden Gefahr. Nun *beobachte Eins das Andre, das eine Bewegung macht, durch die es dem Schmerze entgeht.* Zuverlässig begreift jenes die Absicht des andern. Es begreift, dem Andern müsse inwohnen ein Schmerz, den es *noch nicht* empfinde; d. h. eine Vorstellung des künftigen Schmerzes, dem es sich entziehe. Noch mehr: auch ein Bild des drohenden Gegenstandes müsse ihm inwohnen, da es sonst den Schmerz, der ihm bevorstand, nicht hätte ahnen können. Allgemein

Digitized by

ausgedrückt lautet dieses so: diejenigen Gegenstände, welche nicht bloss, wenn sie berührt werden, zurückwirken, sondern auch bei, und selbst *nach* Annäherung eines andern entfernten Gegenstandes, sich in einer solchen Bewegung zeigen, welche durch die Eigenthümlichkeit desselben Gegenstandes genau bestimmt scheint: diese werden nicht bloss als empfindend und vernehmend, sondern als *erkennend*, d. h. als empfangend die Beschaffenheit des Gegenstandes, als besitzend und bewahrend sein, ihm ähnliches, *Bild*, angesehen. So halten wir für todt, was sich nicht rührt, wenn wir ihm einen andern Körper nahe bringen; hingegen für empfindend und wahrnehmend, was sich nach dem Angenäherten zu *richten* scheint.

Das Kind sehe den Hund, der heulend vor dem aufgehobenen Stocke läuft. Unfehlbar denkt das Kind den Schmerz vom Schlage in den Hund hinein; aber als einen *künftigen*, denn noch ist der Hund nicht geschlagen. Es denkt überdies den Stock in den Hund hinein, denn vor diesem läuft der Hund; aber nicht den *wirklichen* Stock, denn der ist ausser dem Hunde; also den Stock *ohne seine Wirklichkeit*; d. h. das Bild des Stockes. Denn es ist schon oben erinnert, dass eben dadurch ein Bild vom abgebildeten Gegenstande sich unterscheidet, dass es der Realität desselben entbehrt, während es ihm übrigens in allem gleicht. So ist also das Kind dahin gekommen, dem Hunde die Vorstellung des Stockes beizulegen, *und diese Vorstellung von deren Gegenstande zu unterscheiden.* Das Kind hat nun *eine Vorstellung von einer Vorstellung;* ein sehr wichtiger, wiewohl sehr leichter Fortschritt, und eine unentbehrliche Vorbereitung zum Selbstbewusstsein.

Man glaube ja nicht, dass hiemit eine Ueberlegung verbunden sei, wie doch das zugehn möge, dass dem Hunde ein Bild des Stockes inwohne. Es gehört gereiftes Nachdenken dazu, um es wunderbar zu finden, dass einem Leibe, einem Körper, die Vorstellungen äusserer Dinge inwohnen können. Mit dieser Frage auf gleicher Stufe steht die andre, wie doch die mancherlei heterogenen Eigenschaften des nämlichen Dinges mit der Substanz desselben verbunden sein mögen. Aber auf jener niedrigen Stufe, wo zuerst vorstellende, lebendige Wesen, als solche aufgefasst werden, da ist diese Auffassung nichts anderes als eine blosse Complexion, die unter andern Merkmalen auch dieses enthält, dass in ihr Bilder seien von den äussern

Digitized by Google

Dingen, durch welche ihre Bewegungen bestimmt werden. An einen Grund des Zusammenhangs dieser Bilder mit den *übrigen* Bestimmungen der nämlichen Complexion, wird hier noch nicht gedacht, also auch nicht darnach gesucht.

Wo nun immer in irgend eine Bewegung sich eine Absicht derselben hineindenken lässt: da wird das Kind, und der kindliche Mensch, sie hineindenken. Einmal in dieses Gleis hineingerathen, verlässt die Association der Gedanken es nicht leicht wieder. Wenn Kinder: *warum?* fragen, so zielt die Mehrzahl dieser Fragen nach einer Endursache; und die roheren Nationen bevölkern Wald und Flur und Himmel und Meer mit Gottheiten, weil ihnen Alles um Alles sich zu bekümmern, also auch Alles von Allem zu wissen scheint. Eigentliche Kräfte, vollends mit mathematischer Regelmässigkeit, sind viel schwerer zu fassen; — und noch heute ist, anstatt derselben, die transscendentale Freiheit, die nach ihrem praktischen Gesetze sich *ohne Gesetz* entweder richtet oder auch nicht, das Schoosskind unserer Philosophen.

Es erhält demnach die Vorstellung von dem Vorstellen, und von vorstellenden Wesen, die wir in einem weiteren Sinne des Worts, *Personen* nennen können, frühzeitig eine vorzügliche Stärke; und bildet sich zu einem, zwar noch rohen, *allgemeinen Begriffe*, nach der Ansicht des §. 121 und 122. An alles Vorkommende knüpft sich dieser Begriff, je nach den Veranlassungen, entweder als positives, oder als negatives Prädicat. Es ist kein Zweifel, dass er auch die im vorigen §. betrachtete Complexion, deren erste Elemente die Wahrnehmung des eignen Leibes darbietet, gar bald zu einer Person erheben werde; aber freilich noch nicht zu einer *ersten* Person, auch nicht zu einer zweiten, und sogar nicht eher zu einer dritten Person im *strengeren* Sinne, als bis in diese Person auf irgend eine Weise ein *Selbst* hineingedacht wird; das wir nun näher zu untersuchen, und von einem *Ich* noch zu unterscheiden haben.

§. 134.

Es giebt nicht bloss ein *Ich selbst*, sondern auch ein *Du selbst*; ja auch ein *Er selbst* und *Es selbst*. Das Wasser bahnt sich selbst seinen Weg, — die Blumen, die Saamenkapseln öffnen sich selbst, — der brennende Körper zerstört sich selbst: — was bedeutet in allen diesen Fällen das Selbst?

Offenbar giebt es hier zwei zusammenhängende Gedanken-

Digitized by

reihen, die einerlei Vorstellung aufregen. Das Wasser fliesst in einem vertieften Wege fort; die Vertiefung muss durch irgend eine Kraft entstanden sein; diese Kraft nun gehört dem nämlichen Wasser, welches in dem ausgehöhlten Bette fliesst. Daher die Reciprocität in jenem Satze: das Wasser *selbst* bahnt sich seinen Weg. — Allgemein: es werde vorgestellt eine Complexion $a A \alpha$; von a laufe eine Gedankenreihe $a, b, c,$ fort; dadurch werde eine zweite Reihe $c, \beta, \acute{\alpha}$ hervorgerufen: so muss, wegen der Gleichartigkeit des $\acute{\alpha}$ mit α, nach dem bekannten Mechanismus der Vorstellungen mit α die ganze Complexion $a A \alpha$ im Bewusstsein steigen; ja die Bewegung würde im Cirkel unablässig fortlaufen, würden nicht andre Vorstellungen dadurch gespannt; und darunter gar leicht auch solche, die fähig sind, diese ganze Vorstellungsmasse zu appercipiren, und ihre freie Bewegung zu hemmen, ohne sie ganz zu unterdrücken (§. 126, 127).

Eine solche dritte Vorstellungsmasse, welche das Zusammenfallen jener beiden Reihen in einem identischen Puncte, appercipirt, ist gewiss dann vorhanden, wann das Wort Selbst, *der Ausdruck eines allgemeinen Begriffs solcher Identität,* auf den vorkommenden Fall angewendet wird. Ursprünglich aber musste sich der Begriff des Selbst erst *erzeugen;* und zwar gerade aus jenem Zusammenfallen, Verschmelzen, und *mit vereinter Kraft Hervortreten* der beiden gleichartigen Elemente zweier in einander zurücklaufenden Vorstellungsreihen. Es versteht sich, dass solcher Fälle sehr viele vorkommen und sich unter einander im Bewusstsein verbinden müssen, ehe der allgemeine Begriff der Identität und Reciprocität, die das Selbst ausdrückt, sich bilden kann.

Dass nun lebende Wesen jeden Augenblick zu solchen Beobachtungen Gelegenheit geben, die nur mit Hülfe des Begriffs vom Selbst können gedacht werden, liegt offenbar vor Augen. *Jedes absichtliche Handeln,* wie es unmittelbar aus einer Begehrung hervorgeht (§. 129 gegen das Ende), zeigt dem Beobachter einen Handelnden, der *für sich selbst* etwas zu erreichen sucht; denn *wessen die Thätigkeit ist, dessen wird auch die Befriedigung sein.* Das Thier sucht nach Nahrung; *es selbst* wird sie geniessen. Jemand öffnet eine Thüre; *er selbst* wird hinausgehn. — Noch mehr: der Mensch bewegt Hand und Fuss; er selbst sieht diese Bewegung. Oder umgekehrt: er

Digitized by Google

sieht einen Gegenstand, den er durch seine Bewegung vermeiden muss; er selbst macht die vermeidende Bewegung.

Kommt zu dergleichen Handlungen die innere Wahrnehmung (§. 126 u. s. w.), so kann es nicht fehlen, dass auf die mannigfaltigste Weise das Selbst angewendet werde zur Bestimmung derjenigen Complexion, deren Grundlage die Auffassung des eignen Leibes darbietet, und die ausserdem nach dem vorigen §. schon als ein Ding, dem Vorstellungen anderer Dinge beiwohnen, bekannt ist. Das Kind, welches sein: *Karl will essen, gehen,* u. s. w. ausspricht, findet in jedem Augenblicke sich selbst als den Mittelpunct seiner Bestrebungen, Geniessungen und Beobachtungen. Und nun lässt sich jenem Ausdrucke: *es fühlt sich selbst,* noch ehe es *sich denkt,* wenigstens ein leidlicher Sinn unterlegen. In dem Mechanismus der Vorstellungen entsteht jedesmal eine Veränderung, indem die Vorstellungsreihen in sich selbst zurücklaufen. Die gleichartigen, zusammentreffenden und verschmelzenden Elemente bilden eine Totalkraft, welche sich ins Bewusstsein höher hebt. Dabei wird überdies der schon durch frühere ähnliche Ereignisse entstandene Begriff von dem eignen Selbst wieder hervorgerufen, und erhält hiemit eine neue Verstärkung. Das Ganze dieser Gemüthsbewegung, da dieselbe kein einzelnes, bestimmtes Object ins Bewusstsein bringt, wohl aber vielerlei Vorstellungsreihen in eine, wiewohl schwache, Aufregung versetzt, — kann allerdings ein *Gefühl* genannt werden; wie man so oft sagt, man habe etwas dunkel gefühlt, wenn irgend eine Verbindung von Vorstellungen vorgeht, die zu schwach, um sich beträchtlich über die Schwelle des Bewusstseins zu erheben, dennoch unter den übrigen, vorhandenen Vorstellungen auf einen Augenblick das Gleichgewicht verrücken. Dieser Gegenstand muss durch fortgesetzte Untersuchungen der Mechanik des Geistes auch fernere Aufklärungen erhalten. Soviel aber ist gleich hier offenbar, wie in der Vorstellung des Menschen von sich selbst, nothwendig das *Selbst* den Kern des *Sich* abgeben müsse; indem fast alle die gemeinsten Wahrnehmungen und Gefühle des eignen Leibes in dem Kreise der Reciprocität umlaufen. Man denke sich ein paar Kinder, die um ein Stück Brod streiten: jedes will das Brod *für sich;* und so ist ihm das eigne Selbst, und auch das Selbst des Anderen, vollkommen klar.

Digitized by Google

Anmerkung.

Der Begriff der Selbstheit, und wenn man will, der Selbstbestimmung, hätte weit eher einen Platz unter den Kategorien verdient, als der Begriff der *Gemeinschaft*, welches Wort, ganz wider den Sprachgebrauch, bei *Kant* soviel heissen soll, als *Wechselwirkung*. Diese letztere ist ihrem wahren Begriffe nach nichts als Causalität zweimal gedacht, rückwärts und vorwärts zwischen zwei Dingen. Daran knüpfte *Kant* sogar den ganz unerträglichen, durch ein blosses Sophisma eingeführten, für die Metaphysik und Physik grundverderblichen Satz von einer allgemeinen Wechselwirkung aller Substanzen im Raume. Doch von *Kant's* falschen Causalitätsbegriffen wird tiefer unten die Rede sein. Wie es möglich war, dass er, sammt allen seinen Nachfolgern, den seiner Schule so wichtigen Begriff der Selbstbestimmung, oder, wie *Fichte* sagte, *der in sich zurückgehenden Thätigkeit*, bei den vorgeblichen Stammbegriffen des menschlichen Verstandes mit aufzuführen vergass, ist kaum zu begreifen.

Oder soll man glauben, er habe ihn absichtlich verschmäht, als von Kategorien die Rede war? Er habe diesen Schatz für die moralischen Begriffe aufbehalten wollen? Freilich ist in seiner Antinomienlehre, wo der Begriff der transscendentalen Freiheit, mit sehr löblicher Vorsicht, als ein bloss theoretischer Begriff, ohne praktische Beziehung behandelt wird, noch von keiner Selbstbestimmung im strengen Sinn die Rede. Er lässt hier die Freiheit zwar *von selbst* anfangen, dass heisst aber noch nicht soviel als *durch sich selbst*; jenes *von selbst* ist nur absolutes Werden, hingegen der Begriff der Selbstbestimmung erfordert ganz ausdrücklich eine Activität des Bestimmens, woraus eine Passivität des Bestimmt-Werdens in dem nämlichen Subjecte entstehe.* Aber wenn dies eine absichtliche Scheidung war, damit die praktische Vernunft allein als die Activität der Selbstbestimmung in der moralischen Freiheit auftrete: so blieb diese Scheidung immer ein offenbares Versehen. Denn die Kategorien mussten wenigstens für die Erfahrung zureichen; und schon in dieser brauchen wir den Begriff der Selbstbestimmung höchst nöthig zur Unterscheidung des Lebenden vom

* Man vergleiche den vierten Abschnitt meiner Einleitung in die Philosophie.

Digitized by Google

Todten. Wir sehen einen Körper in Bewegung. Dazu ist, nach den empirischen Begriffen, worüber die Kategorien herrschen, eine Ursache nöthig; (für die Metaphysik würde diese Behauptung, wenn sie in voller Allgemeinheit ausgesprochen wird, eine arge Uebereilung sein; allein das gehört nicht hieher.) Wo liegt nun diese Ursache? Wächst die Pflanze, und bewegt sich das Thier, weil ein äusserer Anstoss geschah? Wir beobachten; und finden die Antriebe, welche von aussen kommen, bei weitem nicht genügend, um die Bewegungen zu erklären. Also verlegen wir die gesuchte Ursache in den Gegenstand selbst hinein; wir denken uns den Keim als antreibend sich selbst, um von der Stelle zu kommen. Hier ist der Begriff der Selbstbestimmung, mit dessen Bejahung wir Leben, mit dessen Verneinung wir das Todte setzen; so dass er überall zur Anwendung kommt.

Ueber den psychologischen Mechanismus in der Vorstellung der Selbstbestimmung lässt sich noch etwas hinzusetzen. Wenn die Complexion *a A α*, mit welcher eine Reihe *a*, *b*, *c*, *β*, *α* verbunden ist, sich hebt: so geschieht zweierlei zugleich. Die Reihe wird durch *α* simultan, aber abgestuft, rückwärts (von *α* nach *a* hin) gehoben; und zugleich läuft sie successiv von *a* nach *α*; diese Bewegungen müssen in jedem Gliede auf eigne Weise einander begegnen. Wenn wir einen Cirkel anschauen, und auf der Peripherie mit unserm Blicke umherlaufen: so schwebt uns zugleich von dem Puncte her, wo wir ausgingen, auch schon der Theil des Umkreises dunkel vor, zu dem wir erst kommen sollen: und das Zusammentreffen geschieht nicht plötzlich im Ausgangspuncte, sondern schon vorher allmälig.

§. 135.

Man betrachte nun noch einmal die Complexion von Merkmalen, welche sich zusammensetzt aus den Wahrnehmungen des eignen Leibes, den Gefühlen der körperlichen Lust und Unlust, den Vorstellungen von Bildern äusserer Dinge, welche Bilder als dem Leibe inwohnend, und mit ihm umherwandernd, angesehen werden; endlich den Bemerkungen jener nur eben zuvor beschriebenen Selbstheit: man erwäge, wie diese Complexion sich beim Menschen weiter und anders ausbilden werde als beim Thiere, vorausgesetzt dass der Mensch nicht ganz allein, und im Stande der Wildheit, sondern unter Bedingungen der Ausbildung überhaupt lebe und gedeihe.

Digitized by Google

Zuvörderst: die Wahrnehmungen des eignen Leibes machen dieselbe Complexion zu einem *räumlichen Mittelpuncte aller Ortsbestimmungen;* und nach den Entfernungen von diesem wird die *Erreichbarkeit begehrter Gegenstände* geschätzt.

Zweitens: die körperlichen Gefühle bezeichnen unaufhörlich ein *Etwas*, das an diesem Orte *gegenwärtig*, und doch nicht ein blosses Raumerfüllendes sei, und das *nur* an diesem, zwar selbst unter den übrigen Dingen beweglichen Orte sich antreffen lasse. Sie unterscheiden *dieses* Etwas von allem Anderen, das sich ausser diesem Orte befindet.

Drittens: der nämliche bewegliche Ort ist der *Sammelplatz* aller der Bilder von äussern Dingen, die ihm inwohnen; diese Bilder werden eben dadurch ein *Inneres* im Gegensatze gegen die *äusseren* Dinge, die übrigens an ihren Orten vest stehen bleiben, (wenigstens grösstentheils,) während jenes Innere sich unter ihnen umherbewegt.

Viertens: dieser Sammelplatz der Bilder umgiebt sich mit ausfahrenden und eingehenden Strahlen, vermöge der Verabscheuungen und Begehrungen; denn *alles Verabscheuete soll sich von da entfernen, alles Begehrte näher heran kommen.* Dieses Sollen wird durch die Hand und ihre Bewegungen jeden Augenblick sinnlich dargestellt.

Fünftens: ebendaselbst erscheint auch der *Anfangspunct aller der Bewegungen*, die physiologisch mit körperlichen Gefühlen, und durch diese psychologisch mit den Regungen des Begehrens zusammenhängen, (man sehe §. 129 gegen das Ende;) und die eben dadurch als *Handlungen* aufgefasst werden, dass sich mit ihnen das Begehrte als Erfolg complicirt. Demnach wird der Sammelplatz der Bilder zugleich als der Mittelpunct für Begehrtes und Verabscheutes, und hiemit in engster Verbindung auch als Principium von Veränderungen in den äussern Dingen, also als *äusserlich thätig* vorgestellt.

Sechstens: ebendahin wird auch das innerlich Wahrgenommene mit allen seinen nähern Bestimmungen verlegt werden, *wofern* die Bestandtheile des innerlich Wahrgenommenen als Bilder äusserer Dinge erkannt werden, wie nach §. 133 leicht geschieht, sobald zugleich die äussere Wahrnehmung ihren Fortgang hat. Das letztere fehlt im Traume; daher gaukelt dieser eine Aussenwelt vor, die beim Erwachen sogleich *nach*

Digitized by Google

Innen verlegt, und zu dem Sammelplatze der Bilder hin verwiesen wird, auch wenn der Traum nichts Ungereimtes enthält.

Nun überlege man, wie diese Complexion, die *im Laufe der Zeit* unaufhörlich neue Zusätze bekommt, und für die es beim Menschen eine Vergangenheit und eine Zukunft giebt, sich weiter ausbilden müsse.

Die Wahrnehmungen des eigenen Leibes sind ohne Zweifel Anfangs sehr mannigfaltig und mächtig; allein nachdem ihr Kreis durchlaufen ist, ermattet die Empfänglichkeit für sie, und sie bilden eine wenig auffallende, ziemlich ruhige Grundlage für das Ganze. Etwas Aehnliches begegnet mit den körperlichen Gefühlen, die wenig mehr als eine augenblickliche Gewalt haben, und nur dadurch mächtig werden, wenn sie lange Zeit gegenwärtig bleiben, oder sich oft und periodisch wiederholen; wie die Gefühle von Hunger und Durst.

Hingegen der Sammelplatz der Bilder, der beim Menschen von seinem ersten Entstehen an ungleich reicher werden muss, als beim Thiere (§. 129), dieser gewinnt unaufhörlich bei dem Kinde in gebildeter menschlicher Gesellschaft; er gewinnt fortdauernd beim Knaben, dem Jüngling und dem Manne. Denn es giebt immer etwas Neues zu sehen, zu hören und zu lernen; und alles Gesehene, Gehörte und Gelernte kommt zu dem Vorrathe der Bilder, die in dem *Inneren*, entgegengesetzt allem Aeusseren, ihren Platz haben. (Denn in der Aussenwelt kann ihnen kein Platz angewiesen werden.) In der ganzen Complexion also, welche der Mensch als sein eignes Selbst denkt, ragt über die andern Bestimmungen diejenige hervor, dass dieses Selbst ein vorstellendes, ein wissendes, ein erkennendes sei; und das Uebergewicht dieser Bestimmung wächst immer mit den Fortschritten der Bildung.

Nach den Umständen *kann* auch in der nämlichen Complexion jede der noch übrigen Bestimmungen immer mehr Stärke bekommen. Begehrungen und Verabscheuungen vervielfältigen sich gar sehr bei fortschreitender Ausbildung; nicht weniger wächst das Kraftgefühl dessen, der seine Hände gebraucht, und sie mit Werkzeugen und Maschinen bewaffnet, — ein Gefühl, das in der Schnelligkeit seinen Sitz hat, womit im Augenblick des Begehrens sich auch sogleich die Vorstellung einer Thätigkeit darbietet, durch welche das Begehrte sich realisiren werde.

Aber nicht in gleichem Verhältnisse mit der Masse der Vor-

Digitized by Google

stellungen von eigner äusserer Thätigkeit, wächst die Menge der inneren Wahrnehmungen, deren Entwickelung dagegen mehr bei einer ruhigen Existenz gedacht, und alsdann dem Selbstbewusstsein eine merklich andre Farbe giebt, als bei den äusserlich sehr geschäftigen Menschen.

Erinnern wir uns jetzt noch an die Wirkung des *Gesprächs*, dass es beim *Abwesenden* und *Vergangenen* verweilen macht (§. 130), so sehen wir hierin erstlich das Mittel, wodurch der Mensch sich die Vorstellung der Zeit ungleich weiter und vollkommner als das Thier, auszubilden vermag; denn indem er bei verschiedenen vergangenen Ereignissen verweilt, entstehn zwischen den Zeitpuncten dieser Ereignisse Zeitreihen (§. 115), deren mehrere aneinandergefügt, eine immer grössere Zeitstrecke ergeben werden, und aus deren Totalvorstellungen sich etwas, einem allgemeinen Begriffe Aehnliches (§. 122), nämlich eine Vorstellung von einem Laufe der Dinge überhaupt, erzeugen muss, das vermöge der Associationen auf verschiedene Zeitpuncte fortgetragen, sowohl in eine frühere Vergangenheit als in die Zukunft hinausreicht. — Eben so muss auch alles räumliche Vorstellen sich ausbilden durch das Verweilen beim Abwesenden, durch das Verknüpfen der verschiedenen räumlichen Reproductionen, die von mehrern entlegenen Gegenständen ablaufen (vergl. §. 113, 114).

Durch den letztern Umstand wächst die äussere Welt; es wächst auch ihr Gegensatz gegen die innere; es wächst das Verlangen, immer mehr Bilder von der äussern Welt einzusammeln.

Allein bei weitem wichtiger für die Ausbildung des Selbstbewusstseins ist jenes Schauen in Vergangenheit und Zukunft. Seine früheren Zustände *als frühere*, und in diesen Zuständen sein eignes Individuum erblickend, findet der Mensch dieses Individuum mit anderen Gefühlen, als mit den jetzt gegenwärtigen; dadurch erscheinen die jetzigen sowohl als die ehemaligen, als *zufällig*, denn sie erscheinen als *wechselnd*, indem sie vermittelst negativer und positiver Urtheile (§. 123, 124) für verschiedene Zeiten demselben Individuum sowohl abgesprochen als zugesprochen werden. Hiemit wird auch das Ungewisse der zukünftigen Zustände eingesehen, denen nun das Individuum selbst als das Bleibende entgegensteht.

Die Auffassung des Abwesenden und Vergangenen zusam-

Digitized by Google

mengenommen vollendet auch erst die *Ablösung* der eignen Person *von der Umgebung.* Jemand, der immer nur in Einem Zimmer gelebt hätte, würde zwar, wegen seiner Beweglichkeit im Zimmer, nicht seine Person und die Sachen im Zimmer für Ein Ding halten (§. 132 am Ende, und §. 118); aber doch würde er sich und diese Sachen immer wenigstens in *unvollkommnen* Complexionen (§. 63) vorstellen, so lange er sich nicht in andern Umgebungen befunden hätte. Das Kind weint, wenn es allein an einem unbekannten Orte bleibt, nicht bloss seiner Bedürftigkeit wegen, sondern weil die Vorstellungen der bekannten Umgebung jetzt, in der unbekannten, eine Hemmung erleiden, die sich vermöge des Mechanismus der Complexionen auf die Vorstellung von seiner eignen Person fortpflanzt. Selbst der mehr herangewachsene Mensch empfindet eine ähnliche Hemmung im Dunkeln; er singt, er spricht, er schreiet, um etwas von sinnlicher Wahrnehmung zu haben, das mit der Vorstellung von ihm selbst zusammenhänge. Sogar unsre Kleidung wächst mehr oder weniger mit dem Ich zusammen. — Indem aber der Mensch sich in mancherlei Umgebungen bewegt, und in jeder neuen sich der abwesenden und vergangenen erinnert, wird ihm für sein eignes Selbst jede Umgebung mehr als zufällig erscheinen.

Ist er ferner dahin gekommen (durch Erfahrungen und Erzählungen), dass ihm ein ganzes menschliches Leben in Einer Zeitstrecke erscheint, worin der Leib seine Gestalt und Grösse verändert: so löst sich auch einigermaassen die Auffassung des eigenen Leibes, wie sie *jetzt* ist, ab von der Complexion, deren Grundlage sie Anfangs hergab. Doch als ganz zufällig für die eigne Persönlichkeit erscheint der Leib erst auf höheren Culturstufen, nachdem der Tod den Verfall des Leibes vor Augen gelegt, und sich eine Ahnung von Fortdauer auch ohne diesen Leib gebildet hat, — welches bekanntlich am leichtesten durch die Träume geschieht, worin, zwar noch mit einem *Schatten* des Leibes, ein Verstorbener wieder erscheint. Ein Mittelglied geben hier die Erfahrungen vom Fortleben nach Verstümmelungen; wodurch zunächst die Zufälligkeit einzelner Gliedmaassen für die Persönlichkeit offenbar wird, und dann die Frage entsteht, ob nicht vielleicht jeder Theil des Leibes entbehrlich wäre in der Complexion, die nun noch aus den Bildern der äussern Dinge, aus dem Begehren und Ver-

Digitized by Google

abscheuen, und aus dem Uebrigen besteht, was die innere Wahrnehmung darbietet. Wie selten jedoch der Mensch sein Ich vom Leibe ganz losreisst, das mögen die häufigen Verordnungen auf den Todesfall beweisen, welche so lauten: *hier, und auf diese Weise, will Ich begraben sein!*

Auf der andern Seite aber zeigen sich auch die Bilder äusserer Dinge, sammt der Möglichkeit dergleichen aufzunehmen, und sammt dem Begehren, Wirken, und inneren Wahrnehmen, *als etwas Zufälliges für den Leib;* sobald aus Beobachtungen *schlafender* Menschen der Zustand des Schlafes genauer bekannt geworden ist, den Jeder auch bei sich selbst vorauszusetzen, Ursachen genug findet. Doch die Erfahrungen vom Eintritt des Schlafes nach der Ermüdung, und von der Möglichkeit, den Schlafenden aufzuwecken, lassen bald erkennen, dass hier ein leiblicher Zustand obwalte, der die Bilder der äussern Dinge *nicht vertilge*, sondern sie, die noch vorhandenen, nur in ihrer Wirksamkeit hemme. Immer sind *sie* also, diese Bilder oder Vorstellungen, im Grunde dasjenige, was als das am meisten Beständige, Veste und Beharrende in der ganzen Complexion angesehen wird. Jedoch kann dieses nicht von *irgend einem einzelnen* unter den Bildern, gesagt werden; denn sobald die innere Wahrnehmung eine Zeitstrecke überschaut, findet sie die Bilder *als kommend und gehend*, im mannigfaltigsten Wechsel. Aber eben dieser *Wechsel* selbst, nämlich *der Lauf* der Vorstellungen, oder das Vorstellen *überhaupt*, wird endlich als das am meisten Beharrliche erkannt; und so bekommt nun dieselbe Complexion, die Anfangs über den Wahrnehmungen des eignen Leibes sich zusammenhäufte, zu ihrem Hauptcharakter das *Vorstellen*, sammt dem, damit innigst verflochtenen, *Begehren* und *Fühlen*. Dieser Hauptcharakter ist demnach etwas in seinen nähern Bestimmungen, (was für Gegenstände vorgestellt werden,) unaufhörlich Wechselndes; das Beständigste ist etwas durchaus Flüchtiges, das nur, in einem allgemeinen Begriffe gedacht, für ein Beständiges kann angesehen werden.

Fassen wir alles zusammen: so ergiebt sich *eine Complexion, von der alle ihre Grundbestandtheile können verneint werden, so dass keiner derselben ihr wesentlich zu sein scheint.* Wie wichtig diese Bemerkung zur Erklärung des Ich sei, wird sich zeigen, indem wir in den §. 28 zurückblicken. Dort wurde schon ge-

Digitized by Google

funden, dass die Ichheit auf einer mannigfaltigen objectiven Grundlage beruhe, wovon jeder Theil ihr zufällig sei, in so fern die übrigen Theile noch immer das Ich stützen würden, falls jener weggenommen wäre.

Auch erinnert man sich hier vielleicht jener Meinung eines andern Schriftstellers, nach welcher von einem Bewusstsein des Gegenstandes geredet wurde, nicht *wie* er ist, sondern *dass* er ist (§. 21). Einem solchen Gegenstande sieht allerdings eine Complexion, von der alle Merkmale können verneint werden, ähnlich genug. Aber wenn sie wirklich alle auf einmal verneint werden, so fällt der ganze Gegenstand weg. Wenn hingegen eine Complexion bezeichnet wird mit ...*mnop*...., wo die Puncte bedeuten, dass etwas weggelassen ist, statt dessen auch *mnop* konnten hinweggenommen werden, wofern dagegen etwa *def*, oder *fgh*, blieben: so bietet eine solche Complexion immer noch für ein hinzutretendes *x* oder *y*, einen *Punct* der Anknüpfung dar. Hiemit mag vorläufig die Anmerkung des §. 27 verglichen werden; wenn man hinzudenkt, dass die Merkmale *mnop* in ihren verschiedenen Reihen liegen.

§. 136.

Jetzt wollen wir versuchen, das Selbstbewusstsein zu beschreiben, wie es wirklich ist; nur nicht etwan wie es sein müsste, um ein Reales (die Substanz der Seele) zur Erkenntniss zu bringen. — Wir verhehlen uns hiebei nicht, dass das wirkliche Ich ein Raum- und Zeitwesen ist; aber mit folgenden nähern Bestimmungen:

1) In wiefern der eigne Leib zum Ich gerechnet wird, befindet sich die Vorstellung desselben nicht im Zustande der Evolution, sondern der Involution.

Man weiss aus der Lehre vom Raume, dass alle Räumlichkeit auf Verwebung von Reihen beruht. Wenn diese sich evolviren, so werden die Theile des Räumlichen auseinander gesetzt, sie kommen als ein Vieles neben einander zum Bewusstsein. Geschieht dies in Ansehung des Leibes, so kommen Vorstellungen, wie: *mein Kopf, mein Arm, mein Fuss*, zum Vorschein. Keiner dieser Theile ist je für das Ich gehalten worden; sondern diese Vereinzelung hat auf die Frage vom Sitze des Ich, des Geistes, der Seele geführt. Und je bestimmter ein solcher Theil sich einzeln ausgedehnt und beweglich zeigt, desto weniger wird man ertragen, ihn als den Sitz

Digitized by Google

der Seele zu betrachten. Der Mensch sucht denselben nicht auf der Oberfläche, die er sieht, sondern inwendig; und am liebsten im Kopfe, den das Auge unmittelbar nicht gewahr wird. — Involvirte Reihen dagegen gelten für Einheiten, wie schon im §. 100 (in der Anmerkung) gesagt wurde. Und wer von Sich redet, der denkt in der Regel nicht an jene Frage vom Sitze der Seele; unterscheidet auch nicht Leib und Seele.

2) Als Zeitwesen hat Jeder seine Lebensgeschichte, aber die Vorstellung Ich erzählt keine Geschichte; zu ihr gehört das Präsens: *Ich bin!* Demnach steht sie in der Gegenwart; aber nicht als ein Neues, sondern als ein längst Bekanntes und Vorhandenes. Die Zeitreihe wird nicht als ablaufend, sondern als abgelaufen vorgestellt; so dass ein geringer Theil derselben, rückwärts genommen, genügt; indem die frühern Glieder unmerklich sich im Dunkeln verlieren. Man kennt schon aus §. 100 die rückwärts gerichtete, nicht successive, sondern simultane, aber abgestufte Reproduction; und ihren Unterschied von der vorwärts gehenden, wirklich ablaufenden. Soll hingegen die Lebensgeschichte hinzugedacht, und das Ich wirklich als Zeitwesen vorgestellt werden, so gehört dazu eine Verbindung beider Arten der Reproduction (§. 115).

3) Gleichwohl liegt in den wichtigsten geistigen Elementen der Vorstellung Ich, im Empfinden, Erfahren, Begehren, ursprünglich, *sobald das Subject gesetzt wird,* ein Vorwärtsgehen, wenn auch nur durch eine unendlich kleine Reihe; wie die Reihe *ab* im §. 131. Wiewohl nun solche Reihen keine bestimmte Succession, und am wenigsten von endlicher Grösse, anzeigen, so wird doch durch sie das Ich als ein *Trieb* gedacht, wenn auch ganz unbestimmt ohne Angabe des Woher und Wohin.

4) Soll die dunkle Vorstellung dieses sehr zusammengesetzten Triebes deutlich hervortreten: so muss sie sich entwickeln als ein Trieb zum Empfinden, zum Erfahren, zum Denken, zum Handeln u. s. w., nach den Kategorien der innern Apperception. Allein hier fehlt immer zur vollen Deutlichkeit die bestimmte Richtung des Triebes von einem Puncte zum andern. Um sie zu gewinnen, muss ein *äusserer* Punct, ein *Gegenstand* gesetzt werden, zu welchem *hin* eine Reihe sichtbarer Veränderungen gehe. Am deutlichsten also wird das Ich erscheinen in äusserer Thätigkeit.

Digitized by Google

Diese aber kann hier kein blindes Wirken sein. Die Elemente der Vorstellung Ich, und deren Complication, bringen es mit sich, dass das Thun angesehen werde als Eins mit dem Abbilden desselben, dem Wissen. Und das hat eine zwiefache Bedeutung; denn das *Thun* ist zugleich ein *Geschehen*. Das Thun, durchdrungen vom Wissen, ergiebt das Wollen; das Geschehen, durchdrungen vom Wissen, ergiebt das Vernehmen und Fühlen dessen, was gethan worden. Das Ich ist vorstellend im Handeln; und vorstellend nochmals, indem es *für sich* gehandelt hat. Er weiss, was es zu thun im Begriff ist, und weiss auch, was es that.

5) Man bemerke nun, dass hieraus durch eine Abstraction *der reine Begriff des Ich* in aller Strenge sehr leicht zu erhalten ist. Es braucht nur das äussere Handeln weggelassen zu werden. Alsdann bleibt statt der nach aussen gehenden Thätigkeit ein blosses Wissen, das nun keinen Gegenstand mehr hat; und statt des Vernehmens und Auffassens der äussern Thätigkeit ein Vernehmen jenes Wissens; welches letztere sich demnach in ein Gewusstes verwandelt. Solchergestalt bekommen wir den Begriff vom Wissen des Wissens, welches, da es ohne irgend einen Unterschied in Einem Puncte liegen soll, identisch gesetzt wird, bloss behaftet mit dem Gegensatze des Objects und Subjects, oder des Wissens und Gewusstwerdens.

Also haben wir den Stoff gefunden, aus welchem sich die Schule ihr Abstractum bereitet. Hier sind wir angelangt auf *Fichte's* Gebiet.

6) Aber die Schule würde die Abstraction, die sie selbst gebildet, leicht erkennen, wenn nur ein willkürliches Denken darin läge. Nicht das Ich, sondern das handelnde, nach aussen hin wirkende Ich wäre dann das Gegebene; von dem blossen Ich aber würde man sprechen wie von dem Allgemeinbegriff der Farbe oder des Tons, der nichts zu sehen noch zu hören darbietet.

Wir haben im §. 29 gefunden, dass die mannigfaltigen Vorstellungen, welche dem Ich zur objectiven Grundlage dienen, sich unter einander aufheben müssen, wenn die Ichheit möglich sein soll. Dem gemäss muss so gewiss, als das Ich sich wollend und handelnd findet, auch das Gegentheil eintreten. Und dieser Forderung wird, wie die Erfahrung lehrt, auf mehr als eine Weise Genüge geleistet.

Digitized by Google

Jene vorwärts gehende Richtung, um derenwillen das Ich als ein Trieb gedacht wird, ist im allgemeinen die vom Subject zum Object, nach §. 131. Das Bevorstehen der Empfindungen muss eben so, wie vorhin die äussere Thätigkeit, als begleitet vom Wissen auf doppelte Weise gedacht werden. Wissend geht das Ich der Empfindung entgegen; und abermals wissend empfängt es sie sammt dem ihr anhängenden Wissen. So geschieht es, dass das Ich Sich empfindet.

Dies wird deutlicher in besonderen Fällen. Geniessend giebt das Ich sich hin der Lust; leidend giebt es sich hin dem Schmerze. Mit der Lust und dem Schmerze empfängt es sich selbst wieder. Diese Hingebung liegt schon in der blossen Neugier, oder dem Beobachten dessen, was da wird gegeben werden. In allen Fällen ist die Hingebung das Gegentheil des Wirkens und Handelns.

Auch hievon kann die vorerwähnte Abstraction gemacht werden; nur ist sie nicht so leicht wie dort, wo das Ich als äussere Causalität erscheint, die man ohne Mühe sowohl von demjenigen Wissen unterscheidet, das in der Absicht des Handelns liegt, als von dem andern Wissen, das in dem Auffassen des Erfolgs der Handlung enthalten ist.

Dies ist die Seite des Ich, in welche sich *Fichte* nicht finden konnte. Sein Ich war frei; die Aussenwelt war nur ein scheinbares Widerstreben, eine Reizung für die Freiheit, dass sie sich zeige um zu siegen. Daneben konnte eine wahre Naturlehre nicht bestehen. *Schelling* hatte hier Recht zu widersprechen.

Die Hingebung kennen wir vorzugsweise in der Liebe; und in der Frömmigkeit. Kein Wunder, wenn die Mystiker, ihrerseits übertreibend, das wahre Ich nur im Ertödten des Wollens und im Aufgeben des eignen, selbstständigen Daseins zu finden glauben.

Das wahre Ich ist dasjenige, in welchem jenes Entgegengesetzte zum Gleichgewichte gelangt ist. Mit richtigem Gefühle pflegen die Dichter erst ihren Helden hoch zu heben im Glanze des Thuns, Besitzens und Schaffens; dann ihn fallen zu lassen; beides damit er zu sich selbst komme.

Zur Vollständigkeit der Betrachtung ist hier noch zu bemerken, dass von dem, was wir zu thun, oder dem wir uns hinzugeben glauben, die Wirklichkeit des Erfolgs abweichen kann.

Digitized by Google

Alsdann finden wir uns getäuscht. Die Täuschung hebt das Ich nicht auf; denn wenn die vorige Abstraction gemacht würde, so fiele das Objective, worin der Gegensatz liegt, ganz heraus, und das blosse sich selbst begegnende Wissen bliebe rein zurück. Aber die Ichheit complicirt sich hier mit einem schmerzlichen Gefühl. Mit der Täuschung verglichen, erlangt die Wahrheit ihren Werth.

Die Täuschung kann sich augenblicklich entdecken; sie kann auch allmälig, spät, nach langem Zweifel zum Vorschein kommen. Oft genug durchdringt sie die ganze Lebensgeschichte des Menschen, und giebt ihr ein bitteres Nachgefühl. Aber das ist nicht wesentlich. Hingegen allerdings wesentlich ist der Druck, die Last, welche das Ich darum in sich trägt, weil es nur durch den Wechsel zwischen den mancherlei Arten des Thuns und der Hingebung von der, im Einzelnen ihm zufälligen, im Ganzen ihm nothwendigen Objectivität, deren es zur Stütze bedarf, und die doch nicht sein wahres Selbst ausmacht, kann gereinigt werden.

Diese Last empfindet noch wenig das unbefangene Kind, welches den Personen, die es sprechen hört, darum das Wort Ich nachahmt, weil es bemerkt, dass sie es dann gebrauchen, wann der Sprechende und der, von welchem die Rede ist, einer und derselbe ist. Es trifft indessen schon jetzt den wahren Sinn des Worts; denn indem es spricht, weiss es, was es sagen will, und vernimmt auch sein Gesprochenes. Es braucht nur überhaupt zu sprechen, um Sich zu finden; mit Recht also bezeichnet es den Sprechenden der eignen Rede mit dem Worte Ich. Später erst, wenn aus Vorsicht das Meiste, was über die Lippen unwillkürlich zu gleiten im Begriff war, zurückgehalten wird, tritt das stille, innerliche Sprechen an die Stelle der lauten Rede; vorher war Ich der, welcher von Sich sprach; jetzt wird es der, welcher sich selbst denkt. Denn die Gedanken machen sich am leichtesten kenntlich als zurückgehaltene Worte.

§. 137.

In der Gesellschaft, und in der Mitte der Naturordnung, bekommt in mancherlei Hinsicht das Ich eine andre Färbung.

Weit entfernt, als ein wundervolles Räthsel, mit *nothwendiger* Beziehung auf ein *zufälliges, sich selbst aufhebendes,* Mannigfaltiges anerkannt zu sein, gilt es gerade umgekehrt für den

Digitized by Google

bekanntesten aller Gegenstände, für das einzig unmittelbar Gewusste und Durchschaute; für selbstständig und absolut Eins.

Denn die geheim gehaltenen Worte scheinen innerlich zu sagen, was Andre durch die laute Rede erfahren. Eine zusammenhängende Folge von Empfinden, Denken und Handeln liegt der innern Apperception vor Augen; während Andre, so lange sie nicht sprechen, es ungewiss lassen, welches bei ihnen der Uebergang sein werde von dem Empfinden zum Handeln durch das in ihnen verborgene Denken. Die Andern sind schon für das Kind beständige Räthsel; es fragt sie, so oft es darf. Es wird auch gefragt, und merkt nur zu gut, dass es etwas verhehlen kann. — Die äussern Gegenstände scheinen alle mancherlei zu verbergen; ihre Oberfläche umgiebt das Innere; ihre Merkmale kommen erst beim Besehen, Herumwenden, Oeffnen, Probiren, allmälig zum Vorschein; auch muss erst ein Raum durchlaufen werden, um sie finden, betrachten, untersuchen zu können. Das Ich ist sich immer gegenwärtig. Es bewegt sich umher in ihrer Mitte, und entfernt sich frei von jedem, dessen Nähe nicht länger erwünscht ist. Es hat sich immer beisammen. Denn die kommenden Gedanken durchlaufen keinen Raum; während für einen ankommenden Körper sich allerdings verschiedene Stellen unterscheiden lassen, wo er ist gesehen worden. — Also, verglichen mit Anderem, ist das Ich bekannt, selbstständig, und Eins.

Ferner, im Gespräch findet die Ichheit fortdauernd Nahrung. Jenes Uebergehen vom Denken zum Empfinden und Erfahren, worauf die Bestimmung des Subjects, und die Voraussetzung desselben vor dem Objecte beruhet (§. 131), geschieht jeden Augenblick, indem der Sprechende seinen Gedanken dem Andern mittheilt, damit ihn dieser antwortend ergänze. Hier ist immer die Antwort das Eintretende, Hinzukommende, zu ihrem Vorausgesetzten, dem Denken. Und hier findet unaufhörlich das Ich sich selbst, denn das Gespräch ist in gleichem Maasse, und in schneller, steter Abwechselung, theils Wirksamkeit, theils Hingebung (§. 136). Dieselbe Folge, wie das Gespräch hat nun auch die Lebensweise, das Thun und Leiden im geselligen Zustande; nur nach vergrössertem Maasse. Und was ist selbst das Verhältniss des Menschen zur Natur anders, als ein abwechselndes Wirken und Hingeben?

Aber die Gesellschaft erweitert noch obendrein, und beschränkt

Digitized by Google

auch hinwiederum das Wirken, und die Pläne dazu, durch den Besitz und dessen Grenzen. Sie macht etwas aus dem Menschen; giebt ihm Bilder dessen, wofür er gelten soll; unterwirft ihn den Meinungen und Vorurtheilen. Um desto mehr wird die ganze Complexion, die wir Ich nennen, was sie ohnehin war, nämlich höchst veränderlich; denn sie ist genau genommen keinen Augenblick dieselbe. Sie kann überdies keine *vollkommene* Complexion sein, weil gar mancherlei Entgegengesetztes in sie hinein kommt. (Man erinnere sich der Grundlehren über Complexionen aus den Elementen der Statik des Geistes.) Vielmehr, sehr verschiedene Bestandtheile derselben treten bei verschiedenen Anlässen und Umständen *vorzugsweise* ins Bewusstsein. Meldet sich der Leib durch ein körperliches Gefühl, so erheben sich die älteren Vorstellungen gleichartiger Gefühle, sammt den Erinnerungen an gewisse begleitende Lebensumstände. Soll irgend eine Arbeit gemacht werden, so regen sich Vorstellungen ehemaliger Beschwerden bei gleicher Arbeit, ehemals gebrauchter Mittel und angestrengter Kräfte. Zeigt sich ein Vortheil zu gewinnen, ein Genuss zu erhaschen, so erwachen Begierden, mit welchen zugleich sich eine genussreiche Vergangenheit in Gedanken vergegenwärtigt. Nun kommt zwar bei allen solchen Anlässen die *ganze* Complexion in *einige* Bewegung, aber doch in eine sehr ungleiche; so dass der mit dem Worte *Ich* benannte Gegenstand, wiewohl er immer ein und derselbe sein soll, sich oftmals kaum ähnlich sieht.

Erwacht aber vollends irgend einmal, (was bei vielen Menschen freilich nie geschieht,) die ernstliche Frage: *Wer bin ich denn?* so müssen sich nach einander zwei ganz entgegengesetzte Bemerkungen aufdringen. Die erste: dass für eine einfache und bestimmte Antwort auf diese Frage es viel zu viel ist an dem ungeheuern Vorrathe der mannigfaltigsten Merkmale in der Einen Complexion, die das eigne Selbst darstellen soll. Die zweite: dass, wenn man anfängt abzusondern und auszuscheiden, was alles Entbehrliches, Unstetes, sich selbst Aufhebendes in jener Complexion angetroffen wird, alsdann *gar Nichts* durchaus Vestes und Tüchtiges, am wenigsten etwas solches, das von Relationen frei, das rein selbstständig wäre, übrig bleibt, woran und worin man Sich selbst ein für allemal erkennen könne.

Was die erste Bemerkung anlangt, so wird sie klärer werden

Digitized by Google

durch eine sehr viel weitere Ausdehnung, die sie im folgenden Capitel erhalten muss, wo wir sie wieder finden werden bei der Frage, *was sind die sinnlichen Dinge, die wir durch Complexionen ihrer Merkmale kennen lernen.* Die zweite Bemerkung erhält ihre Erläuterung in dem Schlusse des §. 135. Und überdies noch in den ersten Untersuchungen über das Ich, bei welchen wir im §. 24 — 26 unsern Faden angesponnen haben. Man wird finden, dass aus dem §. 135 ein unmittelbarer Uebergang in die Reflexionen des §. 25 offen steht, so dass dieser die Fortsetzung von jenem zu enthalten scheint; und wir können jetzt die an ganz verschiedenen Orten dieses Buches vorkommenden Betrachtungen gleichsam in Eine Linie legen *.

Zuerst nämlich findet der Mensch Sich (aber noch nicht als Ich) in äusserer Wahrnehmung, nebst den Gefühlen von körperlicher Lust und Unlust. Er sieht seine Hände, er betastet seinen Leib, er sieht selbst dieser Betastung zu, und fühlt sie zugleich in den betastenden und den betasteten Gliedern. Weiterhin kommt die Beilegung von Bildern äusserer Dinge, die Voraussetzung des Subjects vor den Objecten; die Bestimmung des Subjects als Trieb, sowohl zum Thun als zur Hingebung; sammt der innern Wahrnehmung. Noch später wird der Besitz und das Wechseln der Bilder, sammt dem was daran hängt, für das Vornehmste und Wesentlichste erkannt; der Mensch schreibt sich eine Seele, ja selbst einen Charakter zu, und achtet dieses für vorzüglicher als den Leib. Auf dieser Stufe wird die innere Wahrnehmung für die Erkenntnissquelle des wahren Selbst angesehen; und es ist dieses der Standpunct der meisten gebildeten Menschen. Nun aber kommt die philosophische Reflexion; diese macht wiederum der innern Wahrnehmung die ächte Selbsterkenntniss streitig; sie will nicht von dem *Zeitwesen*, dem *Individuum*, sondern *von dessen beharrlicher Grundlage* unterrichtet sein. Jetzt entdeckt es sich allmälig, dass die Wahrnehmung des eigentlichen Seelenwesens, der Substanz der Seele, gänzlich mangele; und dass eine solche Substanz müsse *hinzugedacht* sein, auf eine Weise, die wir im folgenden Capitel im allgemeinen erläutern werden. Dennoch aber bleibt das Ich, die eigentliche, immer gleiche Identität des Vorstel-

* Zur Vollständigkeit der Untersuchung gehört noch die Anomalie des Selbstbewusstseins im Wahnsinn; wovon unten im §. 165.

Digitized by Google

lenden und Vorgestellten. Dieses Ich erscheint als ein Gegebenes, als die sicherste, unbestreitbarste Thatsache des Bewusstseins; selbst noch nach Absonderung des Individuellen, was die innere Wahrnehmung darbot. Dafür wird eine eigne Art der Erkenntniss erfunden; *ein reines, intellectuelles Vermögen,* (wie bei Kant und Fichte; siehe §. 26). Fragt man aber, *was denn das sei,* das die intellectuelle Anschauung anschaue, so kommt die Ungereimtheit in dem, vom Individuellen losgerissenen Begriffe des Ich zum Vorschein, die wir im §. 27 u. s. w. erwogen, und in ihren Folgen untersucht haben.

§. 138.

Aus allem bisher Vorgetragenen muss nun offenbar werden, sowohl worin die Täuschung bestehe, der wir in Ansehung des Ich beim Anfange der Untersuchung unterworfen waren, als auch, durch welche endliche Berichtigung des Begriffs vom Ich wir der Täuschung uns entledigen sollen.

Wie bei allen Begriffen, denen ein wesentliches Ergänzungsstück fehlt, auf das sie sich *beziehen,* ohne es zu *enthalten* und unmittelbar anzuzeigen: so liegt auch beim Ich die Täuschung daran, dass man diesen Begriff für denkbar hält, nach Absonderung von allem Individuellen. Wer, wie *Kant,* das Ich für die ärmste und gehaltloseste aller Vorstellungen ansieht, wer ihr ein abgesondertes Geistesvermögen anweist, durch das sie ohne Beziehung, ohne nothwendigen Zusammenhang mit unsern übrigen Vorstellungen, für sich allein dastehn, sich erst hintennach an die übrigen gleichsam anlegen, oder dieselben in ihren Schooss aufnehmen soll: — der ist mitten in der Täuschung befangen.

Die Täuschung führt nun in Widersprüche, welche Anfangs nicht vollkommen entwickelt werden; sie führt auf metaphysische Abwege von der Art, wie *Fichte* sie vielfältig durchlaufen ist.

Es ist wahr, wenn ich mich selbst betrachte, so finde ich eine Complexion von Merkmalen, deren jedes als zufällig erscheint. Alle meine empirischen Vorstellungen könnten fehlen, sie hängen von Lebensumständen ab; und selbst die sogenannten reinen Anschauungen und Kategorien, welche Manchen für ein ursprüngliches Eigenthum gelten, sind doch nicht so mit meiner Ichheit verwebt, dass ich Mich selbst allemal und nothwendig dächte *als den Vorstellenden dieser* Anschauungen und Kategorien. Es giebt nichts in meinem ganzen

Digitized by Google

Gedankenkreise, das ich nicht in manchen Fällen vergässe, wenn ich mich selbst denke und empfinde.

Aber eine Complexion von lauter zufälligen Merkmalen, wenn diese alle von ihr abgesondert werden, wird unfehlbar $=0$. Ich sollte also mich selbst als *gar Nichts* denken; als einen mathematischen *Punct* in der Mitte der Dinge. Und gerade im Gegentheil, ich bin von meiner Existenz aufs innigste überzeugt. Dieses gewiss Existirende, *Was* ist es denn nun? — Nachdem alles, *als was* ich gewohnt war Mich zu denken, verworfen ist, bleibt nichts übrig, als mein Wissen von mir selbst. Aber dieses *Mir*, wen soll es bedeuten? — Hier wiederholt sich die Frage nach dem eigentlichen Objecte des Selbstbewusstseins; wie im §. 27 umständlicher entwickelt ist.

Ich kann daher jene Complexion der zufälligen Merkmale keineswegs ganz entbehren. Nicht nur finde ich im gemeinen Selbstbewusstsein allemal mich selbst *wirklich* mit irgend welchen zufälligen Prädicaten behaftet, — als denkend, handelnd, leidend, fühlend, — sondern es *muss* auch so sein; und ich würde mich sonst gar nicht finden.

Ein zweiter Punct der Täuschung liegt in der *Identität,* welche zwischen dem Vorgestellten und dem Vorstellenden statt haben soll. Hier wollen wir zuerst bemerken, *dass sehr allgemein eine Vorstellung für eine einzige gehalten wird, wenn sie schon nichts anderes ist als ein Aggregat von zum Theil verschmolzenen Elementarvorstellungen.* Wir sehen uns einen Gegenstand eine Weile an; dann kehren wir uns weg und sagen: nun habe ich doch eine Vorstellung von dem Dinge. Niemandem fällt es ein, dass sein Vorstellen des Gegenstandes eine Totalkraft ist, die während des ganzen Zeitverlaufs sich aus allen den unendlich vielen momentanen Auffassungen gebildet hat; nach §. 94 u. s. w. Oder wir gehn mit einem Werkzeuge, mit einer Person um; wir sehen sie vielemal, wir nehmen Gehör und Gefühl zu Hülfe, um unsre Kenntniss davon zu vollenden; viele Totalkräfte, deren jede der eben erwähnten gleicht, sind hier verschmolzen, und wirken zusammen in unsrer erlangten Kenntniss: allein unbekannt mit dem Mechanismus der Vorstellungen halten wir uns an das *Vorgestellte;* dieses wird für Eins genommen, weil die ganze Complexion aller jener Totalkräfte zusammenwirkt; daher schreiben wir uns Eine Vorstellung der Einen Sache oder Person zu.

Digitized by Google

Was heisst es nun, wenn man sagt: das Ich ist im Bewusstsein gegeben als die Identität des Denkenden und des Gedachten? In Beziehung auf diese Identität ungefähr soviel, als ob Jemand sagt: der Schreibetisch, an welchem ich heute arbeite, ist mir gegeben als derselbe, an welchem ich gestern schrieb. Soll dies bedeuten: die Wahrnehmung dieses Tisches, heute und gestern, ist eine und dieselbe, so liegt die Täuschung am Tage. Gerade im Gegentheil, das Quantum Empfänglichkeit, welches gestern durch die Wahrnehmung erschöpft wurde, trägt das seinige bei, um die heutige *neue* Wahrnehmung etwas geringer zu machen (§. 100); denn das nämliche Vorstellen kann sich nicht zweimal erzeugen. Dennoch entsteht, gemäss der heutigen Empfänglichkeit, heute eine neue Wahrnehmung; diese befindet sich in gar keinem Hemmungsverhältnisse mit der gestrigen gleichartigen, und daher würden sie vollkommen verschmelzen, wenn nur die gestrige sich heute ganz ins Bewusstsein erheben könnte. Dieser Mangel wird jedoch nicht gefühlt, denn was im Bewusstsein nicht vorhanden ist, und zwar nach Gesetzen der *Statik*, das bestimmt keine Zustände des Bewusstseins; wie aus allem Obigen bekannt ist. Die beiden Vorstellungen verschmelzen also ohne fühlbares Hinderniss; wir aber merken nichts von einem solchen Ereigniss, denn wir sind, eben durch die verschmelzenden Vorstellungen, beschäftigt mit dem Gegenstande, den sie beide zusammengenommen darstellen. Nur indem wir uns an den Unterschied zwischen *gestern* und *heute* erinnern, fällt es uns ein, den nämlichen Gegenstand als einen heute und gestern wahrgenommenen, dennoch aber als denselben in beiden Zeitpuncten zu bezeichnen.

Nicht weit hievon verschieden ist das Ereigniss, wenn jene Complexion, die das eigne Selbst anzeigt, von ihren zahlreichen Armen ein paar, oder auch mehrere, zugleich ausstreckt, die, wenn sie ins Bewusstsein kommen, zusammenfallen, und eine und dieselbe Complexion von zwei verschiedenen Seiten mit sich emporheben. Ist einer dieser Arme diejenige Vorstellungsreihe, wodurch die eigenen Bilder, und deren Wechsel, das Sprechen-Wollen, oder das Denken, und Wissen, vorgestellt wird; so mag der andre Arm sein was er will: es wird sich in den allermeisten Fällen finden, dass unter den Gegenständen jenes Denkens und Wissens auch ein Bild von dem andern

Digitized by Google

Arme vorkommt. Hiemit haben wir einen Act des Selbstbewusstseins; ein Wissen und ein zugehöriges Gewusstes in der nämlichen Complexion; eine scheinbare Identität des Denkenden und Gedachten. Gleichwohl sind jene beiden Arme der Complexion zwei unter sich verschiedene Vorstellungsreihen, die nur als Abbild und Urbild einander entsprechen, und die beide vermöge ihrer Verbindung mit den übrigen Theilen der Complexion, ein und dasselbe *Ding* ins Bewusstsein hervorstellen, *dessen* sowohl das Gewusste als auch das Wissen sey. Dieses Ding heisst in der gemeinen Sprache Ich; obgleich die Speculation den Begriff des Ich anders bestimmt.

Die Speculation, so lange sie noch nicht den nothwendigen Zusammenhang zwischen dem Ich und dem Individuum eingesehen, so lange sie noch nicht den psychologischen Mechanismus kennen gelernt hat, vermöge dessen *alles Complicirte als Eins*, und *zwei Elemente einer Complexion als ein und dasselbe Ding erscheinen, indem sie einander gegenseitig ins Bewusstsein hervorheben:* also die Speculation in ihrem Beginnen, beschäftigt sich mit dem *allgemeinen Begriffe* der Ichheit, wie ihn alle Individuen auf gleiche Weise zu haben scheinen, indem sie alle von sich in der ersten Person reden. Da hierin eine Identität des Denkenden und Gedachten liegt, so nimmt sie dieses streng; sie fordert, das Gedachte solle der Actus des Denkens selbst sein, welches sich aufhebt (§. 27). Sie erklärt jedes Gedachte, das von dem Denken verschieden ist, für ein Nicht-Ich. Und sie muss hierin streng verfahren, weil sie sonst keinen bestimmten Begriff haben würde, an dem sie sich halten könnte.

Indem sie aber den aufgedeckten Widersprüchen entgehen will, findet sie, dass dem Ich eine Mannigfaltigkeit fremder, und zwar unter einander entgegengesetzter Objecte müsse geliehen werden, die hintennach wieder abzusondern seien (§. 29). Eben dasselbe haben wir jetzo durch eine Analysis gefunden, wobei die zuvor synthetisch gewonnenen Kenntnisse zu Hülfe genommen wurden. Wir sehen: zu dem eignen Selbst werden Anfangs eine Menge von Bestimmungen gerechnet, die alle *demselben* angehören sollen, *der auch von ihnen weiss;* aber auch alle diese Bestimmungen lassen sich für zufällig erklären und wieder absondern, denn sie alle werden als wechselnd, als bald gegenwärtig bald abwesend im Selbstbewusstsein erkannt, — welcher Wechsel von den Gegensätzen und Hemmungen,

Digitized by Google

sammt den dadurch bestimmten Bewegungen der Vorstellungen herrührt.

Eine dritte Täuschung endlich ist diejenige, welche durchgängig in den älteren *fichteschen* Schriften herrscht, gegen die wir uns aber schon oben erklärt haben; als ob alles, was im Ich sich finde, unmittelbar wegen der Natur des Ich auch wieder ein Gewusstes werden müsse; so dass man der höhern Reflexionen, durch welche die niederen selbst Gegenstände des Vorstellens werden, im Ich so viele postuliren dürfe, als man nur immer brauche zur Erklärung der Phänomene. Nach dieser Ansicht dreht sich das Ich ohne Ende im Wirbel, indem es unaufhörlich sein eignes Subject zum Objecte macht für einen höhern subjectiven Act des Vorstellens, der alsbald abermals das Vorgestellte werden muss für ein neues Vorstellen, — wunderbar genug dergestalt, dass über dem Ablaufen dieser unendlichen Reihe keine Zeit verfliesse, denn sonst würde das Ich niemals fertig, sondern bliebe immer im Entstehen begriffen. An diesen Irrthum hängt sich die transscendentale Freiheit, die in der That gar keinen bessern Boden für sich finden kann. Der Irrthum selbst wird begünstigt durch das Selbstbewusstsein bei denen Personen, deren innere Wahrnehmung einen hohen Grad von Ausbildung erlangt hat. Denn hiedurch wird es möglich, jede Vorstellungsreihe, die sich eben erhob, sinken zu lassen und sie zugleich durch eine andre zu appercipiren. Ich finde mich denkend an mich selbst, aber durch den Vorsatz Mich zu beobachten, entdecke ich jenes Finden, und wiederum Mich als findend das Finden, und abermals Mich als vorstellend das Finden jenes Findens u. s. f. So *kann* man ein künstliches Spiel mit sich selbst eine Zeitlang fort treiben, nur dass nichts dem Aehnliches der Natur unserer Seele, die überall nicht ursprünglich ein Ich, ja nicht einmal ursprünglich ein vorstellendes Wesen ist, als eine eigenthümliche Qualität zugeschrieben werde. Irgend eine appercipirende Vorstellung ist jedesmal die letzte; die nicht wieder ein Vorgestelltes wird. Und das Ich, als Gegebenes, ist ganz und gar ein Vorgestelltes; auch das dem Object identisch geglaubte Subject ist selbst unvermerkt Object einer Vorstellungsreihe, die im Bewusstsein ist, ohne dass *wir uns ihrer* bewusst werden (vergl. §. 4, 18, 125).

Man möchte nun auf einen Augenblick bei der Frage anstehen, ob denn nach Abzug aller dieser Täuschungen von der

Digitized by Google

Ichheit noch etwas übrig bleibe? oder ob nicht vielmehr dieser Begriff gänzlich müsse verworfen werden?

Durch Thatsachen des Bewusstseins lässt sich diese Frage nicht entscheiden. Dadurch wird der *Anfangspunct* der Untersuchung vestgestellt, aber nicht das *Resultat;* vielmehr, eben indem durch das Gegebene die Nothwendigkeit der ganzen Untersuchung, und ihre Gültigkeit in *dem* Sinne verbürgt ist, dass sie sich mit keinem Hirngespinnst beschäftige, nöthigt sie uns auch, das Resultat gelten zu lassen, selbst dann, wenn es von dem Anfang weit abweichen sollte. Am wenigsten aber kann ein Begriff, wie der des Ich, in seinen Merkmalen durch das Bewusstsein vestgesetzt werden; nachdem wir gesehen, dass derselbe während des Laufes der menschlichen Ausbildung einer beständigen Veränderung, einem Wachsen und Abnehmen unterworfen ist, bis er endlich, von der Speculation ergriffen, sich in Widersprüche verliert (§. 137).

Dass die Ichheit in völliger speculativer Strenge nicht bestehen könne, war schon entschieden, als wir diesen Begriff der Methode der Beziehungen überlieferten, die, indem sie die Wurzel des Widerspruchs ausreisst, den Begriff unvermeidlich einer Abänderung, wenn schon der kleinsten möglichen, unterwirft (§. 34). Dieselbe Methode giebt dagegen sogleich einen vorläufigen Umriss desjenigen Begriffs, in welchen sich der gegebene nach gesetzmässiger Bearbeitung verwandeln muss. Für das Ich weist sie uns an, zu suchen nach einer Identität des Vorstellenden mit einem, noch zu bestimmenden, Zusammen mehrerer Objecte. Sollen wir nun das Problem für aufgelöst erkennen, so muss klar werden, erstlich wer der Vorstellende, zweitens was das Zusammen der mehrern Objecte, drittens, dass dies Zusammen und jener Vorstellende identisch seien. Die Erläuterung dieser drei Puncte müssen wir an die Grundsätze der allgemeinen Metaphysik anknüpfen, denn wir sollen jetzt nicht mehr ein Gegebenes analysiren, sondern ein Resultat wissenschaftlich veststellen.

Wir gehen also zurück auf die Voraussetzung unserer ganzen psychologischen Untersuchung, wir nehmen aus der allgemeinen Metaphysik als bekannt an, dass die Seele ein streng einfaches, ursprünglich *nicht* vorstellendes Wesen ist, dessen Selbsterhaltungen aber gegen mannigfaltige Störungen durch andre Wesen, Acte des Vorstellens ergeben. (Man vergleiche §. 31—35.) Die

Digitized by Google

Seele an sich, in ihrer einfachen, übrigens unbekannten, Qualität, — die *nicht vorstellende,* — kann nicht Subject noch Object des Bewusstseins werden. Aber die Seele in Hinsicht auf alle ihre Selbsterhaltungen, welche Vorstellungen sind, ist das wahre Subject, das Eine, ungetheilte, aber höchst mannigfaltig thätige, des gesammten Bewusstseins. Wie dieses Subject sich betrachten lässt als Vorstellendes zu jedem Vorgestellten, so auch in dem besondern Falle, da das Vorgestellte ihm selbst identisch sein soll.

Was die Objecte anlangt, so hängt deren Mannigfaltigkeit ab von äusseren Störungen; dennoch empfängt zu ihnen die Seele keinen Stoff von aussen; vielmehr sind sie nur vervielfachte Ausdrücke für die innere, eigne Qualität der Seele; in ihrem Beisammensein ist die Seele mit sich selbst zusammen, daher auch ohne alle weitere Vermittelung das gleichartige und gleichzeitige Vorstellen Eine Totalkraft ergiebt, das entgegengesetzte aber sich ausschliesst oder sich hemmt. Die nähern Bestimmungen dieses Zusammen, dieser Verschmelzungen und Hemmungen, entfalten die vorgestellte Welt; in der Mitte der Welt aber das vorgestellte eigne Selbst. Durchlaufend die Stufen der menschlichen Ausbildung kommt die Seele bis zur Wissenschaft; einem Werke, wozu der Stoff sowohl als die erzeugende Kraft herrührt von den Vorstellungen in ihrem Zusammen. *Die Wissenschaft redet von der Seele,* als dem Grunde der vorgestellten Welt und des eignen Selbst. *In der Wissenschaft ist das Wissende die Seele.* Hier ist Wissendes und Gewusstes Eins und dasselbe; die Seele in dem System ihrer Selbsterhaltungen. So weiss Ich von Mir; nicht mit angeborner, aber mit einer auf immer erworbenen Kenntniss.

DRITTES CAPITEL.

Von unserer Auffassung der Welt, und den damit verbundenen Täuschungen.

§. 139.

Jetzt geht der Weg unserer Untersuchung gerade über das Feld der sogenannten Vernunftkritik; denn wir müssen nun das Geschäft, die Formen der Erfahrung nach ihrem Ursprunge psychologisch zu erklären, vollends zu Ende bringen; nachdem

Digitized by Google

wir über die erste Erzeugung der räumlichen und zeitlichen Vorstellungen, desgleichen über die Entstehung und Fortbildung des Selbstbewusstseins, schon Auskunft gegeben haben. Es kommen zunächst die Begriffe von Substanz und Kraft an die Reihe; dann die Vorstellungen von Materie und Bewegung. Dass hiebei weder von Kategorien, noch von deren Beschränkung auf Gegenstände der Sinne die Rede sein werde; dass unsere Absicht weit verschieden sei von der, womit *Kant* sein Geschäft betrieb, braucht kaum noch erinnert zu werden. Wir wollen nachweisen, wie diejenigen Begriffe entstehn, welche die Metaphysik weiter zu bearbeiten hat; und in so fern muss sie da fortfahren, wo wir abbrechen. Wir werden also hier nicht lehren, was man sich am Ende aller Nachforschung als Substanz und Kraft zu denken habe; — der Verfasser dieses Buchs war darüber längst vorher mit sich einig, ehe er es unternahm, die Psychologie als besondern Theil der ganzen Metaphysik zu bearbeiten; — sondern wir werden erklären, wie es möglich sei, dass der menschliche Geist sich so sonderbare Probleme vorlege, um derenwillen ihm eine Metaphysik zum Bedürfniss wird.

Der bessern Vorbereitung wegen wollen wir aber eine andre Untersuchung voranschicken, von der es vielleicht nicht sogleich ins Auge fällt, wie sie mit der jetzt angekündigten zusammenhänge; — nämlich die von der Möglichkeit des eigentlichen, *deutlichen* Denkens. Dabei wird als bekannt vorausgesetzt, dass die Deutlichkeit auf der Zerlegung eines Gedankens in seine Theile, eines Begriffs in seine Merkmale beruhe, — auf dem *Auseinandersetzen*, welcher Ausdruck hier so wörtlich als möglich zu nehmen ist; denn es soll dabei auch noch an die Schätzung, wohl gar Abmessung, des Grades der Verschiedenheit unter je zwei mit einander verglichenen Merkmalen gedacht werden; wie wenn die Grade der Wärme und Kälte nach dem Thermometer, die der Schwere nach dem Gewichte bestimmt werden.

Um hierüber Rechenschaft geben zu können, müssen wir erst gewisser Vorstellungsarten erwähnen, die recht füglich mit Raum und Zeit verglichen, und mit diesen unter der Benennung *Reihenformen* zusammengefasst werden mögen. Hiebei dürfen wir nur in den §. 100 zurückblicken.

Wie der Raum auf abgestuften Verschmelzungen beruht

Digitized by Google

(§. 110—114), so erzeugen sich die Vorstellungen von ähnlichen Continuen allemal unter ähnlichen Umständen. Es sei demnach eine gewisse Klasse von einfachen Vorstellungen so beschaffen, dass, wenn viele derselben zugleich im Bewusstsein sind, alsdann aus ihrer Qualität bestimmte Abstufungen ihres Verschmelzens erfolgen müssen: so ordnen sich unfehlbar diese Vorstellungen dergestalt *neben* und *zwischen* einander, dass man sie nicht anders als auf räumliche Weise zusammenfassen, und sich darüber nicht anders als in solchen Worten ausdrücken kann, welche dem Scheine nach vom Raume entlehnt, eigentlich aber eben so ursprünglich der Sache angemessen sind, als wenn man sie auf den Raum bezieht.

So machen alle Töne zusammengenommen eine *gerade Linie*, auf welcher Intervalle mit mathematischer Genauigkeit abgemessen werden.

So liegt, gleichfalls gerade, alles mögliche Violett zwischen Blau und Roth, alles mögliche Orange zwischen Roth und Gelb, alles Grün zwischen Blau und Gelb, — wobei wir uns um die physiologischen, physischen, chemischen Farbentheorien gar nicht kümmern, sondern bloss um Vorstellungen in der Seele. So giebt es *ein bestimmtes* Violett, Orange, Grün, welches genau *in der Mitte* zwischen den Extremen liegt, und derjenige irrt sich, welcher glaubt, das Wort *Mitte* sei hier eine Metapher; vielmehr würde der Begriff des Mittleren sich aus solchen qualitativen Continuen von selbst erzeugt haben, wenn auch an keinen Raum gedacht würde.

Woher nun hier die abgestuften Verschmelzungen kommen, das springt von selbst in die Augen. *Je grösser der Hemmungsgrad, desto geringer die Verschmelzung.* Können demnach nur alle Töne, alle Farben, — überhaupt alle Merkmale aus einerlei Klasse, — zugleich ins Bewusstsein kommen: so macht sich die Abstufung des Verschmelzens unmittelbar von selbst. Dies ist etwas so Einfaches und Ursprüngliches, dass es der Ausbildung des räumlichen Sehens und Tastens weit vorangehn würde, wenn die äussere Erfahrung, die solche Merkmale nur höchst sporadisch darbietet, darauf eingerichtet wäre, sie systematisch zusammen zu stellen.

Alle logische Coordination ist nur in so fern genau, inwiefern sie auf specifischen Differenzen beruht, die bestimmte Reihenformen bilden. Man betrachte nun eine Bibliothek, ein

Digitized by Google

System der Botanik, oder jede beliebige Klassification, so wird der Gegenstand ohne weitere Erläuterung klar sein.

Die Sachen sind für uns Complexionen von Merkmalen. Wenn aber jedes der Merkmale seinen Platz eingenommen hat, in dem qualitativen Continuum, wozu es gehört, — wenn die Farbe unter den Farben, der Klang unter den Tönen, der Geruch unter den Gerüchen, das Gewicht unter den Graden der Schwere u. s. w. die bestimmte Stelle findet: so entstehn zwei Folgen zugleich:

erstlich, die Sache zerfällt in ihre Merkmale;

zweitens, bei der Vergleichung mit andern Sachen ergiebt sich für jedes Paar Merkmale aus derselben Klasse, ein bestimmtes Aussereinander, welches sich abmessen lässt auf dem entsprechenden qualitativen Continuum. Z. B. zwei Metalle haben ihre Grade der specifischen Schwere, deren Unterschied auf der Scala der Gewichte sichtbar wird; sie haben ihre Klänge, und diese bilden ein Intervall auf der Tonlinie; sie haben ihre Farben, die sammt ihrer Differenz auf der Farbentabelle können nachgewiesen werden u. s. w.

Von diesen beiden Folgen interessirt uns für die Untersuchung, welche bevorsteht, eigentlich nur die erste, das Zerfallen der Sache in ihre Merkmale, deren *jedes in einem andern* qualitativen Continuum wieder gefunden wird.

Hieran knüpft sich der wichtige Umstand: dass die Merkmale *als zufällig beisammen* erkannt werden, als ein Aggregat, welches wohl auch anders sich hätte denken lassen. Unter den verschiedenen Graden der specifischen Schwere konnte wohl ein anderer mit den übrigen Eigenschaften des Goldes verbunden sein; auch bieten sich andere Grade von Dehnbarkeit, Schmelzbarkeit u. s. w. dar, ausser den bestimmten, welche nun eben in der Erfahrungskenntniss des Goldes sich zeigen. Indem die *ganzen* qualitativen Continuen, oder doch grössere Strecken derselben, — vor Augen liegen: erblickt man das wirkliche Ding in der Mitte anderer Möglichkeiten; und hiemit fängt die Erfahrung an, ihren Charakter der Zufälligkeit zu enthüllen.

Nach diesen Vorerinnerungen mag uns ein Denker, dem in neuerer Zeit nicht immer die gebührende Ehre widerfahren ist, nämlich *Locke*, näher zu unserm Gegenstande hinführen.

Als ein Zeichen von ächtem speculativen Geiste muss es

Digitized by Google

Locken angerechnet werden, dass er so sehr aufmerksam ist auf die ganz zufällige Aggregation, in welcher die beisammen gefundenen Merkmale eines und desselben sinnlichen Dinges sich uns darbieten. Sehr ausführlich, nach gewohnter Weise, und sich oft wiederholend, prägt er uns ein, dass zwischen den Merkmalen des Goldes, den Begriffen vom gelben, vom schweren, vom schmelzbaren, dehnbaren, feuerbeständigen, in Königswasser auflösbaren Körper, sich nimmermehr eine nothwendige Verknüpfung, noch eine Unverträglichkeit zwischen einigen von diesen und irgend welchen entgegengesetzten der andern auffinden lasse; dass auch alle Physik und Chemie dergleichen Aggregate von Merkmalen nur immer anwachsen mache, ohne uns jemals der Einheit, in der sie zusammenhängen sollen, näher zu bringen. Unter andern sagt er (*Book, IV, Chap. VI, §. 7*): *The complex ideas, that our names of the species of substances properly stand for, are collections of such qualities als have been observed to coexist in an unknown substratum, which we call substance.* Diese Stelle ist nur darin fehlerhaft, dass sie nicht bloss die Verknüpfung der Merkmale, sondern mit einem näher bestimmenden Zusatze die Verknüpfung *in einem Substrat*, als etwas *durch Beobachtung* Erkanntes angiebt. Das Substrat ist hinzugedacht, aber nicht gegeben. Dennoch ist eben dieselbe Stelle schätzbar darum, weil *sie die wahre Realdefinition der Substanz* enthält. Denn eben dies zu den *beobachteten*, den *gegebenen* Complexionen von Merkmalen hinzugedachte Substratum, wodurch bloss an die Stelle des formalen Begriffs: *Verknüpfung*, der reale: *Princip der Einheit*, gesetzt wird, ist die Substanz. Dieser Begriff verbürgt seine Gültigkeit, indem er sich auf das Gegebene bezieht, in dessen Auffassung er *nothwendig* entstehn musste, so lange nicht etwa die ganze Complexion der Merkmale für blosse Erscheinung gehalten wurde; so lange dagegen ein Bedürfniss vorhanden war, derselben Complexion Realität, nämlich *Ein gemeinschaftliches Sein für alle verknüpften Merkmale*, beizulegen. Diese Gültigkeit des Begriffs ist noch nicht Erweis von der Wahrheit, *dass* so etwas vorhanden sei; im Gegentheil, das gemeinschaftliche Sein der verknüpften Merkmale ist eine metaphysische Ungereimtheit; es ist einer von jenen Widersprüchen, aus deren gehöriger Behandlung die metaphysischen Lehrsätze hervorgehn. Nichts desto weniger ist jenes Substrat, jenes

Digitized by Google

gemeinschaftliche Sein, der wahre, und durch die Erfahrung *zwar nicht unmittelbar gegebene, aber nothwendig herbeigeführte,* Begriff von der Substanz. Hingegen die Erklärung: Substanz sei, was nur als Subject und nicht als Prädicat existiren könne, ist eine Namenerklärung, die wohl an Logik, aber an kein Gegebenes erinnert. *Kant* aber, der bei Gelegenheit der Substanz ganze Massen von Fehlern begangen hat, begeht auch den, dass er, um der verkehrter Weise der Erfahrung *vorangesetzten* Kategorie der Substanz *hintennach* Anwendbarkeit auf Erfahrungsgegenstände zu geben, die Zeit zu Hülfe ruft; wodurch seine Substanz ein *Beharrliches* wird, während der wahre, und gerade durch die Erfahrung selbst herbeigeführte, Begriff der Substanz *gänzlich zeitlos* ist; wodurch ferner der ganze Zweig von Untersuchung verdorren muss, der von dem Begriff des gemeinsamen Seins eines Mehrfachen ausgeht; wodurch endlich nichts weiter gewonnen wird, als dass man aus dem *ersten* Hauptprobleme der Metaphysik, in das *zweite*, in das von der Veränderung sich verirre, indem der Begriff des Beharrlichen nur als Gegensatz des Veränderlichen etwas bedeutet. *Kant* würde diesen und noch viele andre Fehler sehr leicht vermieden haben, wenn er *Locke* aufmerksam gelesen, und sich auf dem Standpuncte von dessen Untersuchung gehörig orientirt, oder noch besser, wenn er die von *Locke* zur Untersuchung zurecht gelegten Erfahrungsbegriffe, mit *seinem* Scharfsinn erwogen hätte. Dieses aber hätte freilich geschehen müssen, ehe ein *kantisches* System existirte.

Doch wenn *Kant* die Winke *Locke's* in Ansehung des Begriffs der Substanz nicht gehörig benutzte, so mag dies seiner allgemeinen Unachtsamkeit auf den von ihm gering geschätzten Philosophen zugeschrieben werden. In einem andern Falle ist *Leibnitz,* der *Locke* Schritt für Schritt verfolgt. Wir wollen ihn wiederum verfolgen, und uns die Stellen seiner *neuen Versuche,* wo er gegen *Locke's* Bemerkungen über den Begriff der Substanz streitet, zusammensuchen. Sie finden sich im zweiten Buche Cap. 12, §. 6, Cap. 13, §. 19, vorzüglich aber Cap. 23, §. 1 u. s. w., endlich im vierten Buche Cap. 6, §. 4 u. s. w.; diese, wenn ich nicht irre, werden alle sein. Und was ist in diesen Stellen der Hauptnerv von *Leibnitz's* Argumenten? Etwas höflicher als diejenigen, die mich beschuldigten, Widersprüche *willkürlich ersonnen* zu haben, warnt er *Locke* wider

Digitized by Google

das *nodum in scirpo quaerere.* „Sie scheinen Sich,“ sagt er, „ohne Noth Schwierigkeiten zu machen; und ich sehe gar „nicht ein, warum die nämliche Sache so oft und immer wie- „der von neuem von Ihnen angegriffen wird. Wenn ich mir „einen Körper denke, der zu gleicher Zeit gelb und schmelz- „bar ist, und der Capelle widersteht, so halte ich diesen Kör- „per für einen solchen, dessen specifisches Wesen, *so unbe- „kannt es uns auch seiner innern Beschaffenheit nach sein mag, „diese Eigenschaften als Grundeigenschaften enthält, und durch sie „wenigstens verworren erkannt werden kann.*“ *

Leibnitz muss durch *Locke's* Weitläuftigkeit gehindert sein, sich in dem, von ihm zwar ausgezogenen Werke genau umzusehn; sonst würden ihm mehrere Stellen, unter andern folgende aufgestossen sein, aus der er sehen konnte, dass sein Gegner wenigstens einen Theil dessen wohl wusste, was er ihn lehren wollte: *It is evident, that the bulk, figure, and motion of several bodies about us, produce in us several sensations, as of colours, sounds, tastes, smells, pleasure, and pain etc.*** Trotz dem sagt *Leibnitz*: „Sie scheinen noch immer anzunehmen, dass die „sinnlichen Beschaffenheiten, oder, um mich besser auszu- „drücken, dass unsre Ideen davon, *nicht* von den Figuren und „natürlichen Bewegungen, sondern *lediglich von dem freien „Belieben Gottes, der uns diese Ideen giebt,* abhängen.“ *** So missverstand *Leibnitz* einige von den frommen Aeusserungen *Locke's*! — Aber *Locke* fährt in jener Stelle folgendermaasen fort: *These mechanical affections of bodies having no affinity at all with those ideas they produce in us etc.* Wenn solche Behauptungen dem Erfinder der prästabilirten Harmonie nicht zusagten (weil nach der letzteren kein Uebergang von jenen mechanischen Affectionen zu unserer Erkenntniss statt findet): so sind sie gleichwohl viel leidlicher, als jene *verworrene* Kenntniss des specifischen Wesens *Eines* Dinges durch ein Aggregat von Eigenschaften, die nimmermehr *durch Einen Gedanken* können gedacht werden, sondern unaufhörlich *als ein neben einander liegendes Vieles* taub bleiben gegen unsre Forderung,

* S. 329 im zweiten Bande der Uebersetzung der *Raspe'schen* Sammlung, von *Ulrich.*

** *Book IV, Chap. VI,* §. 28.

*** *Ulrich's* angeführte Uebersetzung. Bd. 2, S. 325.

Digitized by Google

dass sie angeben sollen, *was* denn das Eine, *was* denn die Substanz sei, der sie angehören.

Die Beschuldigung des *nodum in scirpo quaerere* wirft allemal den Verdacht auf den Beschuldiger, *dass Er den Knoten nicht fühle, dass er die Frage nicht einmal verstehe.* Welches denn gewöhnlich bei sonst guten Köpfen daher rührt, weil sie überall ihre eignen schon fertigen Meinungen da zur Hand haben, wo man sich erst auf den Standpunct einer beginnenden Untersuchung zurückversetzen sollte. Wie die Kantianer mit ihrer, aus der kategorischen Urtheilsform *(si diis placet!)* hergeleiteten Kategorie der Substanz, mit ihren Sätzen vom Beharrlichen, welches ein *äusseres* Ding, eine Materie sein muss, deren Grundbestimmungen in *Relationen* bestehn, nämlich im Anziehen und Abstossen, — sich da in den Weg stellen, wo man nach dem *Nicht-Relativen*, dem Subsistirenden, dem Zeitlos-Seienden; dem *nicht aus der Logik*, sondern *aus der Erfahrung* zu erkennenden, und durch die Erfahrung nothwendig erzeugten Begriffe der Substanz fragt: — so konnte auch *Leibnitz*, der *Locke* überhaupt mehr durch Zwischenreden unterbricht, als sich bemüht mit ihm zu untersuchen, die Substanz nicht denken, ohne dass ihm die innere Thätigkeit, das Vorstellen und Streben, — er konnte an die Körper nicht denken, ohne dass ihm der von Leben wimmelnde Fischteich, womit er sie zu vergleichen pflegt, dabei einfiel. Begeistert, und beinahe berauscht, (etwas minder zwar als einige Neuere,) war er von dem Gedanken des allgemeinen Lebens. Daher konnte er sich in den mühsamen, aufs Genaueste bei der Erfahrung anhebenden Gang der Untersuchung nicht finden, welchen derjenige wählt, der vom allgemeinen Leben, von der inneren ursprünglichen Thätigkeit der Monaden nichts hören will, das ohne vollständige Prüfung der Begriffe und Sätze nach ihrer Denkbarkeit und nach ihren Beweisen, auf gut Glück hin behauptet wird.

Mit jener Bemerkung, dass die sinnlich bekannten Eigenschaften der Dinge ein zufälliges Aggregat bilden, hängt aufs genaueste zusammen und führt mit ihr zu gleichem Ziele eine andre, *dass keins der sinnlichen Merkmale geradehin dem Dinge zukomme, indem Umstände erfordert werden, damit sich das Merkmal zeige.* (So bedarf die Farbe des Lichts, die Klänge bedürfen der Luft u. s. w.) *Locke* macht diese Bemerkung im

Digitized by Google

obigen Zusammenhange; — und *Leibnitz* findet sie vortrefflich! So geschieht es, wo einer in den Zusammenhang der Gedanken des andern nicht eindringt; er lobt hier und tadelt dort, ohne zu merken, wie eins mit dem andern stehe und falle.

Gleichsam um die fernern Erläuterungen vorzubereiten, die ich in psychologischer Hinsicht über den Gegenstand zu geben habe, macht *Leibnitz*, seiner Meinung nach wider *Locke*, zweimal eine sehr wahre Bemerkung, die jedoch meiner Meinung nach weder *Locke*, noch irgend Jemand zu verkennen gewohnt ist, und aus der für *Leibnitz* nicht das Geringste folgt. „Die „Erkenntniss der Dinge *in concreto* betrachtet geht vor der „Kenntniss der abstracten Dinge allemal vorher. Wir kennen „*das Warme* eher als *die Wärme.*“

Was ist denn hier das Warme? vermuthlich die Substanz, welche ihren Accidenzen vorausgeht, und wohl gar voraus erkannt wird! damit ja Niemand, auf *Locke's* treffende und vielfältige Warnung achtend, daran zweifele, dass wirklich das Aggregat der Merkmale *selbst* die Substanz, und unsre Erkenntniss des *einen* auch, wenigstens verworrener Weise, die der *andern* sei! — Und freilich denken wir eher das Aggregat, als die einzelnen Bestimmungen desselben. Denn allerdings ist keine *kantische* Synthesis nöthig, um aus den einzelnen Merkmalen ein Aggregat zu machen;* sondern die gleichzeitigen Wahrnehmungen compliciren sich ohne Weiteres in der Einen Seele, und es wird Ein ungetheilter Act des Vorstellens, Eine Totalkraft, vermöge deren das sinnliche Ding als Ein Ding vorgestellt wird, ohne den geringsten Zweifel, ob denn auch die (noch gar nicht unterschiedenen) Merkmale zusammengenommen Eins, und *Was für Eins* sie ausmachen? Dieser Mechanismus der Complexionen wirkt im gemeinen Vorstellen der Dinge überall. Wie sehen eine Flamme, und denken *das Heisse* zugleich als *leuchtend*, als *spitzig* und *beweglich;* es fällt uns nicht ein, nach der Einheit von *heiss* und *leuchtend* und *spitzig* und *beweglich* zu fragen. Wir kennen auf die Weise und in diesem Sinne wirklich viel früher das Warme als die Wärme. — Hintennach, viel später, und gar nicht alle auf einmal, sondern gelegentlich eine oder die andre, kommen die Abstractionen; es bildet sich der Begriff der Wärme, ein ander-

* Man wolle hier und im Folgenden den §. 118 im Auge behalten.

Digitized by Google

mal des Lichts, wieder ein andermal des Spitzigen und Beweglichen; aber erst *nachdem sie alle sich zusammengefunden haben, wird nun endlich entdeckt*, dass diese Merkmale, unter dem Namen der Flamme zusammengefasst, nur ein *Aggregat* ausmachen, und dass man wohl fragen könne, was denn das eigentlich für ein *Stoff* sei, dem diese Merkmale zukommen? *Nun endlich* erst kann von einer Substanz die Rede sein, nachdem man dahinter gekommen ist, dass das Eine Ding, (dessen Einheit ein psychologisches Phänomen war,) sich in mehrere Merkmale gänzlich auflösen lasse, deren bisher blindlings vorausgesetzte Einheit man *noch keineswegs besitze, sondern jetzt aufzusuchen habe;* und zwar in einem übersinnlichen Gebiete, weil die Sinne von der *realen* Einheit keine Kunde geben. — Dennoch dauert der nämliche psychologische Mechanismus fort; und spielt selbst den Philosophen gar üble und seltsame Streiche. Sie fragen sich, ob sie die Substanz des Dinges kennen? und antworten sich ganz ernsthaft, dass zwar die *innere* Beschaffenheit des specifischen Wesens *unbekannt* sein möge, (hier reflectiren sie auf die übersinnliche Einheit der Substanz), dass aber dennoch die *bekannten* Eigenschaften *in demselben Wesen*, (soll heissen: in der Complexion von sinnlichen Merkmalen, die nur der psychologische Mechanismus zusammenhält,) *als Grundeigenschaften enthalten seien*, (vermuthlich wie in einem Gefässe; dessen *eigene* Natur wohl gar am Ende völlig bekannt werden würde, wenn man auch noch die übrigen Eigenschaften wüsste, die in dasselbe Gefäss *hineinkommen*, indem der Physiker dem Dinge neue Merkmale *giebt* durch neue *Umstände*, in die er es versetzt!) — Wer da meint, dass ich Andern Ungereimtheiten zur Last lege, die sie nicht begehen, der erinnere sich, dass die Ausdrücke von der *unbekannten innern Beschaffenheit, die gleichwohl sinnlich bekannte Grundeigenschaften enthält*, nur so eben zuvor aus *Leibnitz's* Werke abgeschrieben wurden. Diejenigen aber, welche in den neuern Werken von *Kant, Fichte, Schelling* besser orientirt sind, als bei *Leibnitz* und *Locke*, würde ich wohl bitten dürfen, sich doch das Nachschlagen jener älteren Bücher empfohlen sein zu lassen.

§. 140.

Die Erwähnung der Irrthümer, unter denen man sich bisher bewegt hat, kann fürs erste dazu dienen, uns auf einem empi-

Digitized by Google

risch psychologischen Standpuncte fester zu stellen, den gerade diejenigen am wenigsten zu benutzen scheinen, die von der empirischen Psychologie aus die Vernunft, oder vielmehr die Metaphysik zu kritisiren gedenken. Denn die *Mannigfaltigkeit* der Irrthümer über Substanzen und Kräfte beweist factisch, *dass die Begriffe hievon im menschlichen Geiste nicht fest stehn, dass sie keinesweges Kategorien oder angeborne Begriffe sind, sondern wandelbare Erzeugnisse eines durch die Erfahrung aufgeregten, durch allerlei Meinungen umhergeworfenen, Nachdenkens, welches nur dann erst in eine sichere und bleibende Ueberzeugung übergehn wird, wenn die Wissenschaft, Metaphysik genannt, zur Reife gelangt.* Wie die astronomische Betrachtung, die in die Weiten des Weltbaues hinausgeht, so muss auch die metaphysische Forschung, welche in die Tiefen der Natur hineindringt, mancherlei Revolutionen durchlaufen, ehe sie so glücklich ist, solche Begriffe zu *erzeugen,* welche der Erscheinung genugthun, und mit sich selbst zusammenstimmen. Und wie es keine angeborne Ichheit giebt, sondern die Selbstauffassung verschiedene Perioden hat, in denen sie sehr verschiedene Resultate giebt (§. 137), so auch findet der menschliche Geist, indem er die Realität der Natur zu bestimmen sucht, bald Atomen, bald platonische Ideen oder pythagorische Zahlen, bald ein eleatisches Eins, bald einen spinozistischen Gott, der da ist ausgedehnt *und* denkend, bald Substanzen als Substrate von Eigenschaften, bald leibnitzische Monaden, bald beharrliche Träger von Veränderungen und nach aussen wirkenden Kräften. Meint nun ein Vernunftkritiker ganz dogmatisch *seinen* Begriff von der Substanz als eine Kategorie, als eine ursprüngliche und allgemeine Denkform hinstellen zu können: so läuft er nicht bloss Gefahr, dass man ihm auf metaphysischem Wege die Ungültigkeit und Undenkbarkeit seines Begriffs nachweise, sondern er zieht sich auch noch den Vorwurf zu, der gesammten Geschichte der Philosophie, welche in diesem Puncte die Geschichte des menschlichen Denkens ist, Trotz geboten zu haben. — Ich bin so dreist gewesen, in meiner Metaphysik durch die Theorie der Störungen und Selbsterhaltungen den Begriff der Substanz so umzubilden, dass er keinem von allen den vorerwähnten Begriffen, keinem der bisher bekannten, sich vergleichen lässt. Meine Substanzen sind einfach, wie das eleatische Eins, aber in der Mehrzahl vorhanden, und als im (intelligi-

Digitized by Google

beln) Raume befindlich zu denken, wie die leibnitzischen Monaden; sie sind diesen Monaden ungleich, indem sie nicht ursprünglich leben und wahrnehmen, aber ihnen ähnlich, indem alle ihre *wahre* Thätigkeit innerlich vorgeht, und nur mit geistiger Thätigkeit eine Analogie verstattet; ihre räumlichen Kräfte sind blosser Schein, aber dieser Schein, wiewohl verschieden von einer kantischen Erscheinung, ist dennoch völlig gesetzmässig, und zunächst bestimmt durch Gesetze der Attraction und Repulsion, nicht minder als die kantische *substantia phaenomenon*, die Materie; — endlich verschwinden alle diese gemachten Vergleichungen, indem man einsieht, dass sie nur zufällig sind, dass aus ihnen der Begriff von diesen Substanzen sich gar nicht zusammensetzen lässt; sondern dass man erst aus der beobachteten Form der Erfahrung, die uns Dinge darstellt, welche nichts als Complexionen von Merkmalen sind, zu der allmälig sich entwickelnden metaphysischen Erkenntniss gelangen muss, unter welchen Bedingungen die eigentlichen *Wesen in Substanzen* übergehn; um von hier aus alle jene Vergleichungen verstehen und selbst finden zu können. Man wird zweifeln, ob meine Theorie richtiger sei als eine der früheren; und ich werde mich wohl hüten, die Theorie durch Betheuerungen bekräftigen zu wollen. Aber eben so wenig werde ich auf die Versicherungen derer achten, die da meinen, *ihre* Meinung sei die wahre Aussage von den, dem menschlichen Geiste inwohnenden Grundbegriffen von der Substanz und der Kraft. Ist meine Theorie unrichtig: so bestätigt sie meine jetzige Behauptung, dass diese Begriffe ein noch unvollendetes Werk sind, an welchem der menschliche Geist fortdauernd arbeitet; sie bestätigt meinen Satz: *dass die menschliche Auffassung der Welt im Werden begriffen ist.*

Daraus folgt dann sogleich, *dass auch die Täuschungen, die in diesem Werden nach einander entstehen, sehr mannigfaltig, dass sie den verschiedenen Bildungsstufen angemessen sind, welche successiv erreicht werden;* dass sie also *in kein Register*, etwa von Antinomieen der reinen Vernunft, *sich einschliessen lassen.*

§. 141.

Ursprünglich ist jede Wahrnehmung (wie roth, blau, süss, sauer,) rein positiv oder affirmativ; sie stellt daher ihr Object nicht als Merkmal oder Eigenschaft eines Dinges, sondern gerade so dar, wie es bleiben müsste, wenn ihm das Sein

Digitized by Google

sollte zugeschrieben werden (vergl. Hauptpuncte der Metaphysik §. 1).

Auf den gegenseitigen Hemmungen der Vorstellungen unter einander beruhen die Negationen, und die Zweifel, ob auch das Wahrgenommene sei oder nicht sei; endlich die Unterscheidungen der Eigenschaften, denen nur ein inhärentes Sein, und eben darum *kein wahres* Sein zugeschrieben wird, von den *Sachen*, in welche die Realität der Eigenschaften (des ersten Positiven) zurück verlegt wird.

Die Wanderung der Realität aus den Eigenschaften in die Sachen ist nur der erste Schritt zu einer weiteren Reise. Auf höhern Bildungsstufen entsteht die Frage nach der Einfachheit der Stoffe. Wie vorhin den Eigenschaften die Sachen, so werden jetzt den Sachen die *Elemente* entgegengesetzt; *diese* sind nun das wahre Reale; von ihnen haben die Sachen eine *geliehene* Realität; nicht anders als vorhin die Eigenschaften von den Sachen.

Die Elemente, Feuer, Wasser, Luft, Erde, — müssen sich weiterhin die Versuche des Chemikers gefallen lassen. Nun werden Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, das Reale; hingegen Wasser und Luft, vorhin Elemente, haben nur noch eine geliehene, das heisst, keine wahre Realität. Jedoch auch hiebei bleibt es nicht, sondern:

Der Idealist findet, dass, wie die Eigenschaften, so die Sachen, die Elemente, die Grundstoffe des Chemikers, nur Anschauungen und Gedanken sind. Dahinter ist das Ich, welches dem Nicht-Ich Realität leiht.

Aber auch der Idealismus wird widerlegt; einfache Wesen, ursprünglich ohne alle Mehrheit von Bestimmungen, treten hervor; auf das Zusammen solcher Wesen wird jedes Merkmal eines sinnlichen Dinges zurückgeführt.

So wandert der Begriff des Sein! Er zieht sich immer tiefer hinter das sinnlich Gegebene zurück; und immer weiter wird der Weg von diesem Gegebenen bis zu dem Realen, wovon es getragen, woraus es erklärt wird. — Aber der Begriff des Sein muss für jede Bildungsstufe der Erkenntniss sich *irgendwo* befinden, weil sonst *Alles* als *Nichts* vorgestellt würde.

Wo er sich finde: das ist das Erste, Charakteristische für diese Bildungsstufe in Hinsicht der ihr zugehörigen Auffassung der Welt.

Digitized by Google

Hiernach richtet sich insbesondere der Begriff der Substanz. Da nun der erste von den zuvor bemerkten Schritten bei allen Menschen wirklich vorkommt: so gelten dem gemeinen Verstande die *Sachen* für das Seiende, und der Name *Realität* stammt her von *res*. Die Sachen sind, psychologisch betrachtet, Complexionen von Merkmalen; diesen wird unmittelbar das Sein zugeschrieben. *Es ist also die erste, gewöhnlichste Täuschung in der Auffassung der Welt, Aggregate sinnlicher Merkmale, ohne Frage nach dem Princip ihrer Einheit, für wahre Einheiten, und diese eingebildeten, durch gar Nichts* (ausser durch einen psychologischen Mechanismus) *verknüpften Einheiten, für real zu halten; während man sie bei einer genauern Untersuchung nicht einmal denkbar findet, indem ein Vieles, das sich ohne alles Band bloss beisammen findet, nicht Eins sein kann.*

Wenn aber weiterhin, *vermöge der Urtheile*, den eingebildeten Einheiten ein Prädicat nach dem andern einzeln beigelegt wird: so lösen sich die Einheiten auf in lauter Prädicate; und es entdeckt sich, dass nun für die sämmtlichen Prädicate *gar kein Subject* da ist. Jetzt folgt die *zweite* Täuschung; *die Stelle des Subjects, dergleichen der Prädicate wegen nicht wohl zu entbehren ist, wird ausgefüllt durch ein unbekanntes Substrat* (wie bei *Locke*, §. 139), das gleichwohl nicht als schlechthin einfach, (wie ein wahres Wesen,) sondern entweder räumlich bestimmt, (als ein Atom,) oder als Besitzer von allerlei Kräften und Thätigkeiten, (wovon die leibnitzischen Monaden ein Beispiel geben,) gedacht wird; und das von hier aus zu gar mancherlei vielgestaltigen Irrthümern Gelegenheit bietet.

Zu den ärgsten unter diesen Irrthümern gehört einer, der als Verbesserung auftritt. Der Begriff des unbekannten Substrats sei im Grunde gänzlich leer; man könne ihn entbehren, *indem man die daran geknüpften Kräfte und Thätigkeiten* (bei deren Inhärenz in dem Stoffe sich freilich nichts denken lässt) *selbst als das wahre Reale ansehe.* — Dadurch verwandelt sich das Reale nun gar in ein Relatives, das schlechthin Gesetzte in ein Bedingtes; denn Thätigkeiten sind nichts ohne, von ihnen zu unterscheidende, Producte, und Kräfte nichts ohne leidende Objecte. Sollen die Kräfte nicht nach aussen gehn, so kommen, als Extreme von Ungereimtheit, jene Wirbel zum Vorschein, worin sich die *causa sui* mit dem *effectus sui* herumdreht.

Die letzterwähnten Irrthümer können wir jedoch hier nicht

Digitized by Google

weiter verfolgen; wir müssten sonst die Kritik der Systeme einzelner Philosophen vornehmen, welches uns viel zu weit über unser Ziel hinausführen würde. Es kommt hier nur darauf an, psychologisch zu erklären, wie *derjenige* Begriff der Substanz entspringe, *und im Denken erzeugt werde*, der allgemein einem Jeden vorschwebt, sobald es ihm einfällt, die Substanz eines Dinges von dessen Beschaffenheiten zu unterscheiden. Und diese Erklärung ist schon geleistet. *Die Erzeugung des Begriffs der Substanz geschieht*, wie gesagt, *durch diejenigen Urtheile*, in welchen die sämmtlichen Prädicate, *einzeln* genommen, den Sachen beigelegt werden. Auf welche Weise sich dergleichen Urtheile, nicht etwan alle auf einmal, sondern eins nach dem andern bei vorkommenden Gelegenheiten, entwickeln, ist im §. 123 gewiesen worden. Es müssen nun allmälig *alle* diejenigen Urtheile sich ansammeln, und zugleich ins Bewusstsein treten, wodurch einer Sache ihre verschiedene Merkmale einzeln genommen sind beigelegt worden. Alsdann ergiebt sich zuvörderst eine Gleichung, oder, wenn man will, eine Definition für diese Sache; sie ist = allen ihren Merkmalen.

Nun aber macht sich der Gegensatz fühlbar zwischen der Einheit der Sache und der Vielheit der Merkmale. Die Gleichung kann also nicht bestehen. Und die vorigen Urtheile würden sämmtlich ungereimt werden, wenn sie bestünde. Die Sache heisse A; ihre Merkmale seien a, b, c, d, e. Wäre nun $A = a + b + c + d + e$, so würde der Satz: A ist a, A ist b, u. s. w. sich in die falsche Gleichung verwandelt haben: $a = a + b + c + d + e$; oder $b = a + b + c + d + e$, u. s. w. Daher ändert sich nun der Ausdruck in jedem von jenen Urtheilen. Es heisst nun nicht mehr: A ist a, z. B. der Schnee ist weiss; sondern *A besitzt a*, der Schnee besitzt das Kennzeichen oder die Eigenschaft der weissen Farbe. Man sagt nicht, die Substanz *ist* ihr Accidens, sondern, sie *hat* ein Accidens. Wird dieses durch die sämmtlichen erwähnten Urtheile durchgeführt, so ist A nur noch der *Besitzer* der sämmtlichen Eigenschaften, es ist nicht mehr durch dieselben zu definiren, sondern es bietet nur für sie den gemeinschaftlichen Anknüpfungspunct dar, es ist ihr *Träger*, ihr *Substrat.* Dies heisst eben so viel, als: der Begriff der *Sache* verschwindet; der Begriff der *Substanz* tritt an ihre Stelle. Die Sache glaubte man zu kennen; die Substanz ist unbekannt. Wer noch glaubt, zu wissen, was der Schnee ist, wenn er sagt, der

Schnee sei weiss, kalt, locker u. s. w., oder wer noch meint, die Qualität des Goldes anzugeben, wenn er es als einen gelben, schweren, dehnbaren, feuerbeständigen Körper u. s. w. beschreibt: der denkt noch das Gold und den Schnee als Sachen, keinesweges als Substanzen. Erst wenn er merkt, dass diese Dinge nicht die Summen ihrer Eigenschaften, oder rückwärts, dass die Summen der Eigenschaften nicht die Dinge selbst sein können: dann verwandeln sich für ihn die Dinge in Substanzen. Daher liegt die Probe davon, dass man wirklich auf den Begriff der Substanz gekommen sei, wirklich diesen Begriff erzeugt habe, in nichts anderm, als in dem Gefühl der Verlegenheit, welche aus der Frage entstehen muss: *was ist nun die Substanz?* Klar wird dieser Begriff erst, indem man den Satz rein ausspricht: die Substanz ist gänzlich unbekannt, indem die Eigenschaften, die ihr anhängen, unmöglich sie selbst sein können.

Dass *Locke* diesen Gedanken bestimmt angiebt, ist oben bemerkt (§. 139). Wenn aber andre Metaphysiker von der Substanz andre Erklärungen geben, so liegt es nicht daran, dass sie den eben entwickelten Begriff nicht hätten, sondern dass sie ihn überspringen; indem sie ihn weiter erklären oder verarbeiten wollen. Und das ist höchst natürlich. Denn freilich kann die Metaphysik den Begriff nicht so lassen, wie er zuerst ist erzeugt worden. Was sie aber aus ihm machen werde? das ist eine Frage, die in den verschiedenen Systemen eine verschiedene Antwort bekommt, und die nicht hieher gehört.

§. 142.

Indem wir jetzo hinübergehn zu der Untersuchung, wie der Begriff der Causalität, auf Veranlassung des sinnlich Gegebenen, ursprünglich erzeugt werde: dürften wir wohl wünschen, dass uns hier eine eben so deutliche und nachdrückliche Hinweisung auf den Hauptpunct möchte zu Hülfe kommen, wie jene von *Locke* in Ansehung des Begriffs von der Substanz. Allein schwerlich wird eine solche in den berühmten Werken unserer Vorgänger zu finden sein. Zwar deutet auch diesmal *Locke* auf die rechte Stelle; man vergleiche Capitel 26 des zweiten Buchs. Allein er ist hier nicht ausführlich; und am wenigsten scheint er geahnet zu haben, wie weit sich seine Nachfolger vom rechten Wege entfernen würden.

Unter diesen wird man hier zuerst und vorzugsweise an einen Schriftsteller denken, dessen ich bisher nicht erwähnt habe,

Digitized by Google

und dem ich in der That, so geistreich er seine Leser zu unterhalten weiss, doch kein grosses Gewicht beilegen kann. Ich meine den berühmten *David Hume;* durch dessen Untersuchungen, besonders über den Causalbegriff, *Kant* so lebhaft angeregt wurde. Mit Vergnügen zolle ich bei dieser Gelegenheit unserm *Kant* den Tribut der aufrichtigen Dankbarkeit; denn wenn *Hume* auf mich äusserst wenig Wirkung macht, so suche ich den Grund davon einzig darin, dass gerade *Kant*, ungeachtet seiner Fehlgriffe eben in *dem* Puncte, worüber er wider *Hume* streitet, doch im Ganzen genommen für uns Deutsche eine kräftigere Gymnastik des Geistes bereitet hat, als diejenige war, mit welcher Er sich behelfen musste. —

Hume beginnt seine ganze Lehre mit der Unterscheidung der Eindrücke und der Begriffe; er behauptet, die letztern seien lediglich Copieen der ersteren.* Dies ist ein blosser Einfall; noch dazu ein unglücklicher Einfall; endlich ein so wenig überlegter Einfall, dass eine, gleich anzugebende, leichte Folgerung, die sich hätte daraus ziehen lassen, und die auf den rechten Weg hätte führen können, ihm nicht einmal in den Sinn kommt. Die Art, wie er seinen Satz zu beweisen unternimmt, ist im geringsten nicht *skeptisch*, wohl aber so leichtsinnig als möglich; *Leibnitz* würde dazu gelächelt haben. Er schiebt nämlich dem Gegner den Beweis zu, dass *nicht* jeder Begriff, den wir untersuchen, von gleichartigen Eindrücken die Copie, oder aus solchen Copieen zusammengesetzt sei. Man kann ihm sogleich damit dienen, indem man ihm nur das zunächstliegende, den wahren metaphysischen Begriff der Substanz und Kraft, entgegenhält; welcher, gleichviel ob wahr oder falsch, doch wenigstens vorhanden ist. Weiter beruft er sich auf die Unmöglichkeit, dass der Blinde von den Farben, der Taube von Tönen einen Begriff habe; es versteht sich aber von selbst, dass von solchen Begriffen, deren unmittelbarer Gegenstand die Empfindung ist, hier nicht geredet wird. Dabei verwechselt er noch obendrein die Stärke einer Vorstellung mit ihrer ungehemmten Klarheit, indem er behauptet, die abgezogenen Begriffe seien schwach *und* dunkel; die Empfindungen stark *und* lebhaft. Nichts weniger! Die Begriffe sind in der Regel stark, obgleich dunkler, die Empfindung verhältniss-

* *Hume* über die menschliche Natur, übersetzt von *Jakob*, S. 25.

Digitized by

mässig schwach, obgleich lebhaft. Der arge Empirismus, in welchen er nun verfallen muss, indem er jedem Begriffe die Gültigkeit bestreitet, dessen entsprechende Impression nicht kann aufgewiesen werden, ist das grösste Unglück, was einem Denker als solchem begegnen kann, indem es ihn um den besten Gewinn bringt, der durchs Denken mag erworben werden, und der eben hauptsächlich in den *neuen* Gedanken besteht, welche, allen Impressionen unähnlich, gerade nur Producte des Denkens sind. Wenn aber endlich *Hume* uns sagt, es gebe zweierlei Impressionen, theils solche die aus der Empfindung, theils solche die von den ins Bewusstsein zurückkehrenden Begriffen herrühren: so ist beinahe unbegreiflich, dass seinem ersten Einfalle nicht ein zweiter nachfolgte, der sich sogleich darbietet. Dieser nämlich, dass, wenn einmal die rückkehrenden Begriffe eine Quelle von *neuen Impressionen* sind, sie wohl auch eben so gut *neue Begriffe* erzeugen könnten. Durch diesen einfachen Gedanken wäre *Hume* aus dem Gefängnisse erlöst gewesen, in das er sich selbst sehr unnöthiger Weise eingesperrt hatte. Er dürfte nur den Bedingungen und Umständen nachgespürt haben, unter denen sich aus frühern Begriffen andere und neue entwickeln; alsdann würden ihm diese neuen Begriffe keinesweges verdächtig geworden sein, gesetzt auch, dass sie als Copieen der ersten Impressionen sich nimmermehr betrachten liessen.

Was nun insbesondere die Untersuchung über den Causalbegriff anlangt: so verdirbt sich *Hume* dieselbe durch die Art, wie er sie angreift. Er räumt gleich Anfangs der Ursache eine Priorität *in der Zeit* vor der Wirkung ein; — *weil sonst alle Succession vernichtet würde.* Gerade das Gegentheil! Es ist eine grosse, höchst wichtige metaphysische Wahrheit, dass die Succession der Begebenheiten ganz und gar nicht in der Causalität liegt, durch die sie geschehen; man muss die Succession aus einem ganz andern Grunde erklären. (S. Hauptpuncte der Metaphysik §. 9). *Hume* hat hier die richtige Consequenz gesehen, dass, wenn die Ursache mit der Wirkung zugleich sei, alsdann aus dem Causalverhältniss der Zeitverlauf der Begebenheiten sich nicht erklären lasse; er hatte nur Unrecht, sich vor dieser Folgerung zu scheuen. Uebrigens konnte der allerpopulärste Begriff der Ursachen und Wirkungen ihm sagen, dass die vollständige Ursache mit ihrer Wirkung nothwendig streng

Digitized by Google

gleichzeitig sein müsse, denn eine Ursache ohne Wirkung ist ungereimt; und eine Ursache, die *noch nicht* wirkt, ist *so lange* ungereimt, *wie lange* sie ihr Wirken aufschiebt. Weiter hin überlegt er, aus welchem Grunde man sage, es sei nothwendig, dass jedes Ding, dessen Existenz einen Anfang hat, auch eine Ursache haben müsse? — Hierin liegt, aufs gelindeste gesagt, eine gefährliche Zweideutigkeit des Ausdrucks. Soll das Wort *Existenz* soviel bedeuten als *reines Sein*, so ist die Frage verschroben, und die drei Begriffe des *Sein*, des Anfangs, also der *Zeit*, und der *Causalbegriff*, sind allzumal durch ihre verkehrte Zusammensetzung verdorben. (Man kann hier den zweiten und dritten Abschnitt des vierten Theils in meinem Lehrbuch zur Einleitung in die Philosophie vergleichen.) Soll hingegen die Frage einen richtigen Sinn haben, so muss man eine solche Existenz verstehen, die wirklich anfangen könne, also nach römischem Sinne des Worts *existere*, ein hervortretendes Accidens an irgend einer Substanz, denn nur das Accidens fällt in die Zeit, nicht aber die Substanz. Dafür nun wird sich in der That der Grund angeben lassen, weshalb wir schon im gemeinen Leben sagen, das Accidens erfordere zu seinem Hervortreten eine Ursache; und wir werden gleich mit Mehrerem darauf kommen. Hier aber merke man zuvörderst, wie leicht es geschehe, dass die falsche Stellung der Frage die ganze Untersuchung verderbe. *Veränderungen* sind es, und sie ganz allein, denen Ursachen zugehören. Wer den Begriff des *Sein* gehörig erwogen hat, wird nimmermehr *dafür* eine Ursache verlangen; obgleich auch *Leibnitz* irgendwo nach einem zureichenden Grunde fragt, warum vielmehr etwas sei als nichts sei. Weiter kann ich mich auf diesen rein metaphysischen Gegenstand hier nicht einlassen.

Hume behauptet nun weiter, die Begriffe der Ursache und Wirkung seien *verschieden; darum* seien sie trennbar. Er fügt ausdrücklich den Obersatz seines Syllogismus hinzu: *alle verschiedenen Begriffe lassen sich trennen.* Dieser Obersatz ist so offenbar falsch, dass man sich fast schämen muss, ihn zu widerlegen. Kannte denn Hume nicht das erste, merkwürdigste, aller Speculation zum Grunde liegende Factum, dass es Begriffe giebt, die verschieden sind, und sich dennoch *auf einander beziehen*, oder in einer nothwendigen Verknüpfung stehn? So die drei gegebenen Stücke eines Dreiecks mit den drei zu

Digitized by Google

suchenden; so die Basis eines Logarithmensystems und der Modulus; — doch ich habe schon in den §§. 11 und 12 Beispiele angeführt, wenn dergleichen überall nöthig sind.

Hiemit jedoch ist im gegenwärtigen Falle so gar Nichts gewonnen, dass die Frage überall nicht hätte angeregt werden sollen. Darauf kommt es an, ob eine jede Veränderung müsse betrachtet werden als eine Wirkung; ist dies, so versteht sich, dass sie auch eine Ursache habe.

Die Beziehung nun zwischen dem Begriff der Veränderung und dem der Wirkung, vermittelst des letztern aber auf den der Ursache, — diese ists, die *Hume* nicht zu finden weiss; und die allerdings muss nachgewiesen werden, wenn der Gegenstand soll aufgeklärt werden. Mit seinem Nicht-zu-finden-wissen aber vermengt *Hume* noch einen ganz heterogenen Gedanken; diesen, dass es kein einziges Object gebe, welches die Existenz eines andern in sich schliesse; was so viel heisst, als, wir können es keinem Dinge ansehen, oder aus unserer Kenntniss *seiner eigenen Natur* schliessen, dass es *ausser sich selbst*, in einem andern, leidenden Objecte eine Veränderung hervorbringen werde.

Und dies Letztere ist denn der Gedanke, welcher bei *Kant* sich wiederholt findet; *„es ist gar nicht abzusehen, wie darum, „weil Etwas ist, etwas Anderes nothwendigerweise auch sein müsse."* (*Kant's* Prolegomena S. 8)[1]. Eine grosse Wahrheit; die leider! abermals über den eigentlichen Fragepunct gar nichts entscheidet. Denn die Frage war nicht, ob wir, *ausgehend von dem Dinge*, das man *Ursache* nennt, ihm die Nothwendigkeit seines Wirkens anmerken könne, sondern umgekehrt, ob wir, *ausgehend von der Veränderung*, sie nothwendig als ein Bewirktes ansehen müssen.

Wenn jetzo *Hume* sich an die Erfahrung wendet, so thut er es wiederum auf eine Weise, wobei er die Winke, welche diese grosse Lehrerin ihm giebt, nicht einmal gehörig benutzt. Die Erfahrung sagt nicht bloss, dass wir einmal wahrgenommene Folgen von Begebenheiten *associiren*, und durch wiederholte Wahrnehmung ähnlicher Fälle einprägen: sondern sie lehrt auch, dass Naturforscher, welche die Unsicherheit solcher Erwartungen gar wohl kennen, und deshalb auch in der Angabe

[1] Werke, Bd. III, S. 168.

Digitized by Google

bestimmter Ursachen zu *bestimmten* Wirkungen sehr behutsam verfahren, dennoch mit grösster Vestigkeit *irgend eine* Ursache da voraussetzen, wo sie gegen jede Association der Einbildung sich stemmen, oder auch, wo sie in der Beobachtung noch gar nichts finden, das sie für die Ursache zu halten sich bewogen fänden. Diese entschiedene Voraussetzung einer, wiewohl unbekannten Ursache, als ein psychologisches Phänomen betrachtet, kann aus blosser Gewohnheit, wie *Hume* will, auf keine Weise erklärt werden. Hier ist die kantische Lehre mehr befriedigend; indem eine ursprüngliche Denkform angenommen wird; — die jedoch, als blosse Regel der *Zeitfolge*, den Causalbegriff nicht erschöpfend erklärt, und wobei immer noch die Hauptsachen verfehlt werden, theils in der metaphysischen Theorie der Causalität, theils, was uns hier angeht, in der Nachweisung des psychologischen Ursprungs jenes Begriffs.

Das Gegentheil einer jeden Beziehung, oder eines jeden nothwendigen Zusammenhanges, einer jeden Synthesis *a priori* zwischen zwei Begriffen, — ist der Widerspruch, welcher entstehn muss, indem Eins, das ohne ein Anderes nicht gedacht werden kann, dennoch ohne dies Andre gedacht wird. Auf diesen Widerspruch müssen wir auch im gegenwärtigen Falle unsere Aufmerksamkeit richten.

Man denke sich die Veränderung ohne Ursache. Sogleich wird der Gedanke entstehn, dass die Veränderung hätte unterbleiben sollen, ja dass sie würde unterblieben sein, und dagegen das jetzo veränderte Ding *in seinem vorigen Zustande* würde beharrt haben. Wenn die anziehende Kraft der Sonne wegfiele, sagt der Astronom, so würde jeder Planet die Richtung seiner Bahn, die er einmal hat, behalten; er würde in dem Augenblicke, da die Sonne aufhörte in ihn zu wirken, nach der Tangente seiner Bahn fortgehn. — Gleichwohl krümmt sich die Bahn des Planeten. Geschieht dies ohne Ursache: so liegt der Widerspruch vor Augen, dass, obgleich er seine vorige Bewegung noch hat, diese doch der Richtung nach nicht mehr dieselbe ist wie zuvor. Eben diesen Widerspruch ergeben alle Veränderungen ohne Ursachen. Das Veränderte soll noch dasselbe, und auch nicht dasselbe sein wie zuvor! — Und der Widerspruch kann nur gelöst werden, indem man sich weigert, die Veränderung als etwas der eigenen Natur des veränderten Gegenstandes Angehöriges zu betrachten; indem man

Digitized by Google

sie vielmehr als etwas Fremdes, von aussen Eingedrungenes bezeichnet; das also auf das Aeussere, auf die stets begleitenden Umstände müsse geschoben werden.

Hier finde ich mich wieder bei der schon im §. 35 und anderwärts gegebenen Erläuterung. Und diese hier *im psychologischen Sinne* zu vollenden, also, um nachzuweisen, wie der *gemeine* Verstand sich den Causalbegriff denke, und wieweit er damit komme, *welche Schwierigkeiten er eben dadurch für die Metaphysik zurücklasse:* muss ich zuerst wieder an die Begriffe von Sachen und von Substanzen erinnern (§. 118, 139 — 141). Dabei nun werde ich allerdings zum Theil auf *Hume's* Weg kommen; denn in welchem unvollkommenen, schlechten, der Wissenschaft unerträglichen Zustande sich gemeinhin und *grossentheils* der Begriff der Ursache in den Köpfen der Menschen wirklich befinde, das hat *Hume* nur gar zu treffend nachgewiesen.

Sowohl das Veränderte als das Verändernde wird ursprünglich als eine Sache aufgefasst. Demnach als eine Complexion von Merkmalen. Die Veränderung besteht darin, dass aus der Complexion ein Merkmal (wo nicht mehrere) entweicht, ein entgegengesetztes an die Stelle tritt. Wegen der übrigen, beharrenden Merkmale wird dennoch die Sache für dieselbe gehalten wie zuvor. Während nun das neue Merkmal als ein Fremdes, von aussen Eingedrungenes angesehen wird, (denn die alte Vorstellung der Sache, wie sie war, und die neue, wie sie nach der Veränderung ist, hemmen und drängen einander,) schreibt man ihm gleichwohl kein selbstständiges Dasein zu; indem man im Allgemeinen schon *gewohnt* ist, ein solches Merkmal als etwas Inhärirendes zu betrachten; oder indem es vielleicht gar nicht einmal möglich ist, ihm Selbstständigkeit beizulegen. Hat sich z. B. die Farbe, oder die Härte geändert, so ist man aus der Kenntniss der sinnlichen Dinge schon *geübt,* dergleichen bloss als Eigenschaft irgend einer Sache zu betrachten; ändert sich aber die Richtung eines bewegten Körpers, so lässt sich die neue Richtung, da sie eine blosse Raumbestimmung ist, überall nicht für sich allein denken. Demnach ist ein Bedürfniss vorhanden, das in der Veränderung hervorgegangene Merkmal an etwas Selbstständiges, an eine Sache bequemer als vorhin anzulehnen. Dies geschieht wirklich, sobald neben dem Veränderten jedesmal eine andre, hinzugetretene Sache beobachtet wird; als welche sich nun muss gefallen

lassen, ein Merkmal aufzunehmen, das zwar mit ihr verknüpft ist, nämlich als Glied einer von ihr ausgehenden *Reihe*, (wie wenn wir das Blei als schwer und niederdrückend, das Feuer als verzehrend, das Scheidewasser als fressend, den Arsenik als giftig denken;) das jedoch *in ihr selbst*, die auch eine Complexion von Merkmalen ist, genau genommen nicht angetroffen wird, sondern das vielmehr in jener veränderten Sache (der verzehrten, zerfressenen u. s. w.) Platz genommen hat. Auf diese Weise entsteht ein neuer Begriff, der sich an den der Sachen nicht bloss anhängt, sondern der sich *fernern Verbesserungen* unterwerfen muss, *so oft der Begriff der Sachen im weitern Nachdenken ein neues Gepräge bekommt.* Die Sachen verschwinden; Substanzen treten an ihre Stelle. Diese Substanzen bekommen *Kräfte*, insofern sie die Träger sind von den *neuen* Merkmalen *anderer* Dinge. *Wie* dergleichen Kräfte ihnen angehören mögen, bleibt fürs erste unbestimmt, und eben so *räthselhaft*, als wie ihre eignen Accidenzen ihnen inwohnen können; oder, um ein früheres Beispiel anzuführen, wie einem Leibe die *Bilder* anderer Dinge und Leiber inwohnen können (§. 133). Der Begriff der Kraft aber verhält sich zu dem der Ursache, wie der Begriff der Substanzen zu dem der Sachen. Die Ursache ist die Sache, die den Ursprung der Veränderung enthalten soll; ohne alles weitere Kopfbrechen über die Möglichkeit solches Ursprungs. Die Kraft hingegen ist geheimnissvoll wie die Substanz; sie wird in dem unbekannten Innern der letztern gesucht.

Für das metaphysische Nachdenken aber ist die Ungereimtheit im Begriffe der Kraft auffallender als die im Begriff der Substanz. Denn einer Substanz ihre eigenen Prädicate als inhärirende Bestimmungen zuzurechnen, und gleichsam das, was sie einmal hat, als ihren Besitz anzuerkennen, das scheint minder bedenklich; allein über sie hinausschreitend, ihr ein Prädicat aufzubürden, dessen Spur man *ausser ihr selbst*, in dem leidenden Gegenstande suchen muss; und hinwiederum dem letzteren ein *Vermögen zu leiden* beizufügen, das heisst, *eine Möglichkeit, in einer gewissen Rücksicht das Gegentheil dessen zu sein, was er ist:* eine solche Anmuthung fällt wohl selbst denjenigen beschwerlich, die in Hinsicht der Substanz mit den gemeinen Begriffen zufrieden sind; und es sogar übel nehmen, wenn man sie auf diesem Ruhekissen nicht will schlummern lassen.

Digitized by Google

Die allgemein-metaphysischen Untersuchungen über Substanz und Kraft gehören nicht hieher. Aber aufhellen müssen wir noch den psychologischen Grund des Vorurtheils, die Ursache sei der Zeit nach vor der Wirkung. Man bemerke die doppelte Zurechnung, (wenn der Ausdruck erlaubt ist,) vermöge deren das neue, in der Veränderung hervorgetretene Merkmal theils auf die Sache die sich verändert, theils auf die Ursache bezogen wird. Nach geschehener Veränderung liegt unstreitig das neue Merkmal in derjenigen Complexion von Merkmalen, welche für die veränderte Sache gehalten wird. Aber aus dieser, der längst wohlbekannten, wie sie früher war, wird es verwiesen; es wird zurückgeschoben an die Ursache, deren wahres Eigenthum es sein soll. Gleichwohl wenn man die Ursache als eine Sache für sich betrachtet, befindet es sich nicht unter ihren Merkmalen; vielmehr, der Augenschein dringt darauf, das neue Merkmal sei jetzo eine Eigenschaft jener Sache, die nun einmal die Veränderung erlitten hat. Was für ein Begriff kann sich daraus erzeugen? Kein anderer als dieser: in der vorigen Zeit, als noch das veränderte Ding sich in seiner wahren Natur zeigte, müsse das ihm neuerlich aufgedrungene Merkmal *verborgen* gelegen haben in der Ursache; *aus* dieser und *von* dieser sei es gekommen; und herübergewandert an den unrechten Ort, wo es sich jetzo befinde. So verborgen denkt man sich den Tod im Arsenik; die Gesundheit in der Arznei; als etwas, das im Begriff ist, daraus hervorzutreten; als eine von da ausgehende Reihe. So muss denn die Ursache, die da Schuld ist an der Veränderung, schon vorher existirt haben; und wer weiss, wie lange sie diese Schuld schon in ihrem Herzen getragen hat! Denn dass die Ursache sich selbst in einer Veränderung zeige, indem sie wirke, dass diese Veränderung abermals eine Ursache erfordere, und so fort, dies ist eine spätere Bemerkung, welche sogleich in metaphysische Speculation übergeht, und der frühern Vorstellungsart, die wir so eben erläuterten, den Umsturz bereitet.

Anmerkung.

Kant's Lehre von der Causalität, — obgleich auf der Kehrseite der sogenannten kritischen Philosophie der allerdunkelste Flecken, — möchte dennoch, wie so Manches, vor mir in gutem Frieden ruhen: wenn nicht dieser Irrthum in der unge-

Digitized by Google

heuersten Uebertreibung noch heute verderblich fortwirkte. Der Punct, den ich vorzugsweise im Auge habe, ist die vorgebliche Wechselwirkung aller Substanzen im Raume. Diese hat unsre Zeit in den Spinozismus zurückgestürzt, gegen welchen die heutigen Kantianer einen ganz unnützen Streit führen, so lange sie selbst die Fesseln einer Lehrmeinung tragen, die, speculativ betrachtet, durchaus grundlos und gehaltlos ist. Was für Früchte dieselbe den heutigen Magnetiseurs gebracht habe, die hoffentlich nächstens durch ihren berühmten *starken Willen* den Sirius an die Stelle unserer Sonne zaubern werden! — das weiss Jedermann. — Und wenn die heutigen Schulen bemerken, dass *sie* es eigentlich sind, die ich hier indirect zu bestreiten im Begriff stehe, indem ich eine der ältesten Wurzeln ihres Irrthums bloss lege: so mögen sie sich nur nicht über den Vorzug wundern, welchen ich hier dem indirecten Angriff vor dem directen einräume. Selbst unter dem Unrichtigen und verfehlten giebt es eine Wahl; das Ursprüngliche ist merkwürdiger als das Abgeleitete, und mit dem Verständigsten mag ich mich am liebsten beschäftigen.

Der allgemeinste Fehler Kant's in der Lehre von der Causalität ist das, worauf er sich am meisten zu Gute thut; die Meinung, eine eigentlich und wahrhaft metaphysische Untersuchung über den ächten Sinn und Grund des Causalbegriffs ganz *beseitigt*, und *an deren Stelle* eine, für sich allein zureichende Nachfrage darüber angestellt zu haben, wie *wir* in der Mitte *unserer* Erfahrung und Physik dazu kommen, den genannten Begriff anzuwenden. — *Beides* war nöthig, sowohl diese psychologische, als jene metaphysische Untersuchung; keine vermag an der Stelle der andern auch nur das Geringste zu leisten; hier so wenig, als in der Lehre von Raum, Zeit und Substanz. Beides muss streng geschieden werden; denn jedes ist dem andern nur wenig ähnlich.

Es giebt Stellen in Menge bei *Kant*, die es verrathen, dass er sich von einer Forderung gedrückt fühlte, welche anzuerkennen er sich gewaltsam sträubte. Z. B. in den Prolegomenen §. 27 [1], wo er von *Hume's* Zweifeln spricht, und hinzusetzt: „wir sehen eben so wenig den Begriff der Subsistenz ein, ja „wir können uns keinen Begriff von der Möglichkeit eines sol-

[1] Werke Bd. III, S. 229.

Digitized by Google

„chen Dinges (einer Substanz) machen und *eben diese Unbe-„greiflichkeit trifft auch die Gemeinschaft der Dinge,* indem gar „nicht einzusehn ist, wie aus dem Zustande *eines* Dinges eine „Folge auf den Zustand *ganz anderer* Dinge ausser ihm, und „so wechselseitig, könne gezogen werden, und wie Substanzen, „*deren jede doch ihre eigene abgesonderte Existenz hat,* von ein-„ander, und zwar nothwendig, *abhängen* sollen.“ Oder noch viel stärker in der Vernunftkritik, in der Anmerkung zum Systeme der Grundsätze, S. 291 [1]: „*Veränderung ist Verbindung „contradictorisch einander entgegengesetzter Bestimmungen im Da-„sein eines und desselben Dinges. Wie es nun möglich ist, dass „aus einem gegebenen Zustande ein ihm entgegengesetzter „desselben Dinges folge, kann nicht allein keine Ver-„nunft sich ohne Beispiel begreiflich, sondern nicht ein-„mal ohne Anschauung verständlich machen; und diese An-„schauung ist — die der Bewegung eines Puncts im Raume*“!!!

Also ein *Beispiel* besitzt die ungeheure Kraft, das Unbegreifliche begreiflich, eine *Anschauung*, das Unverständliche verständlich zu machen! Und dieses Beispiel ist die Bewegung im Raume; welche, wenn auch nicht der eleatische Zeno ihre Ungereimtheit deutlich genug gezeigt hätte, doch hier ein ganz und gar untaugliches, unpassendes Beispiel deshalb sein würde, weil sie den eigentlichen Unsinn im Begriff der Veränderung gar nicht berührt. Denn die Bewegung lässt das, *Was der bewegte Körper ist,* völlig unangetastet; er ist an allen Orten seiner Bahn vollkommen sich selbst gleich; er ist und bleibt Eisen, oder Holz, oder Wasser, oder Luft, oder was er sonst sein möge. Die Bewegung beunruhigt bloss *unsre* Zusammenfassung dieses Körpers mit den andern, welchen gegenüber wir ihn im Raume anschaueten; und wir müssten wirklich erst durch jene vorgebliche Gemeinschaft der Dinge im Raume verblendet sein, wenn wir nicht uns besinnen sollten, dass die *bloss räumliche* Gegenüberstellung nur unsre *Vorstellung* von den Dingen, in welcher ganz allein sie zusammen kommen, nicht aber die Dinge selbst angeht.

Als *Kant* die vorstehenden Stellen niederschrieb, hätte die mindeste Regung eines fortschreitenden Denkens ihn auf den Punct führen müssen, wo die wahre Metaphysik beginnt. Seine

[1] Werke Bd. II, S. 234.

Digitized by Google

Klage über die Unbegreiflichkeiten, in deren Labyrinth ihn seine sogenannten synthetischen Grundsätze des reinen Verstandes, — der seine Grundsätze selbst nicht versteht, mit jedem Schritte tiefer hinein führten, ist wirklich, mit ganz geringer Veränderung der Worte, die deutliche Nachweisung des Widersprechenden in der Erfahrung; um derenwillen weder sie, die Erfahrung, eine Erkenntniss ist, noch jene Grundsätze des Verstandes irgend einen Sinn haben, wenn nicht die Metaphysik sie zu dem macht, was sie sein sollen.

Und was ist denn das, wodurch *Kant* sich abhalten liess, eine so leichte Fortschreitung des Denkens zu machen? Was ist's, das seinem Vortrage den Beifall der Leser auch bei solchen Behauptungen verschafft, worin die offenbare Weigerung liegt, diejenigen Gedanken rein aus zu denken, mit denen er sich und uns beschäftigt? Was ist's, das er *Hume* entgegensetzt, diesem von ihm selbst hoch erhobenen Skeptiker, den durch Berufung auf den gemeinen Menschenverstand zurückgewiesen zu haben, er dem *Reid, Oswald, Beattie, Priestley*, zum grossen Vorwurfe anrechnet?

Offen will ich es aussprechen. Es ist — der gesunde Menschenverstand, und nichts weiter. Dieser soll nicht um seine Erfahrung kommen, an welcher zu zweifeln er nicht erträgt.

Dass die Erfahrung objective Gültigkeit habe, die in sich eine absolute Vestigkeit besitze, und über den Rang einer allgemeinen, gleichförmigen Gewöhnung der Menschen sich weit erhebe: behauptete *Kant*, und *leugnete Hume*. Stark und gross, — grösser als er war, würde der letztere erschienen sein, hätte er Gelegenheit gehabt, die kaum verhüllte *petitio principii*, die ihm *Kant* entgegensetzte, selbst aufzudecken.

Aber welchen Zorn wird diese meine Behauptung noch heute aufregen! — Ich muss wohl bitten, mir gelassen zuzuhören. Was ich hier sage, ist gar nicht neu. Zufällig geräth mir ein älteres Buch in die Hände, welches mir bequeme Gelegenheit giebt, einen Theil meines jetzigen Vortrags daran zu knüpfen.

Das Buch, was vor mir liegt, hat folgenden Titel: *Grundriss der allgemeinen Logik, und kritische Anfangsgründe zu einer allgemeinen Metaphysik v. L. H. Jakob, Prof. der Philosophie zu Halle.* 1788.

Darin steht S. 135 folgende Anmerkung:

Digitized by Google

„Ich glaube, dass hier der rechte Ort sei, einer Schwierigkeit zu begegnen, die wichtig ist, und welche Herr Mag. *Schmid* schon (*Kritik der rein. Vern. S.* 220 *etc.*) berührt hat. Sie lautet nämlich in ihrer ganzen Stärke so: „*Wer weiss, ob es* „*überall nothwendig ist, dass Erscheinungen durch den Verstand* „*verknüpft werden sollen?* Erscheinungen können ja wohl auch „ganz anderen Gesetzen unterworfen sein, als Verstandesge-„setzen. Es könnte sein, dass die Uebereinstimmung der Na-„tur mit *einigen* Verstandesgesetzen ein blosser Zufall wäre. „Der Verstand würde dann gar nichts von der Natur *fordern* „können, sondern alles von ihr *erwarten* müssen. Viele Er-„scheinungen sind vielleicht bloss um der Sinnlichkeit willen, „und sollen gar nicht durch den Verstand verknüpft werden.“ Diesen mir äusserst wichtig scheinenden Zweifel, der mir gleich beim ersten Lesen der kantischen Kritik aufgestossen ist, und den vielleicht alle beträchtlichen Einwürfe gegen die Gesetze *a priori* zum geheimen Grunde haben, habe ich versucht, auf folgende Art zu heben: — da die Dinge Erscheinungen sind, so hält man den Verstand für berechtigt, einige Anforderungen an die Gegenstände zu machen, nämlich solche, die in der Natur der Sinnlichkeit gegründet sind. *Daher wird auch gegen den Grundsatz der Quantität und der Qualität kein Einwurf vernommen.* Wenn nun der Verstand ein von der Sinnlichkeit isolirtes Ding wäre, so würde dieser den Erscheinungen keine Gesetze auflegen können. Da aber Verstand und Sinnlichkeit in einem Subjecte angetroffen werden, und zu einem Zwecke, der Erkenntniss, vereinigt sind: so können sich ihre Gesetze unmöglich widerstreiten, weil dadurch ihre Vereinigung selbst aufgehoben würde. Der Verstand aber kann sich gar nicht anders wirksam beweisen, als durch Verknüpfung der Erscheinungen. Es wird entweder der ganze Verstandesgebrauch zerrüttet, alle Harmonie zwischen Sinnlichkeit, Verstand und Gegenständen gestört, oder die Erscheinungen müssen auch selbst unter sich den Gesetzen unseres Verstandes gemäss verknüpft sein“ u. s. w.

Diese Stelle ist aus einem Zeitalter, das noch nicht so dreist war, *Kant* besser verstehen zu wollen, als er sich selbst verstand. Die Forderung, *Erkenntniss einer gesetzmässigen Erscheinungswelt soll und muss in der Erfahrung liegen*, galt damals, und zwar mit Recht, für die Grundvoraussetzung der kantischen Lehre. Hätte *Hume* diese Gesetzmässigkeit einge-

Digitized by Google

geräumt, so würde ihm wahrscheinlich niemals eingefallen sein, das Causalprincip als ein Werk der Gewöhnung darzustellen; denn das Gewohnte lässt sich abgewöhnen; und die Nachweisung eines Irrthums in der angenommenen Vorstellungsart ist unmittelbar die Aufforderung, man solle sich ihrer entwöhnen; oder wenigstens die Möglichkeit solcher Entwöhnung eingestehen.

Mir aber giebt die vorstehende Beantwortung jenes Einwurfs, (der sich wohl besser ausführen, aber nicht beantworten lässt,) sogleich Gelegenheit, die vermeintlich sichern Grundsätze der Quantität und Qualität auch noch in Anspruch zu nehmen. Es sind die bekannten Sätze: alles räumlich Angeschaute ist eine extensive Grösse; und: alles Empfundene hat eine intensive Grösse. Der erste Satz ist factisch falsch bei den *Fixsternen*; denn diese sind für unsern Sinn durchaus nichts mehr als mathematische Puncte; indem sie gerade eben so erscheinen, wie es geschehen würde, wenn ihr Durchmesser abnähme, und die Intensität des Lichts dagegen wüchse. Der zweite Satz ist in so fern metaphysisch unrichtig, als die totale Selbsterhaltung der Seele, wovon jede graduelle Sinnesempfindung nur ein Bruch ist, selbst, an sich, gar keine Grösse hat; so wenig wie die Seele, die sich erhält. (Für uns aber sind solche Empfindungen, die für total gelten können, allemal mit heftigen Reizungen des Organs verknüpft; wodurch die Empfindung mit einem Schmerze gemischt wird, der sich davon nicht trennen lässt; wie wenn wir in die Mittagssonne schauen, eine heftige, betäubende Explosion hören u. dgl.) Man berufe sich also nur nicht zuversichtlich auf jene Grundsätze, die vielmehr eine sehr mangelhafte Kenntniss der Bedingungen beweisen, unter welchen sich die sinnlichen Empfindungen erzeugen.

Dass übrigens Verstand und Sinnlichkeit zu einem *Zwecke* vereinigt wären, wird die heutige Welt schwerlich bereitwilliger einräumen, als ich einräume, dass man die *Möglichkeit* einer Erfahrung postulire, deren *Ungereimtheit* ich gezeigt habe; und deren Ungereimtheit *Kant* selbst in den vorhin von ihm angeführten und ähnlichen Stellen wider seinen Willen verräth. Aber man sieht aus dieser zu Hülfe gerufenen, postulirten Zweckmässigkeit gar leicht das richtige Gefühl hervorblicken, dass, ohne sie, die objective Bevestigung der Erfahrung durch den Verstand sehr zweifelhaft sei.

Digitized by Google

Bei dem Allen nun darf nie vergessen werden, dass ich den Zwang, welchen uns die Erfahrung anthut, nicht ableugne, vielmehr selbst zum Princip meiner Untersuchungen gemacht habe. Wir können die Empfindung nicht aufheben; wir können die Complexionen und Reihen, worin sie sich giebt, nicht abändern; wir können nicht rückwärts, aber wir müssen vorwärts; und hinaus über die gemeinen Erfahrungsbegriffe des sogenannten gesunden Menschenverstandes; der nichts anderes ist als ein nur kaum angefangnes Denken.

Was wollte aber *Kant*, was will seine Schule mit der ewig wiederholten Entschuldigung: *wir reden nicht von Dingen an sich, sondern nur von Erscheinungen?* Nichts anders, als sich dem innerlich gefühlten Antriebe zum Denken entgegenstemmen. Jene Entschuldigung heisst nichts anderes als: *für Erscheinungen sind unsere Begriffe gut genug.*

Auch daran zweifle ich noch; um aber der Untersuchung hierüber näher zu treten, wollen wir uns zuerst die Erfahrung, so wie sie gefunden wird, etwas vollständiger vergegenwärtigen.

Sie fällt sichtbar *zwischen* den ungeheuern, alle denkbare Beobachtung übersteigenden, völlig transscendenten Satz von der *allgemeinen* Wechselwirkung *alles* Räumlichen, (denn die unendlich geringfügige Gemeinschaft des Wurms, und der Milchstrasse oder gar der Nebelfleke taugt besser zu rhetorischen Floskeln, als zu irgend einem *allgemeinen* Erfahrungsbegriffe,) *und* den dürftigen, ungenügenden Satz, dass alle Veränderung eine Ursache habe, *in die Mitte;* so oft uns irgend ein wirkliches Ereigniss auffordert, nach seiner Ursache zu fragen. Denn es findet sich alsdann nicht bloss *eine* Ursache, sondern ein Gewebe von Umständen, die offenbar zusammenwirkten.

Nur sind wir sehr geneigt, unsre Aufmerksamkeit hiebei auf einen ganz besonders auffallenden Punct zu heften, und das Uebrige aus der Acht zu lassen.*

Warum sehe ich aus meinem Fenster jenen entfernten Thurm? — Weil ich ans Fenster trat. Weil der Baum weggehauen ist, der ihn verbarg. Weil die Sonne auf den Thurm scheint. Weil ich die Augen geöffnet habe. Weil ich ein hinlänglich scharfes Gesicht besitze. Weil man mich aufmerksam machte.

---

* Aus ältern Metaphysiken kennt man übrigens die *causas coniunctas, principales etc.*

Digitized by Google

Weil mein Nachdenken über die Gegenstände, in die ich vertieft war, schwächer wurde.

Warum ist jener Freund krank geworden? Weil er sich erhitzt hatte. Weil ein heftiger Wind ihn traf. Weil er sich nicht zeitig ins Bett legte. Weil sein Artzt zu spät kam. Weil er dessen Verordnung nicht befolgte. Weil er schon früher kränklich gewesen war; weil er eine schwache Lunge, Leber oder dgl. hat; weil er an Gicht, an Rheumatismus leidet.

Diese ganz gemeinen Beispiele, die sich noch weiter ausführen lassen, zeigen zwar keineswegs eine Zusammenwirkung des Universums, wohl aber ganz deutlich eine *Mannigfaltigkeit* dessen, was man als eine Ursache eines Ereignisses angeben kann. Sie erinnern, dass der leidende Gegenstand zuerst selbst als leidensfähig, als reizbar, dann in der Mitte von andern Gegenständen, in bleibender Gemeinschaft mit ihnen, zu denken ist; damit nun irgend eine von den vielen möglichen Störungen dieser Gemeinschaft, oder auch mehrere zugleich, als Ursachen der Veränderung angegeben werden können. Im Grunde steht der Gegenstand in einem vielfachen, dauernden Causalverhältniss; aber was man Ursache nennt, ist mehr eine Abweichung, eine Anomalie in jenem Verhältniss, als das Wesentliche oder als das Ganze.

Man entdeckt nun sehr leicht, dass die gewöhnlichen Vorstellungsarten von der Causalität nach zwei verschiedenen Richtungen auseinandergehn. Der Physiker, indem er sich den ganzen Erdball vergegenwärtigt, denkt sich alle Gravitation aller einzelnen Theile, alle chemischen Anziehungen aller Elemente, als etwas Bestehendes, das in verhältnissmässig sehr wenigen Puncten in Veränderung begriffen ist. Die meisten dieser Causalverhältnisse sind dauernd, und man begeht keinen merklichen Fehler, wenn man in Hinsicht ihrer die Zeit ganz ausser Acht lässt.

Von ganz andrer Art sind diejenigen Causalitäten, mit denen sich der Historiker beschäftigt. Für ihn muss alles Jetzige sich darstellen als unterworfen dem Früheren; und er legt den Wirkungen eine Geschwindigkeit bei, mit der sie fortschreiten, desgleichen eine Intensität, womit sie die Zeit erfüllen.

Diese ganz verschiedenen Causalbegriffe, (die man ohne Metaphysik weder genau sondern, noch verbinden, noch erklären kann,) wie verhalten sie sich zu *Kant's* Lehre? Hat er wirk-

Digitized by Google

lich die beiden Gattungen trennen wollen, indem er in der ersten, sehr ausführlichen, sich oft wiederholenden Erörterung (seiner zweiten sogenannten Analogie) *alle* Veränderungen dem Causalgesetze, und diese wiederum gänzlich der *Zeitfolge*, dahin giebt; dann aber (bei der dritten Analogie) auf ein paar Blättern gleichsam anhangsweise, als wäre von einer Kleinigkeit die Rede, *alle Substanzen* in Wechselwirkung treten lässt, — um das *Zugleichsein*, das als leere Zeit nicht wahrgenommen werden kann, objectiv darzustellen? —

Sollte Jemand wirklich glauben, er habe sich den *Unterschied* hiebei deutlich gedacht, so würde man wenigstens einräumen müssen, dass es um die *Verknüpfung* sehr schlecht stehe. Es ist, wie vorhin angedeutet, schon in der gemeinsten Erfahrung zu bemerken, dass die Grundlage der Causalverhältnisse dauernd, hingegen ihr Successives nur accessorisch ist; und beim mindesten Nachdenken leuchtet sogleich ein, dass dieses so sein muss. *Eine Ursache, die noch nicht wirkt, ist noch nicht Ursache!* Beide müssen, ihrem ursprünglichen *Begriffe* nach, absolut gleichzeitig sein. Diese unerlässliche Bestimmung des Begriffs liess *Kant* fahren, weil er die Kategorie anwenden wollte, und sie nur auf das Zeitliche glaubte anwenden zu können. Aber eben das ist falsch; und die Falschheit springt deutlich ins Auge, weil die Anwendung den Begriff, welcher soll angewendet werden, nicht aufheben darf, wie sie es hier offenbar thut. Viel schwerer ist die Frage, woher es komme, dass sich in die *Erscheinung* der Wirkung eine Succession einmischt, die ihrem Begriffe ganz fremdartig ist. Schon hieraus nun lässt sich schliessen, dass *Kant* durch die Hinterthüre herein, und durch den Eingang wieder herausgegangen sei, indem er zuerst von der Zeitfolge, dann vom Zugleichsein die objective Darstellung in der Causalität sucht. Zwei Kategorien, die *Selbstbestimmung* und die *Reizbarkeit*, hat er ganz vergessen, die entweder mit und neben der Wechselwirkung dem allgemeinen Causalbegriff untergeordnet, oder aber *mit jener gleiche* Vernachlässigung erleidend, weggelassen werden mussten. Von der Selbstbestimmung war oben bei Gelegenheit des Ich die Rede; die Reizbarkeit wird im dritten Abschnitte vorkommen. — Nur frage man mich nicht, ob denn ausser der Zeitfolge und dem Zugleichsein noch irgend welche *Zeitbestimmungen* zu finden seien, denen man zwei neue Kate-

Digitized by Google

gorien hätte anheften können; man frage mich auch nicht, was denn aus der Symmetrie der Kategorientafel geworden wäre, die ja nur drei Kategorien unter jedem der vier Titel leiden kann? Ich denke, das sind Liebhabereien, deren Periode vorüber ist; wo nicht, so wolle man nur ein wenig Geduld haben; unsre Betrachtungen sind noch nicht am Ende.

Wir müssen nun das Einzelne genauer ansehn.

„Ich nehme wahr, (sagt *Kant*) dass Erscheinungen auf einander folgen. Ich verknüpfe also eigentlich zwei Wahrnehmungen in der Zeit. Nun ist Verknüpfung kein Werk des blossen Sinnes, sondern eines synthetischen Vermögens. Dieses kann gedachte zwei Zustände auf zweierlei Art verknüpfen, so, dass der eine oder der andere in der Zeit vorhergehe. (Nein! Das kann das eingebildete Vermögen nicht. Sondern in der Ordnung, wie die Empfindungen gegeben werden, verschmelzen sie mit psychologischer Nothwendigkeit. Man sehe die Lehre von den Vorstellungsreihen nach.) Die Zeit kann an sich nicht wahrgenommen werden. (Das ist auch gar nicht nöthig.) Ich bin mir also nur bewusst, dass meine Imagination eines vorher, das andere nachher setze. (Nein! meiner Imagination bin ich mir, während sich eine Reihe von Empfindungen in mir mit bestimmter Succession ihrer Glieder bildet, gar nicht bewusst.) Mit andern Worten, es bleibt durch die blosse Wahrnehmung das objective Verhältniss der einander folgenden Erscheinungen unbestimmt. (Unrichtig, aus vorigen Gründen.) Damit nun dieses als bestimmt erkannt werde, (wer hat denn diesen *Zweck?*) muss das Verhältniss zwischen den beiden Zuständen so gedacht werden, dass dadurch als nothwendig bestimmt werde, welcher derselben vorher, welcher nachher, und nicht umgekehrt müsse gesetzt werden. (Wohlan! Wir wollen uns einmal beliebig vorstellen, dass wir eine solche nothwendige Bestimmung zu suchen hätten. Wie werden wir sie finden?) Der Begriff aber, der eine Nothwendigkeit der synthetischen Einheit bei sich führt, kann nur ein reiner Verstandesbegriff sein, der nicht in der Wahrnehmung liegt; (kann eben so wenig ein blosser Begriff als eine Wahrnehmung, sondern muss ein Urtheil sein, welches aussage: es sei unmöglich, dass man die Reihe umkehren könne. Denn die Nothwendigkeit ist nichts als Unmöglichkeit des Gegentheils. Wer nicht versucht hat, das Gegentheil anzunehmen, den drückt

Digitized by Google

nimmermehr die *Noth*, es bei dem zu lassen, was wir als nothwendig anerkennen sollten. Das Gegentheil muss ihn zurückstossen, sonst bleibt er frei, über den Punct hinaus zu gehn, wo man ihn vest heften wollte.) *Jener reine Verstandesbegriff ist hier der Begriff des Verhältnisses der Ursache und Wirkung, wovon die erste die letztere in der Zeit als Folge bestimmt.*"

Was ist das? Wir suchten einen Begriff, der die Zeitfolge veststellen könne; man sagt uns: hier ist einer; den könnt ihr zu eurem Zwecke gebrauchen. Also den ersten besten, den wir antreffen, sollen wir, wie ein zufällig gefundenes Werkzeug benutzen, ohne Ueberlegung, wozu das Werkzeug eigentlich vorhanden sei; und ob es für uns nicht auch andre Hülfsmittel hätte geben können? Hätten wir eine Blume irgendwo bevestigen wollen, und man böte uns ein schönes seidenes Band, so würden wir einräumen, dass zu unserer Absicht das Band wohl brauchbar, aber viel zu gut sei, und dass man es für einen bessern Gebrauch aufheben möge.

Was den *wahren* Causalbegriff anlangt, so ist derselbe völlig zeitlos; und also zu dem Zwecke, etwas in der Zeit vestzubinden, (das noch überdies schon von selbst darin veststand,) nicht einmal zu gebrauchen. Aber gesetzt, man könnte jenen *Bastard* der Causalität, welcher der Wirkung noch Zeit gönnt, während die Ursache schon vorhanden ist, — jenes Kind der *Bewegungen*, und der *psychologischen Hemmungs-* und *Reproductionsgesetze*, — was wir aus der gemeinen, ungeläuterten Erfahrung freilich lange vorher kennen, ehe wir es metaphysisch durchforscht haben, — hier füglich anstatt der wahren, eigentlichen Causalität, (die lediglich in den Störungen und Selbsterhaltungen liegt,) zum Gebrauche benutzen, und uns für den Augenblick eine solche Verwechselung gefallen lassen: so wäre damit das Ziel des kantischen Beweises noch immer nicht erreicht. Denn es kam gar nicht bloss darauf an, zu erinnern, dass der Causalbegriff, *unter andern* mannigfaltigen Bestimmungen, die er in sich trage, und neben seinem übrigen vielfältigem Nutzen, *auch noch* den *zufälligen* Vortheil gewähre, vestzustellen, was in der Zeit hinten und vorn sei, sondern wir wollten ihn selbst durch und durch kennen lernen; insbesondere aber war uns daran gelegen, die *Noth und Verlegenheit zu sehen, in welche der Begriff der Veränderung gerathen würde, wenn man ihm die Voraussetzung irgend einer Ursache wegnähme.*

Digitized by Google

Wieviel haben wir denn davon zu sehen bekommen? Dass sich die Reihenfolge der Veränderung umkehren würde, wenn die Ursache sie nicht hielte? — Wenn nur *in der Veränderung* überall eine, durch die Zeit klare und begreifliche, Reihenfolge wäre! Wenn nur nicht der *Begriff* der Veränderung, gerade in Ansehung der in ihm liegenden *Zeitbestimmung* hier ganz und gar in seinem Innersten verdorben und verschroben wäre! *Wann* geschieht denn die Veränderung? Etwa dann, wann wir das vorhergehende Merkmal des Gegenstandes in ruhiger Verweilung anschauen? Nein! Dann hat sie noch nicht angefangen. Oder dann, wann das nachfolgende Merkmal schon vor unsern Augen steht, und still hält, um sich nun seinerseits zum Anblick darzubieten? Wiederum nein! Dann ist die Veränderung vorbei. Wir begreifen, dass sie geschehn sei; und denken uns einen Zeitpunct, in welchen *beide entgegengesetzte* Merkmale, *eben jetzt* das eine kommend, das andre gehend, — und gerade darum *zugleich*, — sich in dem Gegenstande vorfanden. Diesen köstlichen Augenblick wollten wir beobachten; aber er muss uns wohl entschlüpft sein. Gesehen haben wir den Widerspruch nicht; zu denken versuchen wir, was wir eben so wenig denkend als anschauend fassen können.

Dies Alles bei Seite gesetzt: was leistet denn nun der Causalbegriff, nicht etwan um der Veränderung zur Heilung ihrer innern Pein zu helfen, sondern (denn davon war ja die Rede) die Erscheinungen in der Zeit vestzustellen? Spricht er etwan zu den Erscheinungen *a* und *b*: eine von euch beiden muss die erste sein! Wählt nun; oder streitet; und welche von euch den ersten Rang gewinnet, die soll ihn behalten! —? Nein; er erlaubt keine Wahl, welches eine Unbestimmtheit in der Zeit sein würde. Also befiehlt er vermuthlich aus eigner Macht, *a* solle vorangehn, und *b* solle folgen? — Auch das nicht! Der Causalbegriff ist allgemein; die einzelnen Erscheinungen *a* und *b* sind ihm völlig unbekannt; es ist ihm gleichgültig, ob wir *ba* oder *ab* sprechen. Es liegt ihm nichts daran, ob in dem kantischen Beispiele das Schiff mit dem Strome fährt, oder wider den Strom gezogen wird; selbst die Triebkraft des Stromes, und der Zug gespannter Seile sind nichts als Erfahrungsgegenstände; kein Begriff *a priori* hat gelehrt, dass die Körper schwer seien, der Strom sein Gefälle habe, die eingetauchten Körper von der Dichtigkeit des Wassers mit fort gerissen

Digitized by Google

werden, die Seile stark genug sind, um nicht zu reissen u. dgl. m. Die blosse Anschauung des Schiffs, welches dahinfährt, giebt mir unmittelbar die Reihenfolge seiner Bewegung, auch wenn ich weder die Richtung des Stroms, noch irgendwo die auf das Schiff wirkenden Kräfte sehe, weiss und kenne. Desgleichen, der allgemeine Causalbegriff lehrt uns gar nicht, wie es zugegangen sein möge, dass *Kant*, in dem Beispiele von der Kugel, die im Kissen ein Grübchen drückt, am Schlusse seiner Rede plötzlich von einer *bleiernen* Kugel redet, während er sich vorher mit einer Kugel *überhaupt* begnügte. Wir sehen freilich wohl, dass ihm hintennach eine sehr nöthige Ergänzung seines Beispiels einfiel. Der Causalbegriff für sich allein drückte kein Grübchen; es war die aus blosser Erfahrung hinzukommende Natur des Bleies dazu nöthig; eine Kugel von Baumwolle hätte nicht dazu getaugt.

Kurz: die *Succession* der Erscheinungen ist und bleibt einzig ein *Gegebenes;* und man verfehlt gänzlich den Sinn, verdirbt gänzlich den Gehalt des Causalbegriffs, wenn man ihn, der sich lediglich auf den Widerspruch in der Veränderung bezieht, auf die Reihenfolge der Empfindungen deutet, die nicht von ihm ein Gesetz empfängt, sondern ihm vielmehr die nähern Bestimmungen liefert, ohne die er nicht zur Anwendung auf Gegenstände der Erfahrung gelangen kann.

Wem nun dies Alles noch nicht hinreichende Hülfe leistet, um aus dem gewohnten Vorurtheil herauszukommen: der schaffe dadurch Licht in seinem Geiste, dass er sich die mannigfaltigen *Arten* der Causalität vergegenwärtigt, die aus der Erfahrung bekannt sind. Um diese Betrachtung gehörig vorzubereiten, muss man Folgendes überlegen. Gesetzt, Causalität sei Bestimmung einer Zeitfolge: so ist *verschiedene* Causalität *verschiedene* Bestimmung der Zeitfolge. Gesetzt hingegen, nicht alle Verschiedenheit der Causalität lasse sich auf solche Unterschiede zurückführen, wodurch die Zeitfolge anders und anders bestimmt wird: so muss in dem Causalbegriff noch ein anderes *Bestimmbares* liegen, an welches sich die Unterscheidungen anfügen, und welches ihr *fundamentum divisionis* ausmacht. Dann ist also der Causalbegriff wenigstens nicht *erschöpft* durch die Annahme, dass er die Succession der Erscheinungen veststelle; und man kann im Aufsuchen dessen, was die Arten der Causalität unterscheidet, neue Anknüpfungs-

Digitized by

puncte fürs Nachdenken, neue Spuren der Wahrheit finden. Und nun frage man sich, ob wohl die tödtende Wirkung des Arseniks, und die wohlthätige einer Predigt, und die chemische der voltaischen Säule, und die Anziehung der Haarröhrchen, und die schmelzende Kraft eines Brennglases, sammt den eingebildeten Wirkungen der Zaubersprüche, der sympathetischen Curen, der von Wundermännern verrichteten Gebete, (denn auch bei den *eingebildeten* Wirkungen wird der Causalbegriff im Denken gebraucht,) alle von einerlei Art seien? Oder ob etwan die Vermuthung zulässig sei, die Unterschiede dieser Arten lägen in Verschiedenheiten des *Zeitmaasses*, in welchem die Erscheinungen einander folgen? Wenn nicht: woran will man denn die verschiedenen Bestimmungen anbringen, die in allen diesen, und unzähligen andern Fällen, der Causalbegriff doch annimmt, und wofür er demnach empfänglich sein muss—?

Hier überlasse ich den Leser sich selbst; und wünsche ihm, dass er über die *Bestimmbarkeit* allgemeiner Begriffe, die an der Spitze gewisser Theorien gebraucht werden, weiter nachdenken möge; denn dies ist der gemeinhin vernachlässigte Punct, wovon alle Geschmeidigkeit, das heisst eigentlich, alle *Brauchbarkeit* der Theorien abhängt.

Mein Weg geht weiter zu *Kant's* Lehre von der Wechselwirkung.

„Zugleich, (sagt *Kant*,) sind Dinge, wenn in der empirischen Anschauung die Wahrnehmung des einen auf die Wahrnehmung des andern *wechselseitig* folgen kann.“

Bei dieser, durchaus falschen, Erklärung, müssen wir sogleich stehn bleiben. Die allereinfachsten Thatsachen decken hier einen, nur gar zu folgenreichen Missgriff auf.

Kant hatte von der *Folge* in der Zeit geredet, und diese wenigstens mit Recht nicht an Substanzen, nicht an Dinge, sondern an Zustände, an veränderliche Merkmale der Dinge geknüpft. Das Zugleichsein ist eine andere Bestimmung in Hinsicht der Zeit; aber das Zeitliche, welches sich dieser abgeänderten Bestimmung unterwerfen sollte, musste das Nämliche bleiben wie zuvor; sonst hing die Rede nicht zusammen. Wir sollten vorher lernen, wodurch das Nacheinander der Erscheinungen objectiv bevestigt werde; wir erwarten nun den Unterricht, wie das Zugleichsein der *nämlichen* Erscheinungen könne wahrgenommen werden. Wie geht es denn zu, dass *Kant* hier

Digitized by Google

auf einmal von seinem Gegenstande abspringt? Lassen sich etwa blosse *Zustände* der Dinge gar nicht zugleich auffassen? — So muss es ihm wohl geschienen haben. Und freilich, die Zustände der Dinge sind flüchtig; sie warten nicht, dass man mit seiner Aufmerksamkeit zwischen ihnen hin und her gehe, um wie *Kant* will, sie wechselseitig aufzufassen. Der Observator auf der Sternwarte, dessen Uhr eben den Eintritt der neuen Secunde hören lässt, würde übel daran sein, wenn er das Zugleichsein des Sterns am Fadenkreuz nicht anders wahrnehmen könnte, als durch wechselseitiges Auffassen bald des Sterns und bald des Pendelschlags. Beides sind verschwindende Erscheinungen; und weder die Uhr noch der Stern wollen verweilen, sie sind schneller als der Wunsch, der sie noch einmal zusammenfassen möchte. Noch viel unglücklicher wäre der Musikdirector, der im Orchester das Zugleich von mehrern hundert Spielern und Sängern unaufhörlich von neuem beobachten; und die geringste Abweichung *auf der Stelle* bemerklich machen muss, wenn er das Zugleich nicht anders wahrnehmen könnte, als durch eine Wechselseitigkeit im Auffassen der zugleich klingenden Töne. Hier ist es bei weitem nicht bloss die Flüchtigkeit der vorübereilenden Empfindungen, welche sich in den Weg stellt; sondern der Musikdirector darf eine solche hin und her gehende Bewegung, wie *Kant* verlangt, auch nicht einmal seinen Vorstellungen erlauben. Seine musikalischen Gedanken müssen selbst in der gemessenen und continuirlichen Bewegung sein und beharren, wie dort die Uhr und der Stern. Ist nicht in seinem Geiste die unwandelbarste Regelmässigkeit des Vorwärtsgehens, ohne irgend eine Ausbiegung seitwärts und rückwärts: so wirft er den Tact um, den er für Alle vesthalten soll. Auch bedarf er zum Auffassen des Zugleich nicht im mindesten des ihm vorgeschlagenen Mittels. Seine Vorstellungen laufen nach den Reproductionsgesetzen ab, die wir längst kennen, und von denen wir wissen, dass sie die mathematische Regelmässigkeit ihres Erfolgs in sich tragen. Jede von den verschiedenen Stimmen, aus denen die Musik besteht, bildet erstlich ihre völlig bestimmte Zeitreihe für sich; jede empfängt zweitens die Einschnitte, welche die andern, gleichzeitig ablaufenden in ihr hervorbringen; diese Einschnitte sind aber drittens durch den Tact so geordnet, dass sie zusammentreffen, denn sonst würden die Reihen en-

Digitized by Google

ander stören, wie es augenblicklich geschieht, sobald eine Stimme aus dem Tacte kömmt. Solange nun die Stimmen richtig fortlaufen, sind sie unaufhörlich zugleich; denn jede, mit Inbegriff der ihr vorgeschriebenen Pausen, (die wesentlich zu ihr gehören,) füllt die *ganze* Zeit aus; jede bildet eine Linie, worauf jede andre, beliebige Puncte an bestimmte Orte zeichnen kann, wo sie veststehn, sei es in gegebenen Distanzen, oder mögen sie ohne Distanz zusammenfallen, das heisst, zugleich sein.

Dies Alles betrifft Zustände, nicht Dinge. *Kant* hingegen, weil ihm die Theorie der Vorstellungsreihen, mithin die Erklärung der Zeit, gänzlich fehlte, half sich, wie er konnte. Das Zugleich, welches eine Zeitbestimmung, und doch gerade diejenige sein soll, in welcher die Zeit $=0$ gesetzt wird, verwandelt er in eine *Dauer*, von unbestimmter Länge, aber gross genug, um darin zwei Successionen, *a b*, und *b a*, anzubringen, von denen er hoffte, sie würden sich aufheben. Nun liegt zwar in der Reihe *a, b, a,* sowohl *a, b*; als *b, a.* Allein sie heben sich ganz und gar nicht auf. Man kann das *a, b, a, b, a, b, a....* beliebig wie ein Glockengeläute fortsetzen; es kommt kein Zugleich heraus. Gleichwohl ist das wechselseitige Auffassen zweier Dinge, wenn nicht der Begriff des Beharrens dieser Dinge hinzukommt, nichts anderes, als ein solches Glockengeläute. Aber eben *indem Kant das Beharren der Dinge im Stillen voraussetzte*, fiel es ihm ein, hiemit die Folge der Auffassungen, wovon er zuvor geredet hatte, zu verbinden, indem es nur nöthig schien, dieselbe umzukehren, um das Eigene der Succession in ihr aufzuheben. Die *Dinge* hielten ja still genug, um sich eine solche Umkehrung gefallen zu lassen! Und *um dieser Bequemlichkeit willen*, die man von blossen *Zuständen* nicht erlangen konnte, wurden nun *alle Substanzen* im Raume, da keine vor der andern einen Vorzug hatte, aufgeboten, um die Wahrnehmung des Zugleich möglich zu machen.

Nach diesen Erinnerungen wollen wir nun noch einmal von vorn anfangen, und dabei einräumen, dass die Dinge, welche wechselseitig können aufgenommen werden, auf die Vorstellung ihres Beharrens in der *gleichen* Zeit führen, wenn die des *Beharrens, für jedes einzelne* schon da ist; so wenig auch die wechselseitigen Wahrnehmungen an sich irgend ein Zugleichsein in sich tragen.

Digitized by Google

„Man kann aber (führt *Kant* fort) die Zeit selbst nicht wahrnehmen. — Folglich wird ein Verstandesbegriff von der wechselseitigen Folge der Bestimmungen dieser, ausser einander zugleich existirenden Dinge erfordert, um zu sagen, dass die wechselseitige Folge der Wahrnehmungen im Objecte gegründet sei, und das Zugleichsein dadurch als objectiv vorzustellen.“

Hier beginnt ein Erschleichen, Verwechseln, ernstliches Benutzen eines durch blosse Uebereilung herbeigekommenen Gedankens, wovor man nicht nachdrücklich genug warnen kann. Die wechselseitige Folge in dem, an sich bloss beliebigen, Hin- und Herschauen, erlaubt unstreitig, dass man bei der einen Wahrnehmung mehr, bei der andern weniger verweile. Wenn wir im kantischen Beispiele, Erde und Mond abwechselnd betrachten, so finden wir uns gänzlich frei in diesem Anschauen; wir können den Mond durchs Fernrohr, oder mit blossen Augen besehen; wir können uns stundenlang vor dem Fernrohr (abgesehen vom erforderlichen Fortrücken des Fernrohrs) aufhalten, ohne dass uns der Mond im geringsten nöthigen sollte, nun einmal von ihm abwärts zur Erde uns hin zu wenden; wir können zu anderer Zeit uns mit irdischen Dingen beschäftigen, von denen keins uns zwingt, an den Mond auch nur zu denken. Nichts im Monde treibt uns zur Erde, nichts an der Erde führt auf den Mond; — denn so specielle wissenschaftliche Fragen, wie die vom Grunde der Ebbe und Fluth, oder von den Gesetzen des Mondlaufs, worauf einzelne Gelehrte gerathen, können hier nicht in Betracht kommen, wo von allgemeinen, jedem Menschen eigenen Verstandesbegriffen die Rede ist.

Mitten im Gefühl unserer vollkommensten Willkür, wodurch wir uns die Folge der wechselseitigen Wahrnehmungen schaffen oder sie abbrechen, stört uns nun *Kant*, der die Folge *unseres* Auffassens in die *Dinge* hineinträgt, und aus der blossen *Zeit*folge unseres Anschauens ein *Wirken* und *Leiden*, worin Mond und Erde gegenseitig sich versetzen, hervorruft! Und was ist sein Grund? *Die wechselseitige Folge der Wahrnehmungen soll im Objecte gegründet sein!* Wie? Woher kam uns denn jene Willkür, mit der wir um uns her schaueten? Die strengste Nothwendigkeit hätte unser sinnliches Auffassen im Kreise umher führen müssen, ohne uns einen Augenblick los zu lassen, wenn

Digitized by Google

eine Wechselwirkung der Dinge, in ihrem beständigen, gleichzeitigen Beharren, uns lenkte und beherrschte. Allein was kümmert die Objecte unser Wahrnehmen? Und wieviel offenbaren sie uns von ihrem gegenseitigen Einflusse? Ihr *Zugleichsein* ist kein Gegenstand des Zweifels, ist ein ganz klarer, nicht im mindesten räthselhafter Gedanke; die nämliche Vorstellung der Zeit dient uns vollkommen, um darauf, wie auf einer Linie, die Grösse des Nacheinander zwischen zweien Zuständen eines sinnlichen Dinges, und auch eines zweiten, und eines dritten dieser Dinge zu verzeichnen. Läge *darin* der Einfluss, das Causalverhältniss dieser Dinge, so würden wir die ganze Natur, in ihren geheimsten Verkettungen, in ihrem ganzen stetigen Schaffen und Zerstören unmittelbar erkennen. — Aber eine solche Schöpfung aus Nichts, wie hier die Umwandlung der völlig leeren, nichtssagenden Zeitbestimmung des Zugleichseins, in die Alles auf einmal andeutende (freilich nicht nachweisende) Gemeinschaft der Substanzen, das ist gerade die unglückliche, *auch die redlichsten Denker ohne ihr Wissen beschleichende*, Taschenspielerkunst, die man mit wahrer Speculation zu verwechseln pflegt, um hintennach diese mit jener in dieselbe Verachtung, Verdammung, zusammenzufassen.

Auch nicht der entfernteste Grund lässt sich im gegenwärtigen Falle zur Entschuldigung anführen, wenn nicht der einzige, dass *Kant* transscendentaler *Idealist* sein wollte. Dem Idealisten waren freilich die Substanzen im Raume nichts an sich, sondern alles für uns. Allein auch diese Entschuldigung ist hier so gut als nichtig; so viel auch der Anfänger in der Philosophie darauf bauen möchte. *Was* sind *für uns* die Substanzen im Raume? Es sind Fragepuncte; Gegenstände stets erneuerter Versuche im Experimentiren und im Denken. Will der Idealist sie auf seine Weise deduciren: so mag er unternehmen uns zu zeigen, dass, und wie für uns eine Complexion von *Fragen* entstehe, welche in einer allmäligen, fortschreitenden, partiellen Beantwortung begriffen zu sein scheinen. Dass solcher Complexionen *viele* unter einander durch gewisse Verknüpfungen zusammenhängen, welche wir mit dem Namen eines gegenseitigen Einflusses belegen, ist bekannt genug. Dass zur deutlichen Vorstellung dieser Verknüpfungen auch die gleichzeitige Dauer als ein Merkmal und Hülfsmittel des Denkens gehört, leugnet ebenfalls Niemand. Aber nimmer-

Digitized by Google

mehr darf dies *eine*, dürftige Hülfsmittel des Denkens dem *ganzen* Gedanken gleich gesetzt werden.

Soll ich sagen, man bemerke bei *Kant* doch eine Spur, dass er sich im Laufe seines Irrthums wenigstens irgendwo aufgehalten fühlte? Ich wünsche es mehr, als ich es eigentlich behaupten darf.

Nachdem er die leere Form des zeitlichen Zugleich in eine wirkliche Verkettung der Dinge umgedeutet hatte, lag es ihm ganz nahe, nun auch eben so mit der leeren Form des Aussereinander zu verfahren; mit einem Worte, das *Vacuum* zu leugnen. Wirklich redet er also: „Wären die Erscheinungen völlig isolirt, so könnte das Dasein der einen durch keinen *Weg der empirischen Synthesis* auf das Dasein der andern führen. (Als ob der Fluss der Empfindungen eine Reise auf einer Strasse wäre!) Denn wenn ihr Euch gedenkt, sie wären *durch einen völlig leeren Raum getrennt*, so würde die Wahrnehmung nicht unterscheiden lassen, ob die Erscheinungen objectiv einander folgen, oder zugleich seien. — Ohne Gemeinschaft ist jede Wahrnehmung der Erscheinung im Raume von der andern abgebrochen, und die Kette empirischer Vorstellungen würde bei jedem neuen Objecte von vorn anfangen. *Den leeren Raum will ich hiedurch gar nicht widerlegen: denn der mag immer sein, wohin Wahrnehmungen nicht reichen, und also keine empirische Erkenntniss des Zugleichseins statt findet; er ist aber alsdann für unsre mögliche Erfahrung gar kein Object.*“

Wäre *Kant* nicht durch irgend eine Besorgniss des Irrthums zurückgehalten worden: so hätten diese seine letzten Worte, nach dem ganzen Zusammenhange seiner Lehre, anders, und viel entscheidender lauten müssen. Wo ist denn Raum, den unsre Wahrnehmung, wenn wir sie zum Begriff der *möglichen* Erfahrung steigern, nicht erreichen könnte? Der ganze unendliche Weltraum ist ja nur die Form der Sinnlichkeit. Wenn demnach der *leere* Raum *dahin* verwiesen wird, wohin Wahrnehmung nicht reicht: so ist er aus *Kant's* Lehre ganz und gar verbannt. Es bleibt uns zu fragen übrig, in welcher *Dichtigkeit* er denn erfüllt sein müsse? Ob hier nichts von der anderwärts erwähnten *Elanguescenz*, durch unendliche Verdünnung, zu fürchten sei? Ob jener *Weg* der empirischen Synthesis nicht irgend einen *Grad* von materieller Vestigkeit haben müsse, damit die Wahrnehmungen darauf, wie auf gutem Pflaster, sicher

Digitized by Google

reisen können? — Und eben so ist zu fragen: welche *Intensität der Wechselwirkung* unter den Substanzen wohl die kleinste sei, mit der man sich begnügen könne, um das Zugleichsein als objective Bestimmung der Dinge wahrzunehmen? Oder ob wohl gar die Wahrnehmung des Zugleichseins an Intensität wachse in demselben Grade, wie die Wechselwirkung selbst? Lauter Fragen, deren Veranlassung man nur bedauern kann.

Gelegentlich erwähne ich hier noch des Irrthums im Begriff der Substanz, den *Kant* in den Prolegomenen §. 46 so ausspricht: „Die reine Vernunft fordert, dass wir zu jedem Prädicate eines Dinges sein ihm zugehöriges Subject, zu diesem aber, *welches nothwendiger Weise wiederum nur Prädicat ist*, fernerhin sein Subject, und so fort ins Unendliche, suchen sollen. Aber hieraus folgt, dass wir nichts, wozu wir gelangen können, für ein letztes Subject halten sollen." u. s. w.

Was an diesen Behauptungen Wahres ist, habe ich im §. 141 angegeben. Aber genau genommen, wie *Kant's* Worte lauten, ist hier Nichts als Irrthum. So lange das Subject noch für ein sinnliches Ding gehalten wird, verdient es nicht den Namen *Substanz*, die ihrer Natur nach übersinnlich ist; und hat man den wahren Begriff derselben erreicht, so kann man nicht mehr daran denken, sie wiederum in die Reihe blosser Prädicate stellen zu wollen. Der obige Regressus ins Unendliche ist nicht reine Vernunft, sondern falsche Metaphysik, die dem Problem, was im Begriff der Substanz liegt, entlaufen will, weil sie es nicht zu behandeln versteht; — oder mit andern Worten, die den Knoten, den sie fühlt, weiter und immer weiter schiebt, statt ihn ein für allemal aufzulösen. Wer dies nicht glauben will, oder meine Metaphysik in diesem Puncte nicht versteht, der kann ja versuchen, zu der kantischen, unbewiesenen Behauptung, das Subject *müsse nothwendig* wiederum Prädicat werden, den Beweis nachzuliefern.

Uebrigens ist in *Kant's* Lehre der Zusammenhang der Gedanken in dieser Gegend sehr lose. Das Wort *Subject*, welches nach verschiedenem Sprachgebrauche bald dem *Prädicate*, bald dem *Objecte* gegenüber steht, und in beiden Fällen einen ganz verschiedenen Sinn hat, giebt ihm Gelegenheit, der rationalen Psychologie folgenden Trugschluss, — der, so viel ich weiss, früher nirgends vorkommt, aufzubürden:

Digitized by Google

Was nur als Subject gedacht werden kann, existirt auch nur als Subject; und ist folglich Substanz.

Nun kann ein denkendes Wesen nur als Subject gedacht werden;

Also existirt es nur als solches, d. i. als Substanz.

Alle drei Sätze sind richtig, aber der Schluss ist falsch; denn der Obersatz redet von der Substanz d. i. *dem* Subjecte, das nie *Prädicat* werden kann, der Untersatz hingegen von dem denkenden Wesen als Subject für mögliche *Objecte*. Wer könnte von einem solchen Sophisma getäuscht werden, so lange er seine Gedanken nicht ganz in die Worte hat versinken lassen?

§. 143.

Ganz ähnlich dem Vorurtheil, das die Causalität an die Zeit bindet, ist ein anderes, eben so gemeines, nach welchem alles Reale in den Raum gesetzt wird, und Nirgendssein so viel bedeuten soll als überall nicht sein. Doch vom wissenschaftlichen Standpuncte aus erscheint diese Verwechselung des *Sein* mit dem *Dasein* noch befremdender als jene des Wirkens mit Anfangen und Antreiben. Denn nicht bloss der Geometer behandelt seinerseits den Raum und die räumlichen Constructionen ganz unbekümmert um das Reale, sondern auch der Metaphysiker, indem er von dem Geistigen zu reden hat, findet dabei die Raumbegriffe ganz unbrauchbar zur Bestimmung des Realen; so dass man meinen sollte, das Reale und das Räumliche lägen weit genug auseinander. Und der Physiker, wenn er beides zu verknüpfen sich genöthigt sieht, geräth in die drückendsten Verlegenheiten; er bekennt, dass die Materie, von der er reden soll, das dunkelste aller Dinge sei; er pflegt recht gern Verzicht zu leisten auf alle Aufschlüsse über diese Realität im Raume, so fern dieselben nicht unmittelbar aus der Erfahrung kommen und zur Erfahrung zurückkehren. Was bringt denn den gemeinen Verstand dazu, das Sein und den Raum so besonders genau mit einander befreundet zu glauben?

Offenbar schöpft er jenes und diesen ursprünglich aus einerlei Quelle; so dass hier wirklich die Erklärung aus der Association und Gewohnheit am rechten Orte sein wird. Die nämlichen sinnlichen Erscheinungen, welche ohne Weiteres für real gehalten werden (§. 141), entfalten sich auch vermöge der besondern Form der Verschmelzung, die sie im Bewusstsein an-

Digitized by Google

nehmen müssen, als ein Räumliches (§. 110—115). Daher kennt Anfangs der Mensch kein anderes Reales als eben das Räumliche, und beide Begriffe begleiten einander, ohne alle innere Nothwendigkeit der Verknüpfung, doch so beständig, dass sie die Vestigkeit einer vollkommnen Complexion darstellen (§. 57).

Was aber die Art und Weise anlangt, wie das Reale in den Raum gesetzt wird, so ist merkwürdig, dass dazu allemal die sämmtlichen drei Dimensionen des Raumes erfordert werden. Dieses kann in den allerersten Auffassungen sinnlicher Gegenstände nicht gelegen haben, denn ursprünglich bieten sich dem Auge sowohl als dem Gefühl nur Flächen dar; und es ist kein Zweifel, dass Anfangs die gefärbten und widerstehenden Flächen für real genommen werden, ohne ein Bedürfniss der dritten Dimension, an welche noch gar nicht gedacht wird. Was ist es denn, das in der Folge die Vorstellung des *Soliden* zur einzig brauchbaren Auffassung des räumlichen Realen erhebt?

Zuvörderst, das Solide selbst wird nicht ursprünglich nach drei Dimensionen bestimmt. Vielmehr, diese Dimensionen sind ein Erzeugniss des schon zur Wissenschaft vordringenden Denkens. Sie sind *die allgemeinen Begriffe von denjenigen Hauptrichtungen, auf welche sich die sämmtlichen andern Richtungen in einem körperlichen Raume zurückführen, oder woraus sich dieselben zusammensetzen lassen.* Die Erzeugung solcher allgemeinen Begriffe setzt weit vorgeschrittene Vergleichungen voraus. Die Hauptsache dabei ist die Erfindung des *Perpendikels auf eine Linie, oder derjenigen Richtung, welche mit zweien andern unter sich entgegengesetzten* (die durch die Linie angedeutet werden) *gar nichts gemein habe,* sondern, in Beziehung auf sie, als eine *völlig neue* Richtung könne angesehen werden. Nachdem diese bekannt ist, ordnen sich die sämmtlichen möglichen Richtungen, welche durch Zusammenfassung beliebiger Puncte eines vor Augen liegenden Körpers entstehen können, von selbst nach drei Perpendikeln, als den Symbolen der drei Dimensionen; auch bilden sich aus der Combination je zweier Perpendikel die drei senkrechten Durchschnittsflächen durch den Körper. (Erklärt man das Perpendikel durch diejenige Linie, welche mit einer andern vier *gleiche Winkel* macht, so mag eine solche Definition im gewöhnlichen geometrischen Vortrage brauchbar sein; aber sie taugt nichts, wenn man

Digitized by Google

psychologische Aufschlüsse über die Erzeugung der geometrischen Begriffe verlangt.)

Wie lange nun das Solide noch nicht auf seine drei Dimensionen zurückgeführt ist, — wie lange noch der Mensch die Körper bloss in den Händen herumdreht, und sie von allen Seiten besieht, ohne in ihnen die Länge der Breite, und beiden die Dicke entgegenzusetzen: so lange kann auch die Frage nicht erwachen, ob das räumliche Reale eine Dicke haben müsse, oder nicht? Denn so lange ist der Begriff einer *blossen* Oberfläche, *ohne Dicke*, noch gar nicht vorhanden. Es ist der Versuch noch gar nicht gemacht, eine blosse Fläche als real *dergestalt* zu denken, dass ihr *ausdrücklich* und *mit Bewusstsein* die Dicke *abgesprochen* werde. — Sobald hingegen der Gedanke eines solchen Versuchs entsteht, ergiebt sich die Unmöglichkeit sogleich aus dem Begriffe der Fläche. Denn diese, wenn sie als eine Scheidewand zwischen demjenigen betrachtet wird, was sich zu beiden Seiten befindet, erscheint sogleich als ein völliges Nichts; sie hat nichts *dazwischen* zu stellen, sonst müsste ihr eine Dicke zugeschrieben werden. Ist einmal das Reale in den Raum gesetzt, so wird auch sein Quantum nach der Grösse des Raums geschätzt, den es einnimmt. Kann nun sein Platz durch ein Zusammenrücken andrer Dinge von zwei entgegengesetzten Seiten her, als ein völliges Nichts dargestellt werden, indem es diesen Dingen frei steht, sich bis zur Berührung zu nähern, so hat das Ding gar keinen Platz; es ist also kein Reales von räumlicher Art.

Verbindet man mit dieser Betrachtung die obige, im §. 113, welcher zufolge der Raum aus psychologischen Gründen als unendlich theilbar vorgestellt wird, so dass es in ihm nicht wie in den Linien des intelligibeln Raums der allgemeinen Metaphysik, einfache Bestandtheile giebt: so zeigt sich, dass das Solide, da es den geometrischen Puncten, Linien, Flächen, nicht gleichen kann, nothwendig als ein *Ausgedehntes*, als *unendlich theilbare* und *undurchdringliche Materie* muss gedacht werden. Und in diesem Begriffe stecken nun alle die Schwierigkeiten, welche durch das nachmalige metaphysische Denken zu Tage kommen, und in den Streitigkeiten über Atomen und Molecülen mannigfaltig umhergewälzt werden.

Endlich kommt noch die Beobachtung hinzu, dass in den allermeisten Fällen, Veränderungen erst dann erfolgen, wann

Digitized by Google

die Dinge, die man als Ursachen derselben anzusehen sich berechtigt glaubt, den leidenden Gegenständen räumlich nahe gekommen sind. *Dadurch wird der Raum zum Symbol der möglichen Gemeinschaft der Dinge im Causalverhältniss;* indem alle Dinge, in so fern sie in Einem und demselben Raume sind, nur scheinen ihre Entfernungen durchlaufen zu müssen, um aufeinander wirken zu können. Aus der einmal angenommenen Möglichkeit des Wirkens folgt alsdann, dass die Dinge, für welche diese Möglichkeit vorausgesetzt wird, in dem Raume stets *irgendwo* sein müssen. Der Gedanke, dass ein Ding sich aus diesem Raume gänzlich verlöre, dass es *nirgends* wäre, vernichtet den *Weg*, auf welchem herbeikommend, es zu den andern Dingen hingelangen muss, auf die es soll wirken können. So ergiebt sich nun ein vermeintlicher Grund der Nothwendigkeit, dass in dem System der Dinge jedes einen Ort haben müsse, und dass, nirgends Sein, soviel heisse, als gar nicht Sein. Doch ist sogleich klar, dass statt des *gar nicht Sein* gesetzt werden sollte: *für die übrigen Dinge so gut als nicht vorhanden sein;* welches letztere, jedoch unter vielen nähern Bestimmungen, auch in der Metaphysik als richtig erkannt wird.

§. 144.

Der Materie, sofern sie den Raum erfüllt, ist analog das Geschehen in der Zeit; und jeder, im Philosophiren nicht Ungeübte, wird sich sogleich der ähnlichen Dunkelheiten in diesem und jenem erinnern. Dass aber beide Begriffe, sammt ihren Schwierigkeiten, den gleichen psychologischen Ursprung haben, lässt sich erkennen aus den §§. 112 bis 115.

Zuvörderst müssen wir hier bemerken, dass die Negation im Begriffe des Aufhörens, deren Entstehung wir im §. 115 noch vermissten, sich sehr leicht vermittelst der negativen Urtheile ergiebt, nach §. 123. Veranlassung zu solchen negativen Urtheilen, wie wir sie hier bedürfen, liefert die Beobachtung veränderlicher Dinge, an welchen vorzugsweise der Verlauf der Zeitreihen wahrgenommen wird. Nämlich auch nach geschehener Veränderung reproduciren hier die beharrenden Merkmale, vermöge ihrer Complicationen mit den entwichenen, den vorigen, ja jeden früheren Zustand des veränderten Dinges; und dadurch geben sie die doppelte Gelegenheit zugleich zum Ablaufen einer Reproductionsfolge, unter den Bestimmungen, welche die Vorstellung des Zeitlichen erfordert, und zu dem

Digitized by Google

verneinenden Urtheil, durch welches die früheren Merkmale dem Dinge jetzt abgesprochen werden. Beides liegt beisammen in der Urtheilsform: *A ist nicht mehr B.* Ein solches Urtheil aber entsteht so vielemal, als wie viele Zeitpuncte bemerkt werden, in denen das Ding anders geworden sei. Oder vielmehr umgekehrt, die Vorstellungen der Zeitpuncte erzeugen sich mit Hülfe der Urtheile, durch welche die Veränderungen des Dinges eine nach der andern aufgefasst, und in ihre Ordnung gestellt werden.

Die Zeit selbst aber ist das Abstractum des Zeitlichen, so wie der Raum das Abstractum des Räumlichen. Ich habe hoffentlich nicht mehr nöthig, die kantische Erschleichung eines unendlichen, in reiner Anschauung gegebenen, also vor aller psychologisch zu erklärenden Erzeugung vorher schon fertigen Raumes, sammt der ihm ähnlichen Zeit, ausführlich zu widerlegen. Die Unwahrheit der vorgeblichen Thatsache liegt gar zu klar vor Augen. Zwar der Geometer und der Metaphysiker haben diese unendlichen Grössen im Kopfe; und sie erinnern sich vielleicht nicht mehr an die Zeit, da sie dieselben durch absichtliche, und der Wissenschaft angehörige Constructionen erzeugten. Aber der gemeine Mann behilft sich mit so viel Raum und so viel Zeit, als hinreicht um die bekannten Erfahrungsgegenstände damit zu umhüllen und darin zu ordnen. Vollends bei Kindern muss man oft nicht ohne Mühe die engbegrenzten räumlichen und zeitlichen Vorstellungsarten allmälig erweitern. — Was aber *Kant's* Beweis aus der *Nothwendigkeit* der Vorstellung des Raums und der Zeit anlangt, so ist dieser Beweis in der Form falsch, denn er ist nicht mehr noch weniger als ein Syllogismus mit vier Hauptbegriffen. Der Syllogismus steht so:

Was Erfahrung lehrt, enthält nie das Merkmal der Nothwendigkeit.

Der Raum und die Zeit sind nothwendige Vorstellungen.

Also sind Raum und Zeit nicht aus der Erfahrung gelernt.

Der Untersatz dieses Syllogismus beruht auf dem misslingenden Versuche, Raum und Zeit wegzudenken; welches in der That nicht thunlich ist. Aber woher diese Unmöglichkeit, und die entgegenstehende Nothwendigkeit? Raum und Zeit repräsentiren die *Möglichkeit* der Körper und der Begebenheiten; jene wegdenken, heisst, diese aufheben. Nun versteht sich

Digitized by Google

von selbst, dass, nachdem einmal die *Wirklichkeit* der Körper und Begebenheiten wahrgenommen ist, es der Gipfel der Ungereimtheit sein würde, *diese Wirklichen für unmöglich zu erklären.* Nachdem die Erfahrung irgend ein Wirkliches gezeigt hat, wird allemal der Ausdruck der blossen Möglichkeit dieses Wirklichen ein nothwendiger Gedanke. *In diesem Sinne* also lehrt die Erfahrung allerdings das Nothwendige; in diesem Sinne ist der Obersatz des Syllogismus falsch; aber auch in diesem Sinne ist er weder von *Leibnitz* noch von *Kant* ursprünglich gedacht worden. Also haben wir eine Verwechselung von Begriffen vor Augen, die wir dem grossen Denker nur als eine Uebereilung anrechnen können.

Der wahre Grund, weshalb *Kant* den Raum und die Zeit für ursprüngliche Formen der Sinnlichkeit hielt, ist der zuerst von ihm angedeutete, aber nicht gehörig entwickelte. Ich habe diesen Grund, der zwar nichts beweist, der aber wesentlich zu den Anfangspuncten der philosophischen Reflexion gehört, in meinem Lehrbuche zur Einleitung in die Philosophie unter den ersten skeptischen Fragen vorgetragen; auch in den Hauptpuncten der Metaphysik desselben in der zweiten Vorfrage erwähnt. Der Hauptgedanke ist: man gebe sich Rechenschaft von dem, was man eigentlich in den sinnlichen Auffassungen als Gegebenes vorfindet. Die Summe aller gefärbten und gefühlten Stellen im Raume ist ohne Zweifel gegeben; eben so die Summe aller einzelnen, für successiv gehaltenen Wahrnehmungen. Aber diese Summen sind auch das *ganze* Gegebene. Und gleichwohl enthalten dieselben keineswegs die Bestimmungen durch Distanzen im Raume und in der Zeit. Woher kommen denn nun diese Bestimmungen? — Will man sie nicht für erschlichen erklären, und sich von ihnen losmachen, (welches unmöglich ist,) so muss man sie für in uns selbst liegende, und von uns unwillkürlich in das Gegebene hineingetragene Formen halten.

Hieraus erklärt sich vollkommen die kantische Ansicht. Aber die Unrichtigkeit ergiebt sich schon bei der Frage, woher nun die *bestimmten* Gestalten *bestimmter* Dinge? Woher die bestimmten Zeitdistanzen für bestimmte Wahrnehmungen? Diese Frage ist nach der kantischen Ansicht schlechterdings unbeantwortlich.

Nachdem aber vermittelst der zur Mechanik des Geistes ge-

Digitized by Google

hörigen Untersuchungen sich hat erkennen lassen, auf welche Weise die räumlichen und zeitlichen Bestimmungen sich zugleich mit den Wahrnehmungen selbst (mit der Materie des Gegebenen) psychologisch erzeugen: verliert die obige Reflexion ihr Gewicht; und es wird offenbar, dass man nicht, mit *Kant*, von dem Raume und der Zeit zu dem Räumlichen und Zeitlichen, sondern mit den meisten Philosophen aller Zeitalter umgekehrt von dem Räumlichen und Zeitlichen zu dem Raume und der Zeit, als den daraus abgezogenen, und dann durch neue, absichtliche Constructionen bis ins Unendliche erweiterten *Einbildungen*, die in gewissem Sinne auch *Begriffe* heissen können (§. 120), fortschreiten müsse.

Wir müssen hier einen Blick werfen auf eine Frage, welche bei den Untersuchungen über die Mechanik des Geistes Jedem einfallen musste; nämlich die Frage nach der dort oft vorkommenden *Einheit der Zeit;* und nach der Vergleichung zwischen derjenigen Zeit, welche wir als durch den Wechsel unserer Vorstellungen *wirklich verbraucht* denken müssen, und der *vorgestellten* Zeit, von der wir jetzo reden. Ich habe schon früher bemerkt, dass ich jene Einheit der Zeit (deren genaue Bestimmung sehr schwer sein dürfte) ungefähr mit unsern Minuten und Secunden glaube vergleichen zu können. Wäre die Einheit viel kleiner als eine Secunde: so müssten ihre Brüche durch den, während derselben sich ereignenden, Wechsel unserer Vorstellungen, es uns möglich machen, kleinere Theilchen einer Secunde zu unterscheiden, als wir dieses zu thun im Stande sind. Die Zeit, in welcher unser Erdball einen Fuss durchläuft, kann nur darum für uns unmerklich sein, weil während derselben unsre Vorstellungen so gut als still stehn; das heisst, weil die Hemmungssummen in ihr um einen so geringen Theil sinken, der neben ihrer eignen Grösse verschwindet. — Aber auch viel grösser als eine Minute wird die erwähnte Einheit schwerlich zu schätzen sein; weil das Gesetz der abnehmenden Empfänglichkeit während der Dauer einer Wahrnehmung (§. 94) sich gar zu fühlbar macht. Die rohe Schätzung des Zeitmaasses, worauf wir nach diesen Bemerkungen die Rechnungen der Mechanik des Geistes zu beziehen haben, lässt das Bedürfniss der Verbesserung eben nicht sehr empfinden, indem wir durch die Rechnung eigentlich nichts ausmessen wollen, sondern nur die Kenntniss der allgemeinen Ge-

Digitized by Google

setze des Laufs der geistigen Veränderungen zu erlangen wünschen. —

Begreiflicher Weise gilt die hier versuchte Schätzung der Zeiteinheit lediglich für den Menschen; indem sie sich auf menschliche Erfahrung und innere Wahrnehmung stützt. Es ist sehr wohl denkbar, dass für andre Wesen ein anderes Zeitmaass statt findet, während gleichwohl die Untersuchungen der Mechanik des Geistes, und die allgemeine Erklärung des Vorstellens der Succession, sich auf sie nicht minder als auf den Menschen beziehn. —

Wir spüren es im gemeinen Leben nur gar zu sehr, wie unzuverlässig das unmittelbare Gefühl des Zeitverlaufs sei; und es liegt uns nicht wenig daran, unsre Geschäfte nach einem vesten Zeitmaasse ordnen zu können. Wie helfen wir uns? Durch Beobachtung solcher Bewegungen, von denen wir annehmen, dass sie mit gleichförmiger Geschwindigkeit geschehn. Die Umstände, unter denen diese Annahme irrig oder wahr sein möge, können hier bei Seite gesetzt bleiben; ist sie aber auch wahr, so beruhet alles auf der Voraussetzung, dass mit gleichen Geschwindigkeiten in gleichen Zeiten gleiche Räume durchlaufen werden. In der That ein ganz evidenter Grundsatz; denn er ist rein analytisch. Der Begriff der Geschwindigkeit, der unmittelbar aus der Wahrnehmung nicht entstehen kann, weil die Geschwindigkeit etwas Intensives, und doch ausser uns ist, — bildet sich durch dasjenige Denken, was die Gleichung $c = \frac{s}{t}$ aussagt. Es ist der allgemeine Begriff der Bewegung *in jedem Puncte;* entstanden durch Abstraction von der Bewegung durch einen kleinen, unbestimmten Raum, bei deren Beobachtung wir die Vorstellung des Räumlichen und Zeitlichen zugleich produciren. Der Begriff der Geschwindigkeit ist also darauf eingerichtet, mit Raum und Zeit nach dem obigen Grundsatze verknüpft zu werden; welchem gemäss wir nicht bloss unsre unmittelbare Schätzung der verflossenen Zeit unbedenklich eines Irrthums beschuldigen, sobald uns dieselbe länger oder kürzer dünkt, als unsre Zeitmesser angeben: sondern über welchen wir auch alle die Schwierigkeiten zu übersehen pflegen, welche in dem Begriffe der Bewegung liegen, und die schon *Zeno von Elea* versuchte auszusprechen. — Beim Durchlaufen eines Raumes verwandelt sich der *Raum* in den *Weg;*

Digitized by Google

das heisst, alles *Nebeneinander* dieses Raumes muss sich in einem *Nacheinander* vollständig wiederfinden. Denn das Bewegte soll nirgends verweilen, auch nichts überspringen; es soll die verschiedenen Stellen seiner Bahn in eben so vielen verschiedenen Zeittheilchen treffen; und für jedes neue Zeittheilchen muss es sich in einem eben so neuen Orte befinden. Wie ungleichartig nun auch Zeit und Raum sein mögen, ihre blosse Quantität, abstract gedacht, muss bei der Bewegung die gleiche sein; das Quantum der Succession findet gewiss seinen richtigen Ausdruck in dem Quantum des durchlaufenen Raumes. Ein Satz, der bei der ungleichförmigen Bewegung eben so offenbar ist, als bei der gleichförmigen; denn auch hier sind die sämmtlichen Stellen des Weges gewiss successiv durchlaufen worden, — daher *wenigstens* soviel Succession als Aussereinander; — und das Bewegte konnte sich nirgends ausruhen, sonst wäre es ganz liegen geblieben, — daher *nicht mehr* Succession, als Verschiedenheit in dem Aussereinander. Was ist denn die Zeit? Ist sie nicht das Quantum der Succession, oder doch dessen Maass? — Wenn sie dieses ist: so ist die ungleichförmige Bewegung ungereimt, ja alle Verschiedenheit der Geschwindigkeit ist unmöglich. Denn bei grösserer Geschwindigkeit zeigt die Zeit weniger Succession an, als der Raum; bei kleinerer umgekehrt; vorausgesetzt, dass wir einmal bei einer *gewissen* Geschwindigkeit, (welche zu bestimmen aber Niemand sich die vergebliche Mühe machen wird,) Raum und Zeit als einander entsprechend angesehen haben.

Auf diese Ungereimtheit in den *Begriffen*, durch welche wir die *Wahrnehmungen* zu berichtigen glauben, giebt nun im gemeinen Leben Niemand Acht. Auch die Geometer bekümmern sich nicht darum; und das gereicht ihnen, in wiefern sie eben *nur* Geometer sein wollen, nicht zum Vorwurf. Dass aber selbst die Metaphysiker dabei sorglos bleiben, oder sich mit leeren Ausflüchten behelfen, das verzeiht ihnen ihre Wissenschaft nicht; sondern sie büssen ihre Nachlässigkeit durch ein Heer von Irrthümern, ja von falsch gestellten Fragen und im Keime verdorbenen Untersuchungen. Als Beispiel darf ich nur die Versuche nennen, die Succession der Weltbegebenheiten zu erklären. —

Am Schlusse dieses Paragraphen muss ich noch einem Anstosse vorbeugen, welcher dem aufmerksamen Leser dieses

Buchs bei der Vergleichung mit den öfter angeführten Schriften, die mit der gegenwärtigen gewissermaassen Ein Ganzes ausmachen, wohl begegnen könnte.

Nämlich in den Hauptpuncten der Metaphysik, und in der Abhandlung über die Elementarattraction habe ich nachgewiesen, dass der Begriff der Bewegung, oder eigentlich der in ihm liegende der Geschwindigkeit, von Widersprüchen gar nicht zu befreien ist; dass dieses aber unschädlich ist, weil die Bewegung kein reales Prädicat der Wesen darbietet. Nun könnte Jemand auf den Gedanken kommen, eine solche Erläuterung passe zwar auf die *räumliche* Bewegung, aber nicht auf die Bewegung der Vorstellungen, wodurch reale Zustände der Seele ausgedrückt werden, auf welche man keine widersprechenden Begriffe übertragen dürfe. Hierauf ist zu erwiedern, dass der Schein des Widerspruchs nur daher rührt, weil wir das Steigen und Sinken der Vorstellungen nicht anders als mit Hülfe räumlicher Symbole bezeichnen können. Allein während wir dem Raume das Aneinander, als sein Element und zugleich als sein Maass, zum Grunde legen müssen, gegen welches weiterhin sowohl die Irrationalgrössen, als die Bestimmungen der Geschwindigkeit, unvermeidliche Widersprüche bilden, — so giebt es dagegen für die sogenannten Bewegungen der Vorstellungen gar keine solche elementarische Grösse, die bei ihnen zum allgemeinen Vergleichungspuncte dienen müsste. Sondern gerade wie die Geometer es mit ihren Linien machen, so kann man auch hier beliebig eine oder die andere Grösse zum Maasse nehmen, *gegen welche* dann die andern irrational sein mögen. Warum steht dieses frei? Darum, weil die Vorstellungen an sich gar nicht Quanta sind, sondern diese ganze Betrachtungsart ihnen nur in demjenigen psychologischen Nachdenken zukommt, welches eine Vorstellung mit der andern vergleicht, oder auch den Grad der Verdunkelung mit dem des wirklichen Vorstellens zusammenhält. Ungefähr so, wie in der allgemeinen Metaphysik die Wesen bloss für das zusammenfassende Denken sich im intelligibeln Raume befinden. Oder ganz allgemein so, wie alle Grössenbegriffe lediglich als Hülfsmittel des Denkens anzusehen sind, die sich gänzlich nach der Natur der Gegenstände, bei denen sie gebraucht werden, fügen und schmiegen müssen; ohne jemals reale Prädicate derselben abzugeben. Ein Punct, den man vor allen Dingen völlig muss

Digitized by Google

begriffen haben, ehe man von den Untersuchungen über die Materie, vollends über lebende Leiber, irgend etwas gründlich durchdenken kann.

§. 145.

Wir haben in den vorhergehenden Paragraphen Rechenschaft gegeben über den psychologischen Ursprung der Begriffe von Substanz, Kraft, Materie, Bewegung. Und in dem vorigen Capitel wurde die Entstehung des Begriffs vom Ich untersucht. Aber diese Nachforschungen über die Genesis derjenigen Vorstellungsarten, an welchen die allgemeine Metaphysik sich übt, haben sie etwan die Schwierigkeiten vermindert, die Widersprüche weggeschafft, welche der letztgenannten Wissenschaft so grosse Aufgaben bereiten? Gewiss nicht! Im Gegentheil, *es ist deutlich zu erkennen, dass, und warum die metaphysischen Probleme sich gegen jedes, bloss logische Deutlichkeit suchende Denken, hartnäckig und unüberwindlich zeigen müssen.* Der psychologische Mechanismus bringt es mit sich, dass Complexionen von Merkmalen für wahre und reale Einheiten gelten; dass die Veränderung einer Ursache zugeschrieben wird, ohne irgend eine Auskunft über die Möglichkeit des Wirkens; dass der Raum das Reale in sich nehmen muss, ohne Frage, ob diese Begriffe zusammenpassen oder nicht; dass die Zeit, in Ermangelung einer ursprünglich bestimmten Auffassung, nach Bewegungen gemessen wird, welche den Begriff der Zeit mit einer versteckt liegenden Ungereimtheit belasten. Alle diese Verkehrtheiten sind also zwar keine *qualitas occulta*, keine angeborne Erbsünde der Vernunft, aber wohl eine erklärbare Erbsünde aller Erfahrung. Sie sind ein nothwendiger Durchgang *für das Denken, welches, um zur Wissenschaft zu gelangen, vergeblich einen leichtern und geraderen Weg suchen würde.* Widersprechende Begriffe geben den Stoff zur Metaphysik; und ohne Metaphysik kann die Erfahrung nicht von Widersprüchen befreit werden.

Dieses zwar muss Jedem ohne Psychologie, durch die blosse Analyse der erwähnten Begriffe, klar sein, ehe er auf Metaphysik sich einlässt. Solche Klarheit ist der wichtigste Gewinn, der durch die Einleitung in die Philosophie soll erreicht werden.

Aber es schien nöthig, auch an dem gegenwärtigen Orte diesen Punct hervorzuheben, damit offenbar werde, wie gross der Missgriff ist, mit welchem die sämmtlichen Versuche der

Vernunftkritik anheben. Sie wollen vor unsern Augen jede falsche Metaphysik aus ihrem Keime entstehen lassen. Dadurch sollen wir vor ähnlichen Irrthümern gewarnt werden. Sie wollen die Grundbegriffe des Denkens in ihrem Ursprunge zeigen. Dadurch soll sich die wahre Bedeutung dieser Begriffe von jedem falschen Zusatze abscheiden. Glänzende Versprechungen ohne allen Gehalt! Wir sehen jetzt den Ursprung der falschen Metaphysik. Er besteht darin, dass man die Grundbegriffe der Erfahrung gerade so lässt, und für gut annimmt, wie sie der psychologische Mechanismus zuerst zu Tage fördert. Er besteht *in der Unterlassungssünde, dass man zur wahren Metaphysik nicht fortschreitet;* dass man sich nicht aufmacht, das Werk nicht angreift, selbst nachdem Jahrhunderte und Jahrtausende gelehrt haben, es könne so nicht bleiben, wie es ursprünglich in jedem menschlichen Kopfe sich fügt und giebt. Die erste, und unvermeidliche Bedeutung jener Grundbegriffe ist eben *nicht* die wahre, nicht einmal die denkbare, sondern sie unterliegt der Kritik des fortgesetzten Nachdenkens; die wahre Bedeutung aber kommt erst durch die Wissenschaft, welche der Kritik nachfolgt. Nicht die Vernunft, sondern die rohen Erzeugnisse des psychologischen Mechanismus sind der rechte Gegenstand für die Kritik; und dadurch soll die Vernunft, als die höchste Thätigkeit, ganz und gar nicht in Unternehmungen beschränkt, sondern zu neuen Unternehmungen aufgemuntert, ja aufgefordert werden. Wehe uns, wenn *Kant's* Kritik die beabsichtigte einschränkende Wirkung in der That gehabt hätte. Wohl uns, wenn die wirklich beschränkenden Einflüsse *dieser Zeit* überwunden werden durch die Aufregung, welche von jenem, wider seinen Willen, oder mindestens wider seine Worte, sich herschreibt.

VIERTES CAPITEL.

Von der höhern Ausbildung.

§. 146.

Aeusserst auffallend ist der Contrast zwischen den zögernden Fortschritten des metaphysischen Denkens, und der Eile, womit andre Arten des Wissens und der Künste, ja womit die sämmtlichen Vorzüge der eigentlichen Menschheit, (jenen Zweig

Digitized by Google

der Speculation allein abgerechnet,) sich entwickelt haben; — wenigstens in *der* Periode des menschlichen Daseins, von welcher die Geschichte Nachricht giebt. Denn freilich, wie langsam vielleicht in den *vorhistorischen* Zeiten die ersten Erhebungen unseres Geschlechts gelungen seien: darüber fehlt es beinahe eben so sehr an Vermuthungen als an Zeugnissen, falls man sich nicht grundlosen Einfällen überlassen will. Diejenige höhere Bildung, welche jetzo als ein Factum dem Psychologen vor Augen steht, wird nur ihrer Möglichkeit nach können begriffen werden; hingegen den Lauf ihres Entstehens vom ersten Anfang an zu überschauen, wie wäre das anzustellen? Welches Fernrohr soll uns die Geheimnisse der Vorzeit nahe bringen, wenn die Geschichte schweigt?

In den historischen Zeiten sehen wir die Erweiterung der menschlichen Kenntnisse gar sehr vom Zufall abhangen, und die absichtliche Forschung, so wie die Erhebung der Gemüther, scheint ein Werk weniger kleiner Völkerschaften, ja einzelner Menschen. Den allermeisten Individuen scheint es von jeher gegangen zu sein wie jetzt; ihnen ist ihre Cultur überliefert; wie man sie gewöhnte, so sind sie geworden; was man ihnen vordachte, das haben sie im besten Falle verstanden; was aufgeregte Gemüther vorempfanden, das hat sich mitgetheilt und verbreitet; was die Herrscher frei liessen, damit haben sich die Uebrigen beholfen. Rückwärts haben die hervorragenden Menschen nur soviel ausgeführt, als durch die Menge konnte ausgeführt werden; nur soviel verewigt, als die Menge bevestigte und bewahrte; was die Menge entweder nicht verstand, oder nicht ehrte, nicht wollte, davon ist das Meiste untergegangen; es befindet sich nicht unter den Stützen derjenigen Bildung, die heute vor uns liegt, und psychologisch erklärt sein will.

Diese Zusammenwirkung Weniger mit Vielen, und daneben dennoch das Fortschreiten der höchsten Bildung bloss durch die Besten und Edelsten, ohne das Volk zu berühren: dies beides sind selbst psychologische Phänomene; und die Analyse derselben würde uns vorzugsweise beschäftigen müssen, wenn wir von der höhern Ausbildung, — die auf keine Weise bloss in Beziehung auf den Gebildeten, sondern nur als ein Werk des Menschengeschlechts *an* und *in* dem Gebildeten, zu betrachten ist, — hier mit einiger Ausführlichkeit handeln könnten. Beschäftigt mit der *Grundlegung* zur Psychologie, können

Digitized by Google

wir nur einige flüchtige Züge wagen zur Andeutung des Gebäudes, das, wenn das Glück gut ist, sich einstens über dem Grunde erheben mag. Und selbst diese Züge sollen nicht geschlossene Umrisse sein, sondern nur Verlängerungen derjenigen Linien, die wir im Vorigen schon gezogen finden.

§. 147.

Im vorigen Capitel waren wir zuerst beschäftigt mit dem Ursprunge des Begriffs der Substanz. Wir fanden ihn in den Urtheilen, durch welche einer Complexion von Merkmalen, die zuvor unüberlegter Weise für eine reale Einheit galt, diese Merkmale einzeln beigelegt wurden, so dass allmälig die Complexion sich völlig auflöste, und sich in eine Masse von Prädicaten verwandelte, zu denen nur ein unbekanntes Subject konnte hinzugedacht werden. Dies Resultat einer absichtlosen Operation des Denkens war nun wiederum zu betrachten als roher Stoff für die absichtlichen und methodischen Forschungen der Metaphysik.

Ganz die nämliche Operation geht aber noch bei andern Gelegenheiten vor, wo sie früher einen guten Ausgang findet, und schon für sich allein etwas Brauchbares hervorbringt.

Die Zersetzung der Complexionen durch die Urtheile begegnet nicht bloss bei unsern Vorstellungen einzelner wirklicher Dinge: sondern auch bei den sämmtlichen *Begriffen;* und dadurch, in Verbindung mit dem, was im Anfange des §. 139 bemerkt worden, werden diese letztern allmälig aus der Rohheit herausgehoben, in welcher wir dieselben im §. 121 und 122 noch fanden. In ihrer äussern Erscheinung ist diese Fortschreitung des menschlichen Geistes zu erkennen als Ausbildung der *Sprache.* Denn die Bedeutung der Wörter genauer bestimmen, oder zunächst nur genauer unterscheiden, und die Wörter mit Sorgfalt wählen: dies heisst nichts anderes, als den Inhalt der Begriffe strenger begrenzen.

Während der ersten Rohheit müssen sich die Wörter bequemen, alles zu bezeichnen, was durch irgend eine entfernte Aehnlichkeit diejenigen Vorstellungen, mit denen sie zuerst verknüpft wurden, ins Bewusstsein hervorruft. Wer aber von zweien Wörtern, die ihm zur Benennung eines vorliegenden Gegenstandes sich zugleich darbieten, das eine wählt und das andre verwirft: was geht in dessen Seele vor? Er urtheilt, das unpassende Wort führe ein Merkmal mit sich, das dem Gegenstande

Digitized by Google

nicht zukomme. Dadurch wird *dem* Worte, welches verworfen ist, ein Merkmal beigelegt; und zugleich wird eben dies Merkmal dem *vorgezogenen* Worte abgesprochen. Dergleichen Urtheile mögen in den meisten Fällen sehr dunkel gedacht werden, dennoch erhalten dadurch die Begriffe ihre Grenzen, und den künftigen logischen Erörterungen, die das Nämliche klar aussprechen, wird vorgearbeitet.

Die Wörter sind hier diejenigen Einheiten, welchen die Merkmale beigelegt werden. Es mag also die Zersetzung der Complexionen noch so vollständig von Statten gehn: nicht leicht wird hier die Verlegenheit gefühlt, welche sich da zeigt, wo die Complexionen *reale* Einheiten, Substanzen, vorstellen sollen. Denn die Wörter bilden in allen jenen Urtheilen die Subjecte; und wenn ja bemerkt wird, dass doch, genau genommen, die Wörter nur Laute seien, denen jene Merkmale nicht können zugeschrieben werden, so bietet sich fürs Erste die, meist für genügend geltende, Berichtigung dar, die Wörter seien Zeichen unsrer Vorstellungen, unserer Begriffe, und diesen gebe jedes der gefällten Urtheile eine nähere Bestimmung.

Auf dem Wege dieser Ausbildung entsteht allmälig die Scheidung und Entgegensetzung zwischen den Begriffen, und den Anschauungen sammt den Einbildungen. Zu den letztern werden die Wörter *gesucht;* eben dadurch charakterisiren sich jene als der Sinn, den die Wörter *mit sich bringen.* — Leicht kann es beim Fortschritt in dieser Richtung dahin kommen, dass nach platonischer Ansicht die Begriffe als die Muster der Dinge betrachtet werden. Denn die psychologische Entstehung der Begriffe aus den Wahrnehmungen wird vergessen oder bezweifelt; letzteres auch darum, weil manche Begriffe durch die Urtheile so geläutert, und von zufälligen Beimischungen gesondert werden, dass ihnen in dieser Gestalt kein sinnliches Ding, wenn sie schon darauf übertragen werden, völlig Genüge thut. Man denke hiebei an die geometrischen Grundbegriffe.

Aber wegen ihres psychologischen Ursprungs (nach §. 121) verbinden sich die Begriffe leicht mit Beispielen, die uns einfallen, und mit Anschauungen, die sich darbieten. Wären wirklich die Begriffe eine so ganz besondere Art von Vorstellungen, wie sie nach manchen Systemen der Philosophen sein sollen, so hätten sie zwar einen Inhalt, aber keinen Umfang; oder wenigstens gehörten in diesen Umfang nur andre Begriffe, aber

Digitized by Google

nicht Anschauungen, nicht Einbildungen. Von wie vielen, wie unbeantwortlichen Fragen über die Möglichkeit der Verknüpfung der letztern mit den erstern im gewöhnlichsten Laufe des Denkens, hätten diejenigen sich sollen gedrückt fühlen, die ihren Rationalismus nicht glaubten rein halten zu können, wenn sie nicht den Begriffen, oder doch gewissen Classen derselben, eine Art von adelicher Abkunft beilegten, und den gemeinen bürgerlichen Ursprung derselben aus Vorstellungen der Sinne gänzlich leugneten!

Hier endlich ist es nun auch möglich, im Gegensatze der Begriffe einen Ausdruck zu bestimmen, der wegen gewisser ihm anklebender Nebenvorstellungen nicht wenig Verwirrung in den neuern Systemen angerichtet hat. Ich meine den Ausdruck *Anschauung*. Dabei denkt man zunächst an die Wahrnehmung, die gewiss bei keiner Anschauung fehlen kann. Aber zugleich soll die Anschauung uns etwas Objectives gegenüber stellen. Die blosse Wahrnehmung, selbst wenn dabei der sogenannte innere Sinn thätig ist (vergl. §. 125 — 128), bezeichnet noch kein Object als ein solches. Dazu muss erst das Selbstbewusstsein kommen, es muss das auffassende Subject dem Objecte *entgegengesetzt* werden. Schon dies ist nicht ganz einfach. Das Subject ist ursprünglich nicht das Entgegengesetzte, sondern das *Vorausgesetzte* der Objecte (§. 131). Aber vermöge jener veränderlichen Complexion, die das objective Ich ausmacht (§. 135), tritt das in ihr enthaltene Subject selbst in die Reihe der Objecte; wird ein Punct, und zwar der *erste* Punct, in dem Systeme derselben: daher sieht der Mensch das Object *ausser sich*, und setzt es sich entgegen, wenn zugleich das Angeschaute selbst einen *zweiten*, vesten Punct im Systeme der Objecte darbietet. Dies Letztere wird theils durch Bestimmungen im Raume, theils durch Veststellung in mancherlei Gebieten der Qualität (§. 139), also überhaupt durch *Unterscheidung* dieses bestimmten Gegenstandes von andern wirklichen und möglichen Gegenständen, erreicht. Kurz: *anschauen heisst, ein Object, gegenüber dem Subjecte, als ein solches und kein anderes auffassen.*

Dass in der Anschauung, als Grundbestandtheil derselben, Empfindung liege: versteht sich zwar von selbst. Allein je stärker diese Empfindung, desto mehr wird sie hemmend einwirken sowohl auf die Vorstellung des Subjects, als auf die

Digitized by Google

der andern, davon zu unterscheidenden Objecte. Das heisst, die Anschauung wird verlieren an dem, was an ihr charakteristisch ist. Also umgekehrt: *die Anschauung ist um desto vollkommener, je weniger Gewicht in ihr die Empfindung hat.*

Um dies völlig zu verstehen, erinnere man sich zugleich der abnehmenden Empfänglichkeit (§. 94); und der Apperception (§. 125 u. f.). Bei unserer höchst geringen Empfänglichkeit im männlichen Alter, erzeugen sich nur äusserst kleine Quanta der Empfindung, aber diese wirken als Reize auf die längst vorhandenen gleichartigen Vorstellungen, sammt Allem, womit die letzteren in Verbindung stehen.

Daraus nun erklärt sich derjenige Zustand des reifen Anschauens, wie wir es vollziehen, indem wir mit Besonnenheit etwas besehen und betrachten. Wir könnten mit völlig gleicher Leichtigkeit ganz andere Gegenstände auffassen; ja wir thun es wirklich, wenn eine Reihe von Merkwürdigkeiten uns vorgezeigt wird. Ist diese Reihe nicht gar zu lang und zu bunt: so belästigt sie uns nicht im mindesten; von der hemmenden Gewalt, welche den ersten Grund des psychologischen Mechanismus ausmacht, ist dabei wenig zu spüren; am wenigsten in Beziehung auf Uns; denn wir kommen dabei (besondere Fälle abgerechnet) gar nicht aus der Fassung, fühlen uns selbst nicht im mindesten verändert. Wohl aber behandeln wir den Gegenstand, indem wir ihn untersuchen; wenigstens geht unsre Anschauung sogleich in ein mannigfaltiges *Urtheilen* über. Denn er zeigt uns seine Umrisse wie auf einem Hintergrunde zahlloser Möglichkeiten, die wir selbst aus unserm, schon gesammelten, schon zu Begriffen verarbeiteten, Vorrathe hinzubringen. Die sinnliche Empfindung, unbedeutend als Masse, dient uns nur als ein formendes Princip für den Stoff, den wir besitzen; denn sie hebt aus diesem Stoffe einiges heraus, und schneidet weit mehr anderes hinweg; daher wir über den Gegenstand mehr negative Urtheile, als positive, fällen würden, wenn alles, was sich in uns regt, Sprache finden könnte; und wenn nicht die meisten unserer hervortretenden Gedanken gleich im Entstehen wieder erdrückt würden.

Geschieht es ganz so, wie eben beschrieben worden: dann fühlen wir uns *frei* im Anschauen. Denn der Lauf unserer Vorstellungen verlässt den Gegenstand und kehrt zu ihm zurück, ohne irgend an ihn gebunden zu sein. Allein bei dieser

Digitized by Google

Freiheit ist schon stark auf die willkürlichen Bewegungen unseres Leibes gerechnet, wären es auch nur Beugungen des Kopfs, oder ein Schliessen der Augenlieder. Sonst kann es auch begegnen, dass der Gegenstand uns *stört*, wenn wir seiner Auffassung nicht ausweichen können; oder auch, wir sind in Hinsicht seiner gebunden, wenn wir uns von ihm *angezogen* fühlen: ja selbst wenn es nicht mehr gelingt, die Thätigkeit des Anschauens fortzusetzen, weil wir dazu nicht mehr *aufgelegt* sind.

Das Letztere macht sich besonders lästig beim absichtlichen *Memoriren;* einer Thätigkeit, die sich aus vielen Anschauungen zusammensetzt, und aus ihnen, mit Hülfe der Wiederholung, eine Reihe bildet. Hier muss vor allem jedes einzelne Glied der Reihe nicht bloss aufgefasst, sondern appercipirt werden. Also sollte eigentlich der Gang unserer eigenen Vorstellungen von selbst mit der Folge der Gegenstände correspondiren, damit in jedem Augenblick unser eigner Geist gerade *den* Stoff darböte, welchen das Gegebene formen könnte. Dies ist nun genau genommen nicht möglich, immer geschieht dem natürlichen Flusse unserer Vorstellungen einige Gewalt, indem sie dem Reize nachgeben müssen, welchen das Gegebene ausübt. Keine, selbst veraltete, Spur des Eigensinns, darf in dem Kopfe des Menschen sein, der leicht memoriren soll. Es versteht sich, dass alle physiologischen Gründe, welche irgendwie der Biegsamkeit unserer Vorstellungsreihen nachtheilig sind, auch dem Gedächtnisse Eintrag thun; und überdies setzt allemal das Memoriren schon eine Menge gleichartiger, mannigfaltig combinirter Vorstellungen voraus. Dass andre Schwierigkeiten bei der Reproduction des Memorirten eintreten können, die von denen des Memorirens zu unterscheiden sind, kann hier nur im Vorbeigehn bemerkt werden. Wir müssen zurückkehren zu unserer Hauptsache: der logischen Cultur unserer Begriffe.

Diese wird bekanntlich erst vollendet durch *Definitionen* und *Divisionen.* Und man kann leicht bemerken, dass in dem Bemühen, eine Definition zu finden, der Begriff gleichsam angeschaut, betrachtet, mehreren Versuchen unterworfen wird; dass er wie ein Object, welches wir zu fixiren suchen, vor uns schwebt. Also wird das, was eben zuvor von der fixirenden Anschauung gesagt wurde, hier zur Grundlage unserer Ueberlegung dienen können. Die Aehnlichkeit in beiden Fällen ist um so grösser, da, wie vorhin gezeigt, die Empfindung beim Anschauen nicht

Digitized by Google

als Vermehrung der Masse unserer Vorstellung, sondern nur als Reiz, und als formendes Princip für unseren schon gesammelten Vorrath in Betracht kommt. Statt der Empfindung muss nun in dem Falle, wo eine Definition gesucht wird, der Gesammteindruck, oder der noch rohe Begriff dienen, welchen wir definiren wollen; dieser muss mit hinreichender Energie im Bewusstsein hervortreten, oder durch wiederholte Fragen, *was er sei?* hervorgehoben werden. Ferner ist hier nicht bloss nach einerlei Richtung hin die Apperception nöthig, sondern nach zweien entgegengesetzten Richtungen. Nämlich auf der einen Seite müssen die untergeordneten Vorstellungen, auf der andern die höhern Begriffe hervortreten. Wie wenn die Definition des *Vogels* gesucht würde: so müssten erstlich Vögel mancherlei Art, zweitens die Begriffe vom Thier überhaupt, von der Bewegung im Raume, und hier insbesondere vom Umherfahren in der Luft, ins Bewusstsein treten. Denn die Definition, mag sie, der Kürze wegen, *per genus proximum et differentiam specificam* geleistet werden, — muss erstlich den Begriff aus mehrern höheren suchen zusammenzusetzen. (Auch die Differenz ist in der Regel ein höherer Begriff, da sie noch mehrern Begriffen zukommen kann, und folglich der, welchen wir mit ihrer Hülfe definiren wollen, sich zu ihr wie die Art zur Gattung verhält; obgleich hievon Ausnahmen vorkommen, wie das Wiehern des Pferdes, und andre, ganz eigenthümliche Merkmale.) Ob aber die Zusammensetzung gelungen sei, wird geprüft an dem Umfange des Begriffs, und den darin enthaltenen Beispielen; die es verrathen, wenn die Definition zu eng ist; desgleichen an den Beispielen, welche zum *genus* und der Differenz gehören, aus denen man erkennt, ob die Definition zu weit ist. Denn ich rede hier nur von solchen Erklärungen, die zum sogenannten analytischen Denken gehören; nicht von der Definition durch streng wissenschaftliche Erzeugung eines Begriffs, welches über die Sphäre meiner jetzigen psychologischen Untersuchung hinaus liegt.

Der Punct, auf welchen man hier merken muss, ist das Entstehen einer *neuen Dimension* für den Lauf unserer Vorstellungen. Die ursprüngliche Richtung derselben ist die zeitliche, woraus die räumliche sich bildet, nach §. 112 und 113. Ferner haben wir im §. 139 das Analogon derselben, die Fortschreitung in den qualitativen Continuen, näher betrachtet;

Digitized by Google

auch war von beidem schon im §. 100 die Rede. Von derjenigen hingegen, die wir hier finden, kann man sagen, dass sie die vorigen senkrecht durchschneide; sie ist nämlich die der logischen Unterordnung; jene aber gehören zur Nebenordnung. Der Begriff, welchen wir definiren, liegt *zwischen* seinen höhern und niedern. Durch doppelte Apperception und durch die, damit verbundene, Verschmelzung, hat er sich beiden angeschlossen; und das Denken geht durch ihn herdurch nach zweien entgegengesetzten Richtungen; nur nicht auf einerlei Weise. Denn er ist ein *Mittelbegriff* im Sinne des logischen Syllogismus; man kann schliessen:

der Adler ist ein Vogel,
der Vogel ist ein Thier,
also der Adler ein Thier;

aber nicht mit umgekehrter Fortschreitung, das Thier sei ein Vogel, der Vogel ein Adler, also das Thier ein Adler. Soll diese falsche Fortschreitung verbessert werden, so führt sie auf Divisionen. Angenommen fürs Erste, wir gehen vom Vogel zum Adler: so hat der Adler seinen Platz in einem jener qualitativen Continuen des §. 139; ist die Verschmelzung der dazu gehörigen Vorstellungen gehörig zu Stande gekommen, so durchläuft das Vorstellen, gleichsam seitwärts, vom Adler abschweifend, die Menge der übrigen Vögel; während der schon bereit liegende, appercipirende Begriff des Vogels sie alle mit sich vereinigt. Dasselbe ereignet sich in dem Verhältnisse des Thiers zum Vogel, und diese logische Bewegung unseres Denkens würde nicht eher endigen, als in vollständiger Ueberschauung des ganzen Systems unserer Begriffe, wenn alle dazu nöthigen Verschmelzungen vollführt, und die Hemmungen nicht zu stark wären. — Uebrigens wird wohl Niemand fragen, warum nicht, wenn vom Adler die Vorstellungsreihe zum Vogel fortgeht, sie auch dann seitwärts zu den übrigen Thieren übergehe? Denn es ist klar, dass, *wenn* sie es thut, dann die Vorstellung des Adlers gehemmt wird, und die Reihe als solches abgebrochen ist.

Wie im Anschauen, so fühlen wir uns auch *frei* im Denken, so fern es gelingt; doch weniger als im Anschauen, weil es seltener gelingt. Gar zu oft schlägt jene doppelte Apperception dergestalt fehl, dass die Definitionen zu weit oder zu eng

Digitized by Google

werden; selten liegen die qualitativen Continuen für eine vollständige Coordination bereit; dadurch entdecken sich Mängel und Lücken in unserem Vorstellen, derenwegen wir nicht umhin können, einen Tadel in unsre Selbsterkenntniss aufzunehmen. Dieser Tadel wirkt mehr oder weniger Anstrengung; er weckt einen Anspruch an uns selbst, auf welchen, wenn ihm Genüge geleistet wird, sich ein neuer Begriff von *geistiger Freiheit* bezieht, der von dem vorigen, der Willkür im *fixirenden* Denken oder Anschauen, sehr verschieden ist, weil er schon *Selbstbeherrschung* in sich schliesst.

Hier bemerken wir noch eine dritte Art von Freiheit; die *Freiheit der Reflexion*. Bei der Definition geschieht eine Unterordnung des Begriffs unter seine Merkmale. Durchläuft man successiv die Reihe dieser Merkmale: so hebt sich eine Seite des Begriffs nach der andern hervor, und das Gleichgewicht ist gestört, worin vorher die sämmtlichen Bestandtheile des Begriffs mit einander schwebten. Dasselbe geschieht schon in der Vergleichung eines Gegenstandes mit andern und wieder andern nach verschiedenen Aehnlichkeiten; wie wenn das Glas erst mit den durchsichtigen, dann mit den zerbrechlichen, endlich mit den schwer auflöslichen Körpern zusammengestellt wird. Der Gegenstand übt hiebei keine merkliche Gewalt über uns aus; die Art, wie wir die Vorstellung desselben aus dem Gleichgewichte bringen, folgt gänzlich dem Laufe unserer Gedanken. Nur muss man nicht eben in *diesem* Gedankenlaufe die Freiheit suchen wollen, die lediglich eine Beweglichkeit in der Vorstellung des Gegenstandes ist.

Man kann fragen, ob diese Beweglichkeit auch bei vollkommenen Complexionen möglich sei? Denn bei unvollkommnen Complexionen, und bei Verschmelzungen hat sie keine Schwierigkeit, indem dieselben nachgiebig genug sind, um bei verminderter Hemmung einen ihrer Bestandtheile, der hiedurch begünstigt wird, mehr hervortreten zu lassen, als die übrigen, für welche die vorhandene Hemmung sich gleich bleibt. Aber bei vollkommenen Complexionen gilt bekanntlich das Gesetz, dass alle ihre Bestandtheile untrennbar in gleicher Proportion steigen und sinken müssen. — Nun kennen wir keine vollkommnere Complexionen, als die zwischen den Worten und den dadurch bezeichneten Gegenständen. Gleichwohl, indem wir etwa das alte Schulbeispiel der Logiker:

die Maus frisst Käse,
Maus ist ein einsylbiges Wort,
also frisst ein einsylbiges Wort Käse,

durch die Bemerkung zurückweisen, dass hier vom Worte und dort vom Thiere die Rede sei: trennen wir in der Reflexion das Wort von der Sache. Wirklich scheint aber in solchen Fällen die Apperception des Worts ein *neues Quantum* des Vorstellens, aus dem Vorrathe der Vorstellungen blosser, schon vereinzelter, Sprachlaute, herzugeben; so, wie es den Kindern beim Buchstabiren ohne allen Zweifel begegnet, die ein Wort aus seinen Buchstaben zusammensetzen, nachdem sie längst vorher das nämliche Wort als Zeichen einer Sache kannten und gebrauchten, ohne an dessen Bestandtheile auch nur zu denken. Man sieht hier einen Umstand, der die psychologischen Nachforschungen erschweren kann. Sehr oft tritt unvermerkt ein Quantum des Vorstellens an die Stelle des andern, und leistet Dienste, die man vom andern zu empfangen glaubt und doch nicht empfangen konnte.

§. 148.

Die vorstehenden Bemerkungen über das analytische Denken, welches seinen Gegenstand nicht erweitert noch verändert, mögen genügen; da sie das Wesen der Reflexion wenigstens im allgemeinen begreiflich machen, nämlich durch die Bewegung, die in den Complexionen entsteht, wenn gleichzeitig mit ihnen andre und andre, ihnen zum Theil gleichartige Vorstellungen wechselnd im Bewusstsein sind; woraus eine wechselnde Begünstigung für das Hervortreten ihrer Bestandtheile entspringt.

Jetzt aber müssen wir zu dem Gegenstande fortgehn, welchen *Kant* mit so grossem Nachdruck zur Untersuchung empfohlen hat; das synthetische und erweiternde Denken. Gewiss liegt hierin eins der grössten Verdienste *Kant's* um die Speculation; und die Vernachlässigung dieses wichtigen Puncts gereicht den spätern Philosophen zum Vorwurf. Allein eine Entschuldigung für sie findet sich in den sehr starken Missgriffen, welche begegneten, indem *Kant* die Frage: wie sind synthetische Urtheile *a priori* möglich? auflösen wollte.

Er tadelt *Hume*, nicht eingesehen zu haben, dass seine Zweifel mit der Metaphysik zugleich die Mathematik trafen. Aber er selbst wurde durch diese Bemerkung verleitet, zwei sehr ver-

Digitized by Google

schiedene Gegenstände nur gar zu nahe zu rücken, und im Grunde weder den einen noch den andern richtig zu erkennen.

Worin die Nothwendigkeit metaphysischer Sätze, z. B. des Causalgesetzes, besteht, habe ich oft genug ausgesprochen und gezeigt; nämlich darin, dass ein Widerspruch muss gehoben werden, der in der Form der Erfahrung wirklich liegt; z. B. in der Veränderung.

Hingegen in den mathematischen, combinatorischen und allen ähnlichen Gesetzen wird bloss eine, einmal angenommene Regel der Construction vestgehalten, aus deren Verletzung Widersprüche entstehen *würden*.

Die oben in der Anmerkung zu §. 142 angeführten eignen Worte *Kant's* über die Wechselwirkung und Veränderung zeigen dem scharf genug nachdenkenden Leser keine blosse Unbegreiflichkeit, sondern eine völlig klare Ungereimtheit. Hingegen in den geometrischen Sätzen, (so fern sie nicht etwa das Continuum und das Unendliche betreffen, worin allerdings Widersprüche liegen,) hat noch Niemand etwas Ungereimtes, nicht einmal etwas Unbegreifliches gefunden, sondern ihre Nothwendigkeit und ihre Wahrheit leuchtet vollständig ein; indem bei ihnen gleich der erste Gedanke auch der richtige ist, und man nur durch übereiltes oder absichtliches Verletzen der einmal angenommenen Regel würde auf Widersprüche stossen können.

Um diesen Gegenstand so allgemein als möglich zu erläutern, will ich von dem, was logisch höher steht, als alle Mathematik, nämlich von der Combinationslehre, zuerst ein Beispiel hernehmen. Man betrachte folgendes Schema der Versetzungen von vier ungleichen Elementen:

a b c d
a b d c
a c b d
a c d b
a d b c
a d c b
b a c d
b a d c
b c a d
b c d a
b d a c
b d c a

c a b d
c a d b
c b a d
c b d a
c d a b
c d b a
d a b c
d a c b
d b a c
d b c a
d c a b
d c b a

Die Anfangsbuchstaben dieser Complexionen ergeben die *Reihe a, b, c, d;* aber mit sechsmal langsamerer Fortschreitung, als mit der, welche in der Folge der ganzen Complexion vorkommt. Zugleich bilden die zweiten Buchstaben der Complexionen eine *Reihe von Reihen; b, c, d; a, c, d; a, b, d;* und *a, b, c;* deren Fortschreitung doppelt so langsam geschieht als der Wechsel in den beiden hintersten Stellen. Das Ganze zeigt uns also ein System zugleich ablaufender Vorstellungsreihen, aus deren jedesmaligem *Zusammentreffen* sich jede einzelne Complexion unfehlbar erzeugt. Hier ist keine Nothwendigkeit durch Aufhebung und Hinwegschaffung eines vorhandenen Widerspruchs, wie in den metaphysischen Problemen; sondern ein zwangloses, jedoch völlig bestimmtes Geschehen, das an den zusammentreffenden Mechanismus einer Uhr und eines Geschäfts erinnert, auch wirklich damit in Eine Klasse von Ereignissen gehört.

In der Geometrie kommt etwas Aehnliches vor, doch mit einem Umstande behaftet, den wir schon oben (§. 114 in der Anmerkung) vor Augen hatten. Im Raume nämlich vervielfältigen sich oftmals gewisse allgemeine Begriffe in mehrere Darstellungen. Wie Parallelen nur einerlei Richtung, vielmal gezeichnet, sind: so auch sind z. B. Scheitelwinkel nichts anders als ein und derselbe Unterschied zweier Richtungen, der nach zwei entgegengesetzten Seiten hin sichtbar wird. Und der Satz, dass alle Winkel im ebenen Dreieck zusammen 180 Grade ausmachen, ist völlig der Formel $A = A$ analog; denn wenn für zwei convergente Linien der Unterschied ihrer Richtungen gegen eine dritte bestimmt ist, so liegt darin unmittelbar die Ungleichheit dieses Unterschiedes, das heisst, die Ver-

Digitized by Google

schiedenheit ihrer Richtungen, und eben diese ist der dritte Winkel im Dreieck, der nur die 180° voll macht, welche zwischen jenen Linien an der dritten statt gefunden hätten, wenn sie parallel gewesen wären. Es ist längst bemerkt worden, dass die gewöhnlichen geometrischen Beweise hier nur einen Gedanken auseinanderziehn, den man, um ihn vollständig zu erreichen, unmittelbar durchschauen muss; die Geometrie für Anfänger ist längst vorhanden, aber die Geometrie für Denker soll noch geschrieben werden. Sie wird *weniger* von der Gleichheit zweier Figuren, deren eine unabhängig von der andern vorhanden scheint, — und *mehr* vom Entstehen vieler Constructionen aus Einem Princip, zu reden haben. Sie wird z. B. in einem Dreieck nicht Eine Parallele mit der Grundlinie willkürlich ziehn, um die Proportionen in den Dreiecken nachzuweisen: sondern, nachdem eine Seite mit zwei anliegenden Winkeln gegeben worden, sogleich überlegen, dass diese Winkel sich auf die Gestalt des Dreiecks, mithin auf die Verhältnisse der drei Seiten beziehen; weil die Schenkel einen Grad von Convergenz an sich tragen, (den man leicht durch einen Differentialquotienten ausdrücken kann,) und es von diesem Grade abhängt, wie weit man die Schenkel, — stets die Grundlinie, als ihren verminderten Abstand bezeichnend, parallel fortschiebend, — verlängern müsse, damit der Abstand ganz verschwinde, und das Dreieck sich schliesse. Weitere Ausführungen gehören nicht hieher.

Die geometrischen, und alle ihnen ähnliche Constructionen sind in ihrem Ursprunge *frei*, aber sie verwickeln sich im Fortgange in diejenige Art von Nothwendigkeit, welche aus dem Zusammentreffen der verschiedenen Theile einer Construction entspringen. So fühlt auch derjenige, der ohne weitere Veranlassung die Gleichung

$$x^2 + ax + b = 0$$

hinschreibt, sich frei; denn er konnte jede Art von arithmetischer Verbindung eben so gut wählen; aber nachdem die gehörige Analyse gegeben hat:

$$x = -\tfrac{1}{2}a \pm \sqrt{\tfrac{1}{4}a^2 - b}$$

muss er sich schon hier die, oft wiederkehrende, Frage von der Möglichkeit der Wurzeln gefallen lassen. Denn a und b sind hier Zeichen von Zahlenreihen, die auf alle mögliche Weise zusammentreffend sollen gedacht werden.

Digitized by Google

Diese Andeutungen dem Nachdenken des Lesers überlassend, eile ich weiter zu der Vorstellung des *Unendlichen;* welches *Kant* bei seiner Antinomienlehre benutzte, um den Verstand in ein Dilemma zu verwickeln, nach welchem ihm die Welt stets entweder zu gross oder zu klein ausfallen sollte. Bessere Metaphysik würde gewarnt haben, den Begriff des Unendlichen, der, wenn man ihn in metaphysischer Strenge nimmt, ein blosses Gedankending bezeichnet, mit dem, was als *real* auch nur *vorgestellt* wird, gar nicht in Berührung zu bringen; (nämlich in reiner Theorie; denn vom Praktischen ist hier nicht die Rede.)

Aber nur zuviel hat die unglückliche Dienstbarkeit dazu beigetragen, in welche *Kant* sich gegen die Geometrie begab, so oft er der *Materie* gedachte, deren Wesen er nicht richtig erkannt hatte. Auch davon können wir hier nicht sprechen.

Jedermann kennt aus der Mathematik die unendlichen Reihen, und deren Ursprung aus dem Begriff des *allgemeinen* Gliedes, unter welchen fallend jedes *einzelne* Glied die Aufforderung mit sich bringt, noch weiter fortzuschreiten. Ein solches allgemeines Glied braucht nicht durch einen arithmetischen Ausdruck gegeben zu sein; die Allgemeinheit der Regel des Fortschritts, unter welche jedes Erreichte wieder als Anfangsglied fällt, ist hier das Wesentliche. Daher unendliche Räume, Zeiten, Zahlen, und gesteigerte Qualitäten aller Art.

Die erste psychologische Frage, auf die wir hier nöthig haben zu merken, ist diese: gelangen wir durch solches Fortschreiten nun wirklich jemals zu einer Vorstellung des Unendlichen; so, als ob es uns wie eine gegebene Grösse vorschwebte? — Sicherlich nicht! Wir bleiben irgendwo stehn; wissen aber, dass wir weiter, und wohin wir auch gelangen möchten, doch *noch* weiter fortschreiten könnten. Dieser allgemeine Begriff vertritt die Stelle der Vorstellung des Unendlichen.

Es ist hier ein ähnlicher Fall, wie bei der logischen Cultur der Begriffe. Durch negative Urtheile sprechen wir dem Gattungsbegriffe die specifischen Differenzen ab, welche zur Bestimmung des ihm Untergeordneten dienen, und eben deswegen in den Inhalt des Gattungsbegriffs *nicht* gehören. Wir sollten also wirklich die Gattung ganz frei denken von jenen Differenzen; aber eben indem wir dieses Sollen anerkennen, indem wir uns entschliessen das nicht hieher Gehörige bei Seite

Digitized by Google

zu setzen, denken wir in der That daran, und sind keineswegees ganz davon losgekommen. So wissen wir, dass der allgemeine Begriff des Kreises keinen bestimmten Radius erträgt; aber das Bild des Kreises hat dennoch in jedem Augenblicke für uns seinen Radius. Und dies reicht für den Gebrauch zu. Eben so denken wir niemals wirklich eine Linie ohne Dicke; aber wir wissen, dass wir es sollten, und das genügt.

Die wirkliche Vorstellung des Unendlichen, — weit verschieden von der, wie sie sein sollte, und wie sie sein *würde* und sein *müsste*, wenn sie wie ein ursprünglich Gegebenes in unserm Geiste *a priori* vorhanden wäre, — ist nichts als eine dünne Atmosphäre, die unsre Vorstellungen des Endlichen umhüllt; und, was das Wichtigste ist, sich an sie anlegt, und von ihnen abhängt. Man zeige einem Knaben das Wachsen der Tangenten und Secanten, wenn der Winkel wächst; man gehe fort bis zum Winkel von 90°; er begreift vollkommen, dass nun Tangente und Secante unendlich werden, weil sie sich nicht mehr schneiden können. Nun hat er die Vorstellung des Unendlichen; und soll demnach über endliche Grössen nicht mehr staunen. Denn hat er sie nicht schon überschritten? — Aber jetzt unterrichte man ihn von den Entfernungen der Himmelskörper. Das Staunen wird sich sogleich einstellen; zum Beweise, dass sein Unendliches bei weitem nicht so gross war, als diese endlichen Grössen. Und das Staunen kehrt auch bei dem Erwachsenen wieder, wenn er sich Räume denken soll, welche zu durchlaufen das Licht Jahre, Jahrhunderte, — Millionen von Jahrtausenden gebraucht. Das Erhabene bleibt zum Theil im Raume, obgleich Schiller es daraus ganz zu vertreiben gedachte.

Der Zustand unserer Vorstellung des Unendlichen darf uns nicht wundern. Man gehe zurück in die Mechanik des Geistes; zu den Reproductionsgesetzen, aus denen die Reihenformen entspringen. Wir haben eher das Räumliche, als den Raum; eher das Zeitliche als die Zeit. Für das Gegebene, indem es sich gegenseitig bewegt, erzeugen wir einen Umgebungsraum; und Anfangs steht nur dasjenige, was wir in einen und denselben Umgebungsraum setzten, für uns in räumlichen Verhältnissen. Allmälig erweitert sich der Horizont, indem wir die mittlere Gegend desselben zu verrücken veranlasst werden; die ganze Construction bleibt dem Geiste gegenwärtig, aber sie

Digitized by Google

heftet sich an andere Puncte. So vergrössert sich der Raum allmälig durch Uebertragung des frühern Products auf neue Gegenstände, wobei jedoch die neue Raumerzeugung für das eben jetzt vorliegende Gegebene nicht ausgeschlossen ist. Aber mehr und mehr wird für die schon stark gewordne Vorstellung des Raums das Gegebene zufällig. Und diese Zufälligkeit vollendet sich, indem jedes einzelne Gegebene sich beweglich zeigt, während Anderes vestgehalten wird. Solchergestalt wird endlich der Raum selbst als das einzige Veste und Stehende gedacht; als die voraus bestimmte Möglichkeit der Bewegung und des Nebeneinanderseins. Fragt man, ob diese Möglichkeit Grenzen habe? so ergiebt sich die verneinende Antwort sogleich aus der Freiheit der räumlichen Constructionen; aber wir dürfen nie vergessen, dass jener leere Umgebungsraum, der uns aus der Auffassung der Bewegungen nothwendig entstehen musste (§. 114), ursprünglich nur unbestimmt, nicht unendlich ist; und dass, so leicht auch jedes Gegebene ihn reproducirt und sich aneignet, er sich doch nicht ohne absichtliches Construiren davon ganz losreissen, nicht einmal davon weit entfernen kann. Wie das Licht von irgend einem leuchtenden Puncte ausgehn muss, so ist auch der Raum, psychologisch betrachtet, eine Art von Ausstralung der Objecte; denn man weiss aus dem Vorigen, dass er ein System von Reproductionen ist, die eine *reproducirende* Vorstellung (oder deren mehrere) voraussetzen.

Und wie weit geht das absichtliche Construiren, welches geschieht, indem man die reproducirende Vorstellung auf das früher Construirte überträgt? So weit, bis dessen Vergeblichkeit vollkommen einleuchtet. Liegt einmal die allgemeine Regel der gleichartigen Fortschreitung klar vor Augen: so gewinnt der Begriff derselben nichts mehr durch fernere Construction; wird aber die Reihe zu lang, so verlieren sich die ersten Glieder aus dem Bewusstsein, und das Zusammengefasste will nicht mehr wachsen.

(Das Nämliche gilt, mit gehöriger Veränderung, nicht bloss von Grössen, die man ins Unendliche sich ausdehnen lässt, sondern auch von den Theilungen, die sich nach einerlei Regel wiederholen, so oft man will.)

Getrennt von praktischen Beziehungen, und gereinigt von Verwechselungen, ist das Unendliche Niemandes Freund. Jeder

Digitized by Google

fühlt, dass er sich darin verliert, sobald er den Anfangspunct der Construction fahren lässt, und keine bestimmt gesonderten Glieder mehr vor Augen hat. Alsdann entsteht ein Gefühl des Schwindels. Etwas Aehnliches würde derjenige leiden, der in einem Feenpalaste von vielen Menschen umgeben wäre, die einander durchaus glichen; er würde in jedem den andern erblicken; er würde unterscheiden wollen und nicht können; die Reihe seiner Vorstellungen würde vorwärts streben, und doch immer auf der alten Stelle bleiben. So auch, wenn im Unendlichen das Fortgehn nicht weiter führt, weil jeder Punct immer noch die Mitte ist. Der Traum hat ähnliche Zustände; man ist stets im Begriff zu thun, was nie geschieht. Kein Wunder, dass die Mathematiker sich gesträubt haben, das Unendliche zuzulassen; obgleich der Begriff der Intensität des Wachsens oder Abnehmens vollkommen fähig ist, bestimmte Verhältnisse (Differentialquotienten) zu bilden. Von Kunstwerken hat man zuweilen gerühmt, dass sie das Unendliche offenbarten; schwerlich mit Zustimmung wahrer Künstler, die gerade in geschlossenen Umrissen, scharf gezeichneten Charakteren, und im Individualisiren des Allgemeinen ihr Verdienst suchen; den schwebenden Dunst und Nebel aber möglichst vermeiden.

Gleichwohl hat das Unendliche, schon als solches, seine eifrigen Verehrer. Warum? Aus zweien merkwürdigen psychologischen Gründen.

1) Das Unendliche wird aufgefasst als das Ungehemmte, als die Sphäre der Freiheit.

Gerade darum, weil kein räumliches, kein dem Raume analoges, endliches Object durch eine stehende, ruhende Vorstellung kann aufgefasst werden, — weil vielmehr in ihm ein *nisus* unzähliger Reproductionen, gemäss den Verschmelzungen aller Partialvorstellungen, thätig sein muss, damit die Theile sich sondern, und jeder seinen Platz zwischen und neben den andern einnehmen könne; weil ferner hiedurch gewöhnlich auch früher gebildete Vorstellungsreihen angeregt werden, die, indem sie sich auf die einzelnen Theile des Gegenstandes übertragen, und gleichsam mit ihren Anfangspuncten daran haften, nun auch noch über dessen Grenzen hinaus zu gehn streben, aber von einer Hemmung durch das *jenseits* der Grenzen Liegende, oder selbst durch die Bestimmtheit der eigenthümlichen Form des Gegenstandes zurück getrieben zu werden pflegen;

Digitized by Google

— also kurz, weil die Vorstellung des endlichen Objects ein *Streben* einschliesst: darum ist die Ueberschreitung der Grenze zuerst mit einem neuen Gefühl verbunden, welches in so fern ein behagliches werden kann, als dadurch die zuvor gehemmten Reihen nun wenigstens für einen Augenblick sich ausbreiten können, bis eine neue Hemmung sich gegen sie ansammelt, deren übrige Wirkung von den Umständen abhängt. Das Unendliche nun droht dem, welcher in dasselbe hinausschaut, mit gar keiner Hemmung; die Vorstellung desselben ist eine Evolution, die so weit reicht, als der Trieb des jetzigen Vorstellens sie trägt. Kein Wunder, dass hierin Freiheit eben in so fern gefühlt wird, als die Begrenzung im Endlichen schmerzhaft war empfunden worden.

2) Das Unendliche wird aufgefasst als das letzte Hemmende, Begrenzende; daher als das Erste und Unbedingte.

Schwerlich konnte es je einem Mathematiker einfallen, die späteren Glieder einer Reihe als die Bedingungen der frühern anzusehen; am wenigsten die, welche unendlich entfernt sind, gerade umgekehrt als die ersten zu betrachten. Und es ist doch eine so seltsame Umkehrung, welcher wir hier begegnen!

Die Gefühle deren, die sich überhaupt in der Endlichkeit eingeschlossen finden, will ich nicht schildern. Es ist mir genug zu bemerken, dass selbst *Kant*, mit der grössten Nüchternheit des Ausdrucks, für gut findet, das Messen eines Raumes auch als eine Synthesis einer Reihe der Bedingungen zu einem gegebenen Bedingten anzusehen; und zwar darum, weil die *weiter* hinzugedachten Räume immer die *Bedingung von der Grenze der vorigen* seien. Was kann daraus anderes folgen, als dass der unendliche Raum die Bedingung unseres Gesichtskreises sei? Und in der That stellt *Kant* es in seiner ersten Antithesis als eine gewichtvolle Schwierigkeit dar: *die Sinnenwelt, wenn sie begrenzt sei, liege nothwendig in dem unendlichen Leeren.* Ich gestehe, dass ich noch niemals dahin gelangt bin, darin auch nur das Geringste zu finden, was Besorgniss erregen könnte. Das Leere ausser der Welt belästigt mich gerade so wenig, als das Leere in der Welt, oder auch nur die ungleiche Dichtigkeit dessen, was den Raum erfüllt. Da dieser letztere Umstand in der Erfahrung vor Augen liegt, so würde ich, selbst noch vor irgend einer metaphysischen Ueberlegung, mich sehr wundern, wenn irgendwo und irgendwie,

Digitized by Google

das Leere dem Vollen, das Nichts dem Etwas, ein Gesetz vorschreiben, oder es in irgend eine Verlegenheit verwickeln könnte. Aber der Grundfehler lag hier schon in den ersten Elementen der Raumlehre; in dem Satze, der Raum sei als ein Einziges, Unendliches der reinen Anschauung gegeben. Daraus verstand sich denn freilich von selbst, dass die endlichen Raumtheile als durch Begrenzung, durch Sonderung hervorgehoben, mussten angesehen werden; und dass sich zu ihnen das Unendliche wie das Erste zum Zweiten verhielt. Wenn man aber nicht auf dem Standpuncte der kantischen transscendentalen Aesthetik steht: wie kommt man alsdann — und wie kamen so viele frühere dazu, das Unendliche — das *Letzte* in unserer Construction, zum *Ersten* zu machen?

Hinweggesehn von der, aus dem Obigen leicht begreiflichen Uebereilung, dem Anstossen an eine Grenze eine begrenzende Ursache vorauszusetzen, die jenseits liege, — obgleich durch die Reproductionsgesetze jedes in seinen gegebenen Distanzen *gehalten* wird, und nicht nothwendig von aussen braucht *gedrückt* zu werden, — giebt es zwei Hauptumstände, die es nur zu leicht dahin bringen, dass man das Unendliche zum Ersten mache.

Erstlich: die Stellung des Menschen in der Zeit. Hier muss man unterscheiden zwischen unserm Handeln und unserem Wissen. Das Handeln giebt uns die *natürliche* Stellung im *Flusse* der Zeit; wir schauen auf das was wir thun wollen, also in die Zukunft, wohin die Zeit läuft. *Aber hier genügt das Nächste;* selten arbeitet Einer bei nüchterner Ueberlegung auch nur für das kommende Jahrhundert, die entferntern Folgen unseres Thuns können uns höchstens Besorgnisse, aber keine Hoffnung einflösen. Ganz anders verhält es sich mit dem Wissen. Die Gegenstände desselben liegen dem allergrössten Theile nach in der Vergangenheit; wir wandeln auf Gräbern, wir büssen alte Sünden, wir leben von alten Capitalen. Für diese Gegenstände müssen wir, gestellt auf den Endpunct der bis jetzt abgelaufenen Zeit, unsre Reihenformen rückwärts schauend construiren. Der Zeit, die unsern Staat gestiftet hat, ging eine andre voran, welche die Wälder lichtete und den Boden umgrub; *ihr* voran tritt eine andre, die aus dem Meeresgrunde das Land emporhob; und wieder eine andre, die das Sonnensystem formte. Hier verlieren wir uns. Das Unendliche wird nun das Früheste und darum das Erste, indem

Digitized by Google

die Vorstellungsreihe sich umkehren soll; unsre Blicke müssen dahinaus gehn, indem unser Wissen soll zusammengefasst werden. Leicht vergessen wir darüber die andre Seite, die uns nicht beschäftigt. Oder wenn wir uns einmal umwenden, wenn wir uns an jeder Seite umfangen sehen vom Unendlichen, so können wir in die Zukunft nichts setzen, als die Zwecke der Macht, von der das Letzte wie das Erste abhängt!

Zweitens: ein ähnliches Resultat ergiebt unsre Auffassung der Dinge im Raume. Wir kennen die Materie als theilbar: sie giebt sich uns massenweise, und wir betrachten wirklich, so wie *Kant* will, die Massen als dasjenige, worin wir nach Belieben Theile machen können. Dem fortgesetzten Theilen stellt sich in blossen Grössenbegriffen nichts entgegen; in der Erfahrung widerspricht kein augenscheinlicher Versuch; die Philosophen lassen sich von der Geometrie überreden, mit der Materie zu schalten, wie mit dem Raume; was die bestimmten Verdichtungen, die bestimmten Krystallformen dagegen einwenden, wird nicht beachtet und noch weniger verstanden. Die Substanz soll zwar in den Theilen liegen; aber mit ein paar idealistischen Behauptungen schlüpfen wir darüber leichtfüssig hinweg; und im Nothfalle würden wir wohl gar jenes Hülfsmittel *Kant's* gebrauchen, die Substanz wieder in ein Prädicat zu verwandeln, um sie dergestalt in die Flucht zu schlagen, dass sie nur im Unendlichen ein Asyl finden könne.

Soviel Mühe brauchen wir uns nicht zu geben. Denn zu der ganzen bisherigen Betrachtung kommt nun noch der Umstand hinzu, dass ohnehin schon die Substanz das *Unbekannte* ist, was *hinter* den Erscheinungen gesucht wird (§. 141). Liegt nun hinter den Erscheinungen auch das Unendliche: so fällt es schon dadurch in gewöhnlicher und gemeiner Verwechselung, mit der Substanz zusammen. Und so haben wir denn eine *unendliche Substanz*, ohne zu fragen, ob der Begriff des Sein sich mit dem des Unendlichen vertrage oder nicht. Nun mögen die Schulen ihre Kampfplätze ebnen; denn die Vermählung des Endlichen mit dem Unendlichen kann ohne Streit nicht abgehn. Aber davon mag die Geschichte der Philosophie ihren tragisch-komischen Bericht abstatten; wir können uns hier nicht darauf einlassen; besonders da wir zu der unerfreulichen Naturgeschichte des Irrthums sogleich noch andre Beiträge liefern müssen.

Digitized by Google

§. 149.

Das Unendliche* verhält sich zum Unbedingten, wie Entlaufen zum Stillstehn, Verlust zum Besitz; daher wie das Leere zum Vollen; wie Nichts zu Etwas.

Das Unendliche in seinem *Streite* mit dem Unbedingten darzustellen, dies war die eigentliche Aufgabe, welche *Kant* in seiner Antinomienlehre zu lösen hatte. Von Rechtswegen musste die Thesis überall das Unbedingte feststellen; die Antithesis dagegen, wie getrieben vom Geiste des Widerspruchs, überall das Unendliche eröffnen, um dahinaus das Unbedingte zu vertreiben. Denn was im Unendlichen geschieht, das geschieht niemals; und bei den Mathematikern gilt es gleich, zu sagen, die Hyperbel falle nie, oder sie falle im Unendlichen mit ihrer Asymptote zusammen. Dann aber wäre freilich von keiner Dialektik der reinen Vernunft die Rede gewesen; denn die Thesis hat entschiedenes Recht, und die Antithesis entschiedenes Unrecht, sobald beide gehörig gefasst werden. Allein vor aller weitern Erläuterung müssen wir erst überlegen, wie der Begriff des Unbedingten entstehe?

Bei aller Verschiedenheit, sind dennoch Unbedingtes und Unendliches darin ähnlich, dass sie durch eine reihenförmige Construction gedacht werden. Das Unbedingte erfordert zwar nicht *viele* Fortschreitungen nach einerlei Regel; aber es steht dem Bedingten entgegen, und soll für den Durchgang durch dasselbe den Endpunct und Ruhepunct darbieten. Das Bedingte nun zuvörderst hängt schwebend an seinen Bedingungen; es fällt weg, wenn man den Faden abschneidet. So im Verschwinden begriffen, wofern die Bedingungen es nicht hielten, muss es gedacht werden; das ist, logisch genommen, die Bedeutung desselben. Wie nun kommen wir dazu, etwas als bedingt anzusehen? Die ursprüngliche Auffassung der Welt, im Anschauen, und durch allgemeine Begriffe weiss davon nichts. Dem gemeinen Menschen ruhet der Erdboden; und wenn nach dem empirischen Begriffe der Schwere etwan

---

* Der Leser muss hier meine Hauptpuncte der Metaphysik von neuem durchdenken. Zur Uebung diene folgender Satz: Es ist gleichbedeutend, von dem einfachen Wesen zu sagen: *sie haben unendlich viele Kräfte*, oder, *sie haben gar keine*. Denn ihre Kräfte beruhen auf ihren möglichen Relationen zu anderen Wesen. Deren giebt es unendlich viele. Aber keine Möglichkeit ist real, und keine Relation ist eine Eigenschaft.

Digitized by Google

der Himmel droht zu fallen, so braucht man ihm nur den Atlas oder die Säulen des Herkules zur Stütze zu geben, dann steht er vest. Eben so gilt jedes sinnliche Ding für ein Seiendes, eine *οὐσία*; und jedes, wovon Ereignisse herkommen, für eine *αἰτία*; so haben wir diese Begriffe oben bei den Kategorien (§. 124) gefunden. Nun sind zwar die *Vorstellungsreihen ähnlicher Folgen unter ähnlichen Umständen* von der Beschaffenheit, dass sie nicht ablaufen können, wenn ihre Anfangsglieder aufgehoben werden; und so kann Manches als bedingt erscheinen, und als abhängig von gewissen Bedingungen, deren es nicht einmal bedarf, weil es auch unter andern Umständen möglich ist. Allein wenn gleich auf diese Weise die Menge des Bedingten sogar überflüssig gross, und die Sphäre der Bedingungen enger, als sie ist, erscheint: so macht doch diese Vorstellungsart noch immer nicht das Unbedingte bemerklich, und zwar gerade darum nicht, weil dessen, was wirklich als bedingend, selbst aber unbedingt gedacht wird, — indem die *Frage*, ob es bedingt sei oder unbedingt? gar nicht erhoben wurde, — noch so sehr Vieles vorhanden ist. Aber wir kennen auch schon den höheren Standpunct, auf welchem diese Frage sich einstellt, und sich *überall* gelten macht; dergestalt, dass der Boden der Sinnenwelt anfängt zu wanken, und gegen seine *allgemeine* Unsicherheit eine veste Zuflucht gesucht wird. Die Urtheile, welche den Dingen ihre Prädicate einzeln beilegen (§. 141), sind das Schmelzfeuer, worin die Dinge zerfliessen; und zwar um desto leichter, wenn die Veränderlichkeit der Merkmale auf empirischem Wege zu Hülfe kommt, um das Aggregat der Prädicate zu trennen. Dadurch verliert die Thesis, wodurch die Dinge als solche und keine andre gedacht werden, ihre Vestigkeit, indem ihr Gegenstand verschwindet. Der Mensch erschrickt, wenn auf einmal statt des bekannten Dinges sich ihm das dunkle, unbekannte, unerkennbare Substrat aufdringt, welches er mehr zu fühlen als zu sehen glaubt, da er es in gar keine bestimmte Form bringen kann, und nicht einmal eine Analogie dafür besitzt. Das einzige Kennzeichen jedes einzelnen Substrats ist, dass es einem bestimmten sinnlichen Dinge zugehören soll. Aber die Dinge sind Complexionen von Merkmalen; jedes Merkmal liegt in einem qualitativen Continuum (§. 139); und die Combination der Merkmale des wirklichen Dinges ist nur eine unter vielen. Daher wird die Vorstellung eines jeden

Digitized by Google

Dinges in allen seinen Merkmalen veränderlich; selbst dann, wenn die Erfahrung keine Veränderung desselben vor Augen legt. Man kann aus gegebenen Reihen von Merkmalen alle *möglichen* Dinge, die sich dadurch bestimmen lassen, durch vollständiges Combiniren leicht finden; aus der Mitte dieser Möglichkeit erscheint nun die kleinere Menge der wirklichen Dinge *zufällig* herausgehoben; und *in der Einbildung, als wären die gefundenen Möglichkeiten ein wirklicher Vorrath,* fragt die menschliche Neugier nach dem *Grunde*, vermöge dessen nun gerade diese und keine andern Dinge wirklich geworden, — aus dem Gebiete der Möglichkeit, gleichsam wie aus einer Vorhalle, in die Wirklichkeit hinübergetreten seien? Die Gedankendinge, welche wir uns selbst geschaffen haben, wollen nicht weichen vor den gegebenen; sie suchen ihren Platz zu behaupten, vermöge des in ihnen liegenden Strebens aller Vorstellungen, und aller daraus, gleichviel wie, zusammengesetzten Complexionen.

Liesse man alle Fehler und Verwechselungen weg: so würde sogleich einleuchten, dass man sich hüten müsse, das Unbedingte wiederum als eine Complexion von Merkmalen vorzustellen. Geschieht dies, so fällt es in das vorige Schmelzfeuer der zerlegenden Urtheile zurück; welches z. B. Spinoza's unendliche Substanz, die aus Denken und Ausdehnung bestehn soll, auf keine Weise vermeiden kann. — Wir erinnern uns freilich hier einer zum Schutze der spinozistischen Ansicht ersonnenen Spielerei, die Manchen, der hiedurch nicht seine Denkkraft, sondern seine Trägheit zum Denken bewies, getäuscht hat; die Spielerei mit einer vorgeblichen Einheit des Gegensatzes, und wiederum einer höhern Einheit der Einheit und des Gegensatzes. Da wir einmal darauf gekommen sind, wollen wir das Manoeuvre nur gleich ins Unendliche fortsetzen. Also:

für zwei Entgegengesetzte a, b, heisse
ihr Gegensatz α; ihre Einheit β;
für die Entgegengesetzten α, β, heisse
ihr Gegensatz A; ihre Einheit B;
für die Entgegengesetzten A, B, heisse
ihr Gegensatz x; ihre Einheit y; u. s. w.

Man sieht, dass dies ins Unendliche geht. Die Lehre, worauf sich die gemachte Construction bezieht, vergisst klüglich

Digitized by Google

A, *x*, *y*, und alles Folgende; sie thut daran sehr wohl, denn der Fortgang ins Unendliche würde sogleich verrathen, dass nichts vereinigt, sondern eben nur mit Worten gespielt wurde; indem man sich erlaubte, Einheiten und höhere Einheiten nach Belieben zu *setzen*, anstatt sie zu beweisen, oder begreiflich zu machen; während schon der allererste Anfangspunct, der vorgebliche *reale Gegensatz*, eben deshalb ein Unding ist, *weil* er in Einem und ebendemselben gesetzt sein müsste, welches der klare Widerspruch selbst sein würde.* Gesetzt aber, man wolle trotz dieser handgreiflichen Unmöglichkeit sich doch die Fiction erlauben, aus den Begriffen *a*, *b*, *α*, *β*, ein solches System zu machen, wie etwa das *täuschende Phänomen* des Magneten darstellt, wobei

der Nordpol = *a*,
der Südpol = *b*,
deren Gegensatz = *α*,
deren Einheit = *β*;

gesetzt ferner, man erlaube sich, *α* und *β* wiederum in die Stelle von *a* und *b* zu rücken: so ist nun ganz unabweisslich, von einer Reihe sowohl das Gesetz als die Fortschreitung gegeben; ja es giebt nun *eben deswegen* eine höhere Einheit der Einheit und des Gegensatzes, *weil* beide letztern *als unter sich entgegengesetzt* betrachtet wurden, denn sonst wäre gar kein Bedürfniss, sie zu vereinigen, auch nur vermeintlich und fingirt vorhanden gewesen. Also ist nun *das ganze System* um eine Stelle weiter gerückt; und folglich muss es abermals fortschreiten, weil sich *A* und *B* verhalten wie *α* und *β*, d. h. weil sie wegen ihres Gegensatzes *x*, der sichtbar vor Augen liegt, man wolle ihn nun eingestehn oder nicht, wiederum begehren zur Einheit *y* zu gelangen; wobei sich denn das alte Spiel unfehlbar wiederholt. Genug davon!

Vorhin wurde bemerkt, man müsse verhüten, das Unbedingte

---

* *Schelling's* Bruno, S. 38 u. f. Aber hier will ich die Bemerkung nicht zurückhalten, dass in meinen Augen der Urheber des Irrthums weit weniger verantwortlich ist, als die, welche ihn begünstigen. Ein sehr lebhafter, sehr aufgeregter Geist ist vielen und grossen Täuschungen unterworfen; und man kann sich eben nicht wundern, wenn er sie enthusiastich verkündigt. Aber dass ein ganzes gelehrtes Publicum solche Täuschungen im Laufe vieler Jahre fortwährend hegt und pflegt, ist eine Schwäche der Kritik, oder der Empfänglichkeit, die sie vorfindet.

Digitized by Google

als eine Complexion von Merkmalen, die in ihm eine *wirkliche* Vielheit ausmachten, zu betrachten; welches soviel heisst als, *jedes Unbedingte ist an sich*, und wenn man jede Relation desselben zu einem andern Unbedingten (dergleichen sich *im allgemeinen* weder bejahen noch verneinen lässt) bei Seite setzt, — *sowohl innerlich als äusserlich absolut einfach.* Hiemit ist der erste Grundgedanke der wahren Metaphysik vestgestellt, um ihn aber zu finden, muss der Ursprung desselben nicht mehr gefühlt, sondern klar gedacht werden. Dies nun pflegt gerade umgekehrt statt zu finden. Die Entdeckung, dass den Dingen unbekannte Substanzen zum Grunde liegen, setzt in Verlegenheit; man glaubt sich verirrt, denn man sieht Nichts, wo doch etwas zu sehen gefordert wird; man sucht Auswege; man bläst zum Rückzuge. Aus dem Unbekannten soll die Mannigfaltigkeit der Erscheinung erklärbar sein; man setzt also in das Unbekannte soviel mannigfaltige Bestimmungen (*essentialia, attributa,* u. s. w.) als man zum Behuf der gesuchten Erklärungen zu brauchen gedenkt. Und von diesem Augenblicke an ist alles verdorben. Nun wird gegrübelt, gefühlt und phantasirt; es schürzt sich ein gordischer Knoten für Jahrhunderte.

Es ist nöthig, hier einer höchst seltsamen Uebertreibung zu erwähnen, die dem Begriffe des Unbedingten zu begegnen pflegt; ich meine seine Verwandlung in den des *Absolut-Nothwendigen.* Als ob das Sein nicht genügte, allem Bedingten den vesten Anknüpfungspunct darzubieten!

Diese Uebertreibung und Verfälschung rührt her von der Einbildung, das Seiende, bloss als solches, sei *zufällig.* *

Beinahe auf einen Schlag geschieht jenes Beides, dass die Dinge als veränderlich in allen ihren Merkmalen, und dass sie als beruhend auf einem unbekannten Substrat angesehen werden; denn eins wie das andre entsteht aus der Auflösung der Dinge in Merkmale, deren *jedes,* mit andern seiner Klasse (seines qualitativen Continuums) verschmolzen, nach den psychologischen Reproductionsgesetzen in sie hinüberfliesst; und welche *zusammen,* als Vieles, durch kein angebliches Band ver-

* Eine starke Amphibolie! Zufällig ist nicht *das* Seiende, (worauf dieser Begriff gar nicht passt;) sondern was zufällig ist, das ist *dem* Seienden, oder *für das* Seiende zufällig! Auch hier hat man Bezogenes und Beziehungspunct verwechselt.

bunden, der Einheit des Dinges entgegenstehn. Kann man sich nun alle Dinge anders denken, wie sie sind; und muss zugleich ein verborgenes Reales zu den Dingen hinzugedacht werden, als ihr Träger und als Ursprung ihrer Merkmale und Phänomene: so wird dieser ihr verborgener Grund das Wirkliche abscheiden von dem Möglichen; er wird die Dinge formen aus dem vorräthigen Stoff, der freilich nur in der Einbildung vorhanden ist. Denn sobald einmal der Fehler begangen worden, den wirklichen Dingen ihr Verhältniss zu den möglichen als ein reales Prädicat beizulegen, (obgleich die Möglichkeit, und alle Beziehung auf sie, nur in Gedanken existirt,) scheinen die Dinge in ihrem Sein zu schwanken, als ob sie ihrer Qualität nach müssten gehalten werden, um nicht etwas Anderes, eben sowohl Mögliches, zu werden. Dass nun der Gegensatz und die Stütze zu solcher Schwankung nur in dem Absolut-Nothwendigen kann gesucht werden, ist bekannt und einleuchtend. Dass aber dies Product alter Metaphysik zu den ganz verunglückten gehört, obgleich es bei den Theologen nur gar zu viel Beifall gefunden, — dies sollte ich ebenfalls hier als bekannt voraussetzen dürfen. Nothwendigkeit ist Unmöglichkeit des Gegentheils, und kann ohne Beziehung aufs Gegentheil gar nicht gedacht werden. Das wahrhaft Reale aber trägt gar keine Beziehung *in sich*, am wenigsten die auf sein Gegentheil; und es ist gerade deshalb weder zufällig noch nothwendig; sondern diese beiden Prädicate haben nur Sinn für unsre Vorstellungen, wenn wir das Gegentheil zu denken unternehmen. Uebrigens schliesst man gewöhnlich die Zufälligkeit aus den Veränderungen, weil man übereilt einräumt, es gebe wirklich im Realen selbst Veränderungen, und weil man den Widerspruch, der darin liegt, nicht zu behandeln versteht.

Anmerkung. I.

Kant's Antinomien sind nicht bloss der schönste Theil seiner Vernunftkritik, sondern zugleich eine der glänzendsten und geistreichsten Darstellungen, die jemals ein speculativer Denker unternommen hat; in dieser Hinsicht mit ihm zu wetteifern, wird stets ein gefahrvolles Unternehmen sein und bleiben. Man glaubt ein grosses Brennglas zu sehn, dessen Focus die sämmtlichen Strahlen der Welt, nachdem sie von den verschiedenen Systemen der Philosophie reflectirt werden, verdichtet,

Digitized by Google

und allen Irrthum der Meinung verflüchtigt. Die Sprache selbst ist in dieser Gegend der Vernunftkritik vortrefflich; man hört einen unermüdlichen Redner, der das Für und Wider, in der grössten aller Angelegenheiten des theoretischen Denkens, klar vor Augen legt, und mit einem Richterspruche salomonischer Weisheit endigt.

Von den Fehlern, die dabei sich eingeschlichen haben, ausführlich zu reden, wäre die Sache der Metaphysik. Hier bemerke ich nur kurz, dass solche Gründe, wie das Abgelaufensein einer unendlichen Zeit, oder die Unfähigkeit der Zeit, das Entstehen eines Dinges in irgend einem Augenblicke zu bestimmen, oder ein Verhältniss der Dinge nicht nur *im* Raume, sondern auch *zum* Raume, oder eine Forderung, der Materie die Unendlichkeit der möglichen Theilung gleich dem Raume zuzugestehn, als ob sie, trotz ihrer unleugbar veränderlichen Dichtigkeit, nichts anderes wäre als realisirter Raum, — denn doch gar zu seicht erscheinen in einer so wichtigen Untersuchung; da man dem Leser billig zutrauen sollte, er kenne die *Leerheit* des Raums und der Zeit, und wisse, dass diese zum Behufe unseres Vorstellens construirten, ganz vom Bedürfnisse des Denkens abhängigen Formen, schlechterdings kein Fundament irgend welcher Rückschlüsse abgeben können auf das, was wirklich ist, oder auch nur dafür gehalten werden soll.* Schlimmer als diese Fehler ist der Umstand, dass *Kant* sich von seiner falschen Causalitätslehre leiten liess; ja dass er bei der dritten Antinomie gar die Thesis mit der Antithesis verwechselte. Denn hier liegt die Freiheit, in dem Sinne, wie *Kant* sie an diesem Orte bestimmt, ganz auf der Seite der Antithesis; einestheils, weil sie, gehörig entwickelt, auf eine unendliche Reihe führt, (indem jede Selbstbestimmung eine Veränderung ist, und jede dieser Veränderungen, wenn man einmal die Freiheit voraussetzt, eine frühere Selbstbestimmung erfordert;) anderntheils, weil sie die Vestigkeit des Bodens untergräbt, auf welchem alle Naturerklärungen ruhen sollen. Man kann dieses kaum stärker ausdrücken, als *Kant* es

* Ich will nicht hoffen, dass man mir die Anwendungen der Mathematik, etwa auf Astronomie, oder gar auf Psychologie entgegensetze. *Bewegungen* der Sterne, und gewisse *Formen* des innern *Geschehens*, sind nicht das was ist, oder für seiend soll gehalten werden; das wäre die ärgste aller Verwechselungen.

Digitized by Google

am Ende der Anmerkung zur dritten Antithesis selbst gethan hat, wo er sagt: „Es lässt sich neben einem solchen gesetzlosen Vermögen der Freiheit, kaum noch Natur denken; weil die Gesetze der letztern durch die Einflüsse der ersten unaufhörlich abgeändert, und das Spiel der Erscheinungen, welches nach der blossen Natur regelmässig und gleichförmig sein würde, dadurch verwirrt und unzusammenhängend gemacht wird.“ Eine so grosse Wahrheit in einem Winkelchen der Anmerkung zur Antithese anbringen, heisst das Licht unter den Scheffel stellen; und kann nur von denen mit Consequenz gebilligt werden, die allenfalls auch einen frommen Betrug für erlaubt halten; wovon doch *Kant*, nach seinem ganzen Charakter, himmelweit entfernt war. Der Erklärungsgrund liegt vielmehr ganz in seiner praktischen Philosophie, die er für eine ursprüngliche Pflichtenlehre hielt.

Das schlimmste Resultat aus allen den im Einzelnen begangenen Fehlern ist der Umstand, dass eine Zerstreuung und Ablenkung von der Hauptsache hervorgebracht wird. Nicht die einzelnen Antinomien aber sind die Hauptsache, sondern das Recht der Thesis und Antithesis im allgemeinen. Bei *Kant* treten beide mit gleichen Ansprüchen auf; wäre dies gegründet, so könnte man eben so gut ihre Stellung umkehren, so dass die Antithese zur Thesis würde, und so rückwärts. In der That aber fühlte *Kant* sehr gut, dass die Antithese nur als Einspruch gegen das noch nicht klar genug nachgewiesene Recht der Thesis, und als Aufforderung, dies Recht darzuthun, angesehen werden könne. Dies nun kann im Einzelnen seine Schwierigkeiten haben. Wenn z. B. in Einem Zuge behauptet wird, die Welt sei im Raume *und in der Zeit* endlich: so ist die Thesis so unrichtig abgefasst, wie nur jemals eine richtige Forderung durch Beimischung einer unzulässigen verdorben werden kann; denn der Raum zwar ist ein Multiplicator des Sein, aber die Zeit multiplicirt nur Bewegungen, und in ihr zerfliesst das Geschehen, so dass eine Theilung zufällig in dasjenige hineinkommt, was an sich keine Theile hat: daher kann die Welt in der Zeit unendlich sein, während sie im Raume zwar nicht wie in einem Käfig eingesperrt, sondern beweglich und bald mehr bald weniger ausgedehnt ist, ohne dass doch jemals, für irgend einen bestimmten Zeitpunct, die *Unbestimmtheit* unserer, niemals vollendeten, Raumconstruction,

Digitized by Google

der *bestimmten Realität*, welche die Welt entweder hat oder zu haben scheint, als Prädicat angeheftet werden dürfte. — Wie dunkel nun aber auch wegen solcher Verwechselungen, wie die eben berührte, das Recht der Thesis scheinen möchte: so kann es doch im allgemeinen nie aufgegeben werden. Denn wir setzen einmal wirklich und unvermeidlich das, was wir erfahren; nur die Art der Setzung lässt sich verändern, ohne dass die Vestigkeit derselben im Ganzen leiden darf. Wir können einräumen, dass die Dinge nicht so sind, wie sie erscheinen; aber dass überhaupt Nichts sei, können wir nicht einen Augenblick glauben. Ich sage: *glauben;* und bin wohl damit zufrieden, wenn man sich hier an *Jacobi* erinnert, so wenig auch die theoretische Bestimmung dieses Glaubens bei Jacobi von Fehlern und Verwechselungen frei ist. Haben wir nun das Bedingte für unbedingt, den mittlern Theil des Gebäudes für das Fundament gehalten, so mag man uns diesen Irrthum zeigen; wir suchen alsdann eine tiefere Stelle, bis wir diejenige finden, die an sich vest ist. Aber eine Antithesis, welche das Veste in die Unendlichkeit hinaus entfernt, raubt uns den Boden ganz und gar, und vermengt Gedankendinge mit dem Realen. Zu sagen, die wahre Substanz, die erste Bedingung, liege in unendlicher Entfernung, ist völlig gleichbedeutend mit der Behauptung, alles in Gedanken Erreichbare sei bedingt; und dies heisst: *Alles ist Nichts*. Es ist nicht hier mein Amt, den metaphysischen Begriff des *Sein* zu entwickeln, der sich gar nicht dehnen, strecken, mit Grössenbegriffen amalgamiren lässt; aber was von *unseren Vorstellungen* des Unendlichen zu halten sei, *das* wenigstens muss der Leser, der mir bis hieher folgte, ohne meine Hülfe sich selber sagen können. Es mag nun wohl Leute geben, die von *demjenigen* Unendlichen reden, welches *sie sich, indem sie davon reden, nicht vorstellen:* diesen aber gestehe ich meinerseits nicht folgen zu können.

Anmerkung II.

Zu den auffallendsten Erscheinungen in *Kant's* Vernunftkritik gehört die verschiedene Behandlung des *Unbedingten* (im Gegensatze des Bedingten), und der *Noumene* (im Gegensatze der Phänomene): besonders der Mangel an Verbindung zwischen den beiden, hieher gehörigen Theilen des nämlichen Werkes. Obgleich ich mich hier in die Fragen nach der richtigen Struc-

Digitized by

tur der allgemeinen Metaphysik nicht tief einlassen kann, vielmehr die Aufmerksamkeit des Lesers desto mehr in Anspruch nehmen muss, je kürzer ich mich fasse: so wird es doch nicht überflüssig sein, auf jenen Punct wenigstens hinzuweisen.

In der Abhandlung von den Phänomenen und Noumenen nennt *Kant* den letztern Begriff bloss problematisch, denn er sei zwar nicht widersprechend, vielmehr zur Beschränkung der sinnlichen Erkenntniss unentbehrlich, allein die Möglichkeit der Noumene sei gar nicht einzusehen; und der *Umfang ausser der Sphäre der Erscheinungen sei für uns leer;* so dass sich gar kein Object der Erkenntniss in ihn setzen lasse.

Dieser Ausspruch ist für *Kant's* theoretische Lehre vollkommen consequent, und charakteristisch. Wenn ich hierin von ihm abweiche; so geschieht es deswegen, weil ich aus den Widersprüchen in den Erfahrungsbegriffen weiss, dass man, um nur sie selbst denken zu können, nothwendig über sie hinausgehen muss; daher die Noumene, oder einfachen Wesen, nun zwar ihrer innern, und ursprünglichen Qualität nach gerade so unbekannt bleiben, wie *Kant* sie wollte; aber nichts desto weniger doch irgend eine Qualität derselben oder vielmehr verschiedene, ja zum Theil entgegengesetzte Qualitäten der verschiedenen Noumene, angenommen werden müssen; weil sonst die anscheinende Existenz der Sinnenwelt schlechthin unmöglich wäre. Was übrigens die Möglichkeit der Noumene anlangt: so ist die Frage darnach widersinnig; denn Möglichkeit ist niemals real; (dies sagen schon die Worte;) sondern was wir *reale Möglichkeit* zu nennen pflegen, ist selbst nur ein Ausdruck, der sich aufs *Geschehen*, nicht aufs *Sein* bezieht. Dies Beides wohl zu unterscheiden, ist für alle metaphysische Einsicht eine Grundbedingung. Real möglich nennen wir dasjenige Geschehen, dessen Grund im Realen kann angetroffen werden.

Der Gegensatz nun zwischen dem Sein und dem Schein ist derjenige, welcher uns in unserm Denken die Pforte der Metaphysik öffnet. Der Schein ist gegeben; darum müssen wir das Seiende setzen, und dergestalt bestimmen, dass aus unsern Vorstellungen von dem was erscheint, die Ungereimtheit verschwinde. In diesem Gegensatze liegt nichts Verführerisches; Niemand wird darum, weil er das Sein zufolge des Scheins setzt, sich einbilden, das Scheinen sei eine wesentliche Eigen-

Digitized by Google

schaft des Seienden; oder, der Gegensatz zwischen beiden hafte als eine wirkliche Bestimmung an und in dem Seienden. Denn es wäre die klärste Ungereimtheit, den Schein, das Widerspiel des Sein, in das letztere irgendwie als eine innere Bestimmung desselben einwickeln zu wollen. Alle wahre Erklärung der Sinnenwelt muss vor allen Dingen die Probe bestehn, dass sie das Scheinen als *rein zufällig* fürs Sein darstelle.

Allein auf einen ganz andern Weg gerathen wir dort, wo vom Unbedingten geredet wird. Dieses soll zwar auch das Reale, das Seiende, die Welt der Noumene, bedeuten. Aber der Ausdruck, und die Verbindung, worin man ihn braucht, legt den Begriff in die Reihe des Bedingten, welche von ihm anfangend ohne Schwierigkeit soll fortlaufen können. Die Meinung ist hier nicht bloss, wie vorhin, dass *wir* im Laufe unseres Denkens, dem psychologischen Mechanismus zufolge, vom erscheinenden Bedingten zum realen Unbedingten fortschreiten: sondern, dass wirklich das Unbedingte an sich das Bedingende sei, als ob diese Verknüpfung nicht bloss zufällig wäre, sondern in der Natur des Unbedingten läge. — Eine Metaphysik, die, wie die vorkantische, — und wohl auch diese oder jene seit *Kant*, — sich einer solchen Täuschung hingiebt, hat den Faden des psychologischen Mechanismus und seiner Vorstellungsreihen nicht abgeschnitten; die Gedanken gehen in ihr nicht wie sie sollen, sondern wie sie müssen. Es ist aber klar, dass, um zur Metaphysik zu gelangen, wir gegen den natürlichen Lauf unserer Vorstellungen wenigstens eben so viel Gewalt ausüben sollten, wie die Geometrie thut, indem sie aus dem uns vorschwebenden Raumbilde die einzelnen Dimensionen desselben heraussondert; und, wiewohl niemals wirklich die Vorstellung einer Fläche ohne Dicke, einer Linie ohne Breite, uns gelingen kann, gleichwohl fordert, dass man so denke, als ob man dergleichen Vorstellungen zu Stande gebracht hätte, indem man das Ungehörige bei Seite setzt und ihm keinen Einfluss gestattet.

Dem analog, *soll* das Unbedingte so bestimmt werden, *als läge es in gar keiner Reihe*, (ausser in wiefern wir es aus guten Gründen absichtlich wiederum in sorgfältig construirte Reihen einführen,) keineswegs aber soll der psychologische Mechanismus in der Metaphysik sein Spiel treiben; so gewiss es auch

Digitized by Google

ist, dass unsere Vorstellungen des Unbedingten auf mancherlei Weise mit unseren übrigen Vorstellungen reihenförmig verwebt sind, indem *wir* vom Bedingten zum Unbedingten fortzuschreiten uns bemühen. Sobald daraus für uns ein Trugbild entsteht, muss dies durch die speculativen Maximen appercipirt, und verbessert werden. Die Speculation erfordert nicht weniger Selbstbeherrschung, als die Moralität.

Was ist aber bei *Kant* aus jenem Unbedingten geworden? Ein regulatives Princip des Fortschreitens und *Suchens*, gleichsam zu einem unendlich entfernten Puncte, den wir zwar niemals erreichen können, doch so, dass wir die Richtung wissen, die zu ihm führen würde. Man vergleiche nun den achten Abschnitt der Antinomienlehre mit der vorhin angeführten Lehre von Phänomenen und Noumenen. Dort wurde ein absoluter Stillstand an der Grenze des Sinnlichen streng geboten; indem die Gegend der Noumene gleichsam ein leerer Raum sei, in welchem man gar nichts finden könne, *gar nichts suchen dürfe;* hier hingegen schwebt die Sinnenwelt in dem Umkreise eines mannigfaltigen Unbedingten;* etwa wie unser Sonnensystem in der Mitte der Fixsternkugel, die uns den wichtigen Dienst leistet, Richtungslinien dorthin zu ziehen, und uns mit ihrer Hülfe zu orientiren.

Anmerkung III.

In den letzten beiden Paragraphen habe ich gesucht, diejenigen Thätigkeiten und Producte psychologisch zu erklären, welche man vorzugsweise der sogenannten theoretischen *Vernunft* zuzueignen pflegt. Damit nun hieraus der Zustand des vernünftigen Menschen, wie wir ihn in der wirklichen Welt anzutreffen pflegen, begreiflich werde, muss man nebenbei noch Folgendes bedenken:

Erstlich, auch diejenigen, welche sich von selbst nicht zu den Vorstellungen des Unendlichen und Unbedingten erheben würden, empfangen in der gebildeten Gesellschaft irgend einen Unterricht, der sie dahin weiset. Daraus entstehn Meinungen, die unaufhörlich zwischen den mehr und minder selbstständig Denkenden umhergeworfen, und oftmals durch die Absicht, sie zu lehren und zu verbreiten, in Form und Materie bestimmt werden. Mit ihnen verbindet Jeder, wie er eben kann, seine Erfahrungen, seine Vorstellung von Sich, und seine Gefühle;

Digitized by Google

darnach richtet sich seine Apperception alles dessen, was er ferner sieht, hört, und selbst bedenkt. — Je mehr aber in der Gesellschaft die Wichtigkeit der Meinung erkannt wird: desto mehrere giebt es, die ihr nachstellen und sie zu erobern suchen; desto mehr hüten sich die Einzelnen, ihr Meinen hinzugeben; desto mehr wächst die eingebildete Selbstständigkeit des Denkens, und verschwindet die wahre Gelehrigkeit. Darüber verliert sich das Lehren; an seine Stelle tritt Geschwätz, das nur begehrt im Strome der Meinung vorübergehende Strudel hervorzubringen. Und nun giebt es Perioden der Herstellung des Bessern, mit grossen Wechseln und Ungleichheiten.

Zweitens, äusserst selten findet sich Einer, der sich selbst genug beherrscht, um theoretische Untersuchungen rein zu halten von Rücksichten auf das, was praktisch wichtig scheint. Daher müssen die allermeisten Lehrmeinungen über das Unendliche und Unbedingte, in so fern sie psychologische Phänomene sind, dem grössten Theile nach aus Nebenrücksichten erklärt werden; und nur durch eine wissenschaftliche Abstraction sind sie im Vorhergehenden davon getrennt worden. Diese Abstraction aber ist die allernothwendigste, wenn man zur Wahrheit gelangen will. Mit falschem Gewicht und falscher Wagschaale wägen alle diejenigen, welche vor der Untersuchung voraus schon *wünschen*, dass etwas *wahr sein möge*.

§. 150.

Wir haben noch von demjenigen zu reden, was man *praktische Vernunft* nennt.

Ehe wir diesen wichtigen Gegenstand selbst vornehmen, wird es nöthig sein, das zusammenzustellen und zu ergänzen, was oben (§. 104 u. f.) über das Begehren gesagt worden.

Die einfache Begierde ist nichts anderes als eine Vorstellung, die wider eine Hemmung aufstrebt. Hiebei wird aber vorausgesetzt, dass noch irgend eine andre Kraft im Spiele sei; weil sonst auf die Hemmung ein Sinken erfolgen müsste.

Bei den gewöhnlichen thierischen Begierden ist ohne Zweifel diese andere Kraft eine physiologische. Da überhaupt leibliche und geistige Zustände zusammengehören, (wovon mehr im folgenden Abschnitte,) so halten sich, ja erheben sich wider eine vorhandene Hemmung diejenigen Vorstellungen, denen die Bedürfnisse des Leibes entsprechen. Diesen Gegenstand setzen wir bei Seite; man wird ihn verfolgen können, sobald

Digitized by Google

die Verbindung zwischen Leib und Seele zuvor wird in Betracht gezogen sein.

Der einfachste, rein psychologische Grund, aus welchem eine Begierde entstehen kann, ist eine Verschmelzungs- oder Complicationshülfe (§. 57 u. f.). Es sei *a* mit *α* complicirt, es werde *a* eben jetzt durch eine gleichartige neue Empfindung oder Wahrnehmung reproducirt; und zugleich sei im Bewusstsein die Vorstellung *β* dem *α* entgegengesetzt; so wird *α* zugleich gehoben und zurückgedrängt. Ein unangenehmes Gefühl ist davon die nächste Folge; in wiefern aber *α* wider die Hemmung wirklich ansteigt, ist es Begierde. Diese mag freilich schwach und von kurzer Dauer sein, wenn keine weitern Bestimmungen hinzukommen; weil sich das Gleichgewicht sehr leicht herstellen kann. Aber gleichwohl ist dies das erste Element, von dem man ausgehn muss.

Schon deutlicher wird die Begierde hervortreten, wenn die dem *a* gleichartige Wahrnehmung sich häufig und schnell nacheinander wiederholt, wodurch jedesmal von neuem *α* einen Stoss bekommt. Noch deutlicher wird die Sache werden, wenn nicht bloss eine, sondern mehrere Complicationshülfen zusammenwirken. So begehrt man sehr merklich, und manchmal schmerzlich, das, was in einer bekannten Umgebung an dem Gewohnten fehlt. Es darf nur ein Stuhl in einem Zimmer an der Wand fehlen: sogleich treiben alle Gegenstände in der Stube die Vorstellung des Stuhles hervor, während die Auffassung der leeren Wand sie hemmt. Nachdrücklichere Beispiele bieten sich in Menge dar, sie sind aber zu bekannt, um angeführt zu werden.

Doch auch unter diesen Umständen wird die Begierde oftmals so flüchtig sein, dass man ihrer kaum inne wird. Soll sie das Gemüth einnehmen, es anhaltend beschäftigen, und sich in einer Reihe von Handlungen zeigen: so muss das vorbeschriebene Ereigniss ein gehöriges Verhältniss zu den sämmtlichen, während einer gewissen Zeit im Bewusstsein wirksamen Vorstellungen haben. Mit einem Worte: die Begierde muss in Verbindung stehn mit den *Reihen* von Vorstellungen, die sich so eben im Bewusstsein abwickeln. Und hier werden wir denn noch einmal zurückgeführt zu der, an wichtigen Folgerungen so fruchtbaren, Theorie von den Reihen (§. 112).

Man denke sich demnach eine Reihe *a, b, c, d, e,* u. s. w. Dass jede dieser Vorstellungen ein eignes Gesetz hat, die vor-

Digitized by Google

hergehenden und die nachfolgenden zu reproduciren, weiss man aus §. 112; man weiss auch, dass die Reihe in derselben Folge, und, wenn das Ereigniss ganz ungestört von Statten geht, sogar mit demselben Rhythmus wieder hervortreten muss, als worin sie gegeben war. Allein hier müssen wir eine andere Seite des nämlichen Gegenstandes zur Betrachtung darbieten. *Man überlege die verschiedenen Geschwindigkeiten der sämmtlichen Verschmelzungshülfen, welche a, b, c, und d, anwenden können, um e zu heben.* Weil *d* minder als *c*, *c* minder als *b*, *b* minder als *a* gehemmt war, indem *e* mit diesen allen verschmolz (§. 112), und nach der Grösse der Verschmelzungshülfen die Geschwindigkeit des Wirkens sich richtet; weil ferner (§. 87) die Hülfen nicht addirt werden dürfen, wenn von der Geschwindigkeit, die sie bestimmen, die Rede ist, so folgt, dass *e* am geschwindesten von *d*, minder geschwind von *c*, noch minder geschwind von *b*, u. s. w. kann gehoben werden.

Wir nehmen nun an, die Reihe *a*, *b*, *c*, *d*, *e*,... reproducire sich, und zwar dergestalt, dass jede einzelne dieser Vorstellungen theils durch die Hülfen der andern, theils auch durch eigne Kraft hervortrete. — Jetzt aber, indem *e* sich hebt, finde dasselbe ein Hinderniss irgend welcher Art. Dies Hinderniss wirkt zunächst nur auf *e* selbst, und auf die Hülfe der nächstvorhergehenden Vorstellung *d*. Denn die frühern Vorstellungen *c*, *b*, *a*, konnten die Geschwindigkeit von *e* nicht mit bestimmen, weil sie zu langsam wirken. Die Hülfen, die sie leisten können, hatten nicht Zeit anzulangen, wenn das, was zu wirken sie fähig waren, schon ohne sie geschwinder geschah; und eben dieses war der Fall, wegen der rascheren Hülfe des *d*. — Allein das eingetretene Hinderniss hemmt das Steigen des *e*, und die dazu mitwirkende Hülfe von *d*. Hiedurch gewinnt *c* die nöthige Zeit, um seinen langsameren Beistand zu geben. Und nachdem schon die eigenthümliche Geschwindigkeit der Hülfe von *d*, aufgehalten ist: müssen nunmehr allerdings die beiden Kräfte addirt werden, welche von *d* und von *c* herrühren; denn es kommt jetzt darauf an, die Stärke zu finden, welche beide gemeinsam dem Hinderniss entgegenstellen. — Es sind hier zwei Fälle möglich. Entweder, das vereinte Streben von *c*, *d*, und *e* bringt das Hinderniss zum Weichen; dann gelangen *b* und *a* nicht mehr zum Wirken. Oder, das Hinderniss beharrt dennoch: so kommt nun die Hülfe von *b*

Digitized by Google

noch zeitig genug; ja wenn auch diese, mit jenen vereint, die Hemmung nicht hebt, so trägt auch *a* noch das Seinige bei, um *e* zum Steigen zu bringen. Und dieses geht so fort, indem man die Reihe rückwärts durchläuft, wie lang dieselbe auch sein möge.

Was ist das Resultat von dem allen? Dass die *Spannung des Begehrens immer wächst,* bis entweder Befriedigung eintritt, oder *bis alle Kräfte der Verbindungen des e nur Eine Summe ausmachen.* Hiezu können sogar die nachfolgenden Vorstellungen *f, g, h,* u. s. w. noch beitragen, in so fern sie durch *d, c, b,* u. s. w. veranlasst, ins Bewusstsein treten, und nun jene rückwärts gehende Wirkung ausüben, die gleichfalls aus §. 112 bekannt ist.

Wir haben ein Resultat *a priori* abgeleitet, welches in der gemeinen Erfahrung sehr bekannt ist; und welches man in derselben, bei vorausgesetzter Verbindung zwischen Seele und Leib, sehr leicht wieder erkennen wird.

Einige unsrer Handlungen nämlich können ohne merkliches Hinderniss geschehen, z. B. die Bewegungen des Augapfels und der Sprachorgane; andre erfordern das Heben und Bewegen einer schweren und trägen Masse, oder auch eine gewaltsame Anspannung der Muskeln, z. B. Springen und Laufen, besonders aber das Stossen und Fortführen fremder Körper, das Tragen von Lasten u. s. w. Jene ersteren Handlungen geschehen beinahe ganz unvermerkt; sie sind unmittelbar begleitende Zustände für unsre Vorstellungen, deren Lauf dadurch nicht abgeändert wird. Allein die andern wirken in dem Maasse ihrer Schwierigkeit dahin, dass wir uns *anstrengen,* und *immer stärker* anstrengen, bis die Ausführung entweder gelingt oder ganz aufgegeben wird, indem ein schmerzliches Gefühl an die Stelle des Begehrens tritt. Liegt etwa diese Anstrengung bloss in Nerven und Muskeln? Wie sollte sie doch in diesen zu Stande kommen, hätte sie nicht zuvor in der Seele selbst stattgefunden!

Die Anstrengung, sie sei nun rein geistig, oder zugleich auch körperlich, wird immer desto stärker sein, je grösser und je durchgreifender die Stockung, welche das Hinderniss in dem Kreise der Vorstellungen verursacht. Denn desto grösser wird die Summe aller angeregten Verbindungen, und aller zusammenwirkenden Hülfen. Wir haben vorhin nur eine einzige Vorstellungsreihe genannt; es versteht sich, dass man dieses

Digitized by Google

ausdehnen müsse auf alle nur möglichen Verflechtungen vieler Reihen untereinander.

Man bemerke ferner, dass es hiebei ganz unbestimmt bleibt, *welche*, und wie viele Vorstellungen zu der Energie des Begehrens beitragen werden; indem nur die, deren zufällige Verknüpfung es nun gerade mit sich bringt, in Spannung versetzt werden. Daraus kann man sich nun sehr deutlich erklären, wie die gemeine Psychologie dazu kommen konnte, ein Begehrungsvermögen anzunehmen, das vom Vorstellungsvermögen verschieden sein sollte. Jenes schien unabhängig von diesem, weil das Objective unserer Vorstellungen, das *Vorgestellte*, für die Energie des Begehrens fast gleichgültig ist. In der vorstehenden Theorie haben wir uns um die *Objecte* der Vorstellungen *a, b, c, d, e,* gar nicht bekümmert, sondern bloss um die *Art der Verschmelzung*; diese aber hängt noch weit mehr von der Zeitordnung, worin die Vorstellungen einander im Bewusstsein begegneten, als von der Qualität des Vorgestellten ab.

Man bemerke weiter, dass, indem die Begierde vor dem Hinderniss wie ein Strom vor einem Damme anschwillt, zugleich alle die Folgen zu erwarten sind, zu welchen die Ansammlung vieler Vorstellungen im Bewusstsein Gelegenheit geben kann. Gesetzt, mehrere Reihen, *a, b, c, d, e,* und *A, B, C, D, e,* und *α, β, γ, δ, e*, und wie viele sonst, in denen allen *e* vorkommt, seien durch das Hinderniss in Spannung gesetzt, — es mögen auch von jedem Gliede jeder Reihe noch Seitenreihen in Menge auslaufen, — so sind sie zugleich im Bewusstsein angehäuft und vestgehalten; sie verschmelzen also mit einander, wenn sie nicht schon zuvor unter sich verknüpft waren; ja es entstehn die Folgen, welche im §. 125 angedeutet worden; kurz, alles, was aus der gegenseitigen Durchdringung der Vorstellungen nur entstehn kann. Also sind die Hindernisse, welche den ablaufenden Vorstellungsreihen zustossen, höchst wichtige *Bildungsmomente* für das Individuum, dem sie begegnen.

Auch dieses ist in der Erfahrung bekannt. Wer weiss es nicht, dass die Schwierigkeiten, mit welchen der Mensch zu kämpfen hat, seine Schule sind? Dass eben durch sie, das Schicksal jeden Einzelnen auf eine besondere Weise erzieht?

Sehn wir wieder auf die gewöhnliche Lehre von den Seelenvermögen: so zeigt sich hier das scheinbare Causalverhältniss,

Digitized by Google

nach welchem das Begehrungsvermögen Einfluss haben soll auf das Vorstellungsvermögen.

Man bemerke endlich, dass die Begehrung sich nur *in der Vorstellungsmasse* ausbilden kann, zu welcher die gehinderte Vorstellung gehört. Denn weiter reichen ihre Verbindungen nicht. Daher das Phänomen, dass es gleichsam in Einer Gegend der Seele stürmen kann, während eine andre ruhig bleibt; dass der Mensch von einer heftigen Begierde gepeinigt, dennoch in sich die Kraft finden kann, sich zu mässigen; ja, dass die Mässigung leicht wird, — dass die Besserung eines sehr Verdorbenen noch möglich ist, — wenn man nur einen etwas anhaltenden Wechsel der Vorstellungsmasse im Bewusstsein zu bewirken vermag.

In dem Vorstehenden haben wir den Cirkel ganz unberührt gelassen, in welchem das Begehrte sich mit dem Guten und dem Angenehmen drehen würde, wenn jene ältere Philosophie Recht hätte, nach welcher man das, was *sub specie boni* vorgestellt wird, begehrt, und dagegen verabscheut, was man *sub specie mali* vorstellt. Es ist hievon schon oben §. 108 die Rede gewesen, und wir werden noch mit Wenigem darauf zurück kommen. Hier wolle der Leser in Beziehung auf das Nächstvorhergehende sich erinnern, dass dabei durchaus kein Unterschied des Angenehmen und Unangenehmen zum Grunde gelegt ist; welches auch um so weniger geschehn durfte, weil Erfahrungen genug vorhanden sind, nach welchen oftmals sogar das Unangenehme begehrt wird.

Jetzt aber dürfen wir nicht länger säumen, uns der praktischen Vernunft, unserm eigentlichen Gegenstande, zu nähern; die selbst eine Art von Begehrungsvermögen zu sein scheint, wenn man sie nicht lieber als eine Regel betrachten will, wornach die vorhandenen Begehrungen sich richten sollen. Eine Frage, womit die Freunde der Seelenvermögen wohl Ursache haben, sich ernstlich zu beschäftigen. Denn es ist gar nicht einerlei, ob man die praktische Vernunft, als oberes Begehrungsvermögen, noch neben dem niedern hinstellt, so dass dadurch die Menge der ursprünglichen Begehrungen wachse: oder ob man eine Vernunft annimmt, die selbst nichts begehrt, wohl aber sich auf die vorhandenen Begehrungen bezieht, so dass für diese eine Regel entsteht, der sie sich unterwerfen müssen. *Kant*, mit seiner richtigen Behauptung, kein Sitten-

Digitized by Google

gesetz könne eine Materie des Begehrens angeben, befand sich eigentlich im zweiten Falle; er gerieth aber leider wieder in den ersten hinein, indem er durch den kategorischen Imperativ der Vernunft ein gebieterisches Ansehen gab, während er die ästhetischen Urtheile über das Begehren, deren Charakter die höchste Ruhe und Gelassenheit ist, gänzlich verfehlte.

Doch wir müssen vermeiden, gleich Anfangs vom Sittlichen zu reden. Denn wiewohl dieses als das wichtigste und schönste Erzeugniss der praktischen Vernunft anzusehen ist, so ist es doch weder das einzige noch das früheste. Man blättere im Homer, oder in den Sammlungen alter Sittensprüche; es wird sich bald entdecken, wie dünn die eigentlich moralischen Sentenzen unter den Maximen gemeiner Klugheit mit eingestreut sind.

Das allgemeine psychologische Problem: *wie überhaupt Maximen sich bilden können?* scheint bisher nicht sonderlich beachtet zu sein. Wenigstens so leicht ist es nicht, dass man es schlechtweg wie eine Anwendung des logisch allgemeinen Denkens auf die Willkür ansehn dürfte. Wenn im gewöhnlichen Unterrichte Maximen gelernt und gelehrt werden: dann pflegt man wohl erst zu glauben, die Maximen seien Triebfedern des Willens; hintennach sich zu wundern, dass die treibende Kraft nichts wirkt. Aber in solchem Falle sind die Worte, welche von Seiten des Lehrers ein *allgemeines Wollen* ausdrückten, für den Schüler in blosse *theoretische allgemeine Begriffe eines möglichen Wollens* übergegangen, womit dessen wirkliches Begehren in gar keiner Verbindung steht. Daher sind auch alle Schlussfolgen in der Moral gehaltlos, wenn nicht die Obersätze ein wirklich vorhandenes Wollen bezeichnen, das alsdann gleich einem Gedanken durch die Untersätze in die Conclusionen hinübergeht.

Das allgemeine Wollen muss auf ähnliche Weise zu Stande kommen, wie das allgemeine Denken. Also zuerst müssen solche Vorstellungen, die im Zustande des Begehrens sich befinden, und zwar ihrer viele ähnliche, untereinander verschmelzen; dann muss das Verschmolzene auf dem Wege der Urtheile bestimmt und begrenzt werden. Jenes nach Analogie der §. 121, 122, dieses gemäss dem §. 147.

Allein der Zustand des Begehrens ist ein flüchtiger, und gar nicht wesentlicher Zustand der Vorstellungen; wie können

Digitized by Google

daraus beharrliche Maximen entstehn? — Diese Frage erfordert nunmehr eine ausführliche Untersuchung.

Bevor wir dieselbe eröffnen: ist vielleicht für einige Leser nöthig zu erinnern, dass wir hier nicht von den bedingt gestellten Imperativen der Klugheit reden, die unter die Formel fallen: wenn Jemand den Zweck will, so muss er auch die Mittel wollen. Die Frage nach der psychologischen Möglichkeit, dass man Mittel versuche, um das Begehrte zu erreichen, würde uns noch einmal nöthigen, zu den Reihen der Vorstellungen zurückzugehn; wir überschlagen diese Frage, und beschäftigen uns mit den Maximen. Wie lange es aber noch zweifelhaft ist, ob man den Zweck wolle, so lange ist noch gar keine Maxime als solche vorhanden. Indem Jemand eine gewisse Regel zu seiner Maxime erhebt, will er wirklich den Zweck, worauf die Regel zielt. Dieses Wollen nun ist kein vorübergehendes Begehren, sondern es liegt darin der Charakter der Stetigkeit und Allgemeinheit. Was aber die Mittel anlangt, deren die Maxime vielleicht als Bedingungen erwähnt, unter denen der Zweck zu erreichen sei, so kümmern uns diese hier gar nicht; wir haben es bloss mit der Activität, mit dem Triebe zu thun, den die Maxime ausspricht.

Und jetzt vergegenwärtige man sich den Zustand des Begehrens, so wie derselbe im §. 104, und im Anfange *dieses* §. beschrieben worden. Man wird sehn, dass der erwähnte Zustand etwas Vorübergehendes ist, während die Vorstellungen selbst bleiben; dass also das Begehren, in seiner einfachsten Gestalt, nichts solches ist, welches könnte in irgend einer Verschmelzung aufbehalten werden. Eine Vorstellung, die in einem Augenblick ein Begehrtes bezeichnet, verliert vielleicht diese Bestimmung im nächsten Moment; ihr Object ist jetzt gleichgültig, und abermals im folgenden Augenblicke vielleicht ein Gegenstand des Widerwillens. Etwas so Wandelbares kann den Inhalt praktischer Maximen nicht darbieten.

Eben so flüchtig sind die Affecten (§. 106), und daher eben so untauglich, Maximen zu stiften; wiewohl sie sehr füglich die Gegenstände werden können, *worüber* in praktischen Grundsätzen etwas angeordnet wird. Dann liegt aber das thätige Princip der Maximen in höhern, appercipirenden Vorstellungsmassen, die wir im §. 126 u. f. beschrieben haben.

Es bleiben noch die Leidenschaften, die Gefühle des Ange-

Digitized by Google

nehmen und Unangenehmen im strengen Sinn, (denen man die Lustgefühle des §. 87 *in dem Falle* zugesellen muss, wenn die Bedingungen derselben auf beharrliche Weise an den Objecten haften,) und die ästhetischen Urtheile. Jede dieser Arten des Vorziehens und Verwerfens wirklich ergiebt Maximen.

Zuvörderst die Leidenschaften. Sie sind nach §. 107 bleibende Dispositionen zu Begierden, die in der ganzen Verwebung der Vorstellungen ihren Sitz haben. Aus ihnen also kömmt ein häufiges, gleichartig sich wiederholendes Begehren; welchem gemäss die übrigen Vorstellungen sich stets auf ähnliche Weise fügen und schicken. Nimmt man hiezu die Wiedererweckung der ähnlichen Vorstellungen, und ihre Verschmelzung: so sieht man wohl, wie nach und nach ein Wollen entstehe, bei welchem die Umstände des Zeitmoments im einzelnen Fall, oder die Bestimmungen eines einzelnen Gegenstandes, sich beinahe aus dem Bewusstsein verlieren neben dem Gleichartigen aller der Fälle, in denen die Leidenschaft wirkte und sich befriedigte. Der Zustand des durch diese Leidenschaft aufgeregten Gemüths gleicht also dem Denken eines rohen allgemeinen Begriffs in *dem* Puncte, dass auch hier eine Totalkraft vorhanden ist, in welcher verworrener Weise viel Ungleichartiges verschmolzen liegt, das von dem Gleichartigen grossentheils erstickt wird. Der Mensch, der bekennt, dass er die Karten liebe, drückt hiemit auf einmal alle die verschmolzenen Strebungen aus, die er zu verschiedenen Zeiten, spielend mit verschiedenen Personen, vielleicht spielend verschiedene Spiele, empfunden hat; und die nun so verschmolzen wieder erwachen, dass in ihnen das Streben, mit den Karten beschäftigt zu sein, vorherrscht, die besondern Bestimmungen irgend eines Kartenspiels und irgend welcher Mitspieler dagegen kein Gewicht haben.

Kaum bedarf es der Erinnerung, dass das hier Gesagte auf jede Lieblingsbeschäftigung passt. Aber etwas Leidenschaftliches ist wirklich auch in jeder Lieblingsbeschäftigung, in wiefern es nämlich Ueberwindung kostet, sich von ihr zu trennen.

Eine andre, reiche Quelle gleichartig sich wiederholender Begehrungen sind die Gefühle des Angenehmen und Unangenehmen, in dem Sinne des §. 108. Aber hier stossen wir auf einen der allerdunkelsten Gegenstände in der ganzen Psychologie, obgleich auf einen der bekanntesten, gewöhnlichsten

und in Ansehung dessen die Gewohnheit es meistens gar nicht zu einer Frage kommen lässt. — Nicht als ob es schwer wäre, das *Allgemeine* der Maximen zu erklären, die aus den erwähnten Gefühlen entspringen; sondern weil die ganz unbezweifelte Thatsache, dass wir das Angenehme begehren und das Unangenehme fliehen, unsern Blick in eine Tiefe hineinleitet, zu der wir kein Licht, oder doch nur einen äusserst schwachen, und mühsam zu gewinnenden, Schimmer mitnehmen können. Nach gemeiner Psychologie freilich wäre hier mit einem Einflusse des Gefühlvermögens auf das Begehrungsvermögen alles abgethan. Und eben darum wollen wir wenigstens die Dunkelheit der Stelle kenntlich machen, über die man so leicht hinwegzuschlüpfen pflegt.

Was die Thatsache selbst anlangt, so hat schon *Locke* darauf aufmerksam gemacht, dass man sie zwar nicht leugnen, aber sehr beschränken müsse. Im 21sten Capitel des zweiten Buchs entwickelt er, dass durch jene Gefühle zwar ein Verlangen, aber noch nicht der Wille bestimmt werde; eine Unterscheidung, auf die wir bald kommen wollen. Den letztern, meint er, treibe vielmehr der Verdruss, oder die Unzufriedenheit; und hiedurch scheint er ein solches, mit dem Gefühle der *Unlust* verbundenes, Streben der Vorstellungen anzudeuten, wie wir im §. 104 beschrieben haben. Also liegt darin die schon bekannte Bemerkung, dass bei weitem der kleinere Theil unseres Begehrens von den Gefühlen des Angenehmen und Unangenehmen, (die von denen der Lust und Unlust schon oben unterschieden wurden,) abhänge. Dennoch ist dieser kleinere Theil vorhanden, und sehr wichtig; ja das Räthsel liegt gerade in dem Verlangen, von welchem *Locke*, noch etwas zu allgemein, zugesteht, dass es mit jedem Gefühl jener Art verbunden sei.

Das eigentlich Dunkle jedoch hat seinen Sitz ursprünglich in der Natur des Angenehmen und Unangenehmen selbst. Wir können dieses eben nur fühlen, nicht aber es zersetzen in Begriffe, noch durch die letzteren es mit Sicherheit nachconstruiren. Darum entzieht sich uns auch der Anfang und Ursprung derjenigen Bewegung des Gemüths, die wir als ein Verlangen nach dem Angenehmen, als ein Wegwünschen des Unangenehmen, aus der Erfahrung kennen.

Nur aus Untersuchungen über gewisse ästhetische Urtheile habe ich die wahrscheinliche Hypothese geschöpft, das An-

Digitized by Google

genehme und Unangehme beruhe auf der Verschmelzung sehr vieler Vorstellungen, die sich einzeln nicht angeben lassen. Wäre es möglich sie anzugeben, so würde sich das Angenehme in das Schöne, das Unangenehme in das Hässliche verwandeln. Soviel nämlich lässt sich mit Sicherheit behaupten, dass Schönes und Hässliches lediglich in Verhältnissen bestehe, dass es folglich in der Zusammenfassung der Verhältnissglieder, also durch die Verschmelzung der Vorstellungen von diesen Gliedern vernommen werde.

Diese Erklärung des Angenehmen und Unangenehmen wird vielleicht scheinen dasselbe dem Aesthetischen gar zu nahe zu rücken. Allein wir betrachten hier beides in psychologischer Hinsicht; und da lehrt die Erfahrung ganz allgemein, wie leicht eins mit dem andern verwechselt werde. Die Unterscheidung des Schönen vom Angenehmen, des Hässlichen vom Unangenehmen, ist eine Bemühung des weit ausgebildeten Menschen, deren Bedürfniss er erst dann empfindet, *wenn er sich die Maximen auseinandersetzen will*, die aus jenen beiden Klassen des Vorziehns und Verwerfens entspringen.

Diejenigen Maximen nämlich, welche das Aesthetische betreffen, besitzen einen grossen und für ihre Brauchbarkeit entscheidenden Vorzug vor denen, die aus den Gefühlen des Angenehmen und Unangenehmen hervorgehn. Jene lassen sich deutlich denken, diese nicht. Denn jene beziehen sich auf Verhältnisse, deren Glieder eine gesonderte Auffassung gestatten, diese nicht also. Ja bei gehöriger Sorgfalt kann man die ästhetischen Verhältnisse absichtlich und mit Bewusstsein *construiren;* man kann ein ganzes Feld, worin ästhetische Gegenstände vorgekommen sind, durchsuchen, um alles, was auf diesem Felde möglich ist, *vollständig* zusammenzustellen. Dieses ist eben die Pflicht der allgemeinen Aesthetik, die zwar ihre Schuld noch beinahe nirgends anders, als in Ansehung der harmonischen Grundverhältnisse der Töne, mit Präcision gelöst hat. Je weiter aber die Aesthetik vorrückt, desto mehr entzieht sie ihren Gegenstand dem rohen Empirismus, in welchem die Unterscheidung des Angenehmen und Unangenehmen stets befangen bleiben muss.

Um weiter fortzuschreiten, muss ich aus meiner allgemeinen praktischen Philosophie als bekannt voraussetzen, dass die ethischen Principien in ihrer ursprünglichen Gestalt zur Klasse

Digitized by Google

der ästhetischen Urtheile gehören. Sie ergeben demnach im Laufe des Lebens, und in der Tradition der Zeiten, die ihnen entsprechenden Maximen ganz auf ähnliche Weise, wie alle ästhetischen Maximen, ja wie alle Maximen des Handelns überhaupt entspringen: nämlich durch Verschmelzung gleichartiger Vorstellungen; denen jedoch Anfangs viel Ungleichartiges beigemischt bleibt, das nachmals durch logisches Denken ausgeschieden wird.

Hier wolle man einen Augenblick still stehn, um sich eine sehr nothwendige Unterscheidung zu merken. Wenn ich sage, dass die praktischen Maximen, und unter ihnen die sittlichen, durch Verschmelzung gleichartiger Vorstellungen, also auf dem Wege einer Verknüpfung dessen, was sich im zufälligen Laufe der innern Erfahrung darbietet, sich zuerst ergeben: so ist dieses eine psychologische Angabe von dem Laufe der Ereignisse. Davon gänzlich verschieden ist die *Bestimmung der Methode*, nach welcher in der praktischen Philosophie, bei Begründung derselben, solle verfahren werden. Leider haben manche Schriftsteller über die letztere Wissenschaft ihre Aufgabe verkannt; sie haben in leichten historischen Umrissen geschildert und erzählt, wie etwan das Sittliche in der menschlichen Brust *zu erwachen pflege;* sie haben gemeint dadurch ihre Leser am leichtesten von der Realität der sittlichen Grundgedanken zu überreden. Das bringt den Empirismus in die Sittenlehre, der nirgends so sehr als hier an der verkehrten Stelle ist. Von Rechtswegen eiferte *Kant* dagegen, als gegen eine, zwar gutgemeinte, aber gefährliche Untergrabung aller sittlichen Ueberzeugung. Vielmehr in dem Vortrage der praktischen Philosophie, so wie in dem der ganzen Aesthetik, muss man die Principien *ursprünglich erzeugen;* dieses aber geschieht durch *Construction der Grundverhältnisse*, welche, sobald sie richtig dargestellt sind, ihre Beurtheilung sogleich zur unfehlbaren Folge haben. — Die kantische Berufung auf den kategorischen Imperativ, als auf ein Factum der Vernunft, war im Grunde eben so schwankend, als die von ihm verworfene Lehrweise. Jedes Factum, das man als aus früherer Zeit her *durch das Bewusstsein* bekannt, oder überhaupt als schon geschehen und vor Augen liegend annimmt, kann in Zweifel gezogen werden, ja es muss bezweifelt werden, wegen der Schwankung aller *innern* Wahrnehmung, und wegen der äussersten Leichtigkeit,

Digitized by Google

in ein solches Factum durch Erschleichung etwas hineinzuschieben. Und wie Viele sind denn wohl, die noch jetzt an den *kantischen* kategorischen Imperativ, als an ein unentstelltes, und durch *Kant's* Formel richtig ausgesprochenes Factum, in vollem Ernste glauben mögen? Wie geht es zu, dass ein so allgemeines, in jeder Menschenbrust sich wiederholendes, Factum nicht längst, durch edle Männer, welche zugleich vortreffliche Denker waren, genau und ganz zu Tage gefördert war? — Diese Fragen verschwinden, sobald man erwägt, dass keineswegs von einem schon geschehenen, sondern von einem *bevorstehenden* Factum die Rede ist, indem man zur praktischen Philosophie den Grund legt. *Hier muss der Zuhörer, als ob er vom Sittlichen noch nichts wüsste, in den Fall gesetzt werden, dass er es eben jetzt mit völliger Evidenz in sich hervorbringe.* Und dies geschieht, indem man ihm gehörig darstellt, was, während der Betrachtung, ihm ein unmittelbares Urtheil abzugewinnen nicht verfehlen kann.

Allein jetzo, im gegenwärtigen *psychologischen* Zusammenhange, sprechen wir allerdings vom Sittlichen als von einem schon Vorhandenen und längst Vorgefundenen. Die Beurtheilung, welche im Vortrage der praktischen Philosophie ganz von vorn an hervorgebracht wird, ist gerade so, bei tausend Vorfällen des täglichen Lebens, — sie ist vor Jahrtausenden von Millionen Menschen vollzogen worden; nur ist sie nicht in abstracte Ausdrücke gebracht, sondern sie ist kleben geblieben an den Nebenumständen der einzelnen Fälle. Darum ist sie in dem Strome der Zeit und der Meinung bald untergetaucht, bald wieder hervorgekommen; sie hat müssen vielfältig, und bei den dringendsten Angelegenheiten wiederholt werden, ehe sie ein passendes Wort, ehe sie *Auctorität* gewinnen konnte.

Dass aber die sittlichen Maximen Auctorität bekommen müssen: dies macht sich als das lebhafteste Bedürfniss denen fühlbar, welche das Schauspiel des Gedränges unter den verschiedenartigen, vorerwähnten Maximen unbefangen betrachten.

§. 151.

Maximen der Leidenschaften, der Gefühle vom Angenehmen und Unangenehmen, der ästhetischen, und unter ihnen, der sittlichen Urtheile, — diese sind nur erst die *Klassen* der Maximen. Aber jede Klasse fasst wiederum eine Fülle von Maximen in sich, die nach den Umständen ihrer Entstehung mehr

oder minder allgemein, und nach der Mannigfaltigkeit der Leidenschaften, der Gefühle, der ästhetischen und sittlichen Urtheile, unter einander verschieden, endlich nach der ganzen Individualität in dem Gemüthe eines Jeden, unter sich verwebt sind. Wenn nun bei den Vorfällen des Lebens eine Menge heterogener Maximen, sammt den augenblicklichen Begehrungen und Gefühlen, im Bewusstsein zusammenstossen: was muss sich daraus ergeben?

Dass hier die praktische Ueberlegung, dass die praktische Vernunft sich zeigen müsse, wird eben so klar sein, als aus dem Ganzen unserer Untersuchung offenbar hervorgeht, die praktische Vernunft könne nicht ein besonderes, hinzukommendes, von jenen zusammenstossenden Vorstellungsmassen verschiedenes, in sie hineingreifendes, und sie nach sich bildendes *Vermögen* sein. Sondern, wenn es etwas gleichsam von oben her Hineingreifendes giebt, so hat dieses seinen Sitz in gewissen appercipirenden Vorstellungsmassen, dergleichen wir schon beim innern Sinne und bei der künstlerisch bildenden Phantasie kennen lernen; und wenn die appercipirenden Vorstellungsmassen hier einen höheren Charakter annehmen, um dessenwillen man ihnen den ehrenvollen Namen der *Vernunft* zugesteht, so verdanken sie dieses hinwiederum der Natur praktischer Maximen, besonders solcher, die schon durch logische Thätigkeit im Urtheilen geläutert, bestimmt und verdeutlicht sind.

Die praktische Vernunft zeigt sich im Erwägen, im Wählen, und Beschliessen. Das *Erwägen* ist eine absichtliche Hingebung an verschiedene Begehrungen und Maximen, um sie in ihrer ganzen Stärke zum Bewusstsein kommen zu lassen. Wer erwägt hier? Die appercipirenden Vorstellungsmassen; und zwar nach dem zusammengesetzen Verhältnisse ihrer zuvor gewonnenen Ausbildung, und des Einflusses, den ihnen die andern gleichsam gewogenen oder erwogenen Vorstellungsmassen gestatten. — Das *Wählen* geschieht, indem vernommen wird, welches der Gleichgewichtspunct sei, zu welchem die sämmtlichen erwogenen Vorstellungsmassen sich hinneigen. Wer vernimmt hier? Wiederum die appercipirenden Vorstellungsmassen, indem sie verschmelzen mit den übrigen, schon zum Gleichgewichte kommenden Vorstellungen, und zwar *so* verschmelzen, wie die letztern es möglich und nöthig machen. — Das *Beschliessen* geschieht, indem die sämmtlichen Vorstel-

Digitized by Google

lungsmassen, so wie sie verschmelzen, unverzüglich anfangen eine Totalkraft des Strebens zu bilden, und als solche zu wirken. Wer beschliesst hier? Das Ganze des gleichzeitigen Bewusstseins. Der Beschluss würde nicht vest stehn, wenn nicht die durchgängige Verschmelzung so zu Stande käme, wie sie aus den sämmtlichen Vorstellungsmassen sich ergeben muss.

Begreiflicher Weise kann man die drei eben erwähnten Operationen nicht streng absondern. Das Wählen ist nur der Uebergang vom Erwägen zum Beschliessen. Im Erwägen ist die Wirksamkeit der appercipirenden Vorstellungsmassen am grössten, indem sie verhindern, dass von den übrigen nicht einige vorschnell verschmelzen; oder nach populärem Ausdruck, indem die Vernunft verhütet, dass man sich nicht übereile. Dabei würden andre Vorstellungsmassen ausser der Verschmelzung bleiben; sie würden den Entschluss wandelbar machen. Im Wählen sinkt nun die Thätigkeit der appercipirenden Vorstellungsmassen; sie selbst lassen sich diejenige Art der Verschmelzung gefallen, welche aus allem Zusammenwirkenden resultirt. Warum lassen sie sich das gefallen? Weil sie nicht anders können. Sie sind selbst im psychologischen Mechanismus mit befangen, und müssen auch leiden, indem die andern Vorstellungen von ihnen leiden. Die geschehene Wahl ist der Beschluss, der sich in der neuen Richtung ankündigt, welche nun alle Vorstellungen vermöge der neu gebildeten Totalkraft erhalten.

Sind alle diese Beschreibungen noch roh: so liegt es wenigstens zum Theil an der äusserst verwickelten Natur des Gegenstandes, und an seiner weiten Entfernung von den obigen Grundsätzen des synthetischen Theils. — Indessen können wir doch jetzt auf zwei Puncte einiges Licht werfen; erstlich auf den Unterschied des Wollens vom Begehren, Verlangen, Wünschen; dann auf das Eigenthümliche des sittlichen Wollens.

Wunsch ist wohl der gelindeste Ausdruck für dasjenige Streben, was wir oben mit der allgemeinen Benennung des Begehrens belegten. Wenn man aber bedenkt, dass es auch *heftige* Wünsche giebt: so sieht man leicht, dass beim Verlangen, und vollends beim Wollen, noch etwas anderes, als ein höherer Grad, muss hinzugekommen sein. Was man *verlangt*, das glaubt man, aus irgend einem Grunde, erreichen zu können; *was man will, dessen Erreichung setzt man bestimmt voraus.*

Digitized by Google

Nun ist klar, warum die praktische Vernunft als ein Mittelding, oder vielmehr als ein Zusammengesetztes aus theoretischem und praktischem Vermögen erscheint. Bestimmte sich die Wahl bloss nach dem stärkeren Begehren, und durch dessen Uebergewicht über andere Strebungen: so würde sie von keinem höheren *Erkenntnissvermögen* hergeleitet werden. Allein nichts kann beschlossen werden, ohne dass wir es als in unserer Macht stehend angesehen haben. Die Frage, wie weit unser Können reiche, geht schon in die Erwägung mit ein, und entfernt daraus alles, wovon nicht wenigstens das *Versuchen* in unserer Gewalt zu sein scheint. Daher wird es als die Grundlage des vernünftigen Wollens betrachtet, dass man seine Kräfte kenne, und ihnen nicht mehr noch weniger zutraue als sie vermögen. Zuviel übernehmen ist gemeine menschliche Thorheit, grosse Unbekanntschaft mit der wirklich vorhandenen eigenen Stärke ist thierische Dummheit.

Allein man schreibt der praktischen Vernunft, als ihr höchstes Eigenthum, noch die *sittliche Gesetzgebung und Regierung zu. In diesem Sinne entsteht die Vernunft erst aus schon vollbrachtem Erwägen, Wählen, und Beschliessen.* Denn die sittlichen Maximen müssen vor allen andern Maximen in den höchsten Rang erhoben sein, ehe sie als strenge Gesetze können verehrt werden; und besitzen sie einmal diesen Rang, dann fallen sie nicht mehr in die Wahl, sondern sie treten hinüber in die appercipirenden Vorstellungsmassen, ja ihre appercipirende Stellung wird bleibend; sie verwandeln sich in die beständigen Beobachter alles dessen, was sich sonst noch im Bewusstsein regt. *Dadurch werden sie Charakterzüge der Persönlichkeit, indem sie nun eine veste Verschmelzung mit dem Selbstbewusstsein erlangen, und dem innern Sinne zu seiner beständigen realen Grundlage dienen.*

Die Frage, wie die sittlichen Maximen eine solche Auszeichnung erlangen können, ist gewiss die wichtigste der ganzen Psychologie.

Aus dem Interesse für diese Frage wird man, ohne zu irren, sichs erklären, wenn hie und da mein Bestreben, die Unzulässigkeit der transscendentalen Freiheitslehre ins Licht zu setzen, sich mit einiger Lebhaftigkeit äussert. So wie *Kant* von der Metaphysik sagte, der Zweck aller ihrer Zurüstungen sei die Erkenntniss von Gott, der Freiheit, und Unsterblichkeit, (zwar

Digitized by Google

schwerlich mit Recht; denn die wissenschaftliche Metaphysik kann nur durch ein rein theoretisches Interesse zu Stande gebracht werden, und ihre ersten Anfänge zeigen schon, dass die Freiheitslehre falsch und unnütz, die Unsterblichkeit gewiss, die Erkenntniss Gottes auf eine Vertheidigung richtiger, aber allgemein bekannter teleologischer Ansicht beschränkt sei;) so könnte man mit besserem Grunde von der Psychologie sagen, ihr praktischer Werth beruhe hauptsächlich in ihren Aufschlüssen über die Möglichkeit sittlicher Bildung für den Menschen, und in den Anweisungen, die sie darüber dem Erzieher und dem Volksbildner zu geben habe. Aber die Lehre von der (transscendentalen) Freiheit macht alle Untersuchung über diesen hochwichtigen Gegenstand zu Nichts; indem sie die Sittlichkeit wie ein Wunder aus einer andern Welt hervorbrechen lässt, ohne dass man die geringste Hoffnung hätte, diese Erscheinung von einem zweckmässigen Handeln abhängig zu machen. Daher ist das praktische Interesse im geringsten nicht *für*, sondern gänzlich *gegen* die Freiheit des Willens, wofern sie nämlich so wie *Kant* es verlangte, genommen wird. Denn was Andre, und nicht mit Unrecht, Freiheit der menschlichen Handlungen genannt haben, nämlich den Ursprung unsres Handelns aus unserm wirklichen Wollen, im Gegensatz gegen jedes maschinenmässige Fortpflanzen empfangener Eindrücke, das ist vollkommen der Wahrheit gemäss, wie man aus dem Ganzen dieser Abhandlung erkennen wird.

Die Beantwortung jener Frage nun wird vor allen Dingen erfordern, dass man die zuvor unterschiedenen Klassen von Maximen in Hinsicht der Haltbarkeit vergleiche, die sie dann beweisen, wann sie sämmtlich in Eine Erwägung, in Eine Wahl fallen, wo sie sich den Vorrang streitig machen. Ohne Zweifel sind an sich die Maximen der Leidenschaften die stärksten. Dennoch unterliegen sie schon den Maximen der Gefühle des Angenehmen und Unangenehmen, sobald sie zum Schauspiel dienen für einen unbefangenen, leidenschaftlosen Beobachter. Diesem erscheint die Wildheit der leidenschaftlich handelnden Menschen als grosse Thorheit, als ein beinahe wahnsinniges Vorüberrennen vor den lieblichsten, einladendsten Geniessungen, welche die Natur mit gütigen und mit vollen Händen für den Menschen ausspende. So entsteht eine Glückseligkeitslehre, welche überall umhergeht um zu warnen, man möge dem Aus-

Digitized by Google

bruch der Leidenschaften vorbeugen, und sich nicht in die heillosen Wirbel eines sich selbst verzehrenden Strebens stürzen. Wer wollte diesen Warnungen nicht Gehör geben? Nämlich so lange er noch nicht selbst von der Leidenschaft ergriffen ist? — Denn wen die Wuth schon fortreisst, der ist taub gegen alle Glückseligkeitslehre; er muss erst still werden, um sie wieder zu vernehmen.

So entsteht der erste Gegensatz zwischen der Moral und dem gemeinen Leben. Allein die Glückseligkeitslehre kann ihr eignes Fundament nicht klar nachweisen. Sie behauptet zwar ihr Recht, so lange sie streitet wider Leidenschaften und zügellose Begierden; aber sie verliert ihr Spiel, sobald sie selbstständig auftreten will. Sie gleicht den Menschen, die auf einer niedern Stufe glänzen, auf einer höhern ihre Blössen zu Schau stellen. Sie versucht umsonst, das Object ihrer Weisungen, die Glückseligkeit, vor unsere Augen zu bringen; sie erinnert uns an unsere Gefühle von Freude und Schmerz, und wir entdecken sogleich das Unstete, nur im Fluge Geniessbare der erstern, das Erträgliche und wenig Furchtbare des andern, sobald irgend ein ernster Zweck uns wichtig genug scheint, um uns dem Leiden preiszugeben. Daher muss wiederum, sobald von einer Sittenlehre einmal die Rede ist, die Glückseligkeit den Platz räumen; und jetzt kann auf dem nämlichen Platze nichts anderes bleiben, als diejenigen Maximen, nach welchen wir selbst in unsern eignen Augen entweder verächtlich und schändlich, oder würdig und löblich erscheinen. Diese Maximen behaupten sich durch den Vorzug aller reinen und ächten ästhetischen Urtheile, dass die Gegenstände, worauf sie treffen, sich jederzeit deutlich hinstellen lassen, und immer die gleiche Entschiedenheit des Beifalls und Missfallens mit sich führen.

Wer in diesem Hafen einmal angelangt ist, der wird, bei einiger Theilnahme für andre Menschen, nicht säumen, auch sie hierher zu verweisen. Aber nun liegt ihm daran, den heilsamen Lehren, die er verbreitet, auch Gewicht zu geben. Nun sinnt er auf diejenigen Zusätze, wodurch er am schnellsten und kräftigsten die irrenden Gemüther fassen, lenken, treiben könne. Alle Formen des Lobes und Tadels, der Verheissungen und Drohungen, besonders aber die religiösen und bürgerlichen Vorstellungsarten, werden dem Gegenstande, den

Digitized by Google

man erheben und heiligen will, so gut als möglich angepasst. So gewinnt das ursprüngliche sittliche Urtheil eine Verkörperung, die ihm die Menge leichter unterwirft, aber es erscheint nun auch in einer Verunstaltung, worin selbst die schärferen Denker es nicht mehr erkennen. —

§. 152.

Jede Maxime, in dem Augenblicke wo sie sich bildet, trägt die Bestimmung in sich, dass sie zur Apperception dienen soll für die sämmtlichen Regungen des Begehrens, welche ihr zuwider entstehn könnten, und für die Umstände, welche zu ihrer Anwendung geeignet sind. Diese Apperception ist nämlich die erste Bedingung, unter welcher die Maxime zur Wirksamkeit gelangen kann; sonst würde der vorkommende Fall unbemerkt vorübergehn, und der Mensch würde sich hintennach einer Uebereilung zeihen. Ob nicht diese Bedingung selbst noch psychologische Bedingungen habe? das fragt sich nie das Kind, selten der Mann, und der Anhänger der transscendentalen Freiheit leugnet es, weil er in diesem Puncte die Wahrheit nicht wissen will.*

Appercipirt nun wirklich die Maxime den zu ihrem Gebiete gehörigen Fall, (gleichviel ob zur rechten Zeit, wo darnach verfahren werden soll, oder später mit Reue, dass der Augenblick versäumt worden,) so gelangt dabei dass Ich zum Bewusstsein. Denn sie, die appercipirende Vorstellungsmasse, worin die Maxime besteht, sieht alsdann das Handeln, welches *von innen*, aus dem wissenden und denkenden Subjecte, *nach aussen*, zu den Objecten *hin*, geht oder gehen kann; sie sieht zugleich den Erfolg, welcher in die Wahrnehmung fällt oder fallen konnte; sie sieht also das im Handeln von sich wissende Ich; und ihre eigne Activität schmilzt mit ihm zusammen, eben indem sie also sieht, und über das Gesehene verfügt. Dass hier statt des Handelns auch ein Leiden, eine Hingebung kann gesetzt werden, ist bekannt aus §. 136.

Da nun dieses sich so oft ereignet, als Maximen zur Anwendung kommen: so ergiebt sich, nicht nur, dass die Eigenthümlichkeit des Selbstbewusstseins für einen Jeden gar sehr von seinen Maximen, und von deren Wirksamkeit abhängt, sondern auch, dass die Intensität des Selbstbewusstseins sehr

* Vergl. §. 22.

Digitized by Google

gesteigert wird durch diejenige höhere Ausbildung, welche allmälig die Maximen erschafft, verknüpft, einschärft.

Zurükgeleitet durch diese Bemerkung auf die Untersuchung über das Ich: wollen wir uns zugleich an jenes Gleichgewicht zwischen Wollen und Hingebung erinnern, welches, wie oben (§. 136) gezeigt, zur Reinigung des Ich von dem Zufälligen seiner Objectivität erfordert wird.

Wir können jetzt drei Stufen unterscheiden, auf welchen dieses Gleichgewicht sich bilden und erhalten muss, wenn nicht eine gefährliche Abweichung von demselben herbeigeführt werden soll.

Die erste Stufe zeigt uns die Untersuchung des §. 150. Noch vor aller Bildung der Maximen entstehn und wirken solche Vorstellungsreihen, wie dort beschrieben worden; sie entstehn sporadisch, und wirken nach Gelegenheit, ohne selbst eine veste Bestimmung von Zwecken, von Objecten des Begehrens in sich zu tragen. Auf welchen Punct der ablaufenden Reihen nun gerade zufällig eine Hemmung trifft, da werden die Reihen, (die man in Gedanken *rückwärts* verfolgen muss,) in Spannung gesetzt, so lang sie nun gerade sind; und für so lange Zeit, bis sie, falls das Hinderniss nicht weicht, selbst durch den Widerstand sind niedergebeugt worden. Dies giebt den kindlichen, oder knabenhaften Zustand eines mannigfaltigen Begehrens ohne vesten Plan, das keine anhaltende, gleichförmige Wirkungen erzeugt, vielmehr unter einem stetigen Zwange bald zusammensinkt, dagegen aber bald andre Gegenstände ergreift, oder, was dasselbe sagt, sich in andern Vorstellungsreihen wieder ereignet; so dass, *wann der Zwang nicht zu allgemein über die ganze Sphäre der kindlichen Regsamkeit verbreitet wird*, sich kein wesentlicher Verlust an der Gesammtthätigkeit des jugendlichen Geistes verspüren lässt.

Auf dieser ersten Stufe nun ist es ein Grundfehler der Erziehung, wenn das Ich des Kindes nicht im Gleichgewichte des Wollens und der Hingebung gehalten wird. Die Fehler des Uebermuths und des Unmuths entstehn aus dem Uebergewichte nach der einen und nach der andern Seite; beide sind gleich schlimm; und zwar gerade darum schlimm, weil sie dem Kinde die Vorstellung von Sich und seinen Verhältnissen verderben. Dass dabei die natürliche Weichheit und Biegsamkeit vermindert, dass die ursprüngliche Erzeugung des

Digitized by Google

sittlichen Urtheils gestört wird, kann ich hier nicht ausführlich entwickeln.*

Die zweite Stufe ist die des planmässig handelnden Mannes. Hier ist nöthig, Pläne von Maximen zu unterscheiden. Jene hängen ab von der Kenntniss des Causalverhältnisses unter den Sinnengegenständen. Sobald der Mensch das Ganze seiner Bestrebungen und Erwartungen zusammenfasst, und sie mit seiner Ueberschauung der ihn umgebenden Objecte in bestimmte, bleibende Verbindung setzt, fängt das flatterhafte Begehren, welches bald diesen bald jenen Gegenstand traf, an, sich zu verlieren; seine Begierden werden gleichförmiger; er empfindet den Druck der Aussenwelt mehr anhaltend und zusammenhängend an denselben Stellen; ungeachtet der Abänderung in Einzelheiten; er wiedersteht diesem Drucke desto beharrlicher, je mehr Mittel und Anstalten er noch in seiner Gewalt glaubt, um mit der Zeit zum Ziele zu kommen.

Auch auf dieser Stufe nun erfordert die Gesundheit des Geistes, dass das Ich im Gleichgewichte gehalten werde. Nicht bloss die Mutter verzieht das Kind; auch den Mann, sobald er mehr von Plänen als von Maximen erfüllt ist, kann das Schicksal sowohl verziehen als niederdrücken. Die Beispiele sind bekannt genug; die Täuschungen, die Gefahren, das Unglück, was daraus entsteht, ist es ebenfalls.

Darum soll der Mann die höhere Ausbildung erlangen, welche die dritte Stufe bezeichnet; er soll durch Maximen, und zwar durch richtige sittliche Maximen, geleitet werden. Mögen die Aussendinge ihn aufregen; nur ihn in gerader Linie zu sich hinziehn dürfen sie nicht; die Richtung muss von den Grundsätzen abhängen. Dass nun nicht etwa die Grundsätze selbst eine Materie des Begehrens als Triebfeder enthalten, oder mit andern Worten, dass sie nicht der Ausdruck eines durch sein Object bestimmten Begehrens sein, — den Menschen nicht anlocken, sondern gleichsam von hinten her in Bewegung setzen sollen: dies hat uns *Kant* nachdrücklich genug eingeschärft; ein nie genug zu schätzendes Verdienst; und wenn man diese grosse Wahrheit so hoch aus mancherlei Irrthum hervorragen sieht, beinahe ein Wunder!

---

* Im Zusammenhange mit dem Ganzen der sittlichen Bildung zeigt sich dies in meiner Pädagogik; insbesondere im 5. Capitel des dritten Buchs.

Digitized by Google

Auch auf dieser Stufe der Maximen muss das Ich im Gleichgewichte erhalten werden; der Mensch muss unter ihrer Leitung sich in gleichem Maasse duldend erblicken, als handelnd. Dies ist ein oft übersehenes, aber höchst wesentliches Kriterium einer richtigen praktischen Philosophie. Trifft es nicht zu, so kann sie viel einzelnes Vortreffliche enthalten, aber sie verdient dann ihren Namen nicht; sie ist nicht praktisch. Denn sie ist alsdann nicht fähig, den Menschen für das Leben in die rechte Stimmung zu versetzen, ihm eine veste Haltung zu geben. Eine bloss anspornende, begeisternde Sittenlehre schleudert ihn gegen den Felsen der Nothwendigkeit, die theils in seiner eignen, theils in der äussern Natur, und in der Gesellschaft liegt; an diesem Felsen läuft er Gefahr zerschmettert zu werden, ohne darum einen höhern Werth seines Daseins erreicht zu haben. Dies ist eben so gewiss, als dass im Gegentheil eine schlaffe Sittenlehre, wie jene der Empiriker, deren Augenmerk Lust und Geniessung ist, oder der Mystiker, welche die Gemächlichkeit einer passiven Hingebung und Contemplation anpreisen, den Menschen um das Bewusstsein seiner Thatkraft bringt, und ihn um seine ganze Bestimmung betrügt.

Welcher von diesen beiden Abwegen für die Sittenlehre heut zu Tage mehr zu fürchten sei, das ist schwer zu sagen; denn unbekümmert um den heilsamen Nullpunct des reinen Ich, sieht man sie auf jenen beiden Abwegen zugleich umherirren.

Fichte's Ichlehre war bloss anspornend; die damit verbundene Sittenlehre entwickelte das kantische Freiheitsprincip. Es ist merkwürdig, dass *Kant* selbst von dem überspannten, rüstig sittlichen Affect, der aus diesem Princip natürlich entsteht, so wenig spüren lässt. Der Grund davon kann nicht in dem strengen Pflichtbegriff allein enthalten sein; diesen hatte *Fichte* mit ihm gemein. Die wahre Ursache davon scheint mir in einem persönlichen Vorurtheil *Kant's* zu liegen, welches mit seinen Lehrsätzen nur lose zusammenhängt; und gegen das vorige Uebel nur dadurch Schutz leistet, dass es ein neues Uebel herbeibringt. Wir wissen aus *Kant's* Religionslehre, dass er den Fortschritt der Menschheit zum Bessern leugnete. „Diese „Meinung", sagt er, „hat man sicherlich nicht aus der Erfah„rung geschöpft, wenn vom *Moralisch*-Guten oder Bösen (nicht „von der Civilisirung) die Rede ist: denn da spricht die Ge„schichte aller Zeiten gar zu mächtig gegen sie, sondern es

Digitized by Google

„ist vermuthlich bloss eine gutmüthige Voraussetzung der Mo-„ralisten von Seneca bis zu Rousseau, um zum unverdrossenen „Anbau des vielleicht in uns liegenden Keimes zum Guten an-„zutreiben, wenn man nur auf eine natürliche Grundlage dazu „im Menschen rechnen könne."

Von Keimen, von natürlichen Grundlagen, kann ich nicht das Geringste einräumen, vielweniger mit jenen Gutmüthigen voraussetzen; sie sind der Tod der Metaphysik und der Psychologie. Ueber die Geschichte, und deren Auslegung, würde ich ebenfalls wider *Kant* nicht streiten, wenn nicht sein Gegensatz zwischen dem Moralisch-Guten und der Civilisirung durch Uebertreibung dazu veranlasste. Zuerst aber bemerke ich, dass die transscendentale Freiheit, weil sie eine so schlechte Geschichte statt der vortrefflichen, die man von ihr erwarten konnte, bisher zugelassen hat, allerdings nicht die geringste Hoffnung darbietet, ihre Erscheinung in der Sinnenwelt werde jemals genügender ausfallen. Während nun dieser Punct der kantischen Lehre in der That ganz geeignet ist, jene niederschlagende Ableugnung alles wesentlichen Fortschreitens zu unterstützen: sehe ich doch einen andern Theil der nämlichen Lehre, der zu weit günstigern Ansichten nicht bloss einladet, sondern berechtigt und sogar nöthigt. *Kant's* Handeln nach der Idee einer allgemeinen Gesetzgebung für alle Vernunftwesen, und zwar nicht bloss *gemäss* dieser Idee, sondern *auf ihren Antrieb ganz allein,* — stellt die Sittlichkeit so ganz auf die Spitze einer vollendeten, das ganze menschliche Bewusstsein durchdringenden *Reflexion*, dass die niedern Zustände des noch nicht reflectirenden Menschen, der an keine allgemeine Gesetzgebung denkt, sondern für sich, und für Wenige, die er liebt, oder als die Seinigen betrachtet, lebt und sorgt, gar nicht die Sphäre erreichen können, worin nach dieser Ansicht die Sittlichkeit allein zu suchen wäre. Darum passt es für Niemanden weniger als für *Kant,* so spröde zu thun gegen die Civilisirung. Denn mit ihr Hand in Hand geht die Reflexion; und dem gemäss müsste man sagen, die Freiheit sei dort, wo noch der Gedanke einer allgemeinen Gesetzgebung nicht aufkommen kann neben dem Cultus eigenthümlicher Nationalgottheiten, und neben einem engherzigen, spartanischen oder römischen Patriotismus, der kein politisches Leben ausser seinem engen Kreise dulden will, — überall nicht zur Erscheinung durchge-

Digitized by Google

brochen; sondern sie lasse ihr Licht nur in dem Maasse heller leuchten, wie die Menschen sich zur Ueberlegung dessen erheben, was mit dem Willen Aller bestehen könne. Man sieht nun leicht ein, (oder man kann es aus der praktischen Philosophie leicht erkennen,) dass hieran allerdings etwas Wahres ist. Die Sittlichkeit ist zwar nicht ganz ein Werk der Reflexion, sondern ein Theil von ihr liegt in natürlichen Gefühlen des Wohlwollens, die sich *unmittelbar* Niemand geben kann; ein andrer Theil ist ursprüngliche Kraft, die man im Menschen, so wie er aus Leib und Seele schon geschaffen dasteht, nur vorfinden und an dargebotenen Gegenständen üben kann; wieder ein andrer Theil ist richtiges ästhetisches Urtheil, welches gar nicht vom Abstracten, sondern von einzelnen wirklichen Fällen anzuheben, und auf niedrigen Culturstufen sich zuweilen unerwartet, wie ein Blitz, jedoch auch eben so vorübergehend, zu zeigen pflegt; — aber diese einzelnen Factoren der Tugend * sind noch nicht die Tugend selbst; sie bedürfen noch, gesammelt, geläutert, gesichert, durch Maximen, durch Grundsätze, durch Uebung, durch Anstrengung vestgestellt zu werden; daher ist die Cultur nicht gleichgültig für das Moralische, vielmehr ist sehr gewiss, dass man wenigstens die Reife der Tugend nur bei dem Menschen suchen kann, dessen Blick sich ins Allgemeine ausbreitet, und nicht mehr von den ersten, niedrigsten Bedürfnissen eines kümmerlichen individuellen Daseins verdüstert wird. Ueberdies, wo kein feines Gefühl, da ist auch keine Tugend; da steht es schlecht auch um jene ersten Factoren derselben, die zwar der Reflexion nicht das Dasein, aber doch Schutz verdanken gegen eine Rohheit und Wildheit, der sie sonst zu unterliegen pflegen. Und nun vergleiche man die Beschreibungen, die wir von rohen Völkern haben! Nun überlege man, wie die Erde damals aussehn konnte, als bloss einige wenige Puncte in Italien und Griechenland eine Cultur besassen, die noch durch Sklaven, und durch Geringschätzung des weiblichen Geschlechts verdunkelt wurde! Gerade die Geschichte, die von *unserer* Zeit ein beschämendes, aber von den *frühern* Zeiten eine Unzahl wahrhaft empörender Zeugnisse ablegt, beweist den Fortschritt des Menschenge-

* Oder vollends einzelne heftige Aeusserungen derselben, die unter dem Namen tugendhafter Handlungen bewundert zu werden pflegen.

Digitized by Google

schlechts demjenigen, der von der Sittlichkeit nicht bloss einen *klaren* Begriff hat, sondern ausführlich deutlich, wie es nöthig ist, die Bestandtheile derselben und das Ganze vor Augen sieht. — Auch ist die Ueberzeugung wenigstens von der *Möglichkeit* des Fortschreitens nicht bloss eine gutmüthige Voraussetzung, die man haben und entbehren kann nach Belieben: sondern wenn von praktischen Postulaten die Rede ist, an die man glauben muss, um sittlich handeln zu können, so ist für das Leben gerade dieses Fortschreiten, und zwar *in der Sittlichkeit nach ihrem allerstrengsten Begriffe*, der wahre und eigentliche Glaubenspunct, welcher allein fähig ist, den Muth des Lebens und Wirkens zu halten und zu ernähren.*

Dass *Kant* dieses so wenig fühlte, dass ein Mann von so gesundem Verstande, so richtigem Tacte auch ausserhalb des speculativen Gebietes, und von so weitgreifender, anhaltender Wirksamkeit, in diesem Puncte durch ein schwarzgefärbtes Glas sah; dass er dadurch sich zu der wahrhaft unseligen Behauptung eines *radicalen Bösen* verleiten liess: dies verdient aufrichtiges, tiefes Bedauern. Das Böse ist kein so grosses Geheimniss, als es denen scheint, die vom Guten keine deutlichen Begriffe haben. Nur wer es für einfach hält, wer es in seine heterogenen Bestandtheile nicht zerlegt hat, den befremdet das Dasein desselben; wer aber vollends in Affect geräth, indem er davon spricht, der taugt weder hier noch irgendwo zum gründlichen Untersuchen. Als Seelenarzt gleicht er jenen chinesischen Aerzten, die zwar nicht durch ihre Beschwörungsformeln, aber mit Hülfe des Feuers und tief ins Fleisch hineingestochener Nadeln zuweilen wirklich einen Kranken heilen, weil es allerdings hie und da Krankheiten giebt, die mit so viel Gewalt angegriffen werden müssen, und denen eine gelindere, besonnenere Curart nicht so leicht an die Wurzel kommen möchte. In den Gesprächen über das Böse ist gelehrt worden, nicht bloss, dass Gutes und Böses nicht Begriffe der Erkenntniss, sondern der Beurtheilung durch den gegenüberstehenden Zuschauer sind, — nicht bloss, dass es aus mehrern,

* Die nothwendige Verbindung dieses Puncts mit der Voraussetzung des waltenden guten Princips darf als hinlänglich bekannt vorausgesetzt werden. Es ist nicht nöthig, damit *Kant's* schwankenden Begriff von der Glückswürdigkeit, (für die es kein mögliches Maass giebt,) oder gar *Fichte's* idealistische Ansichten zugleich anzunehmen.

Digitized by Google

höchst verschiedenen Elementen besteht, die eben so verschiedenen Reflexionspuncten angehören, (welches schon aus der praktischen Philosophie hätte bekannt sein sollen): sondern auch, dass es sich mit dem Guten und Bösen verhält wie mit den Metallen, den edeln sammt den unedeln; *sie finden sich eben so wenig in den Urgebirgen als in der Dammerde.** Das heisst: das Gute und Böse liegt weder in den Dingen an sich, die wir Noumena zu nennen pflegen, noch in den Phänomenen, deren Zusammenhang mit jenen entweder gar nicht untersucht, oder verkannt zu werden pflegt. Gutes und Böses liegt in der *Mittelwelt* zwischen beiden.

Dies sollte nun zwar für den Leser längst keiner Erläuterung mehr bedürfen. Allein der Sicherheit wegen will ich etwas hinzusetzen, besonders weil dadurch Gelegenheit zu nützlichen Rückblicken auf das Vorgetragene gegeben wird.

Zuvörderst: das Böse, vom psychologischen Standpuncte betrachtet, bildet keine Classe von Gegenständen für sich allein; sondern es ist in Hinsicht seines Entstehens, Daseins, und Wirkens, (nur *nicht* in Hinsicht seiner Würdigung!) gleichartig mit Irrthum, Verwöhnung, und falschem Geschmack; welches alles wiederum theils in der Rohheit, die der Bildung

* Man verzeihe, dass ich dies aus einer frühern Schrift wörtlich abschreibe. Es ist ein Satz, den ich in der That so oft wiederholt wünschte, bis er völlig durchdacht, und in allen seinen Beziehungen verstanden sein möchte. Wer ihn nicht einsieht, der wird niemals, wie man es nennt, mit seinen Ueberzeugungen ganz ins Reine kommen. Den wesentlichen Sinn desselben könnte man auch so ausdrücken: die Psychologie, wiewohl in ihrem theoretischen Verhältniss der *allgemeinen* Metaphysik (oder Ontologie) untergeordnet, hat dennoch eine ungleich höhere Würde. Sie ist von der *ganzen* Metaphysik derjenige Theil, wo der an sich kalte und harte Boden dieser *Naturwissenschaft* zuerst den Sonnenstrahl des ästhetischen Urtheils empfängt und in sich saugt, um sich in einen Wohnplatz zu verwandeln, wo das geistige Leben des Menschen gedeihen könne. Die allgemeine Metaphysik dagegen ist eine eisigte Insel, die nur von sehr gesunden, mit gutem Vorrath fürs Leben hinreichend versehenen Köpfen darf besucht werden. Es hat zwar Personen gegeben, die da hofften, das rauhe Klima dieser Insel zu verbessern, wenn sie Blumen und edle Früchte darauf pflanzten. Aber was sie auch bringen mögen von Gegenständen, die wohlthätig wirken aufs Gefühl, — in einer so kalten Zone muss es verdorren; und der Gewinn ist bloss, dass die Herren ihre Unkunde in der Geographie des wissenschaftlichen Bodens zur Schau stellen. Eine sehr schädliche Unwissenheit! Denn es entsteht daraus eine Vielgeschäftigkeit, wodurch die nothwendigen Arbeiten gehindert werden.

Digitized by Google

vorangeht, theils in der Verwilderung, die ihr nachfolgt, seinen Sitz hat.

Was nun den Irrthum anlangt: so kennt man seinen Ursprung aus dem psychologischen Mechanismus. Nicht bloss vom Verwechseln des Mittelbegriffs im Syllogismus ist hier die Rede, — welches geschieht, wenn zwei Begriffe sich wegen ihrer Aehnlichkeit reproduciren, aber nicht hoch genug ins Bewusstsein gegen die Hemmung hervortreten, um die Strecke des qualitativen Continuums, die ihren Unterschied ausmacht, zwischen sich schieben zu können, — sondern vorzüglich von jenem metaphysischen Irrthum, vermöge dessen wir Complexionen von Merkmalen für Dinge, und als solche für Einheiten halten, bloss darum, weil der Act des Vorstellens wegen der Complication nur Einer ist; von diesem Grundirrthum also, der auch unsre Vorstellung von uns selbst beherrscht, und uns Leib und Geist, Veränderliches und Stetiges in uns, mit eben dem Rechte als Eins vorspiegelt, womit das Kugelgewölbe, woran die Sterne vestsitzen, als Eins unter dem Namen der Welt aufgefasst wird; endlich von *dem* Irrthum ist die Rede, vermöge dessen wir ursprünglich vorstellende Wesen zu sein glauben, obgleich, wenn wir genau reden wollten, das Wort *Vorstellung* erst bei den Anschauungen eintreten sollte, die etwas vor uns hinstellen (§. 147), was die blosse Empfindung eben so wenig vermag, als die blosse Seele, die für sich weder anschaut noch auch nur empfindet.

Man weiss nun von dem Allen den Ursprung; man weiss auch, dass diese Art von Täuschungen zwar aufgedeckt, aber nicht hinweggeschafft werden können. Vermöge der Einheit der Seele, deren Folgen durch die Hemmung unter den Vorstellungen beschränkt werden, entsteht ein Herausgehn aus dem blossen Empfinden, (welches, für sich allein, weder Wahrheit noch Irrthum, und überhaupt gar keine Erkenntniss enthält;) die Empfindung nimmt Form an; diese Form giebt uns Wahrheit gemischt mit dem Irrthum; ihre weitern Verwandlungen scheiden allmälig von der Wahrheit den Irrthum, so dass wir mit absichtlicher Anstrengung, die zum Theil in Gewöhnung übergeht, wohl im Stande sind, beides aus einander zu halten. Lässt aber die Anstrengung gar zu sehr nach, so mischt sich der Irrthum mit der Wahrheit, und wird um desto buntscheckiger, je weniger sie zu ihm passt; wie man es an

Digitized by Google

den phantastischen Systemen sicht, die auf das kritische gefolgt sind.

Wie nun der Irrthum seine Naturgeschichte hat, so hat auch der falsche Geschmack die seinige. Wie aus Sand, Kies und Erz die Edelsteine, so scheiden sich aus den wandelbaren Gemüthszuständen die unveränderlichen, von keiner Individualität, sondern nur von der Qualität des Vorgestellten abhängigen ästhetischen Urtheile allmälig heraus; und werden für die Gefühle dasselbe, was für das theoretische Denken die Producte des sogenannten Verstandes sind, den wir oben für das Vermögen erklärten, uns im Denken nach der Qualität des Gedachten zu richten. Aber die Ausscheidung geschieht nicht rein und bleibt nicht rein. Das Schöne und das Beliebte, das Gute und das Angenehme werden immer von neuem verwechselt. Die Werke des Geschmacks, wie man sie nennt, sind vielmehr Werke der Phantasie, das heisst, sie entstehen, wie die Träume, aus Reproductionen unzähliger früher gebildeter Reihen, welche gerade deswegen, weil ihr treues Ablaufen grossentheils gehemmt ist, nun Verbindungen unter einander eingehn können, die sie bei vollständiger Evolution würden ausgestossen haben. Das grosse Wunder, was man darin findet, ist ein Geschöpf der psychologischen Unwissenheit. Nothwendig müssen durch die neue Verwebung neue psychologische Kräfte, und neue Gemüthszustände entstehn. Wenn nun das Individuum, worin sich dieselben bildeten, weder durch äussere Umstände, noch durch physiologische Hindernisse (wie bei trägen Köpfen), noch durch seine eignen Zweckbegriffe (wie bei denen, die frühzeitig sich in der Gesellschaft einen Platz suchen,) abgehalten wird: so giebt es sich der Wirkung jener Kräfte und Gemüthszustände hin; appercipirt seine Träume, und formt sie gemäss der Reflexionsstufe, auf der es überhaupt steht. Daher tragen die Kunstwerke, von den rohesten bis zu den vollkommensten, den Stempel ihrer Zeit und der Stimmung des Urhebers. Unzählige dieser Werke werden vergessen; um ihnen Dauer, und dem Urheber Aufmunterung zu geben, muss ein Kreis von Zuschauern und Hörern hinzukommen. Und jetzt erst fragt es sich, ob die Kunst auch *schöne* Kunst war? Oder ob aus irgend welchen andern Gründen die Empfänglichkeit der Zuhörer die Kunst mit der Gunst beehrte? — Um uns den Genuss der Kunstwerke nicht zu rauben, sind wir

Digitized by Google

oftmals viel gefälliger, als wir selbst merken. Wir bequemen uns nach griechischer, nach nordischer Mythologie; versetzen uns nach Italien und nach Spanien, um dieses *Genusses* willen. Manchmal freilich sind wir desto eigensinniger. Darin herrscht viel Willkür. Man kann sich noch heute in die Stimmung versetzen, die Rousseau's Heloise, und Wieland's Agathon erfordern; doch Manchen wird das schwer. Was mich betrifft, so wird mir noch schwerer, was Andern leichter dünkt; ich verhehle z. B. nicht meine Verwunderung, dass noch heute die niedrigen Pantoffeln des *Ariost* nicht für zu schlüpfrig, die hoch rhetorisch-dialektischen Stelzen des *Calderon* nicht für zu halsbrechend geachtet werden, um einen vesten Stand auf dem Parnass zu behaupten!* — Lieber lese ich, in Hoffnung, man werde mir meinen Geschmack lassen, im Stillen den *Walter Scott* oder wie jener Unbekannte heissen mag, dessen tragische Muse des Kothurns nicht bedarf, weil sie im einfachen Hauskleide des Romans noch gross genug ist; — ich lese ihn, ohne auf die übliche Mäkelei an den Ungleichheiten seines unermesslichen Reichthums zu hören, die Niemanden wundern darf, denn er ist den Alterthümlern zu neu, den Lüstlingen zu kalt, und den Romantikern viel zu klug. — Doch da ich des *Ariost* erwähnte, kann ich an dem, für die Psychologie so höchst merkwürdigen Wendepuncte seines grossen Gedichts nicht ganz rücksichtlos vorübergehn! Bekanntlich hat sich *Ariost* einen Helden gewählt, der *rasend* ist; völlig rasend toll; so das von dem erschütternden shakespearschen Wahnwitz nicht die Rede sein kann, vielmehr die todte Stute, die er mit sich schleppt, die Wahrheit der Vergleichung mit Nebukadnezarn erhärten muss, von dem der Dichter singt:

Er musste toll, auf sieben Jahre, werden,
Und fressen, wie ein Ochs, das Gras der Erden.

Obgleich nun an einem solchen Rasenden nichts mehr zu finden ist, das einen Werth haben, oder Theilnahme anspre-

---

* Nachdem diese Aeusserungen niedergeschrieben worden, fällt es mir auf, dass ein versteckter Vorwurf gegen einen meiner alten Freunde darin zu liegen scheinen könnte, der gerade den beiden genannten Schriftstellern sein ausserordentliches Talent als Uebersetzer zugewendet hat. Aber ich bezweifle eben so wenig *Ariosts* und *Calderons* poëtische Ader, als ihre historische Merkwürdigkeit, nur unterscheide ich das Genie von der Richtung, die es genommen, und von den Werken, die es hervorgebracht hat.

Digitized by Google

chen könnte: so findet der Dichter dennoch für gut, seine Heilung zu veranstalten, und zwar durch keinen geringern Arzt, als den Apostel Johannes. Man sollte meinen, ein so gleichgültiges Wunder könnte wohl ohne lange Vorrede kurz abgethan werden; und überdies, die Wunderkraft eines so erhabenen Heiligen genüge sich selbst, um ein zerrüttetes Gehirn wieder zu ordnen. Nein! eine Reise in den Mond ist dazu nöthig! Jetzt aber erwartet man von dem unerschöpflichen Geiste des Dichters viel Neues über den Mond zu hören. Nein! Er schmückt den Mond wie eine Trödelbude mit den verlornen Sachen der Erde. Oder, dass ich ein besser passendes Gleichniss gebrauche, — wie eine Apotheke. Denn dort findet sich das Gesuchte in einer Flasche, in der Form eines reinen Liquors; auch ist die rechte Flasche, wiewohl in der Mitte anderer, leicht zu unterscheiden; nicht allein durch ihre besondere Grösse, sondern auch durch die Aufschrift:

„*Rolands Verstand*, war draussen angeschrieben."

Die poëtische Ehre dieses jämmerlich eingesperrten Verstandes, — der gar keine Erfindungskraft, ja nicht einmal so viel Spannkraft zu besitzen scheint, wie ein brausendes Bier, das den Stöpsel abwirft, und davon fliegt, — möchte bald eben so schwer zu retten sein, als die Ehre der unsaubern Jungfrau *Fiametta*, mit welcher auch nur die flüchtigste Bekanntschaft gemacht zu haben sich wohl Jedermann zur Schande rechnen würde, wäre es nicht *Ariost*, dessen berühmter Name dahin verleitete. — Doch Rolands Verstand ist nun gefunden; zu welchem Zwecke? Soll wirklich aus Verstand und Gehirn wieder ein Kopf werden? Dass aus dem Spiritus und dem Phlegma der zerlegte Wein sich nimmermehr wieder zusammensetzen lässt, musste doch ohne Zweifel schon zu *Ariosts* Zeiten, auch ohne neuere Chemie vollkommen bekannt sein. Warum vertheilt der Dichter nicht lieber den köstlichen Liquor unter seine übrigen Helden und Heldinnen, da sie doch sämmtlich nicht überflüssig damit scheinen versehen zu sein? — Der Ausweg aus dieser, und vielen andern schwierigen Fragen, steht offen; und ich will ihn zeigen. Man muss die ganze Erzählung, als einen Mythos, mystisch und symbolisch deuten. *Ariost*, als Seher, erblickte eine künftige Gefahr für die Seelenvermögen Durch die Flasche, worin der Verstand eines Mannes, mit allen zwölf Kategorien, Platz hat, deutet er auf die grossen

Digitized by Google

Krater des Mondes und auf dessen trockene Meere. Nun ist klar, dass, wenn einmal die Seelenvermögen der sämmtlichen Menschen auf der Erde, verschwinden, ihr treuer Gefährte, der Mond, schon seine grossen Vorrathshäuser bereit hält, damit nichts davon verloren gehe. Eine so tröstliche Nebenbemerkung für die Psychologie, bedarf hier hoffentlich um so weniger einer Entschuldigung, da ja dem *Ariost*, der sich viel weiter und plötzlicher abzuschweifen erlaubt, von seinen Verehrern dieses als eine geniale Verwirrung und die Unübersehbarkeit seines Gedichts als ein Vorzug desselben angerechnet wird.

Dem Dichter zu erlauben, was man dem Menschen verbietet, ist eine alte Weise deren, die für die sittlichen Beschränkungen des Lebens sich wenigstens im Traume schadlos halten wollen. Nicht ihr individueller Geschmack hatte sich für das Sittliche geläutert, sondern es ist ihnen aufgedrungen worden. — Damit bunte Possen berühmt werden, dazu ist kein ästhetisches Urtheil nöthig; das Ergötzen eines sinnlichen Volkes, das seine phantastische Zügellosigkeit, seine Zerrissenheit, seine Unfähigkeit, mit sich selbst in ein würdevolles Gleichgewicht zu treten, darin abgespiegelt sieht, — gründet diesen Ruhm; Andre loben, was einmal berühmt ist, was aus dem Lande ihrer Sehnsucht kommt, und vor Allem, was übergross als Ganzes, glatt und zierlich in seinen Theilen erscheint; was durch gewandte Prahlerei imponirt.

Aber jenes Ergötzen und diese Unsicherheit des Geschmacks kommen darin überein, dass beides *höchst natürlich* ist. Oder wird Jemand dafür eine übernatürliche Erklärung suchen? Diese Frage ist nicht unbedeutend; sie hängt zusammen mit der andern Frage: ob das *Böse* einen übernatürlichen Ursprung voraussetze? Die Verstimmung des Geschmacks, der sich durch falsche Grösse blenden lässt, bezieht sich nicht bloss auf Dichterwerke, sondern auch auf den Werth der Personen; ja selbst auf philosophische Productionen. *Ariost* und *Spinoza* kommen darin überein, dass beide ein grosses Knäuel geschaffen haben, welches den Anschauenden demüthigt, ihm Respect einflösst, weil, indem er den einzelnen Fäden nachgehn will, er in eine Verwirrung geräth, deren Grund er, bei der anscheinenden Ordnung und Sauberkeit der Ausarbeitung, lieber in sich selbst als in dem Werke sucht. Beiden ähnlich wirkt das Bild des grossen *Napoleon* auf den Zuschauer; der eben weil er sich

Digitized by Google

weder wie ein guter noch wie ein böser Dämon zusammenfassen lässt, das Urtheil der Menschen unterjocht und verdirbt. Dass *Ariost* wahrhaft klassisch, *Spinoza* wahrhaft überzeugend, *Napoleon* ein wahrer Vater seines Reichs wäre, kann Niemand behaupten; gerade darum zieht sich der Urtheilende bescheiden zurück, und nennt sie gross! Könnte er zu irgend einer bestimmten Entscheidung über sie gelangen, so würden sie ihm kleiner erscheinen. Diese Verkehrtheit, sich zu erniedrigen vor dem Unreinen, als ob seine verwirrende Kraft eine Auctorität wäre; anstatt es durch die schärfste Prüfung zu scheiden und zu läutern, und dann vest zu halten an dem Aechten und Wahren: ist die Grundwurzel, zwar nicht des eigentlichen Bösen, aber der Unlauterkeit und Gebrechlichkeit, von der *Kant* mit grossem Rechte die Betrachtung des Bösen beginnt. Und wieviele sind der Menschen, die auf diese Unlauterkeit des Geschmacks in der politischen und literarischen Welt speculiren! Es mag wohl ein einträgliches Gewerbe sein, im Trüben zu fischen! —

Schon die blosse Bewegung eines Puncts im Raume, macht, dass er an jeder Stelle, wo er war, vermisst, und dort, wohin er ging, wiedergefunden wird; denn die Umgebung reproducirt in jedem Augenblicke sein Bild, so dass man seinen ganzen Weg anzuschauen glaubt, obgleich er in jedem Momente nur an einer einzelnen Stelle gesehen wird. Das Vermissen und Wiederfinden ist Begierde und Befriedigung; deren unaufhörlicher Wechsel aber ist Unterhaltung. So spielen Kinder mit dem Balle und dem Kräusel; ja die junge Katze spielt mit dem hängenden Bande und mit der Kartoffel. — Man betrachte nun dies als ein Gleichniss für jene Bewegung, worin der Dichter seine handelnden und leidenden Personen in ihrer gesellschaftlichen Umgebung erscheinen lässt: so wird das Ergötzliche bunter Erzählungen sogleich begreiflich sein. Wer sich ihnen hingiebt, der wird fortgerissen; er geräth in einen angenehmen Taumel, ja in eine wahre Berauschung. Dabei kann von einem ästhetischen Urtheile gar nicht die Rede sein, denn dies setzt, für alle Arten des Schönen und Guten, zu allererst eine bestimmte Auffassung vester Umrisse und Rhythmen, *vollendetes Vorstellen gegebener Verhältnisse* voraus. Damit es eintrete, muss das Ganze, als ein Geschlossenes, überschaut sein, und das Ergötzen, dieser schwebende, wandelbare Gemüthszustand,

Digitized by Google

muss aufgehört haben. Bleibt in dem Urtheile etwas von seinem Einflusse zurück: so ist der Geschmack eben sowohl bestochen, als nach den thränenreichen Rührspielen; und es kommt dabei nur auf den Unterschied an, wie leicht und willig sich das Individuum dem Ergötzen oder der Rührung hingiebt; die Verfälschung des Geschmacks, der nun kein objectives Urtheil mehr fällen kann, ist hier wie dort gleich gross; und über einen so bestochenen Geschmack lässt sich nicht disputiren; es sei denn, dass Jemand sich zu Auctoritäten herablasse.

Das ächte ästhetische Urtheil erfordert eine Stetigkeit des Blicks, eine gleich gehaltene Klarheit des Geistes, die den wenigsten Menschen so natürlich ist, dass sie lange bestehn könnte ohne absichtliche, von den herrschenden, appercipirenden Vorstellungsmassen ausgehende Anstrengung. Ein ungeordneter Geist ist derselben kaum fähig; auch in dem wohlgeordneten verursacht sie auf die Länge eine Spannung, nach welcher Erholung eintreten muss. Denn alle Aufregung irgend welcher Vorstellungsreihen gelangt nach einiger Zeit zu einem Maximum; sie bildet gleichsam eine Fluth, worauf Ebbe erfolgen muss. Dass die Fluth stets dauere, darf man nicht fordern; vielmehr muss man sie nutzen, so lange sie da ist. Aber man soll auch mit ihr nicht die Ebbe verwechseln; oder gar diese ihr vorziehn.

Dahin aber neigt sich jene, schon von Fichte als das radicale Böse dargestellte, Trägheit der Menschen. Denn, abgesehen von den Lüsten und Bedürfnissen des Leibes, suchen sie meistens im Leben dasselbe, was ihnen eine unterhaltende Erzählung gewähren soll; sie wollen, dass ihnen die Zeit angenehm verfliesse. Dies schwächt Gutes und Schönes; denn es stört die Beurtheilung; es hebt die ästhetische Kritik auf, womit fortdauernd der Mensch sich selbst im Innern beleuchten muss, wenn er jene scharfe Richtigkeit seines Daseins erlangen will, die man Moralität nennt.

Ist das ästhetische Urtheil schwach, und der Mensch übrigens stark: so wird er in der Regel böse. Hier ist nicht nöthig, vom Anwachsen herrschender Leidenschaften das zu wiederholen, was die Dichter (z. B. *Shakespeare* im Macbeth) so oft geschildert haben. Solche Phänomene zeigen nur ein unglückliches Missverhältniss in den entwickelten psychologischen Kräften; und von ihnen kann man bestimmt behaupten, dass es in

Digitized by Google

der Gewalt der Erziehung gestanden hätte, ihnen zuvorzukommen. Sie sind übrigens unendlich mannigfaltig; denn jede Begierde kann Leidenschaft werden (§. 107). Aber nicht alles Böse ist Schwäche. Es giebt auch ein *positives* Böse, das sich nicht, mit *Kant*, auf blosse falsche Unterordnung der Maximen zurückführen lässt.

Vertraut mit meiner praktischen Philosophie, (das muss ich überall, jedoch besonders hier, voraussetzen,) wird der Leser sich schon selbst den Begriff des Bösen in alle die Theile zerlegt haben, die durch blosse Gegenstellung gegen die zur Tugend gehörigen, in den praktischen Ideen gegründeten, Bestimmungen entstehen können. Allein nicht alle diese Theile sind eben so psychologisch verschieden, wie sie in der ästhetischen Beurtheilung erscheinen. Denn *sehr Vieles ist seinem natürlichen Ursprunge nach längst vorhanden, bevor es durch weitere Entwickelung in das Gebiet der ästhetischen Betrachtung eintritt, und dort Bedeutung erlangt.* Ein Beispiel im Grossen mag dieses klärer sagen. Schon zu den Zeiten der Scipionen trug der römische Stolz und Factionsgeist die Unruhen der Triumvirate, und die spätere Grausamkeit der Imperatoren, im Keime; aber wer wird darum, weil Eins sich aus dem Andern entwickelte, das Zeitalter der Punischen Kriege, das der Triumvirn, und jenes des Tiberius und Caligula, in einerlei Verdammungsurtheil einschliessen? — Wer nun hier die nothwendige Sonderung des theoretischen und des ästhetischen Urtheils begreift: der halte sie vest, für alle Philosophie; sonst wird er in keiner Gegend derselben klar sehen können.

Betrachtet man den natürlichen Ursprung: so kann man den ältesten Anfang des Bösen am wenigsten da suchen, wo die praktische Philosophie ihre Darstellung der Ideen beginnt. Die innere Freiheit ist das Letzte, was der moralische Mensch in sich bildet, und was der Böse verhöhnt und wegwirft. Hingegen die gesellschaftlichen Ideen sind das Erste, wogegen der Feind im Innern heranwächst.

Das Herz des Menschen öffnet sich Einigen, und verschliesst sich Andern. Diese einfache Thatsache ist bekannt genug; man weiss auch, dass ganz zufällige Associationen darauf Einfluss haben. In der Regel gewöhnt sich der Mensch an diejenigen, mit denen er in seinen frühesten Jahren zusammen-

Digitized by Google

lebt; soll er von ihnen sich trennen, so fühlt er schmerzlich, dass ein Riss in seinem Innern geschieht, indem er sie nun entbehren muss. Er vermisst sie, er sehnt sich nach ihnen. Dies aus der Entstehung des Selbstbewusstseins, und aus den Untersuchungen über das Begehren (im §. 150) zu erklären, kann Niemandem schwer fallen. Allein der Kreis deren, mit welchen das individuelle Ich so innig verschmilzt, dass es in seinem gewohnten Thun und Hingeben *sich auf sie bezieht*, kann nicht gross sein; die Andern sind Fremde, und werden leicht Störer, auch ohne es zu wollen. Und selbst hievon abgesehen, ist ein widriger, zurükstossender Eindruck, den Einer vom Andern empfängt, nichts Seltenes; die Gegenwart eines Menschen lässt so Vieles hoffen, so viel Mehreres fürchten, dass man sich nicht wundern kann, wenn Einer sich durch die Nähe des Andern noch öfter beklemmt, als in seinem Dasein begünstigt und erleichtert fühlt. Solche Gefühle aber hängen überdies sehr von dem habituellen Lebensgefühl des Individuums ab. Eine finstere Gemüthsart ist Sache des Temperaments; und wem eine natürliche innere Unbehaglichkeit beiwohnt, der überträgt dieselbe bei der leichtesten Reizung auf Sachen und Personen, mit denen er gerade zu thun hat. So geschieht es schon in den frühesten Kinderjahren.

Also beklemmt, oder gehemmt im Laufe seines Thuns, geräth das Gemüth in Spannung. Daraus entsteht zweierlei zugleich, ein Druck nach Aussen und nach Innen. Jener steigert sich leicht zum Hass, und zur Gewaltthätigkeit; dieser zum Verhehlen, Verheimlichen, zu Betrug und Lüge. Hier haben wir alle Keime des gesellschaftlichen Bösen; Uebelwollen, Unrecht, Unbilligkeit, nebst der besondern Form der beiden letztern, die man Falschheit nennt; aus ihr aber, in Verbindung mit dem Uebelwollen, entsteht die Tücke.

Dieser Ursprung des Bösen ist rein psychologisch. Ein andrer, von etwas späterer Entwickelung, hat physiologische Anlässe. Mancherlei, an sich unschuldige, Geniessungen sind von der Art, dass der Leib nur ein bestimmtes Maass derselben erträgt; drüber hinaus folgt Abspannung, die auf den Geist sich überträgt; und dort zum Theil die Form der Ueberspannung annimmt, wie im Rausche; weil der, bekanntlich verwickelte, Process der Apperception, worauf der innere Sinn, und der vollständigen Entwickelung der Vorstellungsreihen,

worauf der Verstand beruht, nicht mehr in seiner Integrität vor sich gehn kann; daher nun die Gegengewichte fehlen, die sonst Ordnung im Innern zu halten pflegen. Gewöhnt sich der Mensch an die Unmässigkeit, so entsteht anhaltende Schwäche; nun ist der Boden der Tugend untergraben, denn ihr Fundament ist die Kraft.

Nun sollte, — drittens, — der Mensch sein rechtes Maass bemerken. Die ästhetischen Urtheile, in ihrer ganzen, vollständigen Reihe, wie sie sich aufs Wollen und Handeln beziehen, sollten hinzukommen. Sie sollten den starken Affect der Scham erregen; und hiemit ganz neue Entschliessungen erzeugen. Der Mensch sollte Sich vermissen, und Sich wiederherstellen. Er sollte die Schwäche, das Uebelwollen, das Unrecht, die Unbilligkeit, und die Falschheit von sich ausstossen. Dann würde er innerlich frei sein. Ist nun in dem Process des Urtheilens, der Scham, der Bestrebung, nicht Energie genug, so bleibt der Mensch innerlich unfrei. Woher aber soll diese Energie kommen? Das ästhetische Urtheil ist nur Eine geistige Thätigkeit in der Mitte unzähliger andern. Soll es in diese andern eingreifen: so müssen sie nachgiebig dafür sein. Aber eine finstre und eine begehrliche Gemüthsart sind beide darin gleich, dass sie sich gegen den Eindruck des Schönen verschliessen. Kein Wunder, dass beide auch dem moralisch Schönen oder Hässlichen keinen besondern *Werth* einräumen; vielmehr dem aufkeimenden Gefühl desselben sich innerlich widersetzen. Das ist die *Verstocktheit*, welche den bösen *Thaten* lange voran geht. Die erste Andeutung derselben sieht man bei Kindern in ihrer sehr ungleichen Empfänglichkeit für moralische Vorstellungen; und zwar gerade für die Darstellung der ganz reinen, uneigennützigen Sittlichkeit, wovon *Kant* viel mehr erwartete, als sie leistet; wenn nicht die innere Verstimmung zuvor gehoben war.

Daraus erzeugt sich gar leicht die eigentliche Bosheit. Der Mensch setzt sich hinweg über die Scham; und gebietet dem Gewissen, zu schweigen.

Nichts kann natürlicher sein bei heftigen Begierden, wenn nicht Hülfe von aussen kommt. In der Barbarei liegen alle Laster; aber nicht alle Menschen, die in einerlei Gesellschaft leben, sind ganz und zugleich Barbaren. Es erheben sich

Digitized by Google

Einige, zu tadeln, zu ermahnen, die Gottheit reden zu lassen.* Und hier nun ist der Kampf des Guten mit dem Bösen. Jedes steigert sich gegen das andre. Jedes kann siegen. Aber nur das Gute hat den beharrlichen Willen, zu siegen, durch den ganzen Lauf der Jahrhunderte. Das Böse steckt zwar an, aber dabei finden selbst die Bösen nicht ihren Vortheil. Darum siegt mehr und mehr das Gute. So ist der natürliche Lauf der Dinge.

Um ihn vollständiger aufzufassen, und um nicht den Fortgang des Guten für schneller und sicherer zu halten, als er ist, muss man besonders auf zwei Umstände achten. Erstlich auf das Verschlechtern des Guten durch unvollkommene Auffassung und durch Missverstand. Alles Löbliche findet seine Nachahmer; aber auf die gute, ächte Waare folgt die wohlfeile, unächte. Was an seiner rechten Stelle stand, wird verschoben an die unrechte. Was für seine Zeit aus einem edlen Streben hervorging, wird mit thörichtem Eifer vestgehalten, auch nachdem seine Beziehungen verloren gingen. Was die Natur zerstören wollte, weil sein Werth vorüber ist, das macht der Mensch zur Mumie. Dadurch gewinnt das Böse Gelegenheit, sich hinter mancherlei Larven des Guten zu verstecken. — Die zweite Bemerkung trifft die gesellschaftlichen Zustände. Man erinnere sich dessen, was oben in der Einleitung, über die Statik und Mechanik des Staats gesagt worden. Daraus wird einleuchten, wie viel Mühe die Gesellschaft hat, sich zu einer vesten Ordnung zu erheben. Und dies geschieht Anfangs nur in einzelnen Ortschaften. Darin gilt das Recht nebst der Aufrichtigkeit; nach aussen bedienen sie sich des Unrechts als einer natürlichen Bewaffnung. Dies Unheil zeigt sich oft wiederkehrend auch noch im gebildeten Zustande; kleine Kreise sondern sich ab, verbergen sich, setzen List der äussern Gewalt entgegen, wenn man sie nicht bereden kann, sich der grössern Gesellschaft anzuschliessen.

Nach allem Vorstehenden beginnt und wächst das Böse in der Zeit. Ist es darum nur auf der Oberfläche der Sinnenwelt

* Und was thut in solchem Falle die Kirche? Sie häuft alle möglichen *ästhetischen* Eindrücke, durch Poësie, Beredtsamkeit, Musik, Malerei, Architectur. Sie weiss demnach, wo es fehlt; nur versieht sie es vielleicht durch Uebertreibung; sowohl im Aufdringen heftiger, als in der Mischung gar zu bunter Eindrücke.

anzutreffen? Hat es keine versteckten Wurzeln, aus denen es, dem Scheine nach schon ausgerottet, dennoch wieder hervorsprosst? Lässt es keine Kränklichkeit nach, wenn die Heilung gelang? Braucht der Gesunde nicht die Möglichkeit zu fürchten und verhüten, dass es ihn von aussen ergreife, oder von innen zerrütte? — Kaum wird der Leser noch so fragen. Das Gewebe der Vorstellungsreihen bleibt in seinen Falten, wenn man es schon im Bewusstsein nicht wahrnimmt; und von den hemmenden Kräften, durch die man seiner falschen Spannung entgegenwirkt, wird selbst im besten Falle ein Theil gebunden, und seiner freien Thätigkeit beraubt.

Um dies besser zu übersehen, darf man sich nur den wirklichen Menschen, im Gegensatze eines poëtischen Charakters, lebhafter vergegenwärtigen. Die Personen der Dichter nähern sich den geometrischen Figuren; ihre Consequenz ist ihr Verdienst, denn sie können nur dadurch deutliche Verhältnisse bilden, worin ihr Kunstwerth bestehen muss. Daher begabt der Dichter sein Geschöpf mit einer oder zwei herrschenden Vorstellungsmassen, woraus sich alles Wollen und Handeln desselben entwickeln muss, ohne dass in diesen Vorstellungsmassen eine bedeutende Veränderung zugelassen werden dürfte. Hingegen in dem wirklichen Menschen ist die Mannigfaltigkeit und die Wandelbarkeit grösser. Schon für die Moralität giebt es nicht bloss eine einzige, gleichmässig in sich zusammenhängende Vorstellungsmasse; und dies aus dem sehr natürlichen Grunde, weil es nicht bloss eine, sondern fünf praktische Grundideen giebt. Daher grosse Verschiedenheiten unter Mehrern, und Ungleichheiten im Individuo, in Hinsicht auf Recht, Billigkeit, Güte, Kraft, Selbstbeherrschung. Aber auch andere ästhetische Urtheile, und überdies die verschiedenen Lebensverhältnisse bilden ihre besondern Vorstellungsmassen. Der Mensch, wie er arbeitet, und der nämliche, wie er spielt und sich erholt, ist sich oftmals kaum ähnlich. Sonderbare Liebhabereien, Affecte, körperliche Aufregungen, traumähnliche Zustände, haben oft jedes seine eigne Vorstellungsmasse, die, wenn sie den Hauptplan des Lebens unzeitig durchkreuzt, als ein innerer Feind erscheint; wohl gar als ein böser Geist. Jede dieser Vorstellungsmassen nun hat ihren eignen moralischen Werth, sei er positiv oder negativ. Die Summe, oder vielmehr das psychologische Resultat dieser Werthe ist der To-

Digitized by Google

tal-Werth des Menschen; aber niemals erscheint diese Summe auf einmal im Bewusstsein, sondern abwechselnd steigen und sinken die Vorstellungsmassen; und bilden eine bunte, innere Erscheinung, derenwegen der Mensch sich bald für besser, bald für schlechter hält, als er ist. So scheidet sich die Erscheinung von jener Mittelwelt, die wir nicht mehr zu beschreiben brauchen; denn die ganze speculative Psychologie ist ihre Beschreibung. Den Uebergang zum nächstfolgenden Abschnitte aber macht die Bemerkung, dass die Mittelwelt, das heisst, die bleibenden innern Zustände der einfachen Wesen, überall unerkannt der lebenden Natur zum Grunde liegt, wie sich nun bald deutlicher zeigen wird.

Anmerkung.

Man erwartet vielleicht, dass ich hier am Ende noch etwas über die Freiheit sage. Das soll geschehen; allein nur in so weit, als es dem Leser, der bisher aufmerksam folgte, noch willkommen sein kann. Eine weitläuftige Widerlegung des bekannten Irrthums wäre hier sicher nicht am rechten Orte; es ist unmöglich, dass Jemand, der das Vorhergehende gefasst hat, sich dadurch länger täuschen lasse. Aber in *Kant's* Behandlung des Gegenstandes liegt einiges Belehrende; dies wollen wir herausheben.

Zuerst und vor allen Dingen unterscheidet sich *Kant* von denen, die auch nur einen Schritt von ihm abweichen, sogleich dadurch, dass ihm die Freiheit lediglich ein Glaubensartikel ist. „Man muss wohl bemerken, sagt er (Kritik d. r. V. am Schlusse der Auflösung der dritten kosmologischen Idee), dass wir nicht die Wirklichkeit der Freiheit, — ja gar nicht einmal die Möglichkeit derselben haben darthun wollen.“ Ein himmelweiter Unterschied von denen, deren unvorsichtige Philosophie sich sogar des freien Willens unmittelbar bewusst ist; ein Beweis gänzlicher Unwissenheit in diesem Puncte.

Kant war überzeugt, dass die Freiheit sogleich verlornes Spiel haben würde, wenn sie in der Natur die geringste Störung anrichtete. Er wusste, dass kein tüchtiger Naturforscher sich je um sie bekümmern werde; so wenig als die Astronomie sich um die Exegese kümmert. Aber unglücklicher Weise hatte *Kant* keinen Begriff von speculativer Psychologie; und,

Digitized by Google

was noch schlimmer war, er irrte sich in Ansehung der Grundform der praktischen Philosophie.

Es war hergebrachte Weise der Schulen und Kirchen, die Moral und das Naturrecht in Form von Geboten, Vorschriften, Befehlen abzuhandeln, als ob entweder der Staat oder die Gottheit mit dem Menschen rede. *Kant* führte nun zwar des Menschen eigene Vernunft redend ein; aber er liess sie in der alten gewohnten Weise fortreden; und kategorisch gebieten.

Wer so anfängt, der muss endigen mit der Freiheit, wie sehr auch die Natur bei ihm in Ehren und im Ansehen stehn möge. Denn das Factum des Gebietens ist alsdann das Factum des absoluten Anfangens.

Was mag denn wohl die reine Vernunft zu gebieten haben? Weiss sie denn schon etwas von dem, was in der Welt kann ausgeführt oder auch nur versucht werden? *Wem* gebietet sie denn, ehe sie wenigstens das innere Phänomen des Begehrens und Wollens, (welches übrigens sich allemal auf *gegebene* Gegenstände bezieht,) aus der Erfahrung kennen gelernt hat?

„Sie sucht das Ich durchzusetzen, wider alles Nicht-Ich," antwortete *Fichte*, der wohl bemerkte, dass sich *Kant's* kategorischer Imperativ beziehe auf Maximen, welche Maximen sich beziehn auf ein vorausgesetztes Wollen, welches Wollen wiederum nicht denkbar wäre ohne die schon als bekannt vorausgesetzten sinnlichen Gegenstände; so dass die reine Vernunft, ohne alle diese empirischen Voraussetzungen, zum blossen Gedankendinge herabsinken, und das Factum des absolutanfangenden d. h. freien Gebietens damit verschwinden würde.

Darum zog *Fichte* die ganze Natur in die Sittenlehre hinein; und er *musste* so verfahren, wenn *Kant's* Anfänge sollten beibehalten werden. Wer das nicht einsieht, der kennt die ganze neuere Geschichte der Philosophie bloss historisch, und klebt am Buchstaben *Kant's*.

Die Natur war nun, wider die Meinung *Kant's*, der Freiheit geopfert; und die Welt nach idealistischer Weise auf den Kopf gestellt. — Dass es so nicht bleiben konnte, verstand sich von selbst. Man hätte nicht nöthig gehabt, den Spinoza herbeizuholen; und man lernte von ihm nicht einmal das, was er lehren konnte; nämlich: dass, wer mit der Natur anfängt, der auch mit der Natur endigen muss; dass man folglich die Sittenlehre, damit sie nicht auf jene Freiheit, jenes absolut anfangende Ge-

Digitized by Google

bieten, hinführe, auch nicht als ursprüngliche Pflichtenlehre behandeln muss; dass man vielmehr der Wahrheit um einen guten Schritt näher kommt, wenn man sie, nach Art der Alten, entweder als Tugendlehre oder als Glückseligkeitslehre auffasst. Dies konnte Spinoza bei allen seinen Fehlern wirklich lehren; denn obgleich nach ihm der Mensch sich seinen *eigenen*, vom Universum *unabhängigen* Willen nur einbildet, und obgleich dem eingebildeten Willen auch nur eingebildete Handlungen entsprechen, so *beurtheilt* doch *Spinoza* selbst dies eingebildete Wollen und Thun; zum sichern Beweise, dass die Stimme des Lobes und Tadels selbst da nicht schweigt, wo man die Hoffnung, sich nach ihr zu richten, so dass durch sie und um ihrenwillen in die *Natur* der Dinge irgend eine Bestimmung hineinkomme, — gänzlich aufgegeben hat.

Dieser Stimme des Lobes und Tadels, welche vorhanden ist und vernommen wird ohne alle Frage, wieviel dadurch könne ausgerichtet werden, — von welcher unmittelbar die Tugendlehre aller Zeiten ausgegangen ist, mittelbar aber die Pflichtenlehre und die veredelte Glückseligkeitslehre, — habe ich einen neuen Namen gegeben, und sie ästhetisches Urtheil genannt. Warum? Weil diese Stimme bisher immer durch allerlei verstärkende Sprachröhre war vernommen worden, und man sie endlich einmal aus dem blossen Munde, zwar schwächer, aber deutlicher, hören musste. Dazu war der Satz nöthig: dass jede einzelne praktische Idee auf ursprünglicher Beurtheilung eines *Verhältnisses* beruhe, und dass es so viele, und nicht mehr noch weniger Principien der praktischen Philosophie gebe, als wieviele Verhältnisse möglich seien, worin sich ein Wollen dergestalt befinden könne, dass es Gegenstand eines ursprünglichen Lobes oder Tadels werde. Nun war die Hauptarbeit, diese Verhältnisse *vollständig* aufzufinden, und jedes einzelne in seiner einfachsten Gestalt genau zu bestimmen; diese Arbeit aber glich vollkommen der, welche zur Begründung irgend eines beliebigen Theils der Aesthetik hätte dienen müssen.

Ueber zwanzig Jahre sind verflossen, seitdem ich dieses öffentlich zu lehren anfing. Zeit genug in der That, damit man sich hätte besinnen können, dass wirklich die menschlichen Angelegenheiten, so fern sie überhaupt durch Ueberlegung in Ordnung gehalten werden, von zweierlei Beurtheilungen, der theo-

Digitized by Google

retischen und der ästhetischen, abhängen, die unter einander nicht streiten, weil sie sich ursprünglich fremdartig sind, von dem Menschen aber fortwährend, so gut es gehn will, oder so gut er es versteht, mit einander verknüpft werden. Aber wie man sich einbildet, die Staaten könnten garantirt werden durch Verfassungen, obgleich die Verfassungen nichts anderes sind als das, was die Sitte aus ihnen macht: so sucht man auch bis auf den heutigen Tag die Freiheit mit der Nothwendigkeit zu vereinigen, hoffend, es werde irgend einmal durch schöne und kluge Worte gelingen, den wohlbekannten Widerspruch zwischen beiden dahin zu bringen, dass er aufhöre, ein Widerspruch zu sein.

— Exspectant, dum defluat amnis: at ille
Labitur et labetur in omne volubilis aevum.

Und warum warten sie? Wegen eines Gespenstes von *Zurechnung.* Hätten sie jemals überlegt, was Zurechnung sei? so würden sie gefunden haben, dass gerade die transscendentale Freiheit unfähig ist, das Subject derselben darzubieten. Denn Handlungen werden zugerechnet, wenn man einen Willen betrachtet, als durch sie charakterisirt. Die transscendentale Freiheit kann aber gar nichts annehmen, das man Charakter nennen dürfte. Sie ist, was sie auch thue, allemal der zureichende Grund der gleich möglichen, gerade entgegengesetzten Handlung. Ist ein Wille charakterisirt: so ist durch ihn nur Einerlei, und nicht zugleich das Gegentheil möglich; darin besteht sein positiver oder negativer Werth. Der nicht-charakterisirte hat gar keinen Werth; denn er hat für jede Gelegenheit des Handelns zwei entgegengesetzte Möglichkeiten, welche durch ein Thun ohne bestimmenden Grund nicht aufgehoben werden. Die Freiheit kann nicht durch ihre eigne That aufhören, frei zu sein, wodurch sie sich selbst zerstören würde. In jenen Möglichkeiten liegen nun zwei entgegengesetzte, gleiche Werthe, und jedes Paar ist für sich gleich Null.

So weit ist Alles leicht, und sollte von jedem Anfänger gefasst und behalten werden. Weit schwerer wird die Sache, wenn man sie psychologisch entwickeln will. Denn alsdann findet sich nicht Ein Wille, sondern ein vielfältiges, gleichzeitiges, mehr oder minder bestimmtes, zum Theil widerstreitendes Wollen in den verschiedenen zusammenwirkenden Vorstellungsmassen. Hier ist ein unabsehliches Feld von mög-

Digitized by Google

lichen Ereignissen; die Zurechnung wird schwierig, weil sie nicht einfach ist, sondern aus verschiedenen, zum Theil entgegengesetzten Grössen einen Gesammtwerth bestimmen muss; der sich aus den Handlungen und Aussagen eines Menschen nur mit Wahrscheinlichkeit errathen lässt, indem dieselben theils auf das Vorbedachte, theils auf augenblickliche Reizung, theils auf Gewohnheit, theils auf dreiste Wagestücke, theils auf dringende Bedürfnisse hinweiset. Schlechte Gehülfen in solcher Verwickelung würden diejenigen Naturforscher sein, die mit einer Gefälligkeit, welche *Kant* weder erwartete noch wünschte, als Kämpfer und Retter für die Freiheit *mitten in der Naturlehre* auftreten!

Digitized by

DRITTER ABSCHNITT.

VON DEN ÄUSSEREN VERHÄLTNISSEN DES GEISTES.

ERSTES CAPITEL.

Von der Verbindung zwischen Leib und Seele.

§. 153.

Es ist ausführlich nachgewiesen worden, dass die Betrachtung unseres eigenen Selbst uns unvermeidlich in Widersprüche verwickelt, wofern wir uns unmittelbar durch den Begriff des Ich auffassen wollen, — gleich als ob die Ichheit die Basis unseres ganzen Wesens wäre. Diese Ichheit muss an etwas angelehnt werden. Und der Träger, welcher dem Angelehnten zum Stützpuncte dienen soll, heisst hier, wie überall, Substanz. Aber er heisst hier insbesondre *Seele;* weil nach allgemein metaphysischen Principien zuvörderst eine Substanz keiner andern Modificationen fähig ist, als der Selbsterhaltungen gegen Störungen *durch andre Wesen,* (wodurch sogleich die pantheistische Ansicht ausgeschlossen ist;) und weil im gegenwärtigen Falle diese Selbsterhaltungen *Vorstellungen* sein müssen, in solcher Beschaffenheit und Verbindung, dass daraus das Selbstbewusstsein oder die Ichheit hervorgehe.

Wie werden wir nun mit dieser Seele den Leib in Verbindung setzen? Kann er nicht vielleicht eine blosse Erscheinung, ein System von Vorstellungen in der Seele sein, ohne ein wahrhaft Reales ausser der letzteren? Der sichtbare und fühlbare, der anatomisch und physiologisch untersuchte Leib ist ohne allen Zweifel zunächst nur ein System von Vorstellungen, denn er ist durchaus ein Vorgestelltes. Allein die Erklärung dieses Systems von Vorstellungen findet keinen Ruhepunct, wenn sie nicht ein entsprechendes System realer Wesen ausser der Seele,

Digitized by Google

welche unabhängig von derselben existiren und nur in eine zufällige Verbindung mit ihr gerathen sind, zum Grunde legt. Die allgemeine Metaphysik wird realistisch erst durch die Widerlegung des Idealismus.

Unser Leib erscheint als Materie im Raume. In so fern muss er nun weiter den allgemeinsten Principien der Naturphilosophie subsumirt werden. Ich habe in der schon oft angeführten Abhandlung *de attractione elementorum* die Construction der Materie gegeben; und man wird darin die Beweise der nachstehenden Sätze zu suchen haben.

Jeder Körper ist anzusehn als ein Aggregat einfacher Wesen, deren Summe grösser ist, als das Quantum des Aussereinander in dem davon erfüllten Raume; die aber gleichwohl diesen Raum nicht nach dem, fälschlich hieher gezogenen, Begriffe des geometrischen Continuum, sondern mit einem für jede Art von Körpern besonders bestimmten Grade von gegenseitiger Durchdringung ausfüllen. Die Undurchdringlichkeit der Materie ist ganz und gar ein Wahn, dessen Ursprung darin liegt, dass die Durchdringung in denjenigen, allerdings häufigen, Fällen unmöglich wird, wo sie neue Attractionsverhältnisse zur Folge haben müsste, denen andre schon gebildete, und durch eine stärkere Nothwendigkeit aufrecht gehaltene im Wege stehn. Die Cohäsion und Dichtigkeit jeder Materie hängt ab von einem Gleichgewichte zwischen Attraction und Repulsion, welches beides nicht von gewissen räumlichen Kräften der einfachen Wesen, sondern von der formalen Nothwendigkeit herrührt, dass der äussere Zustand, d. i. die räumliche Lage, dem innern Zustande, d. h. den Selbsterhaltungen der Wesen, völlig entspreche. Die Entwickelung dieser Sätze erfordert zum Theil unmögliche Begriffe, welche aber im Laufe des Räsonnements eben so ihre bestimmte Stelle und ihren gesetzmässigen Gebrauch haben, wie die unmöglichen Grössen in manchen mathematischen Beweisen.

Unmittelbar folgt aus dem Gesagten, dass kein einziges Theilchen der Materie darf angesehen werden als bloss räumlich bestimmt, sondern dass in jedem gewisse völlig unräumliche, und bloss innere Zustände, nämlich Selbsterhaltungen vorkommen, von welchen selbst die räumliche Constitution eines Körpers ganz und gar abhängt. Vollends aber diejenigen einfachen Wesen, die zu Bestandtheilen eines organischen Kör-

Digitized by Google

pers dienen, tragen in sich ganze Systeme von Selbsterhaltungen, ähnlich den Systemen der Vorstellungen in einem gebildeten Geiste. Was für Systeme das seien, dies richtet sich nach der Art und dem Grade der Assimilation, die sie in dem organischen Körper, dessen Bestandtheile sie ausmachen, schon erlangt haben.

Die organische, oder vegetative Lebenskraft, — wohl zu unterscheiden von der Seele, ist demnach keine reale Einheit, sondern ein allgemeiner und noch sehr unbestimmter Begriff, welcher hindeutet auf die gesammte innere Bildung, das heisst, auf die gesammten Systeme von Selbsterhaltungen in allen Bestandtheilen des Leibes. Sollte man sagen, was die Lebenskraft eigentlich sei? so müsste man alle diese Elemente des Leibes einzeln durchgehn, und beschreiben, theils, welche Bildung in ihnen sei, theils welcher äussere Zustand, welche räumliche Lage und Bewegung aus ihrer Bildung, und aus derjenigen der zunächst liegenden Elemente zusammengenommen erfolge.

Die Reizbarkeit ist nur in ihren Aeusserungen etwas Räumliches. Sie hat ebenfalls ihren Sitz in der innern Bildung, und kennten wir die letztere, so würden wir daraus jene auf ähnliche Weise bestimmen, wie aus der Statik und Mechanik des Geistes sich die Reizbarkeit des Geistes für neu hinzukommende Vorstellungen muss finden lassen; nur mit dem Zusatze, dass, nachdem auf solchem Wege die innern Zustände entdeckt wären, hieraus nun noch die entsprechenden äusseren Zustände abgeleitet, und erst dadurch die Erscheinungen der Reizbarkeit erklärt würden.

Dass die Lebenskraft und Reizbarkeit eines organischen Individuums keine strenge Einheit sei, sieht man schon aus den Versuchen an abgelöseten Theilen lebender Körper; und dass die innere Bildung der Elemente selbst nach ihrer völligen Trennung noch bestehe, zeigt sich in der vorzüglichen Fähigkeit, assimilirt zu werden, wodurch die organischen Stoffe zur gedeihlichen Nahrung für andre, noch lebende Organismen dienen. Die Existenz der höheren Thiere und Pflanzen beruht bekanntlich ganz wesentlich darauf, dass durch niedere Organismen jenen die Nahrung bereitet werde.

Ueber alle reale Lebenskraft in den Elementen geht hinaus die bloss ideale, künstlerische Einheit der lebenden Wesen; ihre Schönheit und Zweckmässigkeit. Diese existirt nur für

Digitized by Google

den Beschauer; sie weiset aber denselben hinauf zu dem höchsten der Künstler, der durch die erhabenste Weisheit die Bildungsfähigkeit der Elemente benutzend, ihr zuerst und allein einen *Werth* ertheilte. Ohne religiöse Betrachtungen kann die Naturforschung zwar wohl angefangen, aber nicht vollendet werden; und die letztere wird zu allen Zeiten die Stütze der Religion sein und bleiben, während alles, was auf schwärmerischen innern Anschauungen beruht, sich sammt diesen Schwärmereien selbst zum Spielwerk für die wandelbaren Meinungen hergeben wird.

§. 154.

In dem Systeme von den Störungen und Selbsterhaltungen finden die Bedenklichkeiten nicht statt, um derenwillen *Leibnitz* den physischen Einfluss leugnend, seine prästabilirte Harmonie an die Stelle setzte. Das wahre Causalverhältniss bedarf keiner Fenster in den Monaden, durch die eine fremde Kraft, ihrer eignen Substanz entlaufend, hineinsteige; denn die Selbsterhaltungen nehmen nichts Fremdartiges in sich auf, sie sind gänzlich bestimmt durch das sich selbst erhaltende Wesen, wenn schon über die Frage, welche unter unzählig vielen möglichen Selbsterhaltungen jedesmal sich ereignen solle, entschieden wird durch die störenden Wesen. Daher ist nun auch das wahre Causalverhältniss zwischen Seele und Leib im geringsten nicht schwieriger als das zwischen irgend welchen anderen Wesen.

Die weniger tief Forschenden, welche an den Causalitäten der Physik und Chemie gar nichts Anstössiges finden, und ohne alle Metaphysik am besten darüber wegzukommen meinen, — diese pflegen die Verbindung zwischen Leib und Seele besonders deshalb anzustaunen, weil hier die Ursache und das Bewirkte so äusserst heterogen seien. Wie ein Körper den andern bewege, wie ein paar Stoffe chemisch verwandt seien, das, meinen sie, lasse sich, wenn auch nicht gerade begreifen, doch recht füglich auf das Zeugniss der Erfahrung hin annehmen; wenn aber aus dem Bilde auf der Netzhaut eine Gesichtsvorstellung in der Seele wird, oder wenn aus dem Wollen eine Contraction der Muskeln entsteht, — dann ergreift selbst die zum Nachdenken trägeren Köpfe eine Art von heilsamen Schauder; der freilich bald wieder durch die heillosen Maximen von Resignation auf ein wahres Wissen, diese Sünden wider

Digitized by Google

den heiligen Geist im Gebiete der Speculation, sich stillen und unterdrücken lässt.

Wir wollen zuerst von dem Falle reden, da das Wollen der Seele Bewegungen im Körper hervorbringt, jedoch hier bloss noch in physiologischer Hinsicht, und ganz im allgemeinen, denn vom Psychologischen in diesem Puncte können wir erst weiterhin sprechen. Es ist nun in dem angenommenen Falle deutlich und unzweifelhaft, dass Ursache und Bewirktes heterogen sind, denn das Wollen ist ein innerer Zustand der Seele, die Zuckung der Muskeln eine Raumbestimmung für deren Bestandtheile. Allerdings muss dazwischen etwas in der Mitte stehn. Denn erstlich ist das Wollen ein gewisser (oben beschriebener) Zustand der Vorstellungen, diese aber sind Selbsterhaltungen der Seele, welche beim Wollen in einen minder gehemmten Zustand zurückkehren. Ferner den Selbsterhaltungen in einem Wesen entsprechen nur Selbsterhaltungen in einem andern; also den innern Zuständen des einen gehören *innere* Zustände des andern zu, wenn beide Wesen, entweder vollkommen oder unvollkommen, zusammen sind. Dieses aber ergiebt sich unmittelbar aus der Grundlehre von den Störungen und Selbsterhaltungen, indem die Störung zwischen je zweien Wesen allemal gegenseitig ist, und sich ihr nothwendig ein Paar zusammengehörige Selbsterhaltungen entgegenstellen müssen, *welche letzteren jedoch unter einander gar keine Aehnlichkeit zu haben brauchen,* ausser der einzigen, dass sie lediglich innere Zustände, jede in dem sich selbst erhaltenden Wesen, sein müssen. — Jetzt werfen wir einen Blick auf dasjenige, was, der Erfahrung gemäss, zwischen dem Wollen und dem Zucken der Muskeln in der Mitte steht. Dies sind bekanntlich die Nerven; welche man ehemals mit einem flüchtigen Safte, heutiges Tages mit einem polarisirenden Fluidum zu begaben pflegt, dem die Nerven zu Conductoren dienen sollen; obgleich man weder weiss, was polarisirende Naturkräfte sind, noch wie denn diese durch das Wollen in Bewegung gerathen mögen. Wir aber wissen wenigstens soviel, dass die Seele mit einem Ende der Nerven zusammen ist, als welches die allgemeine Bedingung aller Causalität ausmacht; ferner dass der Nerv, der sich als ein *cohärenter* Faden darstellt, eine Kette einfacher Wesen sein muss, die sich in einem unvollkommnen Zusammen befinden; endlich, dass in einer solchen Kette allemal zu

Digitized by Google

erwarten ist, die geringste Veränderung in dem innern Zustande eines Wesens werde auf die Störungen und folglich auf die Selbsterhaltungen aller Wesen in der Kette einen Einfluss haben. *Dieser Einfluss also kann sich, fortlaufend am Nervenfaden, durch den Raum fortpflanzen* (nur nicht durch den *leeren* Raum,) *ohne im geringsten selbst von räumlicher Art zu sein.* Er braucht sich daher auch gar nicht als Bewegung, weder der Nerven selbst, noch irgend eines Etwas in den Nerven, zu verrathen; die Nerven können, ohne sich im mindesten zu rühren, aufs höchste afficirt sein. Scheint hierin etwas Wunderbares zu liegen, so kommt es daher, weil man sich nicht deutlich gemacht hat, wie das Einfache, an sich Unräumliche, überhaupt in räumliche Verhältnisse gerathe, ja sogar den Raum erfülle; welches in der allgemeinen Metaphysik zu erörtern ist. — Nun soll am Ende, da wo der Nerv in den Muskel übergeht, eine Bewegung des Muskels mit einer beträchtlichen mechanischen Kraft entstehn. Hierin liegt viel Unbekanntes, aber nichts Seltsames, nichts Unbegreifliches. In dem Nerven sind Störungen und Selbsterhaltungen jedes Elements; dergleichen muss es zuvörderst in den sämmtlichen einfachen Wesen, aus denen der Muskel zusammengesetzt ist, ebenfalls geben; und da mit dem Muskel der Nerv zusammenhängt, so müssen sich die Zustände der Selbsterhaltungen in dem einen nach denen in dem andern richten. Jetzt sagt die Erfahrung, dass aus den veränderten innern Zuständen des Muskels auch veränderte äussere, nämlich eine Annäherung der Theile desselben, entstehn. Damit sagt sie nichts Unerhörtes, nichts, was nicht schon in den ersten Anfangsgründen der Chemie vorkäme. Die Attraction der Elemente bei einer chemischen Auflösung geschieht mit einer ungeheuern Gewalt, nach dem Maasse der mechanischen Kräfte; nichts desto weniger erfolgt sie ohne alle reale räumliche Kraft, und ist, auf eine völlig begreifliche Weise, bloss die nothwendige Folge der innern Zustände des Auflösungsmittels und des auflösbaren Körpers. Was Wunder also, wenn ein Muskel zuckt, weil die innern Zustände seiner Theile geändert sind durch die innern Zustände in dem Nerven, und diese durch einen innern Zustand der Seele?

Der zweite Fall ist gewissermaassen noch einfacher als der eben beleuchtete. Vom Lichte wird der Sehenerv, von Salzen der Geschmaksnerv u. s. w. in neue innere Zustände versetzt.

Digitized by Google

Der Bewegungen bedürfen wir hier gar nicht, denn die vorgeblichen Schwingungen der Nerven können nicht nachgewiesen werden, und sind bei der geringen Anspannung der Nervenfäden, und wegen ihrer weichen Umgebungen eben so unwahrscheinlich, als der Nervensaft es nur immer sein kann. Und was folgt denn aus diesen Affectionen der Sinnesnerven? Das Allernatürlichste von der Welt; ein innerer Zustand der Seele, eine Vorstellung. Hier ist gar nichts Heterogenes in der Ursache und dem Bewirkten, denn hier mischt der Raum sich weiter nicht ein, als in so fern die räumliche Ausdehnung des Nervenfadens in Betracht kommt, wovon schon vorhin die Rede war.

Nachdem solchergestalt die Verbindung zwischen Leib und Seele im allgemeinen erklärt ist: muss die Frage vom *Sitze der Seele* berührt werden, über die man sich neuerlich weit hinaus geschwungen hat, jedoch nur auf den Fittichen grosser Irrthümer. Es hat zwar seine Richtigkeit, dass der Seele selbst, als einem einfachen Wesen, gar keine räumliche Prädicate können beigelegt werden. Aber dasselbe gilt in demselben Grade von allen den einfachen Wesen, welche den Leib, ja welche jeden beliebigen Klumpen Materie constituiren. Der Klumpen als solcher ist nur in so fern real, wiefern er eine bestimmte Menge und Zusammenordnung von Wesen enthält, die im Causalverhältnisse zu einander stehn. Daher man denn auch noch nie einen Klumpen wird gesehn haben, der bloss *realisirter Raum* wäre, ohne andre Kraftäusserungen, mindestens von Cohäsion oder Repulsion der Theile. — Gerade nun auf die nämliche Weise, wie die völlig unausgedehnten, völlig unräumlichen Wesen, für welche, wenn man jedes einzeln betrachtet, nicht einmal die Frage: *wo es sei?* einen Sinn hat, — gerade wie diese Wesen, aus denen die Materie besteht, zusammengenommen räumliche Ganze, Körper, bilden: nicht anders gebührt auch der Seele, diesem ebenfalls dem Raume völlig fremdartigen Wesen, dennoch, so fern sie mit dem Leibe in einem vesten Causalverhältnisse steht, eine bestimmte Stelle, mindestens eine bestimmte Gegend in dem Leibe, wo sie sich befinde; und dieses *Wo* ist für die Seele genau in dem nämlichen Sinne zu nehmen, wie für jedes Element der Materie.

Obgleich nun der Raum, den ein einfaches Wesen ein-

Digitized by Google

nimmt, nur ein mathematischer Punct sein kann, so dürfte dennoch die Frage nach dem Sitze der Seele in so fern vergeblich ausfallen, als man den Punct im Gehirn würde bestimmen wollen, wo die Seele ihre *bleibende* Stelle hätte. Denn das Causalverhältniss zwischen Leib und Seele kann entweder ganz, oder doch grösstentheils unverändert bleiben, wenn schon der Seele eine (ihr freilich gänzlich unbewusste) Beweglichkeit zugeschrieben wird; indem ihr innerer Zustand nicht von denjenigen Elementen allein abhängt, von welchen sie in jedem Augenblicke zunächst umgeben ist, sondern auf eine sich gleichbleibende Weise von dem ganzen System, dessen einfache Bestandtheile einander ihre innern Zustände gegenseitig bestimmen. Wahrscheinlich hat die Seele keine bleibende Stelle; sonst würde den Physiologen ein ausgezeichneter Mittelpunct im Gehirn aufgefallen sein, wohin alles zusammenlaufe. Aber die *ganze* mittlere *Gegend*, in welcher längst das *sensorium commune* ist gesucht worden, kann der Seele ihren Aufenthalt darbieten. Mag also dieselbe sich auf, oder vielmehr *in der Brücke des Varols* hin und her bewegen; nur dass man zu dieser Bewegung nicht etwan einen Kanal suche, denn es ist keiner nöthig; so wenig als das Licht der Poren des durchsichtigen Körpers bedarf, den es im eigentlichsten Verstande überall und in jeder Richtung *durchdringt*. Uebrigens versteht sich von selbst, dass, wenn die Seele sich bewegt, dieses nicht geschieht, weil sie will, (denn sie weiss nichts davon,) sondern dass wiederum wie vorhin, ihre inneren Zustände, verbunden mit denen des Gehirns, erst die Ursache, dann die Folge ihres veränderten Orts sein müssen, wegen der überall vorhandenen Nothwendigkeit, dass der äussere und der innere Zustand gehörig übereinstimmen.

Ich führe noch an, dass die Hypothese von der Beweglichkeit der Seele, also von der Veränderlichkeit des Mittelpuncts aller Sensationen, vielleicht die kürzeste Erklärung für einige seltene Phänomene, wie für den thierischen Magnetismus, für das Nachtwandeln u. s. w. darbieten würde. Denn diese Mitteldinge zwischen Krankheit und erhöheter Gesundheit erlauben schwerlich, eine bedeutende Veränderung in der Maschine des Menschen anzunehmen, wodurch dieselbe auch für jeden künftigen regelmässigen Gebrauch zu sehr verdorben würde; eher mögen jene Erscheinungen eine abgeänderte, jedoch

Digitized by Google

schnell auf den vorigen Zustand zurückkommende, Beziehung zwischen der Seele und Leibe andeuten.

Endlich, dass die Seele einen Ort in dem Leibe einnehmen muss, ist gewiss; man hat also nur die Wahl zwischen einem vesten Sitze oder einem veränderlichen Aufenthalte. Beides sind Hypothesen; die erste aber hat nichts für sich, wenn nicht etwa den falschen Gedanken der Schwierigkeit, dass die Seele herdurchwandere durch die körperlichen Gewebe; die zweite ist wenigstens viel brauchbarer, indem sie den physiologischen Erklärungen ein weiteres Feld öffnet, worin sie sich versuchen können.

§. 155.

Zwar schon oben im §. 129 ist über die psychologische Möglichkeit, dass die Seele im Handeln sich des Leibes absichtlich als eines Werkzeuges bediene, eine kurze Andeutung gegeben; allein es scheint passend, am gegenwärtigen Orte diesen wichtigen Gegenstand etwas ausführlicher, zugleich von der psychologischen und von der physiologischen Seite, zu beleuchten. Man wird nämlich nicht glauben, dass die allgemeinen Erörterungen über die Verbindung der Seele mit dem Leibe schon über das Absichtliche des Handelns Auskunft gegeben hätten. Wir waren vorhin (im §. 153) bloss mit dem Causalverhältnisse zwischen den heterogenen Gliedern, dem Wollen und der Bewegung, beschäftigt; allein die gegebene Erklärung vermittelt bloss den Zusammenhang zwischen inneren Zuständen der Seele und äusseren des Körpers. Sie lässt unbestimmt, *was für* innere Zustände der Seele diejenigen sein mögen, auf welche der Leib sich bewegt. Sie passt eben so gut auf das Entstehen der unwillkürlichen Röthe auf den Wangen bei dem Gefühle der Scham, als auf die Beugungen der Finger beim Ergreifen eines äusseren Gegenstandes.

Zuerst nun bietet sich über die absichtlichen Bewegungen die Bemerkung dar, dass bei denselben die Seele keineswegs dasjenige unmittelbar bewirkt, was sie eigentlich will. Denn die Beugungen der Glieder hängen zunächst ab von der Spannung gewisser Muskeln, diese von dem Gebrauch gewisser Nerven; — aber die Seele weiss nichts von Muskeln und von Nerven; sie ist beschäftigt mit dem äussern Erfolge, den sie beabsichtigt. Umgekehrt vollbringt dagegen die Seele wirklich dsa, was sie nicht kennt, nicht denkt, nicht ahnet; sie setzt den

Digitized by Google

ihr unbekannten Mechanismus richtig in Bewegung; sie fasst ihn an dem Ende an, wo er angefasst sein will, um seine Dienste leisten zu können. Und eine solche unbewusste Wirksamkeit übt sie aus im genauesten Zusammenhange mit der des bewussten Wollens oder Begehrens.

Für sich allein betrachtet liegt nun darin, dass zwischen dem Wollen, und dem daraus erfolgenden Zustande der Nerven gar keine Aehnlichkeit ist, auch nicht die mindeste Schwierigkeit. Es ist schon oben bemerkt, dass zwischen einem Paare zusammengehöriger Selbsterhaltungen zweier Wesen, die einander stören, nichts Gleichartiges auch nur darf vermuthet werden. Gerade umgekehrt also kann nur die Uebereinstimmung zwischen dem Wollen in der Seele und dem *letzten Effect* in der Sinnenwelt, dem Vollbringen des Gewollten, den Gegenstand der Frage ausmachen. Wenn mit dem Wollen, als einem innern Seelenzustande, ein ganz heterogener innerer Zustand der Nerven oder der Gehirntheile, die mit der Seele im Causalverhältniss stehen, sich verbindet: wohlan, das befremdet nicht; aber warum ist es jedesmal ein solcher Nervenzustand, wie gerade nöthig ist, wenn die Glieder des Leibes durch den Mechanismus desselben zu der verlangten Bewegung sollen angetrieben werden? Hier fehlt der Zusammenhang; und es ist nothwendig seinetwegen in die Erklärung ein Mittelglied einzuschieben.

Dieses aber bietet sich von selbst an, sobald wir uns erinnern, dass mit jeder, gleichviel ob absichtlichen oder zufälligen, Beugung und Lenkung der Gliedmaassen auch ein *Gefühl* verbunden ist; nämlich eine *Sensation*, wodurch die Seele sich selbst erhält in derjenigen Störung, die sie erleiden sollte wegen der passiven Affection gewisser Nerven in den gebogenen Gliedern. Dieses Gefühl complicirt sich mit dem Wollen, oder genauer, mit denjenigen Vorstellungen, welche im Wollen das Thätige sind. Und hierin liegt das Mittelglied für den erwähnten Zusammenhang.

Ohne weitere Vorbereitung wird sich jetzt die Sache folgendermaassen erklären lassen:

Gleich nach der Geburt eines Menschen, oder eines Thieres entstehn aus bloss organischen Gründen, unabhängig von der Seele, gewisse Bewegungen in den Gelenken; und jede solche Bewegung erregt in der Seele ein bestimmtes Gefühl. Im

Digitized by Google

nämlichen Augenblicke wird durch den äussern Sinn wahrgenommen, was für eine Veränderung sich zugetragen habe; nämlich jene Bewegung wird theils die Gestalt des Gliedes, in welchem sie vorging, modificirt, theils irgend welche andre Folgen in der Umgebung, oder überhaupt in der Sinnensphäre gehabt haben. So z. B. zieht ein kleines Kind Anfangs Finger und Arme unwillkürlich zusammen; während es nun vermöge der Nerven des Arms hievon ein Gefühl erhält, sieht es zugleich die neue Gestalt seines Arms; und wenn die Finger irgend einen Körper hatten umklammern können, so sieht es auch diesen jetzo dem Zuge der Hand nachfolgen; und es findet ihn nahe vor sich in der demnächst wieder geöffneten Hand. — In einer spätern Zeit erhebt sich ein Begehren nach der beobachteten Veränderung. Damit reproducirt sich das zuvor mit dieser Beobachtung complicirte Gefühl. Nun ist das letztere eine solche Selbsterhaltung der Seele, welcher in Nerven und Muskeln alle die innern und äusseren Zustände entsprechen, vermittelst deren die beabsichtigte Veränderung in der Sinnensphäre kann hervorgebracht werden. Das Begehrte erfolgt also wirklich; und der Erfolg wird wahrgenommen. Hiedurch verstärkt sich sogleich die vorige Complexion; die einmal gelungene Handlung erleichtert die nächstfolgende, und so fort.

Einige Bemerkungen werden diese Erklärung zugleich bestätigen und weiter ausführen. — Einer gewissen Energie des Handelns entspricht ohne Zweifel ein gewisses Quantum jenes vermittelnden Gefühls, von welchem zunächst die Bestimmung der Nerven und Muskeln abhängt. Aber ein und das nämliche Quantum des Gefühls, wie jeder Vorstellung, kann auf doppelte Weise im Bewusstsein vorhanden sein; entweder so, dass eine an sich so schwache Vorstellung sich dem ungehemmten Zustande mehr nähere, oder dass eine stärkere Vorstellung in einem mehr gehemmten Zustande sich befinde. (Man erinnere sich hier der ersten Grundbegriffe der Statik des Geistes.) Nun nimmt jenes vermittelnde Gefühl an Stärke immer zu, je öfter es beim Handeln erneuert wird. Folglich, um nicht auch seine Wirkung zu vergrössern, muss es immer mehr in einem gehemmten Zustande verbleiben. Und das geschieht der Erfahrung gemäss, wirklich. Denn immer dunkler wird unser Bewusstsein der nämlichen Handlungen, je mehr durch Wiederholung die Fertigkeit wächst.

Digitized by Google

Zweitens: durch Uebung wächst nicht bloss die Fertigkeit; sondern unvollkommene Erfolge veranlassen neue Versuche, und ein schärferes Aufmerken auf die Gefühle in den Organen; (wobei die Thätigkeit des Aufmerkens in gewissen höhern Vorstellungsmassen ihren Sitz hat, dergleichen wir oben beim innern Sinne in Betracht zogen.) Durch Versuche nun lässt sich der Kreis des möglichen Handelns unbestimmt erweitern, und sehr über die ersten Anfänge, welche von unwillkürlichen organischen Bewegungen ausgingen, hinausdehnen.

Drittens: dass in diesen ersten Anfängen sich alles aus Gefühl und Beobachtung, ohne Willkür, zusammensetzt, sieht man deutlich an eigensinnigen Kindern, die durch Schreien ihre Umgebung regieren; ja selbst an Thieren, denen oft auf ihre klagende Stimme gewährt worden ist, was sie begehrten. Bei diesen wie bei jenen werden unverkennbar die Töne immer gebieterischer, je häufiger sie erfahren haben, dass sie etwas dadurch ausrichten. Ihre Laute werden für sie ein Organ des Handelns, so unnatürlich dies auch ist. Die Complexion zwischen dem Schreien und dem beobachteten guten Erfolge wirkt nach dem allgemeinen Gange des psychologischen Mechanismus dahin, dass, sobald das Beobachtete zum Begehrten wird, sich die Stimme erhebt, und zwar nach häufiger Wiederholung endlich mit der Zuversicht des Gelingens, wodurch der Wunsch in den Willen, die Bitte in den Befehl übergeht.

Viertens: man wolle gegen die gegebene Erklärung nicht einwenden, dass die Vorstellung von der Bewegung des Arms oder des Beins oft genug ins Bewusstsein trete, als etwas bloss Mögliches, was man bewirken würde, wenn man wollte; ohne gleichwohl die wirkliche Bewegung hervorzubringen, wie jene Complexion es scheine nothwendig zu machen. Dies Phänomen ist zwar als Thatsache bekannt und ausser Zweifel; aber es ist verwickelter als jenes. Die Erfahrung zeigt uns dasselbe immer häufiger bei fortschreitender Ausbildung; da lernt der Mensch schweigen, er lernt seine Kräfte schonen, er lernt mit einem Worte *sich zurückhalten.* Dies ist eine Wirkung der höheren, appercipirenden Vorstellungsmassen. Hingegen das Kind realisirt in jedem Augenblicke unmittelbar, was ihm einfällt, sein Phantasiren ist ursprünglich Handeln; gemäss dem Gesetze jener Complexionen, sobald ihre Wirksamkeit nicht durch eine höhere Thätigkeit gehindert oder gelenkt wird.

Digitized by Google

Fünftens: auch ein Umstand, der den Physiologen befremden kann, scheint nach unserer Erklärung nicht wunderbar. Dieser nämlich, „dass die Seele die Fähigkeit besitzt, nach ge- „wissen Richtungen von innen heraus zu wirken, ohne dass „diese Richtung durch die anatomische Verbindung der Ner- „ven bestimmt würde.“ * Das vermittelnde Gefühl nämlich leistet immer die gleichen Dienste, es mag nun mit den Affectionen vieler oder weniger Nerven oder Nervenfasern zusammenhängen. Indem es selbst reproducirt wird, erneuert es mit sich den Gesammtzustand des Organismus, aus welchem es seinen Ursprung zuerst erhalten hatte.

§. 156.

Bevor wir weiter gehn, wird es nöthig sein, der Hauptarten physiologischer Erklärungen im allgemeinen zu erwähnen, und nachzusehn, was jede derselben leisten könne. Dieser Hauptarten zähle ich vier, um mich fürs erste nach dem Scheinbaren zu richten; es wird sich jedoch zeigen lassen, dass dieselben nicht alle eine strenge Unterscheidung gestatten, wenn man in ihre wahren Charaktere eindringt. Ich meine die *mechanische*, die *chemische*, die *vitale*, und die *psychische* Erklärungsart. Die Bedeutung dieser Ausdrücke wird bekannt genug sein, höchstens mag einigen Lesern die Erinnerung willkommen sein, dass zwischen den beiden letzten Ausdrücken die nämliche Scheidungslinie läuft, wodurch das Leben der Pflanzen getrennt wird von demjenigen Leben der Thiere in ihrem wachenden oder träumenden Zustande, wodurch sie sich über die blosse Vegetation erheben.

Wenn ich nun behaupte, dass die mechanische Erklärungsart für sich allein beinahe ganz unbrauchbar, aber in Verbindung mit den übrigen unentbehrlich ist, so werden die Meisten mir beistimmen. Allein man wird anstössig finden, was ich sogleich hinzusetze, dass nämlich die chemische Erklärungsweise unter allen am wenigsten brauchbar, ja beinahe gänzlich untauglich ist. Dies muss ich genauer erläutern.

Jede chemische Action besteht (nach dem, was die Abhandlung über die Attraction der Elemente hierüber enthält,) in derjenigen Störung, welche in zweien heterogenen Wesen zwei heterogene, aber zusammengehörige Selbsterhaltungen nöthig

* *Autenrieth's* Physiologie §. 937.

Digitized by Google

macht.* Und zwar sind diese Selbsterhaltungen allein das wirkliche Ereigniss, denn die Störung ist eigentlich nur das was geschehn würde, wenn die Selbsterhaltungen ausblieben, die aber ganz unfehlbar erfolgen. — Angenommen nun, dass die Wesen, von denen die Rede ist, sich in keinen andern und näher bestimmten Verhältnissen befinden: so ist ihre gegenseitige Action gar keine andre als die beschriebene; sie ist allemal chemisch, und es giebt keine andre als chemische Action, die *unmittelbar* aus dem Zusammentreffen zweier Wesen erfolgen könnte. — Hingegen die vitale Action setzt *innere Reizbarkeit*, innere Bildung eines Wesens voraus (§. 152). Diese Bildung erlangt aber dasselbe nur durch seine allmälige Assimilation in einem organischen Körper, das heisst, durch ein ganzes System von Selbsterhaltungen, zu denen es vermöge seines Aufenthalts in dem Organismus stufenweise gebracht wird. *Es besteht nun die Reizung bloss darin, dass durch eine einzige neue Störung, und derselben entsprechende Selbsterhaltung, sogleich eine Menge früher erzeugter Selbsterhaltungen in erneuerte Wirksamkeit gesetzt werden;* — wovon die Wiedererweckung der älteren Vorstellungen in der Seele durch eine neu hinzukommende, und schon der Widerstreit älterer entgegenstehender Vorstellungen wider die neue, nichts als specielle Fälle sind. Es kann ferner die Reizung in ihren nähern Bestimmungen bei einem und demselbem organischen Elemente eben so höchst verschieden sein, wie die mancherlei Reizungen, deren eine und dieselbe menschliche Seele fähig ist. — Vergleichen wir jetzt die vitale Action mit der chemischen: worin liegt der Unterschied? Jene ist zusammengesetzt, diese ist einfach. Jene ist erst möglich, nachdem eine Menge von Selbsterhaltungen des nämlichen Wesens vorangingen; diese bedarf keiner solchen Vorbereitung. Und nicht bloss eine *Menge*, sondern ein *geordnetes System* von Selbsterhaltungen, wie es jedesmal die Eigenthümlichkeit desjenigen Organismus ergab, der sich das reizbar gewordene Element assimilirte: das ist der Grund, warum die Vitalität den Chemismus übertrifft.

* Ich kann mich nicht genug wundern über die dürftige Einseitigkeit, womit man neuerlich in der Elektricität das Geheimniss der Chemie zu finden, — und x durch y zu erklären meint. Doch unsre Chemie ist schon zu reich, um solche Thorheit lange zu ertragen.

Digitized by Google

Kann denn nun ein Element, das schon zur organischen Reizbarkeit gebildet wurde, — kann es noch auf bloss chemische Weise wirken? — Ungefähr so, wie ein gebildeter menschlicher Geist dahin gebracht werden mag, sich auf thierisch rohe Weise zu äussern. Man muss erst die Bildung in ihm unkräftig machen, durch neue, gewaltsame Eindrücke; man muss ihn aus dem äussern Zustande, zu welchem seine Cultur sich schickt, erst ganz herausreissen, in einen ganz entgegengesetzten ihn hineinzwingen, und ihn nicht zur Besinnung kommen lassen. Denn sobald alle in ihm vorhandenen Vorstellungsmassen sich ins volle Gleichgewicht setzen, wird doch die bessere Erziehung wieder durchschimmern, und in den ärgsten Lumpen wird ein edler Anstand sichtbar werden. — So gerade mag auch ein vormals organisches Element nach Auflösung der Lebensbande, nach der Verwesung, sich einigermaassen (doch niemals ganz) in den rohen Chemismus *zurückversetzt* finden: gewiss aber darf man während des noch kräftigen Lebens keinen solchen *Verfall* erwarten; sondern hier ist, (um nur zum Schluss zu kommen,) die chemische Erklärungsart fast ganz untauglich, weil ihre Stelle allemal von der, ihr nicht sowohl entgegengesetzten, als vielmehr sie übertreffenden, vitalen wird ausgefüllt werden.

Endlich die psychische Erklärungsart, wie hängt sie mit den vorigen zusammen? Sie setzt voraus, dass nicht bloss, wie in der Pflanze eine Menge von zusammengeordneten, und zum gemeinsamen Leben gebildeten Elementen dieses Leben mit einander wirklich führen, und in demselben einander gegenseitig bestimmen: sondern dass noch etwas *Ueberschüssiges*, zur organischen Existenz nicht schlechthin Nothwendiges, aber in einem ganz ausgezeichneten Grade und auf ganz besondere Weise Gebildetes zugegen sei, welches in das ganze System des lebenden Körpers aufs tiefste verflochten, dasselbe vielfältig modificire, und von ihm Modificationen empfange. Die Seele ist nicht einmal bei den niedrigsten Thieren das, wofür ein Alter sie zu halten schien, indem er sich scherzend so ausdrückte, sie sei dem Thiere gegeben statt des Salzes, damit es nicht faule. Viel eher kann man mit *Reil* sagen: „*die Seele ist der* „*natürliche Parasit des Körpers*, und verzehrt in dem näm- „lichen Verhältniss das Oehl des Lebens stärker, welches sie „nicht erworben hat, als die Grenzen ihres Wirkungskreises

Digitized by Google

„erweitert werden“ *. Es giebt Blödsinnige, die gänzlich einer Pflanze gleichen würden, wenn man ihrem Munde die nöthige Nahrung so beständig gegenwärtig erhalten könnte, wie die Wurzeln der Pflanze umgeben sind von der nährenden Erde.

Unerwartet ist es bei dem eben angeführten Schriftsteller, wenn er dennoch der grossen Zahl derjenigen Physiologen beitritt, welche in der Verwunderung über die Abhängigkeit der Seele vom Körper, besonders in kranken Zuständen, die erstere mit dem letztern zusammenschmelzen, und dadurch in den Materialismus verfallen. „Wie wird uns,“ fragt *Reil*, „beim „Anblick dieser Horde vernunftloser Wesen“ (im Irrenhause), „deren einige vielleicht ehemals einem *Newton*, *Leibnitz*, oder „*Sterne* zur Seite standen? Wo bleibt unser Glaube an unsern „ätherischen Ursprung, an die Immaterialität und Selbstständigkeit unseres Geistes, und an andere Hyperbeln des Dich„tungsvermögens? Wie kann die nämliche Kraft in dem Ver„kehrten anders sein und anders wirken? Wie kann sie, deren „Wesen Thätigkeit ist, in dem Cretin Jahre lang schlummern? „Wie kann sie mit jedem wechselnden Mond, gleich einem „kalten Fieber, bald rasen, bald vernünftig sein?“ — Wie sie könne? Die allgemeine Antwort, welche hinreicht wider allen Materialismus, nämlich vermöge des Causalverhältnisses zwischen Leib und Seele, muss einem *Reil* wohl bekannt gewesen sein. Die nähern Bestimmungen für besondre Fälle, welche der ausgezeichnete Mann vielleicht vermisste, werden wir in der Folge wenigstens vorzubereiten suchen. Fürs erste aber dürften wir wohl fragen, wie denn die in allen Gliedern verbreitete Seele, welcher Herr *Reil* den Vorzug giebt, beim Wahnsinnigen, beim Cretin vollends, so sehr krank sein könne, ohne das Leben und selbst ohne die Körperkräfte eines solchen Menschen merklich anzufechten? Wir haben noch nie gehört, dass eine kranke Lunge, ein krankes Herz, ein kranker Magen, oder nur eine kranke Gallenblase so unbedeutend sei für das Leben, wie die kranke Seele. Selbst ein Geschwür an der

---

* *Reil's Rhapsodien über die psychische Cur des Wahnsinns*, S. 12. Auf desselben Schriftstellers *Beiträge z. Beförd. einer Kurmethode auf psychischem Wege*, kann ich des darin herrschenden Schellingianismus wegen, keine Rücksicht nehmen. Dergleichen muss an der Wurzel gefasst werden; mit den Zweigen würde man sich unnütze Mühe geben.

Fusssohle, ja ein verletzter Nagel am Finger kann durch Brand den ganzen Körper tödten; aber mit seinen Ketten mag immerhin der Rasende klirren und toben; die Sorge ist nicht gross, dass er davon sterbe.

Es wird also wohl dabei bleiben, dass die Seele nur ein Einwohner des übrigens sich selbst genügenden Leibes ist; welchem Einwohner bloss zum Danke für die mancherlei Dienste, die ihm geleistet werden, obliegt, einige Geschäfte zur äussern Unterstützung des Lebens, insbesondre die Aufsuchung der Nahrung zu übernehmen. Und daraus folgt denn, dass die psychischen Erklärungen in Eine Classe fallen mit den Erklärungen durch fremdartige Potenzen. Eine Krankheit, welche die Seele, etwa durch Leidenschaften, durch Verdruss und Kummer, verursacht, wird gleichen einer durch Erkältung oder Erstickung herbeigeführten; denn die Verknüpfung zwischen Seele und Leib ist nur um weniges *enger*, (wenn gleich *beständiger*,) als die zwischen dem Leibe und der Luft, die er athmet, oder der freien Wärme, die seine Haut unmittelbar umgiebt. Es ist sehr gewiss, dass der Leib auf die nächste Atmosphäre und auf deren Temperatur entscheidend wirkt, und von ihr Wirkungen erleidet; und so haben wir auch noch keinen lebendigen Leib gesehen, von dem wir bestimmt hätten behaupten dürfen, dass ihm die Seele *gänzlich* mangele, oder gar nicht in ihm wirke. Aber man sollte besser überlegen, wie wenig in manchen Fällen an diesem *Gänzlich* fehle!

Schon oben haben wir von der Art der gegenseitigen Einwirkungen zwischen Seele und Leib gesprochen, und sie auf zusammengehörige Selbsterhaltungen zurückgeführt. Dadurch fallen sie wiederum in dieselbe allgemeine Classe, wohin auch die chemischen und vitalen gehören. Aber wie die vitalen höher stehn als die chemischen, indem sie von der organischen inneren Bildung jedes Elements abhängen, so stehen die psychischen noch höher; es ist die Ausbildung der Seele, mit welcher die Mannigfaltigkeit ihrer Wirkungen auf den Körper anwächst, und deren Stärke sich vermehrt.

Einzig und allein die mechanische Erklärungsart weicht in so fern specifisch ab von den sämmtlichen anderen, als sie eine ganz neue Bedingung für die zusammengehörigen Selbsterhaltungen einführt. Um dieses zu verstehen, muss man die Verknüpfung räumlicher Verhältnisse der einfachen Wesen mit

Digitized by Google

ihren Störungen und Selbsterhaltungen aus der allgemeinen Metaphysik kennen. Man muss vor allen Dingen die *actio in distans* für das erkannt haben, was sie ist, nämlich für eine Liebhaberei derer, die ein Vergnügen darin finden, sich über Ungereimtheiten, (die sie zwar nicht einsehn, aber dunkel fühlen,) andächtig zu verwundern. In der Metaphysik erscheint zuvörderst der intelligible Raum dergestalt bestimmt, dass in ihm die Entfernung sogleich die vollständige Unmöglichkeit des Causalverhältnisses selber ist; die Durchdringung aber oder das Zusammen, unmittelbar die Causalität herbeiführt. In der Erfahrung zeigen sich nun alle Folgerungen bestätigt, welche aus den Verhältnissen im intelligibeln Raume abgeleitet werden, darum können füglich intelligibler und empirischer Raum in den Resultaten (nur nicht in den Erkenntnissgründen) gleich gesetzt werden. Die seltnen Fälle, in welchen die Erfahrung eine *actio in distans* (die übrigens nie *bewiesen* werden kann) auf den ersten Anblick darbietet, sind ohne Ausnahme mit dem verrätherischen Merkmale behaftet, dass in ihnen von dem Mehr oder Weniger der Entfernung auch das Weniger oder Mehr der Wirkung abhängt. Dieses ist aus der Qantität des zwischen liegenden Raumes schlechterdings nicht zu erklären, denn der Raum selbst ist ein leeres Nichts. Ein reales Vermittelndes muss dazwischen liegen; das geringste wie das grösste Quantum leeren Raumes würde die Gemeinschaft der Substanzen auf gleiche Weise bestimmen; — nämlich dieselbe gänzlich unterbrechen.

Hiemit nun hängt die grosse Wichtigkeit der mechanischen Erklärungen, auch in der Physiologie, zusammen. Kann man nachweisen, dass in irgend welchen Fällen sich gewisse Nervenfasern contrahiren, oder genauer, dass *nach irgend einer Dimension* ihre Elemente näher zusammenrücken, also sich vollkommner durchdringen, als zuvor: so ist die Bedingung des Causalverhältnisses *unter diesen Elementen* gewachsen, folglich deren gegenseitiger Einfluss grösser geworden. Eben so umgekehrt. Kommt vollends irgend etwas Neues, wenn auch nur Wärme oder dergleichen, in die Zusammensetzung der Bestandtheile, so entstehen neue Störungen und Selbsterhaltungen, neue innere und hiemit beinahe unfehlbar auch neue äussere Zustände. Allein überall wird man die mechanischen Erklärungen mit den vitalen verbinden müssen, denn bei organischen

Digitized by Google

Elementen ist überall ihre früher gewonnene innere Reizbarkeit mit im Spiele.

§. 157.

Nach diesen Vorbereitungen werden wir vielleicht über die Art der Verbindung zwischen der Seele und dem Leibe etwas Näheres zu den erst angegebenen ganz allgemeinen Grundgedanken hinzuzufügen wagen können.

Wahrscheinlich ist nicht nur die Seele der Parasit des Körpers, sondern mit ihr *der grösste Theil* des Nervensystems und vorzüglich des Gehirns. Da man im allgemeinen die Einrichtung der organischen Maschine, sammt ihren Lebensfunctionen und der Zusammenwirkung ihrer Theile, so ziemlich kennt; warum weiss man über die verschiedenen Körper, Höhlen, Hügel und Brücken, aus denen das Gehirn besteht, so wenig, oder gar nichts, das ihren Gebrauch aufklärte, zu sagen? Warum findet man das Gehirn verhältnissmässig so gross im Menschen, und von einer so grossen Blutmasse durchströmt; während es in niedrigern Thieren immer kleiner wird, immer weniger Zusammenhang unter seinen Theilen zeigt, ja auf den untersten Stufen des thierischen Lebens gar verschwindet? Warum anders, als weil das Gehirn zunächst für die Seele, aber nicht für das vegetative Leben des Organismus vorhanden ist?

Wie nun aber das Gehirn sammt dem Nervensystem von dem ganzen übrigen Leibe weit verschieden, und nur in denselben eingefügt und eingewebt ist: eben so muss wiederum in *den höheren Thieren*, und namentlich im Menschen, die Seele entweder ursprünglich als *Wesen*, oder durch ihre Stellung und die daraus entsprungene vorzügliche innere Bildung, verschieden sein von den übrigen Elementen des Gehirns und der Nerven. Denn sie *dominirt* das System, in welchem sie sich befindet.

Man könnte sich auf einen Augenblick der entgegengesetzten Meinung hingeben. Man könnte sagen: da alle Causalität wechselseitig ist, (wie eben das System von den Störungen und Selbsterhaltungen am ausdrücklichsten behauptet,) so kann kein Element des Gehirns und der Nerven in seinen inneren Zuständen unabhängig sein von den Zuständen jedes andern; alle müssen allen ihre Zustände bestimmen. Nun ist zwischen der Seele und dem Gehirne dieselbe Wechselseitigkeit des Cau-

Digitized by Google

salverhältnisses, wie zwischen den Gehirntheilen unter einander. Also können auch die sämmtlichen Vorstellungen, Begehrungen und Gefühle, *obschon in dem einfachen Wesen der Seele versammelt, doch nicht* nach bloss innern Gesetzen ihrer eignen Zusammenwirkung, sich richten, sondern ihr Wechsel und ihre Verknüpfungen sind die Resultate aller Zustände in allen einzelnen Elementen des Gehirns und des Nervensystems.

Aus dieser Ansicht würde etwas ganz Aehnliches, und zwar bei gesunder Metaphysik, folgen, als was diejenigen wollen, die neuerlich der Zersplitterung der Seele durch alle Theile des Körpers das Wort geredet haben. Nämlich die Abhängigkeit der Seele vom Körper würde so gross sein, dass eine Psychologie ohne Physiologie ganz vergeblich wäre, und dass alle Phänomene des Bewusstseins nichts als Aeusserungen des gesammten Organismus werden müssten.

Um diese Vorstellungsart würdigen zu können, müssen wir sie ein wenig weiter ausführen. Die Meinung ist also, dass ein ähnlicher, *innerer* Mechanismus unter den Selbsterhaltungen, die in den einzelnen Elementen des Gehirns und der Nerven statt gefunden und sich angehäuft haben, in jedem solchen Elemente ungefähr auf dieselbe Weise thätig sei, wie in der Seele; und dass die Mechanik des Geistes darum unendlich verwickelt ausfalle, weil der Geist nicht von sich selbst allein abhänge, sondern es nur eine Gesammtmechanik für alle, sich gegenseitig bestimmende Theile des Systems geben könne. So blieben also die Auffassungen der Farben nicht bloss in der Seele, sondern auch in den Sehenerven, nach der Wahrnehmung zurück; desgleichen die Auffassungen der Töne in den Gehörnerven; und so fort; bei neu hinzukommenden Farben und Tönen aber gäbe es Reminiscenzen und Reproductionen in den Elementen der Nerven gerade wie in der Seele; ja es besässen selbst jene Elemente das, was man Phantasie und Gedächtniss nennt, dergestalt, dass auch unabhängig von neuen äussern Eindrücken, das früherhin aufgefasste in ihnen lebendig wäre; und dass hiedurch die Lebendigkeit der Phantasie und des Gedächtnisses in der Seele unendlich erhöht würde. — Und hier hätten wir denn ohne Schwierigkeit die oft angenommenen *vestigia rerum*, die freilich nicht *materielle Ideen* zu sein brauchen, von denen *Reil* fragt, wo sie Platz genug

Digitized by Google

haben in dem Gehirne eines Polyglotten-Schreibers?* Platz brauchen sie gar nicht, denn sie sind in den Elementen, sowohl wie die Vorstellungen in der Seele. Und wenn *Reil* weiter fragt, was zu ihnen hinzukomme, damit sie sichtbar werden, so bietet sich sogleich die Antwort dar, sie verwandeln sich durch ihre Gegensätze gerade so in *strebende Kräfte*, wie die Vorstellungen der Seele nach den ersten Grundsätzen der Statik des Geistes. Man sieht also, dass auf allen Fall diese Ansicht sich würde zu einer Theorie ausbilden lassen, die immer noch besser wäre, als die meisten Einfälle, denen sich die Physiologen, wohl gar in der Einbildung, sie hätten philosophirt, preis zu geben pflegen.

Allein aus diesen Voraussetzungen folgt zuviel, und eben darum wenig oder nichts. Die Fälle, wo ein Sinnesorgan sich in dem Zustande befindet, dass ohne Anstoss von aussen dennoch seine Elemente sich auf eben die Art selbst erhalten, wie sie es im Wahrnehmen thun, und daher auch die Seele durch die Einbildung eines Wahrgenommenen täuschen, — diese Fälle kommen selten einmal vor, nämlich als kranke Zustände. Das Ohr ist krank, wenn es von selbst singt; das Auge ist angegriffen, wenn es nach allzustarkem Lichte die bekannten nachbleibenden Spectra sieht; der Nerve leidet, der den Schmerz in einem schon amputirten Gliede nachahmt. Dies alles nun, und noch viel mehreres der Art, müssten nicht selten einmal die kranken, sondern unaufhörlich die gesunden Organe bewirken; sie müssten uns stets in einem, der Wahrnehmung nahe kommenden Zustande, — wie in einem lebhaften Traume, — erhalten, sie müssten bei allen neuen Wahrnehmungen ihre Reminiscenzen einschieben; wodurch die Erschleichungsfehler bei allen Erfahrungen ins Ungeheure anwachsen würden, indem nicht bloss die Seele, sondern die sämmtlichen Elementarbestandtheile der Sinnesnerven zu diesem Erschleichen beitrügen! Dagegen würde es auf diesem Wege gar nicht schwer halten, dass ein animalisches Wesen zu einer gewissen Stufe geistiger Bildung sich erhöbe. Das Thier würde keineswegs auf die Empfindungen des Augenblicks beschränkt sein; es würde vielmehr in jedem Zeitpuncte den Gewinn seines ganzen bisherigen Lebens vortrefflich beisammen haben, wenn in allen

* *Reil's* Rhapsodieen S. 116.

Digitized by Google

Theilen der Nerven die frühern Zustände sich gleich wiedererweckten Vorstellungen regen, und dadurch die Seele in der Wiedererinnerung unterstützen könnten. — Es würden aber auch endlich die Bewegungsnerven ähnliche Kräfte gelten machen. Sie würden die einmal gelernten Fertigkeiten aus eignem Triebe und Einfalle weiter üben; und da sie bei ihren Muskeln die nächsten sind, so möchten die übrigen Theile des Systems Mühe haben ihnen Einhalt zu thun. Der Mensch würde also, wie in beständig eingebildeten Wahrnehmungen, so in beständigen Krämpfen liegen; und die Seele würde sich in ihrem Nervensystem in dem nämlichen unglücklichen Zustande befinden, wie ein schwacher König in seinem Staate, der von allem leidet und nichts vollbringen kann.

Man sieht, dass diese Ansicht zu etwas zu gebrauchen ist, nämlich zur Erklärung psychischen Leidens, wie es in Fiebern und im Delirium vorkommt. Nimmermehr aber schickt sich so etwas zum gesunden Zustande, worin der Geist eine zweckmässige Thätigkeit ausübt. Der Musiker sieht nicht, sondern er hört; der Maler hört nicht, sondern er sieht; der Algebraist sieht nur so viel, als er braucht um seine Gedanken an sinnliche Zeichen zu heften; und jeder tüchtige Arbeiter endlich bewegt nur diejenigen Glieder, welche der *Begriff* der Arbeit und die dahin gehörigen Vorschriften bewegt wissen wollen. So ist im gesunden Zustande das Nervensystem weit mehr *passive Maschine*, als irgend eins von denjenigen Organen, welche nach ihren eignen Gesetzen die ihnen zukommenden Lebensfunctionen verrichten. Das Nervensystem *allein* lässt sich bald in diesem bald in jenem seiner Theile eine Thätigkeit gefallen, deren Princip nicht in ihm liegt; und wofür der Einheitspunct, in welchem alle diese Thätigkeiten verknüpft sind, bloss in dem Vorstellungskreise der Seele sich findet.

Wie das nun möglich sei, ist allerdings schwerer zu begreifen, als der zuvor geschilderte Zustand allgemeiner Gegenseitigkeit des Causalverhältnisses zwischen Leib und Seele. Der Zustand der Gesundheit, sage ich, ist schwerer zu begreifen in dem Verhältniss zwischen Leib und Seele, als der der Krankheit; gerade so wie man schon oben wird bemerkt haben, dass unter den rein psychologischen Gegenständen keiner eine so weit fortgeschrittene Einsicht erfordert, als die Erklärung der Vernunft und der Sittlichkeit.

Digitized by Google

Was aber den organischen Leib anlangt, so darf hier niemals unerwartet sein, was in andern Theilen der Physik höchst bedenklich ist, nämlich die Einmischung einer teleologischen Ansicht. In dem lebendigen Leibe waltet überall eine höhere Kunst. Schon die Verbindung von Elementen, die, abgelöst vom lebenden Körper, schnell zur Verwesung sich neigen, erregt gerechtes Erstaunen. Wenn aber so manches andere Wunder sich überall in diesem Organismus darbietet, wenn, um nur Eins zu nennen, der Bau der halbmondförmigen Klappen in den Hauptstämmen der Arterien so offenbar den Stempel einer absichtlichen Einrichtung trägt: so kann es nun auch nicht befremden, wenn wir *die Unterordnung des Nervensystems unter die Seele als etwas solches* bezeichnen, *das nicht aus allgemeinen Naturverhältnissen, sondern nur unter Voraussetzung einer besondern Einrichtung begreiflich sei, welche auf eben die Kunst muss zurückgeführt werden, von der überhaupt die höhern Thiere ins Dasein gerufen wurden.*

Wie, wird Mancher fragen, nur die höhern Thiere, und nicht auch die niederen? Und ich werde einige Worte zur Erläuterung einschalten müssen.

§. 158.

Bekanntlich haben manche neuere Naturforscher, gestützt auf Thatsachen, welche ihnen Infusionsthiere und Eingeweidewürmer, Schimmel und Schwämme darboten, sich zu der *generatio aequivoca* zurückgewendet, die in einer frühern Periode verrufen war, und der Lehre von Entstehung aller Thiere und Pflanzen aus Saamen den Platz hatte räumen müssen. Anstatt nun mit nüchternem Forschungsgeiste ihre Erfahrungen in dem Kreise zu lassen, worin sie sich fanden, sprangen einige jener Gelehrten aus dem verhältnissmässig äusserst engen Bezirke der erwähnten Thatsachen hinüber zu der ungeheuren Hypothese, dass die *generatio aequivoca* mittelbarer Weise die Mutter aller lebenden Wesen sei, der höchsten wie der niedrigsten, des Menschen wie der Tremellen und Conferven; indem alles Leben nur von den niedern Stufen der Organisation zu den höhern gelangen könne; und der einfachere Organismus sich von Generation zu Generation immer mehr ausbilde. „*Wir* „*glauben daher,*“ sagt Herr D. *Treviranus* in seiner Biologie*,

* Im dritten Bande S. 225.

Digitized by Google

„dass die Encriniten, Pentacriniten, Ammoniten, und die übrigen „Zoophyten der Vorwelt die Urformen sind, aus welchen alle Organismen der höhern Classen durch allmälige Entwickelung entstanden sind. Wir sind ferner der Meinung, dass jede Art, wie „jedes Individuum, gewisse Perioden des Wachsthums, der Blüthe „und des Absterbens hat, dass aber ihr Absterben nicht Auflösung, „wie bei dem Individuum, sondern Degeneration ist.“ Wenn der alte Heraklit unter uns wieder aufstünde, so würde er diese Meinung vortrefflich mit seinem absoluten Werden, seiner periodischen Weltverbrennung, seinem *κοινὸς λόγος* und seiner *εἱμαρμένῃ*, zu reimen wissen.

Absichtlich habe ich hier die Worte eines achtungswerthen Erfahrungsgelehrten, nicht eines modernen Naturphilosophen angeführt. Die Irrthümer, welche die Classe der letztern verbreitet, kommen nicht alle aus dem Philosophiren, sie haben eine weitere Sphäre, und man findet deren überall da, wo die Meinung schneller forteilt, als das besonnene Denken nachfolgen kann.

Ich kann nicht hier, gegen das Ende eines psychologischen Werks, entwickeln, was in die ersten Vorbereitungen zur Metaphysik gehört *, nämlich die gänzliche Unstatthaftigkeit des absoluten Werden, also auch der vorgeblich in der Natur der Dinge ursprünglich liegenden Entwickelung, Veredelung und Degeneration. Diese für alles Wissen ohne Ausnahme zerstörenden Irrthümer muss man kennen gelernt, und von sich geworfen haben, ehe man mit irgend einer soliden Forschung die nur im geringsten über das Gebiet der reinen und strengen Empirie sich erheben will, den Anfang machen kann.

Jene aber, die lieber eine Menge von Thatsachen zusammenreimen, wie sie eben können, als einen einzigen von den zur Naturbetrachtung unentbehrlichen Grundbegriffen sich gehörig aufklären wollen, — sollten denn wenigstens bedenken, welche unermessliche Kluft zwischen je zwei nächsten organischen Bildungen bevestigt ist, deren eine vorgeblicher Weise aus der andern entstehen soll. Zwar die Einbildungskraft überfliegt diese Kluft, sie findet das Pferd und den Elephanten, den

---

* In die Einleitung zur Philosophie. Man kann in meinem Lehrbuche zu derselben vergleichen die §§. 108, 113, 118; [§. 129, 135, 140 d. 4. Ausg.] besser den ganzen vierten Abschnitt.

Affen und den Menschen nicht so gar sehr verschieden. Und wenn die Natur sich ähnlichen Tanz erlaubte, wie die Phantasie, so würde eins aus dem andern ohne Mühe entstehn können, durch Veredelung und durch Degeneration! Warum entsteht denn niemals aus einer geraden Richtung des bewegten Körpers eine krummlinigte, ausser durch einwirkende Kräfte? und genau gemäss diesen Kräften? Darum, weil die Natur sich selbst überall *getreu* ist und bleibt; welche Treue das gerade Widerspiel des absoluten Werdens in jeder seiner Ausschmückungen ist. — Aber die Natur soll ja eben gesetzmässig verfahren in der Entwickelung ihrer Lebensformen! Wer kennt denn nun ein solches Gesetz, und wo soll es nachgewiesen werden? In der Erfahrung — *an Zoophyten!* Die Zoophyten also haben die Ehre, uns den Typus zu entdecken, nach welchem die grosse Bildnerin auch da zu Werke geht, wo sie Menschen macht! Ist jemals eine Erfahrung über ihre Grenzen ausgedehnt, ist je eins ihrer Zeugnisse durch eine willkürliche Auslegung missbraucht worden, so ist es hier. Die Analogie ist hier eben so monströs, als die Grundbegriffe ungereimt sind.

Endlich — an was für Bedingungen ist die Erzeugung jener Zoophyten, die so grosse Wunder aufklären sollen, gebunden? An die Gegenwart von *solcher* Materie, *die schon früher belebt war;* überdies an *Wasser* und an *atmosphärische Luft* *. Sind denn das *ungebildete* Stoffe, von denen man sagen könnte: *so wie aus ihnen heutiges Tages zuerst Zoophyten würden,* (welches heutiges Tages *so wenig* geschieht, als es in irgend einer Vorzeit oder Zukunft kann erwartet werden, — denn man nimmt zu den Infusionen eben nur vegetabilische oder animalische Theile, also *gebildete* Stoffe,) *so hätten auch die ersten Rudimente der lebenden Natur aus Zoophyten bestanden* — ? ** Gerade im Gegentheil! Es fehlt hier offenbar an dem Hauptpuncte der Vergleichung. Was heute zu Tage vor den Augen der Naturforscher sich ereignet, das erklärt sich daraus, dass jetzo, nachdem einmal höhere Organismen existiren, *in allem Wasser,* in der *ganzen Atmosphäre,* vollends also in den zur Infusion gebrauchten animalischen und vegetabilischen Theilen, ein

* *Treviranus* Biologie, Band II, S. 266 u. s. w.

** a. a. O. S. 378.

Digitized by Google

Ueberfluss an solcher, zwar formlosen, aber dennoch innerlich gebildeten Materie vorhanden ist, welche das Streben nach Erneuerung ihrer alten Lebensverhältnisse in sich trägt, und bei jeder Gelegenheit, wo einige dergleichen Elemente unter günstigen Umständen zusammentreffen, irgend eine organische Gestalt annimmt, als Nothbehelf, weil die vollkommnere Organisation dasmal nicht zu Stande kommen kann. So ist es zu erwarten; und nur die nähern Bestimmungen, wie weit unter gegebenen Umständen jenes Streben sich befriedigen könne, muss man aus der Erfahrung lernen. Aber dies passt im geringsten nicht auf die Urzeit, da nur eben erst der Granit und die ältesten Thongebirge sich gebildet hatten. Damals konnten die Zoophyten nicht wie jetzt, als Producte schon gebildeter Materie, entstehn! Damals mochten sie entstehen aus was immer für einem Grunde: so konnte, nach ihrem Untergange, die *nun durch sie* gebildete Materie zwar wohl streben, abermals in die Gewalt von Zoophyten zurückzukehren, allein sie war nicht aufgelegt für irgend ein höheres Lebensverhältniss. Brauchbarer freilich war sie dazu geworden; wenn etwan eine höhere Kraft hinzukam, welche Gelegenheiten veranstaltete, wo die schon gewonnene Bildung durch neue Störungen und Selbsterhaltungen einen Zusatz erlangen mochte. Und so bedurfte jeder höhere Grad von Bildung immer neuer Anstalten; niemals konnte der eben vorhandene Grad, und die vorhandene Art der innern Zustände irgend eines Elements sich selbst übersteigen. Dass alles stufenweise *fortgebildet sei*, das mag man aus der Naturgeschichte der Erde, wie sie sich dem Mineralogen darstellt, immerhin schliessen; man mag auch annehmen, dass gute Ursachen diesen Stufengang bestimmt haben. Aber bei dem: *es habe sich selbst stufenweise gebildet*, wenn man es genau nimmt, kommen alle Ungereimtheiten falscher Metaphysik, deren Nest eben das absolute Werden ist, wieder zum Vorschein. Unsre Erdoberfläche muss unter dem Einflusse einer andern und höhern Kunst gestanden haben, da sie mit Leben bedeckt wurde, — einer andern und höhern Kunst, als die auf ihr selber erzeugt wird. Denn alles, was *wir* von Veredelung und Verbesserung kennen, ist selbst nur unter der Bedingung des schon vorhandenen organischen Lebens denkbar. Hier ist einer von den Puncten, wo es sich gebührt, die äusserst beschränkte Sphäre irdischer Erfahrungserkenntniss zu erwägen;

Digitized by Google

und eben darum nicht mehr wissen zu wollen, als man wissen kann. Und dabei wolle man noch bemerken, dass hier nicht von irgend welchen *angebornen Schranken der Vernunft* (einem Begriffe ohne Sinn), sondern von *Schranken des Gegebenen, des Stoffes* zur Erkenntniss die Rede ist.

§. 159.

Es war vor der eben geendigten Abschweifung die Rede von der Herrschaft der Seele über Gehirn und Nerven; deren Elemente keineswegs mit ihr in gleichem Range der innern Thätigkeit stehen können, weil sonst die Erfahrung regelmässig solche Erscheinungen zeigen müsste, dergleichen wir nur in Krankheitsfällen beobachten. In der kunstvollen Einrichtung des Leibes muss es gegründet sein, dass diejenigen Theile, welche mit der Seele im nächsten Causalverhältnisse stehen, derselben ihre Einflüsse nicht weit gewaltsamer aufdringen, als dies wirklich zu geschehen pflegt. *Die höchste Gesundheit des Körpers ist zugleich mit dem freiesten Gebrauche der Geisteskräfte in der Regel verbunden;* eine merkwürdige Thatsache, worin der höchste Triumph derjenigen Kunst sich zeigt, die den Menschen bildete.

Da nun die Grösse des Gehirns beim Menschen, als dem freithätigsten aller irdischen Wesen so ausgezeichnet ist, so mag es erlaubt sein zu vermuthen, worin im allgemeinen das Mittel bestehe, dessen sich jene Kunst bediente, um die Nachklänge empfangener Eindrücke in den Sinnesnerven, und erlangter Fertigkeiten in den Bewegungsnerven (§. 157) für die Seele meistens unfühlbar zu machen. Es steht nämlich nicht bloss die Seele mit dem Gehirn und den Nerven, sondern es steht jeder Theil des Gehirns mit dem andern, jeder Nerv mit dem ganzen Systeme im Causalverhältniss. Daher muss jeder innern Thätigkeit in Einem Elemente auch eine zugehörige in jedem andern Elemente des ganzen Systems entsprechen. Finden aber diese zugehörigen Thätigkeiten Hindernisse in den schon vorhandenen innern oder äusseren Zuständen der Elemente, in welchen sie vor sich gehn sollten, so müssen sie dadurch schon in ihrem Ursprunge, und mehr noch in ihrer Verbreitung geschwächt werden. Demnach wird die Dicke und Ausbreitung der übergeschlagenen Markbläter des Gehirns, indem sie die Menge der Elemente vermehrt, welchen jede Action der Nerven muss mitgetheilt werden, auch zur Dämpfung, zur

Milderung dieser Actionen dienen können; sie wird gleichsam ihren Ungestüm auffangen, dass er die Seele nur wenig oder gar nicht treffe und störe.

So hätte demnach die Seele in der Grösse des Gehirns ihren Schutz und Schirm wider die Anfälle des übrigen Organismus, der sonst die Gewalt, welche er von der Aussenwelt leidet, sammt der Thätigkeit, in die er sich dadurch versetzt findet, immerfort die Seele würde entgelten und empfinden lassen. Das Gehirn ist frei von unmittelbarer Affection durch die Aussenwelt; es ist weich und nachgiebig gegen die Blutströme, die sich in dasselbe ergiessen; es ist nicht zu heftigen Bewegungen, nicht zu unentbehrlichen Lebensfunctionen gebauet. Daher bietet es der denkenden Seele eine ruhige Wohnung dar; eine weite und überflüssig geräumige Wohnung! Das letztere sieht man aus den Erfahrungen, nach welchen beträchtliche Theile der Gehirnmasse konnten hinweggenommen werden, ohne einen plötzlich auffallenden Schaden für das geistige Leben.

Wie anders mag es um die Seele der Insecten stehn, bei welchen die Ganglien, die im Körper vertheilt vorkommen, das Uebergewicht über dem Gehirne haben? Hier finden wir Kunsttriebe; einen vorgeschriebenen Wechsel der Lebensart; der Gang der Vorstellungen scheint unaufhörlich durch organische Gefühle bestimmt, deren Sitz ohne Zweifel in der Gesammtheit aller Elemente des Nervensystems muss gesucht werden. Und das nämliche ist wahrscheinlich das Loos der allermeisten Thiere, nur die obersten Säugethiere ausgenommen. Ob der Lauf der Vorstellungen mehr einem psychologischen, oder einem physiologischen Gesetze folgt: dies scheint die grosse Frage, wornach entschieden werden muss, wiefern ein beseelter Organismus zum Träger eines vernünftigen Daseins tauge. Den niedrigsten Geschöpfen kann man geradezu mehrere Seelen beilegen, wenn anders der Name *Seele* noch anwendbar ist auf solche einfache Wesen, deren Selbsterhaltungen vielleicht mit unsern Vorstellungen keine Aehnlichkeit mehr haben. Wenigstens hat man im geringsten nicht Ursache, sich über die Theilbarkeit der Regenwürmer und Polypen in mehrere fortlebende Ganze den Kopf zu zerbrechen; nur eine zu weit getriebene Analogie unter den verschiedenartigsten lebenden Wesen könnte hier, so wie anderwärts, Schwierigkeiten machen. Gewiss braucht man nicht anzunehmen, dass die Seele, oder was immer im

Digitized by Google

Nervensystem das Herrschende sein mag, in allen Thieren ein gleich parasitisches Dasein habe, wie im Menschen; im Gegentheil, das monarchische Verhältniss jener Herrschaft senkt sich allem Anschein nach gar sehr ins demokratische hinunter; und die niedrigsten Seelen mögen immerhin auch die niedrigsten Dienste, deren die Vegetation bedarf, mit besorgen helfen.

Hinwiederum ist kein Zweifel, dass die menschliche Seele sich ihre schöne und wohlgelegene Wohnung noch bequemer mache; dass im Gehirne eine Menge von innern und vielleicht selbst äussern Zuständen, durch die Seele verursacht werden. Es ist kein Zweifel, dass unter den menschlichen Gehirnen Verschiedenheiten, theils der Bauart, theils der Bestandtheile sein können; und es ist daher Platz genug für die Erfahrungen, nach welchen einigen Menschen gewisse Geistesthätigkeiten leichter gelingen, andern andre. Nämlich die *begleitenden Modificationen* des Gehirns können leichter oder schwerer von statten gehn.

Beinahe unbegreiflich ist es dagegen, wie man sich hat können verleiten lassen, eigenen Organen die rein geistigen Thätigkeiten zuzuweisen, und gleichsam innere Sinnwerkzeuge nach Analogie der äussern anzunehmen, ja nicht bloss *Sinnwerkzeuge*, sondern auch Organe für moralische Eigenschaften! Die Strafe und zugleich die Widerlegung dieser Thorheit lag in der Unmöglichkeit, die gehörigen Classificationen und Sonderungen der Geistesthätigkeiten auszufinden, welchen man Organe anweisen wollte. Uebrigens hätte auch bei der tiefsten Unwissenheit in wahrer Psychologie doch die Menge der Brücken und Kreuzungen im Gehirne den Physiologen sagen können, dass hier *Alles mit Allem* in Verbindung stehe! Und ein wenig Combinationslehre würde dann auf die Frage geholfen haben, welche Leichtigkeit oder Schwierigkeit liegen möge in der *Zusammenwirkung* von *je zweien*, oder *je dreien*, oder *je vieren*, — oder *je tausenden* unter den verschiedenen Fasern und selbst unter den Elementen des Gehirns; denn dass auf die Möglichkeit der Zusammenwirkung gerade die Hauptfrage sich richte, wird man gewahr werden, man mag nun die verwickelte Construction des Gehirns, oder die höchst complicirten Thätigkeiten des Geistes bei einiger Bildung, in Betracht ziehn.

Wir endigen bei dem, wovon wir ausgingen. Man hat sich gewundert über die grosse Abhängigkeit des Geistes vom Leibe; man hätte sich wundern sollen über die im gesunden Zustande

Digitized by Google

so grosse Freiheit des Geistes, über die Einheit in seinem Thun, über die wenigen Spuren von Einmischung einer fremden Gewalt; über die Geduld der Hände und Füsse, welche sich nur bewegen wann die Seele will, der Augen und Ohren, welche nur Vorstellungen erregen, wenn etwas Aeusseres zu sehen und zu hören ist; über die Leichtigkeit, womit Gedächtniss und Phantasie sich äussern; gleich als ob es dabei nur auf einen psychologischen, und nicht zugleich auf den begleitenden physiologischen Mechanismus ankäme.

ZWEITES CAPITEL.

Von denjenigen Geisteszuständen, worauf der Leib einen bemerkbaren Einfluss hat.

§. 160.

Der physiologische Mechanismus, sofern er die Abwechselungen der Seelenzustände *bloss begleitet*, (und so lange, diesen letzteren gehorsam, das Nervensystem sich übrigens durch Wirkung und Gegenwirkung aller seiner Theile in Ruhe hält,) — kann nicht wahrgenommen werden in den Geistesfunctionen, die er begleitet; vielmehr werden sich dieselben aus bloss psychologischen Gründen allein erklären lassen. Und es würde blosse Hypothesensucht verrathen, wenn man sich fernerhin in dem unbestimmt schweifenden Gedanken gefallen wollte, dass *vielleicht* ein grosser Theil der Zustände des Bewusstseins, — man wisse nicht *was für ein* und wie *grosser* Theil, — aus der Organisation des Leibes seinen Ursprung nehme. Hingegen ist es dem regelmässigen Gange der Forschung gemäss, die einmal aufgefundenen Grundsätze der Statik und Mechanik des Geistes so weit als möglich zu verfolgen; und *nicht eher*, als indem eine bedeutende Divergenz zwischen den aus ihnen zu erkennenden Gesetzen und den in der Erfahrung gegebenen Erscheinungen, sich entdeckt, einen fremdartigen Einfluss vorauszusetzen, und ihm nachzuspähen. Allein selbst da, wo ein solcher Einfluss, wenn auch nur hypothetisch, zu Hülfe gerufen wird, muss es auf wissenschaftliche, nicht phantastische Weise geschehen; ein Hauptpunct, den ich sogleich mit Wenigem näher bezeichnen werde.

Der erste von den Geisteszuständen, die unverkennbar phy-

Digitized by Google

siologische Gründe haben, ist der *Schlaf*, sammt seinem Gefährten, dem *Traume*. Beide verbunden geben den Typus auch zu den meisten krankhaften Erscheinungen des Nachtwandelns, des Wahnsinns, des thierischen Magnetismus. Daher sagt *Reil*: „Wir würden dem Bewusstsein und dem Wahnsinn bald auf „die Spur kommen, wenn wir erst wüssten, was Schlaf, was „Wachen sei.“* Der erste Begriff aber, unter welchen unvermeidlich der Schlaf gefasst wird, ist Negation der sämmtlichen Thätigkeit des Vorstellens mit allen seinen Modificationen. Und hieraus würde eine sehr einfache Wegweisung für die Untersuchung folgen, wenn der merkwürdige Umstand nicht wäre, dass das Eintreten des Schlafs und sein Aufhören unter einander sehr ungleich sind. Nämlich bald auf das vollkommene Wachen folgt in der Regel der tiefe Schlaf; aber nicht eben so geht wiederum dieser in jenes rückwärts über; sondern hier schiebt der Traum sich ein, als ein allmäliges, partielles, und zugleich sehr anomalisches Wachen. Daher kann der Schlaf nicht schlechtweg als eine wachsende und wieder abnehmende Negation der geistigen Thätigkeit angesehen werden, sondern es müssen nähere Bestimmungen und schärfere Untersuchungen hinzukommen.

Noch etwas ist vorläufig vom wirklichen Einschlafen zu unterscheiden, nämlich das Gefühl der Ermüdung, welches eben so zwischen Wachen und Einschlafen, wie der Traum zwischen Schlafen und Aufwachen, in die Mitte zu treten pflegt. Die Ermüdung, eben in so fern sie gefühlt wird, ist keine wirkliche Abnahme der geistigen Thätigkeit, sondern ein Bestehen der letzteren wider die Hemmung (vergl. §. 104).

Der ganze Gegenstand würde demnach, soweit er psychologisch ist, erklärt sein, wenn wir aus den Grundsätzen der Statik und Mechanik des Geistes einsehn könnten, erstlich, wie überhaupt eine Negation des Vorstellens auf das Mannigfaltige des Vorstellungskreises wirke, zweitens, welche Verschiedenheit beim allmäligen Eintreten und Aufhören dieser Negation statt finden müsse.

Der Begriff einer Negation des Vorstellens erinnert zunächs an das, was wir oben die Hemmungssumme genannt haben (§. 42 u. s. w.). Diese nun hängt zwar von den Vorstellungen

* Rhapsodien S. 87.

Digitized by Google

selber ab, man könnte aber auf den Gedanken kommen, der, aus psychologischen Gründen schon bestimmten, Hemmungssumme noch wegen des physiologischen Einflusses eine gewisse Grösse durch Addition beizufügen, wodurch z. B. die Rechnung des §. 44, wenn die zu addirende Grösse $= D$ gesetzt wird, folgende Gestalt annehmen würde:

$$(a+b):\begin{cases} b \\ a \end{cases} = (b+D):\begin{cases} \dfrac{b(b+D)}{a+b} \\ \dfrac{a(b+D)}{a+b}. \end{cases}$$

Hier sieht man sogleich, dass ein mässig grosser Werth von D vollkommen zureichen würde, um nicht bloss die schwächere Vorstellung b, sondern selbst die stärkere a, gänzlich aus dem Bewusstsein zu verdrängen, — welches eben der Zustand des vollkommnen Schlafes erfordert. Denn man setze das von a zu Hemmende dieser Vorstellung selbst gleich: so kommt

$$\text{aus } \frac{b(b+D)}{a+b} = a$$

$$\text{der Werth von } D = \frac{aa+ab-bb}{b}$$

welcher $= a$, wenn $a = b$.

Allein diese Art zu rechnen würde voraussetzen, dass aus den physiologischen Gründen die Grösse D als eine solche hervorginge, um welche schlechterdings, und ohne Abzug, das Quantum des vorhandenen Vorstellens müsste vermindert werden. So etwas lässt sich kaum denken. Denn diese Negation des Vorstellens muss aus den innern und äussern Zuständen der sämmtlichen Elemente des Organismus (zunächst des Nervensystems) entspringen. Es sind aber nach den ersten Grundbegriffen der Psychologie und Naturphilosophie, alle innern sowohl als äusseren Zustände der Wesen in gewissem Grade *nachgiebig*, d. h. wo sie *leiden machen*, da müssen *sie selbst* wiederum etwas leiden.

Passender scheint es demnach, die Negation des Vorstellens als eine mitwirkende, aber zugleich mitleidende Kraft in die Rechnung einzuführen. Man nenne also diese Kraft jetzt M, und die im Bewusstsein vorhandenen Vorstellungen seien a und b; so wird man für a, b, und M, eben so rechnen wie oben für a, b, und c; nur mit dem Unterschiede, dass M nicht gerade die schwächste der wider einander wirkenden Kräfte sein soll, sondern jede beliebige Grösse haben kann. Hier sieht man

Digitized by Google

nun zwar, dass *M* unendlich gross sein müsste, um sowohl *a*, als *b*, ganz aus dem Bewusstsein zu verdrängen; ja dass es damit doch nicht völlig zu Stande kommen würde. (Vergl. den Schluss des §. 44, wo *b* dasselbe ist, was hier *a* sein müsste.)

Aber man kann sehr leicht die eben gemachte Voraussetzung dergestalt abändern, dass sie den vollkommnen Schlaf, oder die völlige Aufhebung alles Vorstellens erkläre. Anstatt der einzigen Kraft *M*, nehme man ihrer zwei, *M* und *N*, oder noch mehrere, deren jede mit der andern in gegenseitiger Hemmung stehe. Alsdann braucht jede der mehrern nur eine mässige Stärke, damit sie zusammengenommen die vorhandenen Vorstellungen völlig auslöschen, ganz nach den Hemmungsgesetzen, welche oben für die Vorstellungen, die dort auch als wider einander strebende Kräfte betrachtet wurden, sich ergeben haben. Dies durch eine eigne Rechnung darzuthun wäre überflüssig, da dieselbe sich bloss in den Buchstaben von der oben geführten unterscheiden würde.

Unsere jetzige Voraussetzung nun scheint allen Umständen, und der Erfahrung ebenfalls zu entsprechen. Sie erfordert, dass wir nicht den gesammten physiologischen Einfluss als Ein Quantum, sondern als ein Mancherlei und Vielerlei, das unter sich selbst Gegensätze bildet, in Betracht ziehn. Und was hätten wir zu der erstern Hypothese für Grund? Der Organismus ist ein Vieles, das gar viele, und unter sich streitende, Einflüsse auf die Seele haben mag. Gerade die Unbestimmtheit des Begriffs: *Mehrere*, ohne anzugeben *Wie viele*, schickt sich hieher, wo man über die Menge der Causalverhältnisse zwischen Leib und Seele nichts bestimmen kann noch will. — Die Erfahrung aber zeigt uns, erstlich, dass eine unabänderliche Quantität, wie viel das Vorstellen verlieren müsse (wie das obige *D*) nicht statt findet. Denn der Schlaf kann zurückgehalten, er kann gestört werden durch alles, was die Lebhaftigkeit des Vorstellens erhöht. Sichtbar ist demnach die Fähigkeit des Organismus, sich auch seinerseits um Etwas nach den psychologischen Zuständen zu richten. Zweitens, sie zeigt uns den vollkommnen Schlaf, oder etwas demselben äusserst nahe Kommendes, (wenn man ja sich hüten will, zuviel zu behaupten; obgleich die Gründe, um derenwillen Manche ein fortdauerndes Vorstellen auch im tiefsten Schlafe annehmen, nur aus fal-

Digitized by Google

scher Metaphysik entspringen.) Also die Erfahrung vereint Nachgiebigkeit des Organismus mit völliger Hemmung aller Vorstellungen; welches uns eben auf unsre zuletzt vestgehaltene Voraussetzung geleitet hat.

Uebrigens wird man längstens genug gewarnt sein, um nicht den Ausdruck: *Einfluss des Organismus auf die Seele,* gar zu buchstäblich zu nehmen. Zu den Vorstellungen, als inneren Zuständen der Seele, gehören irgend welche innern Zustände des Gehirns; sobald diese wegen ihres Zusammenhangs mit dem übrigen Organismus nicht mehr statt finden können, oder, sobald sie auch nur in ihrer Quantität vermindert werden müssen, alsbald ist Negation des Vorstellens in gewissem Maasse vorhanden; weil die zusammengehörigen innern Zustände der zu einem System verbundenen Wesen einander nothwendig entsprechen, folglich sich nach einander richten müssen.

§. 161.

Ferner ist zu überlegen, was für Unterschiede beim Eintreten und beim Nachlassen der Negation des Vorstellens, statthaben; und wir müssen nachsehn, in wie weit sich daraus die Erscheinungen des Einschlafens, und die von ihnen so sehr abweichenden des Erwachens, erklären.

Zunächst wird jedem beifallen, dass der Schlaf solche Vorstellungen niederdrückt, die sich im Bewusstsein in Thätigkeit befinden, dass hingegen das Erwachen in dem allmäligen Wiederaufstreben der gehemmten Vorstellungen besteht.

Erinnert man sich nun aus §. 77 u. s. w. an die Gesetze, nach welchen Vorstellungen, die zur Schwelle sinken sollen, allemal für eine kurze Zeit diejenigen Kräfte, von denen sie niedergedrückt werden, durch Gegenwirkung in gewissem Grade hemmen, und eben dadurch zugleich die Spannung derselben vermehren: so ergiebt sich, dass auch die physiologischen Kräfte *M, N,* u. s. w. in eine, zwar bald vorübergehende, Spannung gerathen müssen, ehe es ihnen gelingen kann, die Vorstellungen wirklich in Schlaf zu bringen. Es braucht demnach mehr Gewalt von Seiten des Leibes, um das Einschlafen des Geistes zu bewirken, als nöthig ist, um den einmal vorhandenen Schlaf vestzuhalten. Dabei versteht sich von selbst, dass die Kräfte *M, N,* u. s. w. als allmälig anwachsend müssen gedacht werden; denn wenn sie lange vor dem Einschlafen schon existirten, besonders in ihrer nachmaligen ganzen Stärke, so würde das

Digitized by Google

Wachen unmöglich sein. Indem aber wider diese anwachsenden Kräfte die Vorstellungen noch eine Zeitlang sich stemmen, ergiebt sich hieraus das oben erwähnte Gefühl der Ermüdung, welches eben in der Anstrengung wider die Hemmung seinen Sitz hat (vergl. §. 104). Die emportreibenden Kräfte, welche das Active der Anstrengung ausmachen, liegen hauptsächlich in den herrschenden Vorstellungsmassen (§. 148).

Doch die Phänomene des Einschlafens sind bei weitem die einfacheren. Wenn einmal unter den physiologischen Einflüssen die Vorstellungen erliegen müssen: so sinken sie schnell zur Schwelle; wie sich schon aus §. 75 erkennen lässt. Hier ist also nicht Zeit zu besondern Erscheinungen, um so weniger, da die herrschenden Vorstellungsmassen, die während des Wachens unter den übrigen Ordnung halten, ihrer vorzüglichen Stärke wegen auch die letzten sein werden, welche aufhören zu wachen und zu wirken.

Aber was wird geschehn, wenn nun die Hemmung durch die physiologischen Kräfte wieder anfängt nachzulassen? Hier müssen wir uns zuvörderst an die Untersuchungen des §. 81 und 82 wenden. Dort haben wir gesehn, dass sich das beginnende Wiedererwachen gehemmter Vorstellungen nicht nach ihrer Stärke, sondern nach dem Grade der ihnen gegebenen Freiheit richtet. * Demnach haben in diesem Puncte die herrschenden Vorstellungsmassen keinen Vorzug vor den schwächern Vorstellungen. Vielmehr kommt hier zuerst die Frage in Betracht, ob allen verschiedenen Parthien des vorhandenen Vorstellungskreises die gleiche Freiheit, sich ins Bewusstsein aufzurichten, wird gegeben werden? Die geringsten Ungleichheiten hierin können jetzo bedeutend werden; welches beim Einschlafen nicht der Fall war, indem dort das Uebergewicht der stärksten Vorstellungen, die sich am spätesten niederdrücken lassen, den bedeutendsten Einfluss hatte. — Nun vermuthen ohnehin die Physiologen, dass nicht das ganze Gehirn und Nervensystem in allen Theilen gleichmässig seine Zustände beim Einschlafen und Erwachen wechsele. ** So haben wir also auf den ersten

* Nämlich wenn die Hemmung durch neu eintretende Kräfte aufgewogen wird, die im gegenwärtigen Falle ebenfalls physiologisch sein müssen, und von der im Schlafe restaurirten Lebensthätigkeit herrühren können.

** Man sehe unter andern *Reil* a. a. O. S. 89.

Digitized by Google

Blick den Grund, warum ein Zustand des wieder beginnenden Vorstellens zu erwarten ist, in welchem die herrschenden Vorstellungen füglich mangeln können, in welchem eben deshalb die gewöhnliche Regelmässigkeit des Denkens wird vermisst werden; das heisst, es zeigt sich im allgemeinen die Möglichkeit des Traums.

Aber noch mehr! Im §. 93 haben wir gesehen, dass selbst die Hemmungsgesetze für erwachende Vorstellungen anders beschaffen sind, als die für sinkende. Denn während des Sinkens stemmen sich die Vorstellungen mit ganzer Kraft desjenigen Gegensatzes wider einander, in welchen sie gerathen sind, während sie sich zugleich im Bewusstsein befanden; und dieser Widerstreit bleibt während der ganzen Zeit des Sinkens der nämliche; weil einmal die Richtung des Strebens dieser Vorstellungen eine gegenseitige unter ihnen ist. Ganz anders verhält es sich da, wo mehrere Vorstellungen, ohne wider *einander* sich zu kehren, von einem und demselben gemeinschaftlichen Drucke leiden; welches der Fall ist während der Oberherrschaft des Leibes, der die ganze Seele ohne Unterschied nöthigt zu schlafen. Wenn ein solcher Druck anfängt nachzulassen, so, dass verschiedenen Vorstellungsmassen zugleich Freiheit gegeben wird ins Bewusstsein wieder zu kehren: so sind Anfangs die Hemmungen unter diesen Massen unbedeutend; und sie können daher ein solches Verhältniss ihres ersten Aufwachens annehmen, welches beim vollständigen Wachen nicht würde bestehen können.

Ferner, wenn sich die Seele auf einmal in ihren wachenden Zustand zurückversetzen sollte, so müssten sogleich alle Reproductionsgesetze, vermöge deren die Vorstellungen unter einander zusammenhängen, — und unter ihnen auch namentlich diejenigen, auf denen das räumliche und zeitliche Vorstellen beruht (§. 111 — 116), sich in voller Wirksamkeit äussern. Aber wir wissen, dass die Kraft der Verschmelzungs- und Complicationshülfen weit schwächer ist, als die der helfenden Vorstellungen selbst; und wir kennen im allgemeinen die Folge davon, nämlich dass die Wirkung einer solchen Hülfe im Anfange nicht nur geringer, sondern auch viel langsamer ist, als das Hervortreten der Vorstellungen selbst. Nun ist zu bedenken, wie sehr die nämliche Wirkung wird verzögert werden, wenn sie ihr physiologische Hindernisse entgegenstellen; und wie

Digitized by Google

leicht unterdessen andre Vorstellungen die Oberhand gewinnen können, wodurch jene vollends zurückgehalten wird. Darin muss die Erklärung gesucht werden, warum vor dem Erwachen die verschiedenen sich wieder erhebenden Vorstellungen Anfangs so wirken, als ob sie aus ihren Verknüpfungen grossentheils herausgetreten wären. Hiemit hängt der bekannte und so sehr auffallende Umstand zusammen, dass der Traum sich an Ort und Zeit nicht kehrt, dass er aus den verschiedensten Gegenden Menschen und Sachen zusammenführt, die nimmer zusammen sein konnten, dass er das Widersinnigste zugleich umfasst, indem er gerade diejenigen, im Wachen sich augenblicklich aufdringenden, Umstände weglässt, worin die Ungereimtheit liegt.

Aber wie heterogene, und selbst einander aufhebende Dinge der Traum auch zusammenknüpft: eine gewisse Art von Einheit besitzt er dennoch, und zwar gerade eine solche, die, aus begreiflichen Ursachen, den wachenden Zuständen äusserst häufig mangelt. Denn während wir den Eindrücken der Aussenwelt Preis gegeben sind, mischt der Zufall uns das Traurige in die Freude, und das Gleichgültigste mit dem Wichtigsten. Dagegen hat der Traum mehr Einheit der Gemüthsstimmung. Und dies ist wiederum sehr natürlich. Wir erfahren stets, auch während des Wachens, dass Gefühle und Affecten am entschiedensten auf den leiblichen Zustand wirken; umgekehrt also wird es im Traume von den Zuständen des Leibes abhängen, welche Gemüthsstimmung, und hiemit welche Vorstellungen, oder wenigstens in welchen Modificationen durch heitere oder traurige Verknüpfungen, dieselben sollen aufgeregt werden. Die Art der Freiheit, und die Beschränkung, innerhalb deren den Vorstellungen vergönnt wird, sich zu reproduciren, diese wird sich nach derjenigen affectiven Beschaffenheit des Bewusstseins richten, die mit den leiblichen Zuständen jedesmal zusammenpasst. So bekommt der Traum die Einheit eines Feenmährchens; um welche wohl hie und da ein Dichter sich vergeblich bemüht, weil er das Wachen, und dessen Gesetze, nicht los werden kann.

§. 162.

Indem ich mit diesen kurzen Andeutungen über Schlaf und Traum mich begnüge, — weil eine weitere Ausführung einerseits in noch unerforschte Tiefen der Mechanik des Geistes

Digitized by Google

eindringen müsste, andererseits die näheren Bestimmungen ohne Zweifel grossentheils von unbekannten physiologischen Gesetzen abhängen: glaube ich gleichwohl einigermaassen den Typus angegeben zu haben, nach welchem nicht nur dieser Gegenstand, sondern auch andere verwandte, müssen untersucht werden. Es kommt nämlich alles darauf an, dass man die Grundgesetze des psychologischen Mechanismus wohl im Auge habe, und dass man aus ihnen selbst zu erforschen suche, welche Modificationen sie ihrer Natur nach annehmen können, so dass dadurch ihre Wirkung aus dem gewohnten Geleise gehoben, und dergestalt abgeändert werde, wie es die anomalischen Erfahrungen verlangen. In den grössten Irrthümern hingegen werden allemal diejenigen befangen bleiben, die in die Seele etwas Fremdartiges kommen lassen, oder gar die psychischen Erscheinungen in irgend welche Organe des Gehirns verlegen. Nur zu oft hat man die äussern, *entfernten* Ursachen der Thatsachen des Bewusstseins verwechselt mit den Seelenzuständen selbst, aus welchen *unmittelbar* erklärt werden musste, was in der innern Wahrnehmung vorkommt.

Ehe wir jedoch unsern Gegenstand ganz verlassen, ist noch nöthig, einer gewissen seltsamen Art von Träumen zu erwähnen, bei denen das Ich sich in verschiedene Personen zu spalten scheint; wie wenn Johnson im Traume sich in einem Wettstreite des Witzes befand, und dabei von seinen Gegnern übertroffen wurde; oder wenn ein Herr *von Goens* sich in die Schule zurückträumte, und dort von einem eifrigen Mitschüler die Beantwortung vorgelegter Fragen hören musste, die er selbst schuldig geblieben war.* — Diese Art von Träumen ist sehr wichtig für die Theorie des Selbstbewusstseins. Zwar für den consequenten Idealisten ist hier nicht die geringste besondere Schwierigkeit. Ihm gilt der ganze Unterschied zwischen Schlaf und Wachen nur für Erscheinung. Daher lautet die Frage für ihn so: *wie kommt das wachende Ich dazu, sich vorzustellen, dass es also geträumt habe?* Und diese Frage ist nicht viel schwerer noch leichter, als die ganz allgemeine; *wie kommt das Ich überhaupt zur Vorstellung seiner zeitlichen und individuellen Existenz?* — Allein wenn mit der realistischen Voraussetzung, dass jene Träume als wirkliche Begebenheiten anzusehen seien,

* *Reil* a. a. O. S. 94.

Digitized by Google

sich die Annahme einer ursprünglichen Ichheit verbindet, vermöge deren alles, was im Innern vorgeht, unmittelbar ein Gegenstand der Selbstbeschauung sein soll: dann ist das Räthsel in jenen Träumen unauflöslich, indem dieselben das Ich als ein sich selbst gänzlich Entfremdetes, als ein Object, von welchem das Subject sich getrennt hat, darstellen. Wie kann man eine Sache wissen, und doch nicht wissen, dass man sie weiss? Ja gar sich einbilden, man wisse sie nicht, und mit dieser Einbildung sich selbst kränken? Hier scheitert der kantische Satz, das *Ich denke* müsse alle unsre Vorstellungen begleiten können. Hätte es gekonnt: warum denn begleitete es nicht wirklich jene Träume, in denen noch obendrein das eigne Ich, also das Selbstbewusstsein, eine bedeutende Rolle spielte? Man wird doch nicht antworten, der Act des Selbstbewusstseins sei eine Aeusserung der Spontaneität eines reinen intellectuellen Vermögens? der also erfolgen könne oder auch nicht, vollständig ausgeübt werde oder minder vollständig, ohne weitern Grund? Denn die Vertheidiger der Spontaneität, deren einige zwar Freiheit und Ichheit innig genug verknüpfen, pflegen der Meinung zu sein, der Traum sei ohne Spontaneität, er könne nicht zugerechnet werden, er sei das Werk irgend eines blinden Mechanismus. Diesem Mechanismus werden sie denn wenigstens erlauben, dass es mit ihm gesetzmässig zugehe, dass er vollbringe, was er aus zureichenden Gründen zugleich *könne* und *müsse*, und dass ein Mangel im Vollbringen bei ihm allemal einen Mangel des Könnens anzeige. Also *konnten* jene Träumenden *sich* nicht finden als die Wissenden dessen, was sie mit unfreiwilliger Liberalität ihren Rivalen in den Mund legten. Beim Aufwachen hingegen ergänzte sich ihr Selbstbewusstsein, ohne Zweifel eben so unfreiwillig, und vielleicht mit einigem Verdruss, und mit einer Art von Reue über die Plage, die sie sich angethan hatten, gleich als hätte es in ihrer Gewalt gestanden sich zu besinnen, dass sie selbst es waren, welche die Kosten des ganzen Spiels bestritten.

Vergleichen wir nun unsre obige Theorie des Selbstbewusstseins: so zeigt sich bald, dass diese Art von Träumen um nichts räthselhafter ist, als jede andre. Gleich zuerst wird uns einfallen, was sich von selbst versteht, dass irgend ein Act des Subjectiven im Ich, oder genauer, irgend eine appercipirende Vorstellungsmasse die letzte sein müsse, für welche das Uebrige

zum Object wird, ohne dass sie selbst das Object einer höhern wäre. Warum denn sollte das nicht diejenige sein, in welcher die Beschämung ihren Sitz hatte, womit die Träumenden sich für übertroffen hielten? — Dass sie es im Wachen nicht sein könne, folgt sehr natürlich aus dem Gegensatze der äusseren Welt und der inneren, den uns die Sinne unaufhörlich vergegenwärtigen, und durch welchen sie uns zwingen, alle unsre Vorstellungen, die zur Aussenwelt nicht passen, in das Innere, in Uns selbst hinein zu verlegen. Ist einmal die ganze Scene für einen Traum erkannt, so muss freilich zugestanden werden, man habe selbst alle Rollen gespielt. Wiewohl es dem Aberglauben auch hier nicht an der Ausrede fehlen würde, irgend ein Dämon habe im rechten Augenblicke mit eingesprochen, und die wirklich fehlende Kenntniss supplirt. — Es ist in der That nur ein Schluss, vermittelst dessen wir, im Wachen sogar, uns selbst für die Urheber unsrer plötzlichen Einfälle halten. *Kein Anderer kann es sein; also Wir!* In den psychologischen Mechanismus, den wahren Urheber, schaut kein Selbstbewusstsein; und wie dergleichen Einfälle mit unserer Ichheit zusammenhängen, wissen wir schlechterdings nicht. Sondern es sind dies Bestimmungen, die in das Ich fallen, ohne darin zu haften; zufällige Elemente für eine Complexion, die, wenn man alles Zufällige von ihr abscheiden wollte, nichts übrig behalten würde (§. 135). Wohl uns, dass es mit unsrer *Seele* besser beschaffen ist, als mit unserm *Ich;* dem man eine sehr unverdiente Ehre erwies, als man es über die Seele emporhob; als man diese zu entbehren beliebte, um sich an jenem zu halten!

Damit aber das Wunder jener Träume sich noch auffallender vermindere, wird es gut sein, zu zeigen, dass etwas Aehnliches auch im Wachen vorkomme, und dass es sehr vielen selbst ausgezeichneten Köpfen, bloss aus Mangel an Uebung in gewissen philosophischen Reflexionen begegnen könne. Ich nehme die Freiheit, als Beispiel eine Stelle aus einem sehr schätzbaren Werke zu benutzen, mit der Bitte, daran weiter keine üble Nebenbedeutung zu knüpfen. In Herrn *Authenrieth's* Physiologie * steht Folgendes zur Widerlegung des Idealismus: „Wer „in Gedanken den Kopf heftig gegen eine Thüre rennt, wird

* Theil III. S. 88.

Digitized by Google

„sich plötzlich überzeugt fühlen, dass das Nicht-Ich schon an-„derwärts müsse gesetzt sein, und dass das Setzen oder Nicht-„Setzen des Nicht-Ichs durch das Ich eines Philosophen zum „Dasein oder Nicht-Dasein der Dinge ausser uns auf der Welt „nichts beitrage.“ Abgesehen von dem hier durchblickenden Missverstande, als ob von einem *willkürlich* vorzunehmenden oder zu unterlassenden Setzen hiebei die Rede sein könnte: hat Hr. *A.* vergessen, dass der Idealist sich bei einiger Besinnung sehr bald sagen würde, die Thüre, und der Kopf, und der Schmerz, seien, was sie für ihn ohne allen Zweifel sind, *seine* Vorstellungen; indem der Idealist gewohnt ist, überall das *Ich denke* beizufügen, während wir andern freilich, im gemeinen Leben wenigstens, unsre Vorstellungen wie wirkliche Dinge zu betrachten und zu behandeln, und z. B. eine Thüre tausendmal zu öffnen und zu schliessen pflegen, ohne uns zu erinnern, wie unmöglich es ist, dass wir das Ding an sich, welches hinter dieser Erscheinung stecken mag, jemals sehen oder fühlen könnten. Wenn aber es so grosse Schwierigkeit hat, dass Jemand selbst in dem Augenblicke, wo er gegen die Idealisten disputirt, zu denjenigen höhern Reflexionen aufsteige, die man denselben durchaus nicht verweigern kann; warum soll es denn einem armen Träumenden nicht erlaubt sein, auch einmal eine Apperception, die jedem Wachenden natürlich ist, auszulassen?

Wer dagegen in idealistischen Betrachtungen sich übt: der bildet in sich eine appercipirende Vorstellungsmasse, worin das Ich die Hauptperson ist, und die nun, auch lediglich vermöge eines psychologischen Mechanismus, beim wissenschaftlichen Denken wenigstens sich überall darbietet, und es nach ihrer Art verarbeitet. Der Idealist aber ist im Irrthum, indem er seine Leichtigkeit, alle seine Gedanken Sich zuzueignen, für ein wohlthätiges Durchbrechen der reinen Ichheit durch das Individuelle hält. Was er besitzt, was jenen Andern fehlt, was im Traume ausbleibt, weil Hemmungen statt der Veranlassungen da sind, das Alles steht unter den gleichen psychologischen Gesetzen.

§. 163.

Es ist für die ganze Psychologie im hohen Grade nützlich, wenn mit den auffallenden Anomalien in solchen Zuständen, worin offenbar der Leib vorherrscht, die minderen Fehler ver-

Digitized by Google

glichen werden, die der gesunde, wachende Mensch vielfältig begeht. Oft genug scheint der Wachende zu träumen und wir sehen Tollheit ohne Wahnsinn auch ausser dem Irrenhause. Was wir Verstand nennen, nämlich in Beziehung auf das praktische Leben, das ist grossentheils ein Werk der Gesetze und Sitten, der Erziehung und Gewöhnung und Uebung, ja selbst der blinden Befolgung irgend einer Auctorität. Genau, jedoch ohne Uebertreibung, zu erkennen, wie und in wiefern dergleichen Bande für die Menschheit im Grossen nothwendig sind, ist in praktischer Hinsicht ein höchst wichtiger Punct für die Philosophie; die unter andern weit weniger mit der Geschichte zerfallen sein würde, hätten ihr diese Einsichten nicht zu sehr, und obendrein zur Unzeit, gemangelt!

Man wolle mir daher verzeihen, wenn ich hier zwischen Traum und Wahnsinn Einiges in die Mitte stelle, das zwar zu einer so schlechten Gesellschaft auf keine Weise kann verurtheilt werden, aber dennoch dem Forscher gegenwärtig sein muss, damit er seine Untersuchungen allgemein genug fasse, und in den heterogensten Zuständen dieselbe Seele und dieselben Gesetze des Vorstellens wieder erkenne.

Alles, was man Schwäche des Geistes nennen kann, wird sich entweder auf *Unwissenheit*, oder auf ein *Ausbleiben des rechten Gedankens im rechten Augenblicke* zurückführen lassen. Das letztere ist es, was uns jetzo beschäftigt, denn die Unwissenheit ist überall kein psychologischer Gegenstand.

Das Ausbleiben des rechten Gedankens wird zur Ursache positiver Verkehrtheiten, wenn eine Vorstellungsreihe, die von jenem Gedanken würde zurückgehalten sein, indem sie nun von der ihr nöthigen Hemmung frei bleibt, hervortritt, und sich auf eine Art äussert, die bei wiederkehrender Besinnung wird gemissbilligt werden.

Diejenigen Fälle, wo der rechte Gedanke zu wenig Energie besitzt, so dass auch wenn er ins Bewusstsein tritt, er dennoch die entgegengesetzte Vorstellungsreihe nicht überwindet, sondern sich unter ihr beugt, müssen hier abgesondert werden; sie ergeben, im Theoretischen, Vorurtheile, im Praktischen, moralische Verderbniss und eigentliche Bösartigkeit.

Aber verwandt mit Traum und Wahnsinn sind alle die Fälle, wo ein hinlänglich starker Gedanke dennoch seine Dienste ver-

Digitized by Google

sagt; *indem er mit der Vorstellungsreihe, die er nach sich bestimmen sollte, nicht gehörig zusammentrifft.*

Erwägen wir zuvörderst das Gegentheil, die *Besonnenheit*, in einigen Beispielen! Man erwartet von einem klugen Kopfe, er werde in Umgangscirkeln die Verhältnisse der gegenwärtigen Personen, so weit sie ihm bekannt sind, beachten, und kein Gespräch führen, das einem der Anwesenden unangenehm werden muss. Von dem Schachspieler, dass er die sämmtlichen Figuren in ihren möglichen Wendungen überschaue, und sich darnach richte. Von dem Staatsmanne, er überlege das Interesse einer jeden Macht und die Leidenschaften jedes Mächtigen; er spüre jeden möglichen Betrug, und es entgehe ihm kein Zeichen der ihm vortheilhaften oder nachtheiligen Gesinnungen. Von dem Mathematiker, er habe seine Formeln, von dem Philosophen, er habe seine Begriffe stets gegenwärtig, und bereit zu jedem passenden Gebrauche.

Das alles gehört sich so, es gebührt und geziemt sich, nicht etwan als ob es dem psychologischen Mechanismus in jedem nicht verstörten Kopfe also gemäss wäre, sondern weil es zweckmässig ist und schicklich; man erwartet es aber unter gebildeten Menschen um so eher, weil eben um der Zweckmässigkeit und Schicklichkeit willen der psychologische Mechanismus dafür pflegt gebildet, darauf eingerichtet zu werden, welches bis auf einen gewissen Grad bei dem gesunden Menschen möglich ist.

Offenbar aber wird hier an diesen Mechanismus ein ihm fremdartiges Maass des Richtigen und Gesetzmässigen angelegt. Hier ist von einer Richtigkeit *nach praktischen Regeln* die Rede; ganz etwas Anderes sind *die Naturgesetze* der Mechanik des Geistes. Diese letztern können nicht erkranken; sie sind stets gesund, und stets dieselben, wenn sie schon bei veränderten Umständen die abweichendsten Resultate von denen ergeben, die man von dem gesellschaftlichen Menschen verlangt.

Dass ein Gedanke genau in demselben Augenblicke ins Bewusstsein eintreffen sollte, wo die praktische Nothwendigkeit seiner Gegenwart entsteht: ist, nach mathematischer Strenge genommen, schlechterdings unmöglich. Auch in dem witzigsten Kopfe, dem die treffendsten Antworten stets zu Gebote stehn, bedürfen die Vorstellungen einiger Zeit zu ihrer Bewegung, wenn schon diese Zeit so kurz ist, dass im Gespräch

Digitized by Google

keine Lücke bemerkt wird, weil die Gedanken der andern Personen noch viel langsamer wandeln. Derjenige Witz aber, der eine Viertelstunde zu spät kommt, und in dessen Stelle sich, als es für ihn Zeit war, eine Plattheit drängte, giebt das erste Vorspiel zu den ernsthafteren Gebrechen, die man dem Menschen als Mängel der Besonnenheit anrechnet. Und jene Unbesonnenheit des grossen *Newton*, der mit dem Finger einer Dame seine Pfeife stopfte, (wenn das Geschichtchen wahr ist,) giebt das Vorspiel zu allen Verirrungen des Wahnsinns, dem eine fixe Idee nicht erlaubt, die Gegenstände und Verhältnisse der Welt in ihrem wahren Lichte zu erblicken. Der nämliche Mann, dem jenes begegnete, war vielleicht der besonnenste Sterbliche in seiner Wissenschaft.

Wenn nun die wissenschaftliche oder künstlerische Vertiefung alle heterogenen Vorstellungsreihen so stark hemmen, die Auffassung der äussern Wahrnehmung so sehr stören, wahrscheinlich auch den ganzen Organismus entschieden nach sich stimmen kann: um wieviel muss die Verzögerung, ja die Ausschliessung der rechten Gedanken, — derjenigen nämlich, die um einer praktischen Rücksicht willen die *rechten* genannt werden, — zunehmen, sobald nun noch irgend welche fehlerhafte physiologische Einwirkungen dazu kommen! sobald es dem Organismus an Geschmeidigkeit fehlt, dem nöthigen Wechsel der Vorstellungen gehörig begleitend nachzufolgen; sobald diejenigen Zustände, welche von den herrschenden Vorstellungsmassen herrühren, sich zu sehr bevestigen, um einem entgegengesetzten Antriebe leicht nachzugeben!

Noch andere Beispiele, dass ohne alle widrigen physiologischen Einflüsse, die grössten und gesundesten Köpfe der Unbesonnenheit zuweilen zum Raube werden, und dass also da, wo im Wahnsinn dergleichen Erscheinungen carricaturmässig vergrössert erscheinen, der leibliche Zustand nur vollendet, was der psychologische Mechanismus schon angefangen hatte, — liefert uns die Geschichte der Philosophie, in den Inconsequenzen der Systeme; die, was das Merkwürdigste ist, eine nicht bloss augenblickliche, sondern permanente Unbesonnenheit, einen ausgebildeten Vorstellungskreis, in welchem dennoch die Gedanken sich nicht gehörig durchdringen, uns vor Augen legen. Gesundheit des Geistes war ohne allen Zweifel in ganz vorzüglichem Grade das Eigenthum des ehrwürdigen

Digitized by Google

Kant; dies beweist alles, was man von ihm weiss. Dennoch ist sein System in einem Hauptpuncte ein Beispiel von Unbesonnenheit; und der Beweis hievon liegt in dem eigenthümlichen Gepräge der Philosophie unserer letzten Decennien. Beschäftigt mit den Formen der Erfahrung, liess *Kant* die Frage nach dem Ursprunge der einfachen Empfindungen, der Materie der Erfahrung, Anfangs ausser Acht; auch konnte und wollte er seine Kategorie der Ursache, die nur einen immanenten Gebrauch im Gebiete der Erfahrung haben sollte, nicht dazu anwenden, von den Dingen an sich zu sagen, und theoretisch zu behaupten, sie seien die Ursachen unsrer sinnlichen Empfindungen. Dem gemäss musste von Dingen an sich bei ihm eigentlich gar nicht die Rede sein: wie die scharfsinnigsten unter den Nachfolgern sehr bald bemerkten. Wie kam denn *Kant* zu der oft wiederholten, und ausdrücklichen Behauptung, dass den Erscheinungen gleichwohl Verstandeswesen (Dinge an sich) correspondiren? Seine Glaubensartikel, die um des moralischen Interesse willen angenommen wurden, führten ihn wieder in diese Gegend. So kam ein freier, ein unsterblicher Geist, so die Ueberzeugung von Gottes waltender Weisheit in das System. Aber auch die Dinge an sich, von denen die Sinneserscheinungen, nach Abzug der Form, ihren Ursprung haben sollten? Waren diese auch ein Glaubensartikel? Was konnte es dem moralischen Interesse schaden, die Materie sowohl als die Form der Erfahrung aus dem eignen Selbst entspringen zu lassen? — So fragten sich *Fichte* und *Schelling* beim Beginn ihrer Arbeiten, und es ist bekannt genug, dass beide, besonders aber der erste, Anfangs hierin ihre leitende Idee fanden. Unter der damals sehr allgemein verbreiteten Voraussetzung, die kantische Lehre sei der Hauptsache nach die wahre, glaubte *Fichte* den rechten Weg einzuschlagen, indem er suchte, die kantische Philosophie von den Dingen an sich zu befreien. — Und unbegreiflich würde es immer bleiben, wie *Kant* jene Unzierde seines Systems nicht gewahr geworden sei, wenn nicht eine Association hiebei gewirkt hätte. Eine reale Seele, eine reale Gottheit, schienen in die allgemeinere Annahme von Dingen an sich hineinzugehören. Unter den Flügeln von jenen erhabenen Gegenständen nahmen auch diese sehr gleichgültigen wieder ihren alten Platz ein. Dies hätte nicht geschehn können, wäre mit mehr Schärfe der sonst so

Digitized by Google

tief eingeprägte Gedanke, nichts Uebersinnliches einzulassen, wofür nicht das moralische Gesetz volle Bürgschaft leiste, auch hier durchgedrungen. Und so haben wir denn wiederum ein Ausbleiben des rechten Gedankens an der rechten Stelle, ungeachtet derselbe Gedanke vorhanden, und mit ausgezeichneter Stärke gerüstet war. Die anfängliche Richtung des Systems führt uns abwärts von den Dingen an sich, die nachmalige kehrt zu ihnen zurück. Wie konnte nun der grosse Denker ein solches System in seinem Geiste tragen? Wie, wenn nicht so, dass abwechselnd sein Denken bald an den vorderen, bald an den hinteren Fäden fortlief, und dass er gleichsam ein zwiefaches Bewusstsein für die verschiedenen Theile seiner Lehre, sich angebildet hatte.

Nach einem so ausgezeichneten Beispiele wird man kaum verlangen, dass ich noch in niederen Regionen des gemeinen Denkens ähnliche Fälle nachweise. Man muss wenig auf Menschen geachtet haben, wenn man nicht weiss, dass sie sehr gewöhnlich mehrere Gedankenmassen im Kopfe haben, die sich gegenseitig nur mangelhaft bestimmen und durchdringen, und die, ungeachtet sie im Widerspruche stehn, sich doch höchst friedlich in der Einen Wohnung neben einander befinden.

§. 164.

Dennoch erhebt sich grosse Verwunderung, wenn nach vergrössertem Maassstabe ähnliche Erscheinungen bei Kranken zu sehen sind. Nachdem *Reil** die Geschichte eines gebildeten Frauenzimmers erzählt hat, das in einem periodischen Wahnsinn sich für eine flüchtige Französin hielt, und mit vorzüglicher Feinheit diese Rolle spielte, von der sie selbst allein getäuscht wurde: setzt er, in Beziehung auf ihre getheilte Persönlichkeit, (denn sie war abwechselnd Deutsche und Französin, jedes für sich im Zusammenhange, keins in Verbindung mit dem andern,) den Ausruf hinzu: *„Wer soll diese Geschichte „erklären? der Materialist oder der Spiritualist nach den reinen „Grundsätzen der Psychologie? Ich fürchte, seine Kunst scheitert „an diesem Phänomen.“*

Das erste, was wohl jedem hiebei einfällt, ist die bekannte Thatsache, dass auch ohne Wahnsinn der Traum manchmal ähnliche Erscheinungen darbietet. Die Träume einer Nacht

* a. a. O. S. 75.

werden oft genug in der andern fortgeträumt. Verschiedene körperliche Zustände rufen verschiedene Vorstellungsmassen auf; jede von beiden bildet sich für sich allein aus, unbekümmert um die andre und von derselben unberührt.

Ich kann mich hier der Frage nicht erwehren: was wohl in den Köpfen der Schulknaben vorgehn möge, die an Einem Morgen durch eine Reihe heterogener Lectionen hindurch getrieben werden, deren jede sich am folgenden Tage mit dem gleichen Glockenschlage wiederholt und fortsetzt. Sollten diese Knaben wohl die verschiedenen Gedankenfäden, welche da gesponnen werden, unter einander, und mit denen der Erholungsstunden, in Verbindung bringen? Es giebt Erzieher und Lehrer, die das mit einem wunderbaren Vertrauen voraussetzen, uud deshalb weiter nicht bekümmert sind.

Ferner, was ist wohl der Geisteszustand des Musikers, der die ganz eigenthümliche Gedankenreihe seiner Kunst nur in wenige, und sehr zufällige Verbindungen mit andern Gegenständen bringen kann? Wer musikalische Phantasie hat, wird wissen, dass diese besonders in recht heitern Stimmungen sehr gewöhnlich ihrem Triebe folgt, und selbst eine vielstimmige Musik im Innern aufführt, ohne den geringsten Zusammenhang mit den übrigen Gedanken, die ihren eigenen Gang *in der nämlichen Zeit* fortgehn. Dieses möchte bald noch wunderbarer scheinen, (obgleich es an sich nicht wunderbar ist, da die beiden Vorstellungsreihen einander nicht hemmen, wenn nicht mittelbar durch den von beiden afficirten Organismus,) noch wunderbarer, sage ich, als die *abwechselnden* Vertiefungen des Künstlers in seine musikalischen Studien und in die Geschäfte des Lebens, die auch einander nichts mittheilen.

Soll ich endlich bis zu den Personen kommen, die in der Kirche eine periodische Frömmigkeit empfinden, in andern Zeiten andre periodische Stimmungen haben, ohne gegenseitigen Einfluss zwischen diesen und jener?

Jedoch, zurück zur aufgegebenen Frage. Bevor ich die Beantwortung wage, ersuche ich den Leser, sich das Gefühl der Anstrengung zu vergegenwärtigen, was wohl Jeder in den Augenblicken empfunden hat, da von einer, etwas lebhaft verfolgten Beschäftigung, ein plötzlicher Uebergang zu einer andern soll gemacht, und hiebei wohl gar die Erinnerung an die frühern soll vestgehalten werden. Zum Beispiel, einer etwas

Digitized by Google

schweren Integration, die bis auf die Bestimmung der Constante fertig ist, soll jetzt diese, mit Rücksicht theils auf die vollbrachte Rechnung, theils auf andre verwickelte Umstände, beigefügt werden. Oder, verständlicher zugleich und passender, ein Lauf in einer Claviermusik ist jetzt eben mit der linken Hand eingeübt; nun soll die rechte mitspielen. Wie erklären wir das hiebei nicht selten eintretende Gefühl der Anstrengung? Zuweilen erinnert in dergleichen Fällen eine Spur von Kopfschmerz daran, dass hier der Organismus Mühe habe, seine begleitenden Bewegungen auch noch auf den Zusatz einzurichten, den der Geist zu seiner vorigen Thätigkeit zu machen im Begriff ist. Und Niemand wird das unerwartet oder seltsam nennen, denn wie sollte es anders sein, bei dem Causalverhältniss zwischen Leib und Seele. — Gleichwohl soll das kranke Frauenzimmer, dessen *Reil* erwähnte, sich in dem Augenblicke, da sie sich als deutsches Mädchen denkt, nicht bloss ihrer französischen Persönlichkeit erinnern, sondern *darüber die deutsche nicht verlieren*; welches offenbar nothwendig ist, damit sie inne werde, sie habe geschwärmt. Bedenken wir doch, dass sie krank ist! Wie soll sie die Anstrengung aushalten, nicht bloss des *Wechsels* der Gemüthslagen, sondern der *Aufhäufung einer auf die andere,* ja gar der *Stösse,* die es geben muss, damit eine die andre Lügen strafe? Es ist alles Mögliche, (allein eben nicht zu erwarten,) wenn sie nach ihrer Genesung neben ihrer wieder befestigten deutschen Persönlichkeit noch den Gedanken an die französische tragen kann, — wenn sie alsdann irgend etwas weiss, von allem, was die Französin gethan und gesprochen hat. So erinnert sich freilich der Gesunde seines Traums, weil der Organismus nachgiebig genug ist gegen den Zusammenstoss der widerstrebenden Gedankenreihen, und sich bei der Gelegenheit durch Lachen Luft macht. Wer aber nicht aufgelegt ist zum Lachen, dem wird jede Revision seiner früheren Verkehrtheiten entweder peinlich oder unmöglich.

Man wird nun hoffentlich einsehn, dass weder diese noch ähnliche Geschichten die geringste Schwierigkeit haben. Das *nil admirari* taugt zwar als Maxime nichts, denn es tödtet die Keime der Forschung; aber ich bekenne, dass, wo es nicht nach vollbrachter Untersuchung, sich als Probe wahrer Einsicht von selbst einfindet, mein Zutrauen zu dieser Einsicht ziemlich beschränkt ausfällt.

§. 165.

Die Hauptsache, wird vielleicht jemand sagen, sei noch unerklärt geblieben. Denn das Vorstehende beziehe sich nur auf den Umstand, dass die entgegengesetzten Gemüthszustände nicht in Ein Bewusstsein zusammenkamen, wobei sie sich würden lebhaft gehemmt, und den Organismus in eine für jetzt unmögliche Spannung gesetzt haben. Allein es bleibe die Frage übrig, wie überall eine Umtauschung der Persönlichkeit denkbar sei, wie Jemand ein anderes Ich, als das seinige, haben könne?

In der That, die Betrachtung dieses Punctes ist noch vorbehalten. Sie bezieht sich nämlich nicht auf das Eigenthümliche jener Geschichte, sondern auf alle die so sehr gewöhnlichen Fälle des Wahnsinns, wo der Mensch sich für einen Andern hält, als der Er ist. Und wir gehen hiemit über zu demjenigen, was über den Wahnsinn in der Kürze noch zu sagen ist, um die Anwendbarkeit unsrer Principien auch auf diesen Gegenstand zu zeigen.

Zuerst wolle man sich aus den obigen Untersuchungen erinnern, dass die Ichheit, wie sie bei allen sich selbst vorstellenden Wesen vorkommt, gar keine bestimmte Individualität erfordert, sondern nur irgend eine, welche übrigens in ihren nähern Bestimmungen vom Zufall abhängt, der ihre mannigfaltigen Bestandtheile zusammenhäuft. Man wolle sich aus der Erfahrung erinnern, wie die Ichheit sich bei einem und demselben Menschen von seiner Kindheit bis zu seinem Alter gleichsam fortschiebt auf den verschiedenen und heterogenen Gefühlen, Wünschen, Thaten, Gedanken, äusseren Verhältnissen, die er im Laufe der Zeit allmälig zu seinem Selbst hinzurechnet. Man wolle bemerken, wie vielfach verschieden der Mensch sogar im Laufe einer Stunde seine Person ansieht, indem er sich bald als Geschäftsmann, bald als Familienglied, bald vielleicht als körperlich leidend u. s. w. auffasst; oder indem aus der ganzen höchst zusammengesetzten, und nicht durchgehends vest verbundenen Complexion, die das individuelle Ich ausmacht, bald dies bald jenes mehr im Bewusstsein sich hervorhebt. Jede etwas beträchtliche Vorstellungsmasse enthält ohne Zweifel irgend eine Auffassung der eignen Person; und die Vorstellung Ich kommt im Menschen so vielemal zu Stande, dass er nothwendig eine

Digitized by Google

vielfältige Persönlichkeit bekommen *müsste*, wenn nicht bei gesunder Besonnenheit alle Vorstellungsmassen einander gegenseitig bestimmten und sich so mannigfaltig unter einander verknüpften.

Nun denke man sich den allmäligen Uebergang des Verständigen zum Wahnsinn. Drückende Körpergefühle machen ihn mehr und mehr untauglich zu seinen gewohnten Verrichtungen; er findet sich nicht mehr als den thätigen, planvollen, seiner Verhältnisse mächtigen Menschen, als den er sich sonst dachte. Dagegen müssen jene Körpergefühle mit aufgenommen werden in die Angabe dessen, was er als sein eignes Selbst kennt. Diese geben ohne Zweifel die Grundlage zu einer neuen Individualität, welche nur braucht von den Erinnerungen an die Vergangenheit losgerissen zu werden, und mit neuen Gedankenmassen in Verbindung zu treten, um ein Ich zu ergeben, das mit dem frühern nicht zusammenhängt.

Um die losreissende Kraft aber, wodurch das eine vom andern getrennt, und eben deshalb das neu entstehende Ich solcher Bestimmungen fähig werden soll, die dem alten gerade widersprechen, — um diese Kraft sind wir hier gewiss nicht verlegen. Es ist dieselbe, welche überhaupt so oft die Gedankenfäden des Wahnsinnigen zerschneidet, welche sein Benehmen und Sprechen mehr oder minder desultorisch und inconsequent macht; dieselbe, durch welche es unmöglich wird, dass viele verschiedene Vorstellungsmassen zugleich in seinem Bewusstsein gegenwärtig seien, und auf einander einwirken. Es ist die physiologische Hemmung des Vorstellens, welche die Krankheit mit sich bringt. Wenn diese sich mit irgend einer phantastischen Aufregung vereinigt, so haben wir zwei Kräfte, von denen alle Erinnerungen der frühern Ichheit auf die Schwelle des Bewusstseins können getrieben werden. Die jetzigen Körpergefühle, sammt der eben vorhandenen Phantasie, ergeben um so sicherer ein neues Ich, je vester sie sich unter einander compliciren, das heisst, je ungestörter sie mit einander eine Zeitlang haben im Bewusstsein verweilen können.

Dass es in einem solchen Zustande nicht an der Ichheit überhaupt fehlen werde, leuchtet unmittelbar ein. So lange noch der Mensch seine Glieder kennt und willkürlich bewegt, so lange er sein Sprechen vernimmt, versteht, und darin seine Gedanken wiederfindet, eben so lange sind die ursprünglichen

Digitized by Google

Grundlagen vorhanden, worauf in der frühen Kindheit die Ichheit erbauet wurde.

Und dass hieran die erste beste Phantasie sich vest hänge, — mit allen den Fäden, welche aus ihr im Verlauf der Zeit können gesponnen werden, — dies darf nach der bekannten Entstehungsart aller Complexionen kein Wunder nehmen.

Wenn aber die äussern Umstände, z. B. das Irrenhaus mit allem seinen Elende, den Wahnsinnigen, der sich König glaubt, nicht von der Täuschung heilt, so ist das die natürliche Folge von der Unfähigkeit des Kranken, seine Gedanken in ihrem ganzen Zusammenhange zu entwickeln, und hiedurch das Widersprechende wahrzunehmen, was sich aus ihnen ergiebt. Dies ist gerade wie im Traume. Ich erinnere mich eines sehr lebhaften Traums, der mich in ein offenes Grab hinabsehen liess. Aber wo war dieses Grab? Nicht auf ebener Erde, sondern auf dem obersten Boden eines Hauses. Jeder Wachende weiss, dass man in die Bretter nicht graben kann; die beiden hier aufgeregten Vorstellungen würden, gehörig verfolgt, einander aufgehoben haben. Kann nun die physiologische Hemmung die allernächsten räumlichen Associationen so gänzlich abschneiden: wieviel mehr Mühe würde der Wahnsinnige haben, aus dem Betragen der Umgebung zu lernen, er sei nicht König!

Es scheint demnach, dass die Geistesverrückung in Ansehung des Selbstbewusstseins keine besondre Schwierigkeit habe, und dass aus den Untersuchungen über das Ich, als über das Product, nicht eines reinen intellectuellen Seelenvermögens, sondern vieler einzelnen, auf bestimmte Weise unter einander verbundenen Vorstellungen, — sich die Möglichkeit jener Verrückung hinreichend erkennen lasse. Und hiemit sind wir an diejenige Grenze unsrer ganzen Abhandlung gelangt, die wir uns gleich Anfangs gesteckt hatten. Das Ich sollte unsre Arbeit anfangen und endigen, es sollte gleichsam den Rahmen hergeben, mit dem wir sie einfassen wollten. Der abstracte Begriff des Ich, wie ihn die Speculation auffasst, ehe sie noch seine Beziehungen kennt, gab uns den Anfangspunct; erst nach einem langen Laufe der Untersuchung konnten wir mit Erfolg die Analysis des Selbstbewusstseins vornehmen, und am Schlusse beschäftigten uns dessen Mängel im Traume und Verrückungen in Krankheitszuständen.

Da wir jedoch auf unserm Wege weit mehrere Gegenstände,

Digitized by

als nur das Selbstbewusstsein, berührt haben, so wird es erlaubt sein, noch einige wenige Schritte über die gesteckte Grenze hinaus zu thun, um in jeder Rücksicht zum Schlusse zu gelangen.

§. 166.

Zuvörderst noch einige Betrachtungen über Geisteszerrüttungen. Ich knüpfe dieselben an die Eintheilung, welche *Pinel* in seinem *traité sur l'aliénation mentale* *, und mit weniger Veränderung *Reil* ** gegeben haben. Der letzte unterscheidet *fixen Wahn, Tobsucht, Narrheit* und *Blödsinn*, indem er *Pinel's* drittes Theilungsglied, eine Complication der beiden ersten, weglässt. Wir können also die noch übrigen vier Glieder als eine, von beiden gemeinschaftlich vestgesetzte Classification, zwar nicht der *Kranken*, wohl aber der *Begriffe*, unter welchen die *Krankheiten* zu subsumiren seien, annehmen. Und in der That sind die Unterscheidungsmerkmale sehr bestimmt und brauchbar auch für die philosophische Betrachtung.

Unter den angegebenen Arten hebe ich zuerst die Tobsucht heraus (*manie sans délire* nach *Pinel*). Bei dieser steht das Psychologische und Physiologische noch beinahe getrennt. In den Anfällen derselben empfindet der Kranke, der seines Verstandes mächtig ist und bleibt, ein Brennen im Unterleibe, welches allmälig sich fortpflanzt zur Brust, zum Halse, bis ins Gesicht und in die Schläfen, mit sichtbaren Zeichen von heftigem Andrange des Bluts; endlich ins Gehirn, wobei sich eine blinde Wuth erhebt, jeden Nahestehenden zu misshandeln, ja selbst die geliebtesten Personen zu morden. Der Rasende verabscheut in diesem Zustande sich selbst, er warnt, man möge ihm ausweichen, da er nicht im Stande sei, sich zu zügeln, sondern von einer unwiderstehlichen Gewalt sich fortgerissen fühle.

Sehr richtig ohne Zweifel bemerkt *Reil*, dass hier die Krankheit nicht in der Seele, sondern im Körper ihren Sitz habe. Denn dass an ein heftiges, beim ersten Anfalle unbekanntes, Körpergefühl sich eine Vorstellungsreihe anknüpfe, die eigentlich damit in gar keiner nothwendigen Verbindung steht, sondern jetzt erst eine Complication mit jenem Gefühle eingeht,

* S. 137 bis 176.
** a. a. O. S. 305.

Digitized by Google

das kann man unmöglich Krankheit nennen. Gerade das Nämliche ist der Fall beim Geschlechtstriebe, der nur nicht das Unwiderstehliche mit der Tobsucht gemein hat; übrigens aber uns eben so vergeblich bei der Frage verweilen machen würde, was für ein innerer Zusammenhang sei zwischen solchen Gefühlen und solchen Gedankenreihen und beabsichtigten Handlungen? Der Tobsüchtige hat früherhin vom Morden gehört, er hat sich eine dunkle Ahnung gebildet, wie einem Mörder zu Muthe sein möge; keine andre Vorstellungsreihe ist mit ähnlicher Affection verbunden, daher tritt diese Ahnung hervor, die noch am ersten mit dem jetzt vorhandenen Körpergefühl eine Aehnlichkeit der Stimmung hat, — und die unglücklichste aller Complexionen ist fertig! Beim Geschlechtstriebe hilft offenbar die Natur noch auf andre Weise nach, damit die rechte Complication zu Stande komme; dennoch sind Fälle von Verirrungen bekannt, selbst von solchen, die schlechterdings mit keiner möglichen Wegschaffung des physischen Reizes zusammenhängen *. Sie würden noch häufiger sein ohne die Romane, die bei ihren oft schlimmen Diensten doch schon aus diesem Grunde, und abgesehen vom poëtischen Werthe, den die allerwenigsten besitzen mögen, Etwas für sich haben; obgleich sie bei einer vernünftigen Jugendbildung entbehrlich sind.

Das gerade Widerspiel in Rücksicht des angegebenen Hauptpuncts, bietet uns, der unvermischten Tobsucht gegenüber, die Narrheit dar. Während in jener der psychologische Mechanismus seine Integrität beibehält, ist er in dieser nicht mehr zu erkennen. Wenn diejenigen, die so gern die Seele in dem ganzen Körper vertheilen, oder doch alle Ereignisse im Bewusstsein zum Resultat der Gesammtwirkung des Nervensystems machen möchten, — in dem Buche der Erfahrung lesen wollen, was aus ihrer Hypothese folgen müsste: so mögen sie die Beschreibungen der Narrheit lesen. Bei dieser sind zwar, wie sich versteht, alle Vorstellungen nur in der Einen Seele; und, was mehr ist, die Seele dominirt noch immer die Bewegungsnerven; indem der Narr, wenn er geht eine Sache zu holen, noch Hand und Fuss und Auge nach der nämlichen Gegend hin richtet, und wenn er spricht, die Sprachwerkzeuge in eine

* *Beiträge zur Beruhigung und Aufklärung u. s. w.* von *Joh. Sam. Fest.* 1789. Erster Band, S. 327.

Digitized by Google

zusammenpassende Bewegung versetzt. Aber kein Princip der Einheit für die Gedanken ist jetzt in der Seele. Alle Vorstellungen schwimmen wie auf einem Meere zerstreut umher. Keine Reproductionsfolge kann sich abwickeln, keine appercipirende Vorstellungsmasse thut ihre Wirkung, kaum wird noch selten einmal ein Urtheil zu Stande gebracht. Schlechterdings ohne Regel scheinen die Phantasieen ihren burlesken Tanz zu halten, ohne Grund die verschiedenartigsten, vereinzelten Bilder vor die Seele zu treten. Dass nun gleichwohl die physische Natur niemals gesetzlos wirkt, dass auch in der ärgsten Narrheit alles in der Seele und im Leibe so geht wie es eben kann und muss: das wird kein Naturkenner bezweifeln. Nur ihre Zweckmässigkeit hat die Natur hier ausgezogen. Wir sehn nun, *dass die organische Natur auch auf unzweckmässige Weise noch leben kann.* Wir sehen, es ist möglich, dass statt eines *psychologischen* Mechanismus, welchem das Gehirn *diene*, eine Gesammtmechanik für die Seele und für das Nervensystem eintrete! Bei dieser nämlich mag eher in jedem andern Elemente des Systems, nur nicht in der Seele, die Einheit aller innern Zustände nach eigenen Gesetzen vorhanden sein; nun mögen die Sehenerven, den früher erhaltenen Eindrücken gemäss, Gesichtsvorstellungen, und die Gehörnerven Tonvorstellungen veranlassen, so dass die Seele, nach gewechselten Rollen nur die begleitenden innern Zustände daran füge, was sonst in Beziehung auf sie, den sämmtlichen Elementen des Gehirns zukam. Oder vielmehr, jene Einheit ist jetzt höchst wahrscheinlich nirgends zu finden; es geht in dem ganzen Nervensystem, die Seele mit eingeschlossen, wie in einer allzu zahlreichen deliberirenden Versammlung, wo zwar Jeder für sich allein einen Plan verfolgen würde, wenn er ungestört bliebe, alle zusammen aber nicht einmal einen Plan entwerfen, vielweniger ausführen können, weil bald diese bald jene Meinung überwiegt, und Alle doch Etwas zu den endlichen Beschlüssen wollen beigetragen haben.

Wer nicht einsieht, dass gerade nach diesem Bilde auch im gesunden Zustande das Treiben in Seele und Leib gehen würde, wenn alles Mannigfaltige, und gar Aussereinanderliegende des Nervensystems, jedes nach seiner Art, und auf demokratische Weise, zusammenwirkte, um die Zustände des Bewusstseins zu ergeben: der sehe zu, woher das Princip der Einheit, während

Digitized by Google

des vernünftigen Daseins, kommen soll, vermöge dessen, Handlungen, Begehrungen, Gedanken in einem klugen und charaktervollen Manne sich zweckmässig an einander fügen. Aus der gröbern Structur des Gehirns ist da nichts zu erklären; diese bleibt dem Narren wie dem Weisen; mit Bewegungen irgend welcher Flüssigkeiten ist nicht viel auszurichten, denn die sind keine Vorstellungen, weder thörichte noch verständige; man wird in dem Innern der Elemente für seine Hypothesen Platz suchen müssen; und am Ende, weil die Einheit aus dem Vielen nicht kann zusammengesucht werden, sich gefallen lassen müssen, sie in jedem der Elemente anzunehmen; mit Einem Worte, man wird den sämmtlichen Elementen des Nervensystems diejenige zweckmässige Einheit ihrer innern Zustände zugestehen, die man Anfangs der Seele versagte, und die Richtigkeit eines jeden noch so unbedeutenden Gedankens von *allen* diesen Elementen abhängig machen; wobei nichts, als nur die gerechte Verwunderung gewonnen wird, dass eine so höchst complicirte Einrichtung nicht öfter sich verwirre, und dass nicht eine ungleich grössere Anzahl von Narren in der Welt sei, als von Leuten, die ihr leidliches Maass von Verstande besitzen!

Uebrigens sage ich dies den Physiologen, welche das Räumliche als ein reales Vieles ansehn. Diejenigen, welche sich auf eine übersinnliche Einheit berufen, von der das Viele die Erscheinung sei, finden ihre Widerlegung nicht hier, aber wohl in den ersten Vorbereitungen zur Metaphysik.

Auch bescheide ich mich, diejenigen nicht überzeugen zu können, welche aus den frühern Untersuchungen dieses Buches nicht erkannt haben, wie wenig räthselhaft der richtige Gang des Denkens dann ist, wenn man nur den natürlichen Lauf der Vorstellungen, als Selbsterhaltungen in einem einfachen Wesen, ungestört seinen eignen Gesetzen folgend sich denkt, die physiologischen Einflüsse aber, wenn sie übermächtig werden, als die Urheber der Anomalien in diesem Laufe ansieht. Die hierin nicht einstimmen, werden immer die Psychologie als das Land der Wunder betrachten, und zufrieden sein, wenn der Vortrag dieser Wissenschaft lautet wie ein artiges Mährchen, worin die Seelenvermögen die Rollen der Dämonen und der Feen spielen.

Doch für diejenigen, die in solchen Fällen sich ganz kurz mit der Weisheit und Güte Gottes helfen, habe ich noch eine

Digitized by Google

Frage. Indem ich mich ausdrücklich mit ihnen vereinige in der Annahme, dass diese Weisheit unsern organischen Leib zweckmässig zum Leben gebildet hat; indem ich dieser Weisheit den Gehorsam des Nervensystems gegen die Seele im gesunden Zustande verdanke, (nach §. 157 und 158,) frage ich, nicht eines religiösen Zweifels wegen, sondern aus Liebe zur wahren Psychologie: warum denn hat Gottes Heiligkeit nicht eine solche Gesammteinrichtung des Organismus getroffen, dass, *wenn* einmal die *Richtigkeit des Denkens*, dann auch die *Sittlichkeit* der Gesinnungen, die Rechtlichkeit der Handlungen, hieraus hervorgehe? Warum ist nicht der Gegensatz der Narrheit und des gesunden Verstandes zugleich der zwischen Bosheit und Güte? — Für aufmerksame, und mit mir einige, Leser dieses Buchs giebt es keine solche Frage.

§. 167.

Minder auffallend für den Psychologen, und zum Theil minder traurig, ist das Schauspiel des Blödsinns, als jene der Tobsucht und Narrheit. Der psychologische Mechanismus ist beim Blödsinnigen noch zu erkennen, aber er ist verkrüppelt. Was im Laufe der Zeit aus dem Menschen werden sollte, das ist nicht geworden, er ist ein Kind geblieben, — oder, beim später eingetretenen Blödsinn, in die Kindheit zurückgeworfen. Diese Ansicht des Blödsinns, als einer ausgebliebenen oder verschwundenen Bildung ergiebt sogleich, was die Erfahrung bestätigt, dass diese Art von Geisteszerrüttung mehr als die andere, der verschiedensten Grade fähig ist, und dass auch ihre Unterschiede fast nur Grössenunterschiede sind. Beim vollkommenen Kretin steht die Seele noch auf dem nämlichen Puncte, auf welchem sie etwan bei der Geburt sein mochte. Gar nichts von Complicationen und Verschmelzungen der Vorstellungen ist zu Stande gebracht, nirgends ist es bei der Hemmung der letztern auf sie selbst angekommen; dagegen hat auch der Organismus nicht, wie in der Narrheit und Tobsucht, Vorstellungen und Gefühle herbeigeführt; sondern die reine Negation des Vorstellens hat Alles, beinahe bis auf die einfachsten, unmittelbaren Sensationen des Augenblicks, erdrückt und getödtet. Der Kretin kennt oft nicht einmal die Theile seines Leibes; er misshandelt sich selbst, und leidet den grausamsten Drang körperlicher Bedürfnisse, ohne sie zu befriedigen.

Es ist ein sehr merkwürdiger, und Vieles aufklärender Um-

Digitized by Google

stand, dass nur der Blödsinn allein unter den Geisteszerrüttungen als angeboren vorkommt. Die andern Arten sind mit der Kindheit, wie es scheint, unverträglich. Wenigstens fand *Pinel* in *Bicêtre*, nach einem zehnjährigen Register, keinen Verrückten unter funfzehn Jahren. Hieraus sieht man, dass die andern Arten der Verrückung Verderbnisse dessen sind, was vorhanden war; der Blödsinn hingegen als ein blosser Mangel von der ersten Kindheit an existiren kann. Der Blödsinnige ist ein Zwerg am Geiste. Die geringeren Grade des Blödsinns können kaum anders als angeboren vorkommen. Denn wo derselbe im Laufe des Lebens entsteht, sei es unmittelbar oder als Verschlimmerung des fixen Wahnsinns und der Tobsucht, da muss eine sehr heftige Gewalt so zerstörend auf die früher gewonnene Bildung gewirkt haben, dass schwerlich irgend etwas anderes als unbrauchbare und im Wege liegende Trümmer davon übrig bleiben können. Hingegen der Blödsinn von Kindheit auf kann so gelinde sein, dass er bloss eine auffallend beschränkte, dennoch gewissermaassen in sich abgerundete Bildung darstellt. Ich habe dieses in frühern Jahren sehr genau an einem Verwandten bemerken können, der zwar zu eigentlichen Geschäften untauglich war, aber völlig brauchbar und willig zu kleinen häuslichen Verrichtungen von mancherlei Art, und zu Zeiten selbst unterhaltend durch sein Gespräch, welches einen ziemlich ausgedehnten Gedankenkreis, und einen unerwartet beträchtlichen Grad von Beobachtungsgeist verrieth. Ich kann mir nicht als möglich denken, dass ein ähnlicher Geisteszustand auf eine frühere Ausbildung als Zerrüttung derselben folge. Man würde einen verkehrten Gebrauch der Reste von jener Bildung bemerken, dergleichen bei jenem nicht statt fand, indem er sich vollkommen dem Verhältnisse angemessen betrug, in welchem er sich einmal befand.

Eben diese Erfahrung hindert mich zu glauben, dass *Reil* das Rechte getroffen habe, indem er vorzüglich die Urtheilskraft als das Fehlende im Blödsinn bezeichnet. Dazu kommt die ohnehin fehlerhafte Absonderung der Seelenvermögen, auf welche der angeführte Schriftsteller sich gerade beim Blödsinn nur darum scheint eingelassen zu haben, um sich weiterhin vergebliche Mühe zu machen, das unrichtig Getrennte wieder zusammenzufügen.

Bedenken wir, dass jeden Menschen ohne Ausnahme seine

Digitized by Google

Geistesbewegungen *Zeit* kosten, so haben wir sogleich, jenseits der gewöhnlichen Mitte, auf der einen Seite das Genie, und zwar das universelle, wenn nicht nähere Bestimmungen hinzukommen, und auf der andern den Blödsinn, indem wir die Zeit sehr verkürzt oder verlängert denken. Das Genie erreicht bloss durch seine Schnelligkeit manche Combinationen, die dem gewöhnlichen Menschen nicht einfallen; und der sehr langsame Kopf lässt auch die leichtesten Bemerkungen aus, weil die Welt, die seinetwegen nicht langsamer geht, und die periodischen Bedürfnisse seines physischen Lebens, die der gewöhnlichen Regel folgen, ihm theils die Anlässe zum Denken zu schnell vorüber führen, theils ihn unterbrechen und verwirren, ihn beschämen und niederdrücken. Man bemerke nur die Verlegenheit und den Unmuth des Schülers, dem der Unterricht zu schnell geht; und ermesse alsdann den Taumel dessen, dem von Kindheit an *Alles* zu rasch vorüberfährt! Wird dieser Taumel etwas anderes sein als Blödsinn?

Der angegebene Umstand scheint mir wenigstens beim angebornen gelinden Blödsinn der wichtigste; und überdies ist der Gedanke, dass die Zeit, welche der psychologische Mechanismus verbraucht, durch den physiologischen Einfluss verlängert werde, so einfach und fruchtbar, dass er wohl verdienen möchte, zuerst und vorzugsweise, wenn auch nicht einzig und allein, bei näheren Untersuchungen dieses Gegenstandes erwogen zu werden.

§. 168.

Ich komme zuletzt zu dem eigentlichen Wahnsinn, der, wenn auch nicht immer, doch wohl in den meisten Fällen, durch eine fixe Idee bestimmt wird. Es liesse sich wohl auch das Gegentheil denken, nämlich ein unregelmässig abwechselnder Wahn, der darum noch nicht Narrheit wäre, indem jeder von den Hauptgedanken sich in derjenigen Ausbildung zeigte, welche die Vernunft nachahmt. Ich würde bestimmt behaupten, dass dergleichen Fälle vorkommen, wenn ich von einigen mir vorschwebenden Beispielen hinreichend genaue und ausführliche Nachrichten hätte. Im gemeinen Leben wenigstens kommen Menschen vor, die bald dieser bald jener Schimäre nachlaufen, und deren Thorheit, falls Krankheit des Leibes sie steigerte, in einen schweifenden Wahnsinn übergehn müsste. Auch er-

Digitized by Google

zählt *Pinel* * von einem Uhrmacher, der das *perpetuum mobile* erfinden wollte; hiedurch unmässig angestrengt, und überdies durch Revolutionsereignisse geschreckt, verfiel er in den Wahn, sein Kopf sei unter der Guillotine nebst andern gefallen, und er trage jetzt einen fremden, den man aus Verwechselung ihm aufgesetzt, da die Richter ihr Urtheil bereueten. Hier würde doppelter Wahnsinn entstanden sein, wenn nicht die Beschäftigung mit dem *perpetuum mobile*, welche im Irrenhause fortdauerte, der Belehrung durch Versuche und Erfahrung zugänglich geblieben wäre.

Verdient aber irgend eine Art der Geisteszerrüttung den Namen der Seelen-*Krankheit;* so ist es gewiss der Wahnsinn. Hier wirkt der psychologische Mechanismus, und oft nicht minder lebhaft und zusammenhängend wie beim Gesunden. Aber sein Bau ist verdorben; ein untaugliches Rad ist in die Maschine gekommen; dadurch wird ihr Effect ein Zerrbild von dem, was er sein sollte.

Wer seinen Lieblingsgedanken ohne Maass nachhängt, wer seine Phantasie ein Spiel treiben lässt, das heftige Empfindungen steigert, die man bändigen sollte, wer äusseren Eindrücken sich zu sehr entzieht, und die Bekanntschaft mit der Welt verliert; wer es vernachlässigt, das Gewagte seiner Vermuthungen, das Ungewisse seiner Hoffnungen, zuverlässigen Thatsachen gegenüber zu stellen; wer, anstatt Erkundigungen einzuziehn, anstatt Proben anzustellen, anstatt gründliche Wissenschaft zu studiren, lieber Meinungen ausbrütet, und diesen seine Stimmung Preis giebt: der gräbt sich selbst die Grube, in welche ein leichter Zufall, der das Nervensystem schwächt, ihn hinabstossen kann. Was ist leichter, als dass eine falsche Complication von Vorstellungen sich erzeuge, nachdem die gegenwirkenden Kräfte unthätig geworden sind, vollends indem eine physiologische Hemmung dazu tritt? Die Möglichkeit hievon wurde schon vorhin erwogen, da von der bestimmten Art des Wahns die Rede war, bei welcher der Kranke sich eine ihm fremde Persönlichkeit zueignet. Die unvermeidlichen Folgen aber liegen am Tage. Wer nur nicht an die Seelenvermögen glaubt, wer z. B. nicht meint, der ganze Verstand müsse krank sein um eines falschen Begriffes, die ganze

* a. a. O. S. 66.

Digitized by Google

Urtheilskraft um eines unrichtigen Urtheils willen, das ganze Gedächtniss müsse fehlen, wo eine gewisse Reproductionsfolge in ihrer Wirkung gehemmt ist, — der sieht sogleich ein, dass die Krankheit ursprünglich in einer bestimmten Vorstellungsmasse, und in einer bestimmten falschen Verknüpfung gewisser Vorstellungen ihren Sitz hat; dass sie sich verbreitet, indem diese Masse allmälig mehrere andre nach sich bildet; dass sie um so mehr um sich greift, je mehr die Stimmung der Gefühle, die sie erregt, in den vorhandenen Körpergefühlen wurzelt, und je mehr hiedurch andre Vorstellungsmassen aus dem Bewusstsein zurückgehalten werden; endlich dass sie geheilt wird, indem die Körpergefühle weggeräumt, die Vorstellungsmassen in ihren falschen Bewegungen nachdrücklich gehemmt, und durch die Sinne ganze Vorräthe von neuen Wahrnehmungen herbeigeführt werden.

Jener Uhrmacher wurde geheilt, nachdem man ihm zu arbeiten gegeben, für seinen Körper gehörig gesorgt, und nun eine *andre*, seiner falschen Vorstellungsreihe verwandte, durch einen derben Spott so getroffen hatte, dass er zuerst den secundären Irrthum einsah, dann den primitiven allmälig im Stillen berichtigte, und kein Wort mehr darüber fallen liess *. Es ist bekannt genug, dass auf ganz ähnliche Weise eingewurzelte Vorurtheile am besten anzugreifen sind. Immer wird es darauf ankommen, in dem psychologischen Mechanismus eine Stelle zu finden, wo er nachgiebig ist, diese stark zu afficiren, zuvor aber die Gesundheit des Leibes und die Heiterkeit des Gemüths so weit herzustellen, dass die, dem Vorstellungskreise ertheilte neue Bewegung nicht gehindert werde, fortzuwirken bis zur fehlerhaften Stelle, und dort die nöthige Umwandlung zu veranlassen.

Im allgemeinen rühmt man die gute Wirkung der Arbeit, und des vesten, obgleich nicht harten Betragens gegen die Wahnsinnigen. Und wer sieht nicht, dass eins und das andre zu den trefflichsten Mitteln gehört, einen fehlerhaften Gang des Vorstellens zu hemmen, gewissen herrschenden und richtigen Vorstellungen das Uebergewicht zu verschaffen, daneben dem Leibe sein Wohlsein und der Seele ihre Herrschaft über den Leib recht lebhaft fühlbar zu machen. —

* *Pinel* a. a. O.

Es giebt noch andre bekannte Zustände der Seele, in denen sie dem Leibe auffallend unterworfen ist, wie das Delirium im Fieber, das Nachtwandeln, der sogenannte magnetische Schlaf, (wofür ein besserer Name vorhanden sein sollte, um die so unsäglich gemissbrauchte Analogie mit dem Magneten einmal wieder in ihre Grenzen zurückführen zu können,) ferner der Schwindel, der Rausch, der Starrkrampf u. s. w. Ueberdies kommen noch die physiologischen Wirkungen der Gefühle und Leidenschaften, wegen der damit verbundenen Rückwirkungen auf die Seele, — es kommt die Abhängigkeit des Temperaments von dem Leibe, und so Manches Andre in Betracht, was hier ganz übergangen ist. Meine Absicht in diesem Capitel, das als ein leicht hingeworfener Anhang zu den früheren Untersuchungen dieses Buches zu betrachten ist, konnte nur sein, zu zeigen, wie das Physiologische, was von der Psychologie nicht zu trennen ist, mit den hier aufgestellten Principien der letzteren in Verbindung gesetzt, durch einige der auffallendsten Erscheinungen könne verfolgt werden.

Schluss.

Darüber wird sich leicht Jeder einverstanden erklären, dass ein lebendigeres und besser gelingendes Studium der Psychologie nicht anders als von den gedeihlichsten Folgen sein könnte für alle Wissenschaften. Auch das wird man hier einräumen, dass diese Betrachtung sich müsse unter zwei Gesichtspuncte fassen lassen, indem theils das Aufhören der bisherigen schädlichen Folgen unrichtiger Psychologie, anderntheils der positive Gewinn aus Verbesserungen dieser Wissenschaft in Anschlag kommen kann.

Aber welches sind die bisherigen übeln Einwirkungen der Psychologie auf die andern Studien? Ich versuche sie kurz anzugeben.

Die Psychologie wirkte falsch auf die Logik, indem sie, derselben sich beimischend, ihr das Ansehn einer Erzählung gab, wie es im menschlichen Denken zugehe, anstatt einer Regel, wie es zugehn solle, und einer Grundlage der Kritik, wenn es nicht also zugegangen war. Vom Mechanismus des menschlichen Denkens, der eben so gut die Ursachen der Irrthümer als der Einsichten in sich fasst, weiss die Logik nicht das Geringste. Bildet sie sich ein solches Wissen ein: so belastet sie

hinwiederum die Psychologie mit Fehlern, wie es unter andern dort geschah, wo man die logischen Vorschriften zur Abstraction und Determination in ein vermeintes Abstractionsvermögen übersetzte, und hiemit die Untersuchung über den Ursprung und die allmälige Ausbildung der allgemeinen Begriffe verdarb. (Zu vergleichen §. 119 bis 122, und §. 147.)

Die Psychologie wirkte falsch auf die Moral, indem sie auch diese verleitete, die Frage nach dem Sollen zu verwechseln mit der nach dem Können. Als man von Sympathie und vom Geselligkeitstriebe redete, um aus dergleichen natürlichen Neigungen der menschlichen Natur darzuthun, wie geschickt der Mensch sei, und wie angenehm es ihm werden müsse, wenn er nur einmal versuchen wollte, als ein guter Bürger und als ein redlicher Freund zu leben: da befand man sich ganz in dem angezeigten Irrthum, und die Auctorität der Moral gerieth in Gefahr, indem aus psychologischen Gründen sich eben so vortrefflich entwickeln liess, der Mensch sei ungeschickt zum Guten, er sei unaufgelegt für das Recht, im natürlichen Kampfe mit aller Welt, zur Arglist und Tücke geboren. Kam man von beiden Seiten her in einer friedlichen Mitte zusammen, so musste die Moral eben so gefällig werden, als die sich versöhnenden Psychologen; sie konnte nur in so weit gelten, als sie dem Menschen *natürlich* schien, und das war nicht gar weit! — Als aber *Kant* sich gegen diese Verkehrtheit erhob, fing er allerdings sein Philosophiren zum zweitenmale von vorn an, indem er bei seinem kategorischen Imperative gar nicht nach irgend welchen *theoretischen Gründen* fragte. Und so war es recht; doch bog er sogleich wieder aus dem Geleise, indem er nicht bloss bei der Logik (bei der *Allgemeinheit* des Gesetzes) nach dem Inhalte des ersten Princips suchte, nicht bloss blindlings annahm, die praktische Philosophie müsse von *Geboten* ursprünglich beginnen, sondern auch sogleich auf die Angabe eines *Seelenvermögens* ausging, welches geschickt sein sollte, das moralische Gebot ins Werk zu richten. So kam seine transscendentale Freiheit zum Vorschein. Wer täuschte ihn hier, wenn nicht die falsche Psychologie, an deren verborgenen Qualitäten, die Seelenvermögen, er einmal gewöhnt war? Und was war die Folge? Man sieht sie in *Fichte's* Sittenlehre. Die Formel des kategorischen Imperativs veraltete bald; aber die transscendentale Freiheit blieb; und die Sittenlehre verwandelte

Digitized by Google

sich in eine *Historie* von den Aeusserungen dieser Freiheit. So verlor diese Wissenschaft ganz und gar die ihr gebührende Gestalt; und *Fichte's* Sittenlehre ist, gerade wie *Spinoza's* Ethik, zwar in mancher andern Absicht ein sehr schätzbares Werk, aber zugleich ein Muster, wie man eine Sittenlehre *nicht* schreiben solle. Denn sie ist von vorn herein ein theoretisches, und eben darum kein praktisches Werk.

Die Psychologie wirkte falsch auf die Metaphysik. Dies ist nun vollends eine Wirkung im Grossen, die man sogleich gewahr wird, wenn man die ganze neuere Philosophie mit jener alten bis auf Aristoteles vergleicht. Die späteren Zeiten ergaben sich grossentheils der Einbildung, etwas recht Vortreffliches und Verdienstliches zu unternehmen, wenn sie die Philosophie gewaltsam in die Wohnungen der Menschen einklemmten, wenn sie überall den Menschen zum Mittelpuncte der Untersuchungen und Bestrebungen machten. So wurden jene Aufschwünge des menschlichen Geistes vor Aristoteles vergessen; man begriff nicht mehr, was diejenigen getrieben hatten, die zuerst metaphysische Forschungen begannen, man entfernte sich von der wahren Metaphysik, der jene schon nahe gekommen waren, darum, weil man die ganze Aufgabe dieser Wissenschaft, die ungereimten Erfahrungsbegriffe zu berichtigen, aus den Augen verlor. Statt dessen glaubte man, von der Seele, oder doch von dem Gemüthe, oder mindestens doch von dem Bewusstsein und den darin arbeitenden Vermögen, oder doch endlich zum allerwenigsten von dem *Ich* eine Theorie aufstellen zu können. Man merkte nicht, dass man hier gerade mit denselben Schwierigkeiten, nur in einem speciellen und eben darum noch mehr verwickelten Falle, belastet war, die schon die Alten *genöthigt* hatten, Auswege aus dem Erfahrungskreise zu suchen, und sich in einer Welt von Noumenen anzubauen. Freilich aber konnte des seichten Geredes, woran sich ein grösseres Publicum zu erfreuen pflegt, über die Thatsachen des Bewusstseins genug geführt werden. Und seitdem dieses Philosophie hiess, galten natürlich *Platon's* Ideen und das Eine der Eleaten für Träume, die erst wieder zu Ehren kamen, als man sie durch die, leider nur zu sehr entstellenden Brillen des *Spinoza* zu betrachten anfing!

Die Psychologie wirkte falsch auf die Pädagogik. Dieser drang sie ihre Seelenvermögen, und damit das sinnlose Problem

Digitized by Google

auf, die einzelnen Vermögen sowohl als deren Gesammtheit zu stärken und mit allerlei Fertigkeiten auszurüsten. So ungefähr wie man die Gliedmaassen, die Muskeln des Leibes, durch Uebung stärkt, weil der Reiz zur Entwickelung des organischen Baues wirkt. Nun erschien die menschliche Seele unter dem Bilde einer Zwiebel, die unter allerlei Hüllen ihre schon organisirte Blume versteckt hält, und nur auf Nahrung wartet, um sich auszustrecken, und ihr Verborgenes zu entfalten. Demnach sollte nun auch der Seele Nahrung zugeführt werden, damit sie sich entwickele; es sollten die Seelenvermögen durch allerlei Gymnastik aufgeregt werden. Nimmt man diese Ausdrücke für Gleichnisse, so heisst es von ihnen, *omne simile claudicat*; nimmt man sie gar für ernsthafte Angaben dessen, was der Erzieher zu besorgen habe, so muss der Leser aus den Untersuchungen dieses Buches wissen, wie gänzlich untauglich sie sind. Nur Einen Punct hebe ich hervor: das Wichtigste der Erziehung ist die sittliche Bildung; wer aber kann diese übernehmen, wenn er sich einbildet, in der Seele stecke schon ein organischer Bau, der, so wie er einmal beschaffen sei, sich entwickeln müsse, weil etwas anderes aus dieser Seele machen zu wollen, eben so thörigt sei, als aus einer Tulpenzwiebel eine Hyacinthe hervorziehen zu wollen? Wie nun, wenn unser Zögling die Organisation eines Spitzbuben in sich trägt? — Hier hilft man sich mit der Freiheit; wieder ohne zu überlegen, dass die Freiheit gerade von nichts anderem als von Causalverhältnissen frei sein muss, wenn sie überall existirt; und dass alsdann die nicht geringere Thorheit an den Tag kommt, eine Causalität durch Erziehung da ausüben zu wollen, wo gar keine Causalität möglich ist. — Was ist die Folge von dem allen? Dass philosophirende Köpfe, wenn die falsche Psychologie bei ihnen einheimisch ist, gerade die Hauptsache, die sittliche Bildung, mit misstrauischen Augen ansehn; dass sie den Muth nicht haben, diesen Gedanken ernstlich zu fassen. Diese Hauptsache aber hinweggenommen, lässt nur einige unbestimmte Gedanken übrig, von Cultur des Gedächtnisses, der Phantasie, des Verstandes u. s. w., die zu gar nichts dienen, als dem rohen Empirismus und der Routine, welche am Ende die Stelle der wissenschaftlichen Pädagogik vertreten, einige Lappen umzuhängen, die deren Blösse minder sichtbar machen.

Die Psychologie trennte sich von Politik und Geschichte, mit

Digitized by Google

welchen Wissenschaften sie hätte innig verbunden sein sollen. Man schrieb Lehren vom Verstande und der Vernunft, als von Vermögen, die *in jeder Menschenseele*, bei wilden Stämmen wie bei den cultivirtesten Nationen, auf gleiche Weise sich ursprünglich befänden, und die nur geweckt zu werden brauchten, um thätig zu sein. Man überlegte nicht, was ein *schlafendes Vermögen* sein möge, noch was das *Wecken* desselben bedeuten solle, — ob sich mit diesen Worten überall ein Sinn verbinden lasse; und ob der vermeinte Sinn sich in der Geschichte der Ausbildung des Menschengeschlechts wiedererkennen lasse, ohne zuerst als ein Vorurtheil in dieselbe hineingetragen zu sein. Man ahnete nicht, wie wenig Verstand und Vernunft in der Welt sein würde, wenn nicht *unter Verhältnissen der Gesellschaft* eins und das andre *erzeugt*, und durch Tradition fortgepflanzt, ja *für jede Vorstellungsmasse insbesondere erzeugt* und fortgepflanzt würde. Fand sich bei wilden Völkern ein starker, aber auf die Verschaffung der ersten Lebens- und Kriegsbedürfnisse beschränkter Verstand? Dieser Verstand musste einseitig gebildet sein; wie aber bei dem vermeinten *organischen* Baue des Menschengeistes sich die *einseitige* Bildung denken lasse, vollends wie es möglich sei, dass von einem *ganzen* und *vollständigen* angebornen Verstande neun und neunzig Hunderttheile im tiefen Schlafe liegen, und Ein Hunderttheil dabei ganz ordentlich wachen könne, das wurde nicht bedacht. Das Schreiende dieser Ungereimtheiten hätte die wahre Psychologie aus dem Schoosse der Geschichte hervorrufen müssen, wären die Köpfe nicht voll von Vorurtheilen gewesen. Fand sich bei verschiedenen gebildeten Völkern ein ganz verschiedener Stempel der Phantasie, der Sitten und der Gesetzgebung? Man suchte dies, wie billig, aus den Lebensumständen und den Schicksalen der Nationen zu erklären. Aber dennoch war in der Psychologie immer nur die Rede von *einerlei* Einbildungs- und Urtheils*kraft*, in der Meinung, dass diese Dinge in der ganzen Welt und zu allen Zeiten die nämlichen, angeborenen Vermögen wären. — Was Wunder, wenn mit einer solchen Psychologie die Politik nichts anfangen konnte? *Aus* der Psychologie erklärte sich ja gar nichts, die falsche Theorie stand von den Thatsachen getrennt, und der Zusammenhang der letzteren unter einander liess sich durch jene nicht begreifen. Wenn in müssigen Stunden psychologische Reflexionen ange-

Digitized by Google

stellt wurden, die der Geschichte nachschlichen, so brachten diese nichts weiter zu Tage, als einen Kitt, den man in die gähnende Spalte zwischen Theorie und Empirie hineinstrich, um sie weniger sichtbar zu machen.

Die Psychologie behielt keine Aehnlichkeit mit der Naturwissenschaft, deren rascher Gang die träge Schwester gänzlich hinter sich zurückliess. Der traurigste Contrast zwischen der Gesetzmässigkeit der Körperwelt, und der scheinbaren Gesetzlosigkeit der Geistesvermögen, die nach Lust und Laune zu wirken schienen, wann und wieviel ihnen eben beliebte, wurde mit jeder Entdeckung der Physiker, mit jeder Berechnung der Astronomen stärker und auffallender. So blieben diejenigen zurück, die da meinten, *von* dem Menschen und *für* den Menschen zu philosophiren; so blieben sie zurück hinter jenen, die den Himmel nicht zu hoch fanden, weil sie ihn mit ihren *Beobachtungen* erreichen, und seine Ereignisse durch *Rechnungen* verfolgen konnten. — Man schwärmte endlich von der Freiheit, gerade da die bürgerliche Selbstständigkeit verloren ging; es ist Zeit, die Begriffe über Freiheit und Natur des menschlichen Geistes zu berichtigen, damit man der geretteten Nationalität sich zu bedienen wisse. Aber es scheint leider! man werde zuvor noch manche alte Sünden abzubüssen, ältere und neuere Irrthümer abzuschwören haben!

Wenn ein Schriftsteller seine Hoffnung, oder nur seinen Wunsch äussert, dass grosse Uebel in grosser Anzahl verschwinden möchten durch Verbesserung eines einzigen Hauptpunctes; ja wenn er selbst zu dieser Verbesserung einen Beitrag zu liefern versucht: dann ist man im Publicum meistens sehr eilig, ihm Schwärmerei und Anmaassung vorzuwerfen. Wiewohl sich nun das ertragen lässt, schon für das Bewusstsein, mit redlichem Willen gearbeitet zu haben: so ist es doch gut, ausdrücklich die geäusserten Hoffnungen mit ihren Grenzbestimmungen zu versehen; und hierzu bietet sich die Gelegenheit, indem wir jetzt zu Betrachtungen des positiven Gewinns übergehen, der von Verbesserung der Psychologie zu erwarten steht.

Zuvörderst, der Gedanke, dass die Psychologie es in genauen Erklärungen der Thatsachen jemals der Naturwissenschaft gleich thue, liegt in weiter Ferne, er gehört zu den Dingen, von denen man nicht viel reden muss, weil man nicht weiss, was die Zu-

Digitized by Google

kunft noch leisten möge. So viel ist offenbar, dass die Psychologie mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, die gross sind, wegen des Mangels an Genauigkeit in den Beobachtungen. In wiefern sie diesen durch die Menge derselben ersetzen könne, lässt sich nicht voraussehen; aber die Ermunterung für die Forscher ist hier geringer, weil sie sich müssen gefallen lassen, gleichsam im Dunkeln zu arbeiten, indem die *unmittelbare, präcise* Vergleichung zwischen dem synthetischen Theile der Theorie und der Beobachtung nur selten möglich sein wird. Und gehört schon dazu eine eigne Geistesrichtung, so ist noch überdies eine eigne Vorbildung erforderlich. Niemand wird die Psychologie vest anfassen, dessen allgemeine Metaphysik noch im Schwanken begriffen ist.

Ferner, eine nähere Verbindung zwischen der Psychologie auf der einen, der Politik und Geschichte auf der andern Seite, wird nur sehr allmälig erfolgen können. Nicht nur bedarf es hierbei der Vereinigung mannigfaltiger Kenntnisse und Einsichten: sondern die Psychologie wird auch erst grosse Fortschritte machen müssen, ehe das Innere des Menschengeistes durchsichtig genug werden kann, um mehr als solche Reflexionen, die nur die ganz empirische Menschenkunde voraussetzen, dem Historiker zu gestatten. Indessen mag doch schon diejenige Freiheit der Betrachtung, welche aus der Hinwegräumung der falschen Psychologie entspringt, mit Gewinn an Aufschlüssen verbunden sein. Jedem Gelehrten, also auch jedem Historiker, pflegt Etwas anzukleben von den Irrthümern der philosophischen Schulen, die zur Zeit seiner Bildung die herrschenden waren. Noch mehr! Ich müsste mich sehr irren, oder die empirische Menschenkunde kluger Köpfe, die vielleicht alle Philosophie hassen und sich aufs sorgfältigste an reine Erfahrung halten, ist allemal beladen mit Vorurtheilen, theils ihrer individuellen Stimmung, theils ihres Standes, ihres Orts und ihrer Geschäfte. Wie sollte es anders sein? Der Mensch beurtheilt Andre nach sich; denn unmittelbar kann er nun einmal in die Gemüther der Andern nicht hineinschauen. Je mehr er das Gegengewicht verschmäht, welches die allgemeinen Theorien wider die Zufälligkeit der individuellen Ansichten darbieten, desto mehr muss er nothwendig den letztern sich preisgeben, oder er würde mit der ganz bedeutungslosen Oberfläche der Erscheinungen in der Menschenwelt sich be-

Digitized by Google

gnügen müssen, welches unter den Historikern höchstens der Chronikenschreiber thut. Daher kann die Maxime des blossen, gar nicht philosophirenden, Empirismus nicht anders als dem Historiker Nachtheil bringen. Und wenn er denn durchaus einiger Hülfe von Seiten der Theorie bedarf, um der Beschränktheit seiner Individualität nur erst inne zu werden, so ist nun keine Frage, dass ihm hier eine wahre Psychologie, selbst eine noch sehr unvollendete, bessere Dienste leisten wird, als eine falsche, die so leicht *ein* Vorurtheil an die Stelle des andern setzt.

Deutlicher schon werden die Vortheile einer verbesserten Psychologie, indem wir auf die Pädagogik zurückkommen. Zwar bin ich sehr weit entfernt, irgend welche Theile der Erziehungspraxis *im Detail* nach psychologischen Grundsätzen allein bestimmen zu wollen. Das Detail hängt immer, unmittelbar und zunächst, grossen Theils von Beobachtung, Versuch und Uebung ab. Der Erzieher muss Gewandtheit besitzen, um sich nach dem Augenblick richten und schicken zu können, er darf sich überall keiner ganz bindenden Vorschrift hingeben. Aber er muss doch im voraus überlegt haben, was er vornehmen wolle. Er muss einen Plan *mitbringen;* und er muss *verstehen,* zu beobachten. Nun hängt zwar der pädagogische Plan ursprünglich ab von der Vestsetzung des Zwecks der Erziehung; und diese von der praktischen Philosophie. Allein sobald man dem Werke auch nur in Gedanken näher treten will, ist es unvermeidlich, zur Psychologie sich zu wenden. In denjenigen pädagogischen Werken, welche hierbei die Abtheilung der Seelenvermögen verfolgen, wird man bemerken, wie ihre Vorschriften, auch die vortrefflichsten, in einer gewissen Breite aus einander fliessen; so dass nach allen Einzelnheiten immer noch die Bürgschaft für das Gelingen des ganzen Geschäfts vermisst wird. Es kann nicht anders sein. Erscheint einmal der menschliche Geist als ein Aggregat von Seelenvermögen, so muss die Lehre von der Bildung desselben auch ein Aggregat von Rücksichten, von Bedenklichkeiten und Warnungen, von Rathschlägen allerlei Art werden; bei denen man fürchtet, eins über dem andern zu vergessen oder zu verletzen, und nirgends solche Stützen findet, auf die man sich mit einiger Zuversicht lehnen könnte.

Welches ist denn aber der wahre Mittelpunct, von wo aus die Pädagogik kann überschauet werden? Es ist *der Begriff*

Digitized by Google

des sittlichen Charakters, nach seinen psychologischen Bedingungen erwogen. Die Psychologie für sich allein würde auf diesen Begriff niemals kommen, ausser in wiefern der sittliche Charakter, der sich selten einmal deutlich und stark ausgeprägt in der Erfahrung findet, für sie ein Phänomen ist, wie die andern alle. Daher muss man sich die Betrachtung des sittlichen Charakters in psychologischer Hinsicht erleichtern durch die vorbereitende Erwägung eines sehr allgemeinen Phänomens, des Charakters überhaupt. Denn dahin bringt der psychologische Mechanismus die Mehrzahl der Menschen, dass gewisse Hauptbestrebungen sich bei ihnen bevestigen, und dass die schwächeren vor jenen, als den stärkeren, zurückweichen. Der Hauptbestrebungen können jedoch mehrere sein, die in *verschiedenen* Vorstellungsmassen ihren Sitz haben, und die entweder zusammen oder wider einander wirken; ein äusserst wichtiger Gegenstand für die Erziehung, und besonders darum, weil sie *sittliche Erziehung* seyn soll. Denn gewöhnlich hat der Mensch für das Sittliche gewisse eigne Vorstellungsmassen, die sich bei ihm ausbilden, indem er sich selbst zum Gegenstande seiner Beobachtung und Kritik macht. Nun hängt aber der Charakter von *allen* stärkern Vorstellungsmassen und den in ihnen begründeten Bestrebungen zusammengenommen ab. Daher darf keine solche Masse der Sorgfalt des Erziehers entgehn. Diejenigen, welche ohne sein Zuthun entstanden, muss er bearbeiten, aber besonders muss er bemüht sein, möglichst starke und planmässig erzeugte Vorstellungsmassen selbst in das Gemüth seines Zöglings zu bringen; von solcher Beschaffenheit, dass sich in ihnen nach dem psychologischen Mechanismus Bestrebungen entwickeln, die entweder selbst von sittlicher Art sind, oder doch dem Sittlichen in der Ausführung zu Hülfe kommen. Hierzu findet sich die wichtigste und schönste Gelegenheit im Unterrichte; so dass auf diese Weise die Unterrichtslehre mit der von der Zucht sehr genau zusammenhängt. Es ist sogar bequem für die Darstellung der Pädagogik, die Unterrichtslehre voranzustellen, und die unmittelbaren Rücksichten auf die Charakterbildung nachfolgen zu lassen. Denn die Verwickelung der letzteren wird zu gross und zu schwer zu überschauen, wenn man nicht hierbei aus der Unterrichtslehre manches als bekannt voraussetzen kann. Nur wird es alsdann nothwendig, in der Begründung der Vorschriften zum

Digitized by Google

Unterrichte einiges noch zu verschweigen, was erst durch die Beziehung auf die sittliche Bildung sein volles Licht erhalten soll.

Nach diesen kurzen Erläuterungen werden vielleicht einige Leser sich leichter in den Plan meiner allgemeinen Pädagogik finden, von dem mir bekannt ist, dass er nicht bloss öffentlichen Gegnern, sondern auch andern Personen, hauptsächlich freilich aus Unbekanntschaft mit meinen psychologischen und ethischen Grundsätzen, dunkel geblieben war. Für die Uebertreibung, als sollte oder könnte der Zögling ganz und gar ein Geschöpf des Erziehers werden, — während die menschliche Seele, streng genommen, sogar jede einfache Empfindung aus sich selbst erzeugt, und überdies die Erfahrung, die Familie, und der Staat, unaufhörlich den Menschen miterzieht, endlich der *Werth* des Menschen schlechterdings nur von der Frage abhängt, *was* er ist, und nicht im Geringsten von der andern Frage, *wie* er es wurde; — für jene Uebertreibung mögen diejenigen, von denen sie herrührt, sich selber gebührend zur Rechenschaft ziehn.

Am wichtigsten endlich ist der Einfluss, welchen von einer besseren Psychologie das gesammte philosophische Studium zu erwarten hat.

Hier kommt es nicht darauf an, neue psychologische Principien denjenigen Disciplinen unterzulegen, die bisher gewohnt waren, sich bei der Psychologie Rath zu holen. Dadurch würde man nur auf andre Weise den alten Fehler erneuern. Gerade die einzige Naturphilosophie, oder Kosmologie, die sich am wenigsten um Psychologie bekümmert, ja gar in den neuesten Zeiten Miene gemacht hat, dieselbe unter ihre Oberaufsicht stellen zu wollen, *sie allein* bedarf, den Begriff der innern Bildung einfacher Wesen *vorzufinden*, den ihr die menschliche Seele in dem einzigen, unserer Kenntniss zugänglichen Beispiele darbietet. Die andern philosophischen Wissenschaften, Logik, Ethik, allgemeine Metaphysik, haben Befreiung nöthig von der Vormundschaft, unter der sie widerrechtlich gehalten wurden. Ihnen wird es nützlich werden, wenn auch nur die Seelenlehre *als ein streitiger Gegenstand* ausser Stand gesetzt wird, auf sie einzuwirken. Sie werden sich alsdann ihrer eignen Kräfte erinnern; jede wird, wie sie füglich kann, sich selbstständig hervorarbeiten. Und in dieser Hinsicht mögen immerhin die psychologischen Meinungen sich theilen, ja

Digitized by Google

man mag immerhin Klage führen über die Verwirrung die daraus entspringe. Die Ordnung kann sich von jenen andern Puncten her wieder einfinden; denn Logik, Ethik, und allgemeine Metaphysik haben eigenthümliche Principien; und jeder von ihnen ist eine eigne und besondre Art angemessen diese Principien zu behandeln. Und wenn jede nach ihrer Weise ihre Schuldigkeit erfüllt, dann gerade werden auch die physiologischen Streitigkeiten am leichtesten zur rechten Entscheidung gelangen.

Allein wir dürfen nicht vergessen, dass es mit der Ausbildung der Wissenschaften auch auf dem Wege eines psychologischen Mechanismus einhergeht. Die Wirkung einer Wissenschaft auf die andern richtet sich bei weitem nicht bloss darnach, ob ausdrücklich aus jener Principien und Lehnsätze für diese entnommen werden. Sondern es giebt einen geheimen, einen unwillkürlichen Einfluss der Rücksichten, die man im Stillen sich zu nehmen gezwungen fühlt. Manche sind so sehr an die Seelenvermögen gewöhnt, dass diese Undinge, obgleich an sich ohne alle Realität, doch gleich realen Kräften wirken, indem sie als Vortheile und Meinungen in jenen Köpfen eine starke Herrschaft ausüben. Viele Personen können gar nicht anders denken, als indem sie sich daran lehnen; sie können es eben so wenig, als sie zu unterlassen vermögen ihr Denken durch die Worte der Muttersprache im Stillen zu begleiten. Hier würde es nichts helfen, zu protestiren gegen die unerlaubte Einmischung; die falsche Gedankenverbindung würde dennoch in aller Kraft fortwirken. Eine andre Theorie allein, die den Platz für sich in Anspruch nimmt, welchen der Irrthum usurpirte, diese kann Hülfe schaffen. Nämlich für den, der aufrichtig die Wahrheit verehrt; und bereit ist, sich auf Verbesserung seiner Einsichten einzulassen. Ein solcher wolle ja nicht vorschnell seine bisherige Vorstellungsart aufgeben, und eine neue dafür eintauschen. Er wolle nur erst von der neuen Ansicht Kunde nehmen, und sie sich als eine andre mögliche Denkart gefallen lassen. Dadurch wird er den grossen Gewinn erreichen, allmälig freier zu werden von dem Zwange der Vorurtheile, die ihn bisher beherrschten. In dem Maasse, wie durch sorgfältiges Studium der ihm entgegenstehenden neuen Lehre diese Freiheit wächst, wird er fähig werden die Prüfung sowohl des Alten als des Neuen zu beginnen. Und in dem Maasse der Thätigkeit seines eignen Denkens wird er

Digitized by Google

nun mit sich überlegen, ob etwan beiderlei Theorien sich nur gegenseitig die Blössen aufdecken? so dass eine dritte die wahre sein müsse? Oder ob wirklich überzeugende Gründe auf einer von beiden Seiten vorhanden seien? — Wenn nun auch das Endurtheil hierüber noch schwankt und schwebt: so ist dennoch eine solche Zeit, während welcher neue Gedanken auch nur als mögliche Vorstellungsarten die Gemüther beschäftigen, eine Zeit vermehrter Thätigkeit und schärferer Prüfung für alle jene Wissenschaften, die man jemals mit dem in Untersuchung stehenden Gegenstande in Verbindung zu denken gewohnt war. Auch für diese erheben sich neue Versuche, und es entdecken sich bisher übersehene Hülfsmittel.

Angenommen endlich, was zu betheuern so unschicklich als unnütz wäre, dass die in diesem Buche vorgetragenen Grundsätze Wahrheit enthalten, so steht zu hoffen, erstlich, dass diese Wahrheit ihre Unbiegsamkeit einen Jeden werde fühlen lassen, der sie wider ihre Natur würde behandeln wollen; zweitens, dass mancher Irrthum daran scheitern werde, theils von den vorhandenen, theils von den im Entstehen begriffenen. Die Kenntniss des psychologischen Mechanismus lässt uns den Standpunct begreifen, von wo aus wir die Dinge in der Welt betrachten; sie leistet gerade das, was jene an der unrechten Stelle suchten, die aus gewissen ursprünglichen Schranken des Erkenntnissvermögens die Bedingungen des menschlichen Wissens einzusehen gedachten. Nun beruhet zwar die Metaphysik nicht auf der Psychologie; aber sie findet darin ihre Bestätigung, gleichsam ihre Rechnungsprobe; dergleichen für die Vestigkeit der Ueberzeugung oft nicht minder wichtig ist, als die Principien selbst. Und auch für diejenigen, denen die psychologischen Resultate früher bekannt werden, als sie zu einer vollständigen Einsicht in den Zusammenhang derselben mit den metaphysischen Gründen durchdringen, ist ein Hülfsmittel vorhanden, wornach sie sich orientiren, wodurch sie vorläufig einmal *wahre Meinungen* fassen können, eine oft sehr nützliche Vorbereitung zum gründlichen Wissen. Denn, wie sehr es auch die Eigenliebe kränken mag, die Welt wird weit mehr durch die Meinung regiert, als durch die Einsicht*;

*) Es hat Leute gegeben, die nicht laut genug ausrufen konnten: die Welt werde durch Ideen regiert. Sie benahmen sich dabei ungefähr so

Digitized by Google

und diejenige Welt, von der ich hier rede, ist keine andre, als das deutsche philosophirende Publicum. Dieses hat das Unglück gehabt, in den letzten Decennien weit von der Wahrheit abzukommen; ungefähr in demselben Verhältniss weiter, als es an kecken Phantasien mehr Geschmack fand, und sich vom methodischen Denken mehr entwöhnte. Die einzige Bedingung, unter der ihm kann geholfen werden, ist, dass zuerst sein Meinungskreis eine fühlbare Veränderung erfahre; und, da noch immer, es werde nun eingestanden oder nicht, vermöge der gesammten Hauptrichtung aller neuern Philosophie, die Seelenlehre den eigentlichen Mittelpunct dieses Meinungskreises ausmacht, so kann auch noch am ersten von diesem Puncte aus die Veränderung beginnen, wenn schon derselbe im wissenschaftlichen Zusammenhange kein Anfangspunct ist. Damit ist nicht gesagt, dass die Verbesserung gewiss, dass sie wohl gar *bald* erfolgen werde. Der gute Wille, der entgegen kommen muss, findet sich zuweilen erst mit der Zeit; zuweilen gar nicht. Man hat wohl von Erfindungen gehört, die in Deutschland gemacht, und vergessen waren; nachmals aber vom Auslande hereingeholt wurden; welches denn einigen fleissigen Literatoren Gelegenheit gab, in veralteten Büchern die vergessene Spur, und damit einen neuen Beweis aufzufinden, dass ein gedeihliches Zusammenwirken der Kräfte zu Einem Zweck nirgends in der Welt weniger darf erwartet werden, als in dem auf alle Weise gespaltenen Deutschland. Soll es nun mit Gegenständen des philosophirenden Denkens eben so gehn: so wird es freilich lange währen, ehe für die einheimische Nachlässigkeit Ersatz vom Auslande ankommt; denn bekanntlich philosophirt man heut zu Tage in den übrigen Ländern der Erde wo möglich noch weniger und noch schlechter als in unserm Vaterlande.

Allein wir Deutschen sind im Begriff, so manches Grössere zu bessern, oder herzustellen, dass auch in wissenschaftlichen Dingen der Schluss von den verflossenen Zeiten auf die folgenden nicht einmal wahrscheinlich ist. Ich wage demnach auf die Möglichkeit zu hoffen, dass aus meinen sorgfältigen und

---

klug, wie Einer, der seine Träume erzählt, während verschiedene Personen umherstehn, die abergläubig genug sind, sich die Vision jeder nach seinem Interesse auszulegen.

Digitized by Google

langjährigen Untersuchungen das Publicum einigen Stoff zu wahren Meinungen herausfinde; und dass irgend einmal diese wahren Meinungen auch bei gründlicher Prüfung in wirkliche Einsichten übergehn werden.

Es ist auch möglich, dass diese in der That sehr eingeschränkten Erwartungen übertroffen, ja dass sie weit übertroffen werden. Entweder indem ein glücklicher Eifer sich der von mir dargebotenen Anfänge bemeistert, und schnell aus ihnen ein wissenschaftliches Ganzes schafft. Oder indem ein grösserer Geist erscheint, und ungeahnete Belehrungen mittheilt, wodurch eine neue Bahn eröffnet wird. Lange habe ich in frühern Jahren nach einer solchen Erscheinung ausgesehen; und erst spät den Gedanken ertragen gelernt, dass ich meinen eigenen Versuchen überlassen sei. Worauf ich lange vergebens geharret, das ist darum nicht unmöglich geworden. Früh oder spät findet vielleicht die Psychologie ihren *Newton.* Ihm gebührt es alsdann, den Einfluss dieser Wissenschaft auf die andern nicht bloss in Worten auszudrücken, sondern durch die That vor Augen zu stellen.

Zusatz: Ein Kritiker hat gemeint, der erste Theil dieses Werks gebe eine Grundlegung ohne allen Grund; *weil der Verfasser seinen eignen Grundsatz, auf den er Alles baue, selbst gleich von vorne herein für falsch erkläre.* — Die Antwort ist:

Statt *Grundsatz* lies *Grundbegriff*, (der mit Wahrheit und Falschheit der Sätze und Urtheile Nichts gemein hat;) und

statt *für falsch erklären* lies: *für ein Phänomen erkennen, das kein Reales sein kann.*

Dergleichen sinnstörende Druckfehler bittet man künftig vor dem Schreiben zu verbessern.

Digitized by Google

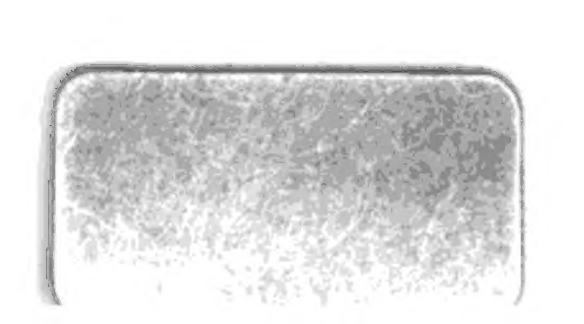
Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google